



Eine Frau

**Roman von
Hanka Grothendieck**

Eine Frau

Roman von Hanka Grothendieck

I	Matrix	5
II	Sich Gebären	51
III	Bereitung I	159
IV	Bereitung II	377
V	Die Übergabe	569
VI	Zu Berlin	691

Teil I

Matrix

Kapitel 1

Wenn das Kindermädchen mit den Kindern zurückkam vom Spaziergang im Park – Betty vorneweg mit ihren stakigen Beinen und ihrem Trudelreifen, das Baby im Kinderwagen und die zweijährige Lotti nebenher –, berichtete es manchmal, ganz aufgeblasen von Stolz: heute wären wieder zwei Damen vor Lotti stehengeblieben und hätten ausgerufen: “Gott, der süße kleine Junge! So ein Pummelchen! Und wie ernst er kuckt!”

Die Kleine war wie gewöhlich still neben der guten Nina einhergetrottet, ein besinnliches Äpfelchen; intensiv in Anspruch genommen von der warmen Luft auf ihren Ärmchen, von dem Kies, den sie durch die dünnen Sohlen fühlte, vom Leuchten der Blumen im Beet dort drüben – und vielleicht auch von irgendwelchen Gedanklein in ihrem kleinen Kopf. Jetzt hob sie den Blick zu den fremden Gestalten, die lächelnd vor ihr standen: mit der einen behandschuhten Hand zierlich die geraffte Masse des Kleides um die Schenkel spannend, daß all die Rüschchen und Volants in einer zartfarbigen Kaskade, sich verbreiternd, herabrauschten, und in der andern leicht das dünne Stöckchen des Sonnenschirms, der wie ein durchscheinender Seidenkorb das schleierumhüllte Gesicht mit den hochfrisierten Haaren und dem darauf nistenden Hütchen umrahmte.

Eines Tages geschah etwas Beängstigendes: die Erwachsenen hatten Angst. Angst vor etwas, das dick und drohend draußen vor den Fenstern hockte und hereinwollte. Darum wurden die Rolläden herabgelassen, in allen Zimmern, am hellen Tage.

“Warum tut ihr das, Nina?” – “Sie könnten uns in die Fenster schießen.”

Bis an die Gurgel angefüllt von einem erstickenden Bündel ratloser Bangigkeit ließ sie das verstörte Kindermädchen mit den andern klagen und raunen und verkroch sich in eine Ecke – dort, wo zu Weihnachten der Tannenbaum stand. – Hat sie Geschrei und Schüsse gehört, oder erzählte man es ihr später? – Und immer wieder diese unbekannten Worte: Aufruhr, Revolution —

Der kleine Bruder war kaum ein Jahr jünger als Lotti. Aber wie dumm er war! Und wie matschig! Wenn er nicht sofort tat, wie sie wollte, prügelte sie ihn ohne Erbarmen. Und Hansi stand da und plärrte und verstand vor Angst schon gar nicht mehr, was die Tyrannin von ihm wollte. – Dann stand die Mutter in der Tür und sah bekümmert auf ihren hilflosen kleinen Jungen und

ihr zorniges kleines Mädchen.

Onkel Fritz vergötterte die Gören. Eigentlich war er kein richtiger Onkel, sie nannten ihn bloß so, und sie liebten den lustigen Mann in der prächtigen Uniform sehr. Manchmal durften sie ihn in der Kommandantur besuchen. Dann präsentierte der Posten vor seinem Schilderhaus gravitatisch das Gewehr vor den zwei Stöpselchen von Kindern, und das Kindermädchen, das sie begleitet hatte, ließ sie allein hineingehen.

Die schmale, blasse Frau am Fenster, die mit trübem Lächeln den spielenden Kindern auf dem Teppich zusieht. Onkel Fritz kommt herein und legt seiner Frau leise die Hand auf den Scheitel. Und bei dieser stummen Geste durchdringt das kleine Mädchen ein unverstandenes Gefühl von Wehmut und Pein.

Der Kellner, der so offensichtlich eine große Rolle spielte, wenn der Vater nicht da war, und ganz wie er kommandierte (er verstand es nur nicht so gut, und die andern gehorchten ihm nicht so willig), hatte die Kleine eines Morgens in die Weinstube gerufen, mit geheimnisvoller Miene: er wolle ihr etwas zeigen. Dort setzte er sich in eine Nische, zog das Hosenbein bis zum Knie hoch und die Socke über den Stiefel hinab und zeigte der Kleinen die Haare, die er auf dem Bein hatte.

Und Lotti hockte vor ihm und sah mit einem Gemisch von Abscheu, Beklemmung und Faszination auf die schrecklichen schwarzen Haarkringel auf dem fleischigen, bleichen Stück Männerbein zwischen Hosenwulst und Socken-falten.

Da flog die Tür auf, und der Vater brach herein. Er sah das Kind gar nicht, das sich rasch erhob. Er sah auch nicht die hastige Geste seines Angestellten, mit der er das Hosenbein herabließ.

Wie sah der Vater aus – ! Das Hemd aufgerissen und ohne Kragen, die Haare zerraut, und die Augen flammten ohne Blick in dem kalkweißen Gesicht.

Lotti war indigniert: wie konnte ein Mensch – wie konnte ihr Vater sich in so einem Zustand zeigen!

Mit geballten Fäusten stürzte der Vater sich auf den Kellner. “Dieb – Betrüger!” – mit heiserer Stimme.

Lotti floh hinaus und sah nicht mehr, wie zwei robuste Männer in steifen Hüten den Kellner fortführten.

Als Johannes Schwerin – Erbbauer, Erbkrugwirt, Erbschmied – merkte, daß er alt wurde, ließ er sich sein Altenteil bauen und überließ seinem ältesten Sohn den Hof und das ganze Anwesen.

Die Backsteine und Dachziegel zu diesem Haus wurden in seiner Ziegelei gebrannt und der Kies für den Mörtel aus seinen Kiesgruben geholt. Er ließ das Haus geräumig bauen, damit seine Enkel – deren er schon einige hatte und noch mehr erwartete – mit ihren Müttern in den Ferien bei ihm leben konnten. In den vorigen Jahren waren sie noch zu klein gewesen. Es wäre auch nicht recht Platz für sie gewesen in dem alten Haus; der alte Schwerin hätte nie geduldet, daß die Mägde woanders als im Wohnhause schliefen,

das gehörte sich nicht. (Und er war stolz wie auf einen persönlichen Ehrentitel darauf, daß während seiner dreißig Jahre auf dem Hofe nicht *eine* Magd ein uneheliches Kind gekriegt hatte.)

Nun aber konnten sie kommen, die Enkelkinder.

Und sie kamen.

Als erste kam seine Tochter Anna mit ihren dreien.

In den ersten Jahren hatte es geschienen, als hätte sie so eine gute Heirat gemacht, und dieser Babendeerde schien auch ein tüchtiger Mann zu sein. Und außerdem: ein Witwer mit einem Kind, das macht immer so einen Eindruck von Gesetztheit. Und dann nach einigen Jahren – der geschäftliche Zusammenbruch; von heute auf morgen. Die ganze schöne Mitgift war mit draufgegangen.

Johanna Schwerin wollte gerecht sein: ganz zu verurteilen war der Babendeerde vielleicht nicht. Hätte er einen ehrlichen Menschen als Vertreter gefunden, so hätte ja alles gutgehen können. Aber das war es eben: ein gesunder Mann überläßt seine Arbeit nicht einem Angestellten. Hätte er, Johannes Schwerin, hätten seine Väter nicht ihre ganze Manneskraft dem Hof gegeben, dann hätte er nicht seine übrigen vier Söhne auszahlen können, damit sie sich in der Stadt ein Geschäft gründeten, und den Hof dennoch ungeschmälert und nur leicht belastet dem Ältesten übergeben.

Aber hat man, Gottsdonner, je so etwas gehört: ein Mann, der Frau und Kinder zu versorgen hat und zu Rennen fährt wie ein Graf oder Fürstensohn? Sowas kann kein gutes Ende nehmen.

Und nun hatte sein Anning gar noch angefangen zu kränkeln.

Der alte Schwerin und seine Frau hatten manche bittere Sorgenstunde wegen der unvorhergesehenen Schicksalswendung im Leben ihrer verheirateten Tochter. Sie drehten und wendeten immer noch einmal alles, wie es gewesen und wie es gekommen, und fragten sich, ob sie nicht doch Unrecht getan hatten, die Einwilligung zu dieser Heirat zu geben. Daß sie unbedingt nötig werden würde, hatten sie ja damals nicht geahnt!

Das stand fest: ein Mann, der seine Braut nicht respektiert, darauf war nicht zu bauen.

Als die Geburtsanzeige sieben Monate nach der Hochzeit eintraf – das war ein harter Schlag gewesen für die Alten. Und da mußten sie doch auf ihre alten Tage noch den Nachbarn und den Freunden in die Augen lügen und von Frühgeburt erzählen. Aber man wollte sich und die Seinen nicht in den Mund der Leute bringen. Dennoch – vor ihren Eltern und vor ihrem Gewissen – da blieb doch die Schande.

Und so ein gutes, gesetztes, verlässliches Mädchen war sie gewesen. Mit neunzehn Jahren hatte sie schon einem großen Gutshaushalt vorgestanden, alle von den Melkerinnen bis zu den Zimmermädchen dirigiert, so umsichtig, daß die erfahrenste und krittligste Person ihr da nichts vorzumachen gefunden hätte. Der Alte war stolz gewesen auf sein Anning.

Aber eine Bauerntochter sollte nicht in die Stadt gehen, das hatte er immer gewußt. Und da fühlte er sich schuldig, daß er sich hatte von dem verlockenden Angebot blenden lassen, das sein Nachbar Jürgensen ihm von seinem Schwager überbracht hatte. Ja, es war ganz einfach seine Hoffart gewesen; es schmeichelte ihm, daß die Tüchtigkeit seiner Tochter so weithin bekannt wurde: da war sie tief unten in Bayern auf diesem Gutshof, und ein Hotelier in Hamburg wollte sie so unbedingt als Wirtschafterin haben, daß er ihr ein über die Maßen hohes Angebot machte. Das hatte er gut begriffen, Jürgensens Schwager: natürlich fuhr er selbst am besten, wenn er ein noch so hohes Gehalt zahlte,

aber sicher war, daß er jemanden hatte, der ehrlich seine Interessen wahrnahm und nie auf den Gedanken kommen würde, in die eigene Tasche zu arbeiten.

Und der Mann hatte auch zu der Heirat mit seinem jüngeren Kollegen geraten. “Wenn er sich auch dabei ins eigene Fleisch schnitte,” hatte er gesagt, “aber was Recht ist, muß Recht bleiben. Dieser Babendeerde, der versteht seine Sache aus dem Effeß. Und solide und ernsthaft.”

Solide und ernsthaft – ! Da soll doch gleich –

Aber da fing es immer noch nicht an. Daß er überhaupt zugegeben hatte, daß seine Tochter Geld verdienen ging – das war es. Als ob sie es nötig gehabt hätten! Aber mit ihrer ruhigen Stetigkeit hatte sie immer wieder so besonnen ihre Gründe angeführt...

Else, ja, die war zu Haus geblieben und war ihrer Mutter an die Hand gegangen. Und erst als sie mit ihren dummen Heiratsgedanken kam, mit diesem Habenicht, und der Alte eiserne seine Zusage verweigerte, da hatte sie sich auch eine Stellung gesucht. Es kam weder dem Vater noch der Tochter in den Sinn, daß sie, da sie mündig war, hätte nach ihrem Kopf handeln können. – Else war ein gutes Mädchen, ohne Frage. Aber sie sah doch immer hübsch auf ihre Bequemlichkeit (ein Grund mehr für den Alten, sie nie anderswohin als auf einen soliden alten Hof zu geben!) und war zu einem kränklich alten Herrn als Haushälterin gegangen. Da war sein Ansehen von einem andern Schlag, die fühlte sich bloß wohl, wenn sie tüchtig was zu leisten hatte.

Der alte Schwerin hatte auch, weiß Gott, an seinen Töchtern nichts gespart. Jahrelang hatte der Schullehrer ihnen Privatstunden gegeben, damit sie besser gebildet seien, als es in den zwei Klassenräumen der Dorfschule möglich war. Und die Frau des Schullehrers hatte ihnen feine Handarbeiten beigebracht. Das alles hatte ein ganz schönes Stück Geld gekostet. Aber Hannes Schwerin hatte es ja. Für die Jungen fand er den regulären Schulunterricht genügend; die mußten sich durch ihre Tüchtigkeit in der Welt durchsetzen, was brauchten sie da Gelehrsamkeit und schöne Künste. Aber wenn seine Töchter ihm zu Weihnachten bunt bestickte Pantoffeln schenkten, mit so feinen zierlichen Stichen wie winzigste Perlen, und wenn Grabow vor ihm und dem Herrn Pastor ein Examen seiner Töchter abhielt und sie so gut auf alles zu antworten wußten, dann fühlte er, daß seine zwei Mädchen doch erst so recht der Ziergarten waren, der seine breithingestreckte, derbe und nahrhafte Bauernbehäbigkeit schmückte.

Und jetzt hatte nicht die eine und nicht die andere das gefunden, was die Eltern für sie gewünscht und eigentlich auch erwartet hatten.

Ach ja, so war es schon: ein jeder hatte sein Kreuz zu tragen. Wie sollte wohl er davon verschont bleiben? Da stand der schöne alte Hof mit all seinen Nebenbetrieben, und er konnte sich nach des Lebens Last und Mühen behaglich zur Ruhe setzen. Aber gerade seine Anna, von allen Kindern ihm die Liebste, und die von Vater und Mutter die besten Anlagen geerbt hatte – um die mußte er sich jetzt graue Haare wachsen lassen.

Aber er grollte ihr nicht mehr. Jahrelang hatte er das Unrecht, das sie sich und den Eltern angetan, nicht verwinden können. Erst als das Unglück über sie hereinbrach, wurde er andern Sinnes. Da wußte er, daß Gott sie jetzt für ihren Fehltritt gestraft hatte und daß er, der Vater, ihr darum nicht mehr gram sein brauchte, sondern ihr mit seiner Liebe zur Seite stehen mußte.

Und sie stand treu zu ihrem Mann und ließ nichts Schlechtes auf ihn kommen. Das gefiel dem Alten auch wieder.

Wenigstens würde sie jetzt für ein paar Wochen mit den Kindern zu ihm kommen.

Und sie sollte es gut haben zu Hause.

Wenn Anna Babendeerde mit ihren Kindern in den Ferien zum Großvater fuhr, war das immer eine aufregende Sache. Sie konnte nicht wie die Schwägerinnen im Schnellzug fahren und ihr Gepäck aufgeben. Aber dann gelang es ihrem Mann doch jedesmal, ihr einen Sitzplatz in der 4. Klasse zu erobern, und mit seiner selbstsicheren Zuvorkommenheit hatte der schöne, imposante Mann es leicht bei der größtenteils weiblichen Reisegesellschaft, fremde Gepäckstücke so zu rücken, daß er auch die Kinder auf dem großen Reisekorb in ihrer Nähe unterbringen konnte.

Es war eine lange Reise unter der drückenden Julihitze. Als Anna Babendeerde sie das erste Mal unternahm, fragte sie sich ängstlich, wie sie nur beim Umsteigen auf dem Kleinstadtbahnhof fertig werden solle, mit all dem Gepäck; es wäre ein Wunder, wenn sie da einen Träger finden würde.

Die Stunden zogen sich hin wie ein zäher, sachte schmorender Teig. Als der Balken tanzender Sonnenstäubchen schon fast wagerecht durch den Wagen ging, saßen die Kinder müde, wie verwelkt auf ihrem schütternden Reisekorb und starrten mit verstaubten Augen und schwirrendem Kopf durch das trenkelnde Fenster, wo die Telegrafentangen unermüdlich Auf- und Abstriche über die wechselnde Landschaft zogen.

Und dann fanden sie auf dem gefürchteten Kleinstadtbahnhof den Großvater, der ihnen entgegengefahren war.

Als Anna die stämmige Gestalt des Vaters auf den leeren, sonnigen Bahnsteig gepflanzt sah, verstand sie, daß er ihr auch anders entgegengekommen war und daß jetzt alles wieder gut war.

Wie schön und aufrecht er sich noch immer hielt! Und kaum ein grauer Faden in dem braunen Spatenbart. Eine zärtliche Liebe zu diesem Vater, der immer die kraftvolle Geradheit für sie verkörpert hatte, zitterte in ihr auf.

“Na, min Döchting – da bist du nun.”

“Min Vating!”

Er hielt sie so fest und kräftig in seinen Armen wie damals, als sie nach der Hochzeit Abschied von dem alten Familienhaus genommen hatte. Aber das schnürende Bewußtsein der verheimlichten Schuld, das sie damals die Umarmung des Vaters als erstohlen empfinden ließ, schmolz in dieser zu dem dankbaren friedvollen Gefühl, wieder nach Hause gekommen zu sein.

Gutmütig klopfte er ihr auf den Rücken, denn er merkte auch in sich die Rührung groß werden: “Is jo allens good, min Deern –”, und machte sich mit dem Gepäck zu schaffen.

Für die Kinder, die in diesen Jahren in der großen Stadt mehrmaligen Wohnungswechsel durchzumachen hatten, war Großvaters Haus und das kleine Dorf Steenbeek die Heimat: das Stetige, Unwandelbare.

“Angekommen” fühlten sie sich und mit einemmal entbürdet und neubelebt, wenn sie unter den langen abendlichen Schatten der alten Kastanienbäume traten, bei denen der Garten begann. Das Bild der Großmutter blieb ihnen für immer *so* gegenwärtig: wie sie auf der Schwelle ihnen entgegensah und dann die Gartenpforte weit auftrat: stattdlich, behäbig, in einem zeitlosen schwarzen Seidenkleid, glänzend wie ein Spiegel, mit engen Ärmeln, straffem Mieder und einem weiten Rock; und auf dem glatten ergrauenden Scheitel das winzige Altfrauenhäubchen, alltags schwarz, feiertags weiß: Rüschen,

Spitzen und schmale lila Samtbänder. Das gute, festgefügte Gesicht lächelte vor Freude und Wohlwollen mit all seinen Fältchen, wenn sie nach den Umarmungen die Enkel in die dämmerige, getäfelte Diele führte, in der sie nun einige Wochen lang ihre Mahlzeiten einnehmen sollten. Der immergleiche Duft in der kühlen Diele war ein endgültiger Willkomm: nach Großmutters Lavendel, Großvaters Rock, Großmutters Bohnerwachs und Marmeladegläsern, Großvaters Pfeifentabak und allem, was das leichtgeöffnete Fenster aus Garten und Feldern hereinließ.

Und dann begann das immer gleiche, immer neue Ferienleben.

Das leise Wiegen der Felder unter dem Wabern der sonnegesättigten Luft. Die flammenden Kleckse des Mohns im gelbenden Korn, die starren, dunklen Sterne der Kornblumen und die adrette Klarheit der Margeriten. Die unzähligen Sträube, von denen die kleinen Mädchen immer die Hände vollhatten; und wenn Großmutter keine Vase mehr hatte, suchte sie geduldig Biergläser und braune Butterkrüglein heraus. – Die Möhren, die die Kinder in den Feldern auszogen und wie süße, erfrischende Bonbons verknabberten, so daß Großmutter bei Tisch ein wenig schelten mußte: man darf sich nicht so mit rohem Zeug anfüllen, daß nachher kein rechtes, nahrhaftes Essen mehr Platz hat. – Die Herrlichkeiten der flimmernden Kiesgruben: fast jedes Steinchen war ein Feenpalast mit glänzenden schwarzen Goldgalerien, in dem sich endlose Märchen abspielten. Und niemals waren Taschentuch und Kleidertäschchen groß genug, um die allerschönsten, die sich in die Hände drängten, mit nach Haus zu nehmen. Manchmal ging es gar nicht anders, und Lotti mußte ächzend auch die kunstfertig vollgepackte Armbeuge heimschleppen. Am Feriende gab es immer das gleiche tränenvolle Drama: ungerührt leerte Mutter die steinevollen Koffer, und nur ein Säckchen voll durfte Lotti aussuchen zum Mitnehmen. Aber wenn sie dann die Auswahl getroffen hatte, war es gerade in der entgegengesetzten Proportion: “ein Säckchen voll” erwies sich als das Häuflein der Steine, von denen man sich allenfalls hätte trennen können. Nein, Lotti konnte nicht einsehen, daß all die dummen Wäschestücke... Ach, die Mutter verstand auch gar nichts!

– Doch, sie verstand manches, die Mutter.

Nachmittags ging sie häufig mit den Kindern – den ihren und denen der Schwägerin – ins Holz. Hier draußen war es Lotti egal, wenn die Mutter sich alle hundert Meter auf dem Klappstuhl ausruhen mußte; in der Stadt schämte sich das törichte kleine Mädchen unter den neugierigen Blicken der endlos Vorübergehenden. Dann saß die Mutter am Waldrand auf dem Klappstuhl, das ernste Gesicht der hitzezitternden Ferne zugewandt; die Kinder zogen allmählich spielend davon, und Lotti, die ein wenig älter war als sie alle, verlor sich gern allein im Wald, um Himbeeren zu suchen und sie dann mit der immer gleich überraschten Mutter zu verzehren. Dann wurde ihr in der rauschenden Stille, in dem warmen Kiefernduft ganz feierlich zumut. Und wenn sie zur Mutter zurückkehrte, sah sie auf ihrem stillen Gesicht dieselbe Feierlichkeit. Ihr kleines Mädchen lehnte sich an sie, und die Mutter sagte, ganz glücklich: “Hörst Du, wie es in den Wipfeln rauscht? Ach – das ist doch die schönste Musik!” Und jetzt erst hörte die Kleine bewußt, was sie so sonntäglich erhoben hatte: immer kam es wie mächtige Atemzüge von ferne her, rauschte näher und immer näher, griff in die Wipfel über ihr und orgelte weiter; und schon kam von weither wieder ein neues Atemholen, schwoll über ihr und zog hinab...

Viele Jahre später, als Charlotte, eine alternde Frau, an einem trüben Wintertag aus dem französischen Konzentrationslager entlassen wurde und bei ihrem ersten Gang ins Leben dies Kiefernrauschen vernahm – da fand sie sich plötzlich wieder, ein kleines

Mädchen, an den Arm der Mutter geschmiegt, schaute über das in der Sonne reifende Land und lauschte "der schönsten Musik". Und sie setzte sich hin auf die feuchte Wintererde und weinte bitterlich, dieser in allen Feuern gehärtete Mensch.

Die Mutter spürte auch dieselbe Beklemmung wie Lotti, wenn das hektische Puffen der Dreschmaschine begann. Wie schön war der Dreiklang der Dreschflügel gewesen! Den hatte Lotti noch nie gehört; dennoch fühlte sie sich jedesmal beängstigt: dieser häßliche Lärm in dem friedvollen Sommerland und das riesige Knäuel von erstickendem Staub und hitziger, mißtönender Geschäftigkeit. Für Tage verbannte einen das aus der duftenden Kühle der riesigen Scheune, und selbst die Kühe zu besuchen, die abends in stattlicher Reihe in den reinlichen Stall zogen, verleidete einem das drohende Getöse.

Immer bedauerte auch die Mutter, daß jetzt auf den Feldern ihres Bruders kein Sendengeln mehr zu hören war. Lotti fand jedoch, daß Onkel Paul sehr imposant aussah vor dem glühendblauen Himmel, hinter dem Paar glänzender Pferde; wie er so gelassen auf seiner zitternden Maschine saß, die mit gewaltsamen Armen, eine Last um die andere, die hochmütig sich wiegenden Halme ergriff, an sich preßte und als demütig glatte Garben auf den Boden legte.

Die ersten Jahre, ehe diese Maschine auftauchte, durften die Kinder manchmal den Schnittern die Vesper aufs Feld bringen: die schweren, bauchigen braunen Steinkrüge voll kochenden Kaffees ("Hitt verdrift Hitt") und riesige, kernige Scheiben selbstgebackenen Brotes mit Butter und Mettwurst. Beim Herannahen der Kinder ging die ganze Reihe der Arbeitenden langsam dem Knick am Feldsaum zu, und da ruhten sie dann im Schatten: die stämmigen Männer, dunkelbraun in den weißen, durchgeschwitzten Hemden, kräftigen gesunden Geruch ausströmend; die Frauen mit festen nackten Beinen unter den geschürzten Faltenröcken, und die glühenden Gesichter ganz jung im Schatten der kleidsamen weißen Leinenschuten.

Immer einmal gab es auch Große Wäsche. Das begann eher ungemütlich: aus der offenen Tür des Waschhauses, das von Großmutter's Blumengarten nur durch einige Meter niedergetretener Grasnarbe entfernt war, quollen unablässig dichte Dampfschwaden. Die Mägde standen vom grauenden Morgen an über ihre dampfenden Tröge gebeugt, schwatzend und singend, und ihre Gestalten schienen im dicken Qualm zu schwanken. Immer neue Lasten triefender Wäsche, immer neue Wolken erstickenden Dampfes zogen sie aus dem riesigen eingebauten Kessel, um den das Holzfeuer sein hohles und eiliges Lied schnurrte. Nachmittags wurde dann ein Pferd vor eine grobe Holzschleife gespannt, die mit übervollen Wäschekörben, einer am andern, beladen wurde, und es ging zur Beek, zum Spülen. Vorneweg pfeifend der Knecht, hinterdrein die Mägde, einen Arm in die Hüfte gestemmt, geruhsam plaudernd; dann gesellte Lotti sich gern zu ihnen. Herrlich war es, unter den Weiden zu knien, im frischen Atem des Wassers, und ein blinkweißes Wäschestück ums andere in der klaren, raschen Beek zu spülen. Aber einmal entriß es ihr ein Handtuch, es floß unwiederbringlich davon –. Lotti war starr vor Schreck: die Mägde hatten sie *so* gewarnt! Aber schon war der Knecht dem Ausreißer nachgesprungen, drei Schritte am Bach entlang und dann hinein, daß das Wasser hell um die Hosenbeine spritzte; und mit dankbarer Bewunderung nahm Lotti das triefende Stück aus der Hand des triefenden Retters entgegen.

Schön war das Baden in der Beek. Im sinkenden Abend gingen die Kinder durch die saftige Wiese, vorbei an ruhenden Kühen; das letzte Stück mußten sie bei dem leicht vermoorten Grund bedächtig von einem Graspolster auf ein anderes treten. Die Frösche

begannen zu klagen, am Himmelsrand glühte das offene Tor, in das die Sonne eingegangen war in ihrer Herrlichkeit, und die Luft war so klar und weich in ihrer schweigenden Erwartung der Nacht, daß die hellen Kinderstimmen unbeweglich in ihr zu schweben schienen.

Es wurde Lotti kaum bewußt, daß sie eigentlich sehr viel allein war. Sie stolchte und tollte zuzeiten fröhlich mit der Schar der Vettern und Kusinen, aber immer wieder ergab es sich ganz von selbst, daß sie ihre eigenen Wege ging. Es war ein Wunder, daß bei soviel Alleinsein die Kleine nie auf die Idee kam, sich heimlichen Spielen hinzugeben oder einen Vetter, eine Kusine einzuweihen. Trotzdem sie oft zu zweit oder zu mehreren in Heuhaufen herumwuselten oder in der halbdunklen Scheune bei schwindelnden Gleitfahrten übereinanderpurzelten. Selbst mit den Kusinen aus Z. ^[1], die auch häufig zu den Großeltern kamen und mit denen schon früh ein schlimmes Geheimnis sie verband, geschah hier nichts dergleichen. – Es war wohl, so abgeschmackt es auch klingen mag, das gesunde Leben in der freien Natur, das es dazu nicht kommen ließ.

Aber daß Tante Grete – Onkel Pauls Frau, die drüben im alten Haus regierte – im Namen sämtlicher sich respektierender Bauerngeschlechter verbot, mit Tagelöhnerskindern zu spielen! Für die Jungens war es egal, aber ein Mädchen mußte “auf seinen Stand halten”. – Lotti war dem Kind irgendwo im Feld begegnet; es war von ihrem Alter und ein nettes, freundliches Mädchen. Tante Gretes Töchterchen war einige Jahre jünger und ein bißchen dümmlich. Bevor Lottis Verstoß gegen die Kastengesetze herauskam, hatte sie eines Sonntagnachmittags ihre neue Freundin besucht. Sie wohnte in der Reihe engbrüstiger, säuberlicher Häuschen, die alle das gleiche sandige, versengte Vorgärtchen hatten. Als sie in das weißgekalkte Zimmer mit den kärglichen Möbeln eintrat, preßte eine jähe Beklemmung und wie ein unklares Schuldgefühl ihr das Herz zusammen. Zum erstenmal sah sie, daß Menschen so leben: zwischen Wänden wie die des immer blinksauberen Kuhstalls, und nur mit dem Allernotwendigsten an Tisch, Bank und Bett. Und erst als sie die Freundin ins Freie hinausgelockt hatte, wurde sie allmählich wieder unbefangen.

Ach, diese bauerliche Exklusivität! Die Jungens wären so gern barfuß gelaufen (für kleine Mädchen war das ohnehin undenkbar). Da sollte man aber mal Tante Grete hören! “Die Leute sollen wohl denken, wir könnten unsern Kindern nicht mehr Strümpf und Schuh bezahlen!” Und in solchen Dingen hatte Tante Grete nicht weniger zu sagen als die Großeltern und die Mutter. Sie war eine üppige, lebensvolle, tüchtige und rasche Frau; sie geriet außer sich bei dem bloßen Gedanken, daß die Leute was denken oder was reden könnten, oder daß man unter seinem Stand verkehren könnte.

Eine einzige Gelegenheit gab es, da alle im Dorf gleich waren: der Erntezug zum Festplatz im Musikantenwald. Da zog groß und klein fröhlich und schwitzend hinter der tutenden, blasenden Musikkapelle her, die Mädchen mit Kränzen im offenen, mit Zuckerwasser sorgfältig gelockten Haar, die Jungens mit dicken Sträußen am Rockaufschlag, auf ihren selbstgefertigten Flöten piepend. Die dudelnde Karussellmusik war so lange verlockend, als man einen Fünfer hatte, um stolz wie eine Prinzessin auf blankem Holzschimmel an der staunenden Mitwelt vorbeizukreisen. Wenn Lotti aber schließlich vergebens mit betonter Traurigkeit um Großvater und Onkel herumgestrichen war, die, schon wieder “mit ihresgleichen”, in der Waldschenke beim Bier saßen und gelegentlich kamen, um zu sehen, wie die Jugend sich beim Karussell vergnügte – dann wurde sie der bunten, billigen Auslagen in den paar Buden bald müde und begriff nicht die Ausdauer der andern, denen der Abend immer zu rasch über die lärmeschwirrenden Köpfe sank.

¹So abgekürzt im Original.

In dem ganzen kleinen Dorf gab es außer dem alten Schullehrer und seiner Frau nur zwei Familien, "mit denen man verkehren konnte", und da waren keine Kinder. Sonntags wurde häufig angespannt, und man fuhr über Land; zuerst zur Kirche, aß manchmal im schattigen Pfarrhaus zu Mittag, und fuhr dann weiter zu entfernt wohnenden "Ebenbürtigen" oder Verwandten. Die Fahrten waren wunderschön an der Seite der Mutter, die so glücklich die vertraute Landschaft genoß und den Geruch des knarrenden Lederzeugs und der wiegenden Pferdeleiber. Aber selbst wenn auf den besuchten Bauernhöfen Kinder waren, wußten die ebensowenig ihre Scheu zu überwinden wie Lotti; und meistens führte die Hausfrau nach der Kaffeetafel den schüchternen kleinen Gast zu den Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern des schattigen Gartens.

Gern ging Lotti zu dem alten Schullehrer, der immer neuen Generationen Rechnen, Lesen und Schreiben beibrachte, den Katechismus und ein wenig Geographie und vaterländische Geschichte. Seine kleine, zierliche Frau wirtschaftete so freundlich in dem efeuversponnenen Häuschen und ließ den goldklaren Honig aus den duftenden Waben rin- nen. Und der Alte, aufrecht und dürr, stand ruhig im Garten bei seinen Bienenstöcken, wie ein guter unbegreiflicher Zauberer, und schien freundschaftlich mit den Tierchen zu verkehren, die wie vertraut um seinen Kopf brummen.

Zauberhaft war auch die Spieluhr im Krug. Wenn an den langen Sommernachmittagen der Großvater gelassen durch die leere dämmerige Gaststube wanderte, ließ er sich gern ein wenig Gesellschaft von seinem Enkelkind gefallen und steckte einen Groschen um den andern in den Apparat. Und Lotti kam aus dem Staunen nicht heraus, wie diese große Metallscheibe mit den vielen aufgebogenen kleinen Zacken so viele verschiedene Lieder spielen konnte. Immer kamen die Töne ein wenig zögernd, melancholisch: – ding – ding – dingding – – dingding – – ding – .

Es war angenehm für den Alten, daß er nicht völlig in Nutzlosigkeit und Langeweile seine Tage hinbringen brauchte; dem Sohn war es nur recht, daß er den ganzen Tag auf den Feldern, in der Scheune, der Schmiede, der Ziegelei zubringen konnte und wußte, der Vater sah derweil in Krug und Laden nach dem Rechten. Der Laden war groß wie eine Schachtel; da es keine Konkurrenz gab, brauchte man sich keine großen Ausstattungs- kosten auferlegen. Aber er enthielt doch alles, dessen das Dörfchen bedurfte und das es nicht selbst herstellte: Zucker und Schmierseife, Salz und Stiefelwichse, Kaffee und Matjeshe- ringe, Briefpapier, Reis, Haarnadeln, Bindfaden, Kardamom und hundert Dinge noch; in dem schmalen Fenster standen sogar einige verstaubte Gläser mit leuchtend roten und grünen Bonbons.

Im Krug ließ sich tagsüber nur selten ein Gast blicken. Aber kein Schwerin hätte zugelassen ^[2], daß etwa seine Frau ein Glas Bier ausschenke, Gäste bediene. Und was sich für "de Fru" nicht schickte, das gehörte sich auch nicht für die Mägde, wenn auch aus anderem Grunde. Der Krug, das war Männersache.

Still und kühl was es in der geräumigen Gaststube, und die Fliegen summten ein- schläfernd an den Fenstern. Was mochte der Großvater nur gedacht haben, als Lotti sich eines Tages an das dünnbeinige Spinett setzte, das seine müden Tage zumeist ungestört in einer dunklen Ecke der Gaststube fristete, und anfang, "Klavier zu spielen" und gar dazu mit feierlicher Stimme zu singen? (Sie hatte schon so lange ihre ältere Halbschwe- ster Betty Klavier üben gehört und dies Können glühend bewundert; sie hätte viel lieber damit angefangen als mit der Schule. Aber als sie später "das Alter dafür hatte", war

²Im Original "zugegeben" statt "zugelassen".

das Klavier inzwischen verkauft worden.) Die Kleine war wie berauscht von den bunten dünnen Tönen, die gehorsam unter jedem lockeren Tastendruck hervorsprangen, und das Singen machte sich ganz von selbst dazu. Sie fand diese Musik herrlich schön und sich selbst außerordentlich interessant und über sich selbst hinausgehoben. Schließlich drehte sie sich mit einem Ruck herum und sagte, angefeuert: “Das ist eine Weihnachtsoper, ich habe sie selbst gehört.”

Das Wort war ihr ohne Nachdenken gekommen – es schien ihr das Großartigste zu bezeichnen, was es an Musik geben konnte: welche festliche Stimmung umschwebte die Großen, wenn sie sich dazu bereiteten, in die Oper zu gehen! Und dazu noch Weihnachten –

“So – so,” sagte der Großvater nur, völlig ernst. “Hmm.” Er war ein prächtiger alter Mann, und in seiner bäurischen Derbheit und Geradheit fand sich sogar ein Eckchen verständnisvoller, vielleicht humorvoller Duldung für diese kindliche Aufspielerei, in der er wohl vor allem die Spielerei erkannte.

Bei heftigen nächtlichen Gewittern wurden die Kinder geweckt, und im plinkernden Schein einer Kerze halfen die Mütter den schlaftrunken Taumelnden, ihre Kleider zu finden und sich anzuziehen. (Manchmal saß doch etwas komisch verquer.) In der Besten Stube saß Großmutter schon am Tisch, die große offene Bibel unter die Petroleumlampe gerückt, die Hände gefaltet im Schoß. Die Kinder bekamen jedes ein Gesangbuch oder ein Testament in die Hand, die Großen flüsterten bloß mit ihnen und nahmen auch jeder seine Bibel oder sein Psalmbuch.

Und da saßen sie nun zu dieser unbekannten Stunde, sahen die Blitze hinter den Fenstern flammen und hörten den himmlischen Donnerwagen über das bebende Dach rollen und seine gewaltigen Steine hinter dem Hause hinschmeißen.

Dies hätte vielleicht das Kind mit dauerndem Schrecken beeindrucken können. Aber es war so ein alter frommer Brauch, von dem mehr die Frömmigkeit geblieben war als die Angst, die ihn hervorgerufen. Die Großmutter saß so friedlich im Schimmer der Lampe, mit leise sich bewegenden Lippen, und schien ganz weit weg zu sein von dem Toben draußen. Und der Großvater, näher zum Fenster, sah noch gutmütiger aus als sonst mit seiner runden Brille, über die er zuweilen einen forschenden Blick auf die Enkelkinder warf. Es war eher eine ungewohnte Andachtstunde zur Ehre dessen, der Blitz und Donner, den Menschen und seine Ernten in Händen hält. Und nicht lange, da wurden dem Kinde die immer wechselnden bleichen Bilder im Fenster eine geheimnisvolle Zaubervwelt, die der Blitz sekundenlang aus dem Dunkel stanzte, und die Stimme des Donners griff tief hinein in seine kleine Seele. ^[3]

³Im Original “kleine” in eckigen Klammern.

Kapitel 2

Allmählich, im Lauf dieser Besuche, gelang es Anna Babendeerde mit ihrer ruhigen, besonnenen Art, die Eltern milder zu stimmen im Urteil über ihren Mann. Die Alten wußten einen Mann zu schätzen, der nach einem Schiffbruch, und wenn er selbstverschuldet war – aber sind wir nicht allzumal Sünder? –, unverdrossen dran arbeitete, sein Lebensschiff wieder flottzukriegen. Und daß er nicht zu stolz war, “unter seinem Stand” zu arbeiten, das imponierte ihnen sehr; gerade bei diesem Mann, der erst zu hoch hinaus gewollt. Aber mit ängstlichem Stolz verheimlichte Anna, wie schlecht es ihnen zuzeiten ging. Und niemals, auch nicht in den schlimmsten Zeiten nicht, bat sie ihre Eltern um Hilfe. Es war der Stolz für ihren Mann, der sie schweigen hieß. Auch wie sehr krank sie gewesen war, hatte sie ihre Eltern niemals wissen lassen.

Daß sie noch immer leidend war und die Ärzte keine große Hoffnung auf Besserung gaben – das war eine schwere Prüfung für die tätige Frau. Die Ehe war ihr wohl nicht bekommen, wie so manchen. Nicht daß ihr Mann sie krank gemacht hätte – um Gotteswillen! Er war der solideste, ehrenhafteste Mann, den eine Frau sich wünschen konnte.

Anna Babendeerde hatte überhaupt recht unklare Vorstellungen über “die Ehe”. Die Schwägerinnen erzählten so allerlei. Und sie sah selbst, daß manche Frauen, die blühende, kerngesunde Mädchen gewesen waren, nach wenigen Ehejahren anfangen zu kränkeln, “mit den Nerven zu tun hatten”. Bei ihr war es das Herz. Vielleicht waren es die zwei ersten Geburten rasch nacheinander, und dazu die aufreibende Leitung des großen Hotelbetriebes. Noch jetzt aber wollte Anna Babendeerde nicht zugeben, nicht einmal vor sich selbst, daß hier ihren Mann einige Schuld treffen könnte. Sie wußte: er hatte zu sehr den großen Herrn gespielt, sich zu wenig um das Hotel gekümmert – aber er hatte doch für die Arbeit, die auf ihm lag, diesen unsympathischen Kellner als Vertreter eingesetzt, wenn er abwesend war. Er hätte nicht gewollt, und hatte nicht gewußt, daß seine Frau ein schweres Übermaß an Arbeit auf sich genommen hatte, weil sie dem Kerl nicht traute. Und doch nichts verhindern hatte können.

Anna Babendeerde war längst nicht mehr blind verliebt in ihren Mann. Sie sah klar, daß der geschäftliche Zusammenbruch zum großen Teil seine Schuld war. Seine Schuld – weil er den andern zu sehr vertraute, bei ihnen die eigene makellose Ehrenhaftigkeit voraussetzte. Dennoch – seine Schuld. Aber ihre Krankheit – nein, die konnte sie ihm nicht aufs Konto setzen.

Wieviel hatte diese Krankheit schon verschlungen! Selbst in den damaligen Verhältnissen wären diese Ausgaben ins Gewicht gefallen: die Monate in der teuren Privatklinik, später noch die lange Zeit zum Elektrisieren fahren, die Massagen, und die verordne-

te tägliche Spazierfahrt; sie hatte ja jahrelang kaum einen Schritt gehen können. Aber nach der Katastrophe, als ihr Mann eine ewig spannkraftige Gefährtin gebraucht hätte, um sich wieder hochzuarbeiten, da waren diese Ausgaben eine manchmal kaum tragbare Belastung. Die Wirtschaft am Fischmarkt, mit der er es anfangs versuchte, hatte nur bescheidene Einkünfte ergeben, da er sie so ganz allein auf den Armen hatte. Jetzt hätte es anders sein können, aber mit dem ungeschickten Pachtvertrag... Jeder andere hätte glänzend dagestanden mit den Einnahmen aus dem vielbesuchten Gartenrestaurant. War es zu glauben, daß sie trotzdem nie über den Winter hinwegkamen, trotz all ihrer Sparsamkeit, und daß ihr Mann immer noch Arbeit als Lohnkellner annehmen mußte im Winter?

Aber er wollte nie davon hören, wenn seine Frau ihm klarzumachen versuchte, daß dieser Pachtvertrag etwas ganz und gar Unvernünftiges sei. Nach der Heftigkeit, mit der er jede sachliche Besprechung ablehnte – “Ich kann nicht der Witwe meines Freundes die Haut vom Leibe ziehen!” –, war fast zu glauben, daß er seiner Dummheit schon selbst bewußt geworden sei. Aber seit er einmal brutal hinzugefügt hatte: “Weil meine Frau mir zu teure Arztrechnungen auf den Hals hängt,” hatte sie geschwiegen.

Daß sie aber immer im Winter besonders krank sein mußte. Gut war es ja, daß sie jetzt doch schon wenigstens im Sommer für die Sonntage hinausfahren konnte; da hatte ihr Mann dann wenigstens jemand Verlässliches an der Kasse. Nur sie wußte, welchen Aufwand von Energie es verlangte, den ganzen Tag bis in die Morgenstunden hinter dem Büffet zu sitzen, Augen und Ohren voll von dem Gewühl und dem Trubel des menschenvollen Saals, und das Hirn klar zu behalten, über die ankriechende Schwäche hinweg, für die rasend sich kreuzenden Schreie der Kellner, das Scheppern der Zahlmarken und die blitzschnellen Umrechnungen. Die Woche genügte immer gerade, um die tiefe Erschöpfung zu überwinden und dann die sinkenden Kräfte neu zu spannen für die erneute Überanstrengung.

Und doch waren die Sommer eine gute Zeit. Für die Hausarbeit konnte sie sich eine Hilfe halten. Freilich mußte sie allein ihre Kinder regieren, das war nicht immer leicht. Sie wollte nicht ihren Mann, der nur einmal alle acht oder vierzehn Tage für einen Abend und eine Nacht nach Haus kam, als Urteilsvollstrecker benutzen. Zum Ausklopfer griff sie nur selten, und von ihrer Hand waren die Schläge sicher nicht sehr hart. Der kleine Peter nahm seine Schläge meistens recht stoisch hin, als unausweichlich und vielleicht auch als verdient. Hans dagegen hatte es bald heraus, daß jedes Ausholen für die Mutter eine bittere Pflicht war, und der schlaue kleine Bengel schrie schon bei den ersten Schlägen herzerreißend: “Mutti, Mutti, ich will es auch nicht wieder tun!” Diese rasche Reue hielt den strafenden Arm nicht sofort auf, der Ritus der Verbüßung mußte erfüllt werden: wer seine Kinder lieb hat, der züchtigt sie; aber die Schläge fielen doch unversehens milder. Auch Lotti schrie gellend, aber es waren Schreie der Wut, der fassungslosen Empörung, mörderischer Revolte. Selbst wenn das Kind vor der Exekution schon sein kleines Vergehen eingesehen hatte – der erste Schlag löschte das alles aus, warf mit einemmal das Maß der Dinge herum. Es war nicht der körperliche Schmerz; es war die brutale, beziehungslose Beleidigung seines Stolzes, seiner Scham, der entehrende Eingriff in eine persönliche Unantastbarkeit. Eine Vergewaltigung, die die Großen den Kindern zufügten, weil sie schwächer waren und sich nicht wehren konnten.

Noch Stunden nachher blieb das Kind in seinem wilden, finsternen Aufruhr. Und wenn es endlich, besiegt nur von dem festen, schweigenden Willen der Mutter, die den Sünder von sich abschloß, das zur Versöhnung unerläßliche “Ich will es auch nicht wieder tun!”

über die Lippen brachte, so geschah es widerwillig und mit dem Bewußtsein, sich heuchlerisch zu demütigen, weil ein Kind nicht leben kann, ohne mit seiner Mutter in Frieden zu sein.

Aber von alledem ahnte die Mutter nichts. Sie liebte und erzog ihre Kinder, wie sie es verstand und wie es überall gehalten wurde, und der sichtbare Erfolg schien der altbewährten Erziehungsmethode recht zu geben. So konnte sie mit ihrem Gewissen in Frieden leben und ungetrübt die Freuden genießen, die die Kinder bei aller Plage doch auch mit sich bringen.

Und an den Abenden, wenn das Klingelsignal ihres Mannes und sein melodischer Pfiff einen frohen Alarm durch die Wohnung sandte – die Kinder stürzten und trudelten mit jauchzendem Gelärm die Treppe hinunter, hängten sich dem Vater an Hals und Beine, und so stieg er zu ihr hinauf, glücklich, strahlend, beladen mit den schönen Früchten ihres gemeinsamen Lebens. Dann war er ein ganz anderer als in den schweren, dunklen, bedrückenden Wintermonaten: der liebende Gast, der einen Sommerabend mit Freude und Belebung füllt, und die atmende, vertraute Nähe einer Nacht.

Schwer waren die Winter für die Familie Babendeerde.

Den Kindern mangelte nichts: sattessen konnten sie sich immer. Sie hatten des Morgens ihre Brötchen zur Milch, so kunstvoll aufgeschnitten, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, man hätte noch was draufstreichen können. Häufig war es der Vater, der ihnen das Frühstück vorsetzte. Manche Wochen hindurch mußte er überhaupt das Essen kochen, wenn die Mutter das Bett nicht verlassen konnte. Dieser Arbeit entledigte er sich mit Geschick und Sorgfalt, und sie gefiel ihm sogar. Nur den Besen schwingen, das wollte er nicht; er verstand es auch nicht recht, und er hätte es nicht ertragen, in einer vernachlässigten Wohnung zu leben. Man tat, was man konnte, man erniedrigte sich zum Lohnkellner, aber man durfte nicht so weit sinken, um im Dreck zu leben wie die Schweine. Gut, daß man diese gute Frau Pirnau hatte, so eine zuverlässige, ehrliche Frau! Sie schuftete wirklich in ihren zwei Stunden, als wenn es für sie selbst wäre.

Aber es war eine verzweiflungsvolle Aufgabe, immer die nötigen paar Pfennige zusammenzuverdienen. Lohnkellner – wenn er nur das Wort dachte, dann setzte er die Zähne so hart aufeinander, daß die Kiefer schmerzten. Damals, als er bei einer Privatgesellschaft zu servieren hatte, da hatte er zwei Herren erkannt, die vor ein paar Jahren sich zu ihm als einem Ebenbürtigen gesetzt hatten. Für einen Moment schien ihm der Lüster schwarz umwölkt, und das Tablett zitterte in seiner Hand (das feine, nervöse Klirren der Gläser würde er wohl nie vergessen); ein Kollege stieß ihn an, flüsterte: “Na, mach doch weiter!” Hatten sie ihn erkannt? Er setzte sich wieder in Bewegung, ging weiter um den Tisch herum, tat die gewohnten Dinge mit gewohnten Bewegungen; aber innen bohrte unerträglich die Scham des Deklassierten. Hatten sie ihn erkannt? Wenn ja, war es aus Takt oder aus Mißachtung, daß sie es nicht merken ließen? – An jenem Morgen war er nach Hause gekommen, ganz zerfressen von dem Gefühl unwiederbringlicher Erniedrigung, wie von einem Geschwür. Er schrie seine Frau an, wenn sie ihn nur ansprach. Konnte er ihr sagen, daß jedes an ihn gerichtete Wort war wie eine unerträgliche Berührung dieses Geschwürs?

Aber auch ohne so unvermutet alte Bekannte zu treffen – Lohnkellnerei ist ein bitteres Brot. Und ein vergiftetes Brot für einen, der Jahre hindurch seine eigenen Kellner gehabt hat. Wie anders die Füße schmerzten nach so einer Lohnkellner-Nacht, als seien sie tiefer verwundet, wieviel müder Rücken und Hirn waren, wie ausgeweidet. In seinem Hotel hatte er manchmal nicht weniger Stunden stattlich hinter dem Buffet gestanden, gemessen den

Restaurationssaal, den Großen und den Kleinen Saal, die Weinstube durchwandert, hatte auf alles seinen Blick gehabt; aber die Ermüdung war eine ganz andere gewesen. Die kernige, gesunde Ermüdung dessen, der Herr ist in seinem Reich.

Robert Babendeerde war ein jähzorniger Mann. (Mit 15 Jahren war er von zu Hause fortgerannt, weil er die brutale Willkür seines Vaters nicht ertragen konnte. Er war nicht der einzige von den elf Kindern, die des Vaters Jähzorn aus dem Hause getrieben hatte.) Schon immer war es für seine Nächsten schwer gewesen, mit ihm auszukommen. Sorgen, Not und Verbitterung machten es schlimmer. Es brauchte manchmal nur eines ganz unscheinbaren Anstoßes, um den angesammelten Groll zu entladen. Und was am schlimmsten war: einmal aus dem Gleichgewicht gerissen, brauchte er Tage, um wieder zurechtzufinden.

Die Kinder zitterten, wenn der Vater die alte Yachtmütze aufsetzte. Das war das Sturmzeichen in der Familie. Dann tobte er bei dem geringsten Anlaß und auch ohne Anlaß. Er warf die Türen, schmettete Geschirr zu Boden, schrie, durch die Zimmer rasend oder sich in der Küche einsperrend, sinnlose Monologe – zusammenhanglose Fetzen seiner Lebensnot. Immer schien die Mutter die Schuldige zu sein, immer richtete der Groll sich gegen die Mutter. Die Kinder verkrochen sich, aber die Mutter lag bleich in ihrem Bett, rang die Hände und horchte auf das Splittern des Geschirrs, und versuchte zu erraten, was nach dieser Katastrophe an Neuem gekauft werden müsse. Hilflös – hilflos fühlte sie sich, diesen rasenden Mann zu beschwichtigen, der in seinem verzweifelten Zorn sich selbst nicht mehr kannte und sich ebenso verwundete wie sie.

Niemals schlug er die Kinder, wenn er in diesem Zustand war. Selbst wenn sie es einmal waren, die unvermutet seine Wut entfesselt hatten. (Aber selbst in diesen Fällen warf er ja die Schuld auf die Mutter.) Er wußte wohl mit einem Rest von Vernunft, daß es dann entsetzlich sein würde.

Nach dem ersten Tag wilden Tobens zog er sich in ein lastendes, drohendes Schweigen zurück. Und wenn Frau und Kinder mit genügend Vorsicht "tot spielten" und auch sonst sich keine Gelegenheit bot zu neuem Ausbruch, konnten sie mit der nervenzerrenden dumpfen Atmosphäre davonkommen.

Regelmäßig stieg er dann auf den Boden und räumte auf in Mutters Truhen und Koffern. Der Gedanke, welches Recht er sich da anmaßte, brachte Lotti schon früh ganz besonders außer sich.

An dieser besonderen Entrüstung mochte das Entzücken teilhaben, das jeder Blick in diese Schätze in ihr hervorrief. Schon als sie ganz klein war – wenn sie die Mutter auf den Boden gehen sah, stahl sie sich ihr nach und war still wie ein Mäuschen, um nicht weggeschickt zu werden.

Die große, helle Eichentruhe, das war Mutters Wäscheschatz – langweilig. Sie wurde auch nur selten geöffnet. Als die Mutter sah, daß die Kleine sich für die gestickte Bettwäsche und die schweren, schimmernden Tischtücher nicht interessierte, mochte sie gedacht haben: Min Döchting, das kommt schon noch! Aber die schwarze Truhe, breit und tief wie ein Schrank – wie aus tausendundeiner Nacht kam da alles heraus. Schwere und hauchdünne Seide in allen Farben, die im Lauf der Jahre langsam brüchig wurde. Spitzen, wunderschöne Bänder mit eingewirkten Blumen, Taft und Samt und Straußenfedern und was noch. Eine verzauberte Welt. Was man in einem einzigen Stück breiten chatoyanten Seidenbandes alles sehen konnte!

Die kleineren Koffer enthielten altmodische Hüte, wohl alle Kleider, die die Mutter jemals getragen hatte, und einige Maskenkostüme, die dem Kind unerhört prächtig vorkamen. Aus diesen Koffern durften die Kinder manchmal schöpfen, wenn sie "Verkleiden" spielten. Das war eine immer neue Lust.

Und in alledem fing der Vater an aufzuräumen.

Stunden brachte er da oben zu. Und brachte immer eine schwere Last herunter, die er knurrend auf den Ascheimer warf. Wenn die Mutter nicht gerade zu Bett lag, wagte sie es, in einem unbemerkten Augenblick die Herrlichkeiten noch selbst auszusortieren und das allermeiste wieder hinaufzubringen.

Das nächste Mal wurden ganz andere Dinge vom Vater als überflüssig weggeworfen; Lotti wunderte sich und machte sich auch ihre kritischen Gedanken darüber.

Aber die Empörung grollte in dem kleinen Mädchen, wenn sie an den "ersten Tagen" die Mutter so ganz ohne Schuld terrorisiert sah. Manchmal, um die Gerechtigkeit in seinem Zorn zu unterstreichen, konnte der Vater, der soeben die Mutter entsetzlich angeschrien hatte, sich plötzlich ganz beherrscht zu einem der Kinder neigen und mit noch bebender Stimme, aber betont liebevoll etwas zu ihm sagen. Dann erstickte sie fast: diese Selbstgerechtigkeit in seiner Ungerechtigkeit!

Ein Bild vergaß Lotti nie: Es war der 24. Dezember, und seit Tagen herrschte Sturm im Haus. Die Kinder waren ratlos, bestürzt: was würde aus dem Weihnachtsfest werden, dem schönsten, liebevollsten Fest in ihrem Hause? Sie hatten, wie immer, Überraschungen vorbereitet. Sie hörten die grollende Stimme des Vaters, die flehende der Mutter. Dann stürzte sich der Vater aus dem Zimmer, zur Wohnungstür. Und die Mutter eilt ihm nach, streckt beschwörend die Hände aus, versucht ihn zu halten: "Friede – Friede auf Erden!" Diese Geste, dieser pathetische Aufschrei der sonst so beherrschten Frau erschütterten das Kind aufs tiefste. – "Ach was, Friede auf Erden!" – und krachend schlug die Wohnungstür hinter ihm ins Schloß.

Und dann – wie mochte es nur gekommen sein – gab es doch noch einen schönen Weihnachtsabend, ebenso froh und innig wie alle anderen für die Kinder; und für die Eltern wohl noch froher und inniger. Später, erwachsen, hatten die Kinder Gelegenheit zu erkennen, wie ernst es dem Vater mit der Liebesbotschaft der Weihnacht war.

Seit Jahren hatten die Kinder die Gewohnheit, schon Wochen vor dem Fest alles zu sparen, was sie Festliches ergattern konnten: die klebrigen Zugabebonbons, wenn sie beim Krämer einkauften; die Äpfel und die Kupferstücke, die sie von Nachbarinnen für kleine Dienste erhielten; die Groschen von Onkelbesuchen und die Schokolade, die die Tanten mitbrachten – die verschwand dann freilich erst in Mutters Kommodenschieblade und wurde ihnen rippenweise zugeteilt, aber wochenlang brachten die Kinder es meistens fertig, diese seltenen Leckerbissen "zu Weihnachten zu sparen". Die Jungens sündigten manchmal gegen das gemeinsame Gelübde, knabberten ihre Rippe an oder lutschten sie unversehens ganz auf. Nachher waren sie tief beschämt. Die Armen hatten es aber wohl schwerer als Lotti: von dem Moment an, wo sie sich vorgenommen hatte, "zu Weihnachten zu sparen", wurden ihr alle Leckerbissen gleichgültig wie Kieselsteine – sie war sonst eine schlimme Näscherin –, und sie hatte nicht wie die Brüder um jeden armen giftigroten Bonbon mit sich zu kämpfen.

Die Jungens spürten wohl, daß bei der älteren Schwester alles in absoluter Sicherheit war: immer war sie der Schatzmeister, und nie kam unter den Geschwistern, die sonst

nicht verträglicher waren als andere, der leiseste Zank darum auf. Im Gegenteil, Lotti terrorisierte die Brüder, bei besonders schlimmen Zerwürfnissen wegen anderer Dinge, mit der Drohung: "Nehmt Euer Gespartes für Weihnachten wieder zurück!" Damit kriegte sie sie windelweich. Aber auch ihr erschien das, als wenn sie den Weltuntergang dekretieren müsse. Denn das schien den Kindern der Ruin ihres schönsten Festes – das nur so schön sein konnte, weil sie auch ihren Teil dazu beitrugen.

Weihnachten: ja, das war der strahlende Lichterbaum, der einzigartige Duft und Schimmer, das waren Pfeffernüsse und Lebkuchen in Fülle, die Weihnachtsgans oder der Karpfen. Aber das war ebenso der Anblick der Eltern, die umschlungen in der Sofaecke saßen, den Widerschein aller Kerzen in den Augen, und die gerührt den kleinen Aufführungen der Kinder zusahen, die immer mit dem Ausschütten des Weihnachtsmann-Sackes endigten.

Die langen durchfrorenen Nachtstunden in der kalten Küche, in der die Kinder, verummmt und flüsternd, ihre Proben abhielten und schwierige Weihnachtsarbeiten machten! Die langen Beratungen, was mit dem gesparten Geld zu kaufen sei! Bestimmend war immer Lottis Meinung, und sie war die alleinige Einkäuferin. Und die Brüder waren immer begeistert von ihrer Wahl, ob es nun eine billige Nippessache war und ein Marzipanschweinchen, oder was Praktisches: ein hübscher Einsatz für den zerbrochenen in der Seifenschale auf Mutters Waschtisch und für den Vater ein patentierter Krawattenhalter.

Bei diesen Einkäufen trat bei dem sonst so in sich vergrabenen, unpraktischen kleinen Mädchen wohl das Bauernblut zutage: immer von neuem betrachtete sie die Auslagen und die Preise, verglich und überlegte mit zäher Gründlichkeit, wie der kleine Schatz am besten bis auf den letzten Pfennig anzuwenden sei. Sie konnte sogar ihre Schüchternheit überwinden, mit dem vor Tagen Gekauften zurückgehen und von der unfreundlichen, überlasteten Verkäuferin einen Umtausch verlangen. Aber es war schließlich alles immer über die Maßen prächtig, und die Kinder waren nicht weniger hochgestimmt von dem, was sie zu geben, als von dem, was sie zu erwarten hatten.

Und nun war wieder einmal kurz vor Weihnachten Sturm im Haus, und es handelte sich wieder einmal um das schreckliche Geld. Nach des Vaters Reden war Lotti überzeugt, daß schon morgen kein Brot mehr im Hause sein würde. Sie kämpfte einen kurzen Kampf: die spätere Freude der Eltern, ihre jetzige Not – und dann nahm sie das zusammengesparte Weihnachtsgeld, eine Mark und elf Pfennige, um es der Mutter zu geben. Sie hielt sich nicht damit auf, die Brüder um ihre Meinung zu fragen, schon jetzt war sie so selbstherrlich: es mußte so gemacht werden – fertig.

Ach – aber das war gar nicht so einfach: wie es der Mutter geben? Es war so peinlich... Ein paarmal schlich sie von ihrer Kommode, die vielen kleinen Münzen in ihr Taschentuch gewickelt, zur Schlafzimmertür und zurück, bis sie sich überwand und verlegen das ganze Häufchen auf dem Nachttisch neben Mutters Bett ausschüttete. "Das ist unser Gespartes für Weihnachten, aber..."

Der Mutter, die vergrämt im Bett lag und gegen die Decke starrte, kamen die Tränen in die Augen. Aber sie war herb wie ihre Tochter, und es war schon viel, daß sie das Kind an sich zog und fest an sich gedrückt hielt.

Nein, aber Lotti wollte das Geld absolut nicht zurückhaben. Und die Mutter verstand, daß sie das Kind tief verletzen würde. Vielleicht hatte sie ihrem Mann die Weihnachtspfennige der Kinder zeigen können; am nächsten Tag war der Friede wieder da.

Aber die Weihnachtskasse der Kinder blieb nicht leer! Ein Onkel kam zu Besuch und machte jedem der Kinder das unerhörte Geschenk von fünfzig Pfennigen, Vielleicht nahm

Lottes spätere unerschütterliche Überzeugung: alles, was nötig ist, kommt – hier ihren Anfang?

Und einmal hat Charlotte ihren Vater weinen sehen. Sie kam zufällig ins Krankenzimmer. Da saß er auf dem Bettrand neben seiner Frau, und sein gebeugter Rücken bebte von dem schweren, erschütternden Schluchzen des Mannes. Nie vorher und nie nachher hat Lotte solche Töne vernommen. Die blassen Finger der Mutter streichelten leise seine gekrampfte Faust, und die Augen in dem schimmernden Gesicht leuchteten wie zwei himmlische Sterne von Güte und Liebe. Auch solche Augen hat Lotte nur dies eine Mal in ihrem Leben sehen dürfen.

Hatte die Mutter leise gewinkt? – aber in dem einen Augenblick hatte das Kind verstanden, daß es hier nicht am Platze sei. Still wandte es sich und schloß hinter sich die Tür.

Dies war die kostbarste Erinnerung, die Charlotte von dem Leben ihrer Eltern in sich bewahrte.

Aber diese erschreckten, bedrückten Wintertage der Yachtmütze – das war beileibe nicht der ganze Vater! Lotti liebte ihn unendlich – wie lieb und froh und verständnisvoll konnte er sein, viel netter als die Mutter!

Wie schön waren alle Feste! Zu jedem Geburtstag kam er nach Haus, und dann war er der Heiterste. Nicht ausgelassen, aber so durchdrungen von der Festlichkeit des Tages, daß dies Gefühl sich unwiderstehlich den anderen mitteilte, selbst wenn der Tag sich äußerlich in nichts von den andern unterschieden hätte. Wie großzügig baute er der Mutter den Geburtstagstisch auf, daß die vernünftige Frau manchmal erschrak über eine zu kostbare Vase, die zu teuren Blumen. Jedes Jahr lag auf dem Geburtstagstisch der Mutter unter andern schönen Dingen ein Paar Glacéhandschuhe. “Du trägst ja sonst die andern, bis kein Faden mehr dran ist!” (Als junges Mädchen hat Lotte sich jahrelang aus dem Handschuhköfferchen ihrer Mutter versorgen können: sie hatte dieselbe kleine, breite Hand, die Finger lang, feinknochig und wie sorgfältig modelliert.) – Am feierlichsten wurde der Hochzeitstag der Eltern begangen, Dann stand Wein auf dem Tisch, und zum Mittagessen schloß der Vater Rolläden und Vorhänge und zündete die Lampe über dem Tisch an.

Wenn er mit den Kindern einen Spaziergang ins Freie machte – wie konnte er fröhlich mit ihnen sein, und wie interessant verstand er ihnen vieles zu erklären, was sie im Herumstreifen an Tieren und Pflanzen bemerkten! Und wenn er im Winter manchmal mit seinem Töchterchen zu Kirche ging, dann sprach er auf dem Heimweg noch einmal die ganze Predigt mit ihr durch, und mit seinen Worten prägten sich die Gedanken dem Kinde erst richtig ein.

Ja, er war auch viel verständnisvoller als die Mutter. War es einem Kind so sehr zu verargen – einem Kinde, das an eine zwar ausreichende, aber frugale Kost gewöhnt war, wenn es ein Stück Zucker stibitzte oder, wenn es im Laden aufpassen sollte, der Versuchung nicht widerstehen konnte und von den leckeren Pralines eins nahm?

Eine Zeitlang hatte die Mutter nämlich ein kleines Schokoladengeschäft; man hatte sicher bei begüterten Verwandten dafür Anleihen aufnehmen müssen, denn der Laden wurde fast elegant ausgestattet. Aber das war eben der Fehler; man hatte nicht die Kinderkundschaft gewollt – “Für zwei Pfennige Himbeerbonbons!” –, sondern, da man in einem guten Viertel wohnte, mit einer feinen Kundschaft gerechnet. Die gab es auch, aber

nicht zahlreich genug; der Laden mußte wieder aufgegeben werden.

Ja, und da konnte Lotti manchmal nicht dagegen an... Die Mutter machte immer eine schreckliche Sache davon. Dagegen der Vater – ! Einmal war er darüber zugekommen, wie sein Töchterchen gerade die Glasscheibe wieder geräuschlos zudrückte und die andere Hand krampfhaft um ein Stück Reliefschokolade schloß. “Zeig mal her – was hast du denn da?” Seine Freundlichkeit war natürlich. Er nahm die Kinderhand, die sich willig öffnete – . Was für ein Lächeln er da hatte! Fast wie ein Spießgeselle. Er verstand eben alles – alles. Auch daß man nicht immer widerstehen konnte, und weshalb. Und mit diesem lächelnden Blick in die schamheißen Augen seines Kindes ging er hinaus, ohne ein weiteres Wort.

Das brannte beschämender, sprach überzeugender als alle Strafpredigten der Mutter. Lotti schwor sich, überströmend von Dankbarkeit und Verehrung, nie wieder etwas anzurühren. Das war zu häßlich, und das Lächeln des Vaters zu wundervoll gewesen.

Sie hätte sich ihr Versprechen auch gehalten, und ohne Anstrengung: von diesem Moment an wurden ihr die ausgebreiteten Schokolade-Herrlichkeiten ebenso “Kieselsteine” wie die alljährlich gesparten Weihnachtsbonbons. Aber einmal beschuldigte die Mutter sie zu Unrecht, und Lotti, im Bewußtsein ihrer Unschuld, verteidigte sich ohne Nachdruck; ja, sie wollte sich gar nicht verteidigen, sie wußte doch, daß sie nichts genommen hatte, was brauchte sie es dann noch beteuern? Die Mutter wollte ihr nicht glauben. Wie sollte sie auch, die arme Frau? Das verstockte Kind leugnete doch immer, wenn man es nicht gerade bei der Tat ertappte! Da wurde das Kind trotzig und verbittert und naschte schlimmer als vorher.

Und so schön und stattlich war der Vater! Immer distinguiert und gepflegt. Lotti nahm es ihrer Mutter manchmal fast übel, daß sie, unerbittlich gegen sich selbst, ihre gute und reichhaltige Garderobe aus der guten Zeit alle die schweren Jahre hindurch auftrug. Die Kleider, nun ja, die wurden manchmal doch geändert; aber diese Mäntel, die längst aus der Mode waren! Wenn Lotti die Mutter mit den eleganten, immer modisch gekleideten Tanten verglich, schämte sie sich manchmal fast in ihrem kindischen Unverstand. Erst später verstand sie, wieviel tiefe Würde, welche zeitlose Hoheit diese unmodisch gekleidete Frau umgab (die ihn ihrem Anzug doch nie die kleinen Attribute der Dame vernachlässigte: Handschuhe, Schleier usw.); eine Würde, die sie nicht nur aus dem einfachen Volk, unter dem sie manchmal wohnten, sondern auch über die Damen heraushob, deren modische Eleganz Lotti so atemlos bewunderte.

Auch der Vater lebte ein gutes Jahrzehnt auf dem Kleiderfonds seiner Glanzzeit. In der Herrenmode aber gab es nicht so einen raschen und sichtbaren Wechsel, und so konnte Lotti unumschränkt stolz sein auf ihren schönen, eleganten Vater.

Im Sommer vor allem, wenn sie mit der Mutter in der Sonntagsfrühe zu ihm hinausfuhr. Wie imposant er da in dem Gartenrestaurant regierte! Der Tanzsaal, das Café, die übrigen Räumlichkeiten, der weite Terrassengarten Tisch an Tisch, und die Schar der beflissenen Kellner und Angestellten: “Das gehört alles meinem Vater, die haben alle meinem Vater zu gehorchen.”

Und immer, bei der Begrüßung wie beim Abschied, nahm er mit gewohnter zärtlicher Geste das Kinn seines kleinen Mädchens in die Hand, holte mit der andern ein schmales Bürstchen aus der Westentasche und strich ihr die krausen Löckchen über der Stirn glatt zurück in den Scheitel. Lotti sah dabei zu ihm hinauf mit weitgeöffneten Augen in dem ernstesten, runden Kindergesichtchen und gab sich dieser Liebkosung hin wie ein Kätzchen

dem warmen Schein der Sonne. Ein letzter, befriedigter Blick des Vaters in das frische Gesicht: "Na, nun lauf!" Das war schöner als der herzhafteste Kuß – der weiche, sichere Strich des Bürstchens, und der liebevoll prüfende Blick des Vaters.

So begleitete Lotti die Mutter mehrere Jahre sonntags, um den Klappstuhl zu tragen, auf dem die Mutter sich mehrmals ausruhen mußte auf dem Weg von und zum Bahnhof. Dann wurde sie abgelöst von ihrem jüngeren Bruder Hans. Und das war so gekommen: Jemand hatte den Vater auf die Idee gebracht, seine Kinder könnten doch an die Gäste Ansichtskarten verkaufen. Sie könnten sich damit ein schönes Stück Geld verdienen; die Besitzer der größten Sommer-Etablissements übergaben ihren Kindern diese Einnahmequelle, statt die Konzession dafür zu verpachten.

Für die Mädchen – das kam nicht in Frage. Aber Hans, der gerade elf Jahre alt war, eigenete sich vorzüglich dafür. Er war ein lebhafter, aufgeweckter Junge ohne Scheu, mit einem immer bereiten Lächeln, das die kernigen Zähne zwischen den weichen, vollen Lippen aufblinken ließ.

Er war unendlich stolz, schon Geld verdienen zu können, und unermüdlich zog er in seinem weißen Matrosenanzug hinter dem breiten Umhängekasten her durch Gärten und Säle, vom frühen Morgen bis zum Erlöschen des letzten Lampions. Den Gästen gefiel der frische, intelligente Junge, der niemals um eine Antwort verlegen war und doch immer kindlich blieb. Viele gaben ihm mehr als den festgesetzten Preis, er verdiente glänzend. Das Geld wurde für ihn auf die Sparkasse gelegt, das konnte für seine spätere Berufsausbildung nützlich sein.

Die Tanten warnten: würde die Gewohnheit, unkontrolliert mit Geld umzugehen, das Kind nicht verderben? Aber der Junge blieb immer gleich offen, gleich fröhlich, gleich zutraulich, mit dem gleichen sonnigen Schein in den braunen Schelmenaugen. Die Eltern ließen ihm auch ein reichliches Taschengeld zu ganz freier Verfügung. Das war die beste Weise, ihn gar nicht erst auf schlechte Gedanken kommen zu lassen.

Mit Peter wäre es anders gewesen. Auf Peter war kein Verlaß, Gott sei es geklagt. Einigemale, noch ziemlich klein, hatte er seiner Mutter Geld weggenommen; kleine Münzen nur, aber so fängt es an. Lange Zeit sahen die entsetzten Eltern die schwärzeste Zukunft für ihn voraus.

Später stellte man ihn öfters auf die Probe; er nahm nie wieder einen Pfennig. Aber es lag doch in ihm, und darum hätten die Eltern Gott zu versuchen geglaubt, wenn sie ihm einen solchen Tragkasten mit Ansichtskarten umgehängt hätten. Aber Hans, der war aus gutem Stoff, auf seinen guten Kern konnte man sich verlassen. Man brauchte ja nur dem offenen Blick seiner treuherzigen Augen begegnen, dann wußte man Bescheid.

Peter ist später der Vernünftigste und Solideste von allen Kindern geworden, der einzige, der seinen Eltern nicht *eine* Sorgenstunde bereitete. Aber, mein Gott, die Schicksalsschläge machen bescheiden. Er wurde ein ehrenhafter, verlässlicher Mann. Und das ist schließlich die Hauptsache.

Charlotte schien die einzige von den Kindern zu sein, die sich später noch lebhaft an die breite Lebensart im Hotel erinnerte und die davon ein gewisses Gepräge empfing. Vielleicht war es auch nur deshalb, weil diese Lebensart ihr, wie ihrem Vater, im Blut lag.

Allerdings, da war noch Beate, die Halbschwester aus des Vaters erster Ehe, sechs Jahre älter als Lotti. Sie war aber schon zu sehr an den großzügigen Lebensstil gewöhnt gewesen, und der Umbruch im äußeren Leben schien ihr die schlimmste von allen Unge-

rechtigkeiten zu sein, die ihr angetan worden waren.

Wenn es doch das schauerliche Wort "Stiefmutter" nicht gäbe! Wie kann eine Frau die Liebe und das Vertrauen eines Kindes gewinnen, dem eine mitleidige Tante gesagt hat: "Armes Kind, du kriegst jetzt eine Stiefmutter!"

Vom ersten Tage an hatte Betty sich verstockt und mißtrauisch zu der Stiefmutter gestellt. Es war ein frühreifer Haß in der Ablehnung der fremden Frau, die eines Tages da war und tat, als ob sie dahin gehörte, wo früher ihre eigene Mammi glücklich und froh gewesen war. Sie war auch nicht schön, die Stiefmutter. Ihre Mammi war fein und zierlich gewesen, mit einem stolzen Näschen und lauter hellen, lustigen Löckchen um das zarte Gesicht. Die Stiefmutter war groß und ernst, mit festen, fast strengen Zügen. Nein, sie liebte sie nicht, die Stiefmutter. Die böse Stiefmutter aus dem Märchen, das man ihr erzählt hatte.

Und Anna Babendeerde war herb und verschlossen, sie wußte nicht, weich und zärtlich zu sein, auch zu ihren eigenen Kindern nicht.

Die Eltern wußten nicht, daß auch die Dienstboten, ohne Böses zu wollen, im stillen vieles dazu taten, um das Kind der Stiefmutter zu entfremden. Sie war gut und gerecht gegen das Personal, das mußten sie alle anerkennen. Aber wenn das Kind bitterlich weinend zu ihnen kam und mit unstillbaren Tränen um sie herumstrich, dann konnten die guten Mädchen nicht anders, als teilnahmsvoll nach seinem Kummer fragen. "Jetzt hat sie mich wieder geschimpft, und ich hab doch gar nichts getan!" Und die mitleidigen Seelen trösteten und herzten das arme Kind, und die "Dicke Liese", die Köchin, fand immer in irgendeiner Ecke ihrer Schränke und Regale etwas Leckeres, um die Tränen zu stillen. Ein Zimmermädchen vor allem, ein hübsches junges Ding, das häufig von der Hausfrau zurechtgewiesen werden mußte wegen seiner Flusigkeit, schloß ein wahres Komplott gegenseitigen Bemitleidens mit der Tochter.

Wie es so zu gehen pflegt: aus Trotz und Sichversperren des Kindes, dem ratlosen Strafen der Eltern entstand die Lawine, die das unglückliche Kind unter sich begräbt, aber auch den Frieden der Eltern mit sich nimmt. Bis an ihr Ende hat Anna Babendeerde sich immer wieder angstvoll gefragt: Habe ich es da richtig gemacht – hätte ich in dem Fall anders handeln sollen?

Vielleicht wäre Betty, in dem gewohnten sorgenlosen Leben bleibend, vor der Katastrophe bewahrt geblieben. Sie war ein schönes Mädchen: einige Jahre noch, und sie hätte einen Mann gefunden, der sich mit ihrer kapriziösen Natur so oder so abgefunden hätte; mein Gott, welches Mädchen aus bürgerlichem Hause ist nicht kapriziös, mehr oder weniger?

Aber die brüske Umpflanzung aus breitem Wohlleben mit vielen Dienstboten in eine enge Etagenwohnung, wo die Mutter alle Arbeit selbst tat und auch von ihr allerhand kleine Dienste verlangte: Geschirrwaschen, Staubwischen – sie gewöhnte sich daran, gewiß. Aber jetzt wurde in ihrem konfusen Köpfchen die Vorstellung der verbannten Prinzessin vollständig, nahm die realsten Formen an.

Der Schulwechsel gab den Rest. Einige Monate hielten die Eltern es noch durch, die beiden Mädchen weiterhin die "Höhere Töchter Schule" besuchen zu lassen. Der Tag, an dem sie einsehen mußten, daß sie es finanziell nicht weiter durchhalten konnten, war ein bitterer Tag für sie; die Notwendigkeit, sie in eine Volksschule zu geben, war eine definitive Bestätigung ihres sozialen Abrutschens.

Da kam nun das verwöhnte, eigensinnige, hochmütige Mädchen mit diesen Armeleutkindern zusammen, die sie vorher noch nicht einmal aus der Nähe gesehen hatte. Es

war verheerender für sie, als die Eltern ahnen konnten. Die einen haßten und hänselten die Aufspielerin, die sich offenbar was Besseres dünkte und nicht mal ihre Schularbeiten gut machte. Die andern, und nicht die besten, schlossen eine gefährliche Freundschaft mit ihr. ^[4]

Nach dem Schulabschluß wurde sie, wie es in ihren Familien üblich war, für ein Jahr zu einer befreundeten Familie gegeben, um den Haushalt zu erlernen. Zu einem Pastor in einer kleinen Stadt. Sicher wäre eine fröhlichere Umgebung besser für sie gewesen. Nach diesem Jahr lebte sie noch eine kurze Zeit zu Haus und kam dann, wie damals jedes Mädchen, das die Eltern nicht bis zur Heirat ernähren können, als “Stütze der Hausfrau mit Familienanschluß” zu fremden Leuten. Eine Zeitlang kam sie noch nach Haus auf Besuch – dann nicht mehr. Und die Geschwister hörten nichts mehr von ihr. Erst viele Jahre später erfuhr Charlotte die ganze Wahrheit über das Schicksal der schönen großen Schwester, die so ausgelassen fröhlich sein konnte. Die Brüder wußten nie genau, was sich da zugetragen hatte. Und auch die Eltern kannten wohl niemals alle Einzelheiten, Sie verloren ihre älteste Tochter rasch aus den Augen. Aber was sie vom ersten Moment des Abgleitens wußten, und was sie sich vorstellen mußten, war genug, um sie tiefunglücklich zu machen.

Und auch dies Leid kam in den letzten Jahren noch dazu, um den Vater verzweifelt und seine winterlichen Rasereien noch verzweifelter zu machen.

Einmal war eine ganze Menge Besuch in Steenbeek; das war, als Betty noch dabei war, aber Peter noch nicht. Da kam es öfters vor, daß mehrere Tanten mit der Mutter und den Kindern den geruhsamen Spaziergang ins Holz machten,

Betty und Lotti waren bei der Gruppe plaudernder Frauen am Waldrand geblieben. Da fiel es einer Tante ein, die Mädchen sollten doch mal beide ein Lied singen, man würde sehen, welche von ihnen es am besten könne.

Nachher meinten die Tanten einstimmig, Lotti singe schöner als Betty; deren Gesang fanden sie “auch schön, aber zu geziert”. Vielleicht gefiel ihnen wirklich die frische Kinderstimme der Kleinen besser.

Lotti liebte es sehr, als die Beste dazustehen. Aber diesmal bohrte das Bewußtsein einer Ungerechtigkeit sich wie ein Wurm in ihren Triumph. Bettys herrlich kunstvolles Tremolieren war doch unvergleichlich! (Und sie nahm sich vor, sich eines gleichen zu bemühen.) Ihr kam es vor, als sagten die Frauen so, um ihrer Mutter zu Gefallen zu sein. Und bedrückt spürte sie die schweigende und bittere Gekränktheit der großen Schwester.

⁴Im Original gestrichen: “Hier mag die entscheidende Hinwendung zu der Katastrophe begonnen haben.”

Die Autorin, links, im Kreis ihrer Familie:



Kapitel 3

Den zwei jüngeren Brüdern schien der plötzlich veränderte Lebensstil nichts auszumachen. Peter war ja auch noch klein, gerade drei Jahre alt; und Hans, dem das ruppige Spiel mit den Jungens auf der Straße schon immer erlaubt war, kam jetzt gleich in die Volksschule und fühlte sich da pudelwohl. Die kleine Lotti nahm den neuen Zustand lange Zeit für ein ungemütliches Provisorium, das wohl mit der Krankheit der Mutter zusammenhing. Solange sie in der Klinik lag, hatte Tante Malchen ihren Platz im Haushalt eingenommen, eine mürrische, respekt einflößende Person, eine unverheiratete entfernte Tante der Mutter, die in der Verwandtschaft aushalf, wo man sie gerade nötig hatte. Die Kinder mochten sie nicht leiden, weil sie ihnen nie etwas mitbrachte. Die andern Umstände von Mutters Krankheit schienen nicht auf Armut hinzudeuten: die Privatklinik an der Esplanade war von erdrückender Vornehmheit mit dicken Teppichen, pompösen Möbeln, schweren Vorhängen und spitzenbesetzter Bettwäsche. Dann kamen die täglichen Droschenfahrten, auf denen Lotti die Mutter häufig begleiten durfte. Und die Möbel, die früher den Salon geschmückt hatten, standen jetzt im Wohnzimmer – da war man doch nicht arm! Einen Salon gab es jetzt allerdings nicht mehr. Daß es jetzt im Winter, nach dem aufgeregten Schreien des Vaters, manchmal sehr schlimm zu stehen schien – das waren eben nur dramatische Zufälle.

Der siebenjährigen kleinen Traumsuse wurde bei dem Schulwechsel der Unterschied des Milieus überhaupt nicht bewußt. In dem einen Jahr in der Höheren Töchterschule hatte sie sich ebenso beklommen fremd und abseits gefühlt im Gewusel der kleinen Gefährtinnen wie jetzt in der Volksschule.

Dagegen begann der Unterricht ihr immer mehr Spaß zu machen. Wenn sie etwas so recht gut wußte, knallte sie mit den Fingern der ausgereckten Hand, sprang in ihrer Begeisterung aus der Bank und hopste manchmal bis zur Lehrerin hin – “Oh, Fräulein! Oh, Fräulein!” –, so daß die ihr lächelnd den Arm herabbog. Bloß das Rechnen, das wollte nie klappen. Und es war so dumm und langweilig und unverständlich!

Dagegen die Aufsätze! Noch abends im Bett konnte sie manchmal über einen Satz nachdenken, der ihr noch nicht geraten schien; und wenn sie ihn so richtig schön hingekriegt hatte, schlief sie fröhlich ein; sie wußte, beim Aufwachen lag er bereit in ihrem Kopf wie ein blanker Apfel auf einem Teller. Aber wenn die zwei, drei besten Aufsätze in der Klasse vorgelesen wurden (ihrer war immer darunter), dann fand sie manchmal den ihren gar nicht so schön wie die andern: die waren in einem kindlichen Ton frisch von der Leber weg erzählt. Lotti dagegen, die viel las, bediente sich “erwachsener” Ausdrücke und kunstvoller Redewendungen; und wie steif und farblos kamen sie ihr vor neben dem

unbekümmerten Geplauder der andern! Hätte sie den Eindruck, den sie beim Vorlesen von manchen ihrer Aufsätze empfing, richtig in Worte fassen können, so hätte sie gesagt: sie sind zu abstrakt. Trotzdem fiel es ihr nie ein, den bewunderten natürlichen Stil der kleinen Kameradinnen nachzuahmen; aber immer wieder fühlte sie sich wie von etwas Unerreichbarem davon überwältigt.

Aber dieser Aufsatz "Mein liebstes Haustier"! Da hatte Lotti kurz vorher von einem Mann gelesen, der seinen Kanarienvogel höchst kunstvoll abgerichtet hatte. Zu Hause hatten sie auch einen Kanarienvogel, und sie hätte viel Hübsches davon erzählen können. Aber das genügte ihr nicht, sie wollte die Welt in Erstaunen setzen. Und so erzählte sie in ihrem Aufsatz kühn von ihrem Hansi alles, was jener Mann mit dem seinen erreicht hatte. Aber als Fräulein Siemens das vorlas, war es schrecklich. Schon seit Lotti ihr Heft abgegeben hatte, war sie von Gewissensbissen geplagt, und eigentlich und vor allem von der Furcht, Fräulein Siemens müsse sie als Lügnerin und Aufschneiderin entlarven. Aber die nahm ruhig ihr Heft, sagte: "Nun sollt Ihr mal was ganz Schönes hören," und las die ganze Lügengeschichte vor, als wenn alles so ganz in Ordnung wäre. Lotti saß in ihrer Bank wie auf glühenden Kohlen, krebsrot im Gesicht, und schämte sich schrecklich. Und mit einemmal fiel ihr ein, wieviel hübscher es gewesen wäre, zu schildern, was sich an wirklichem Leben ihn ihrer Kanariennecke zutrug. Die andern kleinen Mädchen hörten begeistert zu, warfen bewundernde und neidische Blicke auf die glückliche Besitzerin eines solchen Wundertieres und meinten wohl, sie sei vor lauter Stolz so rot. Als aber die Lehrerin mit ihrem ruhigen Lächeln das Heft weglegte und nach dem nächsten griff, da fühlte Lotti sich überströmt von Erlösung und Dankbarkeit, daß der Liebe Gott ihr die wohlverdiente Schande erspart hatte. Niemals wieder würde sie solche Lügen schreiben!

Auch das Zeichnen war ihr eine ernste Sache. Sie zeichnete verbissen, nie befriedigt. Wenn der Lehrer ihre Zeichnung lobte (manchmal war es der fünfte Versuch, die andern hatte sie so viel radiert, daß sie zerrissen waren), dann schüttelte sie eigensinnig den Kopf mit verkniffenen Lippen. In ihrem Kopf sah es so ganz anders aus, als ihre dummen Finger es auf das Papier zu bringen vermochten! Und wenn sie zu Hause stundenlang hinter einer Zeichnung saß, die sie "zu ihrem Vergnügen" machte, konnte sie weinen vor Zorn, das Unerreichbare nicht bannen zu können.

Ja, während des Unterrichts war sie lebhaft, war sogar leidenschaftlich beteiligt. Aber wenn sie zur Pause aus der Bank trat, fand sie sich plötzlich unter lauter kleinen Mädchen, die sie nicht als eine der Ihren annehmen wollten – vielleicht, weil sie nicht zu ihnen hinfand. Es gab ihr eine dunkle Bedrücktheit, immer so allein zu bleiben; und die umso zornigere Befriedigung, in allem die beste Schülerin zu sein.

Eine einzige machte sich an sie heran – die Schlimmste. Zehn Jahre war sie alt, sie war schon zweimal sitzengeblieben. Die ersten Male, wenn Lotti sie ansah, hätte sie am liebsten die Augen zugemacht vor diesem unkindlichen, wie verwelkten Gesicht, in dem eine böse Schärfe ausgeprägt war. Der Mund war wie ein harter Schnitt, er schien von einem Ohr zum andern zu gehen; beim Sprechen stülpten die Lippen sich über den bräunlichen Zahnstummeln vor, es war scheußlich anzusehen. Und sie hatte hartes, schmutziggelbes Haar, das ihr in unordentlichen Strähnen um die knorpeligen abstehenden Ohren hing.

Was sollte Lotti machen, als das Kind sich ihr eines Tages in den Weg stellte, mit einem unterwürfigen Lächeln, in dem eine Grausamkeit auf der Lauer zu liegen schien? Schüchtern und beinahe erschreckt lächelte sie zurück. Seitdem fand sie in jeder Pause dies beängstigende Wesen vor sich, auf dem die Kleider schlotterten wie auf einem

Garderobenständer.

Es erging Lotti mit diesem Kind wie neulich, als sie “das Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen” gelesen hatte. Da hatte sie sich so geграust, sie hätte das Buch weit wegwerfen mögen, und doch hielt das Grausen selbst sie fest.

Und einmal, an einem Nachmittag, ging Lotti zu ihr, und sie spielten “Doktor”. Die kleinere Schwester der unheimlichen Freundin machte auch mit. Auf die heiser geflüsterten Versprechungen hin hatte Lotti sich unerlaubte und süße Freuden von diesem Nachmittag versprochen. Aber sie starrte nur gelähmt von Angst und Willenlosigkeit in die über sie gebeugten glashellen, grausamen Augen, und auf das böse Grinsen des greisenhaft häßlichen Gesichts. Nein, es war nicht schön, es war quälend, beängstigend. Und es tat weh. Sie wollte fort. Die neue Freundin schmeichelte, drohte – sie entriß sich ihr fast mit Gewalt, erreichte die rettende Tür – und auf der Straße zitterte sie noch lange, wie einer schrecklichen Gefahr entronnen.

Dennoch, die andere ließ sie nicht los, und Lotti fühlte sich hilflos gegenüber ihrer einschmeichelnden Vertraulichkeit; es kam ihr vor, als könne die sie Dinge tun machen, die sie gar nicht tun wollte. Aber als die beängstigende Freundin von ihr eingeladen werden wollte, ermaß sie die ganze Unmöglichkeit, die sie von diesem Kinde trennte. Es war unmöglich, sie nach Haus einzuladen, sie ihren Eltern zu zeigen. Ebenso unmöglich, als wenn sie eine tote Katze auf den Eßtisch legen würde. Die andere wollte wohl ihre Macht erproben; sie bestand auf ihrer Forderung. Eine Woche lang fühlte Lotti sich schrecklich, denn sie konnte doch dem Mädchen nicht sagen, warum es nicht ging! Dann lenkte die andere ein: “Dann komm wieder zu mir –”, und, zu ihr vorgeneigt, mit harten, glitzernden Augen: “Wir spielen dann wieder Doktor... und noch was Schöneres.” Und so stark war die Faszination des unglücklichen Kindes, daß Lotti zusagte, obgleich sie sich von angstvoller Abwehr steif werden fühlte. Aber die Mutter verbot streng diesen Besuch und jeden weiteren Verkehr mit der neuen Freundin. Hatte vielleicht Fräulein Siemens etwas bemerkt und die Mutter gewarnt?

Wer weiß, welch ein Ende es genommen hätte mit dieser Freundschaft. Das strengste Verbot wäre wohl auf die Dauer keine genügende Schranke gewesen. Aber eines Morgens trat Fräulein Siemens mit ernster Feierlichkeit vor die Klasse und sagte: “Liebe Kinder, ich muß euch etwas sehr Trauriges sagen. Eure kleine Mitschülerin Erna ist gestern überfahren worden. Sie ist gleich tot gewesen.” Und dann knüpfte sie daran dringende Ermahnungen, daß die Kinder doch ja recht vorsichtig sein sollten, wenn sie über den Fahrdamm gingen.

Unermeßliche Erleichterung war das erste Gefühl, das Lotti bei dieser Nachricht packte. So war sie von ihrem häßlichen Kauschmar befreit! Aber dann kam sie sich sehr schlimm vor: man mußte doch traurig sein, wenn Leute starben. Aber sie mußte recht drücken und rücken, bis sie das richtige Gefühl zustandebrachte. Schließlich verhalf ihre aufrichtige Gewissenspein, nicht gleich den rechten Kummer bei der Hand gehabt zu haben, ihr zu einer ganz ordentlichen Traurigkeit.

Es dauerte nicht lange, da kam Lotti der Wunsch, das neue Spiel, das sie sich ohne seine beängstigende Lehrerin sehr reizvoll vorstellen konnte, den Kusinen beizubringen. Aber als sie in den Herbstferien wie gewöhnlich zu den Tanten in Z., der nahen Kleinstadt, kam, ganz geschwollen von ihrem wichtigen und unerhörten Geheimnis, stellte es sich heraus, daß es den kleinen Mädchen schon bekannt war. Sie hatten es auch in der Schule gelernt, in ihrer Höheren Töchter Schule. Und es wurde nun fleißig geübt mit einigen Schulfreundinnen Helgas, mit der Heimlichkeit und Wichtigkeit von Verschworenen.

In Z. gab es eine äußerst zahlreiche Verwandtschaft, fast die ganze Lange Straße war miteinander verschwägert. Die Onkel besaßen gutgehende Geschäfte, geräumige Häuser und große Gärten. Die Verkäufer waren bei ihrem "Prinzipal" in Kost und Logis, ein so vielköpfiger Haushalt benötigte mehrere Dienstmädchen, und so kam es gar nicht darauf an, ob ein Kind mehr oder weniger im Hause war. Meistens lebte Lotti bei Tante Klara, aber wenn ihr der Speisezettel bei Tante Helene besser gefiel, dann lud sie sich eben zu Mittag bei ihr ein. Den ganzen Tag war ein unaufhörliches Hin und Her zwischen den verschiedenen Tanten-Häusern; mal spielte ein Trüppchen von Kindern in dem einen Garten, dann trottete es "in die Tannen", nahm unterwegs noch einige mit, verlor andere, die keine Lust hatten mitzumachen und sich lieber mit einem Buch in eine Sofaecke kauerten, ebenso zu Hause in dem einen wie in dem andern Kinderzimmer.

Anna Babendeerde war froh, daß sie ihre Kinder meistens während der Oster- und Herbstferien zu den Schwägerinnen schicken konnte. Besonders von Lotti ruhte sie gern mal eine Weile aus. Welch ein erschreckender Jähzorn und Trotz sich in dem Kind entwickelte! Es war ihm nicht beizukommen. Und nie konnte man voraussehen, auf was die "beleidigt" reagieren würde. Einer der Jungens mochte bei Tisch ein ganz harmloses Wort gesagt haben – plötzlich warf sie die Gabel hin, sprang auf und rannte in ihr Zimmer, und da warf sie sich auf ihr Bett, mit schreiendem Schluchzen. Die arme Mutter fühlte wirklich nicht die Kraft, dagegen einzuschreiten. Ach ja, es war nicht immer leicht, allein mit den Kindern fertigzuwerden! Aber dann geschah es manchmal gar in Gegenwart des Vaters, und auch er tat nichts dagegen. Es mochte ihm auch nicht wohl zumute sein, seinen eigenen schlimmen Fehler, den er bei sich selbst nicht besiegen konnte, in seinem Kind zu bestrafen. – Vielleicht hatte er recht. Die Mutter hatte auch schon die Erfahrung gemacht: wenn man das Mädchen in Ruhe ließ, kam es noch am ehesten wieder zur Besinnung, Strafpredigten machten es nur schlimmer. Aber man muß seine Kinder doch erziehen? dachte sie bange.

In der nächsten Klasse gab es eine andere Sitzengebliebene, zu der Lotti sich hingezogen fühlte, aber auf eine ganz andere Weise als zu der unheimlichen Erna. Das war ein armes, halbidiotisches Ding, das in jeder Klasse mehrere Jahre verbracht hatte und wohl über die jetzige nicht hinauskommen würde, bis zum Ende seiner Schulpflicht. Sie saß auf der hintersten Bank, und da sie dauernd Läuse hatte, saß sie da ganz allein, auch in der Bank vor ihr saß niemand. Abstoßend war dies Kind anzusehen in seiner unverschuldeten Häßlichkeit: Nase und Ohren liefen dauernd, die wulstige Unterlippe hing schlaff herab, und immer tränkten die entzündeten, blöden kleinen Augen. Sie hieß Viktoria. Sie hieß wirklich so, und sie konnte nichts dafür. Die andern Kinder erzählten sich, daß sie unter sich mache. Meistens roch sie auch so, und dieser Geruch war wie der Schutzgestank, den manche hilflosen Tiere um sich verbreiten. Er schützte sie tatsächlich, außer ihren Läusen; es gehörte zum guten Ton unter den andern kleinen Mädchen, nicht zu nahe an sie heranzugehen. Selbst bei den Spielen auf dem Schulhof machten alle einen weiten Bogen um das Kind, das meist teilnahmslos starrend an demselben Mauerfleck lehnte. Aber wenn eine ihr einen heimtückischen Schabernack spielen konnte, strahlte und grölte alles vor Vergnügen, und die Urheberin fühlte sich ganz besonders stolz.

So flog einmal vor der Stunde, als alles noch in den Bänken herumwuselte, ein durchgekauter Brotkloß der Viktoria mitten in das schlaffe, unnatürlich rote und gedunsene Gesicht. Der Klassenraum knallte vor Lachen. Viktoria hob schläfrig die ungeformte Hand, und wischte das durchspeichelte dunkle Pflaster von ihrer Backe. Nichts sonst regte sich

an ihr, nur in die kleinen, von Begriffslosigkeit kalten Augen trat für einige Sekunden der angstvoll flehende Ausdruck eines Hundes, der sich unter den Fußtritten platt zu Boden legt und mit schiefem Kopf schweifwedelnd zu seinem Peiniger aufblickt.

Solche Augen hatte Benno, der grauzottige, stinkende alte Hofhund bei Tante Klara, der seit Jahren das Gnadenbrot fraß und nicht sterben wollte. Die Kinder, die früher mit ihm gespielt hatten, als sie klein waren und er kräftig und schön, mit glänzendem Fell, jagten ihn jetzt mit Fußtritten weg, wenn er schweifwedelnd und mühselig zu ihnen getrottet kam – er stank zu scheußlich. Und er konnte sich nicht abgewöhnen, immer wieder zutraulich heranzukommen. Lotti hatte das abstoßende Tier mit einer schmerzlichen Liebe in ihr Herz geschlossen. Manchmal fühlte das Kind sich so überwältigt von diesem Gefühl, daß es sich auf dem staubigen Hofplatz zu ihm hinhockte und ihm mit zärtlichen Worten das struppige, verfilzte Fell streichelte. Dann sahen seine trüben, tränenden, halbblinden Augen sie an, und ihr war, als müsse ihr gleich das Herz im Leibe zerspringen vor Liebe, Zärtlichkeit und Trauer.

Das gleiche Gefühl band sie immer mehr an Viktoria. Ihr kam nicht der Gedanke, zu ihr zu gehen, mit ihr zu spielen. Dies war ein Wesen aus einer ganz fremden Welt, in der man nicht spielt. Aber wenn sie, was selten geschah, einen Apfel zum Frühstück mitbekommen hatte, richtete sie es ein, nach der Pause als erste in die Klasse zu schlüpfen und den Apfel unbemerkt unter Viktorias Pult zu legen. Nichts regte sich in dem stumpfen Gesicht, sie hatte ihn in der Hand, als wenn er schon immer der ihre gewesen wäre; aber ihre schwammigen Züge waren ganz getränkt von stillem animalischen Behagen, und die Äuglein schwammen in einem in sich gekehrten Entzücken. Und Lotti kam sich recht wie eine kleine Wohltäterin vor.

Sie beschloß, Viktoria etwas zu Weihnachten zu schenken. In der Schule wurde das Fest immer sehr hübsch gefeiert: die Lehrerin schmückte ein Bäumchen mit den Dingen, die die Kinder mitgebracht hatten, sie verteilte Äpfel und Nüsse und las eine schöne Geschichte vor, die Kinder sangen, und es wurden auch kleine Geschenke verteilt: wer eine Freundin beschenken wollte, brachte sein Päckchen vorher zu Fräulein Siemens ans Pult.

Lotti brachte es fertig, ein hübsches Monogramm in ein Taschentuch zu sticken (die Devise zu Hause: nur was Mühe gemacht hat, ist ein wahres Geschenk!), sie packte es mit duftenden Pfeffernüssen voll, die die Mutter ihr bereitwillig dafür gegeben hatte, und band alles mit einer prächtigen Haarschleife zusammen.

Fräulein Siemens verzog keine Miene, als sie den Namen "Viktoria" auf dem Päckchen las, das Lotti ihr verstohlen brachte, und legte es zu den übrigen. Gespannt wartete die Kleine auf das Verteilen der Geschenke (sie wußte, für sie war nichts dabei). Als Viktoria aufgerufen wurde, drehte sie sich hastig zu ihr hin, um so recht das Erstaunen der armen Paria zu genießen. Auch alle anderen horchten auf: Viktoria – na sowas! – und verfolgten gespannt den Vorgang. Mit seinen ungelenken, schlappen Bewegungen kam das große, plumpe Mädchen hinter seinem Pult hervorgekrochen, schlich langsam nach vorn und nahm sein Päckchen stumpfsinnig in Empfang. Lotti fühlte eine bittere Enttäuschung: unbestimmt hatte sie sich etwas sehr Rührendes vorgestellt. Aber schläfrig, mit unverändert blödem Gesicht latschte das Kind in seine Bank zurück. Und erst, als es begann, die Pfeffernüsse saugend zu knabbern und dabei die animalische Verzückung sich über seinen dumpfen Zügen ausbreitete, fühlte Lotti sich befriedigt, und wie ein ritterlicher, unbekannter Beschützer. Viktoria konnte ja nichts dafür, daß sie nichts verstand! Aber sie freute sich doch, so gut sie es vermochte.

Bei diesen Weihnachtsfesten in der Klasse war es auch üblich, daß die Kinder ihre Gedichte aufsagten, vor allem wenn sie welche wußten, die sie nicht in der Schule gelernt hatten. Zu dieser Weihnacht hatte Lotti sich etwas ganz besonders Schönes ausgedacht, um ihre Eltern zu überraschen: ihr war, wer weiß wie, der Einfall gekommen, zu den Melodien der Weihnachtslieder zu "tanzen". Sie hatte noch nie eine Tänzerin gesehen; aber diese Musik lud einen doch direkt dazu ein, man brauchte sie nur ganz in sich eindringen lassen, ohne sich zu wehren, dann kamen die Bewegungen ganz von selbst: die feierlichen, getragenen Schritte, das Heben der Arme, händefaltend niederknien... Sie übte auch ihre Tänze nicht ein, jedesmal ließ sie sich einfach von der Musik mitnehmen.

Das war etwas geheimnisvoll Beglückendes: das Kind fühlte sich jedesmal ganz befreit und nur noch von der frommen Andacht der Lieder durchdrungen. Und aufgelockert von der Festlichkeit der kleinen Feierstunde in der Klasse und von dem Erfolg ihres guten Werkes wollte sie jetzt ihre kleinen Gefährtinnen an ihrem Glück teilhaben lassen. Freilich, sie hatte hier nicht ihr "Engelsgewand", mit dem sie es den Eltern vorführen wollte: ein langes, weißes Nachthemd mit weißen, sternübersäten Pappflügelchen (wie die teuer waren, das war schrecklich! – aber sie konnten dann ja noch manches Jahr verwendet werden) und einen Tannenzweig mit Lametta im offenen Haar. Aber so würde es auch schön sein. Sie hatte ja auch ihr Sonntagskleid an. Sie trat vor, glücklich verlegen, und sagte zu Fräulein Siemens, sie möchte zu den Weihnachtsliedern vortanzen. Die verwunderte Lehrerin hatte ein aufmunterndes Lächeln; auf was für Dinge doch dies merkwürdige Kind kam!

Sowie sie begann, fiel alle Befangenheit von ihr ab. Mit einem versunkenen Ernst machte sie ihre feierlichen Schritte, die langsamen großen Schwünge der Arme, das demütige Neigen. Sie war erfüllt von der Gewißheit, den neugierig starrenden kleinen Mädchen eine ganz große und schöne Gabe zu schenken. Nur in den ersten Takten war ihr Singen ein wenig zitterig, dann hob sie ihre Stimme und breitete sich stärker als sonst. Es war sehr still in der Klasse. Die klare Kinderstimme war gestützt und wie vertieft von dem halblauten Gesang der Lehrerin, die sie in der zweiten Stimme begleitete. Hin und wieder hörte sie beseligt das Knistern der Kerzenflämmchen.

Als sie sich mit gesenkten Augen und von plötzlicher Scham erfüllt auf ihren Platz setzte, fühlte sie, wie ihr am ganzen Körper der Schweiß ausbrach. Es entstand ein Getuschel in der Klasse, und als hätte man ihr Eiswasser in den Rücken gegossen, hörte sie unterdrücktes Gekicher. Fräulein Siemens machte ein strenges Gesicht zu den kleinen Spöterinnen hin; langsam legte sich die heimliche Aufregung über das Unerhörte, und das Fest nahm seinen Fortgang.

Die kleinen Mädchen aber hatten diese komische, verrückte Aufführung nicht vergessen. Noch Monate nachher konnte es einer einfallen, wenn sie Lotti allein und gedankenverloren irgendwo stehen sah, mit bezeichnender Geste die Arme zu heben und dabei die Augen zu verdrehen. Dann war es Lotti jedesmal wie ein Schnitt mitten durch den Körper, und sie drehte sich weg.

Nein, da konnte keine Freundschaft entstehen. Aber das war nun schon nicht mehr so schlimm, denn inzwischen hatte Lotti zuhause, in der Nachbarschaft, eine wahre Freundin gefunden. Diese Freundschaft füllte sie so aus während der zwei Jahre, die sie dauerte, daß es ihr später, rückschauend, erschien, als habe sie die ganze Kindheit hindurch gewährt.

Das war Lieschen Ziere, die Tochter eines Gastwirts, einige Jahre älter als Lotti. Ein bißchen dicklich, das blasse, rundliche Gesicht ein wenig teigig, mit schönen dunklen Schmachtaugen und glattem schwarzen Haar. Fast jeden Nachmittag kam Lieschen zu

Lotti rauf, und sie spielten auf dem breiten halbdunklen Vorplatz (im Kinderzimmer war man vor den Brüdern nicht sicher) alle Märchen, die sie kannten und die sie sich ausdachten. Und Lieschen führte eine sehr rührende und romantische Figur in ihre Spiele ein: Vilja das Waldmägdelein, aus den Groschenheftchen, die Mama Ziere emsig las. Lotti war immer der Prinz; in Pumphosen, einen Säbel der Brüder umgeschnallt, mit wehenden Straußenfedern auf dem breiten Samthut, und den schweren Theaterumhang aus Mutters besten Zeiten, der so feierlich nach hinten nachschleppte. Nur eine Sache kränkte sie immer wieder: daß sie nichts fand, was den rechten Sporenklang ergeben hätte. Wie die dummen Schlüsselbunde klatterten!

Diese wunderbare Freundschaft dauerte schon mindestens ein Jahr, da erwachte in Lotti der Wunsch, die Freundin in die geheimen Spiele einzuweihen, die sie schon seit längerem mit den Kusinen und deren Freundinnen trieb, wenn sie in Z. zu Besuch war. Sie versuchten es einmal, in dem halbdunklen Klosett von Lieschens Wohnung; aber die Freundin entzog sich, sie wollte keinen Gefallen daran finden. Das gab Lotti eine herbe Enttäuschung. Ihr war, als hätte nur dies noch gefehlt, um ihrer Freundschaft die letzte und engste Vertrautheit zu geben. Nach diesem mißglückten Versuch wurde nie wieder darüber gesprochen; als hätte man eine Falltür darüber zugeschlagen.

Ganz zuletzt – die Freundinnen wußten noch nicht, daß ein Wohnungswechsel sie bald trennen würde – erlebte Lotti alle Eifersuchtsqualen der ungetreu Verlassenen. Lieschen begann, sie zu vernachlässigen um einer andern willen. Und die andere, Olga, war so dumm und platt und schwatzhaft, verstand nichts von Märchenspielen und nichts! Das schmerzte am meisten.

An einem Wintersonntag fand sie Lieschen und Olga Arm in Arm auf der Straße, bereit, in die Lebenden Bilder zu gehen. “Du kannst ja auch mitkommen,” sagten sie.

Aber das wollte sie nicht. “Auch mitkommen” – oh nein, das wollte sie nicht. Sie drehte sich um und rannte. Sie hielt sich, bis sie zu Hause angelangt war – zu dieser Zeit suchte sie noch in jedem großen Schmerz die Mutter – und da warf sie sich mit leidenschaftlichen Tränen der Mutter an den Hals.

“Oh, sie geht mit Olga, und die ist so dumm, und sie soll meine einzige Freundin sein...” – und sie fand kein Ende. Die Mutter hatte ihr Kind sacht in einen Sessel gedrückt und hörte geduldig zu. Aber als die Tränen nicht aufhörten zu strömen, und dieselbe Litanei immer wieder von vorne begann – “... meine einzige Freundin... sie soll meine einzige Freundin sein...” – wurde die Mutter ungeduldig. Sie hatte sich auf diese seltene stille Nachmittagsstunde mit ihrem Buch gefreut und fand allmählich, daß ihr Töchterchen übertreibe mit seiner nicht endenwollenden Verzweiflung. “Na, aber man kann doch sehr schön zu dritt spielen, sie haben dir doch nichts getan,” meinte sie abweisend; und strenger: “und nun hör mal auf mit dem Geplärre!”

Sofort waren die Tränen versiegt. Aber jetzt tat es noch mehr weh. Denn jetzt kam noch die eine bittere Erfahrung hinzu, die jedes Kind einmal macht: sie war zur Mutter geflüchtet als dem einzigen Menschen, der verstehen und trösten würde, und die hatte sie ärgerlich weggeschoben. ^[5]

Lange hatte Lotte es ihrer Mutter nachgetragen, daß sie in diesem Moment nicht verstand, wie bitter ernst ihr Kummer war; daß ihr zehnjähriges Kind nicht viel anders

⁵Im Original gestrichen: “Von nun ab gewöhnte sie sich daran, mit aller kindlichen Pein allein fertig zu werden.”

litt als eine Frau, der man den Geliebten genommen hat.

Daß es aber auch gerade Olga sein mußte!

Vor zwei Jahren, als die Babendeerde hier einzogen, hatte Lotti sich rettungslos in den König dieser Straße verliebt, einen kräftigen Jungen mit kurzgehaltenem Blondhaar, hellen, herrischen Augen und den Gesten eines Eroberers. Und wenn er lachte, hatte er Grübchen in den Wangen, die waren unwiderstehlich. Um seinetwillen versuchte sie, sich unter die wilden Knabenspiele zu mischen. Sie kam aber nie recht mit, sie hatte eine andere Auffassung von Spielen, auch wenn es sich um Räuber und Gendarmen handelte. Sie pflegte die ihr zufallende Rolle so echt wie möglich "auszuspielen", wie ein Schauspieler sagen würde: wenn sie verwundet und gefangen wurde, ließ sie sich mit schmerzverzerrtem Gesicht und ersterbenden Gesten schleppen... Aber den Jungens lag ja bloß daran, möglichst viel Geschrei und Getobe zu machen!

Und Hermann beachtete sie nicht. Ein einziges Mal kam er zu ihr heran – ihr kleines Herz bebte vor Glück – und sagte halb befehlend, halb scherzend vertraulich: "Du, sag mal zu Olga, sie soll in einer halben Stunde an der Ecke vom Park sein." Und er war davon.

Das brannte wie ein Peitschenschlag.

Lotti hob die Augen und sah Olga mit ihren Korkenzieherlocken und ihrer kleinen Schwester drüben auf den Stufen zu ihrem Mietshaus stehen und dem Treiben der Straße zusehen, wie eine Prinzessin auf ihrem Altan.

Nie mehr ging Lotti auf die Straße zum Spielen.

Was half es ihr, daß Leo sie schwärmerisch verehrte! Leo, ein intelligenter, blasser Junge mit riesiger Hakennase, schwarzem Kraushaar und demütigen, feuchtschimmernenden Hundeaugen. Manchmal durfte sie mit einem der Brüder ihn und seine zierliche kleine Schwester besuchen. Der Junge hatte viel Begabung, sich in ihre Märchenspiele hineinzufinden und sie auszuspinnen. Wenn er nur nicht so schweißige Hände gehabt hätte und so wulstige, feuchte Lippen – und diese kraftlose Schüchternheit in seiner Anbetung! Es machte sie auch kribbelig, daß sie hier die weibliche Rolle zu spielen hatte und der Prinz so weichlich war. Ritterliche Taten liebte er nicht; er war am glücklichsten, wenn er seinen Kopf in Viljas des Waldmägdeleins Schoß legen konnte und sie mit seinen wunderbaren Augen von unten her anhimmelte. Gewiß, das war angenehm, aber – . Wenn es Hermann gewesen wäre, ja dann...!

Es war um diese Zeit, daß sie sich zu Weihnachten ein Gedichtbuch wünschte. Sie dachte dabei an nichts weniger als die paar zierlichen Bände mit Goldschnitt und altmodischen Lithographien, die aus der Jugendzeit der Mutter stammten, und in deren Liebespoesie sie so gerne schwelgte.

Und dann lag auf ihrem Weihnachtsplatz ein entzückendes illustriertes Büchlein mit Kindergedichten: "Storch, Storch, Steiner" und ähnlichem. Es gelang ihr kaum, ihre verachtungsvolle und gekränkte Enttäuschung zu verbergen. – Überhaupt war es manchmal eine schwierige Sache, sich entzückt zu zeigen über Geschenke, die einem so gar nicht geraten schienen!

Fräulein Siemens hatte der Mutter geraten, sie sollten doch versuchen, für das begabte Kind einen Freiplatz im neugegründeten staatlichen Lyzeum zu erhalten. Das ergab einige Schwierigkeiten, weil diese Freiplätze Kindern Hamburger Bürger vorbehalten waren. Und ein Hamburger Bürger wird man nicht so einfach, wie jeder weiß. Robert Babendeerde war

nicht einmal gebürtiger Hamburger, und er mußte manche gewichtigen Papiere beibringen und noch mehr Papier beschreiben, bis er schließlich den Bürgerbrief der Freien und Hansestadt Hamburg erhielt.

Lotti war zehn Jahre alt, als sie in die neue Schule kam. Befangen trat sie an der Hand des Schulleiters in die Klasse, in der schon alle Kinder auf den Plätzen saßen. Der Lehrer war noch gar nicht alt, und Lotti fand ihn hinreißend schön mit seinen stahlblauen Augen in dem schmalen energischen Gesicht und dem gewellten blonden Haar. Sofort wandelte sich ihre kindliche Befangenheit in die des weiblichen Wesens, das je nach seinen Gaben mit dem Mann kokettiert.

Es war nicht das erste Mal, daß Lotti sich in einem Flirt mit einem Mann versuchte. Wenn sie bei den Tanten in Z. war, fand sie sich gern zu dem "ersten jungen Mann" von Onkel Fritz, wenn er vor der Ladedür in der Sonne lehnte. Ihre Unterhaltung hätten sämtliche Onkel und Tanten anhören können, auch er dachte sicher nichts Arges. Dennoch lag in dem halben Lächeln, mit dem er auf sie herabsah, während sie mit seiner Uhrkette tändelte, das Bewußtsein der besonderen Atmosphäre, die in ihrem harmlosen, trüg-spielerischen Geplauder schwang; eine andere Atmosphäre, als man zwischen einem dreißigjährigen Mann und einem zehnjährigen Kind füglich anzunehmen gewöhnt ist.

Nun war Lotti sehr verletzt, daß der Lehrer kein Verständnis zeigte für ihren Versuch, sich als weibliches Wesen gegenüber einem männlichen zu genießen, sondern sie einfach und sachlich als Schulkind behandelte: "Na, setz dich mal erst da hin, nachher wollen wir sehen."

Nun, wollte er so nicht auf sie eingehen, so würde sie ihn auf andere Weise auf sich aufmerksam machen; und schon in dieser ersten Stunde nahm sie zurückhaltend, wie es einer Neuen zukommt, aber sehr ruhmvoll am Unterricht teil. Und ehe es Mittag läutete, hatte die Befriedigung, mit ihren Gaben zu glänzen und anerkannt zu werden, sie unmerklich in die Rolle der Schülerin zurückgeschoben.

Ja, intelligent war sie, das war nicht zu leugnen, und ihre rasche Auffassung und ihr lebhaftes Mitgehen hätten sie bei den Lehrern beliebt machen können. Aber es war etwas in dieser Schülerin, das den meisten nicht gefallen konnte. Sie war "irgendwie unkindlich und dazu von geistigem Hochmut durchdrungen", wie Fräulein Hühler, die Religionslehrerin, es einmal formulierte.

Außerdem war sie unordentlich und flusig. Dauernd hatte sie ein Buch, ein Heft, eine Arbeit vergessen. War diese Transuse nicht wahrhaftig eines Tages ohne Mappe zur Schule gekommen? Um Ausreden für ihre Vergeßlichkeit war sie natürlich niemals verlegen, und das war eben das Schlimme an ihr. Sie log mit einer Stirn – ! Da hatte sie zum Beispiel zwei Tage nacheinander vergessen, ihr Zeugnisbuch zurückzubringen. "Wenn du es morgen wieder vergißt, kriegst du einen Tadel!" Am nächsten Tag: "Na, hast du es heute mitgebracht?" Ihr aufgeschrecktes "Ja, natürlich!" sagte Herrn Lorenz genug. Sie kramt mit absorbiertem Gesicht in ihrer Mappe, schüttelt den Kopf, kramt, schüttelt den Kopf – . Mit rotem Kopf kommt sie ans Lehrerpult: "Das versteh ich nicht – ich hab es heut morgen in die Mappe gesteckt, das weiß ich noch ganz genau!" – "Das versteh ich auch nicht!" höhnt Herr Lorenz, der ihre kleine Komödie aufmerksam verfolgt hat. Er verwickelt sie in ein scharfes Kreuzverhör, aber Lotti ließe sich lieber lebendig in Stücke schneiden, als daß sie zugeben würde, geschwindelt zu haben. Jetzt ist der Tadel schon gar nicht mehr wichtig. Immer fadenscheiniger werden ihre Ausflüchte, aber mit aufreizender Beharrlichkeit erfindet sie immer neue. Und eine Mimik dabei – man sollte meinen, sie

gäbe sich die ehrlichste Mühe, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften... “Vielleicht hab ich es in die Mappe meines Bruders gesteckt?” Herr Lorenz beweist ihr, daß das nicht möglich ist. In die Enge getrieben, sagt sie schließlich mit großen Augen und steinernem Gesicht: “Vielleicht hab ich es bloß geträumt?” Herr Lorenz ist nahe daran, aus der Haut zu springen: “Dies Kind, kein Engel ist so rein!” Fast eine Viertelstunde hat ihn das Verhör dieses unmöglichen Kindes gekostet. “Geh auf deinen Platz!” Und mit dem Gesicht der gekränkten Unschuld setzt sie sich und bockt die ganze Stunde hindurch.

Nein, mit einem solchen Charakter – da können natürlich die schönsten Gaben nicht drüber hinwegtäuschen. Vor allem, da diese schönen Gaben auch nicht immer sehr bequem waren für den Unterrichtenden. Manchmal stellte sie in ihrer unersättlichen Wißbegier Fragen, die einen direkt in Verlegenheit bringen konnten, wenn man sich nicht rechtzeitig an das rettende “Das gehört nicht hierher” erinnerte. Aber das war eben das Aufreizende: man sah ihrem überraschten Blick und ihrem eigensinnig grübelnden Gesicht deutlich an, daß sie keineswegs überzeugt war, das gehöre nicht hierher.

Fräulein Hühler wäre einmal um ein Haar in recht peinliche Bedrängnis gekommen. Sie hatte eine erbauliche Geschichte vorgelesen von einer Familie, die nach Amerika fahren wollte, aber zu spät an die Landungsbrücke gekommen war – das Schiff war schon abgefahren. Am nächsten Tag erfuhren sie, daß das Schiff mit Mann und Maus untergegangen war. Der erkannten sie mit Danken und Lobpreisen, daß der Liebe Gott es so gefügt hatte, um sie am Leben zu erhalten.

Wie immer nach solchen Geschichten drückte Fräulein Hühler sacht das Buch zu und ließ eine kleine Stille walten.

Da hob sich zögernd Lottis Finger. “Und – die andern?”

Streng: “Welche andern?”

“Die andern, die nicht zu spät gekommen sind – die untergegangen sind.”

Fräulein Hühler war eine erfahrene Lehrerin, sie erkannte an dem entsetzt fragenden Gesichtsausdruck des Kindes, daß es nicht an Gotteslästerung dachte. “Das war Gottes unerforschlicher Ratschluß, daß die einen sterben sollten und die andern gerettet wurden,” erwiderte sie mit dem durchdrungenen Ton ihres Faches, während ihre kalten Augen vor Irritation stechend wurden. “Hast du vergessen, daß der Tod für einen frommen Menschen kein Unglück bedeutet?” fügte sie rasch gefaßt hinzu. “Was erwartet uns nach dem Tode?” wandte sie sich an die Klasse. Die Situation war gerettet, und Lotti hatte eine ganze Menge Probleme zu beknaubern.

Die Beziehungen zu ihren Mitschülerinnen blieben auch hier im Lyzeum oberflächlich und ohne Wärme ^[6], die ganzen Jahre hindurch. Die Demütigungen der armen Freiplätzlerin blieben ihr erspart; die Mutter hatte genug Kleidervorräte in ihren Truhen und Koffern, die nur umgearbeitet werden brauchen, die gute Tante Hilde, die keine Kinder hatte, steuerte oft neue Sachen bei, und so war Lotti nie schlechter gekleidet als die andern. Aber sie merkte niemals, wenn ihr Gürtel verrutscht war oder wenn ihr Kragen schief saß. Ja, wenn sie während der Stunde über etwas grübelte, war sie imstande, sich die ganzen ^[7] Haare zu verwöhnen, und sah dann für den Rest des Vormittags entsprechend aus.

Ein hübsches Kind war sie nicht. Was die Damen als knabenhafte Kernigkeit entzückt hatte, solange sie klein war, das wirkte jetzt derb und ungeschickt. Ihre Bewegungen

⁶Im Original alternative, ältere Formulierung: “Die Beziehungen zu den andern Mädchen blieben auch hier im Lyzeum steif und ohne Vertrautheit, die ganzen Jahre hindurch.”

⁷Im Original handschriftlich, vermutlich “gz.”

waren linkisch, meistens zögernd, manchmal brüsk – niemals leicht und graziös. Ihre ewige Gedankenverlorenheit gab ihr eine unschöne krumme Haltung, die die Mutter vergebens mit Geradhalten zu korrigieren versuchte, und ihr dicker Trotzkopf auf dem kurzen, stämmigen Hals schob sich immer bockiger vor. Freilich, sie hatte Wangen wie Milch und Blut, und schöne Augen; je nach Stimmung und Beleuchtung wechselten sie zwischen einem schweren, tiefen Blaugrau und durchsichtig hellem, schwarzumsäumtem Grau, und manchmal konnten sie auch in reinem Blau strahlen. Aber in ihrem Gesicht war eine unkindliche Schwere, das hatte Fräulein Hühler ganz richtig erfaßt; und wenn sie einen so aus dem gesenkten Kopf ansah, manchmal ganz verbiestert, weil sie gerade mal wieder “aus dem Mustopp kam”, wie Tante Helene ihre Traumspinnerei nannte, oder mit der kalten Überlegenheit des begabten Schülers für die schneckenhafte Beschränktheit der andern – das lud nicht dazu ein, ihre Freundschaft zu suchen.

Aber seit sie von ihrem unvergeßlichen Lieschen getrennt war, gewöhnte sie sich unmerklich daran, allein zu sein. Sie langweilte sich nie. Mit Puppen zu spielen, verstand sie nicht. Bis Hans zur Schule kam, hatte er sich mehr mit ihren Puppen vergnügt als sie; jahrelang hatte er überhaupt nicht einschlafen können, wenn er nicht seine Mulli, einen häßlichen, von Betty abgelegten Wechselbalg, im Arm hatte.

Dagegen die Bücher – welche Verzauberung! Nur schien es Lotti immer mehr, daß die Mutter mit unbegreiflicher Bosheit und Grausamkeit sie davon abzuhalten suchte. “Du verdirbst dir die Augen, du kannst nicht den ganzen Tag sitzen und lesen!” Und unfehlbar fand sie irgendeinen Auftrag, um die Lektüre gerade an der spannendsten Stelle zu unterbrechen. Das gab viel Kämpfe, Tränen und Revolten.

Wenigstens im Geschichtenausdenken konnte man sie nicht stören! Dazu war die beste Gelegenheit abends im Bett, im Dunkeln. Solange sie mit den Brüdern das Zimmer teilte, waren sie passionierte Zuhörer für ihre Geschichten. Aber sie hatten das Vergnügen nicht umsonst. Lotti erzählte nur unter der Bedingung, daß einer von ihnen mit ihrem Haar spielte. So kroch denn Hans oder Peter zu ihr ins Bett, löste ihre Zöpfe, strahlte und kämmte ihr Haar unermüdlich mit den Fingern, verflocht es auf ungeschickte Knabenart; und Lotti, auf der Seite liegend, ganz dem feinen und durchdringenden Genuß hingegeben, spann mit schläfriger Stimme eine endlose Geschichte. Sowie das sanfte Ziehen an den Haarwurzeln aufhörte, schwieg sie. Dann tönte es alsbald energisch aus dem Bett des anderen Bruders: “Na, und wie geht es weiter?” Aber dem armen Figaro waren allmählich die Arme lahm geworden. Und der andere nahm seinen Platz ein, damit sie den Fortgang der Geschichte erfahren mögen.

Der alte Zigarrenhändler nebenan, in der stillen Straße. Groß und schwer und aufgeschwemmt; wie ein biederer, etwas schlampiger Großpapa sah er aus. Er stand vor seiner Ladentür und winkte, mit seinem dicken bleichen Finger, wenn die kleinen Mädchen vorbeikamen.

Man muß wegrennen, wenn fremde Leute einen ansprechen, aber gegen Nachbarn muß man höflich sein.

Es war eine stille Straße, Kunden kamen nur selten.

Er machte die Ladentür zu und sagte: “Na, wie gehts? – Schönes Wetter heute...”, mit schleppender, gepreßter Stimme. Dann nahm er eines der kleinen Mädchen und legte es auf den ovalen Tisch, der im Hintergrund des Ladens stand. Und schweigend, mit schwerem Atem, betastete und knetete er den kleinen Körper. Sonst geschah nichts; nichts, was an Verbotenes erinnerte.

te. Er hob nicht einmal den Rocksaum. Aber die Kinder waren ängstlich und beklommen.

Oder er setzte sich, zog das Kind zwischen seine gespreizten Knie, preßte es eng an sich, und dabei gingen seine ungeschlachten, schwammigen Finger, immer stärker zitternd, langsam den zarten Rücken auf und ab.

Dann, mit einem zurückgepreßten heiseren Seufzer, ließ er sie los und saß schweigend da, mit hängendem Kopf. Und aufatmend verstand die Kleine, daß sie nun gehen durfte, und lief hinaus.

Lotti fürchtete sich vor dem schweigsamen, unheimlichen alten Mann, der häßlich und ungelüftet roch, ganz anders als der Vater, der Großvater und die Onkel. Auch sie zogen manchmal das Kind an sich zwischen ihre gespreizten Knie. Warum fühlte sie sich da so wohl wie ein Vöglein im Nest und hier so angstbeklommen? Er tat ihnen nichts Schlechtes an. Und doch – wenn sie aus dem Haus gehen mußte, versuchte sie, nach der andern Seite zu entweichen. Aber wenn der Zigarrenhändler vor seiner Ladentür stand und mit seinem fleischigen, schwerbeweglichen Finger winkte, traute sie sich nicht, wegzulaufen. – Man muß höflich sein gegen Nachbarn.

Gebannt starrte das Kind in die trüben Augen, in das leidende, aufgeschwemmte Gesicht.

Nein, es gab da nichts, weswegen man sich bei den Eltern hätte beklagen können.

Die Wespen waren eine wahre Plage jeden Sommer, außerhalb der Stadt und vor allem am Elbstrand. Kaum hatte man ein Marmeladenbrot in der Hand oder eine Frucht, ein Glas Limonade vor sich, da kamen sie angezirt, in Scharen. Und sie setzten sich auf die Hände, auf das Gesicht. Die achtjährige Lotti hatte einmal jemanden sagen hören, wenn man sich ganz ruhig verhalte, tun sie einem nichts. Sie probierte es aus – es stimmte. Von nun ab riskierte sie nicht mehr, von Wespen gestochen zu werden! Sie saß wie ein Stein, und auch ihr Gesicht blieb wie das einer Wachspuppe, solange so ein Ding auf ihr herumkrabbelte. Wie dumm, die andern, die kreischend um sich schlugen – man hatte ihnen doch gesagt – ! Selbst große, vernünftige Frauen benahmen sich wie die Babys – und wurden natürlich gestochen. Es tat Lotti leid, daß sie es nicht richtig erklären konnte, wie man es machen mußte: man mußte nämlich drinnen in sich wie einen Mechanismus festschrauben, damit man wirklich ruhig blieb und auch innerlich gelassen; wenn man sich krampfte, funktionierte es nicht. Manchmal hatte Lotti ihre kleine mentale Operation nicht ganz richtig ausgeführt, dann spürte sie auch ein Zittern. Aber wenn man weiß, wie es zu machen ist, dann macht man es eben so. Und die andern wundern sich –

Ja, es war angenehm, Gegenstand des Wunders und der Bewunderung für die andern zu sein. Aber das war nicht der Hauptgrund, weshalb sie diese Übung so liebte. Wenn sie still und gleichmütig dasaß unter den hurtigen Wespenbeinchen, fühlte sie sich beglückt und ausgeweitet von der geheimnisvollen Macht, die in ihr lag: sich frei zu machen von Wespen und Wespenfurcht und Herr zu sein über sich selbst.

Kapitel 4

[⁸]

Fräulein Siemens hatte der Mutter geraten, sie sollten doch versuchen, für das begabte Kind einen Freiplatz im neugegründeten staatlichen Lyzeum zu erhalten. Das ergab einige Schwierigkeiten, weil diese Freiplätze Kindern Hamburger Bürger vorbehalten waren. Und ein Hamburger Bürger wird man nicht so einfach, wie jeder weiß. Robert Babendeerde war nicht einmal gebürtiger Hamburger, und er mußte manche gewichtigen Papiere beibringen und noch mehr Papier beschreiben, bis er schließlich den Bürgerbrief der Freien und Hansestadt Hamburg erhielt.

Lotti war zehn Jahre alt, als sie in die neue Schule kam. Befangen trat sie an der Hand des Schulleiters in die Klasse, in der schon alle Kinder auf den Plätzen saßen. Der Lehrer war noch gar nicht alt, und Lotti fand ihn hinreißend schön mit seinen stahlblauen Augen in dem schmalen energischen Gesicht und dem gewellten blonden Haar. Sofort wandelte sich ihre kindliche Befangenheit in die des weiblichen Wesens, das je nach seinen Gaben mit dem Mann kokettiert.

Es war nicht das erste Mal, daß Lotti sich in einem Flirt mit einem Mann versuchte. Wenn sie in den Oster- und Herbstferien bei den Tanten in Z. war, fand sie sich gern zu dem "ersten jungen Mann" von Onkel Fritz, wenn er vor der Ladentür in der Sonne lehnte. Ihre Unterhaltung hätten sämtliche Onkel und Tanten anhören können, auch er dachte sicher nichts Arges. Dennoch lag in dem halben Lächeln, mit dem er auf sie herabsah, während sie mit seiner Uhrkette tändelte, das Bewußtsein der besonderen Atmosphäre, die in ihrem harmlosen, träg-spielerischen Geplauder schwang; eine andere Atmosphäre, als man zwischen einem dreißigjährigen Mann und einem zehnjährigen Kind füglich anzunehmen gewöhnt ist.

Nun war Lotti sehr verletzt, daß der Lehrer kein Verständnis zeigte für ihren Versuch, sich als weibliches Wesen gegenüber einem männlichen zu genießen, sondern sie einfach und sachlich als Schulkind behandelte: "Na, setz dich mal erst da hin, nachher wollen wir sehen."

Nun, wollte er so nicht auf sie eingehen, so würde sie ihn auf andere Weise auf sich aufmerksam machen; und schon in dieser ersten Stude nahm sie zurückhaltend, wie es einer Neuen zukommt, aber sehr ruhmvoll am Unterricht teil. Und ehe es Mittag läutete, hatte die Freude, mit ihren Gaben zu glänzen und anerkannt zu werden, sie unmerklich

⁸Dieses Kapitel ist wahrscheinlich eine frühere Version des vorangegangenen. Jedenfalls ist es teilweise in das vorangegangene eingearbeitet. Wer eine herkömmlich lektorierte Version lesen möchte, lasse dieses Kapitel aus.

in die Rolle der Schülerin zurückgeschoben.

Herr Lorenz war ein vorzüglicher Lehrer. Aber manchmal mußte er sich fragen, ob er nicht zuviel von seiner Klasse verlangte, wenn seine Bemühungen ihre undurchdringliche Verständnislosigkeit wie einen dicken Lehmklöß hinter sich herschleppten. Dann war er oftmals froh, die kleine Babendeerde unter seinen Schülerinnen zu haben. Wie die rasche, wache Intelligenz das etwas schwere Gesicht beleben konnte! Sie hatte die Gewohnheit, den Kopf auf die Faust zu stützen beim Zuhören; das hatte Herrn Lorenz anfangs als Bequemlichkeit irritiert, bis er merkte, daß sie es offenbar nötig hatte für einen ungestörten Ablauf ihrer geistigen Arbeit. Wenn er sagte: "Wiederholt, was ich eben erklärt habe –", dann staunte er oft, wie von einem kaum angedeuteten Wort sich blitzschnell ganze Zusammenhänge in diesem Kopf entwickelten, und die meistens Hand und Fuß hatten. Gelegentlich vergaloppierte sie sich auch gründlich, und seinen Richtigstellungen folgte sie dann mit von Verlegenheit brennenden Wangen, das ehrgeizige Ding, und einem atemlosen "Ah – ach so –" gespannter Aufmerksamkeit.

Aber wo sie sich nie irrte, das war in der Deutschstunde, wenn etwa eine neue Regel anzuwenden war oder bei der Lektüre ein neues Wort auftauchte. Wenn sie es auch vorher noch nicht gekannt hatte – der Sinn ging doch immer klar aus dem Zusammenhang hervor! Mit allen Geheimnissen der Sprache schien sie einfach intuitiv vertraut zu sein.

Allerdings hatte sie es auch viel leichter als die meisten: ihr Gedächtnis war beneidenswert. Ein langes Gedicht prägte sich ihr schon ein, während es in der Stunde gelesen und besprochen wurde. Und einmal errang sie zu Weihnachten viel Rührung bei den Eltern und Bewunderung in der Schule, weil sie es fertiggebracht hatte, die Schilderung eines Weihnachtsfestes aus Fritz Reuters "Ut mine Stromtid" auswendigzulernen. Aber selbst da hatte sie sich weiter nicht plagen brauchen: mehrere Male, mit einigen Tagen Abstand durchgelesen – und sie hatte die sieben Seiten Wort für Wort im Kopf.

Nur durfte man nicht von ihr verlangen, diese kleinen Hilfsverschen aufzusagen: "Über, unter, vor und zwischen . . ." Unmöglich, diesen stupiden Holperkram im Gedächtnis zu behalten. Die Wahrheit zu sagen: sie versuchte es auch gar nicht, und Herr Lorenz dachte nie daran, sie danach zu fragen. Ihm war es wichtiger, wenn ihr intelligentes Eingehen auf schwierige Fragen ihm half, die uninteressierte Borniertheit der Klasse ein wenig zu lüften.

Dennoch, dies Kind war ihm nicht sympathisch. Ihren ungeschickten frühreifen Versuch zur Koketterie hatte er zum Glück nicht einmal bemerkt, das hätte sie ihm wahrscheinlich ganz einfach unheimlich und abstoßend gemacht. Aber sie hatte überhaupt ein Wesen, das seiner etwas engen Geradheit nicht gefallen konnte. Nicht nur, daß in ihr immer stärker der unduldsame Hochmut des begabten Schülers zutage kam. Herr Lorenz konnte nicht wissen, daß sie diesen Hochmut so emsig pflegte, weil er sie gegen die Isolierung wappnete, in der sie sich auch hier inmitten ihrer Mitschülerinnen befand, die sie hämisch "Fräulein Allwissend" nannten. Ein anschmiegsameres Kind hätte vielleicht versucht, sich durch Freundlichkeit seine geistigen Lichter verzeihen zu machen. Lotti wußte nur hart gegen hart zu setzen, Weigerung gegen Weigerung. Die Demütigungen der armen Freiplätzlerin blieben ihr erspart; die Mutter hatte genug Kleidervorräte in ihren Truhen und Koffern, die nur umgearbeitet werden brauchten, die gute Tante Hilde steuerte oft neue Sachen bei, und so war Lotti niemals schlechter gekleidet als die andern.

Ein hübsches Kind war sie nicht. Was die Damen als knabenhafte Kernigkeit entzückt hatte, solange sie klein war, das wirkte jetzt derb und ungeschickt. Ihre Bewegungen waren linkisch, meistens zögernd, manchmal brüsk – niemals leicht und graziös. Ihre ewige

Gedankenverlorenheit gab ihr eine unschöne krumme Haltung, die die Mutter vergebens mit Geradehalten zu korrigieren versuchte, und ihr dicker Trotzkopf auf dem kurzen, stämmigen Hals schob sich immer bockiger vor. Schöne Augen hatte sie, das war nicht zu leugnen. Je nach Stimmung und Beleuchtung wechselten sie zwischen einem schweren, tiefen Blaugrau und durchsichtig hellem, schwarzumsäumtem Grau, und manchmal konnten sie auch in reinem Blau strahlen. Aber wenn sie einen so aus dem gesenkten Kopf ansah, manchmal ganz verbiestert, weil sie gerade mal wieder "aus dem Mustopp kam", wie Tante Helene ihre Traumspinnerei nannte – das war kein harmlos kindlicher Blick, wie man ihn bei Kindern zu sehen liebt.

Nein, harmlos kindlich war sie nicht, Herrn Lorenz' begabteste Schülerin; und dazu unordentlich und flusig. Dauernd hatte sie ein Buch, ein Heft, eine Arbeit vergessen. War diese Transuse nicht wahrhaftig eines Tages ohne Mappe zur Schule gekommen? Um Ausreden für ihre Vergeßlichkeit war sie natürlich niemals verlegen, und das war eben das Schlimme an ihr. Sie log mit einer Stirn – ! Da hatte sie zum Beispiel zwei Tage nacheinander vergessen, ihr Zeugnisbuch zurückzubringen. "Wenn du es morgen wieder vergißt, kriegst du einen Tadel!" Am nächsten Tag: "Na, hast du es heute mitgebracht?" Ihr aufgeschrecktes "Ja, natürlich!" sagte Herrn Lorenz genug. Sie kramt mit absorbiertem Gesicht in ihrer Mappe, schüttelt den Kopf, kramt, schüttelt den Kopf – . Mit rotem Kopf kommt sie ans Lehrerpult: "Das versteh ich nicht – ich hab es heut morgen in die Mappe gesteckt, das weiß ich noch ganz genau!" – "Das versteh ich auch nicht!" höhnt Herr Lorenz, der ihre kleine Komödie aufmerksam verfolgt hat. Er verwickelt sie in ein scharfes Kreuzverhör, aber Lotti ließe sich lieber lebendig in Stücke schneiden, als daß sie zugeben würde, geschwindelt zu haben. Jetzt ist der Tadel schon gar nicht mehr wichtig. Immer fadenscheiniger werden ihre Ausflüchte, aber mit aufreizender Beharrlichkeit erfindet sie immer neue. Und eine Mimik dabei – man sollte meinen, sie gäbe sich die ehrlichste Mühe, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften... "Vielleicht hab ich es in die Mappe meines Bruders gesteckt?" Herr Lorenz beweist ihr, daß das nicht möglich ist. In die Enge getrieben, sagt sie schließlich mit großen Augen und steinernem Gesicht: "Vielleicht hab ich es bloß geträumt?" Herr Lorenz ist nahe daran, aus der Haut zu springen: "Dies Kind, kein Engel ist so rein! Fast eine Viertelstunde hat ihn das Verhör dieses unmöglichen Kindes gekostet. "Geh auf deinen Platz!" Und mit dem Gesicht der gekränkten Unschuld setzt sie sich und bockt die ganze Stunde hindurch.

Bei einem solchen Charakter war es natürlich unmöglich, ihr den ersten Platz zu geben. Für diese Auszeichnung genügte die bloße Begabung nicht, da mußte ein Kind auch in Ordnung und sonstigen Tugenden ein Vorbild für die Klasse sein.

Ach ja, sie war eine rechte Lott Lügenpott.

Häufig fiel ihr morgens plötzlich ein, daß sie vergessen hatte, diese oder jene Arbeit zu machen; nicht einmal aus Faulheit, sondern weil sie in ihrem Ehrgeiz, recht schöne Sätze zu bilden, mehr für die Grammatikstunde getan hatte, als nötig war, oder weil sie sich stundenlang in eine Zeichnung verbissen hatte, oder sie hatte sich im Geschichtsbuch festgelesen und weniger Interessantes darüber vergessen. Ja, und dann fiel ihr plötzlich morgens das Versäumnis ein. Dann ging sie mit leidender Miene zur Mutter: "Ich bin so schlecht – !" Und die gute Mutter sah ihr besorgt ins Gesicht, legte die Hand auf ihre Stirn, fühlte ihr den Puls: "Leg dich lieber gleich wieder ins Bett – hoffentlich wird es nichts Ernstes." Einige Stunden Bettruhe stellten das Kind dann auch vollkommen wieder her, und am nächsten Tag bekam sie einen Entschuldigungszettel mit zur Schule. Lotti war in der Tat häufig krank, vor allem im Winter löste eine Krankheit die andere ab, und

so fühlte die Mutter sich erleichtert, wenn sie mit dem Schrecken davonkam, wenn auch diese häufigen plötzlichen Schwächeanfälle ihr eine rechte Sorge bereiteten.

Nur Fräulein Hühler, die Religionslehrerin, schien die Geschichte zu durchschauen. "So, du hast dich wieder mal schlecht gefühlt?" Und ihre kalten, durchdringenden Augen schienen dem Kind bis dahinein zu kucken, wo das Bewußtsein seines Schwindels steckte. Vielleicht erinnerte Fräulein Hühler sich, als Kind dieselben Kunstgriffe angewendet zu haben?

Sich Geschichten auszudenken, ist ja wohl keine Lügenpöttelei. Aber wenn man behauptet, sie seien wahr und einem selbst passiert – da fängt es wahrscheinlich an. So war es mit Lotti. In Aufsätzen schwindelte sie nicht mehr (oder höchstens ganz diskret), aber im täglichen Leben...

Während einiger Monate – da war sie etwa zwölf Jahre alt – hatte sie eine zufällige Wegfreundin gefunden. Ein Mädchen, das von den andern ohne Ende erbarmungslos gehänselt wurde, weil ihm ein ganz kurzes, steifgeflechtes Zöpfchen komisch von dem runden Kopf abstand. Schon deswegen war das arme Ding Lotti sympathisch; sie wußte wie alle, daß Lene eine schlimme Krankheit gehabt hatte, bei der ihr die Haare ausgegangen waren. Und Lotti teilte ihren Zorn zwischen den unvernünftigen Eltern, die ihr Kind mit diesem Rattenschwanz zum Gespött machten, und den stupiden Gören, die nichts begriffen. Wenn sie sich vorstellten, daß diese Krankheit ebensogut einer andern hätte zustoßen können – ja genau einer von den Spötteiinnen! Wie der dann wohl zumut gewesen wäre?

Die kleine Lene, die denselben Schulweg hatte wie Lotti, wurde nun eine dankbare und dankbar angenommenen Zuhörerin für Lottis Erzählungen, die nur ein Fädchen brauchten, um davon endlose Quadratmeter bunten Lügenstoffs zu weben. Zwei aufregend dunkellockige Knaben hatten zu dieser Zeit ihre Neugier und Fantasie angeregt, denen sie einige Male im Hausflur begegnet war, in Begleitung einer eleganten Dame, wahrscheinlich Besuch bei Nachbarn. Sie begann, ihrer kleinen Kameradin zu erzählen, wie sie bei den Nachbarn eingeladen worden war und die Bekanntschaft der "Brasilianer" gemacht hatte. Und unversehens, von Tag zu Tag, spann sie die Geschichte immer glänzender und unwahrscheinlicher aus, mit Festen, Autofahrten und Maskeraden, schilderte die Kleider und Kostüme, die sie getragen hätte, in allen splendiden Einzelheiten, und die Anbetung voll Grandezza, die die brasilianischen Knaben ihr widmeten... Sie war selbst berauscht von der überraschenden Pracht, die sich so spielend und zwingend zugleich in ihrem Kopf entwickelte, und schielte nur manchmal zu der andern hinüber, die mit nachdenklich geneigtem Kopf aufmerksam zuhörte, das Rattenschwänzchen steil in der Luft. Dann wandte Lene wohl die treuerherzigen Augen in dem stupsnäsigen Kinder Gesicht in schwärmerischer Bewunderung auf die Freundin, der so märchenhafte Dinge geschahen. Und als Lotti schließlich nach Wochen bei sich bestimmte, jetzt sei es genug, und "die Brasilianer" nach einem diskret gefühlvollen Abschied in ihr fernes, sagenhaftes Heimatland zurückexpediert – da hatte das gute Kind manchen tiefen Seufzer, daß nun dies feenhaft Leben ein Ende habe, an dem sie so atemlos von weitem teilgehabt hatte. – Und Lotti, wegen dieser Gutgläubigkeit, begann, das Kind ein klein wenig zu verachten in ihrem Herzen.

Aber es war doch angenehm, ein Publikum für all ihre Einfälle zu haben. So mühe-los wie ihre brasilianischen Feste erfand sie auch Lösungen für Probleme, mit denen die bornierten Erwachsenen nicht fertig wurden, die offenbar eine unbegreifliche Angst vor gedanklicher Kühnheit und Folgerichtigkeit hatten. Und hier schwindelte sie nicht, sondern

war begeistert überzeugt von der Unfehlbarkeit ihrer Ideen. – Man konnte nicht auf den Mond fliegen? Ah, wartet mal ab, bis Lotti groß ist, die wird es ihnen schon zeigen! Und mit großer Bestimmtheit setzte sie Rattenschwänzchen in allen Einzelheiten auseinander – mit Hilfe ihrer zweijährigen Schulkenntnisse in Physik –, was für einen Apparat sie sich bauen lassen würde, und was man anziehen und was man tun müßte, um alle Hindernisse siegreich zu überwinden. Wenn es weiter nichts ist – !

Freilich hatte sie gerade in der Physikstunde schon die Erfahrung gemacht, daß ihre selbstherrliche Logik nicht unfehlbar war. Mit einemmal hatte das Wort “Destillation” einen ganz anderen Sinn gekriegt als den, den sie ihm gegeben hatte: freilich war es im ersten Schuljahr gewesen, aber sie hatte doch bis jetzt ihre Erklärung für richtig und sehr begabt gehalten. Damals pflegte sie sich unersättlich alles vorzubuchstabieren, was ihr an Firmenschildern unter die Augen kam, und so hatte sie auch dies erstaunliche Wortmonster “Destillation” entziffert. Es handelte sich um eine Gastwirtschaft, da gingen Leute rein, um zu trinken, um ihren Durst zu stillen – und nach einigem Nachdenken hatte sie die Erklärung gefunden: eigentlich hieß es “Durststillstation”, die Leute hatten es allmählich so entstellt und wußten jetzt vielleicht selbst nicht mehr, wie es ursprünglich war. Aber Lotti wußte es jetzt, ihr konnte keiner mehr was darüber erzählen.

Manchmal war es aber auch wirklich schwer, Wirklichkeit und Fantasie auseinanderzuhalten. Ehe sie zur Schule kam, hatte die kleine Lotti jahrelang sehr häufig immer denselben Traum: sie springt die Treppe runter, die ganze Treppe in einem Satz; nein, sie springt nicht – sie stößt sich von der obersten Stufe ab, und dann schwebt sie ganz sacht bis unten hin, und die Luft trägt sie mit so einer beglückenden Sicherheit und Leichtigkeit! Dieser Traum war so lebendig, daß sie eine Weile in ihrem innersten Herzen überzeugt war, es sei wirklich geschehen, und sie könne es nach ihrem Willen wiederholen. Einmal rühmte sie sich dessen gar vor ihren Kusinen; als die das Wunder bewiesen sehen wollten, sagte Lotti verächtlich: “Pöh, hab ich ja gar nicht nötig!” Und erst da rührt sie der Zweifel an, und ihr wurde ganz trüb zumut, als es in ihr zur Gewißheit wurde, daß sie nicht wirklich fliegen konnte. (Aber den andern kleinen Mädchen sagte sie nichts davon.)

Im allgemeinen verstand sie sich gut mit den Kusinen in Z., vor allem mit der dünnen, übernervösen Helga, die eine ebensolche Faseljule war wie sie. Stundenlang konnten die zwei Mädchen sich erdachte Abenteuer erzählen und einander zuhören; beide wußten, daß sie erdichtet waren, aber das brauchte man ja nicht zu sagen. Schließlich hätten sie doch so geschehen können, nicht?

Anna Babendeerde war froh, daß sie ihre Kinder meistens während der Oster- und Herbstferien zu den Schwägerinnen in Z. schicken konnte, der nahen Kleinstadt. Besonders von Lotti ruhte sie sich gern mal eine Weile aus. Welch ein erschreckender Jähzorn und Trotz sich in dem Kind entwickelte! Es war ihm nicht beizukommen. Und nie konnte man voraussehen, auf was sie “beleidigt” reagieren würde. Einer der Jungens mochte bei Tisch ein ganz harmloses Wort gesagt haben – plötzlich warf sie die Gabel hin, sprang auf und rannte in ihr Zimmer, und da warf sie sich auf ihr Bett, mit schreiendem Schluchzen. Die arme Mutter fühlte wirklich nicht die Kraft, dagegen einzuschreiten. Ach ja, es war nicht immer leicht, allein mit den Kindern fertigzuwerden! Aber dann geschah es manchmal gar in Gegenwart des Vaters, und auch er tat nichts dagegen. Es mochte ihm auch nicht wohl zumute sein, seinen eigenen schlimmen Fehler, den er bei sich selbst nicht besiegen konnte, in seinem Kind zu bestrafen. Vielleicht hatte er recht. Die Mutter hatte auch schon die Erfahrung gemacht: wenn man das Mädchen in Ruhe ließ, kam es noch am

ehesten wieder zur Besinnung, Strafpredigten machten es nur schlimmer. Aber man muß seine Kinder doch erziehen? dachte sie bange.

Bei den Schwägerinnen in Z. schienen Lotti dergleichen Wutanfälle nicht vorzukommen. Ja, da war sie eben auf Besuch. Daß die Kinder gerade ihren Nächsten immer ihre stacheligsten Seiten rauskehren mußten! Aber taten denn nur die Kinder so – ?

In Z. gab es eine erstaunlich zahlreiche Verwandtschaft, fast die ganze Lange Straße war miteinander verschwägert. Die Onkel besaßen gutgehende Geschäfte, geräumige Häuser und große Gärten. Meistens lebte Lotti bei Tante Klara. Die Mutter sagte, sie sei früher die Schönste von allen gewesen; jetzt sah sie aus wie eine fette, imposante Henne. Lotti hatte schon früh den Verdacht, daß Tante Klara wohl nicht übermäßig gescheit sei, aber vielleicht gaben auch nur die etwas vorquellenden Augen ihr diesen Ausdruck von erschreckter Borniertheit. Sie war bis zur Schwäche gutmütig gegen die Kinder, die den strengen Vater ein wenig fürchteten; aber im Grunde griff er nur selten ein.

Die vier Kinder hatten mit den gelegentlichen Gästen im Oberstock des niedrigen, weitläufigen alten Hauses ihr ungestörtes Reich: sechs behaglich möblierte Zimmer, in denen sie bei schlechtem Wetter nach Herzenslust die Gasöfen brennen lassen konnten. Ein breiter Vorplatz trennte sie von den winzigen, elenenden Dachkammern der Dienstmädchen und der "jungen Leute". Aber die schienen diesen Zustand ganz natürlich zu finden.

Onkel Hans war durchaus kein Menschenschinder, überall war es ebenso. Er war auch "junger Mann" gewesen, hatte in einer luftigen Dachkammer geschlafen, sich in einem ungeheizten Laden und zugigen Lagerräumen Frostbeulen an Händen und Füßen geholt und war in einen geheizten Raum nur gekommen, wenn er mit der Familie seines "Prinzipals" bei Tisch saß. Das war nun mal nicht anders.

Während der Ferien konnten die Kinder hier morgens im Bett bleiben und lesen oder miteinander toben, solange sie nur wollten; wenn sie nach und nach herunterkamen, fanden sie immer ein Mädchen, das ihnen Frühstück gab. Und den ganzen Tag war ein unaufhörliches Hin und Her zwischen den verschiedenen Tanten-Häusern: mal spielte ein Trüppchen von Kindern in dem einen Garten, dann trottete es "in die Tannen", nahm unterwegs noch einige mit, verlor andere, die keine Lust hatten mitzumachen und sich lieber mit einem Buch in die Sofaecke kauerten, ebenso zu Hause in dem einen wie dem andern Kinderzimmer. Die Eltern sahen ihre Kinder nur zu den Mahlzeiten, denn selbst bei schlechtem Wetter wußte man nie, in welchem Hause sie sich gerade aufhielten. Und wenn Lotti der Speisezettel bei Tante Senta besser gefiel als bei Tante Klara, dann lud sie sich eben zu Mittag bei ihr ein.

Der riesige, gemütliche Onkel Fritz, der so gerne Klütersuppe aß, obwohl er davon immer dicker wurde, und die elegante Tante Senta hatten ein humanes – und bequemes – Erziehungsprinzip: die einzige Strafe für jedes Vergehen war, die Kinder ins Bett zu schicken. Für einige Stunden oder für einen ganzen Tag, je nachdem. Dabei durften die kleinen Freundinnen die Mädchen ungestört besuchen, ihnen Bücher und Näschereien bringen, mit ihnen spielen. Da wäre es ein Wunder gewesen, wenn die Kinder nicht "auf schlechte Gedanken gekommen" wären.

Verwunderlich war es eher, daß die "schlechten Gedanken" nur einen geringen Platz im Leben der Kinder einnahmen. Es gab soviel anderes, das ebenso passionierte!

Das Theaterspielen. Selbst die größeren Vettern versagten niemals ihre Mitwirkung. Während der Proben ging es sehr aufgeregt zu, es gab viel Zank und Streit, weil jeder seine Ansicht von der Sache hatte. Das erste Mal brach eine erbitterte Fehde aus zwischen

Lotti und Helga, weil jede von ihnen die weibliche Hauptrolle beanspruchte. Bis sie auf den Ausweg kamen, nur Stücke zu wählen, wo es deren zwei gab, etwa das arme verlassene Waisenkind und die gütige Fee. Dann war es natürlich, daß Lotti die gütige Fee spielte, weil sie größer war, und das feierliche Gewand sagte ihr auch sehr zu. Dennoch tat es ihr leid um die reicheren deklamatorischen Register, die man in der Rolle des armen verlassenen Waisenkindes entfalten konnte: von bitterster Verzweiflung bis zum Jubel der Erlösung... Und sie war sehr befriedigt, wenn sie während der Proben Helga vormachen konnte, *wie* sie das und das sprechen mußte, und nicht weniger befriedigt, wenn es Helga nicht so herzbewegend gelang wie ihr.

Zur Aufführung wurde die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft eingeladen und erschien auch immer höchst zahlreich. Das Vergnügen war nicht etwa umsonst. Die Preise der Plätze waren gestaffelt von zwei bis zehn Pfennig, Kinder und Militär die Hälfte. Von den Einnahmen wurde nach der Vorstellung Kuchen gekauft, die Tanten stifteten noch welchen dazu, und es gab ein lärmend angeregtes "Liebesmahl", mit zahllosen Gläsern Fruchtsaft, unter den Lobsprüchen der Tanten.

Zu diesen Vorstellungen fehlte selbst Tante Elsbeth niemals; sonst zeigte sie sich selten in der Verwandtschaft. Lotti hatte eine andachtsvolle Verehrung für das klare, leidende Madonnengesicht der stillen Frau, die ihr aus anderem Stoff gemacht schien als die resoluten, erdfesten Menschen um sie herum. Ihren heftigen Mann, dem der unbedenkliche Lebensgenuß aus dem roten, kantigen Gesicht sprach, verabscheute Lotti, noch ehe sie aus zufälligen Tantengesprächen entnahm, daß er seiner Frau das Leben nicht leichtmachte. Tante Elsbeth hatte keine Kinder, sie war auch nur ganz entfernt mit den Babendeerdes verwandt, und so traute die schüchterne Lotti sich nicht, ganz von selbst zu ihr zu gehen. Aber jedesmal, wenn sie an Tante Elsbeths Haus vorbeikam, warf sie einen sehnsüchtigen Blick auf ihre Fenster: ob wohl das schöne, stille Antlitz sich zeigen würde.

Auch Tante Hilde hatte keine Kinder, und sie stand ihrem Mann tüchtig im Geschäft zur Seite. Aber sie war die Frau von Mutters jüngstem Bruder – Lotti erinnerte sich noch gut der prächtigen Hochzeit – und kam oft zu den Babendeerdes zu Besuch. Sie freute sich auch immer, wenn die Kleine zu ihr kam, und setzte sich gerne für sie ans Klavier. Dann lehnte das Kind wie verzaubert neben dem Klavier und starrte der Tante in die olivbraunen Augen, die einen so weichen, tiefen Schimmer hatten, und in das große, allmählich sich hingebende Gesicht, und begriff nicht, wie die Mutter hatte sagen können: Ja, schön sei Hilde ja nicht, nur eben sehr sympathisch! Und von der klassischen Musik, die ihre kleine Seele noch kaum verstehen konnte, fühlte sie sich wie von eisigen, kristallinen Wellen durchrauscht.

Es war eine sehnliche Empfindung wie beim Osterwasserholen, wenn sie allein durch die morgenstille Welt wanderte. Diesen alten Brauch hatte Frida, ein älteres Dienstmädchen bei Tante Klara, wieder eingeführt – für die, die mitmachen wollten, natürlich. Die Kinder und Dienstmädchen waren immer dabei. Vor Tau und Tag stand man am Oster-sonntag auf, nahm einen Krug oder einen Milchtopf und ging durch die Tannen zu einer weitentfernten Quelle; man mußte das Wasser geschöpft haben, ehe die Sonne aufging, und bis man wieder zu Haus war, durfte man nicht sprechen, nicht lachen, nichts essen und nichts andres trinken als das Wasser der Quelle. Und das Nichtsprechen und Nichtlachen war eben die Schwierigkeit! Noch ehe sie überhaupt aus dem Haus kamen, versuchten alle sich gegenseitig durch Grimassen, durch Püffe und Knüffe, durch komische Pantomimen zum Lachen oder zu einem unwillkürlichen Ausruf zu bringen, und meistens blieben nur Frida und Lotti übrig, um den Weg zur Quelle anzutreten. Vor Anstrengung, stumm und

ernst zu bleiben, hatte Lotti so starre Glupschaugen, daß die andern losprusteten, wenn sie ihr nur ins Gesicht sahen; aber das rührte nicht einen Muskel in dem eigensinnigen Kindergesicht. Und während die Ausgeschiedenen mit lautem Hallotria und einem Frühimbiß in die Wärme ihrer Betten zurückkrochen, traten die beiden Aufrechten schweigend in die sich hellende Morgendämmerung hinaus. Lotti war es recht, daß Frida mit ihrem kräftigen Schritt bald ein Stück voraus war. So störte kein fremdes Geräusch die atemanhaltende Stille um sie herum; und da doch nur hin und wieder eine Wegbiegung ihr Fridas Gestalt verbarg, brauchte sie sich auch nicht ängstigen in der schweigenden Einsamkeit, unter dem ungewissen Graulicht, das die bekannte Landschaft seltsam fremd erscheinen ließ. Unwirklich hing der blasse Mond im farblos hohen Himmel, und die Luft war so kühl und rein, als atme man Glas ein und würde selbst durchsichtig davon. Die winzigen Geräusche ihrer Schritte auf dem sandigen Weg vertieften noch die reglose Stille; es war, als dränge sie mit jedem Schritt tiefer in ein feierliches Geheimnis ein. – Ja, das war ebenso schön wie Tante Hildas Klavierspielen.

Auf dem Rückweg dachte Lotti schon gar nicht mehr daran, sich Fridas Nähe zu versichern. Und wenn sie mit frischen, roten Backen und ihrem Topf voll Osterwasser – um das sie sich nachher gar nicht mehr kümmerte – in die Küche trat, hatte Frida schon Feuer gemacht und einen guten Kakao bereitet. Dann schnitt Frida jedem ein tüchtiges Stück Streuselkuchen ab, sie lachten sich an über ihren dampfenden Tassen und hatten gar keine Lust, wieder mit Sprechen anzufangen.

Diese vierzehn Tage im Herbst und vierzehn Tage zu Ostern, und dann noch die Sommerferien – das genügte Lotti an Gemeinsamkeit mit andern Kindern. Sie langweilte sich nie mit sich allein.

Mit Puppen zu spielen, verstand sie nicht. Bis Hans zur Schule kam, hatte er sich mehr mit ihren Puppen vergnügt als sie; jahrelang hatte er überhaupt nicht einschlafen können, wenn er nicht seine Mulli, ein häßliches, von Betty abgelegtes Wechselbalg, im Arm hatte.

Aber es gab ja viel Schöneres. Von den Kindern in der Volksschule hatte Lotti gelernt, papierne Kaleidoskope zu machen. Ein Blatt Heftpapier wurde zu einer Art quadratischer Tasche gefaltet, die nur an einer Ecke eine Öffnung aufwies, groß genug, daß etwa der Daumen eines Erwachsenen hindurchkonnte. Ein leichter Druck auf die seitlichen Spitzen bauchte die Tasche leicht auf, und das Papier war steif genug, um nicht wieder zusammenzuklappen. Nun steckte man einige Schnipsel farbigen Seidenpapiers hinein, rollte ein anderes Blatt zu einem Röhrchen zusammen und steckte ein Ende in die Öffnung – ach, es gab ja kein schöneres Zaubertheater als die bei der leisesten Bewegung sich verändernden Bilder in dieser unscheinbaren Papiertüte! Was man da alles sah: feenhaft Landschaften, Schlösser mit Gärten und Abendrot, Fabelwesen, Märchenszenen! Die käuflichen Kaleidoskope mit ihren Rosetten von bunten Glassplittern fand sie längst nicht so schön; so mechanisch abgezirkelt jede Figur – hübsch, ja, aber so langweilig nur auf das Sichtbare beschränkt; vorstellen konnte man sich nichts dabei.

Natürlich war sie eine unersättliche Leseratte, und es gab viel Kämpfe, Tränen und Revolten, weil die Mutter das auf ein vernünftiges Maß einschränken wollte. Der Ausweg war einfach: während der Schularbeiten legte sie ihr Buch unter die Schulsachen, und dann mußte man nur immer aufpassen, wann die Mutter hereinkam, und mit unverfänglicher Geste alles wieder in die gehörige Ordnung schieben. Die Mutter wunderte sich, wieviele Schularbeiten doch die armen Kinder zu machen hatten: wenn Lotti, die so leicht lern-

te, den ganzen Nachmittag darauf verbrachte, dann mußten doch die weniger begabten Kinder überhaupt nicht fertig werden!

Und eine völlig unerschöpfliche Unterhaltung war es, sich Geschichten auszudenken. Dazu war die beste Gelegenheit abends im Bett, im Dunkeln. Ein Publikum war zwar angenehm, aber nicht unbedingt nötig.

Gern stellte sich das sentimentale kleine Ding auch vor, wie sie eine arme Familie beglücken und einkleiden könnte. Oh, nicht etwa mit billigen imaginären Reichtümern. Sie stöberte in Gedanken ihre Garderobe, ihre Kommode, sämtliche Schränke ihres Hauses durch, und zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß sie mit ihren eigenen Sachen sehr großzügig umging; aber wenn sie sich die Freude des armen kleinen Mädchens vorstellte, dann war sie so entzückt, daß sie ihm immer noch mehr auf den Arm packte, aber immerhin mit einer gewissen vernünftigen Umsicht: sie vergaß nicht, daß ihre Eltern ihr nicht so schnell was wiederkufen konnten. Dagegen befand sich ja so ein Reichtum an Überflüssigem in Schränken, Truhen und Koffern, daß sie ihrer ausgedachten armen Familie ein Mitglied ums andere hinzufügen mußte, um all ihre praktischen Schätze sinngemäß an den Mann zu bringen.

Solange sie mit den Brüdern das Zimmer teilte, waren sie passionierte Zuhörer für ihre Geschichten. (Von ihrer armen Familie erzählte sie ihnen nie, da hätte sie sich geschämt.) Aber die Brüder hatten das Vergnügen nicht umsonst: sie erzählte nur unter der Bedingung, daß einer von ihnen mit ihrem Haar spielte. So kroch denn Hans oder Peter zu ihr ins Bett, löste ihre Zöpfe, strahlte und kämmte ihr Haar unermüdlich mit den Fingern, verflocht es auf ungeschickte Knabenart, und Lotti, auf der Seite liegend, ganz dem feinen und durchdringenden Genuß hingegeben, spann mit schläfriger Stimme eine endlose Geschichte. Sowie das sanfte Ziehen an den Haarwurzeln aufhörte, schwieg sie. Dann tönte es alsbald energisch aus dem Bett des anderen Bruders: "Na, und wie geht es weiter?" Aber dem armen Figaro waren allmählich die Arme lahm geworden. Und der andere nahm seinen Platz ein, damit sie den Fortgang der Geschichte erführen.

Der alte Zigarrenhändler nebenan, in der stillen Straße. Groß und schwer und aufgeschwemmt; wie ein biederer, etwas schlampiger Großpapa sah er aus. Er stand vor seiner Ladentür und winkte, mit seinem dicken bleichen Finger, wenn die kleinen Mädchen vorbeikamen.

Man muß wegrennen, wenn fremde Leute einen ansprechen, aber gegen Nachbarn muß man höflich sein.

Es war eine stille Straße, Kunden kamen nur selten.

Er machte die Ladentür zu und sagte: "Na, wie gehts? – Schönes Wetter heute...", mit schleppender, gepreßter Stimme. Dann nahm er eines der kleinen Mädchen und legte es auf den ovalen Tisch, der im Hintergrund des Ladens stand. Und schweigend, mit schwerem Atem, betastete und knetete er den kleinen Körper. Sonst geschah nichts; nichts, was an Verbotenes erinnerte. Er hob nicht einmal den Rocksaum. Aber die Kinder waren ängstlich und beklommen.

Oder er setzte sich, zog das Kind zwischen seine gespreizten Knie, preßte es eng an sich, und dabei gingen seine ungeschlachten, schwammigen Finger, immer stärker zitternd, langsam den zarten Rücken auf und ab.

Dann, mit einem zurückgepreßten heiseren Seufzer, ließ er sie los und saß schweigend da, mit hängendem Kopf. Und aufatmend verstand die Kleine, daß

sie nun gehen durfte, und lief hinaus.

Lotti fürchtete sich vor dem schweigsamen, unheimlichen alten Mann, der häßlich und ungelüftet roch, ganz anders als der Vater, der Großvater und die Onkel. Auch sie zogen manchmal das Kind an sich zwischen ihre gespreizten Knie. Warum fühlte sie sich da so wohl wie ein Vöglein im Nest, und hier so angstbeklommen? Er tat ihnen nichts Schlechtes an. Und doch – wenn sie aus dem Haus gehen mußte, versuchte sie, nach der andern Seite zu entweichen. Aber wenn der Zigarrenhändler vor seiner Ladentür stand und mit seinem fleischigen, schwerbeweglichen Finger winkte, traute sie sich nicht wegzulaufen. – Man muß höflich sein gegen Nachbarn.

Gebannt starrte das Kind in die trüben Augen, in das leidende, aufgeschwemmte Gesicht.

Nein, es gab da nichts, weswegen man sich bei den Eltern hätte beklagen können.

Die Wespen waren eine wahre Plage jeden Sommer, außerhalb der Stadt und vor allem am Elbstrand. Kaum hatte man ein Marmeladenbrot in der Hand oder eine Frucht, ein Glas Limonade vor sich, da kamen sie angezirt, in Scharen. Und sie setzten sich auf die Hände, auf das Gesicht. Jemand hatte Lotti gesagt, wenn man sich ganz ruhig verhielte, täten sie einem nichts. Sie probierte es aus – es stimmte. Von nun ab riskierte sie nicht mehr, von Wespen gestochen zu werden! Sie saß wie ein Stein, und auch ihr Gesicht blieb wie das einer Wachspuppe, solange so ein Ding auf ihr herumkrabbelte. Wie dumm, die andern, die kreischend um sich schlugen – man hatte ihnen doch gesagt – ! Selbst große, vernünftige Frauen benahmen sich wie die Babys – und wurden natürlich gestochen. Es tat Lotti leid, daß sie es nicht richtig erklären konnte, wie man es machen mußte: man mußte nämlich drinnen in sich wie einen Mechanismus festschrauben, damit man wirklich ruhig blieb und auch innerlich gelassen; wenn man sich krampfte, funktionierte es nicht. Manchmal hatte Lotti ihre kleine mentale Operation nicht ganz richtig ausgeführt, dann spürte sie auch ein Zittern. Aber wenn man weiß, wie es zu machen ist, dann macht man es eben so. Und die andern wundern sich –

Ja, es war angenehm, Gegenstand des Wunders und der Bewunderung für die andern zu sein. Aber das war nicht der Hauptgrund, weshalb sie diese Übung so liebte. Wenn sie still und gleichmütig dasaß unter den hurtigen Wespenbeinchen, fühlte sie sich beglückt und ausgeweitet von der geheimnisvollen Macht, die in ihr lag: sich frei zu machen von Wespen und Wespenfurcht und Herr zu sein über sich selbst.

Teil II

Sich Gebären

Kapitel 1

[⁹]

Mit erhitzten Gesichtern hockten sie beisammen, einige kleine Mädchen, und erzählten sich unanständige Geschichten. Und immer, wenn eine geendet hatte, ging es “Oh – ooh – !” Gekitzelt und entrüstet, daß es so etwas gab. Die meisten hatten dabei die Hand unter dem Rock; das war ja auch der Zweck der Übung.

Dann begann eine zu erzählen, wie sie einmal ihre Eltern “dabei” belauscht hatte. Und die andern wollten nicht zurückstehen und berichteten eine nach der andern, wie sie auch Gelegenheit gehabt hätten, ihre Eltern *so* zu sehen. Lotti hörte lüstern zu, wie alle. Aber plötzlich begriff sie, daß auch an sie die Reihe kommen würde, und die Hand fiel ihr herab: ihre Eltern – nein. Noch nie hatte sie gedacht, daß so etwas auch ihre Eltern angehen könne.

Nun sahen alle sie an. Nun war sie dran. Und stockend (mitgehangen, mitgefangen) begann sie: “Ja, ich hab auch schon mal . . .”

Aber es ging nicht.

Tausend glühende Eisnadeln preßten sich mit ungeheurer Kraft von innen gegen ihre Schädeldecke und schienen sie sprengen zu wollen. Umständlich berichtete sie, wie die Eltern sich ausgezogen hätten, wie die Mutter sich hingelegt hätte, und der Vater hätte so geschmunzelt . . .

Lotti fühlte immer zwingender – sie sah es fast –, daß der Liebe Gott einen ungeheuren Donnerblitz über ihr aufgehängt hatte, der sie zerschmettern mußte, wenn –

“... Und dann sagte meine Mutter: Ich bin müde. Und dann hat mein Vater sich in sein Bett gelegt. Und weiter war nichts.”

Die andern waren enttäuscht. Sonst erzählte Lotti immer so anregend. Zögernd trennten sie sich, übersättigt und schlaff. Manchen dieser kleinen

⁹Anmerkung der Autorin:

“Dieser ganze Teil ist in seiner jetzigen Komposition unbrauchbar. Es war ein Fehler, daß ich, auf Schuriks Insistance, auch hier alles ‘nach Themen zusammenfaßte’; gerade hier ist es richtig, die Entwicklung ganz einfach chronologisch zu schildern.

Es muß alles vollkommen aufgebrochen und umgeschmolzen werden. Viele einzelne Szenen sind gut, aber das Zusammenraffen wirkt artificiel und krampfhaft, statt eine künstlerische Notwendigkeit zu sein.

Überhaupt ist es kurios: der ganze Stil in diesem Teil ist ‘nicht richtig’, mit wenigen Ausnahmen vielleicht. Die Sprache ist indirekt, konventionell – sie ist nicht unmittelbar, nicht völlig lebendig und dépouillée wie fast überall in den anderen Teilen. Ce n’est pas une question de degrés, mais d’essence.”

Mädchen mag es nachher nicht viel anders ergangen sein als Lotti; mit leidenschaftlicher Verzweiflung fühlte sie sich vernichtet von einem ungeheuerlichsten Verbrechen: ihre Eltern hatte sie beschmutzt, ein Heiligtum; hatte an sie gedacht, ihre Namen zu nennen gewagt im Zusammenhang *damit*. Daß sie es nicht zu Ende geführt hatte, daß sie im letzten Moment ausgebogen war – das war ohne Wichtigkeit. Der schreckliche Frevel blieb bestehen.

Als Charlotte Babendeerde dreizehn Jahre alt war, nahm sie ihr Leben selbst in die Hand.

Damals wußte sie nicht, daß das, was sie da unternahm, diese Bedeutung hatte. Das erkannte sie erst viel später.

Es war nicht das erste Mal, daß das Mädchen aus eigenem freien Willen sich zu etwas zwang, gegen das seine Nerven rebellierten. So vor einem Jahr, als in Tante Klaras weitläufigem Gemüsegarten die Raupen überhandnahmen und die Kinderschar, unbekümmert, emsig und mit den erreichten Zahlen prahlend, sich daranmachte, die widerwärtigen grünen Dinger von den Kohlköpfen abzulesen und zu zertreten. Niemand verlangte es. Und Lotte schauderte es schon allein bei dem Gedanken, das matschige Gewürm zu berühren. Und gerade deswegen zwang sie sich dazu. Sie brachte es nicht so weit, daß sie mit den andern lachte und zählte. Danach stand auch ihr Ehrgeiz nicht. Es war, damals schon, das zornige Bedürfnis: Herr bei sich zu Hause sein – sich selbst regieren können.

Ruhig ging sie durch ihre Reihe – die andern lärmten drüben – und brach ihren anfangs fast hysterischen Abwehrkrampf, bis ihre Finger bei der Berührung des schleimigen Ungeziefers ruhigblieben. Und erst als ihre Nerven ihr so gehorchten, daß sie auch innerlich so gelassen blieb, als lese sie Streichhölzer auf, ließ sie es. Und dann ging sie aus dem Kohlgarten – wie immer mit dieser nachdenklichen, unschönen Haltung, den Kopf etwas vorgeneigt, aber wie ein Sieger aus den Schranken tritt.

Das war wie eine Vorbereitung auf die Kraftprobe, die ihr bevorstand; die auch nur von ihrem einzigen schweigenden Willen beschlossen und ausgeführt wurde. Schon jetzt setzte sich in ihr der herrische, stolze Trotz fest, der sich später ebensooft gegen sie selbst wie gegen andere richtete, und manchesmal recht unheilvoll: Ich kann alles, was ich will.

Aber diese Bezwingung ihres Raupenekels war wenig gegen den Kampf, den sie dann auf sich nahm, und mit dem sie begann, sich unmerkbar aus der Autorität ihrer Eltern zu lösen und sich ganz auf sich selbst zu stellen, im Guten wie im Schlimmen.

Wenn Charlotte später daran zurückdachte, gelang es ihr nie, irgendein Ereignis aufzufinden, das einen direkten Einfluß auf ihren Entschluß gehabt hätte.

“Solche Bücher” kamen ihr nicht in die Hand. Sie sind ja auch merkwürdigerweise fast immer nur für junge Männer geschrieben. Noch als sie sechzehn Jahre alt war, wollte ihre Mutter ihr doch verbieten, “Helmut Harringa” zu lesen, ein sehr idealistisches Buch, das die Jünglinge vor der Prostitution warnen wollte. Damals fühlte Charlotte, in ihrer Empörung, das spöttische Mitleid mit der armen zuspätgekommenen Mutter-Kreatur, die gar nicht bemerkt hat, daß ihre Brut sich schon ganz kräftig ihrer Schwimmflossen bedient.

Und doch war es wohl ein Buch, das von Bedeutung wurde in dieser Sache, vielleicht sogar von entscheidender Bedeutung, wenn auch auf einem kuriosen Umweg.

Das war so gekommen: Seit langem schon besorgte meistens Lotte die Bücher für die Mutter aus der Volksbibliothek, in der die ganze Familie abonniert war. Sie kannte

die Liste der Autoren, die die Mutter liebte, und die war auch meistens zufrieden mit ihrer Wahl. Eines Tages fiel dem schlaun Mädchen ein, sie könne doch für die Mutter ein Buch aus ihrer eigenen Abteilung "Für die reifere Jugend" bringen, da gab es auch Storm, Ganghofer, Rosegger usw.; und damit hatte sie dann auf die Lesekarte der Mutter den ganzen Reichtum der "erwachsenen" Literatur für sich selbst zur Auswahl. Wenn die Mutter ihr draufkam, daß sie ein gar zu unkindliches Buch las – na, dann würde sie eben eine Ausrede improvisieren. Schon bei dem bloßen Gedanken daran hatte sie gleich ein halbes Dutzend zur Hand.

Gleich das erste Mal fiel ihr ein Titel unter die Augen – ! "Die größte Sünde". Das überstieg alle ihre Erwartungen. Ihre Augen glänzten im Vorgenuß wie zerlaufenes Schmalz. Das war sicher etwas herrlich Unanständiges. Nach dem Getu und Gehabe der Großen konnte ein Kind nicht anders annehmen, als daß die größte Sünde sich auf einem ganz bestimmten Gebiet abspiele.

Mit so einem Titel mußte sie allerdings sehr vorsichtig sein, der Mutter wegen. Das konnte einen Heidenskandal geben.

Es war ein Drama, nicht sehr umfangreich, das konnte sie in einem Nachmittag auslesen. Da war es am besten . . . "Ich geh heut mal ein bißchen raus, in die Anlagen," sagte sie harmlos. "Ich bin schon lange nicht draußen gewesen. Es ist wunderschönes Wetter." Die Mutter verlangte nichts Besseres, meistens mußte sie das Kind mit Gewalt in die frische Luft treiben, und nicht nur einmal hatte es bittere Tränen gegeben ob dieser Gewalttat. Und wenn sie auch sicherlich ein Buch mitnahm, statt mit andern zu spielen – wenigstens war sie draußen in Sonne und Wind, das hatte sie so nötig !

Das Drama handelte von einem Atheisten, der auch seine Frau zu seiner Überzeugung bekehrt hat. Ihr Kind wird krank, der Arzt gibt die Hoffnung auf, und die Mutter, von Angst und Zweifeln gefoltert, ruft heimlich den Pastor, damit er das Kind taufe. In einer dramatischen Szene wirft der Mann seiner Frau vor, sie habe die größte Sünde begangen : die Sünde wider den Geist.

Dies Buch mochte in seiner tendenziösen Art beschränkt und künstlerisch ungenügend sein; für Lotte wurde es so etwas wie der Baum der Erkenntnis.

Ihre eigene Sünde gegen den Geist sah sie wie in der scharfen Unbarmherzigkeit eines reinen Spiegels, und sie erschrak. Zum erstenmal stand sie sich selbst gegenüber. Sie sah dies Mädchen, das sich gefreut hatte, in Schlüpfrigkeiten wühlen zu können, und das in seine – ja : *seine* Unsauberkeit Worte und Begriffe hineingezogen hatte, die einer ganz andern, unendlich höheren Welt angehörten. Und mit einer ätzenden Scham, wie sie sie noch nicht gekannt hatte, mußte sie sich selbst in diesem Kinde erkennen und mußte sich urteilen.

Bis jetzt hatte sie aus Reflexen und Impulsen gehandelt, und wenn sie wußte, was Böses getan zu haben, so waren das mehr oder weniger direkt Reminiszenzen an empfangene Lehren über Lobenswertes und Verbotenes, und Angst vor Strafe.

Jetzt zum erstenmal erwachte in ihr ein selbständiges konkretes Bewußtsein sittlicher Werte. Sie *sah* die platte Schändlichkeit ihrer lüsternen Neugier, in der sie sich wie eine Kröte gefühlt hatte. Und sie sah die Welt des Geistes mit seinen strengen und klaren Gesetzen. So weit entfernt eins vom andern, daß es überhaupt kein gemeinsames Maß gab. Und es schien ihr ganz unverdient, in demselben Augenblick, wo sie ihre Niedrigkeit erblickt hatte, sie von sich tun zu können und der andern Welt teilhaftig zu werden.

Sicher hat dies Erlebnis zu dem Entschluß beigetragen, der jetzt langsam in ihr reifte :

jetzt ist es genug. Jetzt muß es genug sein.

So weit sie zurückdenken konnte, hatte sie abends nicht einschlafen können, ohne sich völlig erschöpft zu haben.

Bis an ihren Tod konnte Charlotte Babendeerde sich des Bildes erinnern : Wie die alte Kinderfrau mit der gestärkten weißen Schürze über dem schwarzen Kleid sich bekümmert über das Gitterbettchen beugte, in dem das Kind die Decke unter die Füße gestoßen hatte, und die große Schwester, die neugierig zusah. Die gute Alte redete dem entfesselten Kinde zu, drohte, versprach – sie versprach ein Baiser, Lottis liebsten Kuchen. Und die Kleine lernte sich verstecken; lernte lügen; lernte auch, sich nach außen hin zu beherrschen. Sie gewöhnte sich an abzuwarten, bis die alte Frau das Kinderzimmer verlassen hatte und dann noch die Decke mit dem Kinn oder den Zähnen sorgfältig festzuhalten, trotz allen verzückten Tobens.

So tobte sie jeden Abend, Jahr für Jahr. Und auch bei Tage suchte sie oft die Gelegenheit, sich durch den süß zerreißen den Aufruhr zu jagen, der den Körper in gewichtloser Schwäche wie ausgeleert zurückließ.

Von Jahr zu Jahr war ihre Schwäche gestiegen. Jetzt, wenn sie von der Schule kam (ein Weg von einer Viertelstunde für Kinderbeine), sah sie manchmal die letzte Strecke von hundert Metern wie eine endlose, mitleidlose Wüste unter der Sonne vor sich liegen : nie würde sie sie überwinden können.

Daß die Ärzte nie etwas gesagt hatten ! Seit Jahren fiel sie von einer Krankheit in die andere. Später, als erwachsener Mensch, war Charlotte überzeugt von dem Zusammenhang; das Kind hatte nur unklar den Verdacht, daß es selbst an seiner Schwäche schuld sei. Dennoch trug er wahrscheinlich zu dem Ekel bei, der jetzt langsam in ihr wuchs, bis er ihr ganzes Wesen durchsetzte mit der Erkenntnis der unausweichlichen Notwendigkeit : Es muß aufhören. Ich muß Schluß machen.

Ich kann alles, was ich will.

Erwachsene wissen, was für ein Kampf das ist. Vielleicht half dem dreizehnjährigen Kind seine Ahnungslosigkeit ? Sie wußte nicht, daß andere dasselbe auf sich nehmen und wieder und wieder und manchmal endgültig unterliegen. Ihr schien nichts anderes möglich als ihr verbissenes und herrisches “Ich kann alles, was ich will”. Und sie setzte ihren trotzigsten Willen, den niemand zu bändigen vermochte, auch gegen sich selbst durch. Sie machte Schluß damit.

Später, wenn sie manchmal auf der letzten Stufe der Verworfenheit angelangt zu sein glaubte, gab diese Erinnerung ihr mit dem Stolz die Zuversicht zurück, sich auch hier herausschlagen zu können.

Die Mutter hatte nie etwas davon gewußt.

Vielleicht war es besser so – sie war zu dieser Zeit ebenso töricht und hilflos wie alle Mütter, die wie sie erzogen worden waren.

Einmal hatte ein Zufall Lotte auf die Probe gestellt, und da hatte sie nicht gewußt, was tun. Das geschah noch eine geraume Zeit, bevor sie “Die größte Sünde” gelesen hatte.

Lotte hatte einen Brief erhalten von ihrer Kusine Helga, ein langes Geschwätz – im Grunde nur, um ihr im Postskriptum mitzuteilen, das in “Siegfrieds Tod” zu lesen sei : “Auch mag es Gott erbarmen, daß ich den Sohn gezeugt,” und wie ihr dabei zumute gewesen sei.

Diesen Brief hatte die Mutter in die Hand bekommen.

Lotte kam ins Wohnzimmer; es saßen da außer der Mutter noch eine Tante und Frau

Spellmann, die Näherin, die “früher bessere Tage gesehen hatte” und alle Familienangelegenheiten kannte.

Als sie die drei Frauengesichter auf sich gerichtet sah, begriff Lotte. Wie eine glühende Maske stemmte unerträgliche Scham sich ihr von innen ins Gesicht. Die Mutter nahm den Brief vom Tisch auf und sagte: “Na, Lotti – was soll denn das bedeuten?” – oder etwas ähnliches. Mit einem verlegenen Lächeln ohne Strenge, und in dessen Hintergründen sich etwas Gekitzeltes nicht zu verbergen wußte.

Das Mädchen stammelte. Sie spürte, wie ihre Zunge über die Worte stolperte, und stürzte hinaus. Sie floh zu dem einzigen Ort, an dem Kinder sicher sind: dem Klosett. Da hockte sie, rang die Hände und flehte: “Oh, jetzt muß alles gut werden! Jetzt muß sie mirs sagen! Oh, lieber Gott – mach, daß sie mirs richtig erklären kann!” Denn was in all ihrem bösen Treiben sie wie ein unklares schlechtes Gewissen schlug, das brach in dieser Not und trotz dieses vieldeutigen Lächelns klar in ihr hervor: es *ist* ja nicht so häßlich, wie wir es machen. Es *kann* ja nicht schlecht sein.

Sag du mirs, Mutter.

Die Mutter sprach nie wieder darüber. Da zum ersten Mal fühlte Lotte sich allein.

Sie wartete angstvoll den ganzen Tag. Und allmählich mischte das Gefühl hilflosen Verlassenseins sich mit böser Freude, einer unangenehmen Szene glücklich entwischt zu sein.

Auch dies Erlebnis hat wohl dazu beigetragen, daß Lotte begann, aus eigenen Entscheidungen zu handeln.

Die Mutter war sicher nicht weniger unglücklich. Sie hatte ihr Kind im Stich gelassen. Sie hatte ihm nicht geholfen, ihm nichts gesagt. In manchen Nächten hat sie über dies gegrübelt, sich geängstigt und gegrämt und sich der Schwäche, der Unzulänglichkeit angeklagt.

Aber Gott, du bist mein Zeuge: ich *kann* ihr nicht helfen, ich *weiß* nicht, wie es ihr zu sagen. Hilf du ihr, Gott.

Sie hatte es auch nicht leicht mit dem Kind. Den ganzen unbeherrschten Jähzorn ihres Mannes sah sie in der einzigen Tochter wieder großwerden. Und die nicht zu brechende Störrigkeit. Wie leicht waren dagegen die zwei Jungens zu lenken!

Schon mit Betty hatte sie soviel Kummer und Pein gehabt. Aber ihr eigen Fleisch und Blut... Nie hätte Anna Babendeerde gedacht, daß es so schwer und so bitter sein kann, Mutter zu sein. Und manchmal fühlte sie sich ganz erbärmlich – als sei sie dieser Würde gar nicht wert. Gewogen und zu leicht befunden.

Diese Mutter, die später bis zur Selbstaufgabe für ihr Kind gestritten hat. Deren Liebe so unbedingt war, daß sie ihm alle Verirrungen und alle Grausamkeiten gegen sie selbst verzieh. Und daß es ihr gelang, ihre Tochter in ihren Gründen zu verstehen. Ihr Vertrauen: meine Tochter kann nichts Schlechtes wollen, das gab ihr die Fähigkeit, allmählich – wieviel mag es diese Frau gekostet haben an innerem Streit, an Zweifel und Überwindung! – allmählich den neuen Gedanken der Tochter zu folgen.

Wären diese Gedanken ihr von anderer Seite entgegengetreten, so hätte sie sich einfach abgewandt, zutiefst verletzt in ihrer Keuschheit und ihren überkommenen Anschauungen.

So ergab es sich, sehr viel später, daß sie, die niemals ihr unbändiges Kind zu leiten

gewußt hatte, von ihm ein gut Stück Weges zu einer späten Entwicklung geführt wurde.

Lotte stand in der Küche bei Tante Klara und beobachtete die alte Lena, die immer in ihr dasselbe Gefühl überwältigenden schmerzlichen Mitleids hervorrief wie der alte grauzottige, stinkende Benno, und darüberhinaus so etwas wie die dumpfe Verehrung, die die Wilden den Geistesgestörten zollen. Dies alte Frauchen, zusammengeschrumpft von Alter, Arbeit und steter Plage, wurde noch immer in die Häuser gerufen, wo sie früher gescheuert und gewaschen hatte. Sie konnte nichts Rechtes mehr schaffen, selbst beim Kartoffelschälen bewegten ihre verkrümmten, wurzeligen Finger sich nur ungeschickt; aber so gab man ihr doch das stolze Bewußtsein, noch zu was nütze zu sein und redlich das Brot ihrer alten Tage zu verdienen, nachdem sie ein ganzes Nest voller Kinder allein großgezogen und in die Welt entlassen hatte. Lotte ärgerte sich, daß die Tante und selbst die Dienstmädchen so einen freundlichen, gütigen Ton gegen das Altchen hatten; es war eine verletzend Herablassung darin. Und Lotte zitterte jedesmal, daß dieser Ton die alte Lena kränken könnte. Was – ! Sie hatte doch viel mehr geschafft als sie alle, hatte viel mehr durchgemacht und war darum weiser als sie alle. Und wen das Schicksal so in seinen Zangen verbogen hatte wie diese alte kleine Kreatur, der sollte entrückt sein, für die andern, wohlgestaltet Menschlichen, über ihre Masse platten Menschenverstandes. Wie wagten diese Frauen es, so zu reden zu einem Wesen, das unter ihnen lebte als ein erschütterndes Zeugnis der dunklen Mächte, die unser Schicksal formen.

“Lotti, du hast ein Brüderchen gekriegt! Eben hat dein Vater telefoniert!”

Tante Klara kam rasch auf Lotte zu, mit frohem Gesicht und einem weichen Schimmer in den vorquellenden Augen.

Lotte starrte einen Moment, verständnislos. Dann warf sie sich der Tante in die Arme und brach in ein erschüttertes Schluchzen aus.

Worüber weinte sie so? Ach, ihr war die Gabe noch nicht genommen worden, alles, was sie jäh überwältigte und was sie nicht aussprechen konnte, in Tränen zu lösen.

Da hatte sie, das vierzehnjährige Mädchen, das “schon alles wußte”, neben der Mutter gelebt und nichts gewußt, nichts geahnt, nichts gesehen! Wie schämte sie sich jetzt all ihrer Herzlosigkeiten, ihres häufigen Trotzens – all das hatte sie der Mutter noch dazu auferlegt, in ihrer schweren, stummgetragenen Zeit. Und wenn sie gestorben wäre – ?

Und eine Freude, ein befreites Aufatmen: daß sie ihren Kampf nun hinter sich hatte und damit alles Häßliche. Sie hatte eigentlich nichts Besonderes gespürt, als sie damit fertiggeworden war: den Sieg endgültig errungen, war sie weiter vor sich hingegangen, wie damals aus dem Kohlgarten. Das war etwas, das getan werden mußte, und darum hatte sie es getan. Es war schwer gewesen, schwer – aber sie hatte es sich vorgenommen, und so hatte sie es durchführen müssen. Nur in den schlimmsten Momenten hatte sie gewagt, Gott um Hilfe anzurufen. Er wußte es ja sowieso, aber sie wollte ihn doch sowenig wie möglich mit dieser Geschichte behelligen.

Jetzt, während sie an der Brust der Tante schluchzte, kam erst die Freude an dem Vollbrachten über sie: wie hätte sie dem kleinen Brüderchen, wie jetzt der Mutter in die Augen sehen können, wenn sie noch in all dem Unsauberen gesteckt hätte.

Lotte hatte, nachdem sie mit sich fertiggeworden war, auch die ähnlichen Spiele mit den Kusinen und deren Freundinnen aufgegeben. Schweigend und fast bockig hatte sie sich ferngehalten; sie hatte sicher keinen Grund, jetzt die Makellose zu spielen, nachdem sie

so lange mitgemacht hatte. Die andern Mädchen hatten schnippisch die Achseln gezuckt: na, wenn sie nicht wollte! Eine Einladung würde man ihr sicher nicht schicken; der kleine Kreis der Eingeweihten wurde dadurch nur intimer.

Auch in der Schule war die Isolierung jetzt noch größer geworden. Sonst war doch immer mal Gelegenheit gewesen, mit angeregtem Getuschel die Köpfe zusammenzustecken. Jetzt ärgerte und schämte Lotte sich bloß aufs schrecklichste, als während der Lektüre von "Hermann und Dorothea" bei dem Wort "die Schwangere" ein lautes Gekicher durch alle Bänke lief, immer wieder von neuem sich entzündend, bis der arme Herr Lorenz zornig die Hand aufs Katheder hieb: "Verdammte dämliche Gänse!"

Aber er wußte offenbar nicht, wie weit dies ging mit seiner Klasse, sonst hätte er sicher seine Frau nicht mitgenommen zu dem alljährlichen Klassenausflug. Sie waren erst einige Monate verheiratet, aber natürlich betrugen sie sich absolut nicht wie Liebesleute unter den Augen all der Mädchen. Trotzdem hatten diese vierzehnjährigen Gören den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als jede Geste und jede Miene der beiden zu bespitzeln und angeregt zu kommentieren. Für Lotte war es ein schrecklich ungemütlicher Tag: sie konnte nicht anders, als sich mit wütendem Schweigen abzuwenden und sich damit als "Aufspielerin" zu brandmarken.

Ach ja, es ist peinlich, Ausnahme zu sein, aufzufallen, worin es auch immer sein mag – und schon gar für ein Kind. So war es eine tägliche Folter gewesen, als Lotti und Betty im Winter gestrickte rote Kappen zur Schule tragen mußten, während alle andern kleinen Mädchen noch welche aus Stoff oder Samt hatten und der boshaften Bemerkungen niemals müde wurden. Jetzt machte ihr das Bewußtsein, richtig zu handeln, ihre Außenseiterstellung kaum leichter. Fast hätte sie gewünscht, so wie früher noch in schmutziger Spießgesellschaft die Stupiditäten der andern mitmachen zu können; aber das ging leider nicht – es ging ganz einfach nicht.

Umso angenehmer war es, wenn sie sich einmal im stillen als die Überlegene fühlen konnte. Der Turnlehrer, um diese Zeit, war nicht zu beneiden: es gab Mädchen, die sich gelegentlich mit gespielterm interessierten Ernst und heuchlerischem Augenniederschlagen entschuldigten, nicht mitturnen zu können, weil sie unwohl seien; das ging nie ab, ohne daß die ganze Klasse ihre animierte Aufmerksamkeit auf Lehrer und Schülerin konzentrierte. Und der Dummkopf wurde jedesmal rot und verlegen.

Bei diesen Szenen fühlte Lotte neben der brennenden Scham für die andern doch einen ziemlichen Hochmut in sich aufsteigen; oder vielleicht mehr die ärgerliche Ungeduld: Na, langsam könnt ihr ja auch mal dahinterkommen, daß da nichts zum Lachen ist, dämliches Gackelvolk!

Dies entschiedene Sich-außerhalb-stellen – und vor allem das, was es sie anfangs kostete – hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, daß Lotte schon früh ein Selbstbewußtsein entwickelte, das für die andern nicht immer angenehm zu ertragen war.

Tante Else war ins Haus gekommen, um die Schwester in ihrem langen Wochen- und Krankenbett zu pflegen und sich des Babys anzunehmen. Sie war ein gesundes Frauenzimmer, robust und rotbäckig. Ein wenig schöngestelnd – sie schrieb gelegentlich sentimentale kleine Geschichten für Familienblätter – interessiert an politischen, sozialen Fragen, etwas Frauenrechtlering, aber alles wohltemperiert. All diese Interessen hatten jedenfalls das glückliche Resultat, daß Tante Else nicht wie eine alte Jungfer wirkte, die sie doch eigentlich war. Lotte hatte diese Patentante immer gerne gehabt. Jetzt aber mußte sie

ihrer Mutter recht geben, die sich manchmal bedrückt fühlte von der Verständnislosigkeit der immer gesunden Schwester ihrer langdauernden Schwäche gegenüber. Es war fast, als halte Else sich nur zurück, um nicht zu sagen: "Na, wenn du nur wolltest, könntest du doch aufstehen!"

Man war vor kurzem umgezogen, und vom Schlafzimmer der Mutter sah man auf weite Grünflächen und Baumgruppen hinaus, den Park des Werk- und Armenhauses und eine große Gärtnerei. Nie konnte die Mutter sich genug erfreuen an dem wohltuenden Grün – als wenn man gar nicht in der Stadt wohnte! – und all die Sonne, die an schönen Tagen in das Zimmer kam!

Die Vormittagssonne fing schon an, vom Fensterbord auf Mutters Bett und von da auf den Fußboden zu gleiten. Tante Else hatte eben das vor Vergnügen quietschende und strampelnde Brüderchen aus der Badewanne gehoben und auf der Wickelkommode in das Badetuch gehüllt und kräftig frottiert. Und jetzt lag es da, rosig, zappelnd, ein so beglückendes warmes Stückchen Leben. Wie jeden Tag hatte die große Schwester dem Bad beigewohnt, Augen und Herz mit Zärtlichkeit gefüllt. Sie beugte sich tief über die zartduftende Wärme, streichelte das flaumige Köpfchen, küßte die zierlichen runden Ärmchen und konnte sich nicht genug tun an entzückter Bewunderung.

Ungeschickt fuhr das Kleine ihr mit dem Patschhändchen ins Gesicht, und liebkosend nahm sie das kleinste Fingerchen in den Mund: so winzig und so süß! Wie starke Wellen von Süße durchschwemmte die Liebe sie, überwältigend; und plötzlich der überschlagende Wogenkamm dieser Verzückung – der Impuls: die Zähne aufeinanderschließen, das Fingerchen abbeißen.

Lotte schnellte auf und spürte ihr Gesicht und die Kopfhaut eiskalt werden, und wie alles Leben ihr im Körper gerann.

Dieser Moment hat sie lange nicht losgelassen. Sie zwang sich schließlich, nur selten daran zu denken – es hätte ihr ganzes Gleichgewicht mit seinem unverständenen Schrecken bedroht. Aber noch jahrelang hat sie nur mit Schauern an den Abgrund denken können, der sich da in ihr öffnete, und sich jedesmal wie eine Entartete gefühlt. Erst später, als sie schon viel gelesen, gelernt und erfahren hatte, begann sie zu begreifen, daß diese grausame Wogenkamm der Liebesverzückung auch in andern aufschäumt und nur von ihrer damals beginnenden Selbstbeobachtung so unerbittlich fixiert und überbetont worden war und damit aus einem natürlichen Ablauf herausgerissen, in dem er unbemerkt vorübergeronnen wäre.

Kapitel 2

Von Stunde zu Stunde erwartete man die Kriegserklärung. Die vierzehnjährige Lotte stand bei Tante Klara vor der Haustür, gerade aufgerichtet, und sah in das erregte Hin- und Hertreiben der Menschengruppen, das die sonst so stille Kleinstadtstraße füllte. Sie sah sich selbst: sie machte ein tragisches Gesicht und kam sich durch das unfassbare Ereignis, das sich immer näher schob, interessant und überlebensgroß vor – aber im Grunde fühlte sie, daß sie es nicht begriff. Wie sollte sie auch wohl die wolkig donnernde Deklamations-Gottheit “Krieg” in ihr wirkliches Leben hineinfassen können! Und auch mit den Menschen um sie herum und ihrer Erregung verband sie nichts. Sie sah das an wie das fremde, unbegreifliche Leben in einem Aquarium.

Die Tanten, hinter ihr, sprachen halblaut miteinander. “... Robert wird vielleicht auch eingezogen...”

Jäh drehte Lotte sich um und warf sich Tante Klara an die üppige Brust, weinend. Betreten versuchten die, sie zu trösten: “Nana, das ist doch nicht so schlimm, noch ist ja nichts bestimmt. Nun wein doch nicht.”

Es war nicht nur deswegen, daß sie weinte: das Wort, das ihr die eigene Bedrohung zeigte, hatte sie mit den andern wieder zusammengeknüpft. Und es war eine Erlösung: begreifen – und nicht mehr allein sein.

In dieser Kleinstadt war in den letzten Stunden vor der Mobilmachung die Begeisterung noch nicht allgemein: alle Menschen waren auf der Straße, zogen unruhig auf und ab, nur die waffenfähige Jugend rannte erhitzt, singend und bald betrunken in Rudeln über den Fahrdamm. Die Frauen waren bedrückt, und die Väter fragten sich, wie sie das Geschäft, die Werkstatt ohne den erwachsenen Sohn weiterführen sollten; die Männer, wie die Frau ohne sie fertigwerden würde. Erst der Pilonstoß des unabänderlich Verhängten, mit den Fanfaren der Presse und der öffentlichen Reden, stampfte alle Gemüter in die gemeinsame überschäumende Form heldischen Schicksals und patriotischer Selbstentäußerung.

Auch Robert Babendeerde war angezündet vom patriotischen Funken. Er hatte nie gedient, war schon nicht mehr jung, die Freiwilligen drängten sich um die Listen – keine Aussicht, angenommen zu werden. Da verpflichtete er sich als Sanitätshund-Führer. Er mußte selbst das teure Rassetier kaufen, während seiner strengen Ausbildungszeit sich selbst versorgen, die besondere Ausrüstung selbst bezahlen. Mit drei Kameraden sandte er ein Telegramm an Hindenburg: er möge doch verfügen, daß sie an die Front berufen würden, ehe der Krieg aus sei.

Es lag wohl bei ihm, wie bei vielen andern, diesem ganzen Drängen in das gefährvolle heroische Abenteuer zum Teil der unklare Wunsch zugrunde, für ein Mal "aus dem Schlammassel herauszukommen", ein anderes, männlicheres, weiter gespanntes Leben zu führen. Nicht immer gepreßt sein von den mickerigen Topfdeckelsorgen! Mietschulden, Stiefel für die Kinder, unbezahlte Arztrechnungen.

Und dann kam er an die Front.

Nun sandte die Familie ihm Liebesgabenpäckchen, und er schickte möglichst humorvolle Briefe, in denen nur selten Enttäuschung und Verbitterung durchklangen. Soldaten, Offiziere und reguläres Sanitätspersonal nahmen Anstoß an dieser neuen Einrichtung, die nur ungenau dem Truppenkörper angefügt war. Man veräppelte die "Hundejäger", die nicht Fisch noch Fleisch waren. Das Experiment mit den Hunden, in der Tat, bewährte sich nicht; aber das war nicht die Schuld dieser braven Männer, die unverdrossen ihren schweren Dienst taten.

Zuhause ging indessen das Leben seinen Gang weiter. Anna Babendeerde bekam die kärgliche Unterstützung der Kriegerfrauen und mußte versuchen, sich und ihre Kinder damit durchzubringen.

Arme Mutter. Diesen Sommer hatte sie, noch erschöpft von der späten Geburt, einmal richtig ausspannen, Ferien machen wollen, einmal in ihrem Leben. Ohne die Kinder und ohne Verpflichtungen gegenüber Schwägerinnen. Drei Wochen hatte sie in einer billigen kleinen Pension auf dem Lande leben wollen. Und sie hatte es nötig gehabt, sonst hätte sie es nie über sich gebracht, drei Wochen lang als unnützer Mensch zu leben.

Drei Tage war sie dort und fühlte sich ganz weltentrückt im Frieden des ländlich stillen Gartens, die Hände müßig im Schoß, während andere das Essen für sie bereiteten und ihr Bett machten. Dann scheuchte der Krieg sie auf und wieder hinein in die Treitmühle. Und im Lauf der kommenden Jahre schien es ihr manchmal, als sei sie selbst unversehens zwischen die Mühlsteine geraten, die immer fester und enger zusammengezogen wurden.

Anfangs, trotz aller materieller Sorgen, ließ alles sich gut an mit den Kindern: sie waren begabt und kamen gut vorwärts in der Schule, ohne daß die Mutter sich jemals um ihre Arbeiten zu kümmern brauchte.

Die Mutter hatte gehofft, der Konfirmandenunterricht, an dem das tiefgläubige Kind mit Freude und aufrichtigem Ernst teilnahm, würde es weicher und friedlicher, aufgeschlossener machen. Sie bedachte nicht, daß etwas, das sie selbst Überwindung kosten würde, für das Kind keine mindere Nervenprobe bedeutete: mittags mußte das Essen aus der Volksküche geholt werden. Für die hochmütige Lotte war es eine Qual, mit dem charakteristischen Suppeneimer ins Werk- und Armenhaus zu wandern. Sie weigerte sich niemals – dann hätte sie sich noch mehr geschämt. Aber es ist schwer, jeden Tag den Kampf mit seinem inneren Drachen aufzunehmen. Dieser tägliche Martergang trug sicher manches zu Lottes Reizbarkeit bei.

Die Konfirmation ^[10] war ein inniges, glühendes Versprechen zu dem Gott der Güte und der Liebe. Aber auch das half dem Mädchen nicht, seine lastenden Verstimmungen, seinen harten Trotz, seinen unbeherrscht aufschießenden Jähzorn zu beschwichtigen.

Einmal, als die Brüder nicht parieren wollten, rannte sie in fassungsloser Wut aus dem Zimmer, die Tür schmetternd, und warf sich in der Küche schreiend auf den Boden. Die Mutter kam herein, Babys Waschschüssel in der Hand. Beim Anblick des tobenden

¹⁰Von Autorin gestrichene Klammer: "(ohne den Vater; er hatte seiner Ältesten zu diesem Tag ein Kästchen voll fremder immergrüner Zweige geschickt mit einem Brief voll Liebe und Vertrauen.)"

Kindes verlor die arme geplagte Frau zum ersten Mal die Selbstbeherrschung. Verzweifelt schleuderte sie die Waschschüssel auf den Herd, daß das Wasser bis an die Gaslampe sprang, fiel auf einen Stuhl, legte den Kopf in die Hände und weinte laut.

Das brachte Lotte zu sich. Steif lehnte sie am Herd, eiskalt von dem plötzlichen inneren Umbruch und brennend vor Scham und schuldbewußter Liebe zu der weinenden Mutter. Warum ging sie nicht zu ihr und legte ihr die Arme um den Hals: "Mutti, verzeih mir – " Unzählige Male, wie sie da so stand in ihrer schuldbeladenen brennenden Zärtlichkeit, sah sie sich den Schritt tun, sagte lautlos in sich die Worte, die alles wieder gutmachen würden.

Es war kein Trotz, der sie hinderte; es war die Scham vor der gemeinsamen Rührung, die Scheu, sich zu öffnen. So kann das schönste Gefühl einen Menschen mit Schuld beladen.

Steif, wie sie am Herd gestanden, und so lautlos wie möglich ging sie an der weinenden Mutter vorbei, aus der Küche hinaus und dachte mit letzter Hoffnung: "Mutter muß es doch gefühlt haben, wie ich bereue – ?"

Denn schon jetzt fing sie an, aus einem klar bewußten Grunde bei Strafpredigten ungeduldig, bockig zu werden: ein Mensch kann sich doch alles selbst sagen, wenn er mal was Falsches oder was Schlechtes getan hat; es ist beleidigend, anzunehmen, daß er dazu erst der Erklärungen anderer bedürfe. Wenn die Mutter nur das einmal richtig begriffen hätte – wenn sie wüßte, wie Lotte, ihrem eigenen Urteil überlassen, glühend bereuen konnte – dann könnte doch das Leben viel leichter sein und nach allen Verfehlungen in schweigend vertrauender Liebe weitergehen. Aber die Mutter –

Es war ein wahrer Trost für die arme Frau, daß Hans immer derselbe blieb: fröhlich, lieb, offen und anschiemig. Er wurde immer mehr ein wahrer kleiner Vertrauter für die Mutter.

[¹¹]

Wahre Martertage begannen für die arme Mutter, wenn sie krank war. Da war sie manchmal fast am Verzagen: sollte sie denn ewig während einer Krankheit, die ihr schon so eine genügende Prüfung bedeutet hätte, von einem der Ihren tyrannisiert werden?

Lotte hätte es Spaß gemacht, einmal ganz selbständig zu wirtschaften. Wenn die Mutter ihr das nicht zutraute... Freilich hatte sie keine Ahnung vom Kochen; aber alle Anweisungen erschienen ihr als eine aufreizende Kränkung. Die Mutter mochte sagen, was sie wollte, wie sie es wollte... Wenn sie ihr alles genau auseinandersetzte – "Das weiß ich ja schon, ich doch nicht dumm!" – Erinnernte sie sie an Vergessenes – "Was sagst du mir denn, ich hätte schon noch allein daran gedacht!" Und wenn sie, entmutigt, es der Tochter selbst überließ, dann war es für diese gute Methode zu spät: "Wie soll ich denn wissen, wie es gemacht wird? Nachher findest du doch alles verkehrt!" Und jedesmal ging

¹¹Im Original ist vom Sohn der Autorin angemerkt: "(S. 26–30 nicht vorhanden!)". Es ist unklar, ob tatsächlich 5 Manuskriptseiten fehlen. Folgende Fragmente befinden sich auf S. 25.

"Lotte spürte es. Sie sah, wie die Mutter, zurückgestoßen von ihrer Härte, von ihr weglitt und ganz eins wurde mit dem Bruder. Das leidenschaftliche Kind litt unter der Entfremdung mit dem Schmerz dieses Alters, der übertrieben scheint, weil er"

"– Eigentlich hat Charlotte ihr Leben lang diese kindliche Art nicht verloren, sich jedem Schmerz und jeder Freude ganz und uneingeschränkt hinzugeben. Je mehr sie mit –"

es crescendo.

Und auf keine Weise war ihrem Dämon beizukommen. Ob die Mutter aufgebracht schalt oder ihr kummervoll ins Gewissen redete oder verzweifelt ganz schwieg – Lotte zog sich endgültig hinter ein finsternes, undurchdringliches Trotzgesicht zurück. Sie brauchte sich nichts sagen lassen, sie hätte sich schon allein korrigiert. Ihr so ein anklagendes Leidensgesicht zu machen, das war schon überhaupt –

Sie wußte genau, wie häßlich sie handelte, und war unglücklich darüber. Aber all ihr Unglücklichsein verstärkte nur noch ihre unbesiegbare Bockigkeit, aus der sie nicht wieder zurückfand. Es waren schlimme Tage für sie beide.

Kein Wunder, daß die Mutter immer ausschließlicher ihren Trost in dem liebevollen Wesen ihres ältesten Sohnes suchte. Kein Wunder auch, daß Lotte sich daraufhin immer mehr von ihr abschloß, so daß die Mutter nichts wußte von ihren besten Stunden. Was – sie hätte sicher nicht mal begriffen, daß für Lotte die Freude, an einem Aufsatz zu arbeiten, wichtiger war als der Schlaf, und sie wäre imstande gewesen, ihr langes nächtliches Aufsitzen zu verbieten. Das hätte nur neue Reibereien gegeben.

[¹²]. Welch ein erregendes Glück lag in dem Bemühen, sich selbst zu überbieten, eine klarere, eindeutigere Gedankenfolge zu finden, einen Satz, der ihr gestern aufs beste geprägt schien, noch vollendeter zu gestalten. Wenn das Thema es zu erfordern schien, schleppte sie aus der Volksbibliothek ganze Stöße von Wälzern heran. [¹³].

Und da saß sie oft bis spät in die Nacht hinein in ihrem nie geheizten Zimmer, dessen Fenster mit einem dicken Eispelz bedeckt waren. Die Luft schien vor Frost zu knistern. Sie zog den Mantel an, schlug eine Wolldecke um die Schultern und eine um die Knie – die grimmige Kälte biß sich durch alles hindurch und bis in ihre Knochen. Aber die Arbeit hielt sie fest. Erst wenn ihre Gedanken selbst erstarrten, als sei ihr Hirn ein Eisschrank, kroch sie kältegeschüttelt zwischen die eisigen Laken. Da lag sie stundenlang mit schnatternden Zähnen, und in ihrem frierenden Elend, nun, da die glückliche Anspannung der leidenschaftlichen Arbeit gefallen war, erwachte riesengroß das andere Elend, und sie schrie verzweifelt, unter strömenden Tränen in ihr Kissen hinein: “Mutter – oh, Mutter!”

Die Zimmer der Mutter und der Brüder lagen ganz am anderen Ende des langen Ganges, und die Mutter schlief sicher schon längst. Hätte sie aber sie hören können, so hätte Lotte wohl keinen Laut von sich gegeben.

Heimlich freute sie sich schon lange vorher auf Silvester: da würde sie, die erwachsene Tochter, doch sicherlich mit der Mutter das Neue Jahr erwarten dürfen; und, wer weiß, vielleicht würde die frohe Feierlichkeit eines neuen Beginnes alles wieder gutmachen.

Sie wurde wie immer früh ins Bett geschickt, zur gleichen Zeit wie die Brüder. Verletzt und vertrotzt legte sie sich gleich hin, aber ein vager Verdacht, den sich einzugestehen sie sich schämte, hielt sie wach. Nach Stunden hörte sie, wie am andern Ende des Ganges die Tür zu Mutters Zimmer geöffnet wurde, und wie sie halblaut ein paar Worte sagte. Dann hantierte die Mutter eine Weile in der Küche und ging mit einem leise klirrenden

¹²Von Autorin gestrichene Passage: “Das Schulpensum hatte sie bald bewältigt. Aber sie fuhr fort, Aufsätze zu schreiben. Wenn sie zufällig einer Klassenkameradin begegnete, ließ sie sich das jeweilige Thema geben und arbeitete es aus. Sonst stellte sie sich selbst eine Aufgabe. Und das ehrgeizige Ding dauerte manches Mal, ihre Arbeiten nicht abgeben zu können, um Ruhm und Ehren damit einzuheimsen. Aber sie kannte auch schon das Geheimnis, sich selbst genug zu sein.”

¹³Folgende Passage ist eingeklammert, gestrichen und mit einem Fragezeichen markiert. “Und wenn es sich um eine Sache handelte, in der man seine Fantasie spielen lassen konnte, dann fand sie natürlich überhaupt kein Ende.”

Tablett in ihr Zimmer zurück. Lotte hatte sich schön mollig warm in ihrem Bett gefühlt, da sie einmal nicht verklamt hineingestiegen war. Jetzt erhob sie sich, steif und blaß vor Entschlossenheit, und ging auf bloßen Füßen an die Tür, hinter der sie Stimmen hörte. Sie brauchte nicht einmal an der Tür horchen – sie hätte auch das getan! Mit verklemmtem Atem am Türpfosten lehnen, hörte sie drinnen die Mutter sagen – mit einer so weichen Stimme, wie Lotte sie selten und nur vor langer Zeit gehört hatte: “Mein Jungelein, du bist doch der Beste und der Liebste von allen.” Und die zärtliche Stimme des Bruders, undeutlich, wie an Mutters Hals: “Mummmmm...” Mit zusammengebißenen Zähnen kroch Lotte in ihr Bett zurück. Jetzt weinte sie nicht mehr.

Es war Anna Babendeerde eine rechte Erleichterung gewesen, der Tochter, die immer von Wanderungen schwärmte, das zu verschaffen, was sie wollte und vielleicht auch nötig hatte: sie hatte sie im Herbst bei den Pfadfinderinnen angemeldet.

Das war ein sympathischer Jungmädchenverein, eine gesunde Mischung zwischen dem bisherigen “Kränzchen” mit sentimentalem Klampfengesang im “Nest” und frischen Wanderfahrten. Schon die kleidsame Tracht konnte einen wünschen lassen, dazuzugehören – und dieser Hut erst! Ein breiter, steifgesteppter Rand, an einer Seite steil hochgeschlagen; und das Sturmband, das man unterm Kinn festschnallen konnte – es war hinreißend, und man fand sich selbst hinreißend: pionierhaft kühn.

Keinerlei Kriegsspiele. Der Leiter hatte sogar nicht wenig Anfeindungen von Kollegen und Übergeordneten zu begegnen, weil er dies für seine Mädchenschar energisch ablehnte. Er war ein pädagogisch begabter Philologe; der Typ des ernsthaften, “interessanten” Mannes, der die jungen Mädchen begeistert, ohne sie zu gefährden.

Sie hatten auch ihre Farben, die Pfadfinderinnen: blau-gold-rot: “Liebe und Treue zum Ideal”. Was nun das Ideal sei, wurde den jungen Mädchen allerdings nicht gesagt; aber es war vielleicht nicht schlecht, daß es einer jeden überlassen blieb, sich das ihre selbst zu finden.

Auch unter den Mädchen blieb Lotte zumeist ungenlenk und verschlossen; sie hatte sich wohl auch in der Schule schon zu sehr an ihre Eigenbrötelei gewöhnt. Umso glücklicher war sie, als sie bald eine hingebungsvolle kleine Freundin fand. Ein liebes, weiches Ding; goldrotes Haargeflimmer, eine überzarte Haut, leicht getupft mit hellen Sommersprossen, und dicke goldrote Zöpfe. Sie war zwei Jahre jünger als Lotte, aber so verständnisvoll!

Während dieser Zeit hatte Lotte ihre kurze Heulperiode. Ach wie fühlte sie sich unglücklich, mißverstanden, von Weltschmerz bewegt, während die Kameradinnen fröhlich über die herbstlich aufgeweichten Wege wanderten. Gewiß, auf dem Grunde dieses Gefühls lag etwas Echtes: all die unklare Trauer und Pein, die wirren Schmerzen, die den jungen Menschen überfallen, wenn die Kindheit ihn verläßt; aber sie gefiel sich doch sehr darin, es genüßlich aufzupusten. Tragisch schritt sie dahin, eng umschlungen mit der Freundin, und schüttete weinend alle verworrene Bitterkeit ihres Herzens aus. Und die Kleine, ganz erschüttert von den Leiden der großen Freundin, drückte sie tröstend enger an sich.

Dr. Förster und Lydia, Lottes geliebte Gruppenleiterin (die Mädchen flüsterten schwärmerisch untereinander, daß die beiden sich liebten, aber natürlich ganz rein – so wundervoll!), versuchten das Mädchen zur Vernunft zu bringen. Aber je mehr man ihr gütig zuredete, je mehr Interesse ihr entgegengebracht wurde, umso mehr versenkte sie sich in ihr Unverstandensein. Schließlich wurde es Dr. Förster zu bunt, und er beachtete sie nicht mehr. Das war das Gesundeste, was er tun konnte. Dies ärgerliche, geringschätzige

Fallenlassen brachte Lotte augenblicklich zur Besinnung. Sie trocknete ihre Tränen, wurde nachdenklich, fühlte den ganzen Qualm, der sie noch eben ausgefüllt hatte, sich in klar-sichtige Scham über ihr albernes Getue auflösen; sie schnaufte noch ein paarmal – und nach ein paar Stunden war sie ein nettes, natürliches, vernünftiges junges Mädchen wie alle andern. Und als Dr. Förster und Lydia sich unmittelbar in unbeschwerter Herzlichkeit ihr wieder zuwandten, war sie erfüllt von dankbarer Verehrung.

In diesem Winter schlug Dr. Förster ihr vor, mit einigen älteren Kameradinnen an einem Kursus für Jugendpflege teilzunehmen. Dieser Kursus, von privater Initiative geschaffen, war wohl die erste Zelle allen dessen, was später in diesem Sinne von staatlicher Seite unternommen wurde. – Lotte war noch ein wenig jung, kaum mehr als fünfzehn Jahre; aber Dr. Förster fand, dies sei das Beste, was er für sie tun könne: ihrem lebhaften Geist Nahrung geben, damit er sich nicht auf sich selbst zurückfalte und damit nur Unfug anrichte. Und er hatte seine helle Freude daran, wie in diesem Mädchen, das noch vor kurzem eine verkorkste Heulliese gewesen war, ein aufgeweckter, scharfer Geist sich entwickelte. Er war stolz auf sie.

Ihr wurde es kaum bewußt, daß sie weitaus das Küken in diesen Sitzungen war, sie fühlte sich ganz an ihrem Platz in dem imposanten Hörsaal. Dr. Förster hatte es so für richtig befunden, nun lag es an ihr, zu beweisen, daß er sich nicht geirrt hatte. Während der Diskussionen vergaß sie bald ihre natürliche Schüchternheit gegenüber den vortragenden Herren Doktoren und verfocht ihre kritischen Einwände mit gutgewählten Argumenten, lebhaft und ihrer guten Sache sicher.

Neue Kämpfe begannen zu Hause. Die Mutter war formell: nach neun Uhr abends darf ein junges Mädchen nicht nach Hause kommen – dürfen junge Mädchen ohne Begleitung nicht auf der Straße sein. Es nützte nichts, daß Lydia (auch ein junges Mädchen, wenn auch über zwanzig Jahre alt) die Mutter aufsuchte, ihr erklärte – ihr versprach, ihre Tochter bis zur Haustür zu begleiten.

Und Lotte wollte nicht ihren Kurs aufgeben, und nicht die schönen Rezitations- und Liederabende, zu denen die Kameradinnen ihr Karten verschafften. Jetzt war es nicht mehr Trotz um des Trotzens willen. Jetzt, das fühlte sie klar, ging es um ihre Entfaltung, um eine lebensnotwendige Freiheit, um die Behauptung ihrer Persönlichkeit. Das gab ihr eine Entschlossenheit zu offenem und stetigem Ungehorsam, den sie aus bloßer Laune doch noch nicht gewagt hätte. Immer wieder gab es heftige Szenen, die den schönen Nachklang des eben verlebten Abends zerstörten.

Dabei wußte die Mutter selbst sehr gut, wie wichtig es ist, gute Musik zu hören. Trotz aller Sorgen erübrigte sie doch immer die paar Groschen, um mit ihren beiden Ältesten jeden Winter die Volkskonzerte in der Musikhalle zu besuchen. Die weckten in dem jungen Mädchen eine lange nachwirkende Erschütterung. Sie war noch verdöster in ihren täglichen Pflichten, aber sie war doch weicher, zugänglicher, wenn man ihr etwas sagte. (Auf dem Rückweg von den Konzerten mußte der gute Hans – und er tat es ohne Verdruß – den langen Weg der Straßenbahn nachlaufen, um den Fahrgroschen zu sparen.)

Die Mutter brachte es sogar fertig, Lotte hin und wieder ein wenig Geld für "ihren Verwundeten" zu geben. Das bedeutete ein schweres Opfer für sie, aber wie ihre Tochter nahm sie ihre patriotische Pflicht ernst. Und vielleicht kam für Anna Babendeerde noch ein wenig dies hinzu: daß es sich nun mal so gehörte, wenn man nicht endgültig zu den "armen Leuten" zählen wollte.

Für Lotte waren die Unterhaltungen mit dem braven Mann eine schrecklich anstren-

gende Sache, sie schleppten sich hin wie von Pech abgezogen. Aber schließlich tat man seinen Dienst am Vaterland nicht zu seinem persönlichen Vergnügen. Schon trug sie die häßliche schwarze Kette, die täglich einen Roststreifen auf dem Halse hinterließ: "Gold gab ich für Eisen." Der gute einfache Bursche, dem das Unglück diese unvernünftig ernsthafte und einsilbige Patin beschert hatte, fühlte sich in ihrer Gesellschaft offenbar auch nicht wohler.

Am nächsten Sonntag aber sollte Lotte ihren Verwundeten ins Theater führen, zu einer Nachmittagsvorstellung, "Charleys Tante" zu sehen. Gott sei Dank! Da war man wenigstens des Gesprächs enthoben. Und es sollte ein lustiges Stück sein, das würde ihm sicherlich gefallen. Auch Lotte lachte gerne und herzlich, nur fand sie wenig Gelegenheit dazu; und so gewöhnte sie sich daran, immer finsterer dreinzuschauen, als sie eigentlich war.

Sie zog die Kommodenschieblade auf, in der sie das Fünfmarkstück für den Theaterbesuch verwahrt hatte.

Nanu – ! Sie glaubte, das Geldstück unter den Taschentuchbehälter gelegt zu haben. Sie hatte doch auch gerade vor zwei Tagen aufgeräumt !

Lotte war schrecklich unordentlich, aber wenn sie eine völlig durchgewühlte Kommode wieder gründlich aufgeräumt hatte, fühlte sie sich wohl wie nach einem Bad, frisch und vergnügt. Das hatte sie zum erstenmal bemerkt, als sie, noch recht klein, von der Mutter gezwungen worden war, ihre Kommode in Ordnung zu bringen : erst hatte sie sich gesträubt, sich schließlich bitterlich weinend ans Werk gemacht, mit dem Gefühl, grausam gekränkt worden zu sein. Aber wie die Aufräumarbeiten fortschritten, merkte die Kleine, wie ihr immer fröhlicher zumute wurde; und zuletzt sang sie leise vor sich hin. Und als alle drei Schiebladen in tadelloser Ordnung waren, fühlte sie sich innerlich ebenso "in Ordnung", und sie hätte die Mutter umarmen mögen. Schade, daß sie es nicht getan. – Aber diese Erfahrung ging nicht verloren : Lotte gewöhnte sich keine stetige Ordentlichkeit an, aber sie machte sich immer wieder mit Begeisterung daran, Ordnung zu schaffen.

Aber wo steckte denn dies Geldstück – ! Alles lag in der Schieblade in tadelloser Ordnung geschichtet, ein Stapel säuberlich getrennt von andern. Sie war auch wirklich zu fusselig. Hatte sie denn . . . Und sie begann, unter jedem Stapel, in jeder Schieblade zu suchen, nahm schließlich jedes Wäschestück einzeln heraus – . Ratlos rief sie die Mutter. Vielleicht hatte sie . . .

Die Mutter kam, sah die durchwühlten Schiebladen und hörte zu. Erbleichend sah sie die Tochter an –

Was hatte sie gesagt ? Mit einemmal verstand Lotte, daß ihre Mutter glaubte, sie habe das Geld heimlich verbraucht. Das Geld, das ihrer Mutter so verzweifelt Sorgen kostete. Sie wollte sich ihr an den Hals werfen, schreien : "Nein – Mutter – !" –

– da hörte sie sie sagen : "Peter tut es nicht mehr, ich habe ihn oft genug und immer wieder auf die Probe gestellt. Und Hans – das weißt du selbst, daß er sowas nicht tut."

"Ja," sagte sie nur mechanisch und wie gelähmt.

Ratlos stand die Mutter vor dem verschlossenen Gesicht. "Lotti – Lotti, geh in dich, Kind!" bat sie beschwörend. Totenblaß war ihr Gesicht. Dann ließ sie sie allein.

Eine lange Zeit später wurde Lotte zum Essen gerufen. Die Brüder saßen schon da, als sie eintrat; sie sahen beide ganz harmlos aus. Lotte machte sich steif. Sie wollte sagen : "Hört mal, Jungens, einer von euch hat gestohlen, und mich hat Mutter dafür beschuldigt. Ich will mit *dem* nicht an einem Tisch sitzen." Aber sie schämte sich : das klang so

theaterhaft; und ungelenk setzte sie sich nieder.

Jetzt zog sie sich ganz von den Ihren zurück. Unerträglich wäre ihr der Gedanke gewesen, sich der Mutter zu nähern, die ihre stumme Undurchdringlichkeit hilflos und kummervoll als schlechtes Gewissen und Trotz auslegte.

Sich rechtfertigen, ihre Unschuld beteuern – sich der Möglichkeit aussetzen, daß die Mutter ihr nicht glaubte? Das erst wäre eine Erniedrigung gewesen, und nicht die ungerechte Anschuldigung.

Diese dunklen Wochen, während derer das fünfzehnjährige Kind in Wahrheit lernen mußte, ganz sich selbst zu genügen, haben ihren Charakter nicht wenig zurechtgehämmert.

Von jetzt an holte Hans sie abends vom Kurs, von Liederabenden und Vorträgen ab. Das erstemal gab es ihr einen Stoß, sie wollte den Jungen anfahren; aber sie preßte ihren Zorn zurück: schließlich war er nicht an seinem Auftrag schuld. Unbefangen plauderte Hans an der Seite der finster schweigenden Schwester. Und bei dem Gedanken "du weißt nicht, ob er es ist" gab sie sich Mühe, ihm harmlos zu antworten.

Zum Einkaufen war sie nur selten geschickt worden; Hans war viel flinker. Jetzt, seit dem Verschwinden des Geldes, machte Hans alle Einkäufe. Er wurde immer mehr die rechte Hand und der Vertraute der Mutter.

Aber eines Tages war er auf einem Schulausflug, und nur widerwillig gab die Mutter Lotte das Geld, um die Milch zu kaufen und ein Ei, das es für das Brüderchen auf die Karte gab. Die kleine kugelrunde Frau im Delikatessenladen sagte klagend: "Wissen Sie, Fräulein, Sie müssen Ihrer Mutter einmal sagen, daß sie doch einmal dran denken muß, zu bezahlen. Sie schickt immer ihren Bruder zum Anschreiben. Ich meine es ja nicht schlecht, natürlich, man weiß ja auch wie es ist. Und man kennt doch seine Leute; das ist nicht wegen dem Vertrauen. Aber nachher fällt es ihr selbst zu schwer, so 'ne große Rechnung zu bezahlen," fügte sie hinzu, noch klagender.

"Ja," sagte Lotte. "Ja, natürlich." Und sie sprach ganz unbefangen mit der Frau, stimmte mit ein in ihre Seufzer über die schwere Zeit. Dabei schwindelte ihr der Kopf: sie wußte ganz bestimmt, daß ihre Mutter nie auf Kredit nahm.

Langsam ging sie dem Hause zu. Sie konnte sich nicht einmal freuen, daß jetzt "ihre Unschuld an den Tag kam". So hatte sie es nicht gewollt. Dies war schlimmer, als sie je gedacht hätte.

Ach so – die Milch hätte sie fast vergessen.

Der gutmütige Milchhändler mit seinem hängenden Schnauzbart lächelte ihr zu: "Sie brauchen nicht zu bezahlen, Fräulein, das kommt alles auf die große Rechnung. Ihr Bruder läßt ja auch immer anschreiben! Ich hab keine Bange."

Ihr waren die Knie steif, als sie die Treppe hinaufstieg. Sie wußte, wie schrecklich der Schlag war, den sie ihrer Mutter jetzt versetzen mußte.

Stockend brachte sie ihren Bericht heraus; sie wagte die Mutter nicht anzusehen, mehr noch aus Scham als aus Mitleid: daß sie nun ihr, die sie verdächtigte, selbst den Beweis ihrer Unschuld bringen mußte.

Und mit einemmal schlug die Mutter die Arme um ihren Hals – es war, als wenn sie gegen sie gefallen wäre –, legte den Kopf auf ihre Schulter und schluchzte herzerreißend: "Mein Hansi – mein Hansi – !"

Es tat fast nicht weh. Erbarmungsvoll streichelte sie die Mutter, als sei sie die große, starke Schwester, bei der die arme Frau Trost und Halt suchte. Und so war es ja auch. Nur ganz fern zirpte leise ein feiner Schmerz: An mich hat sie nicht gedacht...

Lotte wußte noch nicht, wieviele Gedanken und Gefühle in einem Augenblick durch die Seele gehen können, und nur einen spricht man aus.

Wie war es möglich, daß dies Erlebnis Mutter und Tochter nicht näher zueinander brachte?

Der Aufschrei der Mutter hatte vielleicht doch tiefer verwundet, als Lotte im ersten Anprall gespürt hatte. Bewußt fühlte sie, daß sie der Mutter am besten über ein Schuldbewußtsein hinweghülfe, wenn sie tat, als ob nichts gewesen wäre.

Und die Mutter – sie war wohl anfangs zu verwirrt, zu zerrissen, den Glauben an ihren Jungen betrogen zu finden, zu tief in Anspruch genommen von dem Versuch, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen. Er bereitete sich auf die Konfirmation vor – das machte ihr sein Vergehen noch schrecklicher.

Als sie sich ihrer Tochter wieder zuwenden konnte, fand sie ihr Gesicht hart und verschlossen wie immer, und – vielleicht hatte sie gemeint, gerade ihre Schuld müsse ihr das Herz ihres Kindes öffnen. Aber dies : dem Sünder sich liebevoll neigen ist das göttliche Vorrecht der Mütter.

Kapitel 3

[¹⁴]

Eines Tages kam der Vater nach Hause. Er legte seine verlauste Uniform auf dem Treppenplatz ab, ließ sich von der Mutter ein Badetuch hinter die Tür reichen und stieg ins Bad. Und erst als er in frischer Wäsche und einem noch kampferduftenden Anzug aus dem Badezimmer kam, durften die Kinder ihn begrüßen. Sie fanden einen Ausdruck in seinem Gesicht, den sie früher nicht an ihm gekannt hatten. Und er schien gar nicht richtig froh zu sein.

Er hatte, nach der Liquidierung des Sanitätshunde-Experiments, in einem Feldlazarett Dienst getan. Die Scheune war über Verwundeten und Helfern zusammengeschossen worden. Kurze Zeit später entließ man ihn als dienstunfähig.

Nach einigen Wochen des Ausruhens fand er Arbeit da, wo zu dieser Zeit jeder Arm willkommen war : in der Munitionsfabrik.

Im vorigen Sommer waren die Kinder nicht nach Steenbeek gefahren; die Großeltern waren kurz nacheinander gestorben, und Onkel Paul hatte begonnen, ihr Haus umbauen und vergrößern zu lassen, um es selbst zu bewohnen.

Da hatten die Kinder ihre Ferien bei Onkel Franz verbracht, einem andern Bruder der Mutter, der in Pommern eine Molkerei besaß. Vor einigen Jahren, als zwölfjähriges Schulmädchen, war Lotte schon einmal hiergewesen. In diesem Dörfchen im Pommerschen Sand gab es keine Großbauern mit patriarchalischen Kastensitten, und das Großstadtkind Lotti hatte Freundinnen in Hülle und Fülle gehabt, vor allem unter den größeren Mädchen, die schon Konfirmandinnen waren. Bei Tage freilich mußten sie ihren Müttern im Haus und Garten helfen, aber nach Feierabend kamen sie Lotti holen, eine saubere Schürze vorgebunden, die Haare frisch gekämmt und in den straffen Zöpfen ein buntes Band.

In den langen, sanften Sommerabenddämmerungen gingen die Mädchen untergehakt in langen Reihen die breite Dorfstraße auf und ab und sangen. Vor den Häusern saßen die Erwachsenen und genossen die Schummerstunde, nur noch undeutlich zu erkennen im tieferen Dämmer unter den dichten alten Lindenbäumen. Das Gemurmel ihrer friedlichen Gespräche begleitete wie das kaum vernehmbare Atmen einer weitentfernten Baßgeige die getragenen Noten der Volkslieder, die sie auch in ihrer Kindheit gesungen hatten. Dort

¹⁴Anmerkung der Autorin:

“Das dritte Kapitel ist *nicht* gut so, muß *auch* geändert werden. Es ist nicht nötig, all diese verschiedenen Szenen aneinanderzupappen. Besser, jedes *ungefähr* da einfügen, wo es zeitlich hingehört.

Was wahrscheinlich bedeutet, auch die anderen Kapitel umzugruppieren.”

wo die Straße ins Feld einmündete, versperrte eine Gruppe halbwüchsiger Jungen dem hell heranwellenden Band der Mädchenschar den Weg, ihre stakigen Gestalten hoben sich scharf ab gegen den brennenden Abendhimmel. Und immer war es dasselbe Spiel: mit Quietschen und Geknäutsch äftten sie den Gesang der Mädchen nach, einer ließ vor ihren Augen eine Schleife tanzen, die er vor kurzem bei solchen Plänkeleien erobert hatte, ein anderer warf sich mit gesenktem Kopf ihnen entgegen, um ihre Reihe zu durchbrechen. Die Mädchen drängten sich enger zusammen und versuchten, nach der Schleife zu angeln, ohne einander loszulassen. Ihr Kreischen und Lachen schlug wie eine Fanfare in die stille, weiche Luft. Und wenn sie dann herumschwenkten und ihren Gesang wieder aufnahmen, warfen sie rasch ihre Zöpfe nach vorn, damit die Burschen nicht daran zupfen konnten und etwa gar noch ein Band abreißen. Und die Alten auf ihren Bänken hörten dem übermütigen Schreien der Jugend zu und lächelten duldsam.

Irgendwo im Dorf erhob sich die schwermütige Weise einer Ziehharmonika. Ihre verzögert ineinandergleitenden Töne fäden zogen die Abendschatten dichter und wärmer um das Dörfchen zusammen und legten sich an die Haut und um das Herz mit der sanften Liebkosung einer unverständenen Sehnsucht. Die Mädchen wurden stille und lauschten, und die Jungens zogen weiter in die Felder hinein, pfeifend und Halme kauend.

Sonnabends pflegten die abendlichen Plänkeleien sich noch ziemlich lange fortzusetzen, unter den alten Bäumen des weiten Dorfplatzes, während es vor den Häusern allmählich still wurde. Es waren zumeist Vierzehnjährige, die sich hier zusammenfanden. Solange ein Mädchen kurze Kleider trug, sahen die Erwachsenen nichts Arges in den Spielen mit gleichaltrigen Jungen. Für ein Mädchen nach der Konfirmation hätte "sowas sich nicht geschickt", so nahmen auch die größeren Burschen nicht daran teil. Und die kleineren Kröten hielten die großen Kinder sich selbst vom Leibe. Es war auch alles harmlos – genauso harmlos wie die Pfänderspiele unter Erwachsenen.

Ein Junge war da, der hatte dasselbe unwiderstehliche Lächeln mit den Grübchen in den Wangen wie Hermann, Lottis erste Liebe. Mit ihm verständigte sie sich, daß sie sich am nächsten Nachmittag auf dem Tannenberg treffen wollten, der einzigen Bodenerhöhung in der ganzen Gegend. Es war Lottis erstes Stelldichein. Ihre Vorbereitungen waren entsprechend sorgfältig, aber schließlich fand sie sich sehr schön mit ihrer Sonntagsfrisur, die Tante Marie so hübsch zu machen verstand, obwohl sie selbst nur Jungens hatte – oder vielleicht hatte sie gerade deswegen Freude daran, die seidenfeinen Haare der kleinen Nichte herzurichten? Weiße, durchbrochene Strümpfe und schwarze Lackschühchen – das hatte kein Mädchen im ganzen Dorf. Schade nur, daß Tante Marie das weiße Kleid immer reichlich stärkte! Indischer Mull muß nicht wie ein gewelltes Brett steif vom Körper abstehen, sondern ihn leicht wie eine Wolke umwehen... Ja, aber da war nichts zu machen. Dagegen die prächtigen Schlaufen der breiten himmelblauen Seidenschärpe, die sich darüber bauschten, die waren unübertrefflich.

Vor der verabredeten Stunde strich ein Junge ihres Alters zu ihr heran, mit Verschwörermiene: "Du willst dich doch mit Otto treffen? Ich soll dich hinbringen." Nanu – hatte er Zeit und Ort geändert? Er nickte glucksend. Sie folgte dem stoppelhaarigen Jungen über die Felder, über denen die Sonne brütete.

Hinter einer Kornhocke lagen zwei Jungen im Schatten. "Tag auch," sagten sie. Wie frech sie sie ansahen! Ihr Führer blieb stehen, als seien sie angelangt, und rieb grinsend den rechten Fuß an der linken Wade. Fragend sah Lotti zwischen ihm und den beiden anderen hin und her.

Da holten die zwei Jungens, die sich am Boden räkelten – spittelige Kerle von zwölf

Jahren – ihre Schwänzchen heraus und schlugen herausfordernd damit auf und ab, mit verdrücktem, meckerndem Gelächter.

In einen Hinterhalt gefallen.

Nicht weglaufen, nicht weglaufen – sonst bilden die sich ein, ich hätte Angst. Und nicht zeigen, daß sie dich beleidigt haben, das wäre zuviel Ehre für sie. Die können mich nicht beleidigen, mich nicht. “Das” ganz einfach übersehen.

Sie sah ihnen gerade in die Augen und sagte mit angestrengter Gelassenheit: “Heiß heute, findet ihr nicht auch?”

“Find ich auch,” schnorkste der eine, “Und wie findest du das?” Und er schlug energischer mit dem schlaffen, bleichen Fleischröhrchen über seine Hand.

Kalt: “Ich hab euch noch nie gesehen – ”

“Nee, aber Otto, den hast du wohl schon...”

Hochmütig schnitt sie ab: “Natürlich, ihr seid noch viel zu klein, als daß die andern euch mitnähmen!”

“Zu klein? Nicht zu klein zum Ficken!”

Sie zuckte die Achseln. “Ihr seid dumm.” Und jetzt hatte sie ihnen ausreichend bewiesen... Sie drehte sich um und ging ohne Hast davon. Aber je weiter sie sich von den boshaft kichernden Jungen entfernte, umso unüberwindlicher stieg eine panische Angst in ihr auf: die werden hinter ihr herkommen, sie packen – sie sind drei –. Es war dieselbe jagende Angst wie früher im Hotel: jedesmal, wenn sie allein die breite, helle Treppe hinauf- oder hinunterging, war ihr kleines Herz verklemmt von der Gewißheit: hinter der Treppenbiegung wird der schreckliche Menschenfresser mit seinem langen Messer über sie herfallen.

Sie zwang sich, bei ihrem langsamen Schritt zu bleiben. Sie können mir nichts tun. Und sie können mich nicht beleidigen. Sie sind dumm und gemein. Erst als sie so viele Kornhocken hinter sich gebracht hatte, daß die sie nicht mehr sehen konnten, fing sie an zu laufen.

Auf dem Tannenbergr warf sie sich atemlos hin. Jetzt fühlte sie, als hätte sie sich innerlich verbrüht, den ganzen brutalen Schmerz der Beleidigung, die sie getroffen hatte trotz ihrer Abwehr.

Und mit einemmal merkte sie, daß sie Otto nicht mehr sehen wollte, daß sie fast Angst hatte, ihn zu sehen.

Sie stand auf und ging langsam und tief enttäuscht nach Haus.

Und so stark ist die Gewöhnung der Kinder, vor den Erwachsenen ihre wichtigsten Erlebnisse zu verbergen, daß sie auf Tante Mariens freundliche Frage, warum sie nicht mit ihren Freundinnen spiele, harmlos antwortete: “Och nee, ich hab keine Lust, es ist so heiß! Ich bleib lieber drinnen.” Sie ging das kühle Wohnzimmer und nahm sich das Aufsatzheft ihres Vettters vor. Und die stolze Freude, ihre Meisterschaft zu beweisen, ließ allmählich alles zurückgleiten, was sie vorhin erschreckt und aufgewühlt hatte.

Ja, Tante Marie hatte sie bald nach ihrer Ankunft gebeten (Lotti war in der ganzen Familie berühmt als so begabt und so intelligent!), sich ihres Ernsts anzunehmen, ihn in seinen Kenntnissen zu prüfen und seine Hefte durchzusehen.

Das selbstsichere kleine Ding verlangte nichts Besseres! Sie begann den großen, ernsthaften Jungen, der in ihrem Alter war, unerbittlich unter ihre Fuchtel zu nehmen. Das gelang ihr schlecht: er wich ihr schweigend und in verletztem Stolz aus, und so entschieden, daß sie jede Belehrung aufgeben mußte. Aber die Hefte hatte Tante Marie ihr zur Verfügung gestellt; da zeigte sie nun, was sie konnte und was sie arbeiten nannte! Was

der Vetter darüber dachte, hat sie nie erfahren – aber sie konnte sichs denken.

Tante Marie, die Gute, hatte damals wirklich alles getan, um ihrem Sohn die Kusine zu verleiden: in allem wurde sie ihm als Muster hingestellt. Einmal sagte sie gar, als sie über Land gingen, ärgerlich zu ihm: “Geh doch nicht immer so trampelig und ungeschlacht – ein wahrer Bauernlummel bist du! Sieh mal Lotti an, was für einen feinen und zierlichen Schritt sie hat – das federt und wiegt bloß so!” So daß Lotti selbst beschämt war und auf ihre leichten Schuhe hinwies.

Ernst mochte, drei Jahre später, ihrem Kommen mit recht gemischten Gefühlen entgegengesehen haben. Aber als die Fünfzehnjährigen dann einander gegenübertraten, waren sie beide überrascht. Sie fand einen kräftigen Jüngling mit Festigkeit und Ernst auf dem klugen Gesicht. Und sie hatte sich vielleicht noch mehr verändert.

Sie war in der letzten Zeit hochgeschossen, ein richtiges junges Mädchen mit ihren langen Gliedern und der zarten Hebung der Brüstchen. Das törichte Mädchen wußte die schöne Klarheit ihrer hohen Stirn, in die schon jetzt feine Falten des Nachdenkens unverwischbar eingezeichnet waren, nicht richtig zu schätzen: sie fand sie zu kahl und streng, und so zupfte sie gern einige flimmernde Löckchen aus dem weichen, welligen Scheitel und zog das feine aschblonde Haar ein wenig über die Einbuchtung der Schläfen und über die zierlichen Ohren mit den angewachsenen Ohrläppchen.

Noch vor kurzem, wenn sie vor dem Spiegel ihr Haar flocht, legte sie manchmal das lose Ende eines Zopfes über ihre Oberlippe; das gab ihr jedesmal einen solchen Schauer von wollüstigem Erschrecken, daß sie diese Verhexung schließlich nicht mehr wagte: ganz fremd sah dann ihr Gesicht aus dem Spiegel sie an, wie ein verwegener, verführerischer Mann –

Es war in der Tat etwas männlich Hartes, oder doch jünglinghaft Herbes in diesem jungen Gesicht: das eigensinnige Kinn, die feste, entschlossene Linie des Unterkiefers und vor allem die unschönen Schwellungen von trotzigem Willen neben den Mundwinkeln; einem männlichen Gesicht geben diese lotrechten Stränge einen Ausdruck von Festigkeit, in dem eines Mädchens wirken sie störend unharmonisch. Die energische Linie der Nase war noch gemildert durch weiche Unfertigkeit wie bei einem jungen Hund. Der reichlich stämmige Hals, die Gewohnheit kurzsichtiger und nachdenklicher Leute, den Kopf vorgeneigt zu halten, gab immer noch den Eindruck, als wolle sie mit dem Kopf durch die Wand.

Ihrem Vetter Ernst erschien die junge Kusine bezaubernd mit ihrer feinen, blühenden Pfrsichhaut und dem warmen Blick ihrer klugen kurzsichtigen Augen. Und interessiert stellte er schon diesen ersten Tag fest, daß die Farbe ihrer Iris von einem schweren Blau bis zu einem durchsichtig hellen Grau wechselte. Und das Schönste an ihr schien ihm der Mund: die kurze, stark vorgewölbte Unterlippe, wie eine schwellende Doppelbeere unter den feinen Vogelschwingen der oberen.

Die kleineren Geschwister zogen den Besuch sofort in den Garten, wo schon die ersten Hasenköpfe reif waren. Da lag Lotte im duftenden Gras unter dem spielenden Schatten eines Apfelbaums, Ernst streckte sich neben ihr aus, auf seinen Arm gestützt, und schaute sie froh beglückt an.

Augenblicklich hatten sie ein Thema, das sie beide passionierte. Ernst bereitete sich auf den Lehrerberuf vor, und er gehörte zu der neuen Generation, die ihren Beruf nicht als Broterwerb, sondern als Aufgabe auffaßte. Und mit dem unbekümmerten Elan der Jugend

kamen sie bald über psychologische Betrachtungen zu Gedanken über das Schicksal und den Wert des Menschengeschlechts.

Die Kleinen wollten den seltenen Besuch feiern, der so offensichtlich die Gunst des großen Bruders genoß, und schleppten Kaffee und Kuchen bis zu diesem entfernten Fleck des Gartens. Tante Marie, beglückt und stolz, ihren Sohn in so interessanter Unterhaltung zu finden, empfahl sich bald.

Die Sonne stand jetzt hinter den Stämmen und vergoldete die flimmernden Härchen um das blühende junge Mädchengesicht im Grase. Sie wurden schweigsam. Ihre Hände spielten mit den zitternden Halmen, und wenn sie sich trafen, durchströmte sie eine fremde Süße von den Fingerspitzen bis in die fernsten Zellen des Körpers. Hin und wieder wagte Ernst, ganz leise ihren Arm zu berühren. Dann fühlte sie sich versinken wie in schwarzrote Sonnenglut.

Mit dem halben Wunsch, den Zauber zu brechen, griff Lotte nach den Äpfeln, die die Kleinen neben ihnen zu einem schönen, leuchtenden Haufen aufgeschichtet hatten. Sie wählte den schönsten, biß mit kräftigen Zähnen in das frische, kernige Fleisch der Frucht und hielt sie dem Jüngling hin. Und er ergriff ihre Hand, führte sie zu seinem Munde und biß so, daß seine Zähne ihre Finger streiften. Dann lachten sie, frisch und herzlich, und dies Lachen war wie eine Befreiung. Sie waren doch noch Kinder.

Mehr geschah nicht, den ganzen Sommer hindurch, und auch dies nur selten. Aber es war so wunderschön, und ihre Wünsche gingen nicht weiter.

Das war im vorigen Jahr gewesen. Trotzdem freute Lotte sich jetzt, diesen Sommer wieder nach Steenbeek zu kommen. Sie freute sich auch, in ihrer jugendlichen Boshaftigkeit, auf den Eindruck, den ihre neue patriotische Mode auf Tante Grete machen würde: strumpflös in Holzsandalen mit ganz schmalen Riemen. Auch in der Stadt sah man dies jetzt, am Ende des zweiten Kriegsjahres, noch nicht viel; aber das war Lotte gleich. Sie begann im Gegenteil, Freude daran zu finden, Vortrupp zu sein, die Spießer zu ärgern, und der schmale Beutel der Mutter fühlte sich sehr wohl dabei. Dies unpraktische und ungeschickte Mädchen brachte es sogar fertig, mit viel Fleiß und Hingabe seine Sandalen selbst zu reparieren, weil die Schuster sich nicht damit abgeben wollten. Sie gestand sich selbst, daß es nicht angenehm damit zu gehen war: bis zum Krieg waren die Eltern dabei geblieben, ihren Töchtern nur angemessenes Schuhwerk zu geben, während für die Jungen derbe Roßlederstiefel im Laden gekauft wurden.

Die Wirkung auf Tante Grete war über die Maßen lebhaft. Die Gute fiel fast um, als sie die nackten Beine und Zehen ihrer Nichte erblickte; aber als man ihr die patriotische Pflicht erklärt hatte, die diesem Bruch mit der guten Gesittung zugrunde liege, konnte die lebhafteste Frau sich nicht lassen vor Bewunderung: wie man nur sowas über sich bringen konnte! Ja, das verlangte Charakter und sehr, sehr viel Patriotismus. Sie hätte ihr Lebtage nicht... Und wenn man jetzt über Land fuhr oder Besuch empfing, war Tante Grete die erste, die die Aufmerksamkeit wortreich auf die ungewohnte unterwärtige Bekleidung des jungen Mädchens lenkte (was sicher nicht nötig war). Ein biederer Mühlenbesitzer sagte einmal, gutgelaunt: "Na, die Deern kann sichs aber auch leisten! Sowas hättet ihr andern nicht vorzuzeigen! Füße wie 'ne Venus hat sie – Dunnerlüchting!" – Lotte fand den Mann sehr sympathisch.

Wievieles war in Steenbeek verändert! Das Haus war nicht wiederzuerkennen. Nach allen Seiten war es vergrößert worden, die frühere Breitseite war jetzt die Frontseite. Die

liebe kühle Diele und Großmutter's kleine Küche waren zu einer stattlichen Bauernküche verschmolzen, und daneben lag ein helles, geräumiges Eßzimmer mit einer Glasveranda, in der man es bei schönen Tagen vor Hitze nicht zwei Minuten lang aushalten konnte. Die Zimmer im oberen Stock hatten noch an Zahl zugenommen; hier wurden die Kinder ja auch allmählich größer.

Aber sieh, die zarten, altmodischen Pastelle und auch die Bibelsprüche, die die vertrauten, zum Teil mansardierten Zimmer zu Großmutter's Zeiten geschmückt hatten, waren wieder hingehängt worden. Die rührende Naivität der Pastelle – Lotte mußte sich viel Mühe geben, um geringschätzig über “dies Zeug” hinwegzusehen, an dem sie sich als Kind unermüdlich, mit immer neuem Entzücken geweidet hatte; aber sie hatte doch seitdem “Kunstgeschichte gehabt”! Sie ging durch die Zimmer, bis sie den Spruch fand, der die ganzen Jahre hindurch über ihrem Bett gehangen hatte, und sie hängte ihn wieder dahin, wo er, wie sie fand, hingehörte.

“Halte, was du hast, daß keiner deine Krone nehme.”

Sie war erleichtert, als sie sah, daß alles sonst beim alten geblieben war; nur das alte Haus mit dem Krug und dem Laden hatte der Onkel verkauft oder verpachtet. Aber die schöne große Scheune, die Ställe, der Hof, der Obst- und Gemüsegarten, das war alles wie sonst “unser Reich”.

In diesem Sommer war Lotte wirklich sehr allein in Steenbeek. Brüder, Vettern und Kusinen waren alle noch Kinder. Aber sie langweilte sich nicht. Seit kurzem hatte sie angefangen, ihr unklares jugendliches Schwärmen und ihre heimliche Unruhe aufzuzeichnen, in rührend unreifen Versen voll Gefühlsschwelgerei und ebenso unreifen, sentimentalitätsverwickelten Versuchen zur Selbstanalyse, die nicht ohne ein gut Teil Narzißmus waren.

Ihr liebster Platz war jetzt eine Bank hinten im Garten. Da stieg vor ihr aus den Gemüsebeeten der herrliche Stamm einer einsamen Riesenbirke schlank und stolz wie eine gewaltige schimmernde Kerze, höher als alle Bäume rundumher.

Das freie Spiel der Blätter vor dem Blau des Himmels, die wehenden Zweige: hochmütige Lässigkeit und weiche Demut zugleich. Und, an anderen Tagen, das silberne Blinken des starken Schaftes vor schweren Wetterwolken.

Andächtig saß Lotte vor dem schönen Wunder und spann unzählige Märchen von einer stolzen, königlichen Frau. Fast war sie überzeugt, diese Birke sei da gewachsen, nur um sie etwas zu lehren.

So wie sie möchte sie werden!

Gegen Mitte der Ferien tauchten alte Bekannte auf: zwei Gymnasiasten aus Berlin, die schon vor zwei Jahren einen Sommer bei ihren Großeltern in Steenbeek verlebt hatten und dank ihrer bunten Mützen als ebenbürtiger Verkehr zugelassen waren. Schon damals hatte Lotte auf ungeschickte Kinderart mit dem älteren geflirtet; für sie war es ein spannender Zeitvertreib gewesen, während der Junge, der etwas älter war als sie, es bitter ernst zu nehmen schien.

Jetzt schien er ganz in seine scheue Verliebtheit verloren, und sie ließ sich anstecken von seiner jugendlichen Melancholie. Sie saßen im Garten, neben der Veranda, sahen Tante Grete's Jüngstem zu, der zu ihren Füßen spielte, und schwiegen beklommen, und ab und zu seufzte der Jüngling bedeutsam.

Miteinander durch die Felder streifen, selbst in Gegenwart der Kinder, wie sie es vor zwei Jahren getan, schien Tante Grete nicht schicklich. Sie durften sich nur in ihrer

unmittelbaren Nähe sehen.

Nach einigen Tagen wagte Herbert – ein hübscher blonder Junge, blaß und hochaufgeschossen – die Frage, ob Lotte abends mit ihm spazierengehen wolle? Sie willigte ein, schon aus Trotz gegen Tante Gretes Aufsicht hätte sie es getan.

Gleich machte sie sich resolut ans Erbsenpalen. Das war die Arbeit für die Schummerstunde nach dem Abendessen (Tante Grete brauchte ungeheure Mengen zum Einwecken), aber heute wollte Lotte nicht Tante Gretes breiten Schoß vor sich sehen und nicht ihre fette Stimme, ihr unbewußt sinnliches Lachen hören.

Nach dem Abendessen sagte sie: “Ich möchte ein bißchen spazierengehen, es ist so schön draußen. Und meine Portion Erbsen hab ich schon ausgepalt.” Die Befürchtung, man könne es ihr abschlagen, machte ihre Stimme hart und bockig.

Tante Grete sah mißtrauisch auf, aber die Mutter, die selbst gern Abendspaziergänge gemacht hätte, wenn sie gesünder gewesen wäre, sagte zu. Gut, daß Tante Else gerade nicht im Zimmer war, die hätte sonst auch noch ihr Wort dazu zu sagen gehabt.

“Aber bleibt in der Nähe. – Und komm nicht zu spät wieder!” riefen sie ihr noch nach.

“Ja – nein!” schrie sie zurück. Uff!

Ein herrlicher Sommerabend. Im grünen Himmel hing bleich der halbe Mond, und im Westen verglomm leise das Abendrot.

Sie traf ihn nahe dem kleinen Stationshäuschen. Mit gesenktem Kopf ging er auf und ab und stieß mit der Schuhspitze Steinchen vor sich her auf dem sandigen Pfad.

Sie waren beide befangen.

“Wollen wir zu dem Wald dort gehen?” fragte er schließlich. Sie nickte.

Schmal war der Steig zwischen den Feldern. Sie ging vor ihm her und fühlte seine Blicke, und fühlte ihren Körper sich in den Hüften wiegen; fühlte, daß er es sah. Sie spürte es so intensiv und dabei selbst unbeteiligt, daß sie, die Sechzehnjährige, plötzlich dachte: “Kindjungen Weibes Hüftentanz”.

Rundumher sangen die Frösche ihr melancholisches Lied, ein ganz leiser Wind wie der Atem der Erde ging um ihre nackten Arme, und vor ihr die schwarze Waldsilhouette schien sie schweigend zu erwarten.

Endlich konnten sie nebeneinander gehen. Er ergriff ihren kleinen Finger, und von Befangenheit beengt, schritten sie weiter. Hin und wieder versuchte er schüchtern, ein Gespräch in Gang zu bringen, sie antwortete einsilbig.

Warum geh ich hier? Ich lieb ihn doch gar nicht.

Es war das lockende Geheimnis, das sie anzog, und die hilflose, verlorene Verliebtheit dieses schlanken Jungen, der sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Sie stolperte; froh, einen Anlaß gefunden zu haben für das große Wagnis, legte er schützend den Arm um ihre Hüfte. Sie spannte sich – sie hörte seinen gepreßten Atemzug, lockerte sich wieder und legte den Kopf tief in den Nacken, so daß ihr ganzes Gewicht auf seinem Arm ruhte. “Wie klar der Himmel ist,” sagte sie und mußte belustigt lächeln.

“Ja – aber da ist der Wald,” sagte er gepreßt.

Sie stolperten ein wenig durch die tiefere Dämmerung. “Willst du hier sitzen?” Behutsam ließ er sie aus seinem Arm auf ein Moospolster gleiten und setzte sich neben sie. Sie sah sein blaßschimmerndes Gesicht und dunkel darin die Augen, und sie spürte seine Blicke. Und mit seinen Blicken sah sie, wie sie sich mit ausgebreiteten Armen ins Moos streckte, wie ihre dünne Bluse leuchtete und sich über die zwei Brüstchen spannte.

Nun sprachen sie gar nichts mehr.

In die beklommene Erwartung Lottes mischte sich allmählich immer mehr überlegener Spott. Schade, daß sie nicht in ihn verliebt war, dann wäre dies alles viel schöner gewesen; und sie hätte ihm helfen können. Ungeduldig, fast gelangweilt warf sie sich herum und preßte ihr Gesicht in die kühlen Moosfaserchen – wie dumm, ich will ja gar nichts –, spürte seine Blicke auf ihrem Nacken, ihrer Hüfte. Sie drehte sich zurück.

Da, in einem heroischen Entschluß, beugte Herbert sich über sie und suchte ihren Mund. Er traf ihr Ohr – das erschien ihr rührend komisch –, glitt über ihre Wangen und ruhte einen Augenblick lang still und atemlos auf ihren Lippen.

Da war sie wieder, die süße Beklommenheit, aber auch eine bereite Abwehr stellte sich auf, und schärfer wurde die hellsichtige Beobachtung der unbeholfenen Szene.

Und schon ließ er sie wieder frei, wagte nicht einmal, sie mit den Händen zu berühren.

Und sie lag da, in seine schüchterne und brennende Anbetung gebettet wie ein Idol. Das tat ihr wohl wie einem Kätzchen eine streichelnde Kennerhand. Sie hätte ihn lieben mögen, diesen komischen hübschen Jungen, dem dies ein tief aufwühlendes Erlebnis zu sein schien.

“Nun – wir müssen wohl nach Haus gehn.”

“Ja – wir müssen wohl nach Haus gehn.”

Jetzt legte er gleich den Arm um sie, und so schritten sie langsam zurück. Jetzt, da “es vorbei war”, genoß Lotte die ruhige Wohligkeit, die von dem sanft pressenden Arm in sie strömte. Und auch Herbert begann sich sicherer zu fühlen in der neuen köstlichen Vertrautheit.

Die Dämmerung war vollends herabgesunken. Aus den Wiesen stiegen die Nebel, aber der hohe, kühle Himmel war noch hell und da und dort mit dem scharfen Blinken eines Sterns besteckt. Irgendwo mußte Heu gemäht worden sein; betäubend kam der Duft zu ihnen herüber und mischte sich mit dem frischen Erdgeruch der Wiesen.

Da kamen ihnen zwei Silhouetten mit eiligen Schritten entgegen. Lotte erstarrte vor Verblüffung und Empörung: die Mutter und Tante Else! Und wozu führte die Mutter die kleine Marta mit sich, das zwölfjährige Kind?

Herberts Arm fiel von ihrer Hüfte – da waren die zwei Frauengestalten vor ihnen, groß und dunkel in dem dunkelnden Abend.

“Was treibt ihr hier? Wie konntest du es wagen – ? Hab ich dir nicht gesagt – Und Sie – schämen Sie sich nicht?”

Herbert wollte etwas sagen – “Schweigen Sie!”

Und dreht sich um und stapft mit Tante Else und der kleinen Marta voraus. Die beiden Kinder wie arme ertappte Sünder hinterher.

Lotte brannte vor hilflosem Zorn. Und der arme Junge tat ihr leid: wie mußte er leiden, daß er wie ein gescholtener Gassenbengel an der Seite des geliebten Mädchens hertrotten mußte, ohne was tun, was sagen zu können! Und trotz dieses verstehenden Mitleids spürte sie, daß er ihr jetzt und für immer verächtlich war wegen seiner Hilflosigkeit.

Der alte Herr Ammann saß, wie jeden Abend, mit seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern vor dem Haus (eine der zwei Familien “mit denen man verkehren konnte”). Es war noch gerade soviel unsichere Helligkeit in der Luft, daß an die Dämmerung gewöhnte Augen die Vorübergehenden erkennen konnten. Man grüßte hinüber und herüber. Lotte schäumte: die Mutter sollte sich schämen!

Man hatte beiden Vätern telegraphiert. Sie kamen am nächsten Tag. Herbert wurde von dem seinen sofort mit nach Hause genommen.

Lotte hatte Stubenarrest. Erst einige Stunden nach seiner Ankunft kam der Vater zu ihr. Er war verlegen, sah in das stolze, verschlossene Gesicht der Tochter – und sprach aufatmend von andern Dingen. Rasch wurde er unbefangen und zog auch das Kind in seine Unbefangenheit hinein.

Zwei Tage blieb er, sprach nie zu ihr von “der Geschichte” und war zu ihr wie immer; wie dankbar sie ihm war! Er glaubte an sie – was gingen sie da all die Idioten an! Und die Mutter, die dauernd über “Scham und Schande” jammerte! Der ungerechte Verdacht wegen des Geldes hatte Lottes Liebe zu ihrer Mutter nichts anhaben können; dies aber, so kam es ihr vor, gab einen scharfen und tiefen Riß.

Als sie das erstemal wieder herunterkommen durfte, kam Onkel Paul an ihr vorbei. Mit einem Lächeln, das ihr spöttisch schien, das aber auch nur verlegen sein konnte, sagte er: “Na, Fräulein – ?” Sicher war es nicht böse gemeint, er hatte vielleicht nur irgendetwas sagen wollen, um nicht schweigend an ihr vorbeizugehen. Lotte bäumte sich – sie hätte ihn schlagen können.

Sie blieb jetzt absichtlich in ihrem Zimmer. Als wenn sie die schmutzigen Idioten nötig hätte. Sie war sich selbst genug und wußte, wer sie war und was sie tun wollte und konnte. Hätte sie es nur gewagt, so hätte sie ihre Mahlzeiten mit heraufgenommen. Aber schließlich war sie hier nicht zu Hause.

Die Mutter hatte ein paarmal versucht, ihr ins Gewissen zu reden. Sie stieß sich aber an einem so entschlossenen Schweigen, das schon fast eine verächtliche Nichtbeachtung war, daß sie es aufgab.

Kapitel 4

Wenn Frau Spellmann, die “früher bessere Tage gesehen hatte”, zum Nähen kam, war das immer ein etwas bedrückender Tag. Das halbe Kinderzimmer war voller Flicksachen, und Frau Spellmann saß vor dem Fenster an der Nähmaschine wie ein dürrer, gerader Stock in ihrem ewigen schwarzen Kleid mit dem hohen, von Fischbeinstäbchen gehaltenen Kragen und fühlte sich dauernd von den Kindern gestört. Sie genierte sich auch nicht, der Mutter ganz aufgebracht zu sagen, was sie sich denn denke, ihr immer solchen Plünnenkram zum Zusammenprünen zu geben; und die Mutter saß da, ganz schuldbewußt, daß sie Frau Spellmann keine besseren Unterhosen zum Flicken anzubieten hatte.

Aber einmal lernte Lotte sie von einer ganz andern Seite kennen. Es war nach dem Abendessen, die Mutter und Frau Spellmann saßen noch bei einer Tasse Tee. Da sagte die Mutter: “Lotti, sag doch mal das Gedicht auf, das du diese Tage gelernt hast.” Es war “Graf Douglas”, und Lotte dachte: Na, was die schon davon verstehen wird! – und dann nahm das Rezitieren sie gefangen.

Frau Spellmann saß da und sah sie an, wie eben mürrische Erwachsene Kinder ansehen, die ein Gedicht aufsagen. Aber dann wurde ihr gelbliches, strenges Faltengesicht wie ein mürbes Tuch, das in all seinen zerschlissenen Falten aufreißt, und die Tränen liefen ihr unaufhaltsam über die Backen. Und noch eine ganze Weile nachher saß sie da wie in der Kirche mit gefalteten Händen und sagte bloß immer wieder: “Wie ist das bloß menschenmöglich... nee, so 'ne Deern... wie ist das bloß menschenmöglich...”

Ein Entchen war die die Jauchegrube gefallen; ein Knecht hatte es drunten spatteln und glucksen hören und es herausgefischt. Er schüttete es von der Forke, goß ihm einen Eimer Wasser über und ging davon. Und da lag es halb verendet unter der brütenden Sonne auf dem feuchten Fleck (der heiße Boden hatte rasch das Wasser getrunken), das halboffene Schnäbelchen gefüllt mit Schleim und Unrat, und zwischen seinen Flaumfedern regte sich ein unheimliches Leben.

Die Jungens hatten im Vorbeirennen die Nachricht ins Haus geworfen. Lotte hockte sich neben dem Tierchen hin – und schrak zurück, angeekelt: dicke weiße Maden krochen träge in dem dichten, verschlickten Flaum, zwischen den keimenden Federchen, auf der zitternden Haut. Wie das kleine Herz pochte und bebte, daß es den Körper auf und nieder schlug! Und jetzt bildeten

sich im Schnäbelchen und auf den Nasenlöchlein braunschleimige, dickwandige Blasen –

Lotte lief zur Pumpe und kam mit einem Eimer Wasser und einer Entenschüssel zurück und goß. Das Körperchen bebte stärker, aber keine Made ließ los. Sie nahm ein Stöckchen und versuchte das ekle Zeug aus dem verpatschten Flaumgewirr herauszuschieben; umsonst. Da holte sie tief Luft, griff und wühlte mit den Fingern hinein und riß eine nach der andern die glitschigen Kotmaden ab, die sich festzugreifen, festzusaugen schienen. Sie schob das kraftlose Köpfchen in die niedere Trinkschüssel und reinigte immer wieder vorsichtig Zünglein und Schnabel, wie man einem Neugeborenen das Mündchen auswischt; bei jedem Atemzug kam zäher Schleim herauf und klebte sich von neuem fest. Methodisch kämmte sie mit den Fingern Flaum und Federn durch, goß Wasser und kämmte.

Es war eine lange, mühselige Arbeit. Aber dann kam ein Moment, wo das Entlein das Köpfchen hob und ein noch schwaches, aber schon ganz sauberes Quaken hören ließ, wo die dünnen Häute über den Augenperlen sich auftaten und wo das Gefieder nur noch von klarem Wasser naß und wie gestrahlt war. Erschüttert von Zärtlichkeit sah Lotte auf das errungene Stückchen Leben, das schon begann, sich auf die kleinen Patten zu stellen, und ihr Herz brannte vor Erbarmen und Liebe, als habe sie das Leben ihres eigenen Kindes gerettet.

Am nächsten Tag konnte sie "ihr" Entchen schon nicht mehr von den andern unterscheiden; und das war das Schönste an der ganzen Sache.

In diesem Herbst, wenn an goldenen Nachmittagen die Schwalben schreiend durch den hellen Himmel schossen, ließ Lotte manchmal die Feder sinken. Schon als Kind hatten die Schwalbenrufe sie krank vor Herzweh gemacht. Jetzt verlor sie sich in heißen Fantastereien: sie dachte an Herbert; sie rief ihn mit aller Kraft. Sie versenkte sich so in das dunkle Schlagen ihres Blutes, bis sie endlich seinen Mund auf ihrem Nacken zu spüren glaubte und seinen Arm unter ihren Brüsten. Sie warnte sich: sie wußte, daß dies Gesicht "Herbert" nur – ein Ersatz war, ein Gebilde ihres Wunsches, dessen Ursprung sie eindeutig verstand. Sie wußte, daß sie Herbert, den wirklichen Herbert, nicht liebte; daß, wenn er wirklich vor ihr stünde, sie kalt sein würde wie ein Tranchiermesser. Dennoch, es war so verführerisch süß, und es schien der Beweis einer geheimnisvollen Macht, das Schemen fast bist zur Materialisation vor ihre Sinne zu zwingen: sie fühlte Herberts Gegenwart, hörte seinen Atem, als wäre er körperlich da.

Vielleicht hing mit Lottes Abwehr gegen diese Selbstverzauberung der Plan zusammen, der jetzt in ihr reifte und für den sie mit ihrer unbezwinglichen Hartnäckigkeit die Eltern zu bestimmen wußte: sie wollte wie der Vater in der Munitionsfabrik arbeiten. Die Schule? Sie war unentwegt die Zweite – sie würde ihr Abschlußexamen auch bestehen, wenn sie einige Monate früher aufhörte. ^[15] Es bedrückte sie immer mehr, daß sie großes Mädchen immer noch das karge Brot ihrer Eltern aß. Ihr konnte eine solche Arbeit weniger antun als dem Vater; für sie war es nur eine Episode, die ihr guttun würde: sie würde den Ernst des Lebens kennenlernen. Dagegen der Vater – nein, der war zu schade, auf seine

¹⁵Im Original Teil des Satzes gestrichen, zuvor: "Sie hatte das eine Jahr Aussetzen ohne Schaden überstanden, war unentwegt die Zweite – sie würde ihr Abschlußexamen auch bestehen, wenn sie einige Monate früher aufhörte."

alten Tage für seine Kinder Fabrikarbeit zu tun. Sie war auch noch unentwegt Patriotin: mit dieser Arbeit würde sie nicht nur ihren Eltern, sondern auch dem Vaterlande nützlich sein. (Die einzige Handarbeit, zu der sie sich jemals verstand, war das emsige Stricken von Strümpfen "für unsere tapferen Soldaten"; selbst *sie* wußte schließlich die Maschenzahl, das Abnehmen und alles genau auswendig.)

Schließlich gaben die Eltern ihrem Drängen nach.

Am ersten Tag der Herbstferien nahm der Vater sie mit, zum Versuch. Es war gegen vier Uhr morgens und noch völlig dunkel. Mit erhabenen Gefühlen hatte Lotte ihre ältesten Kleider angezogen und die zwei Emaille-Eimerchen mit Kriegspamps in die Hand genommen.

Es war eine lange Fahrt in dem ratternden, schüttelnden, ausgedienten Wagen. Sie saßen gepreßt mit anderen Munitionsarbeitern, die halbschlafend auf ihren Plätzen hingen. Ein trübes Funzelchen glimmte an der Decke. Ein fremdartiger Geruch stand dick im kalten Wagen; niemals noch hatte Lotte diesen Geruch verspürt. Und wie die Leute aussahen – Lotte schämte sich ihrer frischen Gepflegtheit und dessen, daß sie nicht wie die andern schlaff und erschöpft war, daß sie trotz ihres schäbigen Mantels nicht – arm aussah; nein, die Armut zu Hause war eine ganz andre als diese hier. Verlegen versteckte sie ihre Hände: die der andern Frauen waren giftgelb und wie gegerbt.

Eine Erinnerung wurde in ihr wach: Das war damals im Hotel; sie war noch klein, fünf Jahre vielleicht. Im spärlich erleuchteten Kleinen Saal (der abends im Kerzenschimmer der riesigen deckenhohen Tanne erstrahlen sollte) saßen die Wand entlang einige verhärmte Frauen unter ihren großen dunklen Umschlagtüchern. Einige hatten ihre Kinder bei sich. Lotti zunächst stand ein kleiner Junge ihres Alters, verschüchtert, einen Fuß im groben Stiefel auf den andern gestellt, ängstlich an die breite Schürze seiner Mutter gedrängt. Sie sah auch ihre Mutter dabei: mit der umsichtigen Geschäftigkeit des Menschen, dem die Erfüllung seiner Christenpflicht eine Selbstverständlichkeit ist, ohne überflüssige Rührseligkeit. – Diese verwischte Reihe schweigender, bedrückter Frauen unter der armen Beleuchtung, dieser flachsköpfige Junge in groben Kleidern, der sich in den Schoß seiner Mutter verkriechen wollte – füllten das Kind mit einem dunklen, schmerzhaften Gefühl unerklärlicher Scham und Schuld.

Jetzt fand sie in sich dies Gefühl peinigender Scham und Schuld wieder, nur klarer und bewußter.

In der Fabrik führte der Vater sie zu einem kleinen, schäbigen Büroraum, in dem ein knurriger Mann über dicken Rechnungsbüchern saß, und mit dem ließ er sie allein.

"So – Sie wollen hier arbeiten? Aber Sie sind noch zu jung, Fräulein! – Sechzehn Jahre? Was denken Sie sich denn? Und was haben Sie bis jetzt gemacht? – So – ! Na, dann gehn Sie man ruhig wieder zu Ihrer Schule zurück. Man soll armen Leuten nicht ihr Brot wegnehmen. Später – ? Nee, wissen Sie, später gibt es auch immer noch genug richtige Arbeiter. Sowas wie Sie können wir hier nicht brauchen!"

Niedergeschmettert fuhr Lotte allein zurück. Erst viel später kam ihr der Verdacht, daß der Vater diese ganze Sache mit irgendeinem Werkmeister arrangiert hatte: sie hatte ihn einmal sagen hören, daß es unter Männern ja manchmal nicht fein zugehe, aber so wie diese Frauen in der Munitionsfabrik schweinigelten, da müsse ein alter Sergeant erröten.

Auch der Vater blieb nicht mehr lange in der Munitionsfabrik. Er wurde wieder eingezogen, zum Landsturm. Und wieder hatte die Mutter nichts als ihre Kriegerfrauen-Unterstützung, um ihre großen Kinder sattzukriegen und den überzarten Kleinen zu pfe-

gen.

Die nackte Not preßte und schnürte das Land.

In der Familie Babendeerde empfand man es als Glück, daß man meistens noch genügend Kohlrüben ergattern konnte. Die wurden in unfäßbaren Mengen in Wasser abgekocht, zum Teil ganz, und die Kinder bekamen dicke Scheiben davon auf ihr Brot, das auch hauptsächlich aus Kohlrüben zu bestehen schien. Und jedes der Kinder paßte auf, mit der erbarmungslosen Schärfe des Hungers, daß seine Kohlrübenscheiben nicht dünner seien als die der andern. Den großen Topf, in dem die Rüben gekocht wurden, durften sie reihum auskratzen. Es war kein Spürchen Fett drin, aber es war doch das Konzentrierteste der Rüben, was da am Topfrand klebte, und darum das Kräftigste und Nahrhafteste. Und von dem ewigen, immer dünneren Kriegsküchenpamps taten einem schon überhaupt die Zähne weh.

Anna Babendeerde war froh daß ihre Kinder meistens noch, wie bisher, in den Oster- und Herbstferien zu den Tanten nach Z. fahren konnten. Die hatten Gemüsegarten, Geflügelhof und jetzt zur Kriegszeit auch jede ein Schwein in einem Ställchen; und die Onkel, als Geschäftsleute, hatten Beziehungen. Diese Besuche bedeuteten das Schlaraffenglück für die Babendeerde-Kinder. Zurückgekehrt, berichteten sie begeistert, genau chronologisch, *was* sie da alles gegessen hatten! Eines Tages wurde es Lotte bewußt: wir erzählen immer nur vom Essen – und mit welcher Seligkeit! Das erschreckte und beschämte sie so, daß sie zornig hinausging.

Nein, es wurde Zeit, sich wieder in die Hand zu nehmen. Und gerade fand sich eine Gelegenheit dazu. Sie wohnten jetzt im Parterre eines stillen alten Gartenhauses in einem verlorenen Stückchen Straße, das zufällig bei der Durchführung neuer Straßen stehengeblieben war. Nun versuchte die Mutter, in dem alten verbuschten Vorgärtchen und dem steinigen kleinen Hinterhof einiges Gemüse zu ziehen (vergebens, wie sich nach vieler Plagerei herausstellte), und sie schickte die Jungens mit einem Kärrchen und Schaufeln, den Pferdemit auf der Straße zu sammeln. Im ersten Augenblick war Lotte heilfroh, daß es nicht von ihr verlangt wurde. Aber sogleich kam die Reaktion: ah – so –, das wäre dir peinlich, unerträglich, Pferdemit zu sammeln – vor den Leuten? Das wollen wir doch mal sehen. Natürlich geh ich Pferdemit sammeln, das wäre ja noch schöner!

[16].

¹⁶Folgendes Fragment befindet sich etwas deplaziert an dieser Stelle im Manuskript; vgl. Seite 474.

“einem großen Garten so [...] stinkigen Herrentoilette, sei sie hier draußen leben [...] setzt und begießt unermüdlich, und der Garten lohnt es [...] Früchten und mit seiner Freude. – Einmal, in einem Moment der [...] sagt Anna Babendeerde zu ihrer Tochter, während sie zu ihrem Mann hinabsieht, dessen Kopf sich über den Spaten bückt, schimmernd grau wie altes Silber: “Hätte er in seinem Hotel nur halbsoviel gearbeitet, statt den großen Herrn zu spielen, wie jetzt in seinem Garten – dann hätte er diese Arbeit nicht nötig gehabt.”

Redy hat er geraten, sich mit seinem Stiefelputzkasten auf den Jungfernstieg zu stellen; in dem Riesenverkehr eleganter flasierender Menschen wird er sicher seinen Tagesverdienst finden.

Redy besorgt sich den Gewerbeschein und stellt sich guten Mutes auf die Jungfernstiegbrücke. Und mit einemmal merkt er, daß, so bedrückend es sein mag, tagtäglich in der Herrentoilette zu hocken – sie war doch wie der Schutz eines Zeltes. Hier steht er wie nackt mit seinem Stiefelputzkasten unter den vorüberflutenden Blicken, gleichgültigen, neugierigen. Und wenn sie dich auch gar nicht beachtet haben – du meinst, alle sehen dich an.

Es ist ein Glück, daß die alten Freunde aus der H.-K.-Diele es sich zum Sport machen, ihm Gesellschaft zu leisten. Da stehen sie auf der luftigen Brücke in der lauen Frühlingssonne, flachsen über die Vorübergehenden, lassen sich die Schuhe reklameputzen, daß sie glänzen wie tiefe Spiegel, und führen

Aber die Mutter wollte absolut nichts davon hören: nein, das war nichts für ein junges Mädchen; für Schuljüngens war es egal. Und Lotte gab nach, weil sie ehrlich wußte: sie *hatte* sich schon dazu überwunden, sie *konnte* es tun; so daß sie nicht einmal Erleichterung spürte, sondern eher die Enttäuschung einer entgangenen Gelegenheit, sich zu beweisen.

Ohne sich dessen bloß bewußt zu sein, hatte sie sich im Lauf der Zeit doch schon sehr gut in die Hand genommen. Die hemmungslosen Zornausbrüche und Wutanfälle wurden immer seltener, und wenn sie sich schon einmal hinreißen ließ, alles, was ihr unter die Hand kam, auf die Erde zu pfeffern, so war die ätzende Scham vor sich selber und das Gefühl der Lächerlichkeit, die ihre Unbeherrschtheit in ihr zurückließ, die sicherste Barriere vor einem späteren Ausbruch. Und da die Mutter ihrerseits mit Strafpredigten sparsamer wurde, war auch weniger Gelegenheit, den Bock herauszukehren!

Dennoch fand Anna Babendeerde, ihre Tochter stelle ihre Nerven oft und unnötig auf die Probe. Sie hatte begonnen, sich kritisch zu allem einzustellen, und wollte nur das tun, was ihr vernünftig schien. Fürs erste beschränkte es sich allerdings noch auf tägliche praktische Kleinigkeiten. Aber auch das war auf die Dauer irritierend genug.

Es war nur gut, daß man noch mit Muße und Gründlichkeit über die Berufswahl der beiden Ältesten hatte entscheiden können, ehe der Vater wieder eingezogen wurde.

Die Großmutter hatte Lotte 2000 Mark hinterlassen, für ihre Aussteuer. Es wurde beschlossen, das Geld für ihre Ausbildung zu verwenden. Dies Mädchen, das nie mit Puppen gespielt hatte, das nur mit Büchern glücklich zu sein schien – vielleicht lag ein interessanter Beruf ihr näher als eine Heirat. Sie hatte sogar mit viel Betteln und Trotzen es fertiggebracht, daß man mit dem geheiligten Familienbrauch brach: die Töchter nach Schulabschluß in eine befreundete Familie zu schicken, zur Erlernung des Haushalts. Der Mutter war diese Entscheidung nie ganz recht. “Ach Mutti, wenn ich schon heirate, dann nur einen reichen Mann!” – Die Mutter seufzte. “Aber auch wenn du noch so viele Dienstboten hast, man muß doch selbst alles kennen, damit...” – “Ach was, dann nehme ich eben Frau Pirnau als Haushälterin, dann brauche ich mich sicher um nichts kümmern!” – Und die Mutter seufzte wieder.

Sie dachte wohl an manches – . Sie dachte auch an die hübsche kleine Wascheinrichtung, die sie der kleinen Lotti einmal zu Weihnachten geschenkt hatten, noch im Hotel: eine kleine Balje auf einem kleinen Holzgestell, ein Ruffelchen, ein Beutelchen mit kleinen Klammern – alles; mit welchem Eifer hatte die Vierjährige ihre Puppenwäsche gewaschen, ihre Taschentücher und alles, was man ihr nur zum Waschen geben wollte! Die Hausmädchen konnten vor Bewunderung nicht lassen: “Na, das wird aber mal ’ne fixe Hausfrau!”

Die Eltern hatten ihrer Tochter gesagt, sie wollten sie völlig frei entscheiden lassen über ihren zukünftigen Beruf. Ach, aber sie wußte im voraus, daß sie mit ihrem brennendsten Wunsch nie im Leben einverstanden sein würden. Schauspielerin wollte sie werden. Ganz allmählich war dieser Gedanke in ihr gewachsen und hatte sich genährt aus dem, was das Rezitieren und das Theaterspielen ihr bedeutete. Aber sie hatte schon genug gelesen und gehört, um zu wissen, daß Eltern den Beruf der Schauspielerin für den sicheren Weg zur Verdammnis halten.

Sie war auch nicht sehr sicher, ob das, was sie zur Bühne drängte, tief und ernsthaft genug war, um alles dafür aufs Spiel zu setzen. Wenn sie irgendwelche dummen Puten in

lose Gespräche mit dem hübschen kleinen Mädchen, die auch auf dem Jungfernstieg ihr Brot suchen.”

der Schule davon schwärmen hörte, ein "Star" zu werden, grauste ihr: bloß nicht dazugehören! Wer weiß, vielleicht war es nur eine Jungmädchenkrankheit? Dennoch spürte sie einen grundlegenden Unterschied zwischen sich und den andern: Sie waren angezogen und wie berauscht von dem Begriff "Star": die Ovationen, die ausgespannten Pferde... Der Weg dahin schien sie weniger zu interessieren. Dann wandte Lotte sich achselzuckend ab. Selbstverständlich würde sie berühmt sein und gefeiert werden, das war eine höchst angenehme, aber unwesentliche Begleiterscheinung. So wie man eine Besteigung des Mont Blanc nicht unternimmt, um bei einem Schinkenbrot die schöne Aussicht zu genießen. Schicksale gestalten wollte sie, täglich die geheimnisvolle Verwandlung ihres Ich erleben, die jeder Text ihr vermittelte, den sie sprach.

Aber eine vorsichtige Andeutung erfuhr eine so entschiedene Ablehnung von seiten der Mutter, daß sie diesen Wunsch erstmal zurückstellte. Wenn er stark genug war, würde sie ihn eben später verwirklichen!

Und es gab ja noch etwas anderes, in das sie sich mit ganzem Herzen hineinwerfen konnte. Nur war es gar nicht so einfach auszudrücken. Helfen; den Armen helfen. Und das bedeutete für sie die erschütternde Liebe zu dem stinkenden alten Hund Benno, die Bettler, an denen sie manchmal mit leeren Händen und verklemmtem Herzen hatte vorübergehen müssen, und das pressende Gefühl von Scham und Schuld und Verantwortung, das sie schon so gut kannte.

"Krankenschwester?" fragte die Mutter. Aber Lotte wehrte mit beiden Händen ab. Das Klischee des frommen, ausgelöschten Wesens, das sich mit gütigem Lächeln und linder Hand über Leidensbetten neigt – um Gotteswillen! Nein, engelhafte Aufopferung war nicht ihre Art. Natürlich, es war unmöglich zu sagen, aber ganz bewußt lag auf dem Grunde ihres Helfenwollens der streitbare Elan des Ritters, der auszieht, um den Schwachen beizustehen und Unbill wiedergutzumachen.

Freilich war es schändlich, für etwas, das als selbstverständlich getan werden mußte, eine Entlohnung zu nehmen. Aber, wie der Vater sagte: da lag der Knüppel beim Hund. Nun war noch die Frage: wie konnte man aus der Notwendigkeit, den Armen zu helfen, einen Beruf machen? Damals schwebten nur erst recht vage Begriffe in der Luft: Fabrikpflegerin, Heimpflegerin – aber das alles mußte als Beruf erst geschaffen werden. Da erschien die beste Lösung, daß Lotte das Staatliche Kindergärtnerinnenseminar besuchte; das erhaltene Diplom bot ihr immer einen Beruf, der ihrem Wunsch sehr nahe kam, und sie konnte später darauf aufbauen.

Lotte war froh über diesen Entschluß. Der Jugendpflege-Kurs hatte schon das Interesse für Erziehungsfragen in ihr geweckt. Die Erfahrungen ihrer eigenen Kinderjahre, über die sie mit ihrer zähen und etwas rachsüchtigen Gründlichkeit nachgedacht hatte, hatten nicht wenig dazu beigetragen, daß sie über manches eine erstaunlich festgegründete Meinung besaß. Und die Neigung, die sich immer klarer in ihr ausprägte, "die Welt ganz nach ihrem Kopf neu aufzubauen", wie die Mutter es nannte, würde sich auf diesem Gebiet wenigstens in einem bescheidenen Kreis auswirken können. Die Kinder, die sie zu erziehen haben würde, würden vor der unvergessenen mörderischen Revolte bewahrt bleiben, die die Schläge in ihrer Kinderseele hervorgerufen hatten.

Hans ging schon auf die Handelsschule. Ostern sollte er bei einer kleinen Privatbank als Lehrling eintreten. Die Eltern waren froh für ihn: er war auf eine warme Empfehlung Onkel Hermanns angenommen worden; intelligent und anständig wie der Junge war, konnte

er hier gut seinen Weg machen, wenn er nur nicht wieder auf dumme Gedanken kam.

Während sie sich ohne große Aufregung der Abschlußprüfung entledigte, bekam Lotte ihren ersten Liebesbrief. Von Herbert. Welche Seligkeit! Mit einemmal kam sie sich wirklich erwachsen vor. Und dies Glück, daß gerade sie heute dem Postboten die Briefe abgenommen hatte; sonst hätte den ihren wohl kaum zu sehen gekriegt, höchstens den Kopf gewaschen. Es verdrehte einem den Kopf, daß sie es war, die dies Feuer angezündet hatte. Der Stil war ein wenig sehr "humanistische Bildung", aber so voll echter Leidenschaft. "Verzehrende Sehnsucht... ewige Liebe... Der unvergeßliche Abend... für immer *Dein...*" Aber neben dem Triumphrausch des jungen Weibes war auch ein Schrecken in ihr erwacht: dies war wie eine Verantwortung. Er schrieb sogar vom Aufeinander-warten: "... aber wenn man sich wirklich liebt, sind die paar Jahre so rasch herum!" – Ich habe ihm nichts von Liebe gesagt, dachte sie, einen Moment fast feindselig.

Dennoch sagte sie sich immer wieder die törichten, heißen Worte vor. Es war so verwirrend schön, so geliebt zu werden.

Frau Pirnau kam: "Fräulein Lotte, Ihre Mutter sagt, Sie möchten das Kleid ausziehen, daß ich es gleich mitwaschen kann."

Einige Stunden später fuhr es Lotte siedendheiß durch den ganzen Körper: der Brief! Sie hatte den Brief in der Kleidertasche gelassen. Sollte Frau Pirnau...

Die Wäsche hing schon auf dem Boden, sie rannte hinauf: da war das Kleid. Ihre Hand fuhr in die Tasche: da war er! Nur an den Faltkanten zerscheuert, lappig durchnäßt, aber die Tinte nicht im mindesten angegriffen. Und Lotte war so froh, daß sie die ewige Geste der Liebenden hatte: sie küßte ihre teure wiedergefundene Trophäe.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar traf Lotte an Mitschülerinnen einen andern Kreis als in der Schule; nur wenige waren so jung wie sie. Es gab hier sogar eine Dame im Alter der Lehrerinnen, und die waren längst nicht mehr jung. Aber Lotte fand bald, daß ihre Kameradinnen, wenn sie auch älter und deswegen respektabler aussahen als die Gänse in der Schule, deswegen doch nicht interessanter waren; einige wenige vielleicht ausgenommen, sie wollte nicht vorschnell urteilen. Und daß sie hier ebensowenig Kontakt fand wie in der Schule, lag sicher an ihr.

Das Lehrpersonal war ausschließlich weiblich, unverheiratet und älteren Jahrgangs. Du meine Güte –!

Im Jugendpflegekurs hatte Lotte sich an freies Diskutieren gewöhnt, und so war es kein Wunder, daß sie im letzten Jahr in der Schule angefangen hatte, den Lehrkräften ungemütlich zu werden. Ein paarmal war sie gerügt worden, weil sie in ihren Aufsätzen Meinungen geäußert hatte (von denen sie zum Teil wußte, beschämt, daß es fremde, nicht assimilierte Gedanken waren), "die einem jungen Mädchen nicht anstanden".

Ach diese fette Alte, die rot wie ein Puter anlief, wenn sie das sagte! Lotte konnte sie nicht ausstehen. Wie spitzig sie ironisiert hatte: "Ich denke, Sie schwärmen so für die Natur, nach ihren Aufsätzen sieht es jedenfalls so aus, und sie machen doch auch so viele Wanderungen – und dabei wissen Sie nicht, wieviele Staubgefäße eine Glockenblume hat!" – Und einmal, bei einem Klassenausflug nach Friedrichsruh, ging man gerade am Parktor von Bismarcks Besitzung vorbei, als eine Dame heraustrat. Die Lehrerin diener-te, knickste, legte sich fast platt auf den Boden vor Ehrfurcht, und dabei war sie doch bedeutend älter als die andere! Wie lächerlich die rosa Röschen auf ihrem schwarzen Hut

dabei gedienert und gewippt hatten! Lotte war außer sich und wie in ihrem eigenen Stolz beleidigt: nun ja, die ist eine Bismarck! Was ist sie deswegen schon, daß dies würdelose alte Weib uns ihren fetten Popo herausstreckt in ihren übertriebenen Dienerchen? Sind wir weniger wert als irgendeine langweilige Nachkommin von Bismarck? Er, Bismarck – gewiß, das war ein großer Mann; aber auch vor ihm würde Lotte nicht so dienen und knicksen. Man konnte sich gerade in gegenseitiger Hochachtung kollegial die Hand schütteln.

Jetzt, im Seminar, erhob Lotte die Opposition zum Prinzip. Ein klein wenig war es schon so, daß je abfälliger die Lehrerin über eine Idee urteilte, sie für Lotte umso anziehender wurde. Sie stritt auf Leben und Tod – nicht bedingungslos für Jean Jacques Rousseau, auch an ihm fand sie manches auszusetzen, aber ganz unbedingt für seine Idee der natürlichen Strafe, seine Verherrlichung der Natur. Und von den Ideen der Montessori, die der Vollständigkeit halber, aber mit größter Reserviertheit vorgetragen wurden, war sie völlig hingerissen. Dagegen die albernsten, kitzligen Zeichnungen von diesem spießigen Fröbel! Da sollten nun kleine Kinder aus jedem verschrumpelten Blümchen, das in dem Wirrwarr der Zeichnung kaum zu entdecken war, eine Allegorie herauslesen! Und jede Bewegung war vorgeschrieben bei ihm, immer wollte er den Kindern seinen Standpunkt aufzwingen, statt ihre Fähigkeiten frei zu entwickeln, damit sie zu einem eigenen kommen konnten.

Lotte machte den ältlichen Lehrerinnen, die – zumeist vor langer Zeit – brav und von Zweifeln unangefochten ihr Pensum gelernt hatten und es nun jahrein, jahraus unschuldsvoll weitergaben, das Leben hart und bitter. „Freier Meinungs Austausch“ stand als Prinzip auf dem Lehrplan, er sollte sogar angeregt werden; das konnte den jungen Mädchen nur förderlich sein. Aber eine zersetzende Kritik an allem – ! Und leider hielt diese Schülerin sich immer genau an den Gegenstand, da konnte man das selbstbewußte junge Ding nicht einmal zurechtweisen. Die verlegenen Augen der Lehrerin suchten manchmal ängstlich die Reihen der Schülerinnen ab: die meisten saßen friedlich da, schienen kein großes Interesse an der Diskussion zu finden, die ihre Kameradin so leidenschaftlich und zungengewandt führte; andere sahen indigniert zu ihr hin. Selten schien eine Spaß daran zu finden. Und einige gab es, Ältere, die gelegentlich besonnen der Lehrerin zur Hilfe kamen. Dann wandte Lotte sich, funkelnd vor Kampfeslust, zu ihnen hin. Und nie gab sie sich geschlagen. Höchstens erkannte sie an, achselzuckend: „Tja, das ist eben *Ihre* Meinung – aber sie ist falsch, es tut mir herzlich leid; sie ist – verheerend!“ Und man sah ihr an, daß sie ernsthaft bekümmert war bei dem Gedanken: dem Einfluß solcher Meinungen sollten wehrlose kleine Kinder ausgesetzt werden!

Das junge Mädchen, das zufällig neben Lotte saß, wohnte zufällig nicht weit von ihr. Aus diesen beiden Gründen kamen sie sich näher. Luise war ein weiches, in sich gefaltetes Geschöpf, mit etwas verwaschenen Zügen und einem kränklichen, sommersprossigen Teint, aber mit herrlichen dunklen Augen und prächtigen Zöpfen. Ihre Mutter war eine geschiedene Frau; das war die Tragödie, in deren Schatten die beiden zagen Frauen seit vielen Jahren lebten. Als Luise dies der Freundin einmal „gestand“ und Lotte spontan sagte: „Dann muß dein Vater aber ein rechter Grobian gewesen sein,“ da sah das arme Ding sie mit dankerfüllten Augen an: sie hatte sich doch in der Freundin nicht getäuscht!

Die beiden jungen Mädchen verstanden sich gut, obwohl sie im Wesen so verschieden waren. Lotte hörte hingerissen zu, wenn Luise Grieg, Chopin, Schubert spielte; sie wiederum wußte die Freundin für „ihre“ Maler Fidus, Fahrenkrog, Klinger zu begeistern, für

Tagore, Fleischlen und Jungnickel, über die ihr nichts zu gehen schien. (Außer für Tagore, den sie in langen Abständen immer wieder fand, dauerte es allerdings nicht lange.)

Lotte hatte angefangen, mit dem ruhigsten Gewissen ihr Rechnungsbüchlein zu fälschen, in das sie die Ausgaben für Lehrbücher und Schulmaterial eintrug. Sie wußte, daß es von ihrer Erbschaft bezahlt wurde und daß die Mutter kaum die Notwendigkeit einsehen würde, soviel für Kunstpostkarten und Inselbücher auszugeben; sie aber brauchte es – fertig. In kurzer Zeit hatte sie die Wände ihres Zimmers reichlich mit Reproduktionen ihrer Künstler geschmückt; eine große “Iphigenie auf Tauris” fehlte natürlich nicht. Zu Weihnachten, auf ihren Wunsch, hatte die Mutter ihr gar eine ganz große Wiedergabe vom “Lichtgebet” geschenkt. Auf letzter Felsenkuppe eine steil gestreckte Jünglingsgestalt, die Arme ekstatisch gebreitet vor dem unendlichen Leuchten der Höhe. Mit welcher Andacht hatte sie es an die Wand gehängt! Ihr Stübchen kam ihr ganz geheiligt vor.

Die gute Luise war oft ernsthaft erschüttert, wenn die Freundin so respektlos gegen die Meinungen der Lehrerinnen und die Wahrheiten der Lehrbücher stritt. Aber ihr stand Schlimmeres bevor.

Lotte begnügte sich nicht mehr, Menschen und Menschenwerk zu kritisieren. Sie begann mit Gott zu hadern, an ihm zu zweifeln.

Mit ihren siebzehn Jahren hatte sie noch kaum etwas gesehen und erlebt, das sie hätte revoltieren können gegen den gütigen Vater im Himmel, dessen allmächtige Gegenwart zu ihrem Leben gehört hatte wie das schützende Zuhause, so weit sie zurückdenken konnte. Aber da so vieles, das die Erwachsenen sie lehrten, vor ihrem kritischen Urteil nicht bestanden hatte – da griff sie, kühn und bebend zugleich, das an, was diesen Lehren nach die Grundfeste der Welt war. Sicher hatte auch das Beispiel großer Gestalten in der Literatur, die um der Wahrheit willen den Gottesbegriff verneinen, einen Anstoß gegeben. Unbewußt lag wohl auch in ihrer Revolte das hochmütige Bedürfnis: nur sich selbst verantwortlich sein, nur aus eigener Kraft bestehen.

Ach, aber ihr inniger, fragloser Kinderglaube war so tief in ihrem Herzen verwurzelt, daß sie sich selbst unerträglich zerriß, wenn sie das dunkle, warme Erdreich um diese Wurzeln herum aufgrub, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Wochen hindurch stand sie in einem leidenschaftlichen, verzweifelten Kampf. Und als ihr nichts mehr blieb als die Erkenntnis “Gott ist nicht” – da war sie nicht weniger unglücklich, als wenn ihr der Vater gestorben wäre. ^[17] Aber da half nichts – die Wahrheit konnte man nicht verschmieren und verpfastern.

Bei diesem erbitterten und verbissenen Ringen mit Gott war Luise, das friedevoll fromme Kind, häufig ein stummer Zeuge. Angstvoll sagte sie einmal: “Aber bedenkst du denn nicht, daß du mich auch in meinem Glauben wankend machen kannst?” Da sah Lotte sie mit zornigen und leidvollen Kämpferaugen an: “Ja, denkst du denn, mir macht das Spaß? Aber ich muß doch da durchkommen, so oder so! Und vielleicht tu ich es für dich mit!”

Und riß und zerrte weiter, ohne Mitleid mit sich und andern, an dem warmen Tuch, das ihre Kindheit so hutvoll umhüllt hatte.

¹⁷Im Original teilweise gestrichen: “Und als sie am Ende dieses unaufhaltsamen wochenlangen Monologs dekretierte: ‘Gott ist nicht’ – da war sie nicht weniger unglücklich, als wenn ihr der Vater gestorben wäre.”

Kapitel 5

Anna Babendeerde, in diesen Jahren, wunderte sich über den häufigen schroffen Wechsel in der Stimmung ihrer Tochter. Stimmung – ? Man hätte meinen können, daß sie von einem Tag auf den andern gänzlich den Charakter wechselte. Tagelang ging sie in sich gekehrt, mit verfinstertem Gesicht herum, so absorbiert in Gedanken, daß es nicht verwunderlich gewesen wäre, wenn sie bei Tisch aus Versehen das Salzfaß aufgegessen und es nicht mal gemerkt hätte. Und plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, schlug sie völlig um; war von brausender Lebendigkeit, sang mit so starker Stimme und so unermüdlich, daß die Mutter schließlich für die Nerven der Nachbarn um Nachsicht bat, und hielt ihr endlose krieglerische Brandreden gegen die Stupidität und Verlogenheit der bürgerlichen Konventionen, sodaß der Mutter oftmals der Kopf brummte. Nun ja, in manchem mußte Anna Babendeerde der Tochter recht geben, aber diese Dinge waren nun einmal anerkannt und im Schwange, “und sie tun doch keinem Menschen Böses, und wir werden sicher nichts daran ändern.”

Oh, das war aber nicht Lottes Meinung ! “Jeder blöde Usus tut jedem Menschen Böses, weil er ihn in einer Blödheit festhält. Und wenn einer, der die Blödheit erkannt hat, nicht damit Schluß macht – wer soll es denn dann tun ?” Und die kleinen Dinge schienen ihr so wichtig wie die großen. So war sie durch alle Vorstellungen der Mutter – “Aber du wirst doch den Menschen beleidigen !” – nicht dazu zu bringen, “Hochwohlgeboren” auf ihre Briefe zu setzen – solch hirnverbrannte servile Albernheit ! Warum nicht gleich “Höchstbestgeborenst” – ? “Hochachtungsvoll” darunterzuschreiben, war auch zumeist eine Heuchelei, wie sie der Mutter an deren eigener Korrespondenz klipp und klar bewies. Und wie das den Sinn der Worte entwertete ! Wenn Lotte nun tatsächlich voll Hochachtung war gegen jemanden – wie sollte sie es ihm dann ausdrücken, da er das dafür angebrachte Wort für eine leere Formel nahm ?

Aber es blieb ja nicht dabei. Es hatte nicht lange gedauert, da hatte die Mutter auf ihre verwunderte Frage, ob denn Lotte gar nicht mehr zur Kirche gehen wolle, die kurze Antwort erhalten : “Ich glaube nicht mehr an Gott.” Und hier wollte die Tochter sich offenbar auf keine Diskussionen einlassen.

Das war ein großer Kummer für Anna Babendeerde. Sie und ihr Mann hatten sich im Lauf der Jahre der Idee des Monismus genähert, das machte sie wohl duldsam für alle religiösen Zweifel. Aber eine so radikale Verneinung ! Ein Mensch, der nicht alles vertrauensvoll in Gottes Hände legen konnte, schien ihr ein unglückliches und verlorenes Wesen. Und Lotte schien ihr noch viel zu jung für eine so schwerwiegende Entscheidung. Sie hoffte nur, daß sie wie in all ihren Extremen auch hier bald vom Leben eines Besseren

belehrt werde. Sie wollte sie sicher zu nichts zwingen, das hätte die Sache nur schlimmer gemacht.

Wie weit sie ging in ihren Extremen – Lotte hütete sich klüglich, es ihrer Mutter schon jetzt mitzuteilen.

Freiheit wollte sie. Unbedingte Freiheit von aller Autorität, die einer Untersuchung nicht standhielt. Methodisch nahm sie alle Tabus, den ganzen bürgerlichen Sittenkodex vor das Tribunal ihres kritischen Geistes. Nicht vieles bestand da, und das auch zumeist mit beträchtlichen Abstrichen. Nach diesen fremden, albernen Präzepten leben – das hieße ja, *dafür* leben, ihr eigenes Wesen verbiegen und beschneiden, weil “die Leute” in ihrer Hirnlosigkeit und Feigheit es so bestimmt hatten. Ich will *mich* leben. Nein, mehr: ich *muß* mich leben. Feiges Verkneifen und Verdrängen ist Verbrechen, Unwahrhaftigkeit.

Warum war sie ihren Eltern Gehorsam schuldig? Wie konnten sie sie leiten, die sich kritiklos von eben den Vorurteilen leiten ließen, die sie selbst verwarf?

Die Familie – war sie etwas anderes als Zwang und Hemmung für die Entfaltung eines jungen Menschen? Eine wahre Schule der Lüge und des Versteckens – oder der Revolte für die, die nicht wie dressierte Hunde kuschen wollten.

Und die Ehe – welch jammervolle Karikatur der Liebe, die sie sanktionieren sollte! Nie würde sie sich so wehrlos ausliefern, es riskieren, von dem Mann angeschrien zu werden. Etwa zurückschreien? Wie ekelhaft häßlich! Gar nicht erst eine so barbarische Bindung eingehen, die nichts ist als eine tötende Fessel. Warum moralische Herzkrämpfe, weil man liebt, ohne eine legale Erlaubnis dafür eingeholt zu haben? *Das* ist unsittlich und schamlos, die persönlichste Angelegenheit zu einer öffentlichen zu machen.

Oh nein – wenn die Liebe zu ihr kam, dann wollte sie sich ihr frei und schrankenlos hingeben. Und nie einwilligen, daß sie durch den platten Alltag einer Ehe mit seinem Sichgehenlassen herabgewürdigt werde.

Die Vaterlandsliebe fiel fast unbemerkt von ihr ab, wie ein fremdes, zu eng gewordenes Kleid. Eine schönere, größere Liebe war in ihr gewachsen: zu allem, was schwach ist und leidet und der Hilfe bedarf.

Mit welcher Selbstsicherheit und Überlegenheit dies siebzehnjährige Kind über Menschen und soziale Verhältnisse urteilte, das noch ganz in der Hut des elterlichen Hauses lebte! Es war wohl vor allem die Lektüre – Ibsen, Hauptmann zum Beispiel, Nietzsche vor allem – die ihrem kritischen, aufrührerischen Geist Nahrung gab und sie scharfhörig machte für die Unzulänglichkeiten und die Häßlichkeiten der Menschen und die Ungerechtigkeit der von ihnen geschaffenen Welt. Und jede Erkenntnis und jede Erfahrung war ein Schmerz für ihre enthusiastische junge Seele, die noch ungepanzert und nackt und weich war wie ein eben ausgeschlüpftes Krebschen. Es war wie eine nicht endenwollende Agonie ihres Gottglaubens, zu erkennen: die Menschen sind stupid, feige, verlogen, lieblos.

Nicht so sein wie diese. Nur und immer das tun, was sie selbst als richtig und wahr erkannt hat, und wenn die ganze Welt dagegen steht. Nur vor sich selbst und der eigenen Erkenntnis verantwortlich sein. Aber: verantwortlich sein ohne Abstriche. Mit welchem naivem Ernst sie für sich den “Aufstieg zum Licht” neu entdeckte! Heraus aus den Niederungen der mauscheligen Kompromisse, die sie um sich sah; heraus aus dem Gebrüdel der Schwächen und Bedingtheiten, die sie in sich selbst erkannte.

Ja, aber da begann eben das Schlimmste: wie oft lautete das Urteil über sich selbst nicht anders: feige, unwahr, lieblos, schwach. Daß sie sich nicht stupid nennen konnte, erhöhte ihre Verantwortung – und sie erfüllte sie schlecht.

Daß sie doch mit ihrem wilden Trotzkopf nicht fertigwerden konnte! Wie grausam

sie die Mutter quälte, gerade wenn sie ein liebevolles Wesen am meisten gebraucht hätte. Es war noch ein Glück, daß die Mutter mit den Jahren seltener bettlägerig wurde; aber während dieser Tage war die unglückliche Routine von Verfinsterung und Muckschen nicht zu brechen.

Und dieses Dilemma: aus Mitleid – aus Liebe also – unaufrichtig sein. Wie lahm und fragwürdig hatte sie Herbert auf seinen Brief geantwortet, statt ihm in klaren, einfachen Worten zu sagen, daß sie seine Liebe nicht erwiderte. Und eine Zeitlang fragte sie sich angstvoll, ob diese Lüge sie nicht unwürdig gemacht habe, dem Licht zuzustreben.

Es scheint, daß andere junge Menschen das Problem "Freier Wille – Gebundenheit an die eigenen Bedingtheiten" ganz sachlich behandeln, wenn sie beginnen, mit sich selbst Bekanntschaft zu machen. Für Lotte war es eine Quelle unablässiger Revolte, wenn sie in sich so vieles entdeckte, mit dem nicht so einfach fertigzuwerden war.

Und all diese ewig unlösbaren Fragen, mit denen ihr kühner junger Geist sich verbissen herumschlug: Wer bin ich? Wozu bin ich da? Was ist das Leben, was ist der Tod? Der Sinn, der in dem allen liegt?

Sie las über diese Fragen, was ihr in die Hand fiel, wahllos, da sie ohne Anleitung war. Die großen Denker der abendländischen Kultur fand sie nicht. Nietzsches großartig instrumentierte Vision bedeutete ihr lange Zeit das Buch der Bücher. Von mancher Eintags-Philosophie fühlte sie sich zeitweilig angezogen. Aber immer unbefriedigt bohrte sie sich wieder mit ihrem eigenen Kopf hinein in die dunklen Hintergründe der Erscheinungen. Und da kannte sie oft die namenlose Schwermut dieses Alters, wenn es, kaum den stolzen Geistesflug begonnen, der Begrenztheit menschlicher Erkenntnis innewird.

Freilich, sie war intelligent genug, um zu sehen, daß sie mit ihrem Streben zum Unbedingten den Durchschnitt der Menschen überragte. Das gab bald ihrem natürlichen Hochmut ein solides Fundament. Doch wußte sie immer: das war relativ. "Die andern" waren kein Maßstab für sie. Charlotte Babendeerde maß sich nur am Absoluten. Und da sah sie immer wieder in ohnmächtigem Zorn, wie klein und unzureichend sie war.

Ihre Jugend schuf sich selbst den Ausgleich zu ihren Grübeleien. Wie wenig brauchte es, um glücklich zu sein bis in ihre Herzwurzeln hinein! Die sanfte Hand des Sommerwindes über einer blühenden Wiese; eine Wanderung in Sturm und Regen, von der man abgekämpft und wie innerlich gereinigt zurückkam; die schweigende Andacht verschneiten Waldes; das erste Schneeglöckchen, das sich halbverfroren aus feuchtem Mudd und mulmigen Blätterschichten hob. Ein Konzert – diese Macht, die einen über sich selbst und die Welt hinwegträgt und die Seele knetet in atemloser Verzauberung – . Und manchmal ganz einfach das überschäumende Glück, dazusein, sich leben zu fühlen, den geheimnisvollen, ungestümen, dem Unbekannten entgegendrängenden Lebensüberschwang zu empfinden.

"Sie leben viel zu sehr mit Ihren Nerven," sagte ein paar Jahre später Dr. Warlies zu ihr, der sie seit ihrer Kindheit behandelt hatte. Ja, ihr Nervenverbrauch war sicher immer unverhältnismäßig. Aber welch einen Reichtum an erschütternden Glücksmomenten gab ihr diese unrationelle Art zu leben, die ein vernünftig angelegter Mensch ebensowenig gekannt hätte wie die Augenblicke inbrünstiger Verzweiflung.

Kein Wunder, daß sie einsam war. Und das war Schmerz und Stolz zugleich. Luise – ja, so wesensfremd die beiden Mädchen einander waren, so war es doch Lottes zwingender Kraft nicht schwer, die stille Seele der Freundin für eine Weile mitzureißen. Einmal formulierte sie ihre Verschiedenheit in einem Märchen von dem tiefen, stillen Weiher und dem Sturmwind. Der stille Weiher, der den blauen Himmel widerspiegelt, das war ihr die ruhende, gottssichere Seele der Freundin; der Sturmwind, der darüber hinbraust und ihn

aufwühlt, der auf seinem Weg zu einem fernen, unbekannten Ziel Morsches niederreißt und manchmal in seinem ungestümen Toben auch Unheil anrichtet, und der manchmal auch müde wird und ausruhen möchte und doch sich weiterkämpfen muß: das war das Bild ihres eigenen Wesens.

“Glückliche Kindheit!” hatte sie schon oft gespottet. Nichts konnte sie mehr ärgern als so platte Sammelbegriffe. Sie hätte wissen mögen, welches Kind sich wirklich so sehr und permanent glücklich fühlte. Und das Klischee “frohe Jugend” war nicht mehr wert: so vergnüglich fand sie diesen Zustand wirklich nicht. Ein Reichtum war es, ja – an Erleben und Erkenntnissen, an Stürmen und Kämpfen und wirren Leiden, ein Sichverrennen und Sichdurchbeißen, und auch ein Rausch von Lebensdrang – aber “froh” – ! Oh, sie war auch froh, liebte zu lachen und konnte sich freuen über ein Nichts, ganz wie die Jugend um sie herum. Eben, sie war nicht absolut Ausnahme, und deswegen durchaus qualifiziert, den Begriff “froh” als inhärent zu “Jugend” energisch zu beanstanden.

Und eines Tages geschah es, daß sie Gleichgeartete fand. Ihre Gruppenleiterin Lydia hatte eine ältere Schwester, die sich in der letzten Zeit gern mit Lotte unterhielt; die nahm sie in diesem Herbst mit zu einem Abend der Freideutschen Jugend.

Es war ein großer, nackter Büroraum im obersten Stock eines modernen Geschäftshauses. Junge Männer, junge Mädchen standen in Gruppen, lehnten an der Wand, saßen auf den wenigen Hockern oder auf einem langen Tisch. Aller Aufmerksamkeit war auf einen der ihnen gerichtet, der nahe einer Schmalwand stand und sprach, mit wenigen ruhigen Gesten. Im Halbkreis vor ihm saßen einige junge Leute auf dem Boden, mit untergeschlagenen Beinen.

Der Sprecher mochte Ende der Zwanziger sein; er schien es gewohnt zu sein, frei zu sprechen. Wahrscheinlich ein Lehrer, sein Thema war die Freiheit in der Erziehung. Ah – so war Lotte doch kein bunter Hund, es gab noch andere, die diese Meinung vertraten! Und der hatte schon gründlich darüber nachgedacht; er stellte ein geschlossenes, wunderbar konsequentes Gedankenbild hin.

“Das ist Max Tepp, einer der Besten unter uns,” flüsterte Emmy ihr zu, als der Sprecher geendet hatte. “Der und noch so einige, die sind imstande, ihre Gedanken in die Tat umzusetzen!”

Eine Weile war ein nachdenkliches Schweigen, hier und da unterbrochen von halblautem, zögernden Gespräch; dann begann die Diskussion. Einige sprachen ruhig, besonnen; andere unbeholfen, manche leidenschaftlich erregt. Allen wurde die gleiche ernsthafte Aufmerksamkeit zuteil, und am meisten jenen, schien es Lotte, die sich nicht gut auszudrücken verstanden.

Es waren nur wenige Mädchen da, die Mehrzahl waren junge Männer, die meisten nicht einmal ganz jung, die schon im Beruf standen; einige hatten den grauen Rock an. Die meisten hatten dem Wandervogel (dem “authentischen”) angehört, manche waren an seiner Gründung beteiligt gewesen und hatten dann nach Jahren die Freideutsche Jugend, diese Älteren-Organisation des Wandervogels, ins Leben gerufen. Diese Menschen waren alle schon über die Periode des ersten ungestümen, unklaren Suchens hinaus; aber die freie, aufrechte Haltung, die sie sich bewahrt hatten, schien Lotte ein schöneres Vorbild als das, was man ihr in der Familie, in Schule und Seminar anpries.

Sie war beglückt, erfüllt. Das war es, was sie gesucht hatte! Jetzt kam es ihr vor, als sei der ganze “von oben her”, von “Alten” geleitete Jungmädchenverein der Pfadfinderinnen ein Irrtum für sie gewesen. Undankbar vergaß sie, daß sie da ein gut Stück ihrer

Entwicklung durchgemacht hatte; dennoch, die meisten dieser Mädchen waren ihr immer fremd geblieben. Im Grunde waren sie genauso piepgängig wie ihre Mitschülerinnen. (Ihre kleine Freundin war vor langem mit ihren Eltern in eine andere Stadt gezogen.)

Hier aber wurde nicht gesungen, geklimpert und ein allen nebelhaftes Ideal sentimental angeschwärmt. Hier wurde die geistige Not des Volkes und des einzelnen, die Geschehnisse der Welt, die Aufgabe des Menschengeschlechts, der Sinn des Lebens diskutiert.

Hier war Lotte zu Hause. Ohne Frage nach dem Woher und Wieso wurde sie als eine der Ihren angenommen, und sie fühlte sich als eine der Ihren. Sie schwatzte nicht sofort mit, aber wenn sie gelegentlich etwas sagte, wurde es ebenso ernst und aufmerksam angehört wie die Worte der Männer, die ihr, der Siebzehnjährigen, zum Teil schon kaum noch "junge Männer" schienen. Trotz eines Gefühls selbstverständlicher Ebenbürtigkeit spürte sie doch einen gewissen Respekt vor ihren Älteren hier, die sie ganz als Gleiche behandelten; vor anderthalb Jahren, im Jugendpflege-Kursus, hatte sie mit ihrer Kritik sich den "Bärten" häufig überlegen gefühlt und sich gefreut, sich mit so einem Herrn Doktor aus der Generation ihres Vaters herumschlagen zu können.

Sie ließ keinen Diskussionsabend vorübergehen und brach immer erst mit den letzten auf. Und das war immer sehr spät. Manchmal war es auch dann noch nicht möglich, sich von einem zu trennen, mit dem man sich "verhakt" hatte, und man machte den langen Heimweg zu Fuß, in erhitzten Gesprächen.

Der Mutter sagte sie, daß sie aus dem Pfadfinderinnen-Bund austrete. Sie war sogar so in Feuer, daß sie ihr von ihrem neuen Leben vorschwärmt. Die arme Frau verstand nicht ein Wort: Jugendbewegung, Jugendpflege – die Jugend, die sich aus eigenem Elan bewegt und die Welt in Bewegung setzen will – die Jugend, die von oben her bewegt wird, die gepflegt wird...

Sie verstand vor allem nur eins: es waren junge Männer dabei! Und es war da keine Aufsicht, keine Leitung. Ja, sie verstand auch das aus den begeisterten Worten der Tochter, daß es sich da offenbar um ernsthafte Beschäftigung mit geistigen Problemen handelte. Es hatte fast den Anschein, als wenn man sich da nicht um das Geschlecht des Gesprächspartners kümmerte. Aber, um Gotteswillen, das ging gut, solange es gutging, und dann... Und selbst, wenn nichts passierte – was würden die Leute sagen!

Sie untersagte der Tochter kategorisch, mit ungewohnt harter Energie, später als neun Uhr nach Hause zu kommen.

Lotte war eisern und eisig entschlossen, sich in ihrer geistigen Entfaltung nicht hemmen zu lassen.

"Wenn du später als neun Uhr kommst, lasse ich dich nicht herein!"

"Dann bleibe ich draußen."

Und die Mutter spürte, daß es dem Mädchen ernst war.

Es war nach Mitternacht, als sie nach Hause kam.

Schweigend, blaß hatte die Mutter sie eingelassen, die Tür zum Wohnzimmer vor ihr geöffnet und hinter ihr geschlossen, und war in die Küche gegangen. Lotte ging auf und ab. Jetzt galt es einen erbitterten Kampf. Und sie war bereit zum Äußersten.

Da kam die Mutter herein mit seltsamen, hastigen und doch wie von Schwäche gelähmten Bewegungen; wie bei einer Maschine, deren Räder noch weiterlaufen, nachdem der Treibriemen abgesprungen ist. Ein leises Mitleid flog Lotte an vor diesem tödlich blassen, gramgefurchten Gesicht.

Dann sah sie den Ausklopfer in der Hand der Mutter.

Für einen Moment war sie starr: mein Gott, das selten gebrauchte Strafinstrument ihrer Kindheit! Aber dann brauste überwältigend die Revolte in ihr auf, überschäumte sie ganz – mit einem Rest von Besinnung warf sie sich zurück und stieß den schweren Tisch zwischen sich und die Mutter.

“Rühr mich nicht an, du, sonst – ” mit einer fremden, harschen Stimme.

Über den Tisch gebeugt, mit schlohweißem Gesicht starrte sie der Mutter in die Augen. Langsam zerfielen die Züge vor ihr, wurden wie Asche. Dann fiel der Ausklopfer zu Boden. Unbeholfen drehte die Mutter sich um. Langsam und ganz gebeugt ging sie hinaus.

Lotte stand da und starrte auf das lächerliche Ding, das sie hatte züchtigen sollen.

Sie fühlte sich wie zerbrechen. Sie hätte die Mutter geschlagen – . Sie hätte die Mutter geschlagen. Das Entsetzen lähmte sie. Und die Mutter hatte es verstanden.

Aber sie wußte mit ebenso unerbittlicher Klarheit: sollte es wieder so geschehen, so würde sie wieder ebenso handeln *müssen*.

Es war ein Sonntag.

Es klingelte. Vor der Tür stand ein distinguerter Herr: ob er Frau Babendeerde sprechen könne.

Die Mutter trat ein, sie erkannte den Herrn und erschrak: es war der Chef ihres Sohnes.

“Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?”

Als die Mutter lange Zeit später herauskam, hatte sie rotgeweinte Augen. “Ist Hans nicht da?”

“Nein, er ist weggegangen, gerade nachdem der Besuch kam.”

Mit schleppenden Füßen ging sie zurück. Der Herr pfiff durch die Zähne.

“Nun, vielleicht ist es besser, Sie nehmen sich den jungen Sünder allein vor. Ich hätte nur gern herausbekommen mögen, ob es sich wirklich so verhält, wie der andere Lehrling behauptet: daß Hans es ist, der den anderen zu den Veruntreuungen verführt hat. So oder so – ich kann keinen von beiden im Geschäft behalten. – Nein, bitte, verstehen Sie mich recht.” Er streckte beschwörend die Hand aus, als Anna Babendeerde eine verzweifelte Geste machte. “Glauben sie mir, ich verstehe Sie. Deswegen bin ich ja auch – ich hätte Sie ja auch ebensogut in mein Kontor bitten können, aber ich dachte mir... ich wollte nicht, daß Sie nachher, mit Ihrem Kummer, auf der Straße...” fuhr er fast scheu fort. – “Ja, die Empfehlung Ihres Herrn Bruders ist mir natürlich sehr wertvoll. Und ich bitte Sie auch, diese Verfehlung Ihres Jungen nicht zu tragisch zu nehmen. Es sind manchmal noch die prächtigsten Männer daraus geworden, wenn sie sich einmal die Nase angestoßen haben. Und ich verspreche Ihnen, daß ich den Jungen aufs wärmste einem anderen Bankhaus empfehlen werde. Natürlich kann ich nicht verschweigen, was er... Aber der Herr hat ein gewisses pädagogisches Talent, das mir leider abgeht. Gerade aus seiner Praxis weiß ich, daß er schon so einen Lümmel wieder auf den rechten Weg gebracht hat.”

Und durch die Tränen sah die arme Frau ihn dankbar und mit einem ganz leisen Hoffnungsschimmer an.

Zum Abendessen kam Hans zurück. Die Mutter schloß sich mit ihm ein, und es gab lautes Weinen, Beschwörungen und Schwüre, und Weinen ohne Ende.

Sein Chef hielt Wort; nach kurzer Zeit kam der Bescheid von seinem Freund, die Mutter möge sich mit dem Jungen zu einer Besprechung einfinden. Er wurde versuchsweise

angenommen.

Eines Tages, im Seminar, war ein Mädchen zu Lotte gekommen, das sie bis jetzt noch kaum beachtet hatte. "Ich soll Sie von meinem Bruder grüßen."

Sie sah das rotbäckige Kind mit den naiven Augen erstaunt an und fragte zurückhaltend: "Ihrem Bruder?"

"Ja, ich habe ihm geschrieben . . ." – ein Kichern – ". . . wie Sie sich hier immer mit allen rumzanken. Und da hat er mir geschrieben, Sie müßten eine interessante Persönlichkeit sein, und ich sollte ihm mehr von Ihnen erzählen, und Sie respektvoll von ihm grüßen."

Ah – so! Nun fing Lotte auch an, sich zu interessieren. Sie konnte ein belustigtes Lächeln nicht verbergen: der Bruder hatte sicher nicht gewollt, daß die naive Kleine dies alles ausplaudert. Aber die verstand das Lächeln falsch und geriet in Feuer. "Mein Bruder ist fabelhaft! Er studiert Medizin, schon im vierten Semester, und ist erst dreiundzwanzig Jahre alt; und dabei ist er natürlich schon lange Soldat, jetzt ist er in der Türkei. Wie klug der ist – da haben Sie keinen Begriff!"

Nun begann ein lebhafter Briefwechsel mit dem fabelhaften Bruder. Die kleine Schwester hatte nicht übertrieben: Lotte erkannte den verwandten Geist, das gleiche Suchen nach neuen Horizonten, das gleiche Fragen nach dem Sinn des Lebens. Und das gleiche Schwärmen, das sich für die Schönheit eines funkelnden Regentropfens begeistern konnte und in ihm ein Gleichnis des Lebens sehen.

Bald brachte die Feldpost ihr jeden zweiten Tag eine lange Epistel, und ebenso schwerwiegende Briefpäckchen sandte sie. Sie war glücklich. Sie lebte in diesen Briefen. Sie teilten sich alle Gedanken mit, bis zu den flüchtigsten Stimmungen. Was sie erlebte, gewann doppelten Wert für sie in dem Gedanken, daß sie es Helwig mitteilen würde, und gelangte häufig, während sie es für ihn niederschrieb, in ihr zu größerer Klarheit. Die Stimmungen nahmen sogar einen großen Platz ein in ihrem Briefwechsel. Die blutige Brutalität des Frontlebens blieb ihm erspart dort unten im Orient, und so gab es keine Kluft zwischen ihrer und seiner Erlebniswelt.

Eines Tages schickte er ihr, auf schmalen Notizbuch-Zettelchen, den Entwurf zu einem mystischen Bühnenspiel, in schweren, faustischen Versen, mit fantastischen Szenen voll allegorischer Gestalten. Lotte verzog den Mund: Wie konnte man bloß – Faust! Es war noch nicht lange her, da hatte sie sich an den Faust gesetzt; alle Leute sagten, das sei das Höchste und das Tiefste, das überhaupt existiere. Sie ackerte sich hindurch, weil sie sichs vorgenommen hatte und weil sie nicht vorschnell nach einer Kostprobe urteilen wollte. Aber dann legte sie es beiseite und zuckte die Achseln; mehr noch über die begeisterten Leser als über das Werk.

Nun entspann sich eine lebhafte Diskussion. Helwig gehörte zu der klassischen akademischen Jugend, die ihren Faust im Tornister hatte als die eiserne Ration des Geistes. Lotte fand, man könne tiefe Gedanken auch mit klaren, einfachen Worten ausdrücken; sind nicht die tiefsten Gedanken gerade die einfachsten und klarsten? Und wozu das ganze verwirrende Arsenal mythologischen Brimboriums?

Helwig hatte auch seine Bibel mit hinausgenommen ins Feld. Und nun mußte sie ihren Nichtglauben gegen ihn erproben.

Oftmals wanderte sie abends stundenlang durch die Straßen; so konnte man viel besser seine Gedanken verfolgen.

Sie hatte ja schon etwas an die Stelle des getöteten Gottes gesetzt: das Licht, dem alles

zustreben muß. Wie hätte sich auch leben können ohne etwas, das höher und schöner war als sie selbst und alles Menschlichkleine. Jetzt sah sie, daß diese Konzeption und Helwigs Gottesbegriff keine so unvereinbaren Gegensätze waren, und daß ihre selbstgeschaffenen Wertmaßstäbe viel Ähnlichkeit hatten mit Christi Lehre. Dennoch – für sie war es nichts als Forderung an sich selbst, sie wollte keine Zuflucht in Gottes Hand und wollte nichts dem göttlichen Ratschluß anheimstellen. Die göttliche Gnade und Vergebung – wie leicht die Leute sichs machten! Für sie gab es nur das eigene Gericht und die volle persönliche Verantwortung für alles Vergehen und auf immer. Sogar dem Erlösungsgedanken hatte sie eine eigene Version entgegenzusetzen: wir müssen für die anderen mitstreben; indem wir uns dem Licht näherkämpfen, helfen wir den andern, die schwächer und blinder sind als wir, auch zum Licht zu gelangen. – “Vermessen” nannte er es.

Nun gut – so war sie eben vermessen. ^[18] Und stolz warf sie den Kopf zurück, wie sie da einsam am nachtdunklen Kanalufer entlangwanderte.

Lotte sandte dem Freund ihr Märchen vom Weiher und vom Sturmwind, und Luise wurde in ihre Gemeinsamkeit aufgenommen, auch sie begann, mit Helwig zu korrespondieren.

Es schien Lotte selbstverständlich, daß sie selbst sechs dicke Briefe bekam, wenn die Freundin sich mit einem Bogen begnügen mußte. Wenn es umgekehrt gewesen wäre, sie hätte es nicht ertragen können. Manchmal sah sie die Freundin lange an, ganz versunken in Aufmerksamkeit: der tiefe, stille Weiher; sie wußte, welch ein Schatz an Innigkeit auf seinem Grunde ruhte. Aber all das schien nur Mütterlichkeit zu sein, und sie fragte sich, ob dies wundervolle und unscheinbare Geschöpf jemals einen Mann entflammen könne. Für Luise war der Beruf des Kinderhegens die wahre Berufung. Für sich selbst wußte Lotte, daß dies eine Wahl war, von Notwendigkeit und Möglichkeit bestimmt, und daß dieser Beruf nie ihr ganzes Wesen ausfüllen würde.

Zuweilen geschah es, daß Helwigs Briefe dieselbe Stimmung verrieten, die sie so gut kannte: die bitter schmerzliche Enttäuschung des jungen Menschen bei seinen ersten Kontakten mit den Gemeinheiten dieser Welt. Dann mochte sie zur selben Zeit noch so niedergedrückt sein von ähnlichen Gedankengängen – gleich fand sie ihre ganze stolze Spannkraft wieder: er brauchte sie, da hatte sie keine Zeit, Trübsal zu blasen. Und in einem frohen Elan setzte sie sich vor das immer bereite Papier. Aber die Worte kamen ihr arm vor, dürftig und hilflos – und “bedarf es denn der Worte? Kann ich nicht auch mit meinen Gedanken auf Dich wirken? Ja – ! Denn – ich – will! Und mit übermenschlicher Gewalt schwillt die Hoffens-Helfenskraft, strömt zu Dir, spült mit starkem Wolkenschlag hinweg die dumpfe Trauer und erfüllt Dich ganz. Ich weiß es – denn ich glaube es!”

Lotte war doch ein rechtes Fidusmädchen, und es waren in der Tat recht arme Worte, deren sie sich zu bedienen wußte; ungeheuer aber war die geballte Konzentration, mit der sie dem Freund ihre Kraft zuzusenden überzeugt war.

Der Mutter las Lotte gelegentlich Abschnitte aus Helwigs Briefen vor, die ihr dazu geeignet schienen. Auch Tante Else durfte manchmal daran teilhaben. Der Entwurf des Bühnenspiels begeisterte die beiden Frauen ungemein; dessen war Lotte sicher gewesen. Die Mutter war entzückt: das war doch mal ein ernsthafter, prächtiger junger Mann! Lotte war in gewissen Dingen noch ohne Arg, aber es kam ihr doch manchmal so vor, als hätte die Mutter die Hoffnung, eines Tages sagen zu können: ein ernsthafter, prächtiger Schwiegersohn. Und das Foto, das eines Tages ankam, eine Momentaufnahme, begeisterte

¹⁸Im Original “eben” gestrichen.

die Mutter vollends: welch ein gutes Gesicht er hatte! Lotte dagegen sah das Foto mißmutig an: genau das frische, robuste Kindergesicht der Schwester. Warum mußten die Leute meistens anders aussehen als sie waren? (Ja, sie hatte inzwischen schon diese Erfahrung gemacht.) Seine Briefe waren wirklich nicht so hausbacken. Wenn Lotte, nicht viel anders als die Mutter, im stillen eine süße und bange Hoffnung gehegt hatte, so schien ihr die jetzt ziemlich weit weg zu entschwimmen.

Aber, mein Gott, Fotos sind manchmal so trügerisch! Nach einigen der ihren konnte man sie auch für Gottweißwas halten. Nein – seine Briefe, die trogen nicht! So hielt sie sich lange in einer zitternden Spannung, die fast unerträglich wurde, als sie wußte, daß er bald auf Urlaub kommen würde.

Wenn sie nachts lange saß und für ihn ihre Gedanken niederschrieb, dann wußte sie sich ihm so innig nahe – ganz anders, als sie es vor einem Jahr erlebte mit dem Phantom “Herbert”. Ein Zusammenklang der Seelen. Und konnte etwas anderes daraus entstehen als eine ebenso beglückende Einigkeit der Sinne?

Er kam an einem kalten, stürmischen Dezemberabend.

Das Foto hatte nicht getrogen; und er hatte nicht nur ein rundes, robustes Gesicht, sondern die rauhe, wetterzerbissene Haut des jungen Soldaten, der tage- und nächtelang in offenen Viehwagen gefahren ist und auf Bahnsteigen übernachtet hat, um so rasch wie möglich nach Haus zu kommen. Und er hatte einen jämmerlichen Schnupfen, der seine Nase rot und dick machte und seine Lippen geschwollen. Hatte er Lotte zuviel zugetraut, oder seiner persönlichen Wirkung? Wahrscheinlich hatte er gar nicht darüber nachgedacht. Er war zuerst zu ihr gekommen, so wie das rauhe Kriegsleben ihn entlassen hatte, und wollte erst spät in der Nacht weiterfahren zu seinen Eltern, die oben im Holsteinischen wohnten.

Arme Lotte. Als sie ihn sah, wußte sie: Nein. Nichts. Und er roch so nach seinem Schnupfen, der Arme. Sie geißelte sich innerlich: so, weil er Schnupfen hat, und weil die grobe Uniform so ungeschickt auf ihm sitzt – !

Aber es war wohl nicht nur deswegen.

Sprechen konnte man herrlich mit ihm, und seine klaren grauen Augen waren lebendig und klug. Das war doch etwas anderes, als nur auf Papier zu Papier zu reden! Lotte hätte ihn am liebsten gar nicht wieder fortgelassen.

Sie fragte: “Und Luise?” Er wehrte ab: “Nein, nein, vielleicht ein nächstes Mal; heute bin ich nur zu dir gekommen.” In ihr sprang eine Fontäne auf: Freude, Triumph, Schuldbewußtsein.

Diesmal fand auch die Mutter es selbstverständlich (sie hatte sich lange mit Helwig unterhalten, viel zu lange, fand die ungläubige Lotte, die den Freund für sich haben wollte), daß die Tochter ihn in später Nachtstunde zum Bahnhof begleitete.

Der Zug hatte große Verspätung.

Sie gingen auf dem zugigen Bahnsteig auf und ab und bis in die windgepeitschte offene Strecke. Lotte war wie immer in ihrem offenen Lodenmantel, mit bloßen Beinen in den Sandalen; selbst ihr wurde allmählich kalt bei dem langsamen Schlendern. Aber es hätte noch ganz anders kommen müssen, damit Lotte, die gern mit ihrer Abgehärtetheit prahlte, den Mantel geschlossen hätte. Sie war sich bewußt, daß sie jetzt auch nicht gerade verlockend aussah: sie fühlte ihre Haut brennen unter dem sausenden Wind, der ihr die zerzausten Haare um das Gesicht schlug, und ihre nackten Beine waren bläulichrot. Aber trotzig dachte sie: ist egal; wenn er mich so nicht mag... Aber warum sollte er mich

mögen? “Magst” du ihn denn? Eine Schlechte bist du.

Helwig ließ den Blick nicht von ihr, und in seinen Augen war deutlich zu lesen, daß er sie mochte, und wie sehr.

Beim Abschied sagte er, und sein Gesicht zitterte plötzlich auf: “Ich will dich nicht um einen Kuß bitten, mein Schnupfen . . . ”

“Was – das wäre ja noch schöner!” rief sie tapfer, mit betont komischer Entrüstung. “Was denkst du denn von mir!” Und sie gaben sich einen feierlichen Kinderkuß auf die Wange. Er roch schrecklich nach Schnupfen.

Langsam fuhr der Zug an. Helwig beugte sich weit aus dem Fenster, und mit einem Mal war ein fordernder männlicher Ernst auf seinem Gesicht, in dem jetzt auch die Haut zwischen Nase und Mund rot entzündet war.

Sie versuchte, mit einem freundschaftlichen heiteren Lächeln seinen Ernst aufzuheben, aber sie spürte, wie der Ernst siegte und wie ihr Lächeln starr und hohl wurde.

Sie glaubte ihn kaum bei seinen Eltern angelangt, da kam ein dicker Brief: flammende Gedichte an “Meine Königin”. Sie war niedergeschmettert; eine so lastende Verantwortung hatte sie nicht erwartet. Und trotzdem tat es wohl. Oh, wie schlecht sie war.

Nun mußte sie ihm antworten, mußte ihm schreiben, daß . . . Was? Daß leider sein Schnupfen . . . ?

Sie warf den Lodenmantel über und rannte hinaus in Regen und Sturm. Er war ihr doch so von Herzen lieb. Aber nicht so, nicht so! Ihr liebster Kamerad, ihr einziger, wunderbarster Freund! Und sie wollte ihn nicht verlieren, sie konnte nicht ohne ihn bleiben. Und sie konnte ihm nicht sagen . . . Es mußte zu schrecklich sein. Und verletzend –

Am nächsten Tag kamen neue Gedichte, neue berauschte Abwandlungen des einen verzückten Themas: “Meine Königin”.

Da setzte sie sich hin und schrieb ihm ein Märchen von einem Wildvogel, der schon früh dem heimischen Nest entfliegen war und der in der Einsamkeit, die er liebte, scheu geworden war. Sie kleidete ihre Erlebnisse und ihre Entwicklung in dies Märchen ein. “ . . . Und als der andere ihn fragte, ob er ihm von Herzen lieb sei, jauchzte er: Von Herzen lieb, Kamerad! – Doch als der andere dann weiter fragte, ob er ihm wohl ein Lied – sein Lied – werde singen können, da konnte er ihm keine Antwort geben. Denn – er wußte es nicht. Wollte es nicht wissen. Denn – er wagt es nicht – ”

Ihr war elend vor sich selbst, als das geschrieben war, aber Feigheit und Schwäche waren unüberwindlich. Und konnte es nicht doch einmal sein, daß sie ihn zu lieben beginnen würde?

Darauf kam lange keine Antwort.

Er kam auch nicht auf seinem Rückweg wieder zu ihr, wie er es versprochen hatte. (Zu Luise kam er auch nicht.) Lotte wurde den quälenden Gedanken nicht los: wenn er erst auf dem Rückweg zum erstenmal zu ihr gekommen wäre, ohne Schnupfen, ausgeruht, gepflegt und in einem gutsitzenden Anzug, dann wäre vielleicht alles anders geworden. Ach, sie war gemein, daß von so etwas vielleicht ihre Liebe abhängen konnte!

Der Mutter, die sich wunderte, daß plötzlich nur noch spärliche und dünne Briefe von ihm kamen, sagte sie kurz die Wahrheit. Die Mutter seufzte, und dann schwiegen beide darüber.

Kapitel 6

Hand in Hand gingen die beiden kleinen Mädchen ganz allein zu Meister Bottich: sie sollten sich Stiefelchen anmessen lassen. Sie waren sehr stolz über diese Selbständigkeit. Unter dem Weg tauchte vor ihnen das Bild der hinreißenden neuen Mode auf, wie sie sie schon hier und da gesehen hatten: braune Stiefelchen – Schnürstiefelchen. – Ja, sie würden sagen, die Eltern wollten braune Schnürstiefelchen.

Der alte Meister, gutmütig und schnauzbärtig hinter seiner zauberhaften Wasserkugel, sagte nichts dagegen; aber diese Novität mußte ihm doch zu unerhört erschienen sein, und er hatte wohl mit der Mutter darüber konferiert: zum Schluß waren es doch wieder schwarze Knöpfstiefelchen, wie es sich gehörte.

Zwei- oder dreimal jeden Sommer wurde eine große Ausfahrt gemacht, für den ganzen Tag. Die beiden kleinen Mädchen waren in größter Aufregung, bis die geräumige Mietskutsche ankam: würden es auch Schimmel sein, damit sie zu ihren weißen Kleidern paßten?

Einmal war eine Schar bloßfüßiger Jungens dem Wagen nachgerannt, und einer hatte sich schon hinten angeklammert. Der Kutscher hatte ruhig über die Köpfe der Herrschaften hinweg die Peitsche nach hinten geschwungen, aber die Mutter hatte seine Bewegung aufgehalten und Kuchenstücke hinausgeworfen; und da balgten sie sich im Staub und vergaßen den glänzenden Wagen.

Hier sah sie Kinder, denen waren die Haare wie mit einer Tinktur von scharfem Gelb ungleichmäßig geätzt, hart und strubbelig, und die widerliche Farbe war in Streifen und Rinnsalen über das Gesicht hinuntergeronnen: die Mütter, Granatendreherinnen, hatten ihnen die Haare gewaschen. Es dauerte lange, bis die kleinen Gesichter wieder ihre natürliche Farbe hatten; und die war auch nur grau.

Zwei Brüder waren da, Zwillinge von vier Jahren, die hatte die Mutter – zwanzigjährige Granatendreherin – in ihre Kleider eingenäht, damit sie nicht auf den Gedanken kämen, sich auszuziehen. Wenn sie zur Frühschicht ging, war sie nicht da, um ihnen beim Anziehen zu helfen; und wenn sie von der Nachtschicht kam, wollte sie deswegen auch nicht extra aufstehen. Sie machte auch häufig Doppelschichten und war immer müde.

Hier im Kindergarten wurde jedes Kind einmal in der Woche gebadet; man tat, was man konnte. Dauern war eine Helferin mit dem Kampf gegen die Läuse beschäftigt. Die Aborte hatten keine Türen, und immer stand da ein junges Mädchen Wache. Aber es gab Kinder, die sich davon nicht stören ließen.

Fräulein Rasmussen, die die jungen Mädchen in die Fragen der praktischen Kindergartenarbeit einzuführen hatte, war die jüngste der Lehrerinnen, etwa fünfunddreißig Jahre alt. Güte und Festigkeit hatten dies Gesicht zu einer wunderbaren, klaren Harmonie geformt. Als Lotte sie zum ersten Mal sah, flog ihr ganzes Herz ihr entgegen. Aber dann kam eine große Enttäuschung: ihr Vortrag war so ungeschickt und stockend! Und je abschließlicher Lotte in einer Sekunde bereit gewesen war, diesen Menschen anzubeten, umso unbedachter grausam nahm sie ihn jetzt zum Ziel einer spöttischen Kritik. Sie opponierte systematisch, nur um die ungeschickte Sprecherin in Verlegenheit zu bringen, und das gelang ihr zum Erbarmen gut.

Eines Tages sprach eine ältere Mitschülerin sie an, ein sympathisches schönes Mädchen mit klugem Gesichtsausdruck (Lotte hatte manchmal gedacht, eine Freundschaft mit der müsse interessant sein), und brachte das Gespräch auf Fräulein Rasmussen. "Können Sie nicht ein bißchen milder mit ihr verfahren? Sie ist doch so ein sympathischer Mensch!"

"Sie ist sogar wunderbar schön! Aber es ist doch strafbar, wenn ein Mensch so wenig Geist hat und sich immer so in seinen Vorträgen verheddert!"

"Schön?" fragte die andere überrascht. "Das habe ich wahrhaftig noch nicht bemerkt."

Während des nächsten Vortrags von Fräulein Rasmussen sah Lotte sich ein paarmal triumphierend nach der anderen um: Na – na – ? Und die nickte ihr lächelnd zu, und während der Pause sagte sie zu ihr: "Wahrhaftig, Sie haben recht gehabt!"

Im ersten Semester machten die jungen Mädchen praktische Arbeit in bürgerlichen Kindergärten, zwei Vormittage wöchentlich. Im Herbst kam Lotte in einen Volkskindergarten in der schlimmsten Gegend von St. Pauli. Hier blieben die Kinder den ganzen Tag, und die jungen Mädchen machten vormittags oder nachmittags Dienst. Lotte war froh: jetzt fing doch die wahre soziale Arbeit an!

Fräulein Rasmussen leitete diesen Kindergarten. Sie hatte auf bewundernswerte Weise die ungeeigneten Räumlichkeiten – ein riesiger Saal, ein anderer übergroßer runder Raum und ein kleines Zimmer – den Bedürfnissen ihrer schwierigen Arbeit anzupassen gewußt. Es waren hier mehr als hundert Kinder; verlotterte, verwilderte, verbockte, verprügelte Wesen von drei bis sechs Jahren, einige idiotisch unentwickelt, manche über ihr Alter hinaus gerissen oder lasterhaft. Diese ganze kleine, widerhaarige Welt hielt Fräulein Rasmussen in ihrer ruhigen, weichen und festen Hand. Wie war sie eine andere hier in der Unmittelbarkeit ihrer schweren, aufreibenden Arbeit als hinter dem Vortragspult! Und sie war *klug* – ! Lotte fühlte sich überwältigt von Scham, Bewunderung und Verehrung. Mit ihrer ernsten Güte neigte Fräulein Rasmussen sich über jedes Kind, und jedes Kind leuchtete auf wie ein Weihnachtskerzchen, wenn sie sich ihm nur näherte. Sie war überall, wo es haperte, und leitete die Schülerinnen mit sicherem Takt. Oh, wie schämte Lotte sich jetzt ihrer vorwitzigen, billigen intellektuellen Überlegenheit! Intellektuell – ? Nichts als leere Zungenfertigkeit war es!

Lotte bekam die leichteste Arbeit: eine Gruppe von etwa fünfzehn Kindern in dem einzigen kleinen Zimmer. Die anderen Gruppen waren in den verschiedenen Ecken der

großen Räume untergebracht; da war immer die Schwierigkeit, daß die eine sich durch das, was in den andern vorging, ablenken ließ.

Die Gehilfin, die Lottes Gruppe bis jetzt geleitet hatte, war ein derbes, energisches Frauenzimmer, das mit kurzen, barschen Worten die Kleinen kommandierte, und sie parrte wie Marionetten, die wahren Engel.

“*So* müssen Sie sie halten!”, und sie schloß mit Nachdruck ihre muskulöse Faust vor Lottes Augen. Oh nein, das würde Lotte nie tun. Und Fräulein Rasmussen machte es ja auch nicht so. “Ja, die!” sagte die andere mit ihrer groben Stimme. “Die kann es aber auch! Aber das muß man eben können! Glauben Sie mir: unsereins hält sich schon besser an ein energisches Regiment mit diesen Bälgern, sonst spielen sie die ganze Zeit verrückt, das sage ich Ihnen. Und das bekommt ja den Kindern auch nicht.”

Im bürgerlichen Kindergarten hatten sie zuerst nur hospitiert und dann zu zweit eine kleine Gruppe von acht bis zehn wohlgezogenen Kinderlein zu betreuen gehabt, und die Leiterin hatte bald bei dem einen, bald bei dem andern der drei Grüppchen gesessen, taktvoll anteilnehmend. Da hatte Lotte sich nach Herzenslust ihren Beobachtungen der Kinder hingeben können. Inzwischen hatte sie gelernt, nachgedacht, sich ein Urteil, eine Meinung, präzise Richtlinien bilden können. Freiheit über alles, die natürliche individuelle Entwicklung, Rousseau und Montessori.

Sie bewunderte Fräulein Rasmussen grenzenlos, aber sie fand es schändlich, dem Geist von fünfzehn Kindern mit pädagogischen Mätzchen einen Gegenstand aufzuzwingen, während sie sich vielleicht mit etwas ganz anderem beschäftigt hätten, wenn sie ihrer natürlichen Neigung, ihren eigenen Einfällen hätten folgen können.

Aber der Gegenstand für die Beschäftigungsstunde war vorgeschrieben, in dem Arbeitsplan, den Fräulein Rasmussen mit viel Umsicht aufgestellt hatte; und es war nicht zu leugnen, daß diesem Arbeitsplan folgend die Kenntnisse und Fähigkeiten der Kinder gut entwickelt wurden. Es war Lotte auch klar, daß bei hundertzwanzig Kindern und acht Erwachsenen von freier Beschäftigung nicht die Rede sein konnte. Und doch machte sie sich mit schlechtem Gewissen an die Ausarbeitung ihrer Beschäftigungsstunde: sie handelte gegen ihr Prinzip.

Schließlich machte es ihr aber doch Spaß, was sie da fließend in ihr Heft geschrieben hatte: es war lebendig, frisch, anregend, dem kindlichen Geist angepaßt, ohne in süßliche Klischees zu verfallen. Und mit ihrem erstaunlichen Gedächtnis wußte sie alles sofort auswendig. Vielleicht war das gerade der Fehler: es widerstrebte ihr, “auswendig” mit den Kindern umzugehen, und zum Improvisieren fehlte ihr die Spontaneität und wohl auch, ganz einfach, die Routine.

Vor allem mangelte ihr die Leichtigkeit, die geschmeidige Freundlichkeit, mit der man kleine Kinder gewinnt. Ihr Wesen war stets herb und kantig, zurückhaltend bis zur Steifheit; damit hätte sie ohne Schwierigkeiten “regieren” können, wie ihre Vorgängerin. Aber da sie das ablehnte...

Ihre Beschäftigungsstunden waren lamentabel.

Vielleicht, wenn sie die andern Gruppen gesehen hätte, hätte sie sich trösten können. Aber die Unzulänglichkeit der andern war für sie kein Maßstab. Fräulein Rasmussen, die – ! Wenn sie bei einer Gruppe saß, mit ihrer einfachen, ruhigen Art zu den Kleinen sprach, dann waren sie alle beglückt und wie verzaubert. Bei Lotte, die zwischen diesem unerreichbaren Vorbild und ihren unrealisierbaren Prinzipien im Leeren hing, waren sie unaufmerksam, widerspenstig. Die Beschäftigungsstunden wurden eine rechte Qual für sie, die bis jetzt immer in allem geblänzt hatte.

Nicht besser war es, wenn sie die Kreis- und Bewegungsspiele zu leiten hatte: sie sträubte sich innerlich gegen das stereotype Tantenlächeln und die fix und fertigen Überleitungen, mit denen die Aufmerksamkeit der Kinder in bedingter Freiheit festgehalten wurde.

In ihrer Gruppe befand sich ein fünfjähriges Mädchen, das sie nicht ohne Schaudern und Erschütterung ansehen konnte; unablässig erinnerte es sie an das unglückliche Kind in der Volksschule, das mit ihr "Doktor" gespielt hatte. Ihre Mutter war fünfzehn Jahre alt gewesen, als sie sie zur Welt gebracht hatte, und sie hatte jetzt noch vier jüngere Geschwister. Zwei ihrer Brüder waren mit in Lottes Gruppe. Alle drei waren unterdurchschnittlich klein und dünn, skelettartig mager – aber so, als wäre es bei ihnen gar nicht möglich, daß sich zwischen den Knochen und der trockenen grauen Haut jemals lebendiges Fleisch, gesunde Fettpolsterchen ansammeln könnten. Die zwei kleinen Jungen vor allem waren schwächlich und greinend, daß es einem das Herz im Leibe umdrehte. Die "große Schwester" hingegen war ein erschreckendes Gespenst: auch anormal klein und dürr, und dabei von einer hysterischen, diabolischen Beweglichkeit. Die schmutzigflachsenen Haare zottelten spärlich um das Gesicht, auf dessen Knochen die runzlige Haut zu kleben schien. Der dünnlippige Mund war immer von einem böartigen Gekeife oder von einem tückischen Kichern von einem Ohr zum andern aufgerissen, und die beweglichen eishellen Augen sprühten vor Lust an dem, was dies Kind wohl in seinem kleinen Leben als das einzig Siegreiche kennengelernt hatte: dem Schlechten. Wie ein boshafte Teufelchen hopste sie auf ihrem Platz herum, störte die schwererrungene Arbeitslust der andern, terrorisierte mit heiserem Gekreisch die kleinen Brüder.

Mit Prinzipien, mit Liebe und Freiheit und freundlichem Appell an die Vernunft war da nichts zu machen. Nur wenn Lotte sie energisch anfuhr, schob sie ihre Bank zurück, mit einem tückischen Blick von unten her, und hielt eine Weile Ruhe.

Und Lotte quälte sich von Herzen über diesen Bruch zwischen Prinzipien und Realität. Aber es war schlimmer, ging tiefer: der Zweifel erwachte in ihr, ob sie den rechten Beruf erwählt hätte. Sie hatte kein unmittelbares, warmes, lebendiges Verhältnis zu dieser Wirklichkeit. Diese Kinder in ihrem Elend und ihrer Not waren ihr Anlaß zu Gedanken, zur Revolte gegen das Bestehende, zum Streben nach schönerer Gerechtigkeit; aber sie fand keinen einfachen menschlichen Kontakt, stand hilflos vor der feindlichen Herde dieser Menschlein. Und manchmal wurde ihr fast unheimlich, wie vor einem Rudel junger Tiere, deren Reaktionen nicht vorauszusehen waren.

Dies aber peinigte ernsthafter als eine Ungeeignetheit für irgendeinen anderen Beruf. Sie war überzeugt: damit die Menschheit weiterkommt, müssen die Menschen von Anfang an richtig erzogen werden. Sie aber konnte es nur gedanklich fassen, in der Verwirklichung versagte sie.

Ein objektiver Beobachter hätte vielleicht festgestellt, daß sie jetzt zu sehr in Anspruch genommen war von sich selbst und ihrem persönlichen Leben, von ihrer Formung, ihren Problemen, um sich so ausschließlich, wie es nötig ist, den Kindern hingeben zu können.

Sie war froh, daß Frl. Rasmussen sich niemals dazusetzte, wie es im andern Kindergarten der Fall gewesen, und so nicht Zeugin ihres kläglichen Fiaskos wurde. Und doch war Lotte felsenfest überzeugt, daß sie genau wußte, wie es bei ihr zuing. Nur gelegentlich kam sie, mit ihrem kaum sichtbaren ernstesten Lächeln, durch das Zimmer, wo Lotte sich mit der widerspenstigen Wirklichkeit herumschlug; und die Augen aller Kinder folgten ihr wie Blumenköpfchen dem Gang der Sonne.

Und Lotte schämte sich – schämte sich!

Nie richtete Frl. Rasmussen eine direkte Kritik an sie; gab ihr nur hin und wieder einen sachlichen Rat. Wenn sie während der Mittagsruhe der Kinder einen Teil der jungen Mädchen um sich versammelte zur Besprechung, erkannte Lotte in ihren allgemeinen Betrachtungen die Beurteilung ihrer Unzulänglichkeit.

Und sie schämte sich unerträglich.

Sie mußte – wie konnte sie nur Frl. Rasmussen zu verstehen geben, daß sie ihre Untüchtigkeit einsah und vor allem ihre alberne, lieblose, taktlose Besserwisserei in den theoretischen Wortstreitereien, ihre kindische billige Überlegenheit, und sie bereute, ja glühend bereute? Wie hätte sie jetzt Frl. Rasmussen durch ihr Benehmen im Einführungsunterricht zeigen mögen, wie sie ihren Wert und die eigene Unreife begriffen hatte! Fromm wie ein Engelsbild hätte sie dagesessen. Aber es gab keinen Einführungsunterricht mehr für die unmittelbare praktische Arbeit.

Wo sie mit ihr zusammenwar, wo sie mit ihr zusammentraf, hielt Lotte ihre Augen auf Frl. Rasmussen geheftet mit einem Ausdruck von heißer Abbitte und grenzenloser Verehrung. Aber sie wußte ja von zu Hause, wie ungenügend so ein Ausdrucksmittel war. Und das konnte sie nicht so lassen. Und eines Tages, als sie Frl. Rasmussen an ihrem Tisch in dem runden Raum schreiben sah, während im großen Saal die jungen Mädchen Kreisspiele leiteten, überwand sie sich hart und ging zu ihr hinein. Frl. Rasmussen sah von ihren Notizen auf, mit diesem Blick ihrer wunderbaren Augen, der einem sofort das Bewußtsein gab, daß sie jetzt ausschließlich nur für einen da war.

“Fräulein Rasmussen,” sagte Lotte stockend und gepreßt und rang die Finger umeinander (wie in ihrer Kindheit, wenn sie zerknirscht von hinten an den Sessel der Mutter getreten war: “Ich will es auch nicht wieder tun – !”, zerknirscht und doch mit einigen Zähnen knirschend, daß ohne diese Demütigung keine Versöhnung möglich war). “Frl. Rasmussen – es tut mir so leid – ”

Mit ihrem ruhigen Lächeln – es schien Lotte wie ein Tor, das sich über dem Leuchten ihrer tiefen verständnisvollen Güte auftat – sah Frl. Rasmussen in das glühende Gesicht des jungen Mädchens: “Aber Kind, es ist doch alles gut!”

“N – nein – ” würgte Lotte hervor.

“Doch,” versicherte sie freundlich. “Und nun gehen Sie nur ruhig zu ihren Kindern.”

Ungeschickt ging Lotte davon und wußte unter den Blicken, die ihr folgten, kaum ihre Beine zu bewegen. Aber sie war froh – froh!

Die Tage, an denen sie nachmittags Dienst im Kindergarten zu machen hatte, wechselten häufig. So kam es, daß sie ziemlich unkontrolliert über ihre Tage verfügen konnte. Sie sagte morgens: “Heut nachmittag hab ich wieder Kindergarten,” steckte ihr Essen für den ganzen Tag in die Mappe (das wog nicht schwer), was zum Lesen und Schreiben, fuhr mit der Straßenbahn bis zur Endstation und wanderte hinaus zum Rande von Marsch und Geest.

Diese Unehrllichkeit peinigte sie immer wieder, aber es war fast mehr ein Groll gegen die Mutter. Warum war es nicht möglich, ihr einfach zu sagen: “Ich muß heute mal rauslaufen, allein sein”? Denn wahrhaftig, sie mußte es. Es gab da so viele Gedanken, die Klärung verlangten, immer neue Dinge, die quälten – und manchmal ganz einfach das Bedürfnis, sich auszutoben. Längst hatte sie sich daran gewöhnt, nachts allein durch die Straßen zu rennen. Aber das genügte nicht immer.

Für das Seminar hatte sie für diese heimlichen Ausflüge bald ein Mittel gefunden. Als nicht mündige Schülerin mußte sie für jede Abwesenheit einen Entschuldigungszettel der Mutter bringen und ihn reihum den Damen vorlegen, bei deren Vorträgen sie gefehlt hatte; die kritzelten dann, meistens mit Bleistift, ihren Namen drunter. Bei ihrer Manie, kein beschriebenes Blatt Papier wegzwerfen, hatten sich schon mehrere solcher Zettel bei ihr angesammelt, die taten nun noch mehrfach Dienst: die Namen waren leicht ausradiert, die Daten gefälscht.

Herrliche Tage verlebte sie da draußen, in dem wilden einsamen Heideland, bei jedem Wetter. Da lag sie am steilen Hang des sandigen Geestlandes, tief unter sich die flache, saftige Marsch, die sich bis in den dunstigen Horizont erstreckte; und die Sonne, die Stille, die grenzenlose Weite, Erdgeruch und die vielfältigen Pflanzendüfte drangen in sie ein mit der schwebenden Seligkeit eines feinen Rausches. Sie kletterte in einer merkwürdigen kleinen Schlucht herum, immer die schwierigsten Stellen suchend, und hielt manchmal plötzlich ein, kauerte sich hin, andächtig entzückt von der Feinheit eines unscheinbaren Kräutchens. Am glücklichsten rannte sie sich aus, wenn sie sich dem Sturm entgegenkämpfen mußte. Dann schrie sie alle wilden und feierlichen Lieder aus sich heraus, die sie wußte, und die genügten noch nicht, und sie dichtete noch welche dazu.

Der Sturmwind braust übers Heideland
Heiße, mein wilder Geselle!
Er zerzt mir am Kleide mit kecker Hand
Heiße, mein wilder Geselle!
Und ich lache stolz und ich lache frei
Und Qualen und Trübsal vorbei, vorbei –
Und ich werf mich ihm jauchzend entgegen –
Heiße, mein wilder Geselle!

Der Sturmwind singt einen tollen Sang
Heiße, mein wilder Geselle!
Er weckt in der Brust mir gleichen Klang
Heiße, mein wilder Geselle!
Und über die braune Heide zieht
Gleich dem wilden Schwan das Lied, das Lied;
Der Sang so jubelnd verwegen –
Heiße, mein wilder Geselle!

Der Sturmwind küßt mit keckem Mut
Heiße, mein wilder Geselle!
Er küßt in die Wangen mir brennend das Blut
Heiße, mein wilder Geselle!
Und heißer es pulst, und höher es schwillt –
Sturmwind, wie du bin ich stark und wild!
Dir geb ich mich jauchzend zu eigen!
Heiße, mein wilder Geselle!

Sturmwind, du sollst mein Buhle sein!
Heiße, mein wilder Geselle!
Die Menschen sind so zag, so klein –
Heiße, mein wilder Geselle!

Mein Blut ist jung, und mein Blut ist warm
Und ich werf mich dir lachend in starken Arm
Dir geb ich mich jauchzend zu eigen –
Nun schwing mich im Hochzeitsreigen,
Du, mein stolzer wilder Geselle!

Die Melodie war da, ohne sie zu suchen. Mit einer Art Berufsgewissen horchte Lotte ihr nach: sie war so unmittelbar gekommen, sicher hatte sie sie irgendwo gehört. Aber sie fand keine bekannte Weise darin. Da freute sie sich: nun hatte sie ihr eigenes Lied ganz für sich allein!

Fast nie begegnete sie einem Menschen in dieser struppigen, zerzausten Sand- und Heidegegend mit den wenigen verbogenen, sturmdurchsungenen Kiefern, die ihr die rechte Heimat ihres ungestümen, wilden Jugenddrängens wurde.

An einem Märztag hatte sie sich, müdegetobt, in einem Grüppchen junger Kiefern niedergelassen. Eine scharfe Kälte war seit einigen Tagen zurückgekehrt, die Sonne stand blank und kalt am harten blauen Himmel, aber jetzt, um die Mittagszeit, machte sie doch schon die Hände und das Gesicht ganz schön warm. Durch die klare, unbewegte, kalt durchsonnte Luft glitterten spärliche dünne, ganz durchsichtige Eiskristalle – solche hatte Lotte noch nie gesehen. Entzückt sah sie sie niederschweben.

Irgendwo, nicht weit, erhob sich eine kraftvolle Männerstimme in einem Lied, das Lotte bekannt war. Das klang so schön in der kalt-warmen Sonnenstille. Im Boden, auf dem sie ruhte, spürte Lotte den Schritt näherkommen. Und da kam er ganz dicht an ihr vorbei, der unbekannte Sänger – sie sahen sich nicht, aber sein Gesang kam zu ihr herüber wie ein Freundesgruß: “Nun, armes Herz, vergiß der Qual, nun muß sich alles, alles wenden!”

Warum sang der Unbekannte gerade ihr – gerade dies?
Oh – schön war das Leben – schön!

Und die herrlichen Wanderfahrten mit ihren neuen Kameraden! Äußerlich waren sie nicht viel anders als die der Pfadfinderinnen: Rucksack, buntbebänderte Klampfe, Volkslieder. Aber was für Gespräche hatte man da geführt? Null. Männer hatten doch einen festeren geistigen Stoff in sich als die meisten Mädchen und wußten ihn mit ihren eigenen Händen zu formen. Natürlich, auch hier gab es manche Mitläufer, Mitsnacker; aber die konnte man ja vermeiden.

Und dann, nach langen, erschöpfenden Wanderungen, die köstlichen Stunden in dämmerigen Scheunen, während die Nacht leise herabsank. (Die Pfadfinderinnen hielten sich bei größeren Fahrten immer an die wenigen Jugendherbergen.) Die dichte Luft war gleichsam körperlich erfüllt von verträumtem Lautenspiel; der Gesang eines Mädchens zog ein feines leuchtendes Band durch die Dämmerung, dunkel und warm kam eine Männerstimme ihm entgegen und trug ihn – und dann hob sich sacht der vielstimmige Chor, in schweren, weichen Wellen, die wieder hinabsanken. Das Heu knisterte, es roch nach Sommer, nach Ausruhen und guten mütterlichen Kühen. – Bis die Jungens sich erhoben: Es ist Zeit, daß wir hinübergehen zum Schlafen.

Die stolzen Johannisfeuer! Und, nicht weniger feierlich, die Lagerfeuer an kühlen Abenden! Die klaren Flammen knatterten wie leuchtende, entfesselte Segel, und ab und zu riß sich ein Fetzen los und flog empor zu den Sternen. Die jungen Gesichter rundumher waren golden und warm von einem verborgenen Leben, das der Feuerschein aus ihren

Tiefen herauszuheben schien.

Ja, das Geschlecht des Diskussionspartners war gleich, wenn er nur Gedanken im Kopfe hatte; aber bei den Wanderungen wurde es Lotte bald bewußt, daß sie lieber einen Mann als ein Mädchen an ihrer Seite hatte, und nicht immer nur wegen der Gespräche. In der Kameradschaft mit dem einen oder anderen schwang eine einfache, gesunde Sinnlichkeit, die sich in einem Lachen, einem Händedruck genug tat oder sich im fröhlichen Volkstanz löste.

Dennoch – wenn es sich nicht darum handelte, Gedanken zu konfrontieren, blieb sie auch in diesem Kreis in ihrer herben Schale und ein wenig fremd.

Und dann kam die Zeit, wo am Lagerfeuer und beim Wandern ein heimliches, von Stolz gehemmtes Einander-Suchen begann zwischen Lotte und einem jungen Kameraden.

Bei einem der Versammlungsabende hatte sie ihn zum erstenmal gesehen. Der Kopf eines marmornen Apollo, ein Strudel schwarzer Locken und ein prachtvoller Körper. Seine Schönheit packte sie so, daß ihr im ersten Moment fast der Atem stockte.

Es war ähnlich wie die Anziehung, die sie in den ersten Schuljahren lange zu einem Mädchen gespürt hatte; das feine, durchscheinend blasse Gesicht, die schmale Nase, der kühne und grausame Mund einer alttestamentarischen Königstochter. Die kleine Lotte wußte, daß dies Mädchen beschränkt und schläfrig war. Aber ihre Schönheit bezauberte sie so, daß sie es nicht lassen konnte, sie heimlich anbetungsvoll anzustarren, und kaum das Wort an sie zu richten wagte. So erging es ihr auch später noch einigemale beim Anblick einer sehr feinen, stolzen, dunklen Mädchenschönheit; da zerrann ihr alle Selbstsicherheit, alle intellektuelle Überlegenheit zu nichts.

Jetzt zum erstenmal schlug männliche Schönheit sie mit seinem Zauber. Und das war ähnlich wie die rein ästhetische Verzauberung durch das Kind und doch ganz anders. Auch Ludwig gegenüber hatte sie dies fast ehrfürchtige Gefühl des unerreichbar Höheren, aber bekämpft und bald besiegt von dem zwingenden Wunsch: ihm näher kommen wollen.

Es war nicht schwer, in ein Gespräch mit ihm zu kommen. Und nicht schwer, zu erkennen, daß in diesem herrlichen Kopf ein ganz durchschnittlicher Geist lebte. Und trotzdem konnte sie sich von seiner Faszination nicht befreien. Das ätzte ihren Stolz – ! Man zählte Ludwig zu den "Blüher-Jungs", die ausschließlich in männlicher Freundschaft aufgingen und dem weiblichen Geschlecht nur eine herablassende Duldung zollten. (Sie kannte auch seinen Freund: ein stämmiger Blonder von strotzender Gesundheit.) Nun, das war nicht originell, nicht sein eigener Gedanke, das konnte er, wie jeder, aus Blühers Schriften lesen. Mit dem Lotte sich zum Teil auch einverstanden erklären mußte: sie war keiner großen Meinung über den geistigen und schöpferischen Wert der Frauen, und was sie an sich selbst kritisierte, was sie zornig oder unglücklich machte, wenn sie es in sich entdeckte, das, fand sie, hatte zum größten Teil seinen Ursprung in ihrem weiblichen Mangel an Eigenheit, an objektivem Denkvermögen und Konsequenz. Deswegen sprach sie aber noch nicht jedem hohlköpfigen Mann das Recht zu, aus der Tatsache seines Mannseins eine Überlegenheit herzuleiten!

Und dies gab ihr mit dem Trotz den Mut, den schönen, angebeteten, unerreichbaren Feind zu attackieren: es lockte, einen von den Blüherjungs unter ihre weibliche Macht zu zwingen. Sie rief ihr ganzes Selbstbewußtsein, ihren ganzen Hochmut zur Hilfe und ihre Lust am Kampf. Dabei wußte sie, daß sie nicht schön war, und gerade jetzt fand sie sich sogar schrecklich mies: so erdig schwer und ungelenk, das kräftige, gesunde Gesicht genau das Gegenteil von ihrem Schönheitsideal, oft von Ernst verfinstert und hart; und dazu die

Augengläser, die sie seit einiger Zeit dauernd trug, weil sie nicht in flauen Verschwommenheiten herumzugehen liebte. Aber sie hatte ja auch schon genügend Erfahrungen gemacht, um zu wissen, daß alles das offenbar nicht ausschlaggebend ist.

Nur zögernd kamen sie sich näher. Ludwig widerstrebte der Anziehung dieses starken und gebändigten Mädchens, in dem er bald den überlegenen Geist erkannte; mit einem Nachgeben hätte er gegen seine stolzen Prinzipien der männlichen Einzigkeit zu verstoßen geglaubt.

Sie führten stundenlange Gespräche auf nächtlichen Wanderungen durch die hallend leeren Großstadtstraßen. Er verteidigte sich gegen die immer zwingendere Macht des Mädchens, indem er alle Argumente des Frauenfeindes gegen sie persönlich schleuderte. Und Lotte war ehrlich, und, ächzend in verbissenem Zorn, mußte ihm recht geben: wenn sie in sich hineinstieg, fand sie all das Elementare, Formlose und Unklare, das der scharfe männliche Geist der Frau vorwirft. Würde sie einmal sich davon befreien können? Und daß er, der doch nur die Worte eines anderen zu wiederholen imstande war, sich wie ein Richter über sie stellte – ! Und schmähsch war es, daß sie, die ihren Geist stärker und mächtiger wußte als den seinen, doch nach diesem Menschen, diesem Körper verlangte, “mit – ja, mit einem Vorhangwegreißen”, wie sie in ihr Tagebuch schrieb.

Inzwischen ging der Briefwechsel mit Helwig weiter. Ungehemmt, impulsiv, in warmer und fast zärtlicher Freundschaft von ihr, und dabei unbewußt grausam. Von ihm scheu, mit einem mühsamen Sich-bewahren-wollen und steter, quälender Hoffnung.

Und Lotte fühlte sich zerrissen zwischen dieser bedingungslosen, kristallklaren Verbundenheit mit ihrem Ebenbürtigen und der roten Verhexung, die sie an den schönen Jüngling mit dem papiernen Gehirn band. Würdelos fühlte sie sich.

Aber auch einen wahren Freund hatte sie in der Freideutschen Jugend gefunden. Endlich. Er hieß Robert wie ihr Vater, und es fehlte nicht viel, so hätte dies aufgeklärte, moderne Mädchen das für eine gute Vorbedeutung genommen. Gott sei Dank – endlich einmal eine tiefe, warme Verbundenheit, ohne daß von Liebe die Rede war! Was die Spießer immer faselten! So einen älteren Bruder hätte sie haben mögen, dann wäre sie sicher ein besserer Mensch geworden. Mit einer schonungslosen Offenheit wie vor sich selbst sprach sie ihm von ihrer Entwicklung, ihren Erlebnissen, ihrer erbärmlichen Schwäche, ihren Fehlern und Verfehlungen. Über ihre beschämende Hinneigung zu Ludwig allerdings schwieg sie, das war noch zu gegenwärtig; sie nahm nur das, was das Erlebnis mit Ludwig ihr an Selbsterkenntnis brachte, in abstrakten Formulierungen mit auf ihre Charakteristik. Und sie hatte auch ohnedies genug auf dem Kerbholz!

Robert war der einzige, von dem sie eine Kritik an ihrem Tun und Lassen ertrug. Sie wunderte sich selbst darüber, aber er hatte eine so ruhige, besonnene und brüderlich beteiligte Art, seine Meinung zu sagen, daß sie, die sonst bei jedem Tadel gleich alle Stacheln draußen hatte, ihn friedlich anhörte und sichs ehrlich zu Herzen nahm. – “Von dir kann man wirklich sagen, daß Beruf und Berufung übereinstimmen, Herr Schulmeister!” spöttelte sie gutgelaunt. “Ich glaube, du hättest nicht halbsoviel Spaß an unsrer Freundschaft, wenn du nicht dauernd was an mir zu erziehen fändest!”

Sie wurde froh, wenn sie nur sein ernstes männliches Gesicht von weitem erblickte. Ja, es war schön, von einer herben und harmonischen Schönheit, aber das war ohne Wichtigkeit; nur so viel, daß es Freude machte, ihn anzusehen.

So froh und so sicher war sie der unwandelbaren Eindeutigkeit ihrer Freundschaft, daß sie sich manchmal an kühlen Abenden mit unter seinen Mantel schmiegte, oder bei

der Rast, wenn er ausgestreckt neben ihr lag, lässig mit seinen Haaren tändelte; das war schön und wohltuend, und wie eine endgültige Probe auf die Unveränderlichkeit und Echtheit ihrer Freundschaft. Er machte nicht die leiseste Bewegung, um ihrer Berührung auszuweichen oder ihr entgegenzukommen – also schien auch ihm dieser einfache Ausdruck ihrer herzlichen Vertrautheit gut und richtig. Also war es doch nicht wahr, daß körperliche Nähe geschlechtlich erregend wirkt, wie immer behauptet wurde. Wir sind doch keine primitiven Tiere, die keine Differenziertheit kennen, dachte sie froh.

Zu Wanderungen fand Robert allerdings selten Zeit, und das war Lotte ganz recht : sie hätte sich geschämt, wenn der Freund die vibrierende Spannung zwischen ihr und Ludwig wahrgenommen hätte, den er ebenso einschätzte, wie sie es tat. Und doch wußte sie, sie würde sich nicht beherrschen *wollen*; das irritierende Fieber, das Ludwig in ihr aufstiebt, war zu süß. Während der Diskussionsabende dagegen war sie so sehr von dem Thema in Anspruch genommen, daß sie sich mühelos gegen ihn isolierte und nur ganz am Rande ihres Bewußtseins seine Gegenwart spürte – so wie man bei einer geistigen Arbeit dennoch einen Blumenduft im Zimmer wohligh wahrnimmt.

Wie anders waren die Spaziergänge an Roberts Seite, als die zerrenden und erregenden Kämpfe mit Ludwig. Herrlich war es, immer jemanden für sich bereit zu wissen, und der älter und reifer war als sie, der seine Ansichten schon in seiner praktischen Arbeit mit seinen Volksschulkindern verwirklichte und sich doch nicht in dem einmal Erkannten verkapselte und zur Ruhe setzte, sondern unermüdlich weitersuchte, -strebte, -fragte. Dabei war er auch ein Eigenbrötler, ganz wie sie.

Von all ihren Kameraden von der Freideutschen Jugend, die zuweilen zu ihr kamen, gefiel er auch der Mutter am besten. Sie fand auch an den andern nichts auszusetzen; wenn man mit ihnen sprach, merkte man doch, daß es ernsthafte und ehrenhafte junge Leute waren und keine Luftikusse. Und trotzdem, sie wurde den Verdacht nicht los, daß sie immer ein wenig in Wolkenkuckucksheim hausten mit ihren Gedanken. Da war dieser junge Lehrer eine sympathische Ausnahme, sie fand sogar Verständnis bei ihm für ihre Sorgen um dies merkwürdige Kind, und er wußte sie mit so vernünftigen Argumenten zu beruhigen. Ja, es kam ihr ganz so vor, als ob ihre eigensinnige Lotte, die sonst nicht mit Handschuhen anzufassen war und alles besser wußte als die ganze Welt, ganz hübsch auf seine Meinung hörte. Man sah auch gleich, daß er schon den Ernst des Lebens kannte : er hatte für seine Mutter zu sorgen. Das war keine glänzende Aussicht für eine Heirat, und dennoch – . Aber bei der Jugend von heutzutage brauchte ja scheinbar nicht gleich ans Heiraten gedacht werden.

Kapitel 7

Schon seit einigen Monaten hatte Hans sich brav gehalten in dem neuen Bankhaus.

Die Mutter hatte an jenem Sonntag seinem damaligen Chef ihre Gewissensängste gestanden: daß sie, die Eltern, selbst an seinen Verfehlungen schuld seien, weil das Postkartenverkaufen ihn zu früh daran gewöhnt hatte, Geld zu seiner Verfügung zu haben. Da hatte der Herr gemeint, dann könne sie den Jungen nur retten, wenn sie ihm immer ein reichliches Taschengeld gebe. – Reichliches Taschengeld! Woher nehmen, du mein Gott?

Und so war die Mutter wieder und wieder den Weg gegangen, der sie eine Schande dünkte: zum Leihhaus. Aber bald sah sie, daß sie so nicht weitermachen könne. Niemals würde sie ihren Wäscheschatz und ihr reichliches Silberzeug wiederholen können; und sie sah es nicht nur als das ihre an: sie fühlte sich verantwortlich dafür vor ihren Kindern, denn das war wohl das einzige, was sie ihnen einmal mitgeben konnte, und sie würden es nötig haben. Da vertraute sie sich Tante Hilde und Tante Else an. Bereitwillig halfen sie aus.

Aber auch das konnte nicht immer so weitergehen. Und eines Tages nahm sie sich ihren Jungen vor. Und mit einem Blick, der in Tränen strahlte, sagte er: “Aber Mutti, das ist doch längst vorbei! Wirklich, du kannst mir jetzt vertrauen. Ich brauche kein Taschengeld mehr.”

Die Mutter küßte ihn.

Kurz darauf war er mit der Portokasse verschwunden.

Sein Chef versprach der völlig vernichteten Mutter, von gerichtlichen Folgen abzusehen. Der materielle Schaden schien ihm nicht erheblich. Die Mutter ersetzte ihn mit Hilfe von Tante Hilde und Tante Else.

Das war im Frühjahr gewesen. Wo mochte der unglückliche Junge jetzt stecken? Die Wochen und Monate vergingen, und man hörte nichts von ihm.

Lotte erinnerte sich, wie der vierjährige Hans einmal verlorengegangen war, mit einem gleichaltrigen kleinen Nachbarsjungen. Die Eltern, die Schwester, die Angestellten hatten das Haus, die Anlagen, die Straßen durchsucht, die Polizei war alarmiert worden. Am späten Nachmittag brachte ein Bahnarbeiter die kleinen Ausreißer zurück, mit verheulten, verschmierten Gesichtern und durchnäßten Höschen; aber Hansi hatte noch des Vaters Zylinder über den Ohren und auf dem Nacken, und Vaters Spazierstock in der Hand, und seine schmutzige kleine Faust hielt den Griff von des Vaters kleiner Reisetasche fest umklammert. Man hatte sie in einem Winkel des Güterbahnhofs entdeckt, wo sie sich verkrochen hatten. – Sie hatten den Kaiser besuchen wollen.

Als wäre es gestern gewesen, so lebhaft sah Lotte noch dies Bild vor sich: zum hun-

dersten Male hatten die Mutter und die Kinderfrau das ganze Haus durchstöbert, und nun saß die Mutter erschöpft und mutlos, mit starrem Gesicht auf einer Kiste im halbleeren Kohlenkeller unter dem bleichen Licht des verstaubten Gitterfensterchens. Und die Kinderfrau stand vor ihr, die Schürze vor den Augen, und jammerte laut mit strömenden Tränen: "Och, Fru Babendeerde, unsen scheunen Jung! Och, unsen scheunen Jung!"

Lotte fuhr in diesem Sommer wieder zu Onkel Franz und Tante Marie.

Eine heimliche, feine Freude sang in ihr: da war der Obstgarten mit seinem spielenden Schatten und dem duftenden Gras, und die zarte Berührung der Hände, die bis in den dunkelsten Blutwinkel hinunterpochte – . Das war jetzt drei Jahre her. Wie würde sie Ernst wiederfinden?

Der jüngere Vetter holte sie von der weitentfernten Bahnstation ab. Er war ein bildhübscher, strahlender Junge mit einem Gewusel goldiger Locken über dem blühenden leeren Gesicht – und so unvorstellbar dumm!

Nein, Ernst würde diesen Sommer nicht nach Haus kommen; er blieb in seiner Pension in der Kleinstadt, wo sein Seminar war; er mußte arbeiten.

"Und Hans hat es so bedauert, daß er gerade heute morgen wegfahren mußte und dir nicht mal mehr Guten Tag sagen kann."

Lotte glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Vorsichtig, in unbefangenen Gespräch brachte sie aus dem Jungen heraus, daß Hans schon einige Wochen bei ihnen verbracht hatte. "Ach, ist das ein lustiger Jung! Mit dem kann man was aufstellen! Schade – " Und der Bursche blickte die Kusine von der Seite an, mit offener Betrübniß auf dem hübschen Gesicht: einen schlechten Tausch hatte er da gemacht.

Sie hatte Zeit genug zum Überlegen, während der Wagen durch den heißen Sand mahlte. Es ging wohl kaum anders, sie mußte Onkel und Tante einweihen. Sie fühlte sich zu unerfahren, um in dieser Sache allein zu handeln und zu beschließen.

Onkel und Tante waren bestürzt: man hatte doch dem Jungen absolut nichts anmerkt, immer war er fröhlich und guter Dinge gewesen, und so offen! Beim Kommen hatte er schöne Grüße bestellt, und oft so nett von zu Hause erzählt!

Es wurde beschlossen, der Mutter zu telegrafieren und ohne ihr Wissen nichts zu unternehmen. Lotte hatte das Telegramm schon während der Wagenfahrt im Kopf aufgesetzt, so schonend und präzise wie möglich. Lang war es geworden.

Sie ging mit dem Telegramm zum Ortsvorsteher, der ein Telefon besaß. Im dämmerigen Hausflur humpelte ihr ein junger Mann entgegen. Aufgekrempelte Hemdsärmel, kein Kragen, unordentliches Haar; irgend so 'n Bauernlummel. In ihrem hochmütigen Ton (der häufig nur ihre Schüchternheit bemäntelte) sagte sie: "Dürfte ich wohl ein Telegramm telefonisch durchgeben?"

"Bitte, wenn sie hier herein kommen wollen – ," und er machte eine Tür auf.

Die Stimme (nein, das war kein Bauernlummel) machte sie erröten. Sie klang spöttisch; sicher hatte er ihren Hochmut gleich richtig klassiert. Und als sie ihn in der Helligkeit des Zimmers ansah, wurde sie noch verlegener. Es war das durchgearbeitete Gesicht eines Menschen, der zu denken gewöhnt ist und der gelitten hat.

Er ließ sich das Telegramm geben und trat an den Apparat: "Wenn Sie erlauben, werde ich es selbst durchsprechen." Jetzt würde dieser Fremde wissen, um was es sich handelte. Aber seine Stimme blieb ausdruckslos, während er geläufig diktierte: "B wie Berta – A wie Anton – Berta – Emil... Ausgezeichnet, Fräulein – es ist doch ein Genuß, mit einem intelligenten und hübschen Mädchen zu tun zu haben! – Wie? Aber natürlich,

Fräulein, sowas merke ich sofort an der Stimme! Na, weiter: . . . ”

Lotte mußte wider Willen lächeln; so geschickt verstand sie allerdings nicht, mit Telefonistinnen umzugehen. Sie trat an den Tisch und sah sich die Bücher an, die da lagen. Wolf-, Inselverlag.

Er hängte ab und humpelte zum Tisch hinüber: “Interessiert Sie so etwas?” Und in dem spöttisch fragenden Blick, mit dem er ihr lächelnd ins Gesicht sah, lag die Versicherung, daß er das Telegramm längst vergessen hatte: der knüpfte jetzt wieder bei ihrem verletzendem Hochmut an.

Max Brod, Hasenclever, Werfel. Lotte kannte sie nicht. Sie war erleichtert, den “Kor-nett” darunter zu sehen; so stand sie doch nicht ganz wie ein dummes Gänschen da.

Er hatte sich grade gestern hier eingemietet. Auf's Geratewohl war er von Berlin herausgefahren bis zu einer unbekannten Bahnstation und hatte da jemanden bezahlt, damit er ihn in das kleinste Dorf, am weitesten von der Bahn entfernt, fahre. So war er hier gelandet. Er wollte sich erholen und versuchen, die Jahre im Schützengraben zu vergessen und sein Bein, in dem jetzt wohl schon emsig die Würmer herumkrochen.

“Also eine Molkerei hat Ihr Onkel! Das ist prächtig, da werde ich jeden Abend kommen und einen vollen Liter Milch trinken!”

Jetzt war es an Lotte, ihn spöttisch anzusehen: “Na, mir scheint, der Ortsvorsteher muß auch einige Kühe besitzen.”

“Freilich, freilich. Und morgens krieg ich auch meinen Teil ab, das ist schon abgemacht. Aber Ihr Herr Onkel knüpft doch unerbittlich jedem Einwohner jeden vorgeschriebenen Tropfen ab, damit der Krieg nicht zu schnell zu Ende geht.”

“Das ist doch nicht sein freier Wille,” warf sie herrisch hin.

“Weiß ich, weiß ich, Kind. Hauptsache, daß er mir altverdientem Veteranen nicht ein Literchen abschlägt. Kann ja für die Durchhalter das entsprechende Quantum Wasser beifügen.”

“Ihnen will ich sicher das Literchen von Herzen gönnen, aber die Durchhalter, das ist doch das verhungerte Volk, und wenn Sie glauben – ”

“Glaub ich gar nicht. Kratzen Sie mir bloß nicht die Augen aus. Apropos – ” Plötzlich wurde er ernst. “Hier habe ich etwas über diese Frage, erst ganz vor kurzem herausgekommen. ‘Der Mensch ist gut.’ Das dürfte das bedeutendste Manifest unserer Zeit sein. Falls sie es noch nicht kennen . . . ”

Sehr befriedigt ging Lotte nach Hause. Nun hatte sie doch jemanden, der ihre Ferien interessant ausfüllen würde.

Er kam jeden Abend, setzte sich mit ihr auf die Bank vor dem Hause und schlürfte gemächlich sein Literchen. Und die Diskussionen fanden kein Ende. Tante Marie war entzückt: der junge Mann war ja *so* gebildet, intelligent und wohlerzogen; wie schade, daß ihr Ernst nicht da war, der hätte von der Unterhaltung nur profitieren können.

Lotte hatte eine Unart an sich, von der sie sich niemals korrigieren konnte: sie wurde nie müde, die Gesichter der Menschen, mit denen sie sprach oder die in ihrer Nähe waren, eindringlich zu betrachten. Das war der Hauptgrund, weshalb sie sich daran gewöhnt hatte, ständig Augengläser zu tragen. Wieviel ging einem verloren, wenn man sich begnügen mußte, ein Gesicht nur als flauen Plan mit wechselnden ungewissen Schatten zu erfassen! Sie bildete sich nicht etwa ein, aus dem Studium einer Physiognomie den Charakter des Menschen zu erraten. (Diese Krankheit machte sie ein Jahr später durch, gestützt auf wissenschaftliche Werke.) Aber gab es etwas Interessanteres als die Komposition von Flächen und Linien in einem ruhenden Gesicht, oder die unendliche Vielfalt des Ausdrucks

beim Sprechen? Es gelang ihr nur selten, ein Gesicht auf einen Nenner zu bringen; wie erstaunlich verschieden ein Mensch im Lauf einer kurzen Stunde aussehen konnte! Das einzig Bleibende war immer das Profil. Während sie neben Harry Landsberger auf der Bank saß und sich stritt, konnte sie recht ungestört das seine betrachten. Es war nicht das eines Ägypters – das ist schräg und fliehend; das seine war steil und merkwürdig gehalten – richtig, die Äthiopier sahen so aus. Lotte war sehr zufrieden mit ihrer Entdeckung.

Sie wußte nie recht, woran sie war mit Harry Landsberger. Von Liebe war beiderseits keine Rede, und das war ihr ganz recht. Für den Moment hatte sie genug von diesem Gezerre. Seine sarkastische Art gefiel ihr gut. Aber sie erkannte bald, daß dieser schonungslose Sarkasmus eine tiefe innere Verwundung zudecken und schützen sollte. Wenn sie ihm doch helfen könnte, froher und zuversichtlicher zu werden! Denn sein bitterer Pessimismus war etwas ganz anderes als die vorübergehenden düsteren Stimmungen, die Lotte bei sich kannte. Neben ihm spürte sie sich überquellen vor gläubiger Zukunftsfreude. Wie hätte sie ihm von ihrem Reichtum abgeben mögen! Aber dieser Elan hielt nie lange stand: er tat ja immer, als sei ihm nichts heilig! Und sie, die mit solchem Zorn alle überkommenen Heiligtümer zerstörte, duldete nicht, daß man an die ihren rührte, die sie sich an deren Stelle aufgerichtet hatte. Und was fiel ihm ein, ihr gegenüber den Überlegenen zu spielen! Er erlaubte sich sogar, ihr Äußeres zu kritisieren: sie hatte die "Freideutsche" Kleidung angenommen, lose, einfache Kittelkleider, in der Taille mit einer Schnur gehalten. Die verspottete er erbarmungslos. Dann zog sie die Brauen hoch: wie konnte ein Mensch einen so spießigen Geschmack haben! – und machte sehr von oben herab: "Eleganz – Eleganz finden Sie bei jeder Gans. Aber sich nicht nach der Masse zu richten, dazu gehört Mut! Falls Sies noch nicht wissen sollten."

Skeptisch kniff er die Augen zusammen: "Mut – so, Mut. Es wäre nur zu wünschen, gnädiges Fräulein, Sie würden Ihren Mut an wichtigeren Dingen beweisen."

Sie warf den Kopf mit einem kurzen Ruck zurück, und mit zorn dunklen Augen und tiefer Stimme sagte sie: "Das tu ich auch, wenn es an der Zeit ist."

Prüfend sah er sie an unter seiner Maske von Spott.

Selbst über ihre "schwellende Fülle" wagte er einmal eine ironische Bemerkung, aber vor ihrem plötzlich hilflos erstaunten Blick murrte er eine halbe Entschuldigung. Sie machte sich nicht viel daraus, daß sie seit einiger Zeit schwer und üppig wurde (es war wohl die Folge der Kriegskosten) und daß die lockere Kleidung dies noch betonte. Wenn sie morgens und abends, nackt, ihre Gymnastik machte, dann nahm sie manchmal die kleinen, festen Hügelchen ihrer Brüste in die Hände und wußte, daß sie schön war! Und sie war ihrer Mutter dankbar, daß sie, seit der Konfirmation, dem Gestöhn der Tanten widerstand: "Du mußt doch dem Mädchen ein Korsett kaufen! Sie wird doch niemals eine Figur kriegen!" – "Nein, ich will mein Kind nicht verhunzen. So wie der Herrgott sie geschaffen hat, so wird es schon richtig sein."

Harry Landsberger fuhr am gleichen Tag zurück wie Lotte, und sie hatten eine ganze Strecke in der Kleinbahn miteinander zu machen. Aber sie ärgerte sich bloß: die Wagenfahrt war so schön gewesen, er auch schien angerührt von der herben Schönheit des morgenfrischen Landes; und jetzt fing er wieder an und machte den Überlegenen. Sie hätte ihn aus dem Fenster schmeißen können.

Von Hans hatte man keine Spur gefunden. Allmählich erfuhren die Eltern, daß er auch andere Verwandte auf dieselbe harmlos fröhliche Art besucht hatte. Gottseidank, da

war er wenigstens nicht in schlechte Gesellschaft gekommen. Aber seit Lottes Besuch ihn vescheucht hatte, tauchte er nirgends mehr auf.

Lotte blieb in einem lebhaften Briefwechsel mit Harry Landsberger. Wie soviele andere suchte dieser Fünfundzwanzigjährige nach den inneren Erschütterungen der Frontjahre einen Ausdruck seines unklaren Wollens in dem politischen Leben seines Volkes. Er schrieb ihr von Versammlungen der "Demokratischen Jugend", in denen bewährte alte Demokraten sprachen. Lotte las es mit Interesse, aber es ging sie selbst nicht an. Dies alles war nichts Unmittelbares. Es war interessant wie jede Diskussion über jedes Thema, aber es brachte nichts Wesentliches, nichts Absolutes; nichts, das zu ihr gesprochen hätte.

In seinen Briefen, deutlicher noch als damals in den Gesprächen, klang immer wieder Müdigkeit, Enttäuschung, Bitterkeit auf. Wenn sie doch wüßte, wie sie ihm helfen könnte! Aber wenn sie, um ihn ein wenig in Schwung zu bringen, von Dingen sprach, die ihr über manche Depressionen hinweghalfen: ein Hinausrennen in ihre Heidewildnis, eine Dampferfahrt auf der Alster, in Sturm oder bei Nacht – in dem ungehemmt lyrischen Ton, der ihr von ihren Briefen an Helwig natürlich war –, dann konnte es geschehen, daß er derartige "Ergüsse" mit einer freundschaftlich-ironischen Bemerkung abtat.

Nun, sie hatte ihren Briefwechsel mit Helwig, der wußte ihre "Ergüsse" besser zu werten. Dennoch war sie froh über die Bereicherung durch den Gedankenaustausch mit Harry Landsberger: er wieder war ein verständnisvollerer Partner für ihre Lust an scharfer und spöttischer Kritik, der Helwig abwehrend gegenüberstand.

Kürzlich war Helwig wieder auf Urlaub gekommen, und sie hatte ihn in seinem Vaterhaus aufgesucht. Deutlich hatte sie gespürt, daß sie dem alten Herrn nicht gefiel. Was mochte er von ihr, von den Gefühlen des Sohnes zu ihr wissen? Sie mochte mit ihrem freien, selbstbewußten und dabei durch jugendliche Schüchternheit ungelenten Wesen, mit ihrer trotzigigen Ablehnung jedes jungmädchenhaften "Getues" eine etwas seltsame Erscheinung sein in der altmodisch-friedlichen Routine dieses kleinstädtischen Doktorhauses. Rührend war es gewesen, wie Helwig sich fast aggressiv zu seinem Vater gestellt hatte, weil auch er seine Ablehnung spürte. In ihrer Nähe schien er zu fiebern. Und sie, wenn sie Mut gehabt hätte und Wahrhaftigkeit, hätte ihm nach diesem Besuch sagen müssen: Es ist hoffnungslos, mein Freund. Aber sie war eben feige, und sie hoffte – ja, sie hoffte doch immer noch, daß ihre Sinne ihrem Geist folgen würden.

Was wußte Luise von dem, was zwischen Lotte und Helwig vorging? Sie schien einen stillen Groll gegen Lotte zu hegen; wenn sie von Helwig sprachen, las Lotte einen bitteren Vorwurf in ihren Augen.

Unmerklich war das stille Kind zu Helwigs frischer, naiver Schwester hinübergeglitten, und Lotte hatte sich mit einem jungen Mädchen zusammengefunden, dessen Wesen dem ihren näher war. Henny ^[19] sah aus wie eine Kreolin mit ihrem dunklen Teint und den krausen Haaren. Sie war außer Lotte die einzige, die "ausgefallene Kleider" zu tragen wagte, wenn auch auf eine andere Weise ausgefallen. Einmal hatte sie die ganze Klasse skandalisiert mit einem weißen Kleid, das ihre schönen, vollen, bräunlichen Schultern freiließ; Lotte war entzückt.

Die neue Freundin beteiligte sich nie am Unterricht. Sie war seit vielen Jahren Waise und lebte mit einer älteren Schwester, die die Kunstgewerbeschule besuchte, in zwei

¹⁹Im Original "Gisela" gestrichen und durch "Henny" ersetzt.

möblierten Zimmern. Aufs Seminar ging sie widerwillig und nur, weil ihr Vormund es verlangte. Sie wollte Schauspielerin werden, vertraute sie Lotte an, und sie nahm heimlich schon Unterricht.

Diese Enthüllung hatte eine merkwürdige Wirkung auf Lotte. Auch sie hatte immer öfter und immer dringender an die Bühnenlaufbahn gedacht, je klarer sie sah, daß die Kindererziehung einfach ein Irrtum für sie war; und sie nahm gerade diesen Beruf zu ernst und zu wichtig, um darin gewerbsmäßige Stümperei zu dulden. Dagegen fand sie ein beglückend intensives Leben in der Rezitation von Buchabschnitten und Gedichten; wenn sie jetzt ein Drama las, so arbeitete sie die weibliche Hauptrolle aus und sprach sie manchmal Freunden vor; und die Ergriffenheit ihrer Zuhörer sagte ihr, daß ihre Meinung über diese Begabung keine Selbsttäuschung sei. Vor allem dies, das die immer öfter erschreckte und bedrückte: daß sie nicht unmittelbar leben konnte, sondern auch in den wichtigen Momenten sich selbst beobachtete, wie ein unbeteiligter Zuschauer der Szene zusah – das schien ihr ein Zeichen, daß da ihr wahrer Beruf liegen müsse, wo stets Selbstbeobachtung Vorbedingung eines großen Könnens ist: in der Schauspielkunst.

Der Entschluß der Freundin war für Lotte, als wenn ihr selbst damit der Zugang zu dieser Kunst abgeschnitten sei: die andere hatte es schon getan, da konnte sie es nicht auch noch tun. – War es unbewußtes eingewurzelt Verlangen nach Einzigkeit, Sucht nach Originalität? War es ebenso unbewußte Loyalität, daß sie mit der Freundin nicht konkurrieren wollte? Sie grübelte in der Folge viel über dies Gefühl, das sie selbst verblüffte, konnte sich aber über das Motiv nicht klar werden.

Die beiden jungen Mädchen fanden sich manchmal zu nächtlichen Spaziergängen (weite Wanderungen in Sonnenglut liebte Henny nicht). In warmen Hochsommernächten stahlen sie sich in eins der Segelboote, die an den Landungsstegen in der Alster angekettet waren. Da lagen sie der Länge nach auf den harten Holzrippen, schwiegen oder sangen leise vor sich hin in schönem Einklang und hörten das schläfrige Gemurmel des Wassers, atmeten den vielfältigen Strand- und Bootgeruch ein und sahen die Sterne über sich schwanken. Bis Henny sich stöhnend aufrichtete: “Oh, ich bin ganz in Stücke gebrochen! Sie sind aber auch eine Verrückte!” Aber böse war sie nicht.

Für das Abschluß-Examen taten sie beide nicht einen Federstrich, wendeten nicht eine Buchseite, obgleich sie wußten, daß es mit einem großen Aufwand imposanter Feierlichkeit vor einem ganzen Kollegium von Schulräten abgehalten wurde. Sie hatten beide Wichtigeres zu tun als Wissensstoff zu büffeln! Es war wohl auch ein wenig Fanfarei dabei.

Am Morgen des großen Tages gingen sie zu Fuß den weiten Weg zum Seminar, um frisch zu sein. Unbekümmert plauderten sie von diesem und jenem. Schließlich sagte Henny im Scherz: “Sollen wir nicht lieber doch noch mal in ein Buch kucken?” Sie hatte wie immer ihre volle Mappe mitgeschleppt. “Paß mal auf –”, aufs Geratewohl zerrte sie ein Buch heraus, es war die Kulturkunde. Sie schlug es auf und las vor, was sie gerade fand. Anbau und Bearbeitung des Flachses. “Keine Ahnung,” sagte Lotte. Und sie lachten übermütig.

Einige Stunden später sagte der Schulrat, der in Kulturkunde prüfte, zu Lotte: “Bitte, Fräulein Babendeerde, können Sie mir etwas über den Anbau und die Bearbeitung des Flachses erzählen?” Und ruhig, mit fließender Stimme las Lotte alles in ihrem Gedächtnis ab, was sie morgens flüchtig vernommen hatte, und spürte Henny in ihrem Rücken dem Prusten nahe. Der Schulrat war sehr befriedigt.

Auch in den anderen Fächern schnitt Lotte gut ab, obwohl sie nachdrücklich auf dem bestand, was sie im Gegensatz zu den pädagogischen Lehrbüchern für richtig hielt. Vielleicht gefiel sogar den alten Herren der Ernst, mit dem eine persönliche Meinung vertreten wurde, inmitten des Geplappers und Gestotters von auswendiggelerntem Wissen.

Bei der Prüfung in praktischer Kindergartenarbeit dagegen machte sie eine ganz klägliche Figur. Sie hatte die Beschäftigungsstunde, deren Thema ihr vorher gegeben worden war, sorgfältig wie sonst vorbereitet. Aber als sie eine ganze Schar würdiger älterer Damen und feierlicher Herren gravitatisch in ihrem Gruppenzimmer Platz nehmen sah, unter den neugierigen Augen der Kinder, wurde sie steif und widerborstig. Was! Sollte sie vor denen sich produzieren? Sie brauchte sich vor niemandem beweisen, sie wußte, was sie wert war. Sollte man sie fragen, so würde sie es ganz genau sagen. Denen zuliebe würde sie sicher nicht das vorgeschriebene Lächeln aufsetzen und Mätzchen machen. Und ihr Gesicht blieb wie Holz, und ihre Stimme rauh und un gelenk. Sie wußte wie immer ihre Vorbereitung auswendig, sie war vorzüglich, aber es war ihr nicht möglich, vor denen auch nur ein Wort davon zu äußern. Nun gerade nicht! Zum Glück waren die Kinder, eingeschüchtert von dem imposanten Besuch, brav wie Marzipanpüppchen.

Daß man ihr für diese traurige Vorführung ein "Genügend" zusprach, wunderte sie. Mit weniger als "Genügend" in praktischer Arbeit wäre sie durchgefallen, trotz aller glänzenden Leistungen in theoretischen Fächern.

Bei der traditionellen Ausstellung der Handfertigungsarbeiten der Prüflinge war es noch schlimmer, und Lotte war fast von sich selbst enttäuscht. Mit all den zarten, feinen, zierlichen Gebildern ihrer Mitschülerinnen war der Saal eine Wolke von Weiß, Rosa, Himmelblau, in der Lottes Platz einen harten, dunklen Einriß machte. Ihre Puppe war ein derbes Bauernmädel in kräftigen Farben, als Modell eines praktischen Gegenstandes hatte sie nicht, wie die andern, ein hellblaues Stühlchen oder eine kleine rosa Wiege mit zierlich gemalten Blumengirlanden hergestellt, sondern einen Miniatur-Blasebalg. Ausgerechnet! Welch eine Mühe hatte ihren ungeschickten Fingern das Ding gemacht, und wie war sie stolz gewesen, daß man damit wirklich ein Puppenfeuerchen anblasen konnte! Aber das rotgebeizte Holz und der schwarze Balg, das war nicht hübsch und niedlich, wie all die anderen Dinge rundherum. Und selbst die Tanten, die hergekommen waren mit dem besten Willen zu loben, fühlten sich verlegen vor diesen derben, ernsten Gegenständen, die so betrüblich aller kindlichen Zartheit ermangelten.

Lotte beschloß, noch ein Semester zu belegen, um durch die Abschlußprüfung die Berechtigung zur Erteilung des Elementar-Unterrichts in Familien zu erlangen. Sie dachte nicht daran, die Kinder der Reichen zu erziehen, aber vielleicht hatte sie selbst einmal Kinder, die wollte sie nicht diesem Blödsinn aussetzen, den sie jetzt zur Genüge kennengelernt hatte.

Mit frischen Kräften warf sie sich in den Kampf. Sie stritt und stand für Montessori, wenn sie schon überhaupt ein System anerkannte. Aber schon stand vor ihr die Idee einer noch freieren, ganz ungebundenen Entwicklung des kindlichen Geistes, und wie eine Fackel warf sie ihren Widerspruch in den papiernen Vortrag der Lehrerinnen.

Inzwischen hatte sie auch Gelegenheit gehabt, ihr gesunkenes Selbstbewußtsein wieder aufzurichten, was die praktische Erziehungsarbeit anging. Man hatte im Seminar gefragt, wer zu freiwilliger Hilfsarbeit in einem Hort bereit sei, und Lotte hatte sich gemeldet, trotz ihrer beschämenden Erfahrungen im Kindergarten. Nun tat sie da zwei oder drei Nachmittage wöchentlich Dienst.

Es ging besser als im Kindergarten. Diese Schulkinder fingen doch schon an, Menschen zu werden, mit denen man vernünftig reden konnte. Mit den kleinen Mädchen allerdings fühlte sie sich nicht sehr wohl: ein unzuverlässiges, scheinheiliges Gelichter. An jede "Tante" schmiegt sie sich an, mit vertraulichem Lächeln und hingebungsvollem Augengeklapper, aber man spürte, daß all diese Herzlichkeit nicht weiter ging als ihre Haut. Heimtückisch, wenn sie nichts riskierten, wurden sie frech, zerstörten die mühselig aufgebaute Einheit der Gruppe. Keinen Begriff von Ehre, Anständigkeit, Einhaltung eines Abkommens. Manche Jahre später formulierte Lotte dies Urteil über die Mädchen, auch die älteren, allgemeiner und schärfer: Von jedem Windhauch lassen sie sich schwängern; es ist nicht ihre Schuld, aber das macht sie nicht sympathischer.

Dagegen die Jungens – ! Sie waren ungezogen, frech, aber auf offene und ehrliche Weise. Sie mochten noch so verschieden voneinander sein, jedem war doch der Charakter des Jungen eigen, auf den man bauen konnte: eine einmal erworbene Bindung löste sich nicht auf wie Rauch im Winde, eine einmal anerkannte Abmachung wurde respektiert, darauf konnte man sich verlassen, sofern man nur selbst anständig dazu stand. Vor allem die größeren Jungens, mit denen konnte man reden wie mit vernünftigen Menschen, und sie hatten einen gemeinsamen Ehrbegriff, mit dem man sie mit unfehlbarer Sicherheit "kriegte". – Warum war sie eigentlich ein Mädchen geworden?

Oh, sie murrte nicht dagegen, meistens gab sie sich ihrem Mädchensein mit Begeisterung hin. Sie würde schon etwas Rechtes draus machen, schließlich lag es an ihr, die nötigen Korrekturen vorzunehmen.

Freilich, ein Mädchen nach dem Sinn der Tanten war sie sicher nicht. Die hatten wieder mal eine Idee ausgeheckt: Lotte mußte Tanzstunden nehmen. Natürlich, die Zeiten waren schwer, aber mit Gottes Hilfe würde das ja auch einmal überstanden sein. Die Verwandtschaft war immer lebensfroh. Wenn man zu einem Familienfest zusammenkam, dann konnte man getrost der Jugend ein Tänzchen gönnen, während die Alten sich an den Kartentisch setzten und die Mütter sich zu einem gemütlichen Plauderstündchen in die Sofaecke zurückzogen. Na, und nachher, wenn alles wieder normal ist und es wieder Bälle gibt, dann muß ein junges Mädchen doch tanzen können.

Aber Lotte – an solchem Lämmerhüpfen im Ballsaal teilnehmen? Was die sich so vorstellten! Oh nein, sie hatte was Besseres gemacht: im vorigen Herbst hatte sie sich zu einem Kurs für Rhythmische Gymnastik angemeldet.

Herrlich war es – sie hatte gelernt, ihren Körper zu befreien und zu beherrschen. Jetzt tanzte sie manchmal ganz allein, für sich, draußen in ihrem wilden Heidewinkel; und das war vielleicht das Schönste, was es überhaupt gab.

Oh, sie liebte es auch, mit Männern zu tanzen: begeistert und hingeeben schwang sie sich im Volkstanz, unter dem sonnigen Himmel oder um die verlöschende Glut eines Lagerfeuers. Und sie wußte vielleicht besser als alle, wieviel Erotik da mitspielte. Das wollte sie denen in Gottesnamen auch gönnen in ihrem stickigen Tanzsaal. Die sollten bloß nicht verlangen, daß sie dies steife Getue und Gedrechsle mitmache – und wie man sich dazu anputzen mußte – ! Sie hatte einmal gesehen, wie ihre älteste Kusine Gerda sich vor ihrem dreiteiligen Spiegel kunstvoll frisieren ließ; sicher hatte sie noch Stunden voller Kleiderprobleme vor sich, bis sie endlich aufgetakelt lossegeln konnte. – Und mit spöttischem Mitleid blickte Lotte der schönen Kusine in das gespannte Spiegelgesicht.

Von den Familienzusammenkünften hielt sie sich auch nach Möglichkeit fern. Da wurde allerdings verführerisch gut gegessen, und zu Haus gab es nicht mal immer genügend

Kohlrüben jetzt, am Ende des vierten Kriegsjahres; aber das belohnte sich nicht, diesen Schnack mit anzuhören, stundenlang.

Zu Tante Hildes zehntem Hochzeitstag durfte sie nun allerdings doch nicht fehlen. Wenn sie auch eigentlich lieber mal an gewöhnlichen Tagen zu ihr hinausfuhr; dann setzte Tante Hilde sich manchmal noch ans Klavier, und dann hatte Lotte sie schrecklich gern. Sie war überhaupt so ein lieber Mensch, die einzige, die zu verstehen schien, daß ein junges Mädchen allerhand Schwärmereien und Sehnsüchte haben kann. Und das war umso höher anzuerkennen, als sie in dem, was sie für ihre eigenen Ansichten hielt, beängstigend eng und spießig war, wie sie alle.

Eine unheimliche Anzahl Menschen war zu Tante Hildes zehntem Hochzeitstag versammelt. Nein, wahrhaftig, diese Familie *nahm* kein Ende.

Die Kusinen und die paar Vettern, unter denen Lotte saß, kannten schon ihren neuesten "Spleen", die Ablehnung der alkoholischen Getränke; sie hatten sie überhaupt so ziemlich aufgegeben, mit ihrer langweiligen Einsilbigkeit und all ihren verrückten Ideen, die sie mit sturem Ernst und einer aufreizenden Hochnäsigkeit vertrat. So ließ man sie während des Essens ziemlich ungeschoren, und sie konnte in aller Muße die Tafelgesellschaft beobachten.

Das tat sie so intensiv, daß sie sich zum Schluß der endlosen Mahlzeit ganz verwirrt vorkam, so, als sei sie selbst leise beschwipst von dem leichten Rausch, den sie in den andern steigen fühlte. (Das unerhört reichhaltige und berückend raffinierte Essen hatte wohl auch seinen Teil dazu beigetragen.)

Wie gewöhnlich setzte sie sich neben das Klavier, während die Jugend in dem großen ausgeräumten Eßzimmer zu tanzen begann. Heute mußte aber auch das Ehrenpaar des Tages tüchtig mit heran, Tante Hilde und Onkel Hermann! Jeder Mann schien es sich zur Ehrenpflicht zu machen, die Zehnjahresbraut im Tanz herumzuschwenken. Wie entzückend leicht sie immer noch tanzte, mit ihrer schönen großen Gestalt! Und natürlich wollten alle den Ehrentänzen zusehen. So war die gewöhnliche Ordnung: die Männer am Kartentisch, die Damen in der Sofaecke, die Jugend auf dem Parkett – ganz aufgehoben, und es herrschte eine ganz ungewöhnlich angeregte, allgemeine Fröhlichkeit. Der arme, schon etwas massige Onkel Hermann hatte alle Mühe, die endlose Reihe der Nichten abzutanzen, auf die älteren Damen würde er sicher gern verzichten.

Wie hinreißend so eine Walzermelodie war! Lotte lehnte den Kopf gegen das Klavier und fühlte das Schwingen des spiegelnden Holzes und das verwirrend vielfältige Töne-Durcheinander in dem engen Kasten – und wie klar trotzdem die Musik sich in den Raum schwang! – Es war, als wenn dies vieltönige Vibrieren sich ihrem Körper mitteilte. Ah, jetzt allein sein, mit dieser Musik, und sie tanzen!

"Na, Lotti, du wirst mir doch keinen Korb geben, heute?" – Onkel Herrmann stand vor ihr mit etwas kurzem Atem und roterhitztem Gesicht; seine guten hellblauen Augen lächelten sie so herzlich an.

"Ach, Lotti tanzt doch nicht!" ließen sich da schon zwei Kusinen vernehmen, etwas mokant.

Wollte sie, wollte sie nicht – ? Sie wußte es selbst nicht. Widerstrebend erhob sie sich.

"Ah, siehst du, das ist recht!" sagte Onkel Hermann fröhlich. Ein wenig unsicher legte sie ihm den Arm auf die Schulter, so wie sie es von den andern gesehen hatte. "Paß auf, es wird schon gehen," machte Onkel Hermann ermutigend.

Unmöglich – sie wollte wegfliegen mit der Musik, und Onkel Hermann war da und drehte sie herum, als wären sie zwei Holzpuppen, und immer kamen sie mit ihren Füßen

durcheinander. Das war das Schrecklichste. Wie können bloß zwei Menschen so verquere Füße haben, die nicht nebeneinander Platz finden!

Und nun merkte Lotte, daß die ganze Gesellschaft ihnen belustigt zusah.

Mit brennendem Gesicht sah sie zu Onkel Hermann auf: "Es geht nicht!" Er nahm sie sicherer in den Arm, wie ein unhandliches Paket: "Wird schon gehn, mein Deern!" tröstete er, schnaufend.

Da – dies Gekicher, das war Helga, die unausstehliche Gans.

Die Musik zog, und Onkel Hermann fesselte...

Jetzt wurde ihr Blick flehend, und sie blieb stehen. "Nein, bitte, Onkel Hermann; ich möchte mal allein versuchen..."

Erstaunt ließ er sie los. Sie machte einige unsichere Schritte zum Klavier hin, mit gesenktem Kopf, schloß die Augen...

So geht das...

"Sie kann ja nicht tanzen – Sie wollte ja nicht..." – "Sie sagt, sie will allein versuchen –": das war Onkel Hermanns verdutzte Stimme; die andern begütigende und mißbilligende Tanten.

"...kann ja nicht!..." – eine spöttische Kusine.

Sie warf den Kopf zurück. Kann ja nicht –! Sie lockerte den Körper, wie sie es so gern übte, brach entschlossen die Scham, die sie noch fesselte trotz der Herausforderung, und schwang sich los.

Sie merkte, wie der Kreis von Menschengesichtern um sie herum zurückwich, in der Realität und dann auch in ihrer Vorstellung. Ihr sollt mich nicht stören.

Sie tanzte! Sie war frei! Ihr ganzer Körper jubelte. Kann ja nicht –! Seht – das heißt Tanzen!

Aber dann spürte sie, wie die Befreiung in dunklere Regionen hinunterzulangen begann. Anders wollte sie tanzen, anders – aber dafür genügte diese Melodie nicht. Entschlossen aufstampfend blieb sie stehen, fühlte sich wie ein dampfendes Tier voll Kraft und Macht – "Nein! Was anderes!" rief sie herrisch dem Vetter zu, der temperamentvoll das Klavier bearbeitete. Er nahm die Hände von den Tasten und sah aufmerksam zu ihr hinüber.

"Kannst du das? Lala – la – lalala..."

"Ach, du meinst [20]." Er schlug einige Takte an.

Aufleuchtend: "Ja! Bitte!" Und fühlte, daß er damit für alles belohnt war.

Jetzt erst warf sie sich ganz in ihren Tanz. Dies war ihre Musik dieser Stunde. Vorhin hatte sie noch in allem Siegesgefühl kokettiert, war ihres Publikums bewußt geblieben. Jetzt nahm sie kaum noch die Staffage von Schatten wahr, die sich schweigend ganz zurückgedrängt hatten.

Es war ein endgültiges Aufbrechen, ein ungehemmtes Entbinden aller Leidenschaft, die verhalten in ihrem jungen Körper lebte.

Als sie nachher schweratmend, glücklich und mit einem abwesenden Lächeln neben dem Klavier lehnte, war ihr, als sei der ganze Körper aus ihr fortgeströmt. Tanten und Kusinen scharten sich um sie, jede hatte ihr etwas zu sagen.

"Fabelhaft, großes Talent... ja, stille Wasser! – ... nie gedacht... – Wie man bloß sowas kann..." Sie spürte mehr den Ton als sie die Worte hörte: Enthusiasmus, leicht mokante Bewunderung, Beklommenheit und naives Staunen.

²⁰Leerstelle im Original.

Später erst fiel ihr ein, daß die Männer sich sehr zurückhaltend gezeigt hatten in ihren Äußerungen. Als wenn es für jeden von ihnen etwas gewesen wäre, über das man nicht spricht.

[²¹]

²¹Anmerkung des Sohns der Autorin: “(S. 152 fehlt)”.

Kapitel 8

In diesem Winter hatte sie nur noch die Nächte zum Schreiben, und dabei wurde ihr in ihrem ungeheizten Zimmer zuweilen fast elend vor Kälte. Dann schüttelte sie sich auf: Stell dir vor, daß das ein Dauerzustand wäre, dann müßtest du dich doch auch darin einrichten!

Es gelang ihr überraschend leicht, sich darin einzurichten: eigentlich war es gar nicht schwer, sich so umzustellen, daß man die Kälteschauer als ganz angenehm, fast als Wollust empfand. Wie doch alles relativ ist, wunderte sie sich; vielleicht haben die Märtyrer denselben Kniff...? Mit der Exaltation der Gläubigen...

Dennoch, in ihren Stolz über ihr Kunststückchen mischte sich ein wenig Unruhe: du darfst deine normalen Reaktionen auch nicht pervertieren, mein Kind! Aber schließlich war es vorzuziehen, mit verfälschten oder, na, sagen wir: durch den Willen umgewandelten Reaktionen, Empfindungen, einen arbeitsfähigen Kopf zu behalten, als schlapp zu werden mit normalen. Und es war ja keine tägliche Übung.

Es war Weihnachten; die erste Friedensweihnacht.

Daß vorher eine Revolution stattgefunden hat, das hatte Lotte gar nicht bemerkt. Sie las keine Zeitungen. Sie lebte in ihrer eigenen Welt, führte ihre eigenen Kämpfe, gegen sich und die andern.

Wie das ganze Volk hatte sie angstvoll das Ende des Krieges erharret, das Ende der Schlächtereien, des Hungers. Immer mehr verelendeten die Kinder. Immer mehr verkrüppelte Männer sah man auf den Straßen.

Als die Glocken die endgültige Waffenruhe einläuteten, fielen die Mutter und Lotte sich um den Hals und hielten sich lange schweigend und innig umfaßt.

Dies Erlebnis, sich einmal mit der Mutter in einem tiefen Gefühl vereinigt zu finden, gab Lotte eine große und ernste Freude. Sie hatte sich innerlich immer mehr von den Ihren entfernt, und wenn sie nicht in offenem Kampf stand, so fühlte sie sich doch "mitten in ihrer Familie wie auf einer einsamen Insel", wie sie einmal Helwig schrieb.

Und dann, einige Wochen vor Weihnachten, war der Vater vom Militärdienst entlassen worden. Er war alt geworden, und von seinem einstigen eleganten Äußeren war nicht viel mehr übriggeblieben. Aber Lotte fand, daß sein mageres, tief durchpflügtes Gesicht schöner war als vorher.

Es war für die Eheleute nicht leicht, sich wieder miteinander einzufinden. Der Vater war heimgekommen mit dem unveränderten Bewußtsein, das Oberhaupt der Familie zu sein. Aber in diesen langen Jahren hatte die Mutter in so vielen schweren und lebenswichtigen Momenten allein entscheiden und handeln müssen. Sie war nicht mehr fähig, auch wenn sie es um des lieben Friedens willen gern gewollt hätte, die undiskutierbare Autorität des Mannes über sich anzuerkennen. Und so war es in vielen Ehen.

Das neuerwachte Selbstbewußtsein der Frauen hatte sogar eine sehr bestimmte Form angenommen: wenn sie ihre ganze Zeit und Kraft dem Haushalt widmeten und damit mehr als der Mann für die Familie arbeiteten, so fanden sie, dann war es unwürdig, den “Ernährer” um Geld für ihre persönlichen Ausgaben bitten zu müssen, das er ihnen abschlagen oder gewähren konnte. Er hielt für sich die Summe zurück, die er als notwendig erachtete; er sollte auch seiner Frau eine bestimmte Summe aussetzen für ihre persönlichen Bedürfnisse. Nur waren die Frauen so ungeschickt, diese Summe als “Gehalt” zu bezeichnen.

Lotte war resolut und begeistert auf der Seite der Mutter.

Viel und lange wurde diese Frage zwischen den Eltern diskutiert. Es schien, als wenn dem Vater diese Forderung den Einsturz seines ganzen Weltbildes, aller seiner Ideale bedeutete. Er tat Lotte von Herzen leid – aber deswegen konnte sie doch ihre Meinung nicht ändern!

Einmal wurde die Sache vor Lotte besprochen, die schweigend zuhörte. Schließlich fragte der Vater sie: “Und du – bist du etwa derselben Meinung wie deine Mutter?”

“Ja, das bin ich!” sagte sie mit Nachdruck.

Der Vater sah sie stumm an, und in seinem Blick las sie: So verläßt du mich – auch du? Und schwerfällig stand er auf und ging hinaus.

Oh – es war nicht immer leicht, für die Wahrheit zu stehen.

Und nun war Weihnachten, und zum erstenmal seit Jahren war es wieder der Vater, der den Baum schmückte, wie damals, als sie Kinder waren. Aber es war gar nicht die alte freudige Feststimmung; wäre der kleine Helmut nicht gewesen, der mit der Ahnungslosigkeit seiner vier Jahre herumsprang und sich auf die Bescherung freute... Mit Bangen mochten die Eltern dem Abend entgegensehen, an dem jetzt das zweite ihrer Kinder ihnen fehlen sollte.

Und dann, in der Abenddämmerung, stand Hans vor der Tür. Er sah blaß und kläglich aus, und sein Gesicht, das immer reichlich voll und weich gewesen war, schien leicht aufgeschwemmt. Seine Kleider waren in einem elenden Zustand.

Es war Weihnachtsabend, und der Vater schloß den verlorenen Sohn in aufrichtiger verzeihender Liebe in seine Arme.

Jetzt verstand Lotte zum erstenmal, daß die kitschigen Familienkalendergeschichten, die sie so ärgerten, einfache Wahrheit sein konnten. Dennoch fand sie grollend, daß “die Bürger” es sich ein bißchen billig machten: nur *einen* Tag im Jahr die Liebe zu üben!

Hans erzählte, daß er im Herbst beim Kartoffelbuddeln gearbeitet habe, und von dem Geld habe er bis jetzt gelebt. Die Eltern erkundigten sich bei dem Bauern; wahrhaftig, über das Kartoffelbuddeln hatte er die Wahrheit gesagt. Ihre Hoffnung stieg.

Und was sollte nun weiter mit ihm werden? In ein Geschäft wagten sie ihn nicht wieder zu geben. Sollte dieser begabte Junge wirklich nur als Knecht bei einem Bauern...?

Da bat er darum, in ein baltisches Freikorps eintreten zu dürfen, und nach einiger Überlegung erschien dies den Eltern die beste Lösung. Die scharfe Manneszucht konnte

vielleicht ihren Sohn noch geraderichten.

Inzwischen hatte Lottes Arbeit im Hort ein Ende genommen. Sie war ganz zufrieden, nun ihre Nachmittage und ihre beruflichen Kenntnisse anwenden zu können, um etwas zu verdienen. Sie hatte es gut getroffen mit dieser Familie: die Kinder waren frisch und natürlich, und es war da eine junge Stütze, die seit Jahren in fröhlichem Einvernehmen mit der Hausfrau im Haushalt waltete. Lotte verlor rasch ihre Steifheit und fühlte sich wohl in der herzlichen Atmosphäre dieses Hauses. Das für ihre Begriffe unerhört üppige Abendessen entzückte sie auch nicht wenig; und immer wurde sie genötigt, doch noch zuzugreifen. Wenn sie nur gewußt hätte, wie es anzustellen, hätte sie am liebsten viel weniger gegessen und das meiste dem kleinen Helmut mitgebracht. Er war so zum Erbarmen dünn und blaß, und sie dickes Mädchen hatte es wirklich nicht nötig.

Der kleinste Junge dieser Familie, vier Jahre alt, onanierte, und man fand kein Mittel, um es ihm abzugewöhnen. Sein armes kleines Glied war schwärzlich grau. Ratlos und betrübt standen die drei Frauen an seinem Bettchen. Lotte schämte sich, keinen Rat zu wissen. Da war sie nun "vom Fach"! Davon hatte man nichts gesagt im Seminar; aber vielleicht kam es noch. – Es kam nie.

Und nun konnte sie für einige Tage nicht hinfahren. Das dumme Mädchen hatte sich eine Blutvergiftung an der linken Ferse zugezogen; bis Neujahr war sie noch damit herumgehumpelt, aber dann mußte es geschnitten werden. Und nun lag sie auf ihrem Diwan und machte Kompressen. Gestern hatte sie Ludwig und Robert geschrieben, daß sie "marode" sei. Ob wohl einer von ihnen kommen würde?

Als der Vater zurückgekommen war, hatte Lotte gemerkt, daß ihre selbsterrungene Freiheit nun noch von ihm gebilligt werden mußte. Sie hatte versucht, von ihm die Zustimmung zu erlangen, so spät nach Hause zu kommen, "wie es nötig war". Schließlich war sie jetzt schon achtzehn Jahre alt! Eigentlich hatte sie an seinem Verständnis nicht gezweifelt. Aber er war unbeugsam in seinen Prinzipien der Schicklichkeit. Er schien nicht zu bezweifeln, daß er sich auf seine Tochter verlassen konnte; aber was sollten die Leute sagen! Es war nicht dagegen anzukommen. Und offene Rebellion gegen den Vater wagte sie nicht. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie wohnten noch immer in der Parterrewohnung des stillen alten Gartenhauses. Lotte sagte früh Gute Nacht, öffnete leise ihr Fenster, das auf den Vorgarten hinausging, und sprang hinaus.

Sie kam ein wenig spät zu den Diskussionsabenden, aber sie kam doch. Und diese herrlichen nächtlichen Märsche nachher, bei denen sie die Geschicke des Menschengeschlechts in ihren kühnen jungen Händen wog! Nicht selten wanderte sie mit Robert oder einem andern Kameraden rund um die Außenalster. Der Blick auf die schwarz Wasserfläche mit dem allmählich spärlicher werdenden Zauberkranz zitternder Lichtzungen, der frische Hauch, der von da herüberwehte – gaben ein beglückendes Gefühl von Weite und Freiheit. Kopf und Glieder sirrend vor Müdigkeit, schwang sie sich dann, nach einem kräftigen Händedruck, lautlos zum Fenster hinein und sank in einen gesunden Schlaf.

Oder sie machte allein diesen langen Weg, den Kopf herabgebogen, die Fäuste in den Manteltaschen, und grübelte über den Sinn des Lebens. Und ging mit sich ins Gericht. Denn so hochmütig sie sich auch andern gegenüber stellte – wie selten konnte sie mit sich zufrieden sein! Ihr Verhältnis zu Helwig; nie konnte sie sich entschließen, ihm grausam klar und offen zu sagen: nie wird es sein können, wie du wünschst. Ihre noch immer

nicht besiegte Liebe zu dem schönen, grütköpfigen Ludwig. Oh, sie war nicht mehr Herr bei sich zu Hause! Sie konnte sich nicht mehr dazu zwingen, zu tun, was sie wollte; was sie wollte, weil es richtig war und getan werden mußte.

Und was sie immer wieder erschreckte: ihre Unfähigkeit, ganz im Augenblick zu leben; ihre unselige Eigenschaft, ihr eigener Zuschauer zu sein. Nur wenn sie allein war, war sie echt und lebte unmittelbar. Sowie sie mit jemandem war, beobachtete sie sich, hörte sich sprechen, sah sich handeln, konnte, den Bruchteil einer Sekunde zuvor, sich dirigieren: so oder so zu tun. Und ohne Aufhören beurteilte sie die ganze Szene, die sich da abspielte. Auch dies hing nicht von ihrem Willen ab, aber es war nicht weniger erschreckend deswegen.

Robert, ihr einziger Freund Robert, hatte ihr einmal gesagt: "Du mußt warten, bis du einen findest, der dir gleich ist; dann werdet ihr einander erlösen." Natürlich, "erlösen" hatte er kaum gesagt, so großspurige Worte wandte er nicht an, das war nur ihre alberne Manier; aber doch in dem Sinne.

Wenigstens ging das Leben mit den Eltern reibungslos. Sie hatten sich allmählich daran gewöhnt, daß sie häufig Besuch bekam; daß es fast nur junge Männer waren, mochte sie wundern und wohl auch ihnen mißfallen. Lotte führte sie das erstemal immer zuerst zu ihren Eltern, man saß einige Minuten in allgemeinem Gespräch, und dann nahm sie den Kameraden bei der Hand: "So, jetzt gehen wir in mein Zimmer."

Sie war aufrichtig froh, daß der Vater so vernünftig war, daß er auch die Mutter zur Vernunft gebracht hatte, und daß man jetzt wie vernünftige Menschen miteinander leben konnte. Und "die Leute" würde sie ihnen schon auch noch abgewöhnen.

Lotte war gerade dabei, ihre Kompresse zu wechseln, da klingelte es; der Vater ging öffnen. Sie erkannte Ludwigs Stimme und hörte den Vater mit etwas knurrigem Ton antworten. Er fand wohl, daß Ludwig die letzte Zeit reichlich oft kam. Das sollte sie nicht stören.

Sie hatte Zeit, in ihre Hausschuhe zu schlüpfen und das ganze Lazarettmaterial beiseitezuschieben, ehe Ludwig eintrat.

In der letzten Zeit war die Spannung zwischen ihnen gestiegen, und sie hatte gespürt, daß der Jüngling immer wehrloser ihr anheimfiel. Jetzt, bei der Begrüßung, fühlte sie, daß er schon wie ein halb Überwundener gekommen war, und etwas in ihr zitterte auf –

Er saß wie immer auf dem gepolsterten niedrigen Hockerchen am Fußende des Diwans und lehnte sich an die Wand. Lotte nahm ihre Gitarre, setzte sich dicht zu ihm und sang halblaut schwermütige Weisen. Dann, nach einer Stille, sprach sie mit ihrer vollen, dunklen und weichen Stimme einige Abschnitte aus der "Weise von Liebe und Tod". Und ob sie sich auch der Musik dieser Worte voll hingab – eine spöttische Kritik an dieser "Stimmung" wurde immer lauter in ihr.

Und wieder schwiegen sie.

Dann erhob Lotte sich, um ein Buch zu nehmen. Da stand auch er auf, umschlang sie, und die Süßigkeit dieses lange demütig ersuchten Kusses schmolz in ihr sich unmerklich um in die Süßigkeit des Triumphs.

Still zog er sie zurück auf ihren Platz, und von seinem Schemel glitt er sacht in die Knie; er nahm ihre Hände und bettete sein Gesicht hinein. Langsam neigte er sich, überwältigt, bis seine Hände, die die ihren hielten, auf ihrem Schoß ruhten.

So blieben sie lange.

Lotte konnte sich – sie wollte sich dem Zauber dieser Minute nicht entziehen. Oh, wie sie wünschte, von ihm ganz ausgefüllt zu sein! Aber selbst jetzt war in ihr ein leiser scharfer Spott, wie sie da auf den gebeugten Nacken des überwundenen, anbetenden Widersachers blickte. Und immer stärker und eindeutiger läutete der Triumph.

Nein, auch das war keine Liebe.

Sie hatte eben die Wohnungstür hinter ihm geschlossen, da kam der Vater heran. Sah er den Widerschein der durchlebten Minuten auf ihrem Gesicht, oder hatte die Stille in ihrem Zimmer ihn beunruhigt? Er knurrte: “Jetzt hab ich aber genug von deinen Herrenbesuchen. Damit ist es Schluß jetzt. – Und was sind das für Faxen!” brach er aus und griff nach dem schmalen Samtband, das sie über der Stirn trug. Er hatte es schon wochenlang gesehen. “Wie läufst du denn herum! Kannst du dich nicht wie ein anständiges Mädchen frisieren?”

Des Vaters Griff hatte ihre Stirn gestreift – sie hatte den Kopf zurückgeworfen und die Hand erhoben. Wild schoß in ihr ein Gefühl auf – wie damals vor der Mutter, als die sie züchtigen wollte.

Sie starrten sich an, einige Sekunden. Dann sagte der Vater barsch: “Du ißt heute in der Küche.” Und er drehte sich um.

Was hatte er ihr zu sagen gewagt: jedes Wort eine Beleidigung, ein klatschender Schlag. Sie fühlte nicht das Entsetzen vor ihrer Geste wie damals mit der Mutter. Sie und ihr Vater, sie waren ebenbürtige Gegner. Damals war es wohl so schrecklich gewesen, weil sie eine Schwächere bedroht hatte und die schon längst unterlegen war. Jetzt war mit ihrem Vater der offene Kampf ausgebrochen, sie nahm ihn auf.

Ich laß mich nicht anrühren. Ich laß mich nicht anrühren.

Der Zorn straffte sie wie eine starke Barre von Eis. Er machte ihre Gedanken klar und ihre Gesten präzise.

Sie ging in die Küche und schnitt ein halbes Schwarzbrot ab. Sie kannte sich mit den Brotmarken nicht aus, aber soviel würde ihr wohl zustehen für ein paar Tage. Sie wickelte es ein und steckte es in ihre Mappe; Handtuch, Seife, Zahnbürste, ein paar Bücher zum Lesen und Lernen, viel Papier zum Schreiben. Das Nötige für Umschläge für diesen dummen Fuß; die ganze Zeit, seit sie ihn vom Diwan herabgelassen, hatte es darin gepuckert. Aber sie wußte, damit würde ihr nichts passieren. Sie hatte sogar Geld: vor ein paar Tagen hatte sie ihr Gehalt bekommen, fünfundreißig Mark, und vergeßlich, wie sie war, trug sie es noch immer mit sich herum.

Sie zog die Schuhe an – es tat scheußlich weh, aber das war egal.

Dann ging sie ruhig aus dem Hause.

Draußen hatte sie einen weit schwierigeren Moment zu überstehen.

Schon seit langem hatte sie keine Einkäufe für den Haushalt mehr gemacht. Beklommen trat sie in einen Gemüseladen, in dem sie von draußen Mohrrüben gesehen hatte: “Sind die Mohrrüben ohne Marken?”

“Eigentlich doch,” sagte die Frau mißmutig. “Aber wenn Sie keine haben –” Sie nahm ihr für das Pfund Mohrrüben nur einen ganz geringen Teil ihrer fünfunddreißig Mark ab.

Sie war doch recht schlecht für das praktische Leben ausgerüstet: sie kannte den Preis für Kolleghefte und Kunstpostkarten, für Reclamhefte und die Bändchen der Inselbücherei. Hätte die Frau einen unsinnigen Preis für die Mohrrüben verlangt, so hätte sie ihn gegeben.

Lotte wußte, wohin sie wollte: sie hatte schon manche Stunde im Damensalon des Hauptbahnhofs verbracht, wenn es sich zwischen Seminar und Nachmittagsbeschäftigung nicht lohnte, nach Haus zu fahren. Es war ein angenehmer, intimer Raum: ein dicker Teppich, tiefe Sessel; die Kellner kamen nur, wenn man ihnen klingelte. Häufig war er ganz leer, und wenn da schon mal ein paar Damen saßen, so hörte man nur eine gedämpfte Unterhaltung und störte sich gegenseitig nicht. Von den Sesseln aus sah man durch das Fenster, das fast die ganze Breite einer Wand einnahm, nichts als Himmel. Wie oft schon hatte Lotte sich ganz vergessen im Anschauen schöner, wechselnder Wolkenbildungen. Und manches Gedicht hatte sie hier geschrieben.

Hier installierte sie sich nun für einige Tage, bis ihr Fuß geheilt sei. Sie schob zwei Sessel zusammen: ein herrliches Ruhelager. Sie war gewöhnt, ohne Tisch zu schreiben, auf ihren Knien. An alles hatte sie gedacht: in Schüsselchen hatte sie mitgebracht, das füllte sie in der Toilette neben dem Damensalon mit Wasser, schüttete essigsaurer Tonerde hinzu und machte systematisch ihre Umschläge. Vormittags und nachmittags nahm sie eine Scheibe Brot und eine Mohrrübe und "fletscherte" lange und ausgiebig. Für die Nacht streckte sie sich auf einer Polsterbank an der Wand aus; herrlich – der Damensalon war sogar ganz schön geheizt. Morgens zahlte sie die paar Pfennige für eine Waschkabine in der Toilette nebenan und wusch sich kräftig. Wenn in den ersten Morgenstunden die Reinemachfrauen durch den Salon kamen, um in der Toilette Wasser zu nehmen, erkundigten sie sich teilnahmsvoll nach Lottes Fuß; sie fragten nicht weiter und schienen sich gar nicht zu wundern, dies junge Mädchen hier tagelang sitzen zu sehen. – "Neeneee, Fräulein, bleiben Sie man ruhig so sitzen, ich feg bloß so um Sie rum." – So taktvolle, nette Frauen.

Dabei arbeitete Lotte tüchtig und fühlte sich vollkommen wohl. Einmal am Tage ließ sie sich eine Tasse Kaffee bringen (das erste Mal mußte sie ihre Schüchternheit erst überwinden: sie war noch nie allein in ein Lokal gegangen, hatte noch nie etwas bestellt); sie behielt das Glas Wasser, um im Lauf des Tages hin und wieder einen Schluck zu trinken; das Wasser in der Toilette ekelte sie.

Jeden Tag telefonierte sie: "Tag, Tante Else! Ich wollte dir nur sagen, daß es mir vollkommen gut geht. – Aber natürlich! Bitte sag meinen Eltern, sie brauchen sich nicht um mich zu ängstigen. – Wo ich – ? Nein, das will ich dir nicht sagen." Tante Else bat, beschwor. "Nein, mein Vater (sie hatte bis jetzt immer "Vati" gesagt, aber das kam jetzt ganz von selbst) hat mich beleidigt. Das darf ich mir nicht gefallen lassen. – Nein, wirklich, Tante Else. – Also, auf morgen."

Am vierten Tag fand sie ihren Fuß geheilt. Nun konnte sie sich auf den Weg machen. Sie wollte zu einer Freundin fahren, die sie in der Freideutschen Jugend kennengelernt hatte: schon ein älteres Mädchen, wohl Ende der Zwanziger; eine der wenigen Frauen, die Lotte imponierten. Die hatte sich wirklich von allem bürgerlichen Formelkram freigemacht und ging resolut und aufrecht ihren Weg. Schade, daß sie in Bergedorf wohnte und sie sich so nur selten sahen; mit ihr hätte Lotte gern eine enge Freundschaft geschlossen, und auch die Ältere war gern in Lottes Gesellschaft. Lisa hatte lange im Briefwechsel gestanden mit einem holländischen Gesinnungsgenossen, und ohne sich je gesehen zu haben, waren sie übereingekommen, ihrer beider Leben zu vereinigen. Aber als Lisa nach Holland fahren wollte, ergaben sich unvorhergesehene Schwierigkeiten: sie hatte angegeben, zum Zweck der Heirat diese Reise unternehmen zu müssen, aber die vorgelegten Briefe schienen den Beamten kein Beweis eines Verlöbnisses: was, kein zärtliches Wort, nur unverständliche Ideen! Die Reiseerlaubnis wurde abgeschlagen. Die beiden waren zu stolz, um die Komödie

verliebter Briefe auf sich zu nehmen, und zogen es vor zu warten, bis man wieder frei reisen konnte.

Zu dieser Freundin wollte Lotte nun fahren. Sie hatte nahe Verbindungen zu Gemeinschafts-Siedlungen; vielleicht nahm man sie da als Kameradin und Arbeitskraft an. Das konnte interessant sein. Man konnte aber immer noch nur auf amtliche Dringlichkeitsbescheinigung eine Fahrkarte bekommen. So ging Lotte zu Ludwig, der in der Berufsberatung angestellt war.

Er gab ihr ohne Zögern eine Bescheinigung mit einer gefälschten Unterschrift: Frl. Babendeerde habe sich in Bergedorf als Kindergärtnerin vorzustellen. Stempel.

Lotte fand das sehr anständig von ihm; sie war nicht sicher gewesen, ob er genug Mark in den Knochen haben würde.

Lisa war mit ihrer Familie vor kurzem fortgezogen. "Irgendwo bei Flensburg rum," sagte die Nachbarin. "Da haben sie Land gekauft oder gepachtet."

Nun mußte Lotte noch einmal zu Ludwig gehen. Sie wollte nicht mehr auf dem Bahnhof übernachten, auf die Dauer konnte das doch nicht gutgehen, und er hatte einen Schlüssel zu dem Versammlungsraum der Freideutschen Jugend. – Sie konnte ihn für einige Tage behalten.

Der Raum war nicht geheizt, durch ein zerschlagenes Fenster piffte der Januarwind. Es war eisig während der Nacht. Jetzt merkte Lotte, daß das kosige warme Nest der Pfadfinderinnen doch etwas für sich hatte: da wäre es sicher nicht schwergefallen, etwas zu finden, mit dem man sich ein Lager bereiten könnte. Hier konnte sie in dem ganzen großen Raum nicht ein Stück Papier finden, um sich zuzudecken. Sie wickelte sich eng in ihren Mantel und streckte sich auf dem Fußboden aus, den Kopf auf der Mappe.

Sie klapperte elend die ganze Nacht hindurch.

Ein Glück, daß es hier fließendes Wasser gab. Es war noch völlig dunkel, als Lotte sich erhob, weil ihr wahrhaftig zu ungemütlich wurde; sie machte lange und heftig Gymnastik, bis sie sich wieder lebendig werden fühlte, und dann bearbeitete sie sich gründlich mit dem kalten Wasser und fühlte sich wunderbar.

Herrlich war der Kriegskaffee im Wartesaal. Sie getraute sich nicht, in irgendein Lokal zu gehen; lieber ging sie bis zum Bahnhof, der ihr schon eine vertraute Stätte geworden war. Dann fuhr sie zu Frau Dammann, in deren Haus sie bisher nachmittags die Kinder betreut hatte, in einer vagen Hoffnung; die Dame hatte gelegentlich angedeutet, daß sie am liebsten noch ein junges Mädchen ganz ins Haus nähme.

Als Lotte die Gartenpforte öffnete, kam gerade Frl. Herta, die junge Stütze, mit dem Kinderwagen aus der Haustür, die größeren Kinder sprangen hinter ihr her. Das junge Mädchen war sichtlich verlegen, als sie Lotte erblickte.

"Nein, nein – bitte gehen sie jetzt nicht zu Frau Dammann! Ich kann es Ihnen nicht sagen, aber glauben Sie mir: es wäre nicht gut, wenn Sie jetzt zu ihr gingen. Später vielleicht ..."

Verständnislos und bedrückt ging Lotte neben dem jungen Mädchen her, das energisch den Kinderwagen vor sich herschob. Sie versuchte zu erraten, wagte kaum eine halbe Frage. – Was konnte mit der unglücklichen Frau geschehen sein? Aber sie wollte sicher nicht taktlos sein. So ließ sie das Thema fallen, betrübt, auch hier nicht zum Ziel zu kommen. Sie begleitete noch eine Weile Frl. Herta und die Kinder, die ihr auch weniger fröhlich und zutraulich als sonst schienen. Als ihr endgültig klar wurde, daß Frl. Herta ebensowenig wie sie die lastende Verlegenheit überwinden konnte, nahm sie Abschied.

Wieder ging sie zu Ludwig: ob er nicht eine Stellung für sie habe, wo sie auch schlafen könne? Er blätterte in seinen Registern: keine; aber vielleicht morgen. Wenn sie zu Hause schlafen wollte – da hatte er Auswahl. Sie schüttelte den Kopf.

Abends brachte er ihr eine Decke; er war doch ein feiner Kerl! Aber die zweite Nacht war scheußlicher als die erste, und die eine Decke war wie ein Zeitungsblatt gegen die scharfe Kälte.

Heute mußte sie wieder Mohrrüben kaufen. Ihr Brot ging auch zu Ende, aber der größte Teil ihrer 35 Mark war noch vorhanden. Und ihre Spannkraft und ihr Vertrauen in sich und das Leben hatten nicht im geringsten nachgelassen. Wenn sie sich von einer kalten Nacht unterkriegen lassen wollte –!

Sie war sogar in glänzender Stimmung, fühlte sich gehoben, beschwingt, wie innerlich gereinigt. Schon die ganzen Tage frohlockte sie: sie hatte eine ganz große Entdeckung gemacht. Die Menschen aßen ja viel zuviel! Seit sie zweimal täglich ihre Scheibe Brot und ihre Mohrrübe fletscherte, spürte sie keinen Hunger. Doch – den ersten Tag hatte der Magen ein wenig geknurrte, und vielleicht noch am zweiten; aber seitdem fühlte sie sich wunderbar. Nie war ihr Körper so leicht gewesen und ihr Kopf so klar. Jetzt würde sie billig leben können! Die Leute waren ja verrückt, ihr Leben lang so einen Haufen Geld für unnützes Zeug hinauszuerwerfen, statt sich Klingerbilder und schöne Bücher zu kaufen und auf Fahrt zu gehen.

Sie ließ sich von Ludwig einige Adressen geben, überwand ihre Schüchternheit und ging sich vorstellen. Im stillen amüsierte sie sich, daß jede dieser Damen so entzückt von ihr schien; was die wohl für Gesichter machen würden, wenn sie wüßten, daß sie von zu Hause ausgerissen war! Aber keine hatte ein Zimmer für sie.

Lotte überlegte. Dann telefonierte sie an Tante Else. Die war von Tag zu Tag aufgeregter geworden. Komisch, sie mußten sich doch langsam daran gewöhnen, da sie doch sahen, daß es ihr gutging!

“Hör mal, Tante Else – natürlich, es geht mir gut wie immer! – Was ich sagen wollte: ich habe mich nach Stellungen umgesehen, aber ich kann im Moment keine bekommen, wo ich schlafen könnte. Wenn also mein Vater mich nicht mehr beleidigen will, wenn er mir meine notwendige Freiheit zum Leben lassen will und wenn er einverstanden ist, daß ich weiter zu Hause wohne, dann kann ich zurückkommen. Ich glaube, daß mit meinem Gehalt, und wenn man noch den Rest vom Ausbildungsgeld dazunimmt, mein Essen von zu Hause bezahlt werden kann.”

“Ja-ja, komm doch bloß – komm doch bloß! Ach Kind, du weißt ja nicht, was du deinen Eltern angetan hast!” Tante Else weinte fast.

“Mein Vater weiß nicht, was er mir angetan hat!” gab sie brutal zurück.

“Lotti, komm doch jetzt gleich, ich bitte dich! Deine Eltern – ”

“Nein nein, ich telefoniere morgen früh wieder. Ich will erst sicher sein, daß man mich behandelt, wie es sich gehört. Tschüs, Tante Else!”

Sie begriff nicht, vor welcher grausamen Wahl sie ihre Eltern stellte, und daß da gar keine Wahl war. Sie glaubte ehrlich, ihr Vater könne frei über Ja oder Nein entscheiden. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß er nicht wie sie es als Selbstverständlichkeit nahm, daß sie immer ein zufälliges gefahrloses Dach finden würde. So glaubte sie völlig loyal und von Gleich zu Gleich zu handeln, als sie ihre Bedingungen stellte.

Nein, in dem Eiskeller konnte sie nicht mehr schlafen. Sie mußte nochmal auf den Bahnhof gehen. Zwei Nächte hatte man sie da ja auch schon nicht gesehen.

Die Tür des Damensalons war verschlossen. Ein Plakat : Wegen Reparatur geschlossen. (Später erfuhr Lotte, daß eine Dame sich auf einem Spirituskocher etwas hatte kochen wollen und ein großes Loch in Teppich und Fußboden gebrannt hatte.)

Das war dumm. Nun mußte sie die Nacht da unten unter lauter Banausen zubringen und würde kaum schlafen können.

Sie fand einen unbesetzten Tisch in einer stillen Ecke und packte resolut ihre Bücher und Hefte aus. So – da war sie wieder zu Hause. Und begann zu schreiben.

Es mochten einige Stunden vergangen sein, da fühlte sie sich gestört von einer ungewohnten Bewegung in dem bisher so schläfrigen Saal. Eine klobige Männerstimme rief befehlend : “Bitte alle Herrschaften sich hier versammeln, Fahrkarten und Papiere vorzeigen !”

Lotte sah von ihrem Heft auf : die Leute waren aufgestanden und drängten schwerfällig nach der Treppe, die zur Galerie und zum Damensalon führte. Am Fuß der Treppe standen, schwarz und klotzig die Menge überragend, zwei hünenhafte Männer in steifen Hüten und prüften die Papiere. Nur wenige ließen sie durch, die stiegen zur Galerie hinauf. Die meisten wurden zum Eingang geschickt, wo eine Reihe stämmiger Männer mit ebensolchen Hüten sich ihrer anzunehmen schien.

Lotte steckte Bücher und Hefte in die Mappe zurück und stellte sich an. Sie beeilte sich nicht, sie liebte es nicht, im Gedränge zu stehen. Sie hatte nur ihren Meldeschein und ihre Monatskarte für die Vorortsbahn. Aber sie war gelassen : ihr konnte ja nichts geschehen.

Sie war die letzte. Mit einer rührenden Mischung von selbstsicherem Hochmut und jugendlicher Schüchternheit erklärte sie, sie sei spät von einem Vortrag gekommen, habe ihren Schlüssel vergessen und ihre Eltern nicht wecken wollen.

Der Hüne hatte einen wohlwollenden Blick in das klare, gedankenvolle Gesicht mit dem Kneifer – vielleicht hatte er sie vorhin schon in ihrer Ecke gesehen, ins Schreiben vertieft – und sagte väterlich und mit einem Anflug von Respekt : “Gehn Sie man ruhig da rauf, Fräulein. Da wird sie keiner belästigen.”

Dies war Lottes erste Begegnung mit den Hütern des Gesetzes. Es sollte bei weitem nicht die letzte sein.

Die Mutter sank ihr schweigend um den Hals. Lotte preßte sie tröstend an sich : “Na, Mutti, nun wein doch nicht ! Ich wollte dir wirklich nichts Schlechtes antun. Aber das konnte ich nicht . . . ”

Tante Else war auch da. “Nun iß mal erst was, Mädchen.”

Und die Mutter, mit einem erschreckten Blick in das Gesicht ihres Kindes : “Ja, Kind, iß mal erst was !”

Der Tisch war schon für sie gedeckt; Tante Else hatte offenbar dazu beige-steuert. Lotte spürte nicht den leisesten Hunger, aber sie wollte die beiden armen Guten nicht betrüben. Sie aß fletschernd, wie sie es jetzt gewöhnt war, und berichtete begeistert von ihrer großen Entdeckung. Nein, sie würde nicht wieder den Unfug anfangen, so sinnlos viel zu essen ! Sie fletscherte eine Scheibe Brot mit einer geheimnisvollen Paste darauf, die herrlich schmeckte – dann konnte sie nicht mehr. “Aber Kind, iß doch wenigstens noch dies Ei, das hat Tante Else extra für dich mitgebracht !” – “Aber wirklich, Mutti, ich kann nicht mehr, ich bin es jetzt so gewöhnt. Ich würde ja gerne – ein Ei ! Später, nicht ?”

Es dauerte einige Tage, bis Lotte sich wieder an normales Essen gewöhnt hatte und wieder Appetit und Hunger verspürte. Und es tat ihr noch lange leid, daß sie “sich nicht

gehalten" hatte.

Mutter und Tante sahen, daß es keineswegs Angst vor dem Zusammentreffen mit dem Vater war, die ihr etwa den Appetit verschlagen hätte.

"Aber sei vernünftig," raunte Tante Else ihr zu, ehe sie zum Vater hineinging.

Er saß im Sessel; sein Gesicht war wie grauer Mörtel. Es blieb unbeweglich, während sie sprach, wurde vielleicht noch um einen Schatten grauer. Ungläubig sah er seine Tochter an, die ruhig vor ihm stand und aus dem Fenster blickte, während sie sachlich, mit kalter Bestimmtheit ihre Bedingungen wiederholte. Als wenn sie zu einem ganz fremden Menschen spräche. Aber einem Fremden gegenüber wäre sie nicht so selbstsicher gewesen. Ihr wurde nicht einmal die Ungeheuerlichkeit klar, vom Gelde zu sprechen...

"Ja – du kannst zu Hause bleiben," sagte er mit rauher Stimme.

"Danke," sagte sie, und ging aus dem Zimmer.

Die Schlacht war gewonnen. Das war kein Fanfarengetöse und kein Trompetenstoß. Sie ging auch hier so ruhig weiter wie nach den Siegen, die sie über sich selbst erfochten hatte; es hatte ja gar nicht anders sein können.

Dann streckte sie sich zum Schlafen aus. Herrlich war es, zwischen den weißen Laken auf ihrem guten alten, engen Diwan zu liegen, im vertrauten Duft ihres Zimmers, den lieben, ruhigen Farbtönen, der singenden Stille...

Gegen Abend erwachte sie aus kernigem Schlaf und fühlte sich federnd frisch.

Die Mutter erwartete sie im Wohnzimmer, sie saß auf demselben Sessel wie vorhin der Vater. Sie schien noch ebenso bedrückt zu sein wie heute morgen. Die Leute waren wirklich unbegreiflich.

"Nun komm mal ganz nah zu mir her, mein Kind, und hör mir gut zu."

Bereitwillig trat Lotte an ihren Sessel heran.

"Weißt du, was geschehen ist, während du fort warst? – Bei Frau Dammann sind dreihundert Mark verschwunden, und sie verdächtigt dich, es genommen zu haben." Ihre Stimme wurde beschwörend, und sie sah die Tochter mit vergrößerten, angstvoll flehenden Augen an. "Sag mir, wie die Sache sich verhält, mein Kind, und ich will dir glauben, was du auch sagst. Aber wenn du es es auch genommen haben solltest: glaub mir, unter diesen Umständen werden wir dich nicht verurteilen, dein Vater und ich."

Ungelenk brach Lotte neben dem Sessel ihrer Mutter in die Knie und streckte die Hand aus, gegen ihren Willen fast pathetisch: "Mutter, ich schwöre dir – Glaub mir! Du weißt, damals –" Sie wagte nicht, weiterzusprechen.

Die Mutter hatte das Gesicht ihres Kindes nicht aus den Augen gelassen. Aufschluchzend flüsterte sie: "Mein Kind – ich weiß, du sagst die Wahrheit."

Und als sie jetzt einander fest umschlungen hielten, fühlte Lotte, daß sie keine Scham hatte wegen der pathetischen Szene, daß alles Eis in ihr wegschmolz und daß sie vielleicht noch nie so ernst und tief froh gewesen war mit ihrer Mutter. Aber die Selbstbeobachtung hatte sie auch hier gehemmt und fast den Durchbruch ihres Gefühls unmöglich gemacht.

Die Mutter fuhr zu Frau Dammann und berichtete ihr in allen Einzelheiten, wie ihre Tochter die sieben Tage verbracht hatte und daß sie sogar nur den kleinsten Teil ihrer 35 Mark ausgegeben hatte. Die Dame blieb ungläubig: ein Mensch konnte nicht eine Woche lang ohne Essen auskommen!

Im Frühjahr kam ein Brief von ihr, mit vielen herzlichen Entschuldigungen: die 300 Mark hätten sich angefundenes, beim Großreinemachen; die Scheine hätten sich zwischen der Schieblade und der Hinterwand des Nachttischchens verklemmt, auf das sie sie

damals gelegt zu haben glaubte; natürlich hätte sie damals auch in der Schieblade gesucht, aber da wären sie eben schon weggerutscht gewesen.

Auf Lotte machte diese Nachricht keinen großen Eindruck. Es freute sie, gewiß, daß die Frau, die immer so gut zu ihr gewesen war, sie nicht mehr für eine Diebin hielt. Aber das war ja nicht das Wesentliche. Im Gegenteil, sie konnte über einen Groll nicht hinwegkommen: "Gerade weil sie immer so nett zu mir war, wie hätte ich sie da bestehlen können!"

Lotte war so klug gewesen, während ihrer "Flucht" nicht zu Robert zu gehen. Nein, er war zu vernünftig, er wäre imstande gewesen, ihr zuzureden, wieder nach Haus zurück-zukehren. Und wozu umsonst palabrieren, wenn sie doch wußte, daß was sie tat, richtig war und nicht anders getan werden konnte?

Aber am ersten Sonntagvormittag suchte sie ihn auf. Sie liebte dies geräumige, niedere Zimmer mit den wenigen kargen Möbeln; sein klares, ungewolltes Spartanertum war so ganz der Ausdruck von Roberts Wesen.

Wahrhaftig, er war nicht zufrieden mit dem, was er ihre unverzeihliche Härte nannte; wenn er auch zugab, daß sie sich hatte wehren müssen. Er schien sogar noch nachträglich einen Riesenschrecken zu kriegen und konnte nur schwer begreifen, daß sie nicht im mindesten mit irgendeiner Gefahr für sich gerechnet hatte. Sie war froh, als sie ihn auf ein anderes Thema gebracht hatte.

Vor kurzem hatte sie angefangen, Strindberg zu lesen. Es war ihr klar, daß sie ihn nicht ganz begriff. Sie fühlte sich zum Teil revoltiert von dieser unerbittlichen Verneinung dessen, was ihrer enthusiastischen Jugend das Grundprinzip aller geschlechtlichen Beziehungen zu sein schien. Aber sie konnte sich der Erschütterung nicht entziehen vor der tragischen Wucht, mit der Strindberg einem seine Bitterkeiten wie mit einem riesigen unausweichlichen Hammer auf den Schädel haut.

"Nein, das ist doch alles krankhaft, gemacht, ungesund –" Robert wurde heftiger als gewöhnlich. "Erschütternd, erschütternd – ebenso kann man es erschütternd finden, wenn man sein Bett voll Flöhe hat, weil man es nicht ausklopft."

Lotte lachte vergnügt und ließ es dabei bewenden. Es war auch schon Zeit zu gehen. Sie wollte nur noch ein Buch mitnehmen. Sie trat an sein Büchergestell und vertiefte sich unversehens in eine Sammlung moderner Lyrik.

Er stand am Schreibtisch und blätterte in seinen Papieren.

"Na, ich muß laufen. Tschüs." Sie schob das Buch unter den Arm und streckte ihm die Hand hin.

"Nein, wart noch einen Moment," sagte er mit Überwindung. "Ich hab dir noch was zu sagen."

"Sie sah ihn erstaunt an: sein Gesicht war verändert, es war plötzlich scharf und blaß geworden. Er trat von ihr zurück, machte einige Schritte und lehnte sich an die Wand neben der Tür.

"Sag mir die Wahrheit: Du liebst mich nicht?"

Entsetzt starrte sie in das Gesicht des Freundes, das mit jedem Moment fahler und starrer wurde, und die Augen brannten herrisch und unnatürlich groß.

"Sag mir die Wahrheit!" herrschte er sie an.

Sie senkte die Augen. "Nein," brachte sie kaum hörbar heraus.

“Hast du denn mit mir gespielt? Hast du denn nicht gefühlt, daß – . Denkst du denn, mit deinem Firlefanz von Freundschaft – ”

Beschwörend hob sie die Hände.

“Ich bin doch ein Mann, zum Donnerwetter!” brach er aus. “Und du – was bist denn du? Wenn du dich an mich lehnst, um den Sonnenuntergang zu bewundern – . Wie weit geht denn bei dir die Freundschaft?” Der Hohn schnitt wie ein rostiges Messer in sie hinein.

Sie warf den Kopf zurück. “So weit und noch weiter,” hatte sie Lust trotzig zu antworten. Aber er litt so, und es war ihre Schuld; sie biß die Lippen zusammen und senkte den Kopf tiefer.

Eine drückende Stille pochte zwischen ihnen.

Dann hörte sie seinen tiefen Atemzug. “Komm mir nicht wieder über den Weg,” sagte er gedämpft. “Ich will dich nicht mehr sehen. Du hast mich – monatelang hast du mich gequält. Wie einen Harlekin hast du mich zu deinem Beichtvater gemacht. Und hast nicht gewußt, daß man dich lieben *muß*, wegen alles, wie du bist? Du – !”

Seine Stimme war heftig geworden. Er war einen Schritt vorgetreten, aber die Hände hielt er hinter sich gegen die Wand gepreßt, als wäre er da angeschmiedet, oder als hätte er sich gelobt, sich nicht von der Wand zu entfernen.

Er spricht nicht mal mehr richtig deutsch vor Aufregung, dachte sie und erschrak vor ihrer Herzlosigkeit, so etwas in diesem Moment überhaupt bemerken zu können.

“Geh jetzt,” sagte er ruhiger und lehnte sich wieder zurück. “Geh.”

Nicht einmal die Hand konnte sie ihm geben. Mit gefesselten Bewegungen ging sie durch das Zimmer – sie spürte, wie er sie mit den Augen verfolgte –, an ihm vorbei und fand sich draußen, aufgerissen von seinem wilden Schmerz und von ihrem unwiederbringlichen Verlust.

Am nächsten Tag bekam sie einen Brief von ihm.

“Verzeih mir, daß ich heftig war. Wenn ich Dir Unrecht tat – verzeih mir auch das. Aber mein Wort bleibt bestehen: ich will Dich nicht mehr sehen. Ich will nicht mehr. Halte Dich daran. – Ich wünsche Dir aus aufrichtigem Herzen alles Gute.”

Dies Erlebnis löste eine tiefe und lang nachwirkende Erschütterung in ihr aus. Seine Worte entsprachen so sehr ihrer tief eingewurzelten Neigung, in sich selbst die Schuld an allem zu suchen, daß sie auch in späteren Jahren bei andern Erlebnissen noch manchmal wieder aufklangen. – Er hatte es ja gesagt, mit klaren Worten hatte er es gesagt: sie hatte ihn nur gequält. Sein Unglück war sie gewesen. Und wem war sie nicht Unglück gewesen? Helwig, der sie zu seiner Königin gemacht hatte – und dem sie seinen Schnupfen nicht verzeihen konnte. Ludwig – sie hatte ihn an sich gezogen, ihn mit Gesang und Lyrik und ihrer engen Nähe besoffen gemacht, bis er besiegt den Kopf in ihren Schoß legte; und dann hatte sie ihn für ihre praktischen Zwecke benutzt und ihn nachher kaum wiedergesehen. Herbert – hatte sie ihm etwas zu geben gehabt? Sie hatte sich über ihn lustig gemacht, während er sie mit bitterem Ernst liebte; verachtet hatte sie ihn, weil er eine Beschimpfung, um ihretwillen erlitten, wehrlos hinnehmen mußte. Und selbst Ernst, im sonneduftenden Obstgarten – war es nicht bloß Spiel und selbstbeschränkte Sinnlichkeit von ihr gewesen? Wußte sie denn, was er dabei innerlich erlebte? Und selbst ihre Eltern – nichts als Unglück und Pein hatten sie von ihr.

Warum konnte sie keinen lieben? War sie denn der Liebe nicht fähig? War denn bei ihr alles nur entweder kühle Angelegenheit des Kopfes oder kalte bedenkenlose Sinnlichkeit,

nur auf die eigene Befriedigung bedacht ? Und dabei brannte sie doch vor dem Verlangen, Liebe zu empfinden. Ihr kam nicht der Gedanke, daß sie schließlich mit ihren achtzehn Jahren noch alle Zeit hatte, auf dies Erlebnis zu warten.

Kapitel 9

Der Beamte, der in den Mittagsstunden am Dammtorbahnhof die Vorortsbahnkarten ausgab, kannte sehr bald das junge Mädchen mit dem blühenden und meistens von Hast und Angeregtheit glühenden Gesicht, das häufig, immer um dieselbe Zeit, mit fliegendem offenen Mantel an seinen Schalter gerannt kam, eine Karte Zweiter nach Hochkamp zu verlangen. Es kam vor, daß sie in ihrem Geldtäschchen fingerte – “Oh mein Gott – ” –, und mit einem reizenden Lächeln, das die reichlich festen und großen Züge wunderschön lockerte, beugte sie sich zu der kleinen Schalteröffnung nieder und sah ihn bittend an: “Könnten Sie wohl ein paar Briefmarken annehmen statt Geld?”

Und mit einem belustigten Onkelslächeln auf dem fleischigen Gesicht schob er ihr die Karte zu.

Eigentlich hätte ihre Freundin Friedel trotz ihrer Monatskarte für die zweite Klasse mit ihr Dritter fahren können – Lottes Karte galt gerade für die entgegengesetzte Richtung –, aber sie fanden es angenehmer so. Freilich hatte Lotte oft so wenig Zeit, daß sie die Freundin kaum bis an ihre Wohnung begleiten konnte und wieder umkehren mußte, Friedel dagegen erschien es unmöglich, anders als “fahrplanmäßig” nach Haus zu kommen, aber es lohnte sich ihnen. Häufig waren sie allein im Abteil, dann konnten sie sich ungestört alle ihre passionierenden Geschichten erzählen. Und wenn sich doch einmal Mitreisende einfanden, dann wußte Lotte auch daraus etwas für sich zu machen: es wurde ihr ein beliebter Sport, mit recht vernehmlicher Stimme ihrer Spottlust über Lehrerinnen, Mitschülerinnen, Ereignisse im Seminar freien Lauf zu lassen und die Reaktion bei den Fremden zu genießen. Es machte ihr einen Heidenspaß, wenn bei einem besonders respektlosen Scherz irgendwelche steifen Damen sich mit indigniertem Lippenkneifen noch steifer machten. Männer hatten entschieden mehr Sinn für Humor: es war selten, daß so einer, ob jung oder alt, nicht vergnügt in sich hineinschmunzelte beim Anhören ihrer sprudelnden Bosheiten. Und das Bewußtsein eines Publikums veranlaßte sie natürlich, ihren Witz besonders blendend zu schärfen.

Friedel, diese außerordentlich wohlerzogene junge Hamburgerin, hatte den Versuch bald aufgegeben, der Freundin begreiflich zu machen, wie schrecklich peinlich ihr das sei, in dem einen oder andern Sinne das mindeste Aufsehen zu erregen.

Mit der schönen, eleganten Friedel hatte erst in diesem letzten Semester eine Freundschaft sich angebahnt, die sehr verschieden war von dem, was Lotte mit Luise und Henny verbunden hatte, die beide nach bestandenen Kindergärtnerinnen-Examen abgegangen waren.

Als sie schon sehr vertraut miteinander waren, sagte Friedel ihr einmal: “Weißt du,

ich war ja oftmals so entsetzt über deine revolutionären Reden und dein umstürzlerisches Gebaren. Aber immer wieder hab ich mir gesagt: ein Mensch, der eine so wunderbar harmonische Stimme hat, kann kein schlechter Mensch sein! Und darum hab ich schließlich auch mit allen Mitteln versucht, an dich heranzukommen. Aber du wolltest ja von mir nichts wissen!”

Nun, nichts wissen... In der Tat, Lotte hatte sich jedesmal abweisend verhalten, wenn Friedel sich für ihre Lektüre interessierte oder sie sonstwie in ein Gespräch zu ziehen suchte. Mehrmals hatte sie sich energisch verbieten müssen, zu dem schlanken Mädchen hinüberzustarren, dessen herbe, ruhige Schönheit sie begeisterte. Denn was konnte schon hinter ihr stecken! Jemand, der ohne zu mucksen den ganzen horripilenden Blödsinn schluckte, der ihnen da aufgetischt wurde... Es erschien ihr kein mildernder Umstand, daß Friedel wahrscheinlich nie berufstätig sein würde – ihr Vater hatte nur gewünscht, daß sie für alle Fälle gerüstet sei – : gegen Verkehrtheiten protestiert man aus Liebe zur Sache!

Friedel gewann sie schließlich durch ihre Beharrlichkeit, und eigentlich durch ein Wort: “Rilke schreibt so, wie Feuerbach malt, finden Sie nicht?”

Und nun mußte Lotte erkennen, daß es Menschen gibt, die nicht dumm sind und die ein durchaus persönliches Gepräge haben, auch ohne kämpferisch-kritisch zu allem Stellung zu nehmen. Und daß ein junges Mädchen, das skrupelvoll der Mode folgt und in allem darauf bedacht ist, diskret und unauffällig durch die Welt zu gehen, deswegen noch nicht unbedingt eine Piepgans ist.

Mit der erstaunlichen Schamlosigkeit junger Mädchen vertrauten die beiden sich ihre “Herzensangelegenheiten” an. Vielleicht war es auch nur deswegen möglich, weil es im Grunde noch keine sehr ernsthaften Angelegenheiten waren, um die es sich handelte; eher von der der Fantasie ausgesponnene Skizzen von Möglichkeiten. Vor allem bei Lotte wechselten die Namen und Gesichter alle paar Wochen: junge Männer, von denen sie sich flüchtig angezogen fühlte, oder die sich ihr näherten; eine zaghafte oder temperamentvolle Huldigung – . Im Grunde aber wußte sie immer, daß all dies nicht anders war als das Phantom “Herbert”, vor zwei Jahren, und daß ihr Wunsch, endlich die Liebe zu erleben, sie heftiger schwingen machte als die zufälligen und unzureichenden Begegnungen. Vielleicht war sogar das leicht romantisierende Erzählen, das die kleinen Erlebnisse erst zu etwas machte, ein ausgezeichnetes Sicherheitsventil. Sicher war auch ein klein wenig Prahlerei dabei: sieh, so viele Skalpe habe ich an meinem Gürtel!

Eine Sache schien eine Zeitlang ernsthafter zu werden; und als der junge Mann uninteressiert blieb, fühlte Lotte sich auf poetische und feierliche Weise von Herzen unglücklich. Bis die tiefe Wunde sich nach einigen Tagen als oberflächlicher Kratzer erwies, und der wohl vor allem ihrer Eigenliebe angetan war.

Das eben war das Irritierende an diesem Zustand: erkennen zu müssen, daß sie sich selbst immer wieder zum Narren hielt, allen ihren guten Willen dareinlegte, ein spielendes Spiegelbild für den lebendigen Trunk zu halten.

Um diese Zeit war es, daß Helwig ihr schrieb: jetzt habe er seine Königin gefunden. – Ihre erste Reaktion war ein scharfer Schmerz, als habe man ihr etwas genommen. Was half es, daß sie sich gleich darauf für ihn freute, aufrichtig, und sich von einer Verantwortung entlastet fühlte? Eine Schlechte war sie. Und ob sie sich das nachher auch immer korrigierend sagte – ihr erster Impuls war doch *so* gewesen: schlecht, herzlos egoistisch. Und so war sie.

In ihrem Briefwechsel brachte der neue Zustand kaum eine Änderung. Seine Königin

erwähnte Helwig nur selten. Es war, als erwarte er immer noch etwas von Lotte. Und sie, in der Sicherheit: er liebt jetzt eine andere – wurde fast bewußt grausam. So, wenn sie ihm in ungehemmten Worten davon sprach, was der Tanz für sie bedeutete...

Mehrmals verabredeten sie, sich zu treffen. Aber die unwahrscheinlichsten und dümmsten Zufälle verhinderten es jedesmal. Einmal kam sein Brief gegen alle Voraussicht zu spät, ein andermal hatte eins von ihnen sich im Datum geirrt... Und einige Monate später wurde Lotte in ein Erleben hineingerissen, das sie innerlich völlig von dem Freunde trennte.

Nun hatte sie bald vier Semester gelernt. Gelernt vor allem, daß das, was sie lernte, nicht ihr Beruf war.

Die letzte Gewißheit gaben ihr die Erfahrungen in einer neuen Nachmittagsstellung, die sie vor kurzem angenommen hatte, in einer Hamburger Patrizierfamilie. Sie fand sich sinnlos, wie sie sich da um die verwöhnten Kinder der Reichen zu bemühen hatte, im Rahmen dessen, was die Eltern und die imposante englische Großmama als richtig und wichtig erachteten. Von Erziehung konnte keine Rede sein. Die Leute wollten auch die Meinung des "Fräuleins" gar nicht wissen. Sie hatte dafür zu sorgen, daß die Kinder gut gepflegt, gekämmt und behandschuht waren, sich höflich und gesittet betrogen – Punktum.

Aber auch ohne das – Herrschaftskinder oder nicht: hätte sie wirklich eine innere Beziehung zu Kindern gehabt, so hätte sie nicht so gelähmt neben ihnen gehockt und das Kriechen des Minutenzeigers verfolgt. Nein, das war wirklich keine angenehme Aussicht auf das Leben, das sie selbst sich gewählt hatte.

Und vormittags die Vorträge im Seminar, die die Entfaltung des kindlichen Geistes in fischbeinerne Korsetts schulischer Belange zwingen wollten. Schließlich hatte Lotte es aufgegeben, überhaupt hinzuhören. Sie gewöhnte sich daran, zu lesen oder Briefe, Verse, Tagebuch während der Unterrichtsstunden zu schreiben und den sterilen Unfug vom Katheder unbemerkt an sich vorbeiplätschern zu lassen. Die Lehrerinnen mochten sich beglückwünschen, daß der Störenfried offenbar seine Kriegswut aufgegeben hatte und emsig wie alle Schülerinnen den Vortrag mitzuschreiben schien.

Wenn sie gelegentlich aus sich hervortauchte und gerade einmal etwas mitkriegte von dem staubigen Zeug, das das ältliche Fräulein da vorn um die gesenkten Mädchenköpfe wickelte, sprang sie gern gelegentlich noch mal in die Schranken. Die sollten sich nur nicht einbilden, daß sie etwa zahm geworden sei! Aber es war ja so hoffnungslos! Häufig waren auch ihre Einfälle ganz einfach zu persönlich boshaft, um sie der Lehrerin mitzuteilen. Dann kritzelte sie sie schnell auf ein Stückchen Papier und schob es Friedel zu, die seit dem Bestehen ihrer Freundschaft den Platz hinter ihr eingenommen hatte, nur um diese brandstifterische Eilkorrespondenz gefahrloser zu machen. Es war sympathisch, daß Friedel ihre boshaften Ausfälle jedenfalls als "l'art pour l'art" zu schätzen wußte, wenn auch ihre Antwortzettelchen meistens begütigend ausfielen.

Ostern, zum Semesterschluß, wurde den jungen Mädchen gesagt, sie sollten die schriftliche Aufzeichnung des Gelernten als Prüfungsarbeit abgeben; danach würde ihre Reife und Befähigung entschieden werden.

Lotte war in Verlegenheit. Was hatte sie schon gelernt? Opponieren, und dabei in ihren eigenen Gedanken etwas klarer sehen. – Sie fragte Friedel, wie sie denn das mache. "Du weißt ja, wir haben fast alle immer mitstenographiert, das schreiben wir nun fein

säuberlich ab und geben es ab. – Ja, du kannst gern mein Stenogrammheft haben, aber ich hab auch gerade erst angefangen; ein paar Tage mußt du dich schon noch gedulden.”

In ein paar Nachtstunden stenographierte Lotte schnell alles mit Bleistift in ein Notizheft ab, und setzte ausgiebig ihre spöttischen, überlegenen Bemerkungen dazu. Aber es war keine Zeit mehr, es noch sauber abzuschreiben. Sie hätte mehrere ganze Nächte darauf verbringen müssen. Ach was, dieser ganze muffige Altjungfernverein hing ihr sowieso schon aus dem Halse! Und kurzentschlossen gab sie das Notizheft mit der Bleistiftstenographie ab.

Zwei Tage darauf wurde sie zur Direktorin gerufen. Hoch aufgerichtet und würdevoll stand die stattliche Dame in ihrem Büro.

Lotte fand, sie schelte viel weniger, als sie das Recht dazu empfinden mußte; das machte sie weich, sie entschuldigte sich in aufrichtiger Verlegenheit und versprach, ihre Prüfungsarbeit in passenderer Form aufzusetzen. Es war wirklich rührend von ihnen, ihrem bösen Plagegeist einen späteren Tag als den offiziellen Prüfungstermin dafür einzuräumen. Man schien ihre freiwillige Hortarbeit als mildernden Umstand anzusehen. Du meine Güte, wenn sie weiter nichts gehabt hätte, um ihre Tage und Nächte auszufüllen!

Aber ihre Meinung konnte sie doch trotz aller Nettigkeit nicht verbergen. Sie schrieb die ganze lange Epistel recht leserlich ab (die täglichen mehrstündigen Vorträge eines Semesters), aber ihre Kritik zu jedem Punkt nahm eine fast noch größere Seitenzahl ein. Sie war glänzender Laune während des Schreibens: einige Formulierungen waren ihr ganz besonders scharf und ausgezeichnet gelungen, in einem Wurf. Da würden die doch mal eine vernünftige Ansicht schwarz auf weiß unter die Augen kriegen!

Einige Tage später ließ die Direktorin sie wieder zu sich rufen. Wieder stand sie, und sie hatte Lottes Heft in der Hand. Tadelnd und bekümmert sah sie das junge Mädchen an: “Fräulein Babendeerde, ist das wirklich ihre Meinung, diese merkwürdigen Randbemerkungen, die Sie uns da zum besten gegeben haben?”

“Ja, natürlich!” sagte Lotte frisch und sah dabei in das volle, würdige, verwelkte Gesicht ihrer Gegnerin. Fast konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken.

“Aber das ist doch – ist das ihr voller Ernst?”

“Ja! Mein voller Ernst.” Lotte fing an, sich von der Feierlichkeit der Szene gewinnen zu lassen.

“Dann –”, die Dame tat einen tiefen Seufzer. “Es tut mir von Herzen leid, Fräulein Babendeerde. Ich habe ihre Eltern gekannt –”

Das hatte Lotte nicht gewußt. So – und “seitdem” kennst du sie nicht mehr, dachte sie mit jähem Haß.

“– es tut mir von Herzen leid, Ihrer Eltern wegen, Fräulein Babendeerde. Aber unter diesen Umständen kann ich Ihnen die Befähigung, Kinder zu unterrichten, nicht zusprechen.”

Störrisch und stumm stand Lotte vor ihr.

“Um ihrer Eltern willen will ich Ihnen eine Bescheinigung ausstellen, daß Sie am Kursus zur Erteilung des Elementar-Unterrichts teilgenommen haben. Das kann Ihnen eventuell doch immer mal nützen.” Sie machte eine Pause.

“Danke,” sagte Lotte widerwillig.

Einen Augenblick betrachtete die Direktorin das feindselig verschlossene Gesicht vor ihr. (Diese verkalkte alte Person; “das Haar ist der schönste Schmuck des *Weibes*,” hatte sie einmal im Unterricht mit Emphase verkündet; Lotte hatte sich totgelacht.)

“Nun – ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.”

Lotte war schon an der Tür, da fügte die Direktorin noch hinzu, in ehrlich bekümmertem Ton: "Ich hoffe, Sie werden einmal auf andere Ideen kommen."

Lotte wandte sich um und warf den Kopf zurück: "Nein, niemals!" sagte sie kurz und entschieden.

Als sie diese Szene noch am selben Abend Harry Landsberger brieflich schilderte, war sie schon wieder glänzender Laune: im Grunde war es ja zu drollig gewesen. Und wenn sie Kinder hatte, da wollte sie doch mal sehen, wer sie hindern würde, sie wenigstens die ersten Jahre zu unterrichten!

Ja, und nun stand sie da. Ausgerüstet mit einem Beruf, der nicht der ihre war. Aber mein Gott, sie war jetzt ein erwachsenes Mädchen, bald neunzehn Jahre alt, sie konnte nicht ewig den Eltern auf der mageren Tasche liegen.

Und nach dem Examen ging sie ganz zu ihrer Patrizierfamilie.

Sie war getröstet, als gleich nach Ostern die Großmama mit den drei Kindern aufs Land ging, auf eine kleine Besitzung der Familie, und "das Fräulein" und ein Dienstmädchen mitnahm.

Aber dann war sie auch da nicht froher. Wahrhaftig, hätte sie den ganzen Tag Gartenarbeit machen können, um die sie manchmal gebeten wurde und für die sie sich bald selbst anbot – sie hätte sich pudelwohl fühlen können. Gab es etwas Schöneres als Gartenarbeit? In der Erde wühlen inmitten von dem Duft und Blühen, oder auch den weiten Raum sprengen, die starke pressende Wucht des Strahls mit der Hand bändigen und leiten und den überwältigenden Geruch der erfrischten Pflanzen und der gesättigten Erde als Dank empfangen! Ja, das war tiefer befriedigend als das alberne Etikette-Gewackle bei ihrer vornehmen Familie.

In der Stadt hatte das Mädchen ihr allein im Kinderzimmer serviert, während die Kinder mit den Eltern im Speisezimmer aßen. Hier durfte sie mit der Familie am Tisch sitzen, sofern nicht der Hausherr oder die Mama auf Besuch kamen. Wieviel lieber hätte sie immer mit Alma in der Küche gegessen! Gut, daß sie ihr gleich noch in der Stadt gesagt hatte, wie sehr ihre dumme Zwitterstellung sie belastete. Selbst wenn sie mit der Großmama und den Kindern bei Tisch saß, wurde der Standesunterschied in allen möglichen kleinen Dingen betont. Jetzt, in der immer noch währenden Mangelzeit nach dem Krieg, manchmal unerträglich scharf. Immer stand die Butterschale auf dem Tisch, aus der die alte Dame sich und den Kindern das Essen nachfettete. Es gab Gerichte, von denen man dem Fräulein nicht anbot; und dann geschah es nicht nur einmal, daß die Reste dem Hund hingeworfen wurden. Lotte sah natürlich ein, daß sie den Leuten nicht zu teuer kommen durfte; trotzdem peinigten diese Kleinigkeiten.

Oh, ihre "Herrschaften" waren gut zu ihr, das ließ sich nicht leugnen. Sie hatten eine Kuh, und täglich wurden viele Liter schäumender Milch durch die Zentrifuge gedreht; von der Magermilch bekam Lotte täglich einen halben Liter, obwohl der ihr gar nicht zustand. Die Markenmarmelade, die die Familie nicht aß, wurde zwischen ihr und dem Mädchen geteilt. Und ähnliche Beweise rein menschlicher Güte. Lotte genoß dankbar ihre Magermilch, und es tat ihr bloß weh, daß sie nicht der Mutter und dem zarten Brüderchen geben konnte, die längst nicht so ein üppiges Leben führten wie sie hier.

Aber sie war doch sehr unbedacht: wenn sie in die Küche kam, während die Milch durch die Zentrifuge lief, nahm sie manchmal – Alma fand nichts Schlimmes daran – eine Tasse, um von dem herrlichen Schaum abzuschöpfen, der wie ein dickes poröses Kissen auf der Magermilch stand. Das schmeckte – wie Schlagsahne! Aber einmal "ertappte" die

alte Dame sie dabei und war sehr entrüstet. Sie hatte es aber doch nicht heimlich getan! Und wenn diese Tasse Schaum zu Magermilch zergangen wäre, kaum ein Löffelvoll wäre es gewesen.

Nein, es ging nicht gut zwischen ihr und der Großmama.

Der Sommer kam früh in diesem Jahr, und Lotte brachte manche Nacht in dem schönen halbverwilderten Garten zu, lag in der Hängematte im betäubenden Duft des Jasmin, grübelte über ihren Beruf, den verfehlten und den endgültig zu findenden, und schwärmte in die leuchtende Sternenwelt hinein, bis ihr die Augen zufielen. Wenn die Morgenkühle sie weckte, rannte sie mit bloßen Füßen über den schimmernden Taupelz der Wiesen und sang. Sie sang, sie rannte – nein, sie mußte tanzen. Und jedesmal mußte sie sich erst freimachen von einer Scham vor sich selbst, eine Fessel um die andere brechen und hinter sich werfen. Sie schüttelte den Kopf: wie hatte sie nur damals bei Tante Hilde, vor all den Leuten...?

Und dann sang sie wieder und tanzte ihre strengen und wilden Tänze und fühlte sich glücklich und befreit und sie selbst.

Aber der Großmama schien es nicht zu passen, daß das Fräulein die späten Nachtstunden im Garten verbrachte und schon in aller Morgenfrühe draußen herumlief; daß es die ganzen Nächte waren, ahnte sie nicht einmal. Offenbar witterte sie irgendwelche Ausschweifungen.

Der Groll stieg in Lotte. Wenn sie nicht die Briefwechsel mit Helwig und mit Harry Landsberger gehabt hätte, wäre sie wohl davongelaufen. Zum erstenmal erlebte sie die Dienstbarkeit von der andern Seite. Merkwürdig, ihr war nie in den Sinn gekommen, daß die Mädchen, die jahrelang bei ihren Tanten “dienten”, sich unglücklich fühlen sollten. Jetzt begann sie, Alma näherzukommen, aber richtig vertraut konnte sie mit ihr nicht werden. Ihr kam es vor, als wenn das Mädchen sie für recht dämlich hielt in ihrer etwas hilflosen Unerfahrenheit und mit ihrem Eigensinn in Dingen der in diesem Haus etablierten Etikette, die Alma so unwichtig vorkamen, und mit denen das Fräulein sich bloß das Leben erschwerte. Sie war doch zum Beispiel nicht zu bewegen, die Damen in der dritten Person und mit “gnädige Frau” anzureden: “wenn gnädige Frau meinen...” Und Lotte dämmerte es jetzt, daß Alma sich gänzlich auf der feindlichen Gegenseite zu ihren Herrschaften fühlte; sie hatte nur andere Mittel, um sich zu verteidigen, und die Lotte nicht sehr schön schienen. Aber, mein Gott, wenn man bedachte, daß Alma seit ihrem vierzehnten Lebensjahr “diente”... Einmal, im Stadthaus, in Abwesenheit der Damen, hatte Alma sie gerufen, um ihr die große Schrankschieblade voll feiner seidener Strümpfe zu zeigen; und so gut kannte Alma schon das Fräulein, daß sie ohne Scheu vor ihren Augen zwei Paar Strümpfe in die Tasche ihres Unterrocks steckte: “Ach, die Bande, die haben ja immer noch zuviel!” Das hatte Lotte peinlich befremdet: wenn jemand aus Hunger stiehlt, dagegen war nichts zu sagen. Aber ein Vertrauen zu mißbrauchen (die Schieblade war offen gewesen), um seidene Strümpfe zu stehlen! Sie hatte nicht protestiert, weil sie sich für Alma schämte und wußte, wie schrecklich es ist, wenn einem Moral gepredigt wird. Und dennoch machte sie sich dies Schweigen nachher als Schwäche zum Vorwurf.

Ach ja, Lotte hatte noch allerhand zu lernen.

Eines Tages, während sie im Garten beim Strümpfestopfen saß, hörte sie durch die offene Küchentür, wie die Großmama mit ihrem englischen Akzent mit dem Mädchen über das Fräulein schwatzte, und wie Alma ihr, wenn auch lahm, zustimmte in allem, was sie an dem Fräulein zu bemängeln hatte. Das war für Lotte eine ganz neue, bittere Lebenserfahrung. Sie stand auf und ging mit ihrem Stopfzeug tiefer in den Garten hinein.

Als sie nachher ins Haus kam, stand die Großmama vor einem geöffneten Schrank. Von dem Geruch angezogen, warf Lotte einen Blick hinein und sah hastig wieder weg, denn die alte Dame mußte sich ja schämen, wenn ihre Angestellte das sah! Ein ganzes Regal voll schöner Seifenquadern, eleganter Seifenschachteln, und auch die Kriegsseife der Familie türmte sich seit Monaten da auf.

Das hatte Lotte schon die ganze Zeit gekränkt an dem Regiment der Großmama: für sie selbst und die Kinder, sogar für die schmutzigen Kinderhände, gab es herrlich duftende Toilettenseife, für die Wäsche der Familie prächtige fette Kernseife; das Fräulein und das Dienstmädchen mußten mit ihrem monatlichen Stück Kriegsseife auskommen. Lotte litt sehr unter dem Seifenmangel und unter der schlechten Qualität ihrer Ration. Und der Mutter erging es ebenso; wie oft hatte die Arme geklagt, für die zarte Haut des kleinen Helmut nichts als die häßliche, kratzige braune Schmiere zu haben! Und auch davon nicht einmal genug.

Jetzt, in einem Elan, faßte Lotte sich ein Herz. Sie trat auf die alte Dame zu und versuchte ein möglichst gewinnendes Lächeln: "Bitte, könnten Sie mir nicht ein Stück von der Kriegsseife geben? Ich *kann* mit meiner Ration nicht auskommen!" Heimlich hoffte sie, die alte Dame würde ihr ein Stück guter Seife geben, da doch der ganze Reichtum vor ihren Augen dalag! Schon aus Schamgefühl konnte sie doch nicht anders handeln.

Wie gewöhnlich, hatte die Großmama bei ihrem unzeremoniösen "Sie" die Lippen gekniffen; aber dagegen konnte Lotte schon nichts machen.

Mißgelaunt sah die alte Dame sie an (sie war sehr groß, dick und imposant). "Fräulein – Sie haben Ihr Stück, und damit müssen Sie auskommen. Die da liegt, die brauchen wir noch. Überhaupt – Sie sind überhaupt nicht dankbar, Fräulein. Sie bekommen jeden Tag einen halben Liter Milch – jeden Tag einen halben Liter! Na, wer hat denn das, heutzutage? Und Sie nehmen sich noch heimlich welche. (Lotte bäumte sich.) Sie bekommen mehr Marmelade als Ihnen zusteht, die Hälfte von all unserer Marmelade bekommen Sie, und all die Milch im Kartoffelmus. Und wenn Sie nicht Ihre verrückte Idee hätten, kein Fleisch essen zu wollen, dann bekämen Sie doch auch oft genug Fleisch. Aber Sie bekommen doch viel mehr Fett im Essen, als Ihnen zusteht, und jeden Tag das frische Gemüse. Und Sie sind überhaupt nicht dankbar. Und jetzt wollen Sie noch Seife!"

Jetzt war es aus für Lotte. Jetzt war Krieg. Die wollte ihr keine Seife geben, sie würde sich welche nehmen. Ach, das arme dünne Körperchen des kleinen Helmut in einer Hülle festen, weißen, duftenden Schaums!

Sie wußte längst, in welchem Versteck der Schlüssel für diesen Schrank hing, es hatte sie nie interessiert. Jetzt hätte sie ihn der Alten unter dem Kopfkissen weggestohlen, so eisern war sie entschlossen, zu ihrer Seife zu kommen! Licht brauchte sie nicht, auf ihr Tastgefühl konnte sie sich verlassen.

In später Nacht, als alles im Hause still war, schlich sie auf nackten Füßen hinunter. Sie fand den Schlüssel, den Schrank, das Schloß, es öffnete sich mit einem winzigen Knacken. Wenn nur ihr Herz nicht so stark gepocht hätte! Und vor den Augen sah sie lauter Flammenräder tanzen. Sie tastete die Regale ab, und dabei sprach sie vor Aufregung wirr und laut in den Schrank hinein, ohne es zu bemerken. "Die werden wir schon kriegen! Laß man, Helmutchen, du kriegst jetzt ein schönes Stück Seife – ein schönes Stück Seife. Die olle Hexe – wart mal, die werden wir schon –"

"Was machen Sie denn da?"

Die Hand sank ihr herab. Alle Glieder vereist, stand Lotte vor der schattenhaften Gestalt der alten Dame.

“Ich – ich wollte – wollte – ” Sie verstummte. Jetzt schwang sie selbst mit in den roten Flammenrädern: der glühende, einzige Wunsch, im Erdboden zu versinken.

Sie hörte nichts von dem, was die alte Dame redete, und fand sich endlich in ihrem Zimmer wieder. Überströmt von kaltem Schweiß, aber noch ganz und lebendig und – nicht rausgeschmissen. Aber Dankbarkeit fühlte sie nicht.

Wie war das merkwürdig: sie war noch jetzt fest überzeugt, daß sie nichts Schlechtes tat, wenn sie von dem Überfluß der andern nahm für die Ihren, die Mangel litten, weil die ihr nichts geben wollten. Und doch dies Gefühl unerträglicher Schande vor der alten Frau, die eine andere Ansicht von der Sache hatte. Man darf sich eben nicht erwischen lassen. Und – ja: die Heimlichkeit, das war nicht schön.

Nein, hier konnte sie nicht bleiben. Bei diesen Leuten, in deren Augen sie dauernd “Diebin” lesen würde. Und am nächsten Tag ging sie zur alten Dame und sagte ihr, daß sie die Stellung verlassen wolle. “Nein, es geht nicht mehr, Sie wissen selbst – ” Was die Alte für kalte, lauernde Katzenaugen hatte! Sie wollte es mit ihrer Tochter telefonisch besprechen.

Jetzt was Lotte froh über dies Ereignis, das ihr die Entscheidung in die zögernden Hände gedrückt hatte.

Sie fühlte sich befreit, und sie war entschlossen, ihrem inneren Drängen nachzugeben. Sie *mußte* ihre Eltern dazu bestimmen, sie mußten sie zur Bühne gehen lassen. Sie *wird* zur Bühne gehen.

Sie schrieb einen funkelnden Brief an Helwig: “Ich bin frei! Und: ich weiß meinen Weg!” Über die halbe Seite. “Frei – äußerlich. Innerlich auch von sehr vielem. Aber ich meine jetzt die Befreiung von der größten Absurdität dieses Jahrhunderts: Lotte Babendeerde – Kinderfräulein. Kindergärtnerin, das ginge schon noch an, das ist nicht so – blödsinnig unmöglich. Aber auch das war nicht *wahr*. Da hat man nun sein kleines bißchen Mütterlichkeit so hoch aufgeplustert (ich seh es direkt bildlich vor mir), hat diesen Beruf so ideal “gemacht” wie möglich – und ist mit vollen Segeln und flatternden Fahnen in die Sackgasse der Absurdität eingelaufen.

Mein Weg geht ganz anders.”

Sie wollte ihm – auch ihm – noch nicht sagen, welches ihr Weg war. Sie war auch nicht froh, nicht voll brausenden Jubels; ihr war, als gäbe sie damit jedes Eigenleben auf, als wähle sie damit ein strenges, schattenhaftes Schicksal, das ihre nie rastende Selbstbeobachtung, ihre reflektierende Einstellung zu jedem eigenen Erleben ihr vorzuzeichnen schien. Nur immer geliehenes Leben leben...

Nach den Pfingstferien sollte sie mit den beiden Ältesten in die Stadt zurückkehren, die mußten wieder zur Schule gehen; dann war sie frei. Eine gute Woche noch, dann begann ihr wahres Leben, das doch kein eigenes Leben sein würde.

Und nun wollte sie doch noch etwas zum Mitbringen erobern.

Drei Nächte nacheinander schlich sie mit einem hohlen Gefühl im Kopf, so kalt war er, in den Vorratskeller, wo die Rahmsatten standen und der angeschnittene Butterlaib, und wo die Speckscheiben und die Würste hingen, schnitt mit zitternden Fingern ein Stück Butter und eine Scheibe Speck ab und futterte sich voll Rahm, “aus Gemeinheit”. Speck und Butter verbarg sie auf dem Grunde ihres Koffers, den sie immer abgeschlossen hielt, ihres Tagebuchs wegen.

In diese aufregenden Geschehnisse hinein kam ein Brief von Harry Landsberger: er habe in der allernächsten Zeit zwei Wochen Ferien zu nehmen; da sie doch nun frei werde,

könnten sie sie vielleicht zusammen verleben? "So weitab wie möglich von Menschen, Versammlungen und Zeitungen." Wie verbittert, wie müde war wieder der Klang dieses Briefes! Oh, sie war sich sicher: jetzt würde sie etwas dazu tun können, daß er aus seinem Pessimismus herauskam. In diesem Jahr und vor allem durch ihren Entschluß war sie eine andere geworden als das hilflose junge Ding, das sich im letzten Sommer gegen seinen Spott wehrte.

Ja, diese Tage sollten einzig schön werden. Noch nie hatte sie eine so lange Spanne Zeit ganz nach ihrem Wunsch leben können.

Und dann wollte sie sich ihren neuen Weg bahnen.

Zwei Tage vor der Abreise rief die Großmama sie, mit lauernden Augen: "Fräulein, jemand verlangt Sie am Telefon."

Überrascht ging Lotte hinein und nahm den Hörer ans Ohr. Eine rasche Stimme: "Verraten Sie sich nicht, um Gotteswillen; ich habe gesagt, ich sei Ihr Bruder!" Harry Landsberger!

Überwältigt und bewußt spontan platzte sie heraus: "Na sowas, Hans! Wo kommst du denn her?" Sie war rot geworden unter dem Anprall der Überraschung, aber sie dachte triumphierend: gut gemacht; die alte Dame stand nicht weit von ihr mit ihren lauernden Augen.

"Bravo, gut – so weitermachen, Mädchen! Hören Sie – aber ich sage lieber auch Du, dann kommen – kommst du weniger leicht aus dem Konzept."

"Aber Hans," unterbrach sie ungeduldig, "nun sag mir doch bloß mal –"

"Kommt schon alles, kommt schon alles. Also ich bin gar nicht weit von Ihnen – von dir, du hast mir ja geschrieben, daß du ab übermorgen frei bist. Na, und ich konnte es es gerade mit meinem Urlaub so einrichten und warte hier, bis ich dich begleiten kann, und dann geht es gleich weiter, auf unsere Erholungsreise. Einverstanden?"

"Hans – !" Sie schnappte ehrlich nach Luft. "Aber das ist ja herrlich! Was werden bloß die Eltern – . Hast du denn die Eltern schon benachrichtigt?" (Die Alte lauerte noch immer.)

Drüben war ein herzliches Lachen zu hören. "Gut, gut, mein Kind. – Ich muß gestehen, das habe ich bisher versäumt. Ich frage mich auch ein bißchen, was deine Eltern – . Aber seien wir sachlich. Wann ist dein Abreisetermin?"

"Ach du, das ist wunderbar! Dann können wir ja zusammen fahren. Warte mal – . Ja, übermorgen, mit dem 10-Uhr-Zug von hier. – Nicht wahr," fragte sie mit herzlicher Unbefangenheit zur Großmama hin, "wir fahren mit dem 10-Uhr-Zug, übermorgen? Dann will mein Bruder mit mir fahren."

"Gut, abgemacht. Also übermorgen zum 10-Uhr-Zug bin ich an deiner Station. Bis dahin – wieg recht schön deine Herrschaftenkinder!"

"Dummkopf! Werd ich schon! Hör, aber benachrichtige die Eltern, hörst du?"

"Soll ich wirklich – ?"

"Du bist doch unverbesserlich." Dieser strafende Ton – die Alte versteht nichts. "Na, sei vernünftig, und genug für heute. Tschüß, mein Jung."

Sie hängte an und drehte sich mit einem Schwung zur Großmama, sprudelte in absolut spontan wirkender Freude alles heraus – was sie für richtig hielt, wußte genau: nein, nichts vom Stehlen, dann hieß es: ah, die ganze Familie. Daß er immer ein Sorgenkind gewesen sei, nicht nach des Vaters Willen hätte handeln wollen, daß es einen schlimmen Auftritt gegeben habe, der Bruder sei im Zorn fortgelaufen, aber mit ihr immer in Verbindung

geblieben. “So – so – ” sagte die alte Dame, wenig überzeugt.

Diese letzten zwei Tage war sie in heller Aufregung: die baldige Freiheit, die Reise mit Harry Landsberger – aber die Speckscheiben, die Butterstücke? Die bereiteten ihr immer weniger Freude und immer mehr Beängstigung. Sie hätte *so* es der Mutter zum Geschenk bringen wollen! Aber wenn *die* verlangte, ihren Koffer zu inspizieren? Hätte sie ein reines Gewissen gehabt, so hätte sie es nicht gelitten; aber man hatte sie bei einem Diebstahl ertappt, da hatte sie nicht das Recht, die Stolze zu spielen.

In der letzten Nacht saß sie ganz hilflos vor ihrem fetten Reichtum: was tun? Sie war jetzt völlig überzeugt, *die* würde ihren Koffer untersuchen. Wegwerfen – das war eine Sünde. Und bittertraurigen Herzens entschloß sie sich, alles aufzuessen. Ihr wurde elend schlecht dabei, sie hätte gewünscht, erbrechen zu können. Aber schließlich war doch alles beseitigt, und am Morgen hatte auch ihr Magen alles bewältigt.

Ihr Koffer wurde nicht untersucht.

Kapitel 10

Er wartete schon an der kleinen Station. Rasch ging sie auf ihn zu, strahlend. Jetzt müßte sie ihn umarmen, um in ihrer Rolle zu bleiben, aber das brachte sie doch nicht fertig; schlechte Schauspielerin. Und plötzlich wurde sie ganz rot und verlegen und schüttelte ihm umso herzlicher die Hand.

Da war es wieder, das überlegene Spottlächeln, aber es war auch eine warme Freude darin – ja, und eine ganz leichte Befangenheit huschte durch seine Augen. Hatte er denselben Gedanken gehabt wie sie, wegen der notwendigen verwandtschaftlichen Begrüßung?

Die Kinder hatten neugierig zugesehen, und auch der Kutscher beobachtete sie verstohlen.

“Ja, mein armer Junge, nun müssen wir uns wohl trennen, wir fahren natürlich Zweiter.”

“Darauf solle es mir nicht ankommen, ich habe mir ohnehin gedacht, daß ihr feinen Äster bloß gepolstert fährt, und schon das entsprechende getan.” Er ließ eine Ecke der grünen Karte sehen, die er in der Hand hielt. “Zwei Tage habe ich jetzt auf dich gewartet, jetzt will ich keine zwei Stunden mehr warten.”

Was für Augen er hatte! Ihr Blick nahm einen einfach in Besitz. Eine Beklommenheit stieg in ihr auf.

Es war nur gut, daß sie ihrer Mutter geschrieben hatte. So war keine große Vorbereitung nötig; sie hatten auch nur wenige Stunden bis zur Abfahrt des Zuges, der sie in die Lüneburger Heide bringen sollte. Dieser arme junge und so ernste Kriegskrüppel gefiel der Mutter auf den ersten Blick. Er war ihr auch schon kein Fremder mehr: auch von seinen Briefen hatte sie gelegentlich einen Abschnitt zu hören bekommen, und Tante Marie hatte sich sehr lobend über ihn geäußert. Sie machte kaum Einwendungen, aber es war doch ein gespannter Ernst in ihr. Während Lotte sich eilte, ihren Rucksack zu packen, sprach die Mutter eine Weile allein mit Harry Landsberger. Und als er zu Lotte ins Zimmer kam, um zu sehen, wie weit sie war, lag auch auf seinem Gesicht ein Gemisch von feierlichem Ernst und Befangenheit, das er jetzt vergebens mit Ironie zu verkleiden suchte.

Gegen Abend kamen sie in Lüneburg an; hier wollten sie übernachten und morgens zu irgendeinem stillen Heidedorf weiterfahren.

Während Harry “sich den Wirt vorknöpfte, um was Vernünftiges zu essen und zu trinken zu kriegen”, versuchte Lotte, ihre Gedanken zu sammeln.

Was hatte er doch für Augen. Während der Fahrt hatten sie sie kaum losgelassen, und – ja, wahrhaftig, Besitzergreifung lag darin. Und allmählich hatte sie sich machtlos gefühlt, ohne Kraft. Jetzt kam es ihr vor, als habe sie diesen Ausdruck auch früher

schon manchmal gesehen, vor einem Jahr, aber meistens hinter dem Vorhang der Ironie verborgen; so wie er diesen Vorhang auch jetzt noch manchmal herabließ.

“So,” aufgeräumt wandte er sich ihr zu. “Der Herr Wirt hat mir versprochen, Ehre einzulegen mit seinem Mahl. Und ein feines Tröpfchen zum Appetitanregen. – Da kommt er schon! Na, Sie sind aber doch prächtiger Mensch! Sie gehörten ganz woanders hin als in dies Kaff; Sie verstehen Ihre Gäste zu behandeln!” Wohlgefällig schaute er zu, wie der behäbige Wirt einen öligen Schnaps in die dicken Gläser goß.

Lotte weigerte sich, und sie weigerte sich ganz ernsthaft. Sie trank keinen Alkohol, schon seit zwei Jahren; sie aß auch kein Fleisch. Noch vor einigen Monaten, beim Hochzeitsfest ihrer Eltern, hatte sie ihren Vater ernsthaft betrübt weil sie weder von der duftenden Weinsuppe noch von dem leckeren Braten gegessen hatte. Vielleicht wäre sie gar eine richtige kleine Abstinenzspießerin geworden, aber einmal hatte sie Max Tepp, einen der bedeutendsten Kameraden der Freideutschen Jugend, in seiner Wohnung besucht und ihn rauchen sehen (das winzige Goldblättchen, das an seiner Unterlippe haften geblieben war, hatte sogar wunderhübsch ausgesehen); das war ihr wie eine Erleuchtung gewesen: wenn Menschen wie Max Tepp rauchen, kann es nichts Schlechtes sein. Aber für sich selbst blieb sie dabei: sie hatte keine Rauschmittel nötig, um froh – und um sogar berauscht zu sein.

Als Harry merkte, daß sein Spott nichts half, wurden seine Augen bittend: “Du wirst es mir doch nicht abschlagen, unsre schöne Reise auf meine Weise einzuweihen! Ich hab mich so gefreut darauf – ! Komm, du bist doch keine Spießerin. Sonst müßte ich denken, du fürchtest, ich wolle dich armes Kind betrunken machen, um dir was Böses anzutun!”

Da lachte sie hell auf und nippte an ihrem Glas: “So. Auf unsre Reise!”

“Auf uns!” Und er stürzte sein Glas hinunter.

Aber als der Wirt auftrug, wurde sie ängstlich. Sie gab sich einen Schubs: “Hör mal, wir dürfen nicht übertreiben. Das muß doch alles – nun ja, wahnsinniges Geld kosten. Ich hab im ganzen 45 Mark, damit muß ich auskommen!” Sie hoffte sogar, von diesem Reichtum wieder mit nach Haus zu bringen, aber das wagte sie gar nicht zu sagen.

Er sah sie an: “Ich habe dich eingeladen – stimmst? Behalte ruhig deine Kröten, gib sie für andres aus. Kauf dir ein vernünftiges Kleid dafür. Ich bin reich heute, kümmer dich nicht darum.”

Von ihren Wanderfahrten war Lotte gewöhnt, daß jeder für sich bezahlte. Wenn mal einer knapp bei Kasse war, auch außerhalb der Wanderfahrten, war es selbstverständlich, daß man sich gegenseitig aushalf, ohne daraus eine Geschichte zu machen. Ob Mädchen, ob Junge, das war egal. Aber es plagte sie doch: nun ja, er war “reich heute”; deswegen wollte sie ihm doch keine unnützen Ausgaben verursachen. So ein immenses Gehalt bekam er sicher nicht in seiner Bank.

Da sagte er: “Es ist mein armes vermodertes Beinchen, das mir was eingebracht hat. Dafür bezahlen sie mich jetzt. Und du gestattest, daß ich es so anwende, daß ich Freude daran habe?”

Es durchfuhr sie. Und nun sagte sie nichts mehr dagegen.

Das Mahl wurde sehr heiter. Er war so strahlender Laune, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Und immer wieder dieser Blick, der sie ganz in einem sieghaften Griff zu umfassen schien. Während sie beim Nachtisch an ihrem ersten und einzigen Gläschen sog, bot er ihr eine Zigarette an: “Nun fang nicht wieder an, Moral zu tuten! Du bist doch keine Spießerin. Zeig, daß du den Mut hast, in einem öffentlichen Lokal, hier in diesem Kaff – ”

Das war richtig: Frauen rauchten nicht, das gehörte sich nicht. Sie nahm die Zigarette

und lachte ihn an. Aber er sollte sich nicht einbilden, daß er sie deswegen schon ganz um den Finger wickeln konnte! Und nun wurden sie noch lustiger.

“Wir gehen doch noch nicht schlafen?” sagte er nach einer Weile. “Bloß, hier ist es dumm.” Er sah sich in der niederen Gaststube um, in der biedere Kleinstädter und Bauern schwatzend beim Bier saßen, in Rauchwolken gehüllt. “Wir gehen hinauf, und ich komme dann noch zu dir. Du hast doch nichts dagegen?”

Sie schüttelte den Kopf. Das war ja ganz einfach; und doch war ihr etwas beklommen.

“Zieh dir was Schönes an, wenn du hast,” raunte er ihr hastig zu, ehe sie sich vor ihrer Tür trennten.

Sie mußte beinahe lachen, als sie es aus ihrem Rucksack holte. Freilich hatte sie, und sogar was Schönstes. Zum erstenmal hatte sie es auf Tante Hildes zehntem Hochzeitstag getragen, wo sie mit einemmal wie losgelassen tanzte. Verwunderlich war es, daß die Eltern und die Tanten nichts an dem Kleid auszusetzen fanden, aber es war ja auch nur für festliche Gelegenheiten. Die buntblusige Seide war über Schulter und Oberarm nur durch schmale, schwarze, gekreuzte Samtbänder gehalten, und damit die schöne reine Linie nicht unterbrochen würde, hatte sie von einem Unterkleid die Achselbänder abgeschnitten und es am Kleid festgeheftet. Sie wußte, daß diese wenigen schmalen Kreuze auf der vollen weißen Schulter berückend aussahen, und sie liebte es, schön zu sein und ihre Schönheit zu zeigen.

Als sie vor dem Spiegel ihre Zöpfe herabließ und neu flocht, schlug sie fast die Augen nieder vor ihrem Spiegelbild: mit so einem Ausdruck hatte sie sich noch nicht gesehen (und sie studierte sich häufig gründlich im Spiegel): die Augen waren groß und dunkel, und etwas ganz Fremdes flammte darin; und das ganze Gesicht war von einer Unruhe aufgewühlt – und sehr wenig intelligent, gestand sie sich beschämt.

Sie hatte die Zöpfe noch nicht wieder aufgesteckt, da hörte sie das leise harte Aufstoßen der Prothese im Gang. Sie ließ die Zöpfe, wie sie waren und lehnte sich an den Tisch. Schade, daß sie keine Blumen hatte.

Er umging sie mit seinem Blick: “Ah, das – !”, und machte sich geschäftig daran, ein Kofferchen auszupacken: Bücher, eine Flasche und zwei schöne, dünnwandige Gläser, die er behutsam aus dem Seidenpapier wickelte. Sie schrie auf in leisem Protest, aber er hielt ihr die Flasche hin: “Liebfrauenmilch – na, kann das was Böses sein? Und nur ein Fläschchen für die ganze Nacht!”

Die ganze Nacht, dachte sie verwirrt.

“Also sollen wir die ganze Nacht verdiskutieren? Aber das geht sicher besser ohne deine Liebfrauenmilch, sowas macht einen bloß dumm. Das ist doch sicher auch was Alkoholisches?”

“Ach, iwo; da, koste mal gleich.”

In der Tat, es war köstlich.

Sie saßen im altmodischen Sofa vor dem wackligen ovalen Tisch mit der gewürfelten Wirtshausdecke, und er zeigte ihr die “Sonette an Ead”, die Gedichte von Wildgans, andres noch. Sie war begeistert von dem Neuen, das sie nun wieder durch ihn kennenlernte. Er bat sie, ihm dies und jenes vorzulesen. Dann spürte sie, wie er sich ganz der Wirkung ihrer Stimme hingab, und das machte sie beklommen. Anders als sonst, wenn sie vor Freunden oder Fremden sprach und mit einem Siegesgefühl ihre Macht spürte. Als wenn ihre gemeinsame Bewegung sie in eine gemeinsame Innigkeit führte. Oder war es, weil sie so nahe beieinander saßen, daß ihre Arme sich bei jeder Bewegung streiften?

Still und warm stand die Sommernacht mit tausend Sternen vor den offenen Fenstern.

“Und nun will ich dir etwas ganz besonders Schönes zeigen,” sagte er, fast feierlich. “Aber dazu mußt du dich noch schöner machen.” Und er griff in ihre Zöpfe und versuchte ungeschickt, sie aufzuflechten. “Mach dein Haar auf!” bat er; es sollte leicht, scherzend klingen, aber es war Befehl und fiebriges Flehen darin. Zögernd, befangen löste sie ihre Flechten und spürte ihre Wangen glühen, und sicher sah sie ganz dumm aus vor Verlegenheit und – ja, was war da noch? Und warum gab sie so einfach nach? Fast unwillig schüttelte sie ihre Haare auseinander. Fein und seidig, mit einem goldigen Kupferglanz umspannen sie sie bis über die Hüften.

“Nein, nicht so – ” Er nahm die Haare, die ihre Schultern verdeckten, und streifte sie zart nach vorn über ihre Brüste. “Die Schultern will ich auch sehen – Ach du! Wie du aussiehst – wie eine Wilde!”

Er hielt sie mit seinem Blick. Jetzt nahm er ganz von ihr Besitz, fühlte sie.

“Eine Wilde!” versuchte sie zu protestieren und wollte die Haare wieder zusammennehmen, aber er hielt Hände und Haar. “Verstehst du denn nicht, daß du so am schönsten bist, am meisten du – Wilde du!”

Seine dunklen Augen flammten ganz nah vor den ihren. Er umschlang sie fest und küßte sie lange mit geschlossenen Lippen auf den weich und willig sich bietenden Mund.

Dann griff er aufatmend nach der Flasche. Er hatte ihre Hand gepreßt, wie in einem stummen Dank. “Auf uns!”

“Auf uns,” gab sie leise zurück. Sie war ihm dankbar, daß auch er nur die Lippen netzte. Was in dieser Nacht auch geschehen mochte, es sollte nicht in künstlicher Trunkenheit geschehen.

Feierlich schlug er die graue Mappe auf, auf der in großen roten Buchstaben “Kokoschka” stand, und reichte sie ihr hin. Auf das Vorsatzblatt hatte er geschrieben – die Tinte war noch frisch –: “Dann wird er wieder meine Arme heben – ” Und das heutige Datum.

“Das gehört dir,” sagte er leise.

Sie hielt die Mappe in behutsamen Händen und hielt die Augen auf die Worte gesenkt, die er geschrieben hatte. Darin öffnete er sich ihr ganz. Dies war eine Forderung an sie, eine flehende Forderung. Und in ihr hob sich etwas diesem Flehen entgegen, ein Elan, der vielleicht Liebe war.

Schweigend saßen sie nebeneinander, ernst und gefangen, über das leere Blatt mit den wenigen geschriebenen Worten geneigt. Bis er ihr leise die Mappe aus den offenen Händen nahm und sie aufblätterte.

Erst als der frühe Morgen das Licht der elektrischen Birne verschrumpfen machte, deckte er behutsam das Leintuch über ihren nackten Körper, beugte sich zu einem letzten Kuß und humpelte leise hinaus.

Sie lag in ihrem breiten Bauernbett mit tausend Gedanken, mit tausend Bildern hinter den überwachen Augen, und ausgefüllt bis in die Haarspitzen, bis in die dünnste Zelle ihrer Haut ausgefüllt von einem ruhigen, lächelnden, wunschlosen Glücklichein.

Liebte sie ihn? Sie wußte es noch immer nicht. Aber sie wußte, nie würde sie die vergangenen Stunden bereuen. Herrlich war diese Nacht gewesen.

Sie wandte den Kopf: da, zwischen Bett und Nachttisch hatte die Prothese gelehnt. Es hatte wohl Mut für ihn dazugehört – . Armer, Lieber. Der Schenkelstumpf mit seinem krausgezerrten, rotgescheuerten Ende hatte ihr in einem vorüberhuschenden Moment einen Schmerz wie einen dünnen, scharfkantigen Nagel in die Seele getrieben und das

Gefühl vertieft, das vielleicht Liebe war.

Und da stand noch seine Liebfrauenmilch und war nur halb geleert. Sie lächelte in tiefer Befriedigung: die hatten sie nicht nötig gehabt, damit die Scham von ihnen falle wie häßliche, würdelose Bettlerlumpen.

... Nackt lag er auf ihrem Bett, und sie ritt nackt und lachend, glücklich und befreit auf seinem Knie. Tief hatte sie diesen starken, überwältigenden Duft eingeatmet, den sie noch nie gespürt; oh, *der* hatte sie berauscht, und die stolze Freude an ihrem Körper, und die beglückte Freude an dem seinen.

Wenn sie bei ihren Umarmungen leise aufschrie oder vor Schmerz stöhnte, glitt er ab und flüsterte beruhigend: "Es muß wehtun, das erste Mal." Das hatte sie nicht gewußt; dann war es ja gut.

"Weißt du, daß du die erste Frau für mich bist?" hatte er einmal leise gesagt. Sie bedeckte seine Augen mit Küssen. Manche winzige Anzeichen hatten sie es schon vermuten lassen. Wie dankbar sie dafür war, und heimlich stolz.

"Frau" hatte er gesagt. Ja, jetzt war sie eine Frau.

Sie hatten die Nacht durchtolzt wie zwei wilde, glückliche Kinder. Oder wie zwei schöne, starke, gesunde Tiere, in Rausch und Spiel, die Reue und Scham nicht kennen und jenseits sind von Gut und Böse. Und jetzt war sie überwacht und ließ die Bilder dieser Nacht wie eine schimmernde Perlenkette immer wieder an ihren Augen vorbeigleiten. Leise küßte sie ihre Handflächen, die ihn gestreichelt hatten.

Wie schön er war, wenn er lachte! Dann schien seine gerade, breitflügelige Nase sich noch breiter in die Wangen hineinzukerben, und die langen, energisch gezeichneten Lippen ließen alle Zähne sehen in ihrer Stärke und Pracht. Er lachte mit geschlossenen Zähnen, wie ein vergnügtes Raubtier sah er dann aus. Und die starken Augenbrauenbogen unter der breiten Stirn, und die funkelnden braunen Augen – immer lieber sah sie ihn an.

Als sie sich nach wenigen Stunden erhob, zögerte sie: nein, sie wollte sich nicht viel waschen, sie wollte diesen berausenden Duft in ihrer Haut behalten. Nachdenklich kleidete sie sich an: wie wird er mir nun gleich entgegentreten? Mit plumper Vertraulichkeit, hemdsärmelig, wie ein Ehemann, oder mit seiner gewohnten sarkastischen Kaltschnäuzigkeit?

Es klopfte, fast schüchtern.

Sie sah, daß auch er nicht geschlafen hatte. Sein Gesicht war blaß und ernst und wie von stiller Feierlichkeit durchleuchtet. (Seine Kleidung war gewählt, fast zeremoniös.) Schweigend beugte er sich über ihre Hand und küßte sie lange.

Da fühlte sie, daß sie ihn liebte, und mit schüchterner Geste legte sie die Arme um seinen Hals.

Die braven Kleinbürgerinnen, die in dem stillen Dorfgasthaus in dieser Vorsaison sich billig erholten und dabei ein wenig zu hamstern hofften, hatten ein duldsames Lächeln, wenn sie, emsig strickend, dem "jungen Brautpaar" nachsahen: der blasse junge Mann mit dem von Leiden geprägten Gesicht, der doch so lustig sein konnte, wie er mit seinem Stock und seiner Prothese am Arm des blühenden jungen Mädchens langsam dahinstakte. Die Kleine sagte nicht viel, sie schien schüchtern zu sein, obwohl sie so intelligent aussah; und immer ernst, aber mit so einem Schimmer von Glück in den blaugrauen Augen! Ein rührendes, sympathisches Paar. Und wenn – mein Gott, das ging einen ja nichts an. Dem jungen Mann war es jedenfalls von Herzen zu gönnen, nach allem, was er durchgemacht haben mußte; und leichtsinnig sahen sie alle beide nicht aus.

Und wenn das junge Mädchen, in der Abenddämmerung im offenen Fenster sitzend, mit voller, warmer Stimme zur Gitarre sang, konnten die guten Frauen, die plaudernd im Garten saßen, ganz still werden; solche Lieder hatten sie noch nie gehört: ganz einfach waren sie, aber sie griffen einem ans Herz, daß einem ganz merkwürdig wurde dabei. Ja, es war wirklich ein sympathisches junges Paar.

Jetzt verstand Lotte mit einemmal, mit einem verzückten Verwundern, warum, einige Tage bevor sie ihre Stellung verließ, die Menses sich wieder eingestellt hatte, nach einem Jahr Unterbrechung. Ihr kam nicht der Gedanke, daß es die Folge der guten Kost sein könnte, nach langer Unterernährung. Nein: ihr Leib hatte das Kommende gewußt und hatte sich bereitet.

Diese Überzeugung gab ihrer Liebe eine fatalistische Innigkeit. Wie sehr wünschte sie, es Harry sagen zu können! Aber diese Tage waren nicht nur Freude und Glück für sie. Manchmal schien Harry sich doch ein Herrenrecht über sie anmaßen zu wollen. Daß er glaubte, sie jetzt formen zu können, darüber lachte sie nur in selbstsicherem Spott. Selbst zu modischer Kleidung, zu hohen Absätzen und kunstvollen Frisuren wollte er sie bekehren! Oder wollte er bloß versuchen, wie weit sie ihm folgen würde? Nun, das war nicht wichtig. Aber er hatte kalt ironisiert, als sie ihm voll Vertrauen einige ihrer Gedichte gezeigt hatte.

Es herrschte auch nicht immer ein volles körperliches Einverständnis zwischen ihnen. Wie kam es nur: wenn er entspannt neben ihr ruhte, fühlte sie sich entfesselt; und wenn sie sich dann wieder mühsam, schweigend und schamvoll gebändigt hatte, konnte sie sich seinem neuerwachten Wunsch nicht mit dem gleichen freien Elan entgegenwerfen. Diese leisen Unstimmigkeiten auf der feinen Wage ihres Glücks peinigten sie im stillen, aber sie suchte sie vor dem Geliebten zu verbergen wie eine Schuld. Sie wußten beide nicht, daß er nicht brutal genug gewesen war, daß sie sich wie ahnungslose Kinder benahmen: sie bot ihm ihre straffen geschlossenen Schenkel dar, und er glitt zwischen die feste und elastische Muskulatur, nur die Klitoris unbestimmt reizend. So war sie bei allem Rausch und allen Umarmungen Mädchen geblieben.

Lotte lehnte am offenen Fenster und sah hinaus über das hügelige Heide-land, das sich schweigend unter der Nachmittagssonne dehnte. Wie zerbrochen fühlte sie sich: wieder einmal war sie mit ihrem Verlangen allein geblieben; um ihre Erregung auf ein ruhigeres Maß zurückzuleiten, hatte sie ihm zärtliche Worte gesagt, die ihr wie ein Gedicht durch den Kopf gingen, und er hatte mit gutmütigem Spott gelächelt: "Bist doch ein unverbesserlich sentimentales Ding, du!"

Sie hatte sich aus seinen Armen befreit, ihr Kleid übergeworfen und sich ans Fenster gestellt. Warum höhnte er, wenn sie sentimental war? Warum war es richtig, wenn es ihn selbst ankam und wenn er es in Büchern fand? Und in diesem Moment, wo sie alle Kraft brauchte – . Mit beiden Händen drosselte sie in zorniger Scham ihr Begehren; wahr, es hatte noch in ihr gebrannt, trotzdem.

Jetzt hatte sie sich wieder in der Gewalt.

Sie schwiegen lange. Sie hatte den Mann hinter ihrem Rücken fast vergessen, so hatte ihr Kampf sie in Anspruch genommen, und jetzt das Gefühl der Vereisung.

Da rief er sie an, leise – zärtlich.

Sie rührte sich nicht.

"Lotti – ", fordernd und flehend.

Feindselig wandte sie sich um – spielte er mit ihr? – und erstarrte: der ausgestreckte Mann auf dem Bett reckte ihr die Arme entgegen mit verlangendem, nacktem Gesicht, und der Schenkelstumpf und das gespannte Glied – . Sie hatte sich überwunden, sie war vereist, und das war abstoßend anzusehen.

“Komm,” sagte er heftig, und schien schon im nächsten Moment ihre Abscheu zu spüren wie einen drohenden Schlag.

Das durfte nicht sein; das mußte zu unerträglich sein. Wußte sie es nicht? Und widerstrebend trat sie zu ihm und neigte sich über ihn, mit geschlossenen Augen.

Wie in einem Nest lagen sie in einer warmen Sandkuhle, weit weg vom Dorf und von allen Menschen. Wenn Lotte die Wimpern halb herabließ, flimmerte die Vormittagssonne darin wie eine lose Kette irisierender Tröpfchen, die ineinanderglitten, sich trennten und sich wieder zusammenfügten bei jedem unmerklichen Lidschlag...

Harry hatte ihr gesagt, daß er Jude sei, und darauf scheinbar irgendeine Reaktion erwartet. Das war ihr neu, aber nun ja, Jude oder Christ, was war das schon? Sie war auch keine Christin. Es sei ein Rassenunterschied, belehrte er sie. “Na, deine Rasse gefällt mir nicht schlecht,” lachte sie fröhlich.

Das glaubte sie ihm gerne, daß die Juden vor allem Geistesmenschen seien, und das war ihr sympathisch: die gemütvolle germanische Plumpheit war ihr von Herzen zuwider. Sie waren es nur manchmal ein wenig zu sehr, Geistesmenschen; sein Geist jedenfalls steckte seine Nase manchmal da herein, wo ein wenig mehr Herz am Platze gewesen wäre. Wenigstens wußte sie jetzt, woran es lag, und daß es vielleicht nicht ganz seine persönliche Schuld war.

Nun sann sie darüber nach, daß sie demnach eigentlich auch jüdischer Rasse sein mußte, wenn es sich bei ihr auch etwas anders äußerte. Noch jetzt, selbst in den Momenten intensivsten Erlebens, blieb sie immer mit einem Teil ihrer selbst außerhalb, beobachtend. Ja, es gab eine eigenartige Erhöhung des Genusses, aber es war auch quälend, nie ganz in der Minute aufzugehen, sich nie ganz zu vergessen. Aber Rasse oder nicht: sie waren sich gleich und Robert hatte es gesagt: “Du mußt warten, bis du einen findest, der dir gleich ist – ”

“Deiner Mutter gegenüber stehe ich schrecklich da,” sagte er bekümmert und ließ die Hand sinken, um die er spielend einen ihrer Zöpfe gewunden hatte wie eine kupfrigglänzende Schlange; träge und geschmeidig, wie von eigenem Leben erfüllt, wickelte die Flechte sich zurück von seiner Hand und glitt über ihre Schulter auf den Sand, blieb liegen. “Ich vertraue Ihnen meine Tochter an, hat sie gesagt. Und mit solchem Ernst, und mit solchen Augen! Und ich habe ihr versprochen, ernst und heilig – . Sie muß mich für einen Schuft halten. Aber weißt du,” er neigte sich über sie, und seine Augen blitzten im Widerstreit von Übermut und Zärtlichkeit, “als deine Mutter mir das sagte, war mir ganz, als hätte sie gesagt: ich *traue* Ihnen meine Tochter an.” Und er umschlang sie und küßte sie.

“Nun, sofern du dir mit dieser Zeremonie genug sein läßt,” lachte sie, als er sie wieder zu Atem kommen ließ. “Diese Art Trauung ist ja nicht so gefährlich, die werden wir schon überstehen.”

“Manchmal denke ich doch – ”, meinte er sinnend. “Wenn wir es machten wie vernünftige Menschen? Das grüne Weideglück hat auch seine Reize.”

“Oh nein!” rief sie heftig und setzte sich mit einem Ruck auf. “Oh nein! Wir haben doch schon drüber gesprochen, wir sind uns doch ganz einig!”

“Nun ja,” und ein wenig schien er doch erleichtert durch ihre Abwehr. “Aber wenn

ich denke, daß unsere Hochzeitsreise schon bald ein Ende nimmt – . Dumm, daß ich meinen Urlaub nicht in einem Stück nehmen konnte. Aber seit ich wußte, daß du frei sein würdest – . Und ich konnte nicht mehr länger warten, ich wollte nicht mehr länger warten.”

“Mein Gott, hast du denn – ”, rief sie überrascht. “So sicher warst du dir? Und seit wann denn, wenn ich fragen darf?”

“Vom ersten Augenblick an, als das gnädige Fräulein mich armen Staubgeborenen keines Blickes würdigen wollte!” scherzte er. “Oh nein, das heißt: meiner war ich sicher, deiner durchaus nicht. Große Angst habe ich gehabt, wie das bloß ausgehen wird – . Oh du mein wilder Waldvogel, manchmal frage ich mich, ob ich recht tat, dich in den Käfig dieser Liebe zu sperren.”

“Na, siehst du wohl, und dann willst du noch schlimmer machen und mich und dich in die grauslichen Ketten von Ehe und Familie schmieden! Du bist mir aber auch ein Logiker.” Und während sie sprach, dachte sie zugleich mit leisem Verwundern – so, wie in der ersten Nacht, als er sie “Wilde” genannt hatte – : Wieso weiß er, daß ich wild bin? Ich laß doch meine Wildheit nicht heraus, bin eher un gelenk und steif vor Zurückhaltung.

In zwei, drei Monaten hatte er noch einmal einige freie Tage, dann wollten sie sich auf halben Wege zwischen Hamburg und Berlin treffen. Von ihrer Seite würde wohl nichts im Wege stehen; sie wollte auf keinen Fall wieder Kinderfräulein spielen, und ob sich ihr so bald der andere Weg öffnen würde, und wie – . Aber sie *würde* frei sein, um zu ihm zu kommen. “Das unbedingt. Da gibt es gar keine Frage,” bekräftigte sie mit funkelnden Augen. “Und wenn ich – ”

“Wilder Waldvogel!” sagte er leise und zärtlich.

Sie kam sich eher vor wie ein wildes Borstentier, wenn sie stachlig und hart ihren Willen jedem Widerstand entgegenwarf. Aber sie sagte es lieber nicht; es war hübsch, wenn er so “wilder Waldvogel” sagte. Sie blinzelte nur ein wenig, mit einem verhaltenen Lächeln: ob das nun etwa nicht sentimental war? Aber das scheute sie sich ihm zu sagen. Wenn man selbst gespürt hat, wie es tut, wenn Spott das bloßgelegte Gefühl ätzt –

Sie liebten es beide, wenn Harry, nach dem Rausch der Umarmungen ruhend, schöne dunkle hebräische Worte sprach, die den kargen bäuerlichen Raum mit einer fremden, klagenden und geheimnisvollen Musik erfüllten.

Nun richtete er sich auf und neigte sich über sie. Er legte seine Hände um ihre Wangen und Schläfen, und seine braunen Augen schienen durchsichtig wie dunkler Bernstein, während er voll Liebe auf sie herabsah; auf die ernsten und zärtlichen Augen unter der hohen Stirn mit den nie verschwindenden feinen Strichen der nachdenklichen Falten, auf den trotzigen und sehnsüchtig blühenden Mund zwischen der energischen Nase und dem festen eigenwilligen Kinn.

“Du weißt ja nicht, Lotte, was du mir bist und was du mir gegeben hast. Einmal will ich dirs sagen.” In seinem langsam erblassenden Gesicht prägte sich ein tiefer Ernst aus. “Verzweifelt war ich, wie ein wilder Wolf hab ich mich gefühlt, wie ein Verfluchter und Verworfener.” Er sprach langsam und widerstrebend, schamvoll. “Verstehst du – . Einer hat mal gesagt: Es gibt Menschen, denen Gott nicht erlaubt, zu ihm zu beten. Kain – das war ich. Und ich glaube – Lotte, du weißt, ich bin ein ewiger Zweifler; und darum wage ich auch nur erst zu sagen: ich glaube, das hast du von mir genommen, Lotte.”

“Sie fühlte, wie ihre Augen unermäßig wurden und zu brennen begannen, und wie Glück und Dank sie unerträglich erschütterten. Sanft nahm sie seine Hände, legte sie über

ihr Gesicht und küßte eine nach der anderen seine Handflächen, die sich entziehen wollten.

Und mit einem Lächeln, das wie das lautere Spiegelbild ihrer eigenen Erschütterung war, tat er ihr das gleiche, und sie ließ es willig geschehen, glücklich bis zum Schluchzen.

Gegen Morgen erhob er sich und setzte sich auf den Bettrand, zog wie zufällig das Laken über seine Schenkel. Liebevoll und mit einer kleinen nachdenklichen Falte zwischen den Brauen sah er sie an: "Ich weiß nicht, ob es richtig ist, daß ich dir jetzt davon spreche, aber da ist etwas, das du wissen mußt. Aber, Lotti, denk an das, was ich dir vorhin sagte, und vergiß es nicht bei dem, was du jetzt hören wirst. Ich möchte nur, daß du es richtig auffaßt und es nicht tragisch nimmst. Ich versteh selbst nicht, was da los ist." Unruhig sah sie ihn an.

"Nun," hastete er vorwärts, "es ist ganz einfach das, daß ich seit Jahren ein Mädchen liebe und daß ich glaube, unsere Liebe hat da nichts geändert."

Mit einer hastigen Geste griff Lotte nach dem Bettuch, um es über sich zu ziehen; mit einem wunderschönen, weichen Lächeln hielt er ihre Hand auf. "Nein, nein, deswegen sage ich es ja gerade jetzt, damit du gleich verstehst, daß es so ganz anders ist. Du mein Geliebtes."

"Ich kenne sie seit Jahren, und seit Jahren zieht sie mich an. Sie ist wahrscheinlich ein ganz durchschnittlicher Mensch, eigentlich weiß ich noch immer nicht viel von ihr. Sicherlich ist sie kein geistiger Mensch, nie habe ich mit ihr sprechen können wie mit dir, so rückhaltlos und so – vertraut, wie zu mir selbst. Alles, was mich zu dir hingezogen hat – , ihr gegenüber habe ich es nie gefühlt. Oh du – ich wage ja nicht zu denken, wie todunglücklich ich gewesen wäre, wenn du nicht – . Dies ganze Jahr habe ich an dich gedacht, Lotte, darauf gewartet, ob – auf *dies jetzt* gewartet, auf dich. Und doch, wenn ich sie sah, war ihre Anziehung unverändert. Jetzt habe ich dich, ich bin glücklich und – ja, glücklich, wie ich nie in meinem Leben gewesen bin, wie ich nie geglaubt habe, daß ein Mensch sein könnte." Und leise: "So verändert, wie ich vorhin versucht habe, dir zu sagen. – Und doch, wenn ich an sie denke – ich glaube nicht, daß sie mich nichts mehr angeht." Er zuckte die Achseln, ratlos. "Na, wir werden ja sehen, wenn ich sie jetzt wiedersehe. Aber du glaubst mir, nicht wahr? Du weißt, was meine Liebe zu dir ist. – Sollte ich ein so unverschämter Mensch sein, daß ich von keiner von euch beiden lassen kann?"

Und was wirst du jetzt zu dem allen sagen?"

Mit schmerzhaft gespannter Aufmerksamkeit hatte Lotte ihm zugehört, die Augen groß und forschend und unverwandt auf ihn gerichtet. Die Anstrengung, sachlich zu sprechen, machte ihre Stimme trocken: "Wie ist das mit ihr? Möchtest du sie – umarmen? So, wie – " Und jetzt schlug eine Welle von Blut ihr ins Gesicht.

"So, wie!" Er lachte, zornig über seine eigene Unklarheit und Hilflosigkeit. "Auch das nicht. Dann stellte das Problem sich ja höchst einfach."

Lotte fuhr auf, blitzend.

"Ich meine – du Wilde! –, dann brauchte ich dich nur zu fragen – oder eigentlich nicht mal."

"Nein," sagte sie mit verbissenen Lippen.

"Sie zieht mich an, das ist alles, was ich sagen kann. Vielleicht ist es nur der jüdische Familieninstinkt. Die jüdischen Männer sind lächerlich treu, das hat sich gezwungenerweise direkt zu einer Rassentugend entwickelt. Da habe ich wahrscheinlich dies Mädchen einmal angesehen mit vagen Ehegedanken, und seitdem fühle ich mich an sie gebunden, trotz allem, was ich inzwischen erlebt habe. Dies ist der *Versuch* einer Erklärung. Späß

macht es nicht, sich sowenig eine Individualität zu sehen.”

Sie grübelte eine Weile mit gerunzelten Brauen. Es tat weh; oh ja, wie es weh tat! Aber das war doch eigentlich nur ihre Selbstliebe. Und wie wenig wog dies gegen die Minute vorhin!

Sie atmete tief auf und legte zögernd die Arme um seinen Hals und fühlte beglückt, wie angstvoll fest er sie an sich preßte. “Wir werden ja sehen. Du mußt es mir schreiben, wenn du sie gesehen hast. Und *jetzt lieben wir uns*. Aber wir wollen uns nur wieder treffen, in zwei Monaten, wenn wir uns mindestens ebenso sehr lieben, nicht wahr? Und wenn es niemand anderen gibt, den wir *so* lieben. Das wollen wir uns ganz feierlich versprechen.”

Wir haben vom Heiraten nichts gesagt,
Als ich dein ward und du wardst mein.
Wir haben unsere Liebe gewagt
Auch ohne Stempel und Schein.

Erst haben wir gar nicht daran gedacht,
Doch als es einem fiel ein,
Da haben wir beide fröhlich gelacht,
Und beide sagten wir: Nein!

Wenns wahr ist, was unser Herz uns sagt
Daß ich dein bin und du bist mein,
Dann haben wir nicht zuviel gewagt,
Zu lieben ohn’ Stempel und Schein.

Und hast du mir das Heil gebracht
Und ein herzliebes Kindchen wird mein,
Unsre Liebe der tobenden Schmäher lacht,
Und noch immer sagen wir: Nein!

Doch sollte es einst sein, daß in dunkler Nacht
Du mir sagst, du wärst nicht mehr mein –
Dann weint wohl mein Herze. Und dennoch es lacht,
Daß uns Stempel nicht bannt und Schein.

Ich wollte deine heimwehkranke Seele leiten
Ganz hutsam still aus Hast und Krampf der Welt,
Die weiches Menschentum voll Haß zerspellt,
In weite, abendstille Einsamkeiten.

Durch lichtgesegnete Unendlichkeiten,
Drauf Gott die stillen, starken Hände hält,
Von Sonnenglanz durchloht und sternerhell,
Wollten wir beide kinderselig schreiben.

Um deine Müdigkeit wollt ich wie Schild
Und Nestgefieder halten meine Hände,
Daß Seele Frieden und Genesung fände.

So träumte ich. Doch jählings schlugen wild
In uns empor des Blutes Flammenbrände
Und rissen uns empor zu unsres Menschseins Weltenwende.

Teil III

Bereitung I

Kapitel 1

Die Sehnsucht stand auf letzter geller Spitze,
Daß sie sich fast das eigne Fleisch zerritze.
Qualgluten alles Denken überrannten.

Du kamst. Die Seelen ineinanderbrannten.
Glutfieber spritzten loh um uns zusammen
Und himmelan verzuckten blaue Flammen.

Lotte hockt mit angezogenen Beinen in der Sofaecke, das Heft auf dem Armpolster und blickt auf die Zeilen, die sie eben hastig hingekritzelt hat. Sie haben angefangen, in ihr zu tönen, während sie im rüttelnden Vierte-Klasse-Wagen am offenen Fenster lehnte und mit ihrem Pulsschlag hätte das asthmatische Rattern des Zuges anfeuern wollen zu sausendem Flug. Schwitzende Menschen, knollige Hamstersäcke, schwerfälliges Hinaus- und Hereindrängen an jedem verschlafenen, in der Sonne schmorenden Stationshäuschen – all das hatte sie nur tiefer hineingeschränkt in ihre ekstatische Ungeduld.

“Du kamst – ” Er ist doch noch gar nicht gekommen . . .

Langsam zeichnet sich ein Lächeln in ihr Gesicht; ein Lächeln schmerzhaft süßer Gespanntheit. Langsam erhebt sie sich, dehnt sich mit gestreckten Armen steil auf und schließt die Hände in der Luft, als wolle sie hoch über sich etwas packen und zu sich herziehen.

Das Zimmer ist nicht schlecht; der unpersönliche altmodische Pomp eines teuren Hotelzimmers in einer kleinen vergessenen Residenz. “Nimm ein Zimmer in dem besten Hotel,” hat er ihr geschrieben. Sie errötet jetzt noch, wenn sie an die komische Szene vorhin denkt: sie hat ein Zimmer für zwei Personen verlangt; “Für zwei Damen, nicht wahr?” fragte der feierliche Herr. Und sie, errötend: “Ja – ”, und dann, nach einem Zögern, wie mit Blut übergossen: “Nein, für einen Herrn und eine Dame.” Der Wohlerzogene hat nicht mit der Wimper gezuckt, aber sie ist sicher schrecklich lächerlich gewesen.

Ach, ist egal! Nun muß es auch bald Zeit sein, zum Bahnhof zu gehen. Sie greift mit leichter Hand in die Blumen, die sie auf den Tisch gestellt hat, und schiebt diese und jene noch einmal in eine andre Harmonie; dann, mit einem langen letzten Blick auf diesen Raum, der zwei Tage unverlöschlichen Glückes in sich fassen soll, geht sie hinaus.

Sie kauft noch einmal Blumen, den ganzen Arm voll; unbedenklich gibt sie den größten Teil ihres Geldes dafür aus.

Und dann steht sie mit blassem, gespanntem Gesicht in dem kleinen Bahnhofsvorraum und starrt auf die dunkle Toröffnung hinter dem Schalterhäuschen, als müsse von da ihr Schicksal ihr entgegentreten. Da sieht sie sein blasses, gespanntes Gesicht in der Reihe der Reisenden, die sich schwerfällig an dem Schalterhäuschen vorbeidrängen.

Ist das Liebe, dieser fast angstvolle Ernst, der ihr Inneres schmerzhaft spannt wie eine Saite, und den sie auch in seinen Zügen wahrnimmt?

Schweigend hebt er ihre Hand an seine Lippen, dann küßt er sie flüchtig auf die Wange, wie verschämt. Er streift sie nur mit seinem Blick, der schwarz ist von Gespanntheit. "Komm." Seine Stimme ist rauh.

Stunden sind dahingegangen in Küssen, Umarmungen, Liebkosungen und neuen Umarmungen. Nun liegt er, glücklich entruhend, ganz ausgeströmt, die Arme über den Kopf geworfen, und fühlt die Minuten kristallen in die Stille tropfen. Aber in ihr hat jede Umarmung, jeder Kuß und jede Liebkosung den klingenden Flammenbogen des Verlangens nur unerträglich gespannt. Außer sich, alle Beherrschung von sich schleudernd, wirft sie sich über ihn, mit suchendem Mund und zuckenden Gliedern.

"Aber – du bist ja ein Tier!"

Das Wort, und wie es gesagt ist, bricht ihren Elan, wie ein Stockschlag einen schwingenden Glasklöppel bricht.

Sie rutscht ab, plötzlich ohne Kraft und wie ein Mollusk, und wirft sich von ihm fort, das Gesicht in den schützenden Armen. Bäuchlings bleibt sie liegen, reglos.

Er richtet sich auf dem Ellbogen hoch, und sie spürt, daß er sie ansieht. Und dann beginnt er zu sprechen; begütigend, vorwurfsvoll und von oben herab; wie der Satte zum Hungrigen spricht. Sie hört nur immer: "Tier – Geist – Geist – Tier."

Sie liegt unbeweglich, unterdrückt gewaltsam das nervöse Zucken, das immer wieder unwiderstehlich in ihrem Körper aufsteht.

Als er sieht, daß er wie zu einem Baumstamm spricht, zieht er mit einem Seufzer die Brauen hoch, legt sich zurück und sinkt unmittelbar in einen tiefen, erschöpften Schlaf.

Lotte liegt und brennt von der Schmach des einen Wortes, als sei die Haut ihr mit Nesseln vom Körper gepeitscht worden.

Einmal – einmal hat sie sich aufgegeben, Denken und Beobachtung und Selbstbeherrschung – alles ist im Augenblick aufgegangen wie eine zuckende Flamme, und da hat seine Hand sie ausgeschlagen wie eine stinkende Stearinfunzel.

Das hat sie gebraucht, um endgültig zu wissen, daß es kein Eigenleben für sie gibt. Daß ihr Leben ebendies ist: Beobachten und Reflektieren, eigenen und fremden Erlebens, wie ein Spiegel; Schauspielerin.

Er findet sie schon angezogen am Fenster sitzen, als er erwacht. Zärtlich ruft er sie an, und sie kommt willig zu ihm, mit einer ungewohnten passiven Weichheit, aber ihr Mund ist hart, und ihr Gesicht ist wie eine verschlossene Tür, zu der er den Schlüssel verloren hat.

Bockt sie etwa noch, weil er ihr eine unangenehme Wahrheit sagen mußte? Schade; zwei Tage haben sie nur. Nun denn – und entschlossen wirft er die Decke von sich.

Sie ist zum Fenster zurückgegangen und sieht hinaus. Sie spürt ihre Liebe in sich zappeln wie ein hilfloses nacktes Hündchen. Welch eine Schmach. Brüsk dreht sie sich um. "Ich möchte heut mit dir nach Berlin fahren."

Er steht mit der Zahnbürste in der erhobenen Hand in der Öffnung des Vorhangs, der das Waschräumchen vom Zimmer trennt. Nun spült er sich hastig den Schaum aus den Zähnen. "Ja, aber –"

"Ich will hier nicht bleiben," sagte sie hart. Sie sieht über das Zimmer hin, mit dem riesigen Doppelbett, das sich mit seinen zerwühlten Kissen, seinen herabhängenden Decken wie ein schamloses weißes Tier in den Blick drängt.

Da erst spürt er, daß sie vielleicht doch nicht nur bockt. Hastig fährt sie fort, wie um den Eindruck dieser Worte nicht allzu tief sich einprägen zu lassen: "Du weißt noch nicht, wie ich von zu Hause fortgegangen bin. Wir haben ja keine Zeit gehabt..." Sie errötet; in raschen und immer dunkleren Wellen schlägt das Blut ihr ins Gesicht. "Nun muß ich es dir wohl noch sagen, dann – es ist immerhin interessant."

Er ist rasch in seine Kleider gefahren, und während er sorgfältig die Krawatte vor dem Spiegel bindet, sagt er friedlich: "Weißt du was, erzähl mir das mal während des Frühstücks, willst du? Ich fange an zu merken, daß wir gestern abend auch zum Essen keine Zeit hatten. Die Leute hier werden nicht sehr begeistert sein von solchen Gästen," setzt er belustigt hinzu.

Das Frühstückszimmer im Biedermeierstil ist so wunderhübsch, daß Lotte trotz all ihres Elends ein blasses Streifchen Freude in sich findet. Selbst der Kellner ist "in Biedermeier" gekleidet, mit veilchenblauem Frack, schwarzen Kniehosen und Schnallenschuhen. Seine Bedienung ist so, daß man nur fürchtet, sich nicht entsprechend fein zu benehmen. "Zwei Tage unverlöschlichen Glückes" hat Lotte geträumt. Ja, dann hätte man dies genießen können.

Sie sitzen einander gegenüber, eine schmerzliche Gezertheit zwischen ihnen. "Der erste Ehekrach," denkt Harry. Sollte es etwas Ernstes sein? In der Tat, wenn er es genau bedenkt: sie hat ihn wirklich erschreckt und – abgestoßen mit ihrer Zügellosigkeit, heute nacht. Er ist doch wahrhaftig – er weiß, daß man von den Prahlerien der Kameraden ein gut Teil subtrahieren muß, um zu einem wahrscheinlichen Ergebnis zu kommen; nun, danach kann eine Frau über alle Maßen mit ihm zufrieden sein. Aber dies Mädel hat ja den Teufel im Leib, das *ist* erschreckend.

Sie sind allein im Frühstückszimmer, der Kellner hat eine zierliche Glocke auf den Tisch gesetzt und sich zurückgezogen.

Halblaut erzählt Lotte, wie sie von zu Hause fortgegangen ist.

Sie hat ihm auch noch nicht geschrieben, was inzwischen vorgegangen ist: eines Tages, in ihrer Abwesenheit, hat die Mutter das Schränkchen durchsucht, in dem sie ihre Schreibereien aufbewahrt, unter allem möglichen Kram; wie ist es Lotte nur noch nie in den Sinn gekommen, daß das einmal geschehen mußte? Aber sowenig sie je daran gedacht hätte, in den persönlichen Angelegenheiten ihrer Eltern zu wühlen, sowenig hatte sie es für möglich gehalten, daß ihre Mutter so etwas tun könnte. Und da kam sie eines Tages nach Haus und fand die Mutter in ihrem Zimmer, ihr Tagebuch in der Hand. Lotte wurde brennend rot, ja, aber sie war außer sich über dies würdelose Spionieren, über diese Preisgabe ihres intimsten Lebens. Und wieder einmal stand die Mutter ratlos und sorgenschwer vor ihr und wußte nicht, wie sie ihrem Kind das sagen sollte, was doch so unbedingt und eindringlich gesagt werden mußte. Nein, diesmal war es die Tochter, die der Mutter mit harten Worten ihre Würdelosigkeit vorwarf.

Auch Harry ist brennend errötet, während er der Erzählung zuhört. "Aber hast du ihr denn nicht gesagt – ? Ich habe dir doch geschrieben!"

Oh ja, er hat ihr geschrieben. Und sie lächelt, als sie daran denkt: sie ging gerade eilig aus dem Hause, da überreichte der Postbote ihr den Brief. Hastig überflog sie ihn, während sie zur Vorortsbahn rannte: sie hatte sich mit Friedel verabredet, am Dammtorbahnhof. Sie setzten sich auf die erste leere Bank, damit Lotte ihren Brief in Ruhe lesen konnte. Und plötzlich sprang sie auf und schrie zornig: "Nein, oh nein!" und hielt den Brief abwehrend weit von sich, so daß die Vorübergehenden sie erstaunt ansahen. – Da stand, auf der dritten Seite: "Ich habe viel und lange und ernsthaft überlegt und bin zu dem Schluß gekommen, daß das grüne Weideglück doch nicht zu verachten ist. Ich glaube, unsere Liebe ist tief und ernsthaft genug, daß es dafür stehen kann. Wenn Du also derselben Meinung bist, so würde ich während meiner bevorstehenden zwei Urlaubstage nach Hamburg kommen und bei Deinen Eltern in aller Form – "

Friedel wußte, wie es stand mit Lotte und Harry. In einem berauschten Neugenießen des Erlebten hatte Lotte der Freundin von den Tagen mit Harry erzählt – wenn man "Erzählen" das nennen kann, in lyrischen Verallgemeinerungen zu schwärmen, ohne die geringste Einzelheit preiszugeben. Aber das war eben das Reizvolle an dieser Vertrautheit, daß sie Gelegenheit zu lyrischen Umschreibungen gab und daß man sich verstand. Nun erklärte Lotte der Freundin, außer sich, auf was für einen verrückten, barbarischen Einfall ihr Geliebter gekommen war. Und riß ein Blatt aus einem Heft (ihre Mappe schleppt sie noch jahrelang mit sich herum wie ihren Schatten), warf ein paar eilige Worte darauf: "Unsere Liebe ist *zu* tief, *zu* ernsthaft und *zu schön*, als daß wir sie dem Wiederkäuen grünen Weideglücks aussetzen dürften." Ein Umschlag fand sich auch, und sie rannte zur Post.

Jetzt sagt sie zu Harry und sieht ihn beinahe feindselig an (und dabei tut ihr das Herz weh): "Ich habe dir doch auch meine Meinung geschrieben. Ich hätte trotzdem meiner Mutter die deine sagen sollen, meinst du? Na, du hast ja keine Ahnung, da hätte sie mich doch nie in Frieden gelassen. So hat sie einmal ein bißchen versucht, Moral zu predigen, die Arme, und ist doch damit nicht zurandegekommen und hat es dann aufgegeben; Versuch am untauglichen Objekt." Sie lacht und wird rasch wieder ernst. "Gott ja, für sie ist das nicht einfach, das seh ich ja ein. Aber daran kann ich doch nichts ändern! Ich tus ja nicht zum Spaß. Schließlich lebe ich für mich und nicht für meine Eltern."

Aber diese Taktlosigkeit ihrer Mutter hat ihr das Wegkommen sehr erschwert, natürlich. Es ist doch ärgerlich, daß ihre Eltern nicht einzusehen vermögen, daß sie sich nicht hemmen lassen wird, wenn es darauf ankommt. Obwohl sie wußte, daß es aussichtslos sein würde, hat sie die Mutter um Erlaubnis für diese Reise gefragt; natürlich umsonst. "Vergiß nicht, daß du noch nicht mündig bist," hat die Mutter sogar gesagt. Mein Gott – Lotte zuckt die Achseln. Sie hat eben alle ihre Lehrbücher verkauft und ihre Bernsteinkette.

"Deine Bernsteinkette! Und was hat man dir dafür gegeben? – Was? – Du bist wahnsinnig, Mädchen! Zehnmal soviel hättest du dafür bekommen müssen!"

"Nun, ich habe diese Reise dafür bekommen." Lottes Stimme ist etwas mühsam. "Und mehr wollte ich nicht. Und all die Blumen. Und noch etwas drüber."

Im Grunde war es höchst einfach gewesen, wegzukommen. Das Datum hatte sie ihrer Mutter nicht gesagt, so war kein besonderer Verdacht an dem Tage. Wie jeden Morgen war die Mutter einkaufen gegangen und hatte den kleinen Helmut mitgenommen. Von ihrem Fenster aus sah Lotte ihnen nach, bis das hellscheinende Flachsköpfchen des kleinen Bruders um die Ecke verschwunden war. Dann packte sie in fiebernder Eile alles schon Bereitgelegte in ihren Rucksack, nahm ihre Gitarre und ging nach der andern Seite davon. Es war direkt zum Lachen, wie einfach es war; und eben deswegen empfand man ein klein

wenig Scham.

Während des Gesprächs haben beide mit gutem Appetit gegessen. Lotte lächelt innerlich: das widerspricht allen Anstandsregeln des klassischen gebrochenen Herzens, daß ich mir die guten Sachen so gut schmecken lasse. Nun lehnt sie sich zurück: "Willst du mir eine Zigarette geben?"

Sie betrachtet die hellen, schimmernden Möbel aus schön geflammtem Birnbaumholz und schweigt eine Weile. Unverwandt sieht er sie an, durch den Rauch seiner Zigarette hindurch.

"Nun ist es so: schon als ich von zu Hause fortging, war ich entschlossen, nicht so bald zurückzukehren. Nach Berlin zu gehen und Unterricht zu nehmen. Ich will zur Bühne gehen. Ich sagte dir es schon." Kampfbereit hebt sie den Kopf. "Nun sag mir nicht dasselbe, was ich schon von meinen Eltern gehört habe. Sie haben es sogar über sich gebracht, mir ihre Gründe zu nennen. Und sie haben mirs nicht verboten, sondern mir nur aufs dringendste abgeraten und gesagt, dazu könnten sie nicht ihre Hand reichen; was auf dasselbe herauskommt. Wenn du ihre Gründe wissen willst: es scheint, daß ein junges Mädchen nicht umsonst ein Engagement oder eine Rolle kriegt, daß sie alles mit dem erkaufen muß, was man ihre Unschuld und ihr höchstes Gut zu nennen pflegt. Na," sagt sie, plötzlich heftig. "Erstens glaub ich das nicht und zweitens –" Sie bricht ab.

"Und zweitens –?" Er versucht in dem verschlossenen Gesicht ihm gegenüber zu lesen. Sie hält ihm ihren Blick entgegen wie einen harten Schild. "Und zweitens ist das meine persönliche Angelegenheit."

"Hm –" Aufmerksam betrachtet er seine Nägel. Er hätte ihr zu bedenken geben mögen, daß ihre Angelegenheiten ihn auch ein klein wenig angehen, aber sie schließt sich so feindlich von ihm ab; und sie hätte selbst daran denken müssen.

"Schließlich mußt du erstmal sehen, ob jemand dich zur Ausbildung annimmt," meint er nach einem kurzen Stillschweigen.

"Das werd ich schon!" sagte sie kampflustig. "Und ich rechne damit, daß du mir jemanden raten wirst. Und dann kann meine Kindergärtnerei mir wenigstens noch was nützen: während der Ausbildungszeit kann ich eine Stellung annehmen. Und sag mir nicht noch einmal das dagegen, was du mir schon damals sagtest: daß so, wie ich herumlaufe, ohne Korsett, ohne Eleganz, mit flachen Absätzen und so weiter, keiner mich überhaupt anhört. Du wirst sehen!" Ihre Hand, die bis jetzt locker neben dem Tellerchen lag, schließt sich unwillkürlich zur Faust, und sie schiebt den Unterarm ein wenig vor, so daß er fest auf dem Tisch ruht.

Sie zürnt ihm nicht, nein. Als wenn es hier auch nur im mindesten seine Schuld gewesen wäre. Sie ist nur bis in den Tod traurig, daß dies zerschlagen ist und daß die ersehnten zwei Tage unverlöschlichen Glücks in einem Moment unverlöschlicher Schande zu Asche zerbrannt sind. Auch er hat nicht weiter auf den zwei Tagen bestanden. Daß er jetzt sarkastischer ist als je, das darf sie ihm nicht verübeln. Und doch peinigt es, fast über das Maß des Erträglichen hinaus.

Sie hat alle Blumen zusammengerafft: die soll keiner mehr anrühren. Sie haben noch einige Stunden bis zum Abgang des Zuges und verschlendern sie durch die stillen, sauberen Straßen. Beide geben sich Mühe, unbekümmert und natürlich zu erscheinen.

Harry hat auch Neues zu erzählen: vor kurzem ist er in die U.S.P.D. eingetreten. Nicht mit wildem Enthusiasmus, aber diese Partei ist doch entschiedener, eindeutiger und sauberer in ihrem Programm als die demokratischen Flickschuster und Quacksalber. In

groben Zügen skizziert er ihr das Entstehen und die Ziele dieser Partei, erzählt von Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts Kampf und Ende. Und für eine Weile kann Lotte ihre Pein vergessen: das – oh ja, da fängt die Politik an, interessant und wesentlich, menschlich verpflichtend und entscheidend zu werden!

Auf einem gebuckelten Brückchen bleibt sie stehen, lehnt sich über das Geländer und läßt eine nach der andern die Blumen aus ihrer zögernden Hand in das träge ziehende Fließchen sinken.

“Du kannst doch ohne Melodram nicht leben!” höhnt er.

Sie wendet ihm ihr starres Gesicht zu, mit einem hilflosen Blick, ohne zu antworten. Da fürchtet er, sie könne jetzt gleich in Tränen ausbrechen, und schweigt.

Und wie um der Sache schneller ein Ende zu machen, nimmt sie den ganzen Busch Blumen, den sie noch im Arm trägt, und wirft ihn mit einemmal ins Wasser, daß es aufklatscht. Einen Moment sieht sie die bunte Pracht dahintreiben – hier und da löst sich ein Blumenkopf an einem langen Stiel und wird seitab gezogen – aber sie fürchtet, er könne noch etwas Liebloses sagen, und wendet sich schroff: “Gehen wir.”

Harry hätte nie geglaubt, daß die Fahrt so amüsant werden könnte: Lotte hat wider Erwarten eine Zigarette von ihm genommen, und dann hat sie, die Schweigsame, Zurückhaltende, ein unbefangenes Gespräch mit der jungen Frau neben ihr begonnen. Keck ist sie gleich auf die allgemeine schweigende Mißbilligung ihres Rauchens losgesteuert. “Wir arbeiten nicht weniger als die Männer, warum sollen wir denn weniger Vergnügen haben?” Und dabei kokettiert sie in unerhörter Weise zu den Männern hinüber, die ihr gegenüber sitzen und teils belustigt, teils reserviert zuhören. Bald hat sie die meisten ins Gespräch gezogen, lacht und funkelt und paradiert. Und Harry sitzt schweigend neben ihr und beobachtet sie: sie benimmt sich nicht nur ganz anders, als er nach ihrer vorhergehenden Stimmung erwartet hätte, sie sieht auch ganz verändert aus: das früher so klare Gesicht ist schwer und undurchsichtig geworden von einer – ja einer Tragik, die umso härter hervortritt, je unbekümmerter sie die Männer herausfordert. Und die kleine trotzige Wölbung an den Mundwinkeln wirkt jetzt geradezu brutal. Ein wenig mühsam hält Harry sein amüsiertes Besitzerlächeln fest; von *der* Seite hat er sie noch nicht gekannt; sein wilder Waldvogel hat doch buntere Federn in seinem Kleid, als er vermutet hätte.

Sie müssen auf Zehenspitzen gehen und dürfen nur flüstern: Harry wohnt in einer anständigen Pension, wo Damenbesuch mit sofortiger Kündigung geahndet wird. Die farblose, düstere, wie verstaubte Banalität des Raumes ist bedrückend; wie kann er hier leben?

Lotte hat sich schon was ausgedacht, um dieser Nacht auszuweichen: mit falscher Betrübnis erzählt sie, daß ihre Tage angefangen hätten. Sie hat gehört, daß das radikaler sei als ein blankes Schwert.

Bei aller Enttäuschung fühlt Harry sich durch diese Mitteilung doch irgendwie erleichtert: so ist wohl ihre unerträgliche Stimmung dieses Tages ganz einfach darauf zurückzuführen. Es scheint, daß die Frauen in diesem Zustand ganz beträchtlichen Gemütschwankungen unterworfen sind, deren sie nicht Herr werden können. Allerdings hat er nicht geahnt, daß es in dem Maße sich spürbar macht und daß der Mann dermaßen sein Teil davon abbekommt. Ach ja, “die biologische Tragödie der Frau”!

Aber das findet er nun doch übertrieben, daß sie sich nicht mal streicheln lassen will. Verärgert und verletzt dreht er sich schließlich weg und sinnt ironisch über diese zwei Tage, denen er zwei Monate hindurch so verrückt entgegengebrannt hat.

So liegen sie und lauschen jeder auf den verhaltenen Atem des andern, ohne sich zu bewegen.

Sie haben beide nur leicht geschlafen, sie erwachen früh und zur gleichen Zeit: eins hat wohl eine Bewegung gemacht, die hat den andern geweckt.

Nun muß er sie vorsichtig hinausbugsieren. Sie brennt von der Schande dieser Heimlichkeit, die sie beide verächtlich macht. Vorher zeigt er ihr aus dem Fenster: "Siehst du, da drüben an der Ecke das große Café, da treffen wir uns, sagen wir in einer Viertelstunde. Dann frühstücken wir zusammen und können uns überlegen, wie wir uns diesen Tag einrichten. – Na, und einen Kuß? – " fragt er befangen, nimmt sie mit einer Hand bei der Schulter und sucht mit einem versöhnlichen Lächeln ihre Augen.

Auch sie hat sich heimlich, seit dem Erwachen, nach diesem letzten Kuß gesehnt. Ihre Liebe, dies nackte zappelnde Hündchen, hat ihr mit seinen scharfen Krallen schon die ganze Brust von innen zerkratzt.

Vor der Haustür bleibt sie einen Augenblick stehen in der spätsommerlichen Morgenfrische. Dann geht sie mit raschen Schritten schräg über den Platz auf das große Café zu. Und daran vorbei.

Kapitel 2

Im schwarzen Buschwerk des Tiergartens vibriert das schwüle heimliche Leben der zitternden Augustnacht. Tief erschöpft sitzt Lotte auf einer bequemen Bank, fast wie ein Schemel niedrig. Schon bei Tage hat sie da eine Weile ausgeruht und sich den Platz für die Nacht gemerkt. Hier quält keine Laterne die Augen, die wund sind von Staub und dem Flirren der Sonne auf Asphalt und Spiegelscheiben.

Eine schreckliche, unsäglich ermüdende Stadt ist Berlin. Wie können Menschen hier leben? Straßen – stundenlang Straßen und nichts als Straßen. Kein erquickender Grünplatz. Und dieser scharfe, sandige Staub, den die gedrängten Reihen der Autos in die unbewegte Luft wirbeln und der einem die Haut, die Augen, die Lungen zerkratzt.

Wie lange läuft sie hier schon herum? Morgen wird sie es wohl wieder richtig zusammenbringen. Es ist aber doch gut, daß die Tage noch so heiß sind, daß man selbst die Nächte ohne Decke draußen zubringen kann.

Die letzte Nacht hat sie irgendwo weit draußen im Norden in schützendem Gebüsch geschlafen, gar nicht weit von den guten Leuten . . . Ja, da gibt es einen ganz ordentlichen Park. Aber wie weit ist es von da bis ins Zentrum der Stadt, und erst bis nach Charlottenburg, wo Deutsch wohnt! Lotte wagt kein Geld für die Straßenbahn auszugeben. Nur eine Waschkabine morgens auf irgendeinem Bahnhof, damit man ein Mensch bleibt. – Ja, die drei Nächte, die sie bei diesen guten Leuten verbracht hat. Sie ist doch zufrieden mit sich, daß sie es gewagt hat: es ist nun schon ein Jahr her, daß die Frau sie eingeladen hatte, damals das letzte Mal bei Tante Marie: “Wenn Sie jemals nach Berlin kommen, Fräulein, dann müssen sie bei uns wohnen kommen! Die Hotelzimmer sind ja so sündhaft teuer, und für die liebe Nichte meiner guten Marie – ”

Ja, so nett und herzlich haben sie sie aufgenommen und so unschuldsvoll alles geglaubt, was Lotte ihnen vorflunkerte, daß es ihr ganz elend vor ihr selbst wurde. Und wenn sie abends von ihren langen ziellosen Märschen durch die Straßen zurückkam, dann hatten sie ihr sorglich “ihren Teil” vom Mittagessen aufbewahrt. Diese kräftige Mahlzeit täglich hat sie schön aufrechterhalten die ganzen Tage. Aber das konnte ja nicht immer so weitergehen. Daß Deutsch auch ausgerechnet tagelang nicht in Berlin war. Seit Lotte von ihnen Abschied genommen hat, hat sie nichts mehr gegessen. Das scheint ihr nicht so gut zu bekommen wie damals, die Woche, als sie sich gegen den Vater durchsetzen mußte. Sind es jetzt zwei Tage oder schon drei? Ach, ist egal. Bis jetzt war sie ja auch die ganze Zeit fein auf der Höhe, bloß jetzt, wo der große Moment überstanden ist und alles entschieden, fühlt sie sich schlapp.

Ja, jetzt ist alles entschieden. Alles – ? Alles.

Wie spannkünftig und Herrin ihrer selbst und der Welt sie sich fühlte vor ein paar Stunden. Sehr überlegen und ein wenig geringschätzig und enttäuscht sah sie sich in dem schmalen Salon um, von Plüschmöbeln und Kunstgegenständen einer überholten Epoche eingeengt, mit den unzähligen eingerahmten Fotos, in Kostüm und mit Widmung; und der überlebensgroße, reichlich verstaubte Lorbeerkranz. Aber eine wunderbare Stimme hat er, Deutsch, und sieht auch sympathisch und recht interessant aus, wenn auch älter, als Lotte erwartet hatte. Er führte sie gleich in einen geräumigen Musiksaal. Gottseidank, das war schon was anders.

“Was wollen Sie vorsprechen?” “Ich könnte – die Kerkerszene im Faust, Hedda Gabler oder Frl. Julie.”

“Ah – ? Nun, wenn es Ihnen recht ist, möchte ich Ihnen die Kerkerszene vorschlagen.”

Lotte hat sich natürlich den Faust nie angesehen, aber sie weiß, daß aus dieser Szene viel herauszuholen ist. Sie hat schon seit langem, wenn sie ins Theater ging, sehr aufmerksam auf die technischen Mittel der Schauspieler geachtet. Und sie ist sicher, daß noch keine das fertiggebracht hat: dies “Meine Mutter, die Hur – ” mit einer dünnen, mißtönenden Stimme zu singen, schmerzhaft einförmig, aber mit einer ganz drolligen Technik, so daß es gelegentlich scheint, als brächte man zwei dissonierende Töne auf einmal heraus. Das Grauen nimmt einen selbst mit.

Bei “Heinrich, Heinrich!” ist sie hingestürzt.

Deutsch ist noch ein Weilchen reglos sitzen geblieben. Dann kam er zu ihr und hob sie auf, führte sie an den Flügel, nahe dem Fenster: “Aber Sie spielen viel zu sehr mit den Nerven, Kind!” Aufmerksam sah er sie an: “Sie sehen aus, als ob Sie auch über ein gut Teil Intellekt verfügen. *Damit* müssen Sie arbeiten! Sonst haben Sie sich in einem halben Jahr zugrunde gerichtet. – Setzen wir uns. – Ich glaube, Ihre Nerven sind überhaupt nicht im besten Zustand. So können Sie Ihre Arbeit nicht anfangen. Sie werden Ihre Nerven nötig haben, auch wenn Sie sich gewöhnen, vom Kopf aus zu spielen. Sie müssen sich erstmal gründlich ausruhen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: gehen Sie für einige Monate aufs Land, aber nicht nur so herumspazieren, da kommen bloß die dummen Gedanken wieder. Machen Sie Gartenarbeit, soviel es ihnen möglich ist, das ist sehr gesund. Da kommen Kopf und Nerven wieder in Ordnung. Und dann kommen Sie wieder, und ich werde Sie unterrichten.”

Es war keine rauschende Freude in ihr, daß er sie “angenommen” hat. Es konnte ja gar nicht anders sein. Ein Sieg, den sie gewonnen hat, weil sie ihn gewinnen wollte und mußte. Der aber neue Probleme brachte.

Sie war noch nicht ganz die Treppe hinuntergegangen, da wußte sie schon, wohin sie fahren konnte: Worpswede! Heinrich Vogeler soll da eine Art Siedlung haben, wo Künstler und Menschen, die einen neuen Weg suchen, brüderlich miteinander das Land bearbeiten; arbeiten und mit ihrer Arbeit das Nötige zum Leben schaffen, und wunderbar harmonisch miteinander leben. Und überhaupt: Worpswede! Die Künstlerkolonie in der Heide –

Lotte war so versunken in ihre dunkel brodelnden Gedanken, daß sie die Menschen auf der Straße nicht wahrnahm. Und jetzt, auf der niedrigen Bank im nächtlichen brodelnden Tiergarten, kreisen ihre Gedanken unermüdlich denselben Kreis.

Ja, Worpswede. Aber man braucht Geld, um dahin zu fahren. Und sie hat lange nicht genug.

Kindergärtnerin, Kinderfräulein? Unmöglich. Sie ist jetzt außerstande, sich mit Kindern zu beschäftigen, so wie es sein muß.

Langsam steigt in ihrem zähen Denken etwas auf, wie eine Blase in einem Meer: sie

weiß – sie hat gehört, daß Frauen auf die scheußlichste Weise Geld erwerben können. Sie seift sich, um diesem Gedanken ruhig ins Gesicht sehen zu können. Aber im Grunde ihres Herzens weiß sie doch, daß sie dazu nie den Mut haben wird. Und sogar : wie macht man das überhaupt ?

Während der vergangenen Tage haben manchmal Männer sie angesprochen auf der Straße. So also ist das : man muß dann Ja sagen und mit ihnen gehen, und dann wird man sehen.

Lotte wundert sich, daß das jetzt so häufig vorkommt; früher kaum jemals. Aus Trotz, aus Verzweiflung hat sie auf der Herreise ihr “Schönstes” anbehalten. Und jetzt, da sie den Rucksack nicht vom Bahnhof holen will und das verschwitzte Hemd und Unterkleid nicht mehr tragen mag, hat sie beides in die Mappe gesteckt. Sie weiß nicht, daß in einer bestimmten Beleuchtung die Brüste deutlich durch die dünne Seide schimmern. Und es ist vielleicht mehr noch die wilde Verlassenheit in dem jungen Gesicht, dies Losgerissensein aus aller Bindung, die es hart und schwer machen und zu einem treibenden Gut, dem der Pirateninstinkt der Männer nachgeht.

“Schöner Abend heute, Fräulein, was ?”

Vor einer Weile schon hat sie mit Mißfallen bemerkt, daß ein korpulenter Mann sich auf ihrer Bank niedergelassen hat. Hoffentlich geht er bald, damit sie in Ruhe nachdenken kann. Und schlafen.

Er rückt näher. “So ganz allein, Fräulein ?”

Sie antwortet einsilbig, abweisend auf seine platten, vorsichtig tastenden Redensarten. Dabei geht ihr Hirn wie eine überhitzte Maschine : Das ist es, das. Ich kann alles, was ich will. Und dabei ist sie zu Tode müde, und erschöpft von Hunger, und von Entsetzen geschüttelt vor diesem plumpen, schwitzenden Körper; vor dem Arm, der jetzt hinter ihrem Rücken auf der Banklehne liegt, vor der dicken, schweren Hand, die jetzt ermunternd ihren Schenkel preßt.

Die Stimme ist heiser und direkt in ihrem Gesicht : “Fünzig Mark, Fräulein !”

Fünzig Mark – Wopswede ! Ich kann alles, was ich will. Und da wirft er sie hin und reißt an ihrem Kleid und tobt mit Zuckungen über ihr, “Mutti !” schluchzt sie heraus in einem Schrei, er preßt ihr eine erstickende fleischige Hand auf den Mund – wie die Hand riecht und sein ekler Atem – . Sie gurgelt, wehrt sich. Er lastet, zuckt und tobt, zerrt an ihrem Kleid, ihrem Unterzeug, zuckt und stöhnt ihr seinen Atem ins Gesicht –

Da ist sie frei.

Der dicke Mann steht, eine schlaffe, bucklige Masse, in der Dunkelheit und schüttelt seine Hose zurecht.

Sie liegt auf der Bank, zermalmt und zerquetscht zwischen ungeheuren Mühlsteinen. Nie wieder wird sie sich erheben können.

Der dicke Mann wendet sich zum Gehen. Da springt in ihr ein Gedanke auf und jagt sie hoch : das Geld.

Der stockt, als wolle er grob antworten; dann lacht er gemütlich, seine Stimme ist verschleimt : “Ja, Fräulein, natürlich ! Hast du die Frau gebraucht, mußt du sie auch bezahlen, das ist mein Prinzip. Ich muß bloß schnell da drüben zum Pissoir, Sie können ja mitkommen und draußen warten, wenn Sie mir nicht trauen.”

Sie beißt die Lippen zusammen und schleppt sich neben ihm her, wie einen Sack voll zerbrochener Knochen und gefährlich gärenden Geschwürs. Dumpf dankbar, daß er nicht redet.

Langsam geht sie auf und ab neben der helleren Wand des Pissoirs vor den schwarzen Büschen, hält den Ausgang im Auge und preßt mit aller Kraft das Geschwür in ihrem Hirn zusammen, das gefährlich aufgären will.

Geht hin, geht her, immer mehr überwältigt von dem Gärenden : Ekel und untragbares Entsetzen. Bis sie begreift : der ist längst fort. Der ist auf der andern Seite rausgegangen.

Auf einer kleinen Station in der Mark, deren Name ihr heute morgen noch unbekannt war, steigt Lotte aus.

Heute nacht hat sie Gericht über sich gehalten.

Es war richtig so. Hätte sie das Geld erhalten – dann wäre alles gut gewesen für sie ? Dann hätte sie in ihrer Verworfenheit weiterzuleben sich getraut. Wäre fähig gewesen, weil sie Geld dafür bekam, diese unnennbaren Minuten zu überwinden. Hätte versucht, die Schändung in ihrem Körper und in ihrem Hirn einzukapseln wie Trichinen.

Das ist es. Wäre sie liegen geblieben in ihrer Vernichtung, hätte den laufen lassen mit seinem Geld – dann hätte sie sich vielleicht verzeihen können. Aber dies : nachher noch dem Gelde nachlaufen, kalt, gemein, zäh –

Wenn sie sich zwingt, die Einzelheiten der Szene in ihrem Hirn wiederzuerleben, dann erkennt sie, daß der dicke Mann sie nicht “besessen” hat. Daß er hilflos vor Erregung zwischen Kleid, Unterrock und Hose herumtobte. Aber das ist ohne Wichtigkeit. Der hat ihr Fleisch berührt. Seine Hand – . Sie hat es gewollt. Sie hat dafür Geld nehmen wollen.

Charlotte Babendeerde weiß ihr Urteil, ohne es pathetisch auszusprechen. Sie spürt deutlich, daß ihr Körper feige ist und sich wehren möchte. Aber sie würgt ihn : du hast jetzt lange genug regiert.

Sie muß es so einfach wie möglich machen. Das Einfachste für einen feigen Selbstmörder : Gas. Man dreht den Hahn auf und legt sich hin. Aus.

Wo kann sie ein Zimmer mit Gasbeleuchtung finden ? In der Stadt kaum noch. Sie kann nicht von einem Plakat “Möbliertes Zimmer zu vermieten” zum andern gehen : “Haben Sie Gasbeleuchtung ? Nein ? Tut mir leid, dann kann ich Ihr Zimmer nicht nehmen.” Aber auf dem Lande, da gibt es sicher noch kein elektrisches Licht, da sind sie immer zurück. In Steenbeek und bei Tante Marie, da haben sie noch nicht mal Gas, sondern immer noch Petroleum. Aber mein Gott, diese kleinen Nester sind ja ganz aus der Welt, die sind hinterm Mond zurück. Dagegen in einer gewissen Entfernung von Berlin, da müssen sie doch immerhin schon Gas haben, aber sicher noch kein Elektrisch.

So kommt es, daß Lotte an diesem Septembormorgen auf einer kleinen unbekannten Station in der Mark Brandenburg aus dem Zug steigt.

Das Gasthaus ist stattlich, mit sauberer crèmefarbener Fassade, offensichtlich kürzlich renoviert. Das verspricht.

Lotte läßt sich gleich auf ihr Zimmer führen. Kein Gas, überhaupt keine Spur von einer Lampe. Neben dem Bett in billiger Kerzenhalter, übertropft mit Stearin.

Mit stumpfem Hirn hockt Lotte auf dem Bettrand und versucht zu denken.

Morgen muß sie weitergehen. Sie kann zu Fuß gehen bis zu einem andern Dorf. Um hier zu bezahlen, wird ihr Geld noch ausreichen.

Erstmal schlafen. Dies Zimmer hat sie schon genommen, so –

Sie wäscht sich nicht einmal. Ist sogar besser, all den Ekel auf sich zu behalten. Sie streift die Kleider ab, liegt und ist versunken.

Als sie aufwacht, ist warmer Abendschein im Zimmer und macht die weißgekalkten Wände rosig. Ihr Körper fühlt sich wohl nach der langen Ruhe in der reinen Luft, die durch das breite Fenster strömt. Ja, der – natürlich!

Jetzt wäscht sie sich doch. Sie kann ihre letzten vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden auch sauber erleben.

Sie hat etwas gegessen, weil sie es nicht abzulehnen wagte, als die Wirtin fragen kam; und es hat ihr wunderbar geschmeckt. Vorsichtig – damit wird ihr Körper noch ruppiger werden in seinem Widerstand. Aber das ist höchst einfach: mit dieser Mahlzeit wird ihr Geld so ziemlich draufgehen.

Jetzt sitzt sie vor dem abgedeckten Tisch und grübelt. Sie muß ein Mittel finden, im nächsten Dorf zu erfahren, welche Beleuchtung es da gibt. Wenn es vorbei ist, das ist höchst einfach: dann können die Leute sich mit ihrem Gepäck bezahlt machen. Die schöne Klampfe; da machen sie sogar noch ein gutes Geschäft.

Sie hat noch ein paar Zigaretten in einer Schachtel, von Harry. Davon hat sie gestern abend eine geraucht, im Tiergarten, nach der Entscheidung bei Deutsch. Jetzt zündet sie wieder eine an, und die verzweifelte Süße dieser Liebe durchdringt sie, die sie von sich abgeschnitten hat.

Nicht *einmal*, all die Tage, die sie in Berlin herumgelaufen ist, hat sie gefürchtet, sie könne ihm begegnen. Der Gedanke, von ihm Geld zu erbitten für die Reise, ist ihr überhaupt nicht gekommen. Von ihren Eltern – ebensowenig. Sie hat sich von ihnen losgerissen, nun muß sie die Konsequenzen tragen. Und jetzt? Jetzt kann niemand ihr mehr helfen in der ganzen Welt. Jetzt braucht sie keine Hilfe mehr.

Sie hat ihren Eltern geschrieben, ehe sie von Berlin wegfuhr. Hat ihnen geschrieben, daß sie sterben *muß*. Leid können sie einem tun. Haben nicht viel Freude an ihren Kindern. Aber es bleiben ja noch die zwei, und Peter scheint wirklich vernünftig zu sein.

Noch eine Zigarette.

“Darf ich Ihnen Feuer geben, Fräulein?”

Lotte sieht auf: ein Mann steht vor ihr, streicht dienstfertig ein Streichholz an und hält es ihr hin. Irgend so ein Bauer. Aber er hat ein gutmütiges, gesundes Gesicht, derb und gebräunt, noch ziemlich jung.

Ohne weiteres setzt er sich zu ihr und beginnt ein Gespräch, nach dem Woher und Wohin, über die erstaunliche späte Hitze... Sie antwortet einsilbig, mit angestrengter Höflichkeit.

“Wissen Sie, Fräulein, was ich Ihnen sagen möchte: wir feiern hier heut abend den Geburtstag von einem Freund, und da haben wir gedacht, ob wir Sie wohl dazu einladen könnten. Warum sollen Sie denn so allein hier sitzen, den ganzen Abend. Und uns wär es riesig angenehm, so 'n hübsches Mädchen –”

Feindlich starrt sie ihn an, und er beeilt sich hinzuzufügen: “Oh, in allen Ehren! Sie können hier die Wirtsleute nach uns fragen. Alles anständige, bekannte Leute am Ort. Aber wirklich, es wär so nett, ein paar Flaschen Wein, ganz unter uns – . Und Sie verstehn sich sicher auf Wein, was, Fräulein?”

Tatsächlich, warum soll sie nicht ihre letzte Nacht vertrinken? So bleibt sie wenigstens davor bewahrt, in Sentimentalität abzurutschen. In allen Ehren – dafür wird sie schon sorgen.

Und ganz offen erwidert sie: “Nein, aber ganz und gar nicht. Ich hab noch kaum ein einziges Mal Wein getrunken. Aber das ist schließlich ein Grund mehr, nicht?” Und sie lacht.

Es sind fünf Männer, lauter jüngere Bauern. Sie sitzen bis in den grauen Morgen in einer Ecke des leeren Tanzsaals, eine Petroleumlampe auf dem Tisch. Die Männer singen und schwatzen. Lotte ist von einer bitteren, exaltierten, aber wortkargen Lustigkeit. Nach den ersten zwei Glas hat sie hinausrennen müssen, hat sich mit erstaunlicher Leichtigkeit übergeben, und nun trinkt sie, ohne betrunken zu werden. Im Grunde, ist sie überzeugt, liegt denen an dem "in allen Ehren" nicht viel. Da werden sie aber nicht auf ihre Kosten kommen. Von Zeit zu Zeit fordert einer sie auf, einen Spaziergang durch den Garten zu machen, um sich zu erfrischen, und gleichgültig sagt sie zu. Draußen geht sie ernst und in sachlichem Gespräch neben dem Mann her. Wenn er den Arm um sie legen will, macht sie einen Schritt zur Seite, und beim zweiten Annäherungsversuch sagt sie trocken: "Nein, gehen wir wieder hinein. Das will ich nicht." Und jener ist so verdutzt von ihrer leidenschaftslosen Abwehr, daß er ihr in den Saal zurückfolgt. Drinnen empfängt sie ein gespanntes Schweigen. An der ungestörten, fast gelangweilten Gelassenheit des Mädchens, dem verlegenen, enttäuschten oder wütenden Gesicht des Mannes können die andern ohne Schwierigkeiten den Verlauf des Spaziergangs erkennen. Und jeder sagt sich wohl: "Der Esel. Laß mich man rankommen." Und so sind sie alle "rangekommen".

Aber sie haben es ihr nicht übelgenommen, das ist nett. Vielleicht werden sie sich und andern morgen Bombengeschichten erzählen, aber das interessiert sie nicht. Und um sie ein wenig zu entschädigen, lacht sie herzlich zu allen Witzen, und wenn sie noch so stupide sind: sie weiß, daß ihr Lachen sehr anregend und angenehm anzuhören ist.

Mit lallender Stimme sagt einer, die Arme breit auf dem Tisch und das schweißige, gerötete Gesicht zu ihr gehoben: "Na, Frollein, Sie sind aber 'n fixen Trinker! Von wegen noch nie getrunken, das könn' Sie andern erzählen. Aber, alle Achtung!"

Ja, das gibt ihr eine kindische Befriedigung: die Männer werden immer betrunken, und sie fühlt sich klar und frisch und Herrin ihrer selbst. Dabei sieht sie die ganze Zeit, daß sie ihr viel öfter einschenken als sich selbst. Mit zorniger Freude denkt sie: "Versuchts nur!"

Schließlich stehen elf geleerte Flaschen auf dem Tisch, und ein Kopf nach dem andern schwankt, sinkt auf die Tischplatte. Lotte fragt sich, ob denen ebenso langweilig ist wie ihr; das einzig Amüsante sind die mißglückten Spaziergänge im nächtlich frischen Garten.

Da kommt einer zurück, der mal eben hinausgegangen war: "Frollein, da macht einer Geschichten. Sie haben doch so 'ne Geige umhängen gehabt, wie Sie gekommen sind, nicht? Na, da klimpert der jetzt mit rum."

Sie fährt auf. Das ist doch unmöglich: sie hat ihre Gitarre mit dem Rucksack auf ihr Zimmer gebracht. Aber wahrhaftig, da hört sie das dünne Zirpen einer Saite. Sie springt auf: "Zum Donnerwetter!"

Als sie mit raschen Schritten und stockgerade hinübergeht, sieht sie, daß durch die breiten Saalfenster schon die graue Dämmerung filtert und daß man ohne Licht schon alles ganz gut erkennt.

Einen Moment steht sie sprachlos: Tatsächlich, da ist einer dabei, den Bezug von ihrer Gitarre zu nehmen; die Wirbel haben sich in den dicken Falten des harten Stoffes verhakt, und nun fingert er vorsichtig daran herum.

"Was fällt Ihnen denn ein?" und packt energisch ihr Instrument. Aber der hält fest; aus seiner gebückten Stellung – die Gitarre liegt auf einem Stuhl – hebt er sein Gesicht, in dem sie ein unbekümmertes Lachen und lustige, helle Augen erkennt.

Lotte ist außer sich. "Das ist meine Gitarre!" sagt sie herrisch. "Wie können Sie sich unterstehen? Und sie war auf meinem Zimmer!"

Jetzt richtet er sich auf und sie amüsiert an; er ist einen Kopf größer als sie und breitschultrig, ein älterer Mann.

Da stehen Stühle herum. Ebensogut, sich zu setzen, um mit diesem Individuum fertigzuwerden.

“Allerdings, sie war auf ihrem Zimmer,” sagt er leichthin. “Und ich habe sie geholt.” Und immerfort sieht er sie mit diesem lustigen Blick an, als ob das ganz in Ordnung wäre und sie in ihrem Zorn äußerst komisch.

“Ich bin erst vor kurzem angekommen, mit dem Nachtzug,” erklärt er friedlich. “Eigentlich bin ich in dem andern Kretscham abgestiegen, dieser großschnauzige Krauterladen hier gefällt mir nicht. Na, da hat man mir erzählt, daß hier eine ganz außerordentliche Dame abgestiegen sein soll, und da bin ich hergekommen, um mir das mal anzukucken. Aber Sie waren ja in so angenehmer Gesellschaft – ”

Was hat er zu grinsen ? Jedenfalls haben die sich anständig betragen und sind nicht zu fremden Menschen eingedrungen. “Das gibt Ihnen doch noch nicht das Recht – ” sagt sie hochmütig. Und sein Übergriff kommt ihr so ungeheuerlich vor, und er ist so unverändert ruhig und vergnügt, daß sie fast am Augenschein zweifeln möchte.

“Recht, Recht – ” (wenn sie bloß wüßte, was ihn die ganze Zeit so amüsiert !) “Wenn man auf das Recht warten wollte, das einem gegeben wird ! Nein, sehen Sie, Fräulein, ich steige hier nicht mehr ab, aber deswegen bin ich doch hier wie zu Hause. Ich bin überall zu Hause, wo ich auch hinkomme. Man ist nicht umsonst vier Jahre lang Soldat gewesen. – Und wenn Sie jetzt mal ein bißchen Musik machen würden – ? ”

Dieser unwahrscheinliche Mann fängt an sie zu interessieren.

Kapitel 3

Dies war der Anfang zu einer merkwürdigen Freundschaft zwischen dem jungen Mädchen und dem vierzigjährigen Mann.

Lotte hat lange gebraucht, um ihn irgendwie sozial zu klassieren. Daß er kein "gebildeter Mensch" ist, merkt sie bald. Aber er spricht ein reines Hochdeutsch, obwohl er "eingeborener" Berliner ist; weiß erstaunlich viel; kein Schulwissen natürlich, aber über Technik zum Beispiel, und wie es in der Welt zugeht, die praktische Wissenschaft des Lebens. Er ist nicht dumm, er ist vernünftig und nicht spießig-eng, und es ist immer interessant, sich mit ihm zu unterhalten. Vor allem gefällt ihr sein sicheres Selbstbewußtsein und die kühne Art, sich über Konventionen hinwegzusetzen; darin fühlt sie sich ihm einfach verwandt.

Früher war er Lokomotivführer, dann steckte er jahrelang im Schützengraben, und jetzt – ja, das hat Lotte ja bald gesehen: jetzt ist er gewerbsmäßiger Hamsterer, Schwarzhändler. Lotte wundert sich immer wieder, daß das sie nicht zurückstößt. Wie hat sie den Schwarzhandel verurteilt. Die gewissenlosen Bestien, die das Volk aussaugen und eine gerechte Verteilung der lebensnotwendigen Güter vereiteln, zu ihrem Profit. Eigentlich ist sie noch immer derselben Meinung, aber es gelingt ihr nie, danach ihre Haltung Paul Ackermann gegenüber zu regeln. Er ist mit so ruhigem guten Gewissen – oder ist es nur die Abwesenheit jeglichen Gewissens? – das, was er ist. Und Lotte ist wohl schon zu gründlich aus allen menschlichen Bindungen geworfen. Und dann: ja, es ist etwas Verbotenes, was Paul da treibt, und er verdient sicherlich glänzend daran, unvergleichlich mehr als in irgendeiner Arbeit, die sich ihm bieten könnte. Aber umsonst hat er es wirklich nicht. Diese riesigen prallgefüllten Rucksäcke zu schleppen, und die kilometerlangen Wege unter der brütenden Sonne. Und immer auf der Hut sein, überall seine Fühler ausstrecken: ob nicht unvermutet Gendarmen auftauchen, ob vielleicht welche erwartet werden. Und manchmal ein plötzlicher Alarm, und Paul saust durchs Fenster, verbuddelt seine Ware an den unwahrscheinlichsten Stellen – . Lotte versteht, daß diesen lebensvollen Mann das Abenteuerliche und Gefährliche an diesem Erwerb mindestens ebenso reizt wie der große Verdienst. Ein Jammer, daß eine solche Kraft sich nicht besser auszugeben weiß.

Als Lotte an jenem Abend nach erfrischendem Schlaf aus ihrem Zimmer herunterkam, war ihr ein wenig bänglich: jetzt mußte sie den Leuten sagen, daß sie gehen wollte, aber würden die ihr nicht für zwei Tage und eine Nacht doppelt abverlangen, und hatte sie überhaupt noch genug, um zu bezahlen? Da saß Paul Ackermann in der Gaststube. Und ohne von ihren Ängsten zu wissen und ohne sie zu fragen, hat er einfach diktatorisch ihre

Rechnung beglichen, ihre Sachen aufgepackt und hat sie mitgenommen zu dem andern "Kretscham". Mit der größten Selbstverständlichkeit und Seelenruhe, als wenn sich das alles ganz von selbst verstünde. Sie mußte weiter? Ja natürlich, morgen. Sie wird sich doch nicht am sinkenden Abend auf die Beine machen.

Der andere Kretscham ist in der Tat beträchtlich anders als die "großschnauzige Krauterbude": verfallen, verlottert, ein wahrer Brigantenschlupfwinkel. Die Wirtin eine mürrische, gebückte alte Hexe mit zotteligen grauen Haaren und einer Nase wie ein Geierschnabel; man wundert sich, daß sie spricht wie alle Menschen. Da ist auch noch ihre Tochter, ein schlampiges, verwischtes Frauenzimmer ohne Alter und ohne Geschlecht, ein stumpfes Arbeitstier. Abstoßend der Schmutz in der Küche, wo Lotte sich die Hände wäscht; die Schmierigkeit in dem niederen engen Zimmer neben der Gaststube. Lotte ist froh, daß sie ihr Besteck bei sich hat, und energisch wischt sie ihren Teller, ihr Glas aus; leider kann sie es mit den Töpfen, mit der Suppen- und Gemüseschüssel nicht ebenso machen. Mit gutmütigem Spott sieht ihr neuer Bekannter ihr zu und streift das blinkende Silber, das sie vorsichtig auf den Tellerrand gelegt hat.

"Schmeckt es damit besser?"

"Ja natürlich," wehrt sie hochmütig ab. "Ich kann mich an alles mögliche gewöhnen, aber so ein schwarzer Löffel, der ist doch niemals richtig sauber." Plötzlich wird sie brennend rot: "Entschuldigen Sie, vielleicht... Ich will mich wirklich nicht aufspielen; ich kann doch nichts dafür –"

"Nein, Kind, natürlich. Na, prosit!"

Sie haben sehr viel getrunken, und alles durcheinander (Lotte wußte noch nicht, wie schlimm das wirkt); stundenlang. Ja, sie *war* betrunken.

Aber doch nicht so, daß sie ganz die Besinnung und die Herrschaft über sich selbst verloren hätte. Dennoch ist genug geschehen, zuviel; diese Nacht bestärkt ihren Willen, ihr Urteil auszuführen.

Er hat ihre Brüste gestreichelt und mit Kennermiene die starren rosigen Beeren gereizt. Gegen ihn wußte sie sich nicht zu wehren; er ließ sich einfach nicht stören. Und es wäre ihr lächerlich vorgekommen, jetzt einen Krach zu machen, die Beleidigte zu spielen: weshalb hat sie es denn überhaupt so weit kommen lassen? Aber sich selbst hat sie noch ganz in der Gewalt, und so schneidet sie entschlossen die Leitung ab, die den gefährlichen Reiz weitergeleitet hätte. Und sitzt da und sieht ihm kalt, hochmütig und spöttisch in die Augen: "Wenn ich nicht will –" Und um ihm zu beweisen, wie wenig er sie rührt, fängt sie an, gelassen von ihrem Wanderplan für den morgigen Tag zu sprechen, während seine Hände leicht zitternd über ihre Brüste gehen.

Er steht über sie gebeugt, mit erhitztem Gesicht, kurzem Atem und einem Flirren in den Augen. "Du bist aber doch –. Sowas hab ich noch nie gesehn. Keine Frau und kein Mädchen kann dabei kalt bleiben."

"Du siehst ja, daß ich es kann," lacht sie böse. "Ich kann alles, was ich will – mit mir. Wenn du denkst, daß ein bißchen Saufen und irgendein mechanischer Reiz mich dir ausliefern kann, da hast du dich geschnitten, mein Junge."

Sie hat sich geweigert, mit ihm in das einzige Gästezimmer zu gehen. "Ich bin sehr gut hier," sagt sie störrisch. Da ist er auch unten geblieben, hat weiter versucht, sie gefügig zu machen, hat schließlich kopfschüttelnd abgelassen und ist eingeschlafen, die Arme auf dem Tisch.

Wieder eine Nacht ohne Schlaf; und wenn es nur das wäre. Der Ekel steigt: die Nächte

versaufen, die Tage verpennen. Nein, jetzt ist Schluß.

Steif sitzt Lotte auf ihrem Stuhl und merkt nicht, daß die Lampe funzelt, kühlt. Dann sieht sie eine blasse Helligkeit auf dem blonden Schopf vor ihr, vom Fenster her: die Sonne muß schon auf sein. Ekelhaft. Ekelhaft. Nimmt ihren Rucksack auf die Schultern, die Gitarre in die Hand – keine Tür ist verschlossen – und geht hinaus, geht eine ganze Weile.

Wie rein die Luft draußen ist, und sie kommt aus so widerlichem, widerlichem Dunst. Aus Schlimmerem. Am Rand eines kleinen Sees wirft sie sich hin, wo die Sonne schon trifft, und schläft augenblicklich ein. Dann wacht sie auf, den ganzen Körper mit Schweiß bedeckt, den Kopf benommen. Die Sonne ist schon hoch. Sie zieht ihren Badeanzug an und schwimmt hinaus. Fühlt sich lebendig werden, kühl.

Und plötzlich der Gedanke: jetzt kannst du dich versacken lassen. Aber da springt ihr Herz in ein so hartes, rasendes Tempo der Panik, daß sie Mühe hat, ans Land zu kommen. Zitternd und fröstelnd steigt sie heraus, mit hämmerndem Herzen, und fühlt zwei scharfe Falten sich von den Mundwinkeln herabziehen: gemein bist du, feig.

Erschöpft streckt sie sich auf ihrem Platz aus und schläft von neuem ein. Später öffnet sie die Augen, weil jemand sie ansieht: ein älterer, hagerer Mann in geflickten, abgeschabten Arbeitskleidern. Er hockt sich zu ihr hin und beginnt ein ungeschicktes Gespräch. Kaum wagt er sie anzusehen. Lotte höhnt innerlich: ist wohl das erstemal, daß er einen weiblichen Körper so ausgestreckt sieht, nur im Badeanzug.

Er ist Fischer, und auf ihre Bitte nimmer er sie mit in seiner Barke. In der Mitte des Sees wirft sie sich in das glasklare Wasser, es ist unaussprechlich herrlich. Und fast ist es ebenso herrlich, das stumme, verhaltene Begehren des Mannes, während sie ihm tropfenrinnend wieder in der Barke gegenüber sitzt, zurückzudämmen nur mit ihrem ruhigen, kalten Gleichmut. Man kommt sich dabei vor wie ein Dompteur im Löwenkäfig. Ein wenig zögernd hat der Fischer sie schließlich verlassen; nun müßte sie endlich gehen, es ist sicher schon über Mittag. Aber sie ist widerstandslos schläfrig, nun, da die Anspannung des Dompteurs gefallen ist.

Als sie wieder erwacht, sitzt Paul Ackermann neben ihr, als wenn er schon lange da gegessen hätte. Ganz friedlich, und in seinen hellen Augen ist eine fast väterlich besorgte Zärtlichkeit.

Eigentlich sieht er ganz sympathisch aus: etwas Verlässliches ist in der Breite der Stirn, der Kiefer, der Backenknochen; die Nase ist kurz und kräftig, die Haut von der rotbraun gegerbten Frische des blonden Mannes, der immer in Sonne und Wetter unterwegs ist. Die Lippen haben feste Linien und dabei doch die weichen vertikalen Rillen wie bei einem Kind. Es paßt zu ihm, daß sein kurzgehaltener blonder Schopf nicht sehr gepflegt ist, ebensowenig wie seine Kleidung: man sieht das kaum, dermaßen stark ist der Eindruck einer einfachen und kraftvollen männlichen Ganzheit. Wie er da jetzt so gemütlich sitzt, die kurzen, muskulösen Hände mit breiten, gutgeformten Fingergliedern voll gelassener Ruhe auf den Knien, sieht er ganz einfach vertrauenserweckend aus, mit seinen breiten Schultern und der ganzen robusten Gestalt.

An diesem Abend überläßt er ihr allein das Gästezimmer im Kretscham und geht auf den Heuboden.

Lotte ist nicht mehr schläfrig. Sie sitzt im offenen Fenster und grübelt. Da sie doch "eine Fußwanderung machen will, ganz gleich, wohin", hat er ihr vorgeschlagen, nach dem Dorf zu gehen, wo er übermorgen sein wird. Dann haben sie beide ein bißchen nette

Gesellschaft. "Keine Angst, ich tu dir nichts, was du nicht willst. Du bist mir über. Aber gerade deswegen – du interessierst mich, Mädchen. Und ich bin schließlich auch nicht von Papp. Und vielleicht, eines Tages, wirst du wollen." Das sagt er so einfach, und sein Gesicht ist offen, versucht nichts zu verbergen.

Keine Zeit zu "wollen", wie er es meint. Sterben, das muß sie wollen. Die Nacht im Tiergarten ist noch grauenhaft gegenwärtig. Und daß sie Paul Ackermanns Berührung geduldet hat, wehrlos in ihrer Betrunkenheit – . Aber er kann ihr nützlich sein: wenn auch in jenem Dorf kein Gas ist, kann sie weitergehen, ohne Angst um Zechprellerei. Er wird da bezahlen wie hier. Lotte errötet, wie sie da allein auf dem Fensterbrett hockt, in der nächtlichen Dunkelheit. Nun ja, wenn es ihm Vergnügen macht. Und er will ja nichts dafür. Und dennoch –

Ihr Wille zum Sterben ist eisern und unerbittlich wie je. Sie weiß, daß ihr Körper sich jetzt mehr dagegen wehrt als vor zwei Tagen. Macht nichts; sie ist Herr bei sich zu Hause.

Die Dunkelheit rutscht hinter den Horizont. Weit wird der Himmel, durchscheinend wie Milchglas. Und dahinter schlagen ferne Brände hoch, und eine halbe Welt brennt über der lauschenden Erde. Ein paar Wölkchen, die fahl wie Seidenpapier an der schwarzen Waldsilhouette klebten, saugen sich voll Rot und Feuer und verglühen. Irgendein kleiner Vogel sagt "piiep – ". Und dann ist die Sonne da.

Und du bleibst stehen und schlürfst die rauschenden Strahlen und freust dich, da zu sein – trotz alledem.

Die Straße ist so einsam. Lang muß sie zwischen Wäldern dahinlaufen, ehe sie den nächsten Ort trifft. Du wanderst so vor dich hin und suchst mit den Augen den Waldrand nach Beeren ab. Und mit einemmal stoßen die Blicke an einen großen grauen Stein, und du liest:

"Hier fiel durch Mörderhand
Franz Schmidt
17. August 1897".

Still verwittert das Mal und greift von einem fernen, unbekannten Tod in dein Leben.

Die Sonne ist hoch, heiß atmen die grauen Steine, und wie ein heißduftender Zweig liebkost die Seele die bläulich umnebelte Weite. Der durchgangene Weg wellt ins Blut, und endlos das stäubige Glimmern vor dir. Gut ist alles Leben, wenn die Sonne das Blut kocht.

Vier Wochen lang wandert Lotte in der Mark herum, je nachdem, wohin Paul Ackermann seine Geschäfte rufen. Manchmal muß sie tüchtige Fußmärsche machen, manchmal schafft sie es sogar erst in zwei erschöpfenden Tagen. Dann schläft sie draußen, wie es sich gerade trifft; dumm, daß sie keine Decke mitgenommen hat, die Nächte sind schon tüchtig frisch. Umsonst bietet er ihr Geld an, damit sie mit der Bahn fahren kann. Er muß sein ganzes Wesen umkrempeln, um taktvoll über die Frage des Bezahlens von Essen und Schlafen hinwegzugleiten; wenn er davon spricht, brennt ihr Gesicht und bekommt einen gequälten Ausdruck.

Das erste Mal schien er baß erstaunt, als er sie an dem Ort traf, den er angegeben hatte –

Er macht keinen Hehl daraus, daß er sie begehrt und daß er hofft, eines Tages doch zu seinem Ziel zu kommen. Aber er sagt es so unschuldsvoll, daß es sie nicht kränkt, sondern ihr manchmal fast wie eine selbstverständliche Huldigung erscheint. Und er weiß auch von anderm zu sprechen.

Wieviel hat er von ihr, von ihren Erlebnissen, ihrem inneren Zustand begriffen? Ganz offen hat sie ihm gesagt, daß sie von zu Hause weggegangen ist. Ja, für einen Mann. Aber das ist jetzt aus. Sie zuckt die Achseln und verschließt ihr Gesicht.

Eines Abends, als sie viel getrunken haben (nie hat sie ihn betrunken gesehen, vom ersten bis zum letzten Tag), sagt er schwärmerisch, und seine blauen flirrenden Augen scheinen sie einzuwickeln in geduldige Zärtlichkeit: "Kleine, du mußt mir deine Jungfernschaft schenken!" – "Da bist du zu spät gekommen," höhnt sie bitter.

Durch welche Beobachtungen und Gedankengänge ist er auf seine fixe Idee gekommen? Tage später sagt er ihr: "Ich garantiere dir, du bist noch Jungfer. Sonst wärest du anders. Deswegen bist du ja auch manchmal so meschugge. Was hat der bloß mit dir aufgestellt! Sicher irgend so 'n Grünschnabel. Hat seine Sache nicht verstanden." Heftig und mit derselben brutal einfachen Offenheit wirft sie seine Annahme zurück, aber Paul läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. "Na, natürlich gibts sowas, daß einer zu dämlich ist und den rechten Weg nicht findet. Da wäret ihr nicht die ersten und nicht die letzten, das kannst du mir glauben. Am besten ist es überhaupt, ein Mädchen wird von 'nem vernünftigen Mann entjungfert und so 'n Milchbart von 'ner erfahrenen Frau, dann kann sowas wenigstens nicht passieren."

Pauls Gedanke macht seinen Weg in ihr, und eines Tages scheint es ihr nicht so unmöglich. Und ein ganz unpersönliches Mitleid durchzieht sie, mit diesem armen Kind. Aber auch das ist nun zu spät. Nach dem, was dann geschehen ist.

Ja, sie hält noch ehrlich und mit all ihrer Kraft an ihrem Urteil fest. Aber nirgends, wohin sie kommt, gibt es Gas. Zu anderem hat sie keinen Mut, das ist ihr klar. Und mit jedem Tag, den sie allein durchwandert oder mit Paul verplaudert und vertrinkt, fühlt sie, wie ihr Wille ihr entgleitet, wie sie machtlos wird gegen die Forderung ihres Körpers: zu leben. Und sie ist ehrlich mit sich, und eines Tages muß sie sich sagen: Nein, jetzt will ich nicht mehr wirklich. Jetzt kann ich nicht mehr wollen. Selbst wenn ich heute abend die Möglichkeit fände. Schwach bin ich. Mein dreckiger animalischer Lebensdrang hat meinen klaren, reinen, schönen Willen besiegt. Und ihr ist zum Speien dabei.

Einmal hat sie Paul so nebenbei gefragt, ob es denn hier noch nirgends Gas gäbe. Der hat sie verdutzt angesehen, und ihm ist wohl irgendein Gedanke gekommen. "Nun sieh mal einer das gebildete Mädchen an! Gas gibt es doch bloß in größeren Städten, dazu braucht man doch eine riesige Anstalt und Kanalisation und alles mögliche. Sowas belohnt sich doch nicht für ein Dutzend Häuser!"

Eigentlich muß sie doch alles mal in der Schule gelernt haben. Aber was nützt einem alles Gelernte, wenn man es nicht seinem praktischen Leben zu assimilieren weiß?

Paul ist wirklich ein guter Freund. Ernsthaft redet er ihr immer wieder zu, sie müsse zu ihren Eltern zurückkehren; und man merkt, daß es ihm ehrlich am Herzen liegt. Er ist auch nicht der Mann, der sich von störrischem Schweigen entmutigen läßt; und er ist gewöhnt, die Sachen beim Namen zu nennen. "Wenn du vielleicht nicht genug Geld hast, ich kann dir doch was geben, ich habs doch! Ob nun meine Alte sich noch einen bunten Fetzen dazu kauft, um ihn sich übern Balg zu hängen, das ist mir wahrhaftig egal.

Lieber geb ichs dir, das sag ich dir." Schon wird sie rot. "Du meine Güte, bist du komisch, Kleine! Ich will doch gar nichts dafür haben!" Und mit einer gewaltigen Anstrengung zum Sublimen, da sie immer noch ein gequältes Gesicht macht: "Ich bin doch dein Freund, was sollen wir da über ein paar Sechser reden." – "Ja, das bist du wirklich," sagt sie ernst.

Manchmal, wenn Paul die Hauptstücke eines Ochsen wegzuschaffen hat, bringt er einen andern mit; ein jüngerer, hübscher Mann ohne persönliche Konturen, ein Statist. Sie sind ganz kameradschaftlich miteinander, aber man merkt, daß Paul der Chef ist. Schade – er hätte in andern Dingen Chef sein können.

Einmal hat Paul wohl nicht wenig Angst gehabt, daß ein anderer ihm die begehrte Beute wegschnappen würde.

Sie sind zu dritt irgendwohin gefahren, wo die beiden Männer zu tun hatten; und nun sitzen sie in irgendeinem nächtlichen Wartesaal, an einem Eisenbahnknotenpunkt, und haben einige Stunden auf den Anschluß zu warten.

Eine kriegsmäßig arme Beleuchtung in dem großen, bedrückenden Saal. Und es ist da sicher nicht ein Kubikmeter atembare Luft; seit Jahren scheinen die Ausdünstungen resignierter Reisender sich zwischen den abgeblätterten Wänden gesteckt zu haben, und der feine, tödliche Dunst von Qualm und Kohlenstaub, den jedes Auf und Zu der schweren schlagenden Türen in den Raum preßt.

Der gute Paul hat Lotte vorhin zur Bahnhofsbuchhandlung geführt, damit sie sich was zu lesen kauft für den langen Aufenthalt. Nun will sie ihn nicht kränken, aber es hat sich wirklich nicht gelohnt. So fährt sie fort, den horripilanten Schmöker zu lesen. Paul warnt ein paarmal: "Du verbrennst dir die Augen, Mädchen!" Dann sieht sie lächelnd zu ihm hinüber, der lässig, mit von sich gestreckten Beinen auf seinem Stuhl hängt, und schüttelt den Kopf. Der Statist schläft, den Oberkörper breit über dem Tisch, den hübschen dunklen Kopf auf den Armen.

Immer stärker spürt sie, daß jemand sie beharrlich ansieht. Mein Gott, das ist sie bis zum Überdruß gewöhnt. Einmal hebt sie kurz den Kopf, wie um eine lästige Fliege zu verjagen, und blickt hinüber.

Ah – ganz menschlich sieht er aus, soviel sich in dem gräulichen Licht erkennen läßt.

Während sie den Zeilen ihres Kitschromans folgt, sieht sie vor sich das längliche, scharfgeschnittene Gesicht; edle Züge, wie man sagt – nicht zu leugnen. Verdammte Augen hat er, einen Blick...

Eine Weile später läßt sie sich von Paul Feuer geben, lehnt sich zurück und parierte durch den Rauch ihrer Zigarette hindurch den Blick, der sie offenbar nicht loslassen will.

Das könnte...

Nachlässig erhebt sie sich. "Ich geh mal ein bißchen raus. Hier erstickt man."

Über Pauls Gesicht zuckt eine Unsicherheit, die sie bis jetzt noch nie an ihm gesehen hat. Sollte er schon bemerkt haben – ?

Sie reckt sich wohligh und selbstsicher unter seinen Blicken und denen des Fremden und schlendert dem Ausgang zu.

Sie ist noch kaum bis ans Ende des Bahnsteigs gekommen, da ist der Unbekannte schon neben ihr.

"Welch eine schöne Nacht!" Eine schöne, weiche Stimme, verhalten.

"Ja – " atmet sie tief aus und bleibt stehen, ohne den Kopf zu wenden. Das ist zumindest eine erfreulich direkte Anknüpfung.

“Und sehen Sie: diese glühenden Punkte, im Dunkel aufgehängt, diese farbigen Feuer wie unheimliche Zyklopenaugen – die Poesie der Technik! Ist es nicht herrlich?” – mit schwärmerischer Intensität.

Ein bißchen ironisch enttäuscht sieht sie dem ungewissen Gleißern der zahllosen Schienenstränge nach, die sich kreuzen und in der Nacht verlieren. Recht hat er – aber sowas sieht und empfindet man, aber man sagt es doch nicht! Und vor allem nicht so. Und schon gar nicht so “auf nüchternen Magen”. Ja, indem er es auf diese Weise ausspricht, verlegt er ihr die Möglichkeit, es impulsiv von sich aus zu empfinden; wie eine Scham ist es, oder die Abwehr, schon getretene Gefühlswege zu gehen.

Sie blickt zu ihm auf: er sieht wirklich nicht so milchsemmelig aus. Eine scharfgeprägte, harmonische männliche Schönheit. Ein klein wenig zu schön und harmonisch vielleicht.

Langsam gehen sie nebeneinander her in die offene Strecke. Der erleuchtete Bahnhof hinter ihnen, und vor ihnen das riesige glühende Sternbild der farbigen Signallampen, so nahe, schließt sie ganz von der Welt ab, in einen heimlichen dunklen Raum voll merkwürdig dichter Stille.

Von seinem prachtvollen straffen Körper im knappsitzenden sportlichen Anzug geht eine verteilte Anziehung aus. Der ganze Kerl scheint zu vibrieren.

Er spricht weiter, schwärmend, melancholisch. Von der Einsamkeit, von dem Städtchen, in dem er leben muß, ohne einen Menschen, der seine Interessen teilte, der irgendein Verständnis hätte für Dinge, die über den platten Alltag hinausgehen.

Er ist aufrichtig, das spürt sie; aber er sagt alles auf so sentimentale Weise – ja, ein wenig Klischee. Wie ein rezitierender Primaner drückt er sich aus, und ist doch sicher schon an die dreißig Jahre alt.

Nicht so gefühlvoll, mein Freund, du verdirbst uns ja alles!

Ah – er weiß auch zu schweigen.

Die Nacht ist wirklich schön, und die Feuer –

Er ist stehengeblieben und hat sich ihr zugewandt. Langsam senkt er seinen intensen Blick in den ihren. Und dann hat er sie im Arm und hält ihren Mund gefangen, die ironische Überlegenheit zerstiebt, und sie fühlt sich beklommen und beglückt.

Aber wie er dann das blasse Gesicht langsam hebt mit geschlossenen Augen und einem verzückten Ausdruck, da ist wieder Spott und der feine scharfe Schmerz der Enttäuschung in ihr.

“Ich wußte es, ich habe es gleich gefühlt, als ich dich sah – . Ich darf Du sagen?” Und der etwas gelockerte Griff preßt sich sacht immer fester um ihren Leib, der in süßer Schwäche und Willfährigkeit nachgibt. “Es ist wahr, daß du – für mich – du bist?”

Nein, man spricht nicht so kitschig inbrünstig. Und wenn das Gefühl noch so echt ist. Und doch ist ihr so gut in diesen muskulösen Armen...

Schweigend senkt sie langsam den Kopf, um seine Romantik wenigstens nicht mehr zu sehen, und weiß, daß er diese Geste als den unendlichen Abgrund weiblicher Hingabe interpretiert.

Erst kurz vor Abfahrt ihres Zuges geht sie wieder zu Paul hinein, während ihr neuer Freund mit großen Schritten weiter zwischen die Geleise hinausstürmt (er hat seinen Zug inzwischen sausen lassen).

Forschend, unruhig sieht Paul ihr entgegen: Ihre Stirn ist nachdenklicher gefaltet als gewöhnlich, aber in ihrem ganzen Gesicht ist ein Strahlen, das ihm weh tut.

“Na, gut amüsiert?” fragt er brutal.

Abwehrbereit wirft sie den Kopf in den Nacken. "Oh ja, danke. Nicht schlecht."

"Na, wenn du auf so einen reinfällst!" grollt er. "So ein geleckter Schlemihl!"

Die primitive Offenheit, mit der er den Rivalen herabzusetzen sucht, gefällt ihr direkt; jedenfalls macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube.

"Du bist ja ein mächtig scharfer Menschenkenner," spöttelt sie. "Übrigens, ich hab mich für übermorgen mit ihm verabredet," setzt sie lässig und mit einer Spur von Herausforderung hinzu.

Oh nein, Paul macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. Sie hat noch manche abfällige Bemerkung anzuhören, bis sie sich am nächsten Tag trennen. Aber es reizt sie nicht, es rührt sie nur. Und ein anständiger Kerl ist er doch: "Wenn du Geld brauchst, um zu deinem Stelldichein mit diesem Schlemihl zu fahren..."

"Weißt du," sagt sie herzlich, "du bist wahrhaftig..."

"Ach was, reisende Leute soll man nicht aufhalten, und wenn das dein Geschmack ist – . Hätt Dir 'n besseren zugetraut," knurrt er, und in seinem offenen Gesicht gewittert ein eifersüchtiger Schmerz.

Natürlich wird es ein Fiasko.

Zuerst, als sie ihn so männlich geharnischt auf seinem Motorrad heranbrausen sieht (was umso mehr Eindruck macht, als Motorräder noch selten sind) – als er kaum das Gas wegnimmt und mit ausgestreckten Händen auf sie zueilt: er hat eine Panne gehabt, er dachte, lange vor ihr hier zu sein – und das leicht gelockte blonde Haar wirr um den schmalen Kopf, und die Augen, die allerhand in einer Frau anrichten können –

Seine leidenschaftlichen Küsse, der drängende Kontakt seines schlanken eisenharten Körpers tun ihr schrecklich gut, entflammen sie sogar gefährlich. Aber es ist einfach verboten, so sentimental zu sein, derart all seine Reaktionen und Gefühle offen und sogar genüßlich herzuzeigen – und sie gar noch gelegentlich in Zitaten auszudrücken! Vor hundert Jahren wäre er wahrscheinlich prächtig am Platz gewesen. Scheint ja auch bis unter den Hut genährt mit Goethe und Schiller und all dem larmoyanten romantischen Unfug; Sensibilismus ohne korrigierendes Schamgefühl.

Und dennoch ist sie belastet von Schuldgefühl, weil sie sich ihm versagt. In der herabsinkenden Dämmerung sieht sie seine schönen Züge aufbrechen in nacktem Schmerz – so nackt, daß sie genau den Teil rein körperlichen Schmerzes darin zu erkennen glaubt; aber darum ist es nicht weniger schrecklich.

Gut müßte sie sein. Ja sagen nur, um diesen Ausdruck auszulöschen, an dem sie schuld ist; wieder diese rührend lächerliche Verzückung aufblühen zu sehen...

Aber sei mal gut, wenn der aufrichtigste Schmerz sich in ein Gewand kleidet, daß du dir die Haare raufen möchtest in spöttischer Verzweiflung.

Das letzte, das in ihr bleibt nach dem Abschied, ist das lastende Gefühl von Schuld.

Paul hat den glücklichen Instinkt, nicht allzu betont zu triumphieren. Nachlässig hat sie nur ein paar trockene Worte hingeworfen, die ihn erraten lassen, daß er von dem "Schlemihl" nichts weiter zu befürchten hat.

Dies aber mag ihm gezeigt haben, daß er sich ein bißchen energischer ins Zeug legen muß, um seine Sache zu fördern.

Eines Tages nimmt er sie mit nach Berlin, zum Fest irgendeines Arbeitervereins. Sie sind mit einem komischen kleinen Dampfer die Spree hinuntergefahren und haben den Nachmittag in einem schattigen Gartenrestaurant verbracht. Die jungen Mädchen

und Frauen, brav oder keß, haben sich mißbilligend oder mokant angesehen: in ihrem Schönsten ohne Unterkleid, mit den flachen Absätzen, der ungewohnten einfachen Haartracht und den Kneifer. Paul ist offenbar sehr stolz auf sie, und das verhaltene Aufsehen, das sie hervorruft, scheint er als eine Achtungsbezeugung für sich selbst zu nehmen.

Wie zufrieden er ihr gegenüber sitzt an dem Gartentisch mit der buntkarierten Decke, und mit Genuß zusieht, wie sie die leckeren Kuchen genießt. Er deckt sie förmlich zu mit dem liebevollen Glanz seiner hellen blauen Augen. Immer bestellt er das Beste zum Essen, aber auf dem Lande sind Süßigkeiten rar, und er hat schon bemerkt, welch eine Naschkatze sie ist. Manchmal hat er ihr schon Schokolade mitgebracht; Schokolade – ! Ja, er verwöhnt sie über alle Maßen. Auch an diesem Nachmittag bestellt er Wein, weil sie Bier und Brause nicht mag und ebensowenig den sogenannten Kaffee. Aber er trinkt mehr davon als sie, und es steigt ihm ein wenig zu Kopf, in der noch ganz sommerlichen Nachmittags hitze. Vielleicht, weil er es sich zu Kopf steigen *läßt* ?

“Kleine, schenk mir deine Jungfernschaft ! Dann weißt du, ein vernünftiger Mann hat sie dir genommen.” Das hat er schon öfters gesagt, und hat sie dabei auch manchmal gefährlich gestreichelt. Aber sie weiß, wie es zu machen ist, und hat jedesmal einfach die Leitung unterbrochen, wie man einen elektrischen Schalter dreht; und sie hat nur gelacht und mit den Achseln gezuckt.

Sie will es ihm wohl glauben, daß ein so zäher entschlossener Widerstand, oder eigentlich: eine so undurchdringliche Unempfindlichkeit ihm noch nicht begegnet ist. Man kann ihn wohl nicht schön nennen, aber er ist so unerhört männlich, und kraftvoll; und sein ruhiges Selbstbewußtsein ist auch etwas, das eine Frau gewinnen kann. Wenn er sie manchmal anlächelt, werbend und sieghaft zugleich, mit offenem Begehren und doch ohne verlorene Geilheit, dann tut es ihr ganz einfach leid, daß er nichts in ihr anzurühren vermag. Sie weiß, daß sie sich nicht “wegwerfen” würde, wenn sie sich ihm gäbe. Er ist ihrer wert. Daß er nicht Latein und Griechisch gelernt hat und daß er nicht in ihrer Sprache über ethische, philosophische, künstlerische Probleme zu diskutieren weiß – das ist ohne Bedeutung. Aber was soll sie machen, wenn alles in ihr, was er anruft, schweigt ?

An diesem Nachmittag, im Schatten des Wirtshausgartens, sagt er: “Ich hätte es wirklich schon verdient um dich. Ich laß mich doch wahrhaftig nicht lumpen. Schon über vierhundert Mark hab ich für dich ausgegeben bis jetzt.” Er sagt es gar nicht brutal, fast klagend und hilflos, vielleicht zum ersten Mal übermannt von dem Gefühl der Unerreichbarkeit.

Sie ist es, die einen brutalen Ton hat: “Ich hab dich nicht darum gebeten.” Sie ist schockiert von dieser Darstellung der Sache. Und doch sehen ihre Augen ihn entsetzt an: über vierhundert Mark !

Da sie ungläubig scheint, zählt er ihr sachlich und ohne falsche Scham ein paar Beispiele auf. Von diesem Nachmittag noch ganz zu schweigen (weiß sie, was so ein kleiner Kuchen kostet, und der Wein ?). Aber auch ohne das: das Essen, die englischen Zigaretten, die er ihr immer schachtelweise in die Tasche steckt, immer wieder Wein oder Liköre, und alles.

Sie fühlt sich abgestoßen von der nackten Brutalität seiner Aufzählung, aber diese “Feinfühligkeit” ist ja nichts als scheinheilige Feigheit. Vierhundert Mark. Sie weiß noch kaum den Wert und die Anwendung des Geldes, immer hat man für sie gesorgt. Darum war es ihr auch möglich, einfach darüber hinwegzugehen, daß er dauernd alle Ausgaben für sie trug. Als wenn sie damit nicht Geld von ihm angenommen hätte. Feig war es von ihr, davor die Augen zu schließen. Nun ja, es ist nun mal so Sitte: “der Herr bezahlt für

die Dame"; aber sie hat doch das niemals anerkannt, nur jetzt, da es ihr in den Kram paßte, hat sie so getan, als ob. Und sie weiß es doch, wie schwer Geld zu erwerben ist und wie man sich plagen und zerreißen muß, wenn es mangelt. Ihm fällt es auch nicht in den Schoß, das hat sie ja gesehen. Und jetzt hat sie ihm so schreckliche Ausgaben verursacht, und was hat er davon gehabt? Nichts. Es arbeitet in ihr, und es wird ihr immer klarer, daß sie als anständiger Mensch ihm verpflichtet ist. Und daß sie sich ihrer Verpflichtung nur auf eine einzige Weise entledigen kann. Wäre er irgendein widerlicher Kerl gewesen, der alles aus der einen Berechnung getan hätte, sie hätte sich schön bedankt. Aber er hat ihr wirklich geholfen; und er hat nicht den engelhaften Menschenfreund gespielt, der nur heimlich bloß auf die eine Sache schielt, sondern immer das Herz auf der Hand gehabt. Und wenn er ihr dringend zuredete, zu ihren Eltern zurückzukehren, oder wenn er ihr von seinen handfesten Lebensweisheiten sprach, auf ihren Fall angewandt, soweit er ihn erriet – dann war er ganz ohne Eigennutz, und ernsthaft und brüderlich bemüht, ihr aus ihrer Verirrtheit herauszuhelfen.

Er hat ihre Nachdenklichkeit bemerkt; und es ist wohl nicht nur aus Taktgefühl, weil sie sich das Fahrgeld nicht von ihm geben ließe, daß er sie spät abends zu dem Dorf begleitet, wo er morgen zu tun haben wird. Vorher hat er nämlich noch was in Berlin zu erledigen, und so muß er morgens mit dem ersten Zug wieder hineinfahren und später am Tage ins Dorf zurück. Wer will es ihm verübeln, daß er sie jetzt nicht loslassen will, sondern das Eisen schmieden, solange es ihm heiß scheint?

Da sitzen sie in ihrem kahlen Zimmer, in dem fremden Dorfwirtshaus, und trinken; wieder hat er Wein bestellt. Sie hat ihre Ratlosigkeit mit Härte zu bemänteln versucht: "Du brauchst dich für mich nicht in Unkosten stürzen, ich bin ebenso froh auch ohne Wein."

Er hat seinen Stuhl dicht neben den ihren geschoben – manchmal gehen seine Blicke verlangend zu dem breiten weißen Bett hinüber – und drängt sein Knie an das ihre. "Wenn ich bloß wüßte, was du gegen mich hast! Ich sage dir: ein vernünftiger Mann, das ist besser als so ein Grünschnabel, der nicht weiß, wo hinten und vorne ist. Du brauchst es ja auch, das seh ich doch klar. Du würdest gleich die Welt mit ganz andern Augen ansehen."

Lotte starrt vor sich in das Glas, in dem das Licht der Kerze sich bricht, und staunt halb, wie sie sich gewöhnt hat, sowas ruhig mit anzuhören. Aber er sagt es so einfach, ohne Zotigkeit – das ist es. Und außerdem hat er noch recht.

Er legt den Arm um ihren Nacken, und dann den andern unter ihre Brüste, und preßt sie an sich, als wolle er sie zerbrechen, und mit seinen flirrenden hungrigen Augen sieht er in die ihren, die ihm nicht ausweichen. "Schenk sie mir – du!" bittet er, ganz weich.

Und – die vierhundert Mark. Für die er soviel hat arbeiten und riskieren müssen. Die er so großzügig ausgegeben hat, ohne mit dem Gewinn zu rechnen.

Noch immer hält sie ihre Augen starr in die seinen: "Ja."

Paul schreit auf – ein schmerzhafter, gepreßter Jubelschrei, und hebt sie hoch. Aber er ist noch nicht bis zum Bett gekommen, da gerinnt sein Elan unter ihrem verzweifelten Sträuben. Widerstrebend läßt er sie aus seinen Armen gleiten.

Sie sieht hilflos zu ihm auf und sieht sein Gesicht erschreckend verändert von einem hündischen Leiden. "Nicht jetzt, nicht hier – noch nicht," fleht sie. "Laß mir Zeit." Und sie verbirgt ihr brennendes Gesicht an seiner Brust, die Arme schlaff um seinen Hals.

Jetzt hab ich mich versprochen. Jetzt muß ich es halten.

Einige Sekunden steht er, die Arme herabhängend, und versucht, sich zu meistern.

Zum erstenmal spürt er ihren Körper ganz gegen den seinen, und ohne Widerstand. "Gut. Ich laß dir Zeit. Aber – es ist versprochen, du?" Er packt ihre Handgelenke wie in Klammern und sucht ihre Augen, die nicht von der Wand loswollen.

Sie nickt, nachdrücklich und ernst wie ein Kind.

Da nimmt er ihren Mund wie ein Verdurstender, spürt ihr Wehren, und reißt sich ab.

"Du weißt nicht, was du einem Mann zumutest, du." Er ballt die Fäuste, sein Gesicht ist von Anstrengung verzerrt, und er geht hinaus.

Spät erwacht sie davon, daß ihre Türe vorsichtig geöffnet wird. Sie wendet den Kopf; da kommt ein häßlicher Kerl herangeschlappt, ein faltiger Hängebauch in unsauberem kragenlosen Hemd, mit einem geilen Käsegesicht; sie erkennt den Wirt.

Lotte ist gewöhnt, nackt auf der Decke zu schlafen, und kommt nie auf den Gedanken, ihre Tür zuzuschließen. – Der ist wohl verrückt geworden!

Fast ohne sich zu rühren, sagt sie kalt, mit kaum erhobener Stimme: "Machen Sie, daß sie rauskommen! Aber sofort!"

Zögernd schleicht der näher, sein Gesicht ist fast idiotisch von dem Anblick des straffen Mädchenkörpers; zitternd streckt sich eine schlaaffe Hand aus.

Mit einem Ruck setzt sie sich auf; sie verliert nicht ihre Sicherheit, wird nur wütend, daß der nicht pariert. "Scheren Sie sich raus, zum Donnerwetter! Sonst –", und sie fährt mit der Hand unter ihr Kopfkissen. "Nun aber – marsch!"

Rückwärts gehend weicht er zurück, immer den verblödeten Blick stier auf ihrem Körper; und dann ist er verschwunden. Nicht ein Wort hat er gesagt.

Lotte streckt sich wieder aus. Na so etwas! Ware es nicht heller Tag, sie hätte glauben können, sie hätte geträumt. Nicht einen Moment hat sie gefürchtet, er könne sie auch nur mit einem Finger anrühren. Aber daß sie so getan hat, als hätte sie einen Revolver unter ihrem Kopfkissen, statt sich auf die Kraft ihrer Persönlichkeit zu verlassen, das ärgert sie.

Sie denkt auch jetzt nicht daran, den Riegel vorzuschieben. Daß der nicht wiederkommt, dessen ist sie sicher. – Nicht *einmal* ist es ihr eingefallen, "ihre Blöße zu bedecken": sie sieht in einem nackten Körper nichts, dessen sie sich zu schämen hätte. Der hat ihn aufgegeilt? Sie hat ihn nicht gebeten zu kommen, verdammt nochmal. Und nackt oder nicht – sie ist ihrer sicher, daß keiner sie anrührt, wenn sie nicht will.

Eine ganze Woche hat sie Paul noch hingehalten. Zum Glück kann er seine Arbeit nicht vernachlässigen, und sie sehen sich nur einige Male, aber dann hat er immer reichlich Zeit, und er treibt sein Taktgefühl nicht so weit, etwa die ganze Zeit über seinen brennendsten Wunsch zu schweigen.

Dann weiß sie: jetzt geht es nicht mehr. Jetzt muß sie ihr Versprechen halten.

"Am Sonntag fährt meine Alte für ein paar Tage zu ihrer Familie, dann könntest du mit mir nach Berlin kommen, wir sind dann ganz ungestört. Mach endlich Schluß mit dieser Warterei, quäl mich nicht länger!"

Abgemacht; also setzen wir die Exekution auf Sonntag fest.

Und dann ist sie am Samstagabend genau in der entgegengesetzten Richtung zu dem Dorf gegangen, wo sie Paul treffen soll.

Sie wußte, daß es nur etwa fünfzehn Kilometer sind, und hat sich nicht beeilt. Nach zwölf Kilometern kam sie gegen Mitternacht in ein Dorf, in dem Tanzmusik war; es hatte einen ganz andern Namen als den erwarteten. "Schwanhausen? Na, Fräulein, da haben Sie sich aber was vorgenommen! Wo kommen Sie denn her, so spät? – Was? Na, da bleibt

Ihnen wohl nichts anderes übrig, als wieder denselben Weg zurück, und dann . . . ”

Ja mein liebes Kind, sagte sie zu sich, als das Bumsen und Tuten der Dorfmusik hinter ihr versunken war und nur noch ihr stetiger Schritt auf der stillen Landstraße ihre Gedanken begleitete – so kommst du mir nun ja nicht davon. Versprochen ist versprochen. Und nun versuch gar nicht erst, dich mit einem “Richtweg” durch Felder und Gehölz noch weiter zu verirren. Morgen mußt du in Schwanhausen sein, und wenn du hundert Kilometer machen mußt.

Sie wandert die ganze Nacht hindurch und bis gegen Mittag. Wenn sie bei einer Rast einnicken will, boxt sie sich wieder hoch. Und die steigende Müdigkeit nimmt ihr allmählich das Bewußtsein, welcher Sache sie so zäh entgegenstrebt.

Pauls Gesicht wird ganz locker, als er sie in die Gaststube eintreten sieht. Er erhebt sich halb von seinem Stuhl – und setzt sich wieder hin. Erst als sie ihm die Hand reicht, bemerkt er die tiefe Erschöpfung in ihren erhitzten Zügen.

“ – Was? Aber Mädchen, dann hast du ja an die fünfzig Kilometer in den Knochen! Da leg dich mal nachher gleich hin, wir fahren ja erst nachmittags.”

Aber es kommt doch nicht dazu, daß sie sich hinlegt.

Paul hat den andern wieder mitgebracht, sie haben ein tüchtiges Stück Vieh zu transportieren. Nun überläßt er ihm fast die ganze Arbeit – er scheint sich nicht von Lotte trennen zu können. Die Wirtin hat nach dem Essen einen guten Kaffee gemacht, und nun fühlt sie sich überwach und gar nicht zum Schlafen aufgelegt.

Paul hat den Arm auf die Lehne ihres Stuhls gelegt und summt halblaut an ihrem Ohr: “Wer uns getraut . . . ”

Lotte gräbt die Zähne in ihre Unterlippe. Noch nie hat seine – ja, seine Platttheit sie so unerträglich gepeinigt. Aber eigentlich ist er ja an nichts schuld, und sie sollte sich lieber bemühen, ein wenig in seine – Stimmung hineinzukommen.

Kapitel 4

Die kleine Lotti liebte es nicht sehr, wenn Betty Besuch von ihren Freundinnen bekam. Wie die großen Mädchen schnatterten, wie affig sie waren, wie sie sich wichtig machten! Und die "kleine Schwester" behandelten sie mit kränkender Herablassung, wie ein Baby, wenn sie sie überhaupt beachteten.

Eine, dünn wie eine Stelze, wollte sich gar über sie lustig machen und streute ihr Salz auf ihr Zuckerbrot, mit schlau-vergnügtem Plinkern zu den andern hin. "Koste mal, so schmeckt es erst richtig gut!"

"Nein, sowas muß man aber nicht tun!" nahmen die andern die Kleine in Schutz.

Lotte haßte sie alle zusammen. Um nichts in der Welt wollte sie der Stelze den Triumph gönnen, sie gekränkt zu haben; und in Schutz nehmen brauchte sie niemand.

"So mag ich es auch am liebsten," sagte sie mit angestrengter Gelassenheit und biß ein großes Stück ab. Die großen Mädchen kreischten.

"Aber das kann man doch nicht essen!"

"Ich kann es aber – ich mag es sogar gerne!" Und entschlossen schüttelte Lotti den salzvermengten Zucker von ihrem Butterbrot und bedeckte es dick mit Salz. Jetzt fühlte sie sich geschwellt von Stolz: plötzlich war sie der Mittelpunkt aufgeregter und mokanter Neugier. Sie würde es diesen albernem Großen schon zeigen, daß sie es konnte!

Und noch einmal und noch einmal biß sie knirschend in ihr Salzbrod mit einem Gesicht, als wenn das gar nichts wäre; und dabei standen ihr die Augen voll Wasser. Heimlich schielte sie auf ihre Scheibe: es blieb noch ein beängstigendes Stück.

Die großen Mädchen staunten sie an wie ein merkwürdiges Tier. "Nein, wie kann man bloß –!"

"Aber grüne Seife kannst du doch nicht essen!"

"Natürlich kann ich grüne Seife essen!"

"Dann zeig es mal!"

Und der ganze Kinderschwarm brach in die Küche ein.

Dicke Liese wollte sich dem Unfug widersetzen, aber ohne Besinnen griff Lotti in den Grüne-Seife-Napf und stopfte sich den Mund voll, glühend vor zornigem Triumph. Und während sie sich schüttelnd erbrach in den mütterlichen Armen von Dicke Liese, die das "unvernünftige Görenzeug" scheltend

aus der Küche jagte, wunderte Lotti sich, daß sie doch keine grüne Seife essen konnte.

Sie haben es ihr unterwegs so gut wie möglich erklärt. Auf keiner Station im ganzen Umkreis kann man einsteigen, auf jeder sind Gendarmen, die das Gepäck untersuchen. Also muß man auf freier Strecke aufspringen, so nahe wie möglich der Station, daß der Zug noch nicht volle Fahrt hat, aber weit genug, daß *die* einen nicht erwischen können, daß sie einen überhaupt nicht sehen; sonst würden sie aus Gemeinheit an die nächste Station telefonieren, und die da wären imstande, vor lauter Eifer sich auszuzeichnen, den ganzen Zug zu durchsuchen. Und da würden sie ganz hübsch noch andere drankriegen, die sich auf irgendeine Weise reingeschlängelt haben.

Natürlich, Karten hat Paul schon heut morgen genommen, in aller Seelenruhe, als unbeschwerter Reisender; die braucht man ja in Berlin, um rauszukommen. – Er behält die Uhr im Auge: man muß möglichst genau im richtigen Moment ankommen, die Bande ist ja so gerissen.

Da ist der Zaun, und da hinten sieht man den Zug langsam losdampfen. Sie gehen schräg über das Feld auf den Zaun zu. Rasch lassen sie die schweren Rucksäcke auf die andere Seite des Zauns gleiten, die Männer packen die spitzen Latten und schwingen sich hinüber. Lotte ihnen nach – das schneidet die Hände durch! Nun ist die Lokomotive auf ihrer Höhe angelangt. Sie werfen ihre Last auf den Rücken, Paul packt die Gitarre – “mach sie nicht kaputt!” schreit Lotte – und laufen, schräg. Einige Wagen sind schon an ihnen vorbeigestampft. Er fährt noch nicht sehr schnell.

Der andre ist schon voraus, springt, packt etwas, schwingt sich. Im Laufen hat Lotte genau zugesehen. Die stumpfschwarze Masse eines Wagens gleitet an ihr vorüber, mit verstaubt blinkenden Metallteilen, die Trittbretter unermesslich hoch. Der nächste – jetzt! Sie springt – der Rucksack zieht – packt eine heiße, glatte Stange, spürt ihren Körper hart anprallen, wie weggerissen. Sie spannt sich und schwingt die Beine aufs Trittbrett, der Wind wirft ihr den weiten Rock über den Leib hinauf.

Sie fährt! Das war der letzte Moment. Mit jeder Sekunde fährt der Zug schneller.

Sie dreht sich um. Da sieht sie Paul laufen, anspringen. “Paul!” schreit sie heraus. Das Herz setzt aus. In dem einen Blick hat sie die Angst erkannt, die seine Züge zerrte: er ist unten geblieben, um ihren Sprung zu überwachen.

Da steht er oben an einem der letzten Wagen, die Telegrafmasten orgeln vorbei. Jetzt rast ihr Herz, und ihr wird fast übel.

Neugierige Gesichter aus allen Fenstern. Von vorne winkt ihr der andre. Ja, dem war natürlich alles piepe – . Bereitwillig öffnet sich eine Tür vor ihr, hinter ihr. Da lacht sie denen vor ihr zu: “Ja, denkt ihr, ich wär eine Akrobatin, daß ich auf fliegendem Zuge um eure Tür herumturnen könnte?” schreit sie. Der pfeifende Wind reißt ihr die Worte in Fetzen vom Mund. Sie schüttelt den Kopf, lacht und schiebt sich vorsichtig zur Tür hinten (nicht nach unten sehen, wo der Boden vorbeiflitzt), packt die Kante, fühlt sich gezogen und ist unter lauter Menschengesichtern: angstvolle, belustigte, mißbilligende. Man redet auf sie ein. “– uns verspätet – ” Noch hat sie ihren Atem nicht wieder richtig gepackt. Ah – ! Eine Zigarette. Sie läßt die Leute schwatzen und lehnt sich aus dem Fenster. Der Zug hat seine volle Geschwindigkeit. Jetzt fühlt sie ihre Glieder zittern.

Das war das Schlimmste: Paul. Wie sie ihn laufen und anspringen sah.

Da sieht sie, weit hinten aus einem Fenster herausgebogen, seinen hellen Schopf und erkennt ein Lachen in dem rotbraunen Gesicht. Sie macht eine drohende Grimasse und

schwenkt den Arm: Warte, mir solchen Schreck einzujagen!

Auf der nächsten Station steigt er zu ihr ein.

“Hast du Angst um mich gehabt, Kleine?” Seine blauen Augen lächeln zärtlich auf sie herab. “Aber nicht so viel, wie ich um dich.” Und über sein offenes Gesicht geht der Widerschein der ausgestandenen Angst. “Nie hätte ich dir das erlauben dürfen.”

“Erlauben!” Sie lacht klingend auf, und für einen Moment schließen sich seine Augen wie im Schmerz unter dem Anspruch dieses Lachens.

Sie wendet sich dem Fenster zu. Nein, das wird unhaltbar. Sie kennt ihn jetzt schon so gut, daß sie jeden Schatten eines Gedankens, eines Gefühls in ihm erkennt, als sei es in ihr selbst vorgegangen.

Sie, die so mit unbewußter Koketterie getränkt ist, daß sie sich auch dem gleichgültigsten Mann so gegenüber setzt, daß er ein recht vorteilhaftes Bild von ihr erhält – vor Paul möchte sie jetzt am liebsten wie ein Stock, wie eine Vogelscheuche dastehen. Er hat sich genug geplagt. Zuviel hat sie ihn geplagt.

Wieder in Berlin. Aber jetzt sind sie mit der Straßenbahn gefahren, das ist schon was anderes. In einer kleinen Kneipe läßt er sie allein.

Ist er sich klar, daß sie noch nie in einem solchen Lokal war? Wahrscheinlich ist es eine ganz anständige Arbeiterkneipe, aber Lotte kommt sie vor wie eine Kaschemme. Auf dem Lande, das war auch nicht immer fein; aber das sind eben dörfliche Gasthäuser, die wirken immer biedermännisch oder höchstens romantisch.

Sie haben irgendein scharfes Zeug gegessen, Paul hat mit allerhand Leuten gesprochen – er gefällt ihr gut, wenn er mit so ruhigem Selbstbewußtsein, ja, mit einer gewissen jovialen Autorität mit den Leuten spricht: er scheint in diesem Kreise eine Persönlichkeit zu sein.

Im Laufe des Abends kommt ein Mann, dann noch ein anderer, später ein dritter an ihren Tisch heran: “’n Abend, Fräulein. – So, Sie sind die Freundin von Paul? – Erlauben Sie?”, und setzt sich zu ihr. Schließlich sind es vier, fünf. Sie ist offenbar hier eine Attraktion. “Seine Freundin” – wenn sie nur wüßte, welchen Sinn dies Wort für die Leute hat. Aber so oder so: damit steht sie gewissermaßen unter seinem Schutz, und wirklich behandeln alle sie respektvoll, mit gutmütiger, derber Kavalierhaftigkeit.

Spät am Abend kommt er zurück und wirft sich vor ihr breit auf einen Stuhl. Er scheint verstimmt. Taktvoll empfehlen sich die Männer einer nach dem andern.

“Geht irgendwas nicht?”

“Natürlich nicht!” Erregung ist in seiner unterdrückten Stimme, und in seinen hellen Augen, die sie voll ansehen, ist wieder das hungrige Flirren. “Wär ja auch zu schön gewesen, wenn es gleich geklappt hätte. Nun fährt die Alte erst in zwei Tagen. Und während der Zeit dürfen wir uns überhaupt nicht miteinander sehen lassen, sonst ist der Deubel los.”

Merkwürdig, daß diese ganze Ehegeschichte sie gar nicht berührt; das ist wohl, weil sie ihn nicht liebt. Ein bißchen kratzt sie seine brutale Sprechweise, aber daran ist sie ja allmählich gewöhnt.

“Na, und hier? Hier bin ich doch auch nicht incognito geblieben,” spottet sie.

Aber sein Lächeln gibt überlegen ihren Spott zurück: “Ja, denkst du, ich wäre so dumm, meine Stammkneipe gerade vor meiner Haustür zu haben? Hier kommt sie so leicht nicht her. Ein vernünftiger Mann hält seine Familie und seine geschäftlichen Angelegenheiten und – sonstiges immer hübsch auseinander. Aber was mach ich solange mit

dir, Mädchen? Wärst du bloß noch draußen geblieben, und ich hätte dir telegraphiert, wenn die Luft rein ist. Aber wahrhaftig, ich konnte schon nicht mehr... Wirst du auch nicht auf und davon gehen, jetzt?"

"Aber Paul!" Voll und ernst sieht sie ihm in die Augen. "Hab ich dir nicht freiwillig versprochen – ? Bin ich nicht freiwillig mit dir gekommen? Du kennst mich doch. Ich hätte doch schon lange ausreißen können."

Er neigt sich zu ihr vor. "Ja, freilich kenn ich dich, Kleine. Du bist eine merkwürdige Pflanze. Das merkwürdigste Mädchen, das mir je begegnet ist." (Das glaub ich, denkt Lotte mit einer Mischung von Hochmut und Selbstironie.)

"Also – essen kannst du hier. Ich sprech mit dem Wirt, mit dem Schlafen kann er es sicher auch einrichten. Vielleicht ist es sowieso am besten, du schläfst erstmal ordentlich aus. Und dann fahr ich lieber noch weg für die zwei Tage, dann haben wir nachher mehr Zeit füreinander – wenn du mir deine Jungfernschaft geschenkt hast." Und wieder wundert sich Lotte, daß dies schöne kraftvolle Manneslächeln – zärtlich, sieghaft, werbend in einem – sie nicht ganz einfach gewinnt.

Dann sagt er eine Weile gar nichts mehr, sitzt nur da in seiner breiten Kraft und sieht sie an, und sein Gesicht wird langsam immer starrer. "Ach, Kleine!" seufzt er schließlich, schüttelt sich zusammen und geht hinüber zum Wirt.

Eilig kommt er zurück: "Na, ist abgemacht. Also, auf übermorgen. Hab noch allerhand zu tun heute. Hier hast du die Adresse, daß du auch zurückfindest die Tage." Er zögert, und sie weiß: jetzt fragt er sich, ob er mich küssen soll.

Dann schüttelt er ihr kräftig die Hand und geht.

Stundenlang hat sie noch dagesessen in dem Dunst, dem Qualm, im Gemurr klobiger Männerstimmen, und hat sich bemüht, aufmerksam und freundlich zu sein zu denen, die sich als Privilegierte an den Tisch von Pauls Freundin setzen.

Endlich ist der letzte Gast gegangen, und der Wirt schlurft heran: "Na Frollein, nu wolln wer mal schlafen jehn, wat?"

"Oh, gerne – . Aber machen Sie sich keine Umstände, Sie müssen ja auch müde sein."

"Jott, Umstände – Umstände macht et natierlich. Aber fier Paulen – "

"Nein, wahrhaftig, wenn Sie irgendwo einen Diwan haben – oder schlimmstenfalls auf dem Billard – "

"Wissen Se wat, Frollein, wenn et Ihnen nischt ausmacht: der Junge, der mir hier zur Hand jeht, der schlägt sich immer abends en Feldbett in de Kieche uff. Wenn Ihnen det geniejen täte, denn kennt er sich fier diese Nacht 'n paar Stiehle zusammenstelln. Und morjen bei Tage kann man denn sehn, die nächste Nacht jeht er denn eben mal nach Haus."

"Oh, wenn ihm das genügt, ich brauche sicher nicht mehr."

Endlich liegt sie! Das Bett ist knollig, riecht nach ungewaschenem Körper, das Laken ist grau. Aber sie hat sich nicht ausgezogen und hat ihr Handtuch unter den Kopf gebreitet. Morgen früh kann man sich gründlich waschen. Sie liegt – welch ein herrliches Gefühl! Vor Müdigkeit fühlt sie Kopf und Glieder wie schwere Sandsäcke. Ein reichlich langer und wildbewegter Tag war das, von gestern morgen an.

Die enge, schmierige Küche ist entsetzlich stickig, und es riecht nach Ausguß, alten Abfällen und Katze. Der Junge rumort immer noch herum. Hoffentlich ist er bald fertig. Fehlte bloß noch, daß... Der hat sie ja die ganze Zeit, während sie dasaß, mit

unverschämten Augen angestarrt, wo er ging und stand.

Wenn man ein Fenster öffnen könnte –, denkt sie, und sinkt in Schlaf.

“Na, jut jeschlafen, Frollein?”

Schwerfällig kommt der Wirt herangeschlurft, das Gesicht schlafverquollen. Sie hockt auf demselben Stuhl wie gestern abend, müde und wie zerbrochen, und der widerliche morgendliche Kneipengestank ätzt noch tiefer den kranken Ekel dieser Nacht.

Sie findet noch das kurze Zurückwerfen des Kopfes:

“Sie haben mir nicht gesagt, daß ich mit dem Bett auch diesen Jungen in Kauf nehmen muß,” sagt sie brutal. Er blickt verdutzt. “Ja, der hat mich doch die ganze Nacht nicht in Ruhe gelassen!”

“Wie – wat – ?” Na da soll doch jleich – Emil, Emil! – Tja, der is nu wohl schon zu Marchte jejangen. Tut ma schrecklich leid, Frollein. Hätten Sie mir doch bloß rufen brauchen!”

“Sie rufen – wo denn, wie denn? Weiß ich denn – ”

“Ja, da ham Se recht – . Aber wie konnt er sich bloß unterstehn! Na, der soll wat erleben, wenn er wiederkommt!”

Ach, das hebt ja das nicht auf, was er mich hat erleben machen, denkt sie müde.

Hat sie überhaupt geschlafen? Das erste Mal ist sie aufgewacht, als er die Stühle neben ihr Bett schob. Um ihren schlaftrunkenen Protest hat er sich nicht gekümmert, sich ohne ein Wort neben ihr ausgestreckt. Und die ganze Nacht – die ganze endlose, ewige Nacht hat sie sich gegen seine klebrigen Hände, seinen schweißigen Körper, seinen widerlichen Atem gewehrt. Das war so – unwahrscheinlich grauenhaft, und dies unüberwindliche, immer wieder schmerzhaft gespaltene Schlafbedürfnis – es gab Momente, wo sie sich eisern halten mußte, weil das Delirium sich vor ihr öffnete wie ein verlockender Abgrund des Ausruhens: nur widerstandslos gleiten lassen, dann weißt du nichts mehr, und vielleicht läßt er dich dann in Ruhe.

Bald bettelte er, fast weinerlich, bald wurde er zynisch zudringlich: “Na, nu tu doch man nich so!” Und sie, immer wieder aus dem Schlafversinken aufgeschreckt, suchte mühsam in ihrem taumelnd müden Kopf, womit sie ihn loswerden könnte. Verletzter Stolz – er lacht hämisch. Ruhiges, vernünftiges Zureden – er hört eine Weile zu und drängt dann umso ungestümer heran. Sie setzt sich auf: “Zum Donnerwetter, nun lassen Sie mich aber endlich in Frieden!” Er bleibt ruhig liegen, bis der Schlaf sie wieder genommen hat – dann kommen wieder seine ekelhaften Hände angekrochen, wie schleimige Tiere. Eigentlich versteht sie nicht, daß er sie genaugenommen doch “in Frieden gelassen” hat. Er ist noch sehr jung... Ach richtig, einmal hat sie es doch fertiggebracht, vernünftig mit ihm zu reden, d.h. einige widerwillige, aber doch verständige Antworten aus ihm herauszubringen; da hat er ihr gesagt, er sei sechzehn Jahre alt. Und als sie tantenhaft strafend sagte: “Na, dann sind Sie doch noch zu jung!”, hatte er wieder sein ludriges, unfrohes Lachen. Aber auch mit dem vernünftigen Reden hat sie nichts ausgerichtet. Ganz zuletzt fand sie das einzig Wirksame: “Ich beschwere mich bei Paul Ackermann, der gibt Ihnen dann aber Bescheid! Das werden Sie sehen!” (Schon vorher war manchmal in lichten Augenblicken dieser Gedanke aufgetaucht, aber dieser blödsinnige Stolz: nanu, mit dem werd ich doch aus eigener Kraft fertigwerden! Genau wie für den Gedanken, um Hilfe zu schreien.) – Von dem Moment an ließ er sie ja wohl tatsächlich in Ruhe. Aber da fing schon eine trübe Helligkeit an in den Raum zu sickern...

Als sie aus der Tür tritt, weiß sie, daß sie bis morgen abend nicht wieder herkommen wird.

Schwer hebt Lotte den Kopf und sieht sich verwirrt um. Ach ja, der Wartesaal. Hierher ist sie heute nacht gegangen, nachdem –

Nein, nicht daran denken!

Der Kopf ist benommen von der giftigen, verbrauchten Luft, und Stirn und Wange sind heiß und klebrig von dem Liegen auf der Mappe, zwischen den zusammengelegten Armen, auf dem Tisch.

Es ist schon Morgen. Die trostlose Helligkeit eines bleichen Herbstmondes in einem menschenvollen Wartesaal, schwirrend und grollend von Hunderten von Geräuschen.

Eine Zigarette – sie fährt in die Manteltasche. Leer. Die andre – leer. Man hat ihr die Taschen geleert, während sie saß und schlief. Feindselig sieht sie ihre Banknachbarn an; die geben ihr teilnahmslos ihren Blick zurück. Ob es einer von denen war? Ach, wahrscheinlich nicht. Der hat sich wohl gleich auf die Socken gemacht mit seinem kläglichen Raub.

Aber das ist schäbig. Sie sieht doch wahrhaftig nicht reich aus in ihrem vertragenen Lodenmantel. Sollen sie sich doch an Leute heranmachen, die nicht ihre einzigen paar Pfennige in der Manteltasche mit sich herumtragen. Und mit ihrer dummen bequemen Gewohnheit, immer tausend notwendige Dinge in die Tasche zu stecken statt in die Mappe, ist sie allerhand losgeworden.

Ein bißchen zurechtmachen muß sie sich, sie sieht sicher schrecklich zerraut aus. Du meine Güte, selbst der Kamm und das Spiegelchen. Nun wird es kritisch.

Waschen kann sie sich schließlich an dem kostenlosen Waschbecken in der Toilette, da ist auch ein Spiegel drüber. Die Frau wird ein saures Gesicht machen, ohne Trinkgeld. Was – sie wird ihr erzählen, was ihr passiert ist. Die sind manchmal ganz nett. Und dann ist sie ihr sicher nicht böse, wenn sie sich umsonst wäscht.

Die ganze Zeit hat Lotte mit verzweifelter Anstrengung die Erinnerung an diese Nacht in einem dunklen Winkel festgehalten.

Jetzt tritt sie aus dem Bahnhof, etwas erfrischt und auch ein wenig gestärkt von menschlicher Anteilnahme. Die Toilettenfrau war ja so nett, sie hat sie sogar ihren Kamm gratis benutzen lassen. Wie sie da hockte, die Hände unter der sauberen, gestärkten Schürze, mit dem fahlen, verwelkten Gesicht. “Ja, Frollein, wenn man in ’n Wartesaal schlafen will, denn muß man erst sein’ Kopp abschrauben und sich mit ’n Hintern druffsetzen, sonst find’t man ihn morjens nich wieda. Und denn sind die ooch noch imstande und ziehn eenen det untern Arsch raus, ohne det Se det merken. Det is ja so ’n raffeniertet Jesockse. Sie kenn’ die Menschen noch nich, Frollein.”

Lotte hat ein bitteres Lächeln: das kann man wohl kaum behaupten, allmählich.

Am liebsten wäre sie den ganzen Tag bei der Toilettenfrau geblieben, um mit ihr zu schwatzen. Aber sie ist ja immer so schwerfällig, mit Leuten zu reden. Und zögernd ist sie fortgegangen. Ja, den ganzen Tag in der Toilette hocken, unter dem kranken Licht, und das Geschwätz wie einen löchrigen Schild gegen die andrängenden Gedanken halten. Aber jetzt ist sie in den Straßen und sich selbst wehrlos ausgeliefert. Jetzt muß sie sich ins Gesicht sehen.

Es war nicht nötig. Das ist es: es war nicht nötig. Sie hätte gleich auf den Bahnhof gehen können.

Jetzt weiß sie, was sie ist und was sie wert ist.

Eine Hure ist sie. Ganz einfach und *von Natur* eine Hure. Anspucken ist sie wert. Bestenfalls. Über ihren Kopf erbrechen muß man.

Da hat ein Herr sie angesprochen gestern nacht. Sie war zum Umfallen müde. Den ganzen Tag war sie durch die Straßen gewandert, nur einmal hat sie lange in einer kleinen Konditorei bei einer Tasse Kaffee gesessen. In den Tiergarten geht sie nicht mehr, seit jener Nacht.

Müde war sie. Nun ja, müde. Wenn jeder Mensch, der müde ist, deswegen . . . Sie hat es ihm gesagt: sie wollte nur schlafen. Aber sie erkannte doch dies schiefe Lächeln, mit dem er sagte: "Natürlich, Fräulein, Sie werden schon schlafen."

Ist das eigentlich rituell, daß man anstößt und trinkt, "vorher"? Sie hat ihm gesagt, daß sie sich damit zu nichts verpflichtet fühle. Und der: "Nein nein, Fräulein, Sie werden schon schlafen!" Und dann hat sie ihr trotziges Selbstvertrauen so weit getrieben, daß sie sich auszog. All der klebrige Schweiß der vergangenen Nacht und der zwei Tage – . Sie *mußte* sich waschen. Sie mußte? – So – jetzt ist sie sauberer.

Wenn sie vorsichtiger gewesen wäre, wenn sie die Kleider anbehalten hätte, wäre vielleicht nichts passiert? Auf jeden Fall: da war nur ein Bett. Und der wollte ja auch schlafen. Und immer schärfer hatte die Maske hündischen Leidens sich in sein Gesicht gepreßt –

Dann stand sie steil gegen die Wand geklebt, und der – einige Schritte vor ihr, die stieren vorquellenden Blicke auf ihrem Leib wie zwei saugende Mollusken –

Dies Gesicht und diese Geste, und diese röchelnden, immer rascheren Atemstöße haben sich in ihr Gehirn gebeizt für immer.

Die Vorübergehenden sehen erstaunt das verstörte Mädchen an, das laut und hart vor sich hinlacht: vielleicht muß sie dem noch dankbar sein, daß er sie dann laufen ließ; daß sie Paul ihr Versprechen halten kann. Und ganz umsonst das Geld ausgegeben, der Arme; er hatte sie ziemlich hoch eingeschätzt: ein großes, elegantes Zimmer.

Und wieder ein öder, mitleidloser Tag durch die Straßen verschleppt, in Wartesälen verhockt. Langeweile hat sie nicht – Charlotte Babendeerde hat bekanntlich immer ihre Gedanken, um sich zu beschäftigen. Wahrhaftig: jetzt *hat* sie Gedanken, um sich zu beschäftigen.

Daß es nicht nötig war, der Gedanke ist es, der sie zerburnt und innerlich zerstört. Sie ist mit dem gegangen, weil sie nicht dauernd Nein sagen konnte. Zu müde – ? Zu schwach. Lotte Babendeerde, die sich einbildete, einen so eisenharten Willen zu haben. Nur gegen sich selbst kann sie hart sein, gegen andere ist sie schlapp und ohne eigenen Willen. *Das* also heißt Hure. *Das* heißt wirklich Hure.

Langsam, wie widerwillig, kriecht der Abend heran. Und Lotte merkt, daß sie anfängt sich nach Paul zu sehnen wie nach etwas Festem, Sauberem, wie nach einem vertrauten Freund.

Da ist die Kneipe. Ein Mann lehnt an der Tür, die Hände in den Hosentaschen. "Tag, Frollein. Paul ist schon drin." Das ist wohl einer von den Männern vorgestern am Tisch.

Paul lehnt an der Theke; sein Gesicht ist scharf vor Spannung. Er stürzt hastig das Gläschen herunter, das vor ihm steht, geht auf sie zu und faßt ihre Hand. "Gehen wir?" Sie nickt.

Draußen ruft er eine Taxe an. Erst als sie einsteigt, läßt er ihre Hand los.

"Gibst du mir eine Zigarette?"

Er legt den Arm um sie, während sie gierig raucht. Sie schweigen beide. Die dumpfe Luft in dem geschlossenen Wagen ist mit seiner Spannung geladen, als müßten sie gleich zwischen lauter prasselnden Funken sitzen.

Warum kann sie sich nicht an ihn schmiegen, um auszuruhen? Er ist so stark, und sie hat es so bis zum Schreien nötig, ihn wie einen Vater liebhaben zu können. Wenn sie es fertigbrächte, ihm zu sagen, was ihr widerfahren ist – vielleicht würde er dann Erbarmen mit ihr haben. Nein, aber das geht nicht, immer nur an sich selbst zu denken. Man darf nicht mit einem Menschen und seinen Gefühlen spielen. Jetzt ist er mal dran, und gründlich dran.

“Also heute schenkst du sie mir, deine Jungfernschaft? Du!” flüstert er mit rauher Stimme. Sie verbirgt ihr Gesicht an seiner breiten Brust und stößt mit ihrem nickenden Kopf hinein. Man könnte es für bräutliche Verschämtheit halten, höhnt sie sich. Er preßt sie stärker.

Ja, sie ist gut vorbereitet für dies Schlachtfest, das kann man wohl sagen. Jetzt wird sie sicher keinen Widerstand mehr aufbringen.

Das Schlafzimmer ist banal, aber es ist ein richtiges, ordentliches Schlafzimmer; sie hätte nicht gedacht, daß ein Arbeiter – . Es tut ihm sichtlich wohl, in ihrem schweigenden Rundblick die Anerkennung zu spüren. Auf dem Tisch am Fenster, in einer lächerlichen Vase, steht ein Strauß frischer Blumen. Das rührt sie. Ganz fern streift sie die Erinnerung an Blumen, die sie auf den Tisch eines Schlafzimmers stellte und die dann im Fluß dahintrieben...

Er hält es offenbar für nötig, einleitend erstmal Hausherr und Gast zu spielen. Sanft drückt er sie in den einzigen Sessel – seine Hand zittert ein wenig –, zieht einen Stuhl dicht daneben und schenkt ein, und die Befriedigung, ihr ein hübsches Likör-Service vorführen zu können, scheint für einen Moment seine unerträgliche Spannung ein wenig zu zerstreuen.

Als sie anstoßen, hätte sie am liebsten ihr Glas wieder hingesezt. Sie ist bis zum Übelwerden krank von Wiederholungen.

“Na, und hast du gut geschlafen?” Sie findet es rührend, daß er jetzt danach fragt, wo er sie am liebsten einfach gepackt hätte. Aber diese Frage weckt in ihr auch wie einen dumpfen Groll gegen ihn, daß er sie diesem aussetzte.

“Geschlafen? Beigeschlafen, willst du wohl sagen!” höhnt sie.

Er setzt das Glas hin, sein kräftig rotbraunes Gesicht wird erschreckend blaß.

“Um Gotteswillen, so schlimm wars nicht,” beeilt sie sich. “Aber schlimm genug.”

Aber sie hat noch nicht viel erzählt, da kracht seine Faust auf den Tisch, daß die Gläser springen. “Der Halunke! Der Halunke!” Springt auf – der Stuhl fällt polternd zu Boden – und rast hin und her auf dem schmalen Streifen zwischen Bett und Tisch. Nie hat sie den ruhigen Mann in einer solchen fassungslosen Wut gesehen.

“Ich hab ihm doch bezahlt, damit du anständig und ruhig schlafen kannst! Das soll er mir – das soll er mir –” Er schüttelt die Fäuste. Dann bleibt er vor ihr stehen: “Aber warum bist du auch so komisch – niemals willst du Geld von mir annehmen. Hab ich jemals geknausert? Und ich habs doch – was soll ich schon damit! Du hättest dir ein vernünftiges Hotelzimmer genommen und ruhig geschlafen. Und dich erholt.” Er zieht sie zu sich empor und schließt sie in die Arme: “Armes kleines Lottikind, was machen sie bloß mit dir!”

Für einen friedevollen Augenblick kann sie den Kopf an seine Brust legen und diese kranke Spannung nachlassen fühlen. Aber als sie mit leiser Hoffnung zu ihm aufblickt, da sieht sie den entsetzlich hündisch leidenden Ausdruck wieder sein wahres gutes Gesicht auslöschen. Er wirft den Kopf zurück und schließt halb die Augen, mit dieser Verzückung, die kalten Blutes zu betrachten so unerträglich ist. Mit seinen großen Händen packt er sie wie ein Bündel Kleider, hebt sie auf und trägt sie zum Bett. Brutal wirft er sie hin und reißt ihr die Kleider ab. (Hoffentlich ist nichts kaputtgegangen, denkt sie trotz allen Grauens.)

Sie ist guten Willens gewesen, sie hat es ihm ehrlich versprochen und hat es sich ehrlich vorgenommen. Aber ihr Wille konnte nichts. Sie wehrt sich, noch ehe er sich auf sie wirft. Sie wehrt sich mit aller Kraft. Und das federnde Bett ist ein guter Verbündeter.

Sie spürt, wie der Schrei "Mutti!" ihr wieder in die Kehle steigt. Sie preßt ihn mit beiden Händen zurück. Aber sie braucht ihre Hände gegen ihn. Sie will nicht schreien. Sie will kämpfen. Sie will nicht, sie will nicht – . Zuviel Schreckliches hat sie schon erlitten. Sie kann nicht mehr, sie will nicht mehr. Sie kämpft mit allem, was sie hat. Mit aller verzweifelten Inbrunst ihrer Seele kämpft sie gegen seine verzweifelte Brunst.

Sie ringen. Er keucht, stammelt – . Ihre Körper sind glitschig von Schweiß. Nun liegt sie fast über ihm. Sie sammelt ihren Elan, reißt sich los, springt aus dem Bett. Und steht da mit einem keuchenden verrückten Lachen, die Augen irr in dem flammenden Gesicht, unter dem wirr hängenden Haar.

Aber da trifft sie seinen Blick. Jetzt – jetzt erst ist es – Ernst. Mörderischer Ernst. Mit einem Satz ist er ihr nach. Sie flieht um das Bett herum, tobt über das Bett hinweg, der Mann auf ihren Fersen.

Nichts ist zu hören als das hastige, tiefe Keuchen der beiden nackten Körper, das Klatschen der rennenden Füße und das Klingen der Sprungfedern, wenn sie hintereinander taumelnd über das breite Bett jagen. Einmal stolpert sie über den umgestürzten Stuhl, da spürt sie seine greifende Hand auf ihrer Haut.

Viermal, fünfmal geht die wahnsinnige Jagd im Kreise herum. Dann bricht sie aus dem Kreis, lehnt den Rücken an einen Schrank und bricht in ein schüttelndes Schluchzen aus, das sie fast bis zur Erde beugt.

Das zerschlägt seine Wut, seinen Wahnsinn, wie eine plötzlich niederrasselnde Schleuse den Sturz des Wassers zerschlägt. Einige Sekunden steht er, sein massiger Körper scheint zu schwanken unter dem Anprall ihres hilflosen Jammers, und es ist, als stiege auch in ihm ein verzweifelter Brüllen auf. Dann tut er einen unsicheren Schritt und bückt sich schwerfällig. Er hebt ihre Kleider auf und wirft sie ihr ins Gesicht. Wendet sich ab und geht hinaus.

Nie hat Charlotte dies Bild vergessen können: der große, nackte Mann, der sie eben noch wie ein gereiztes, gefährliches Tier mit dem Tod zu bedrohen schien – wie er steif mit langen Schritten zur Tür geht und nach der Klinke faßt wie ein Blinder.

Sie wacht auf, als er hereinkommt. Es ist heller Morgen. Sie sitzt angezogen auf dem Sessel und hat geschlafen, die Arme auf dem Tisch, das Gesicht in den Armen.

"Was – hast du dich nicht ins Bett gelegt?" Seine Stimme ist heiser. Er setzt sich an die andere Seite des Tisches.

"Du hast ja auch kein Bett gehabt," sagt sie schüchtern.

Er lacht kurz, unfroh. Er ergreift die Likörflasche, entkorkt sie und will sich einschenken – dann stellt er die Flasche zurück, mit einer entschlossenen Geste.

“So – also, wir müssen Schluß machen. Sonst gehen wir beide kaputt. Ich kann das nicht mehr . . . Ich hab gedacht, die ganze Zeit, dies könnte das Schönste werden in meinem ganzen Leben. Etwas, das – na.”

Endlich wagt sie den Mann anzusehen: sein gesundes, festes Gesicht ist grau, mit schlaffen Wülsten und tiefen Falten. Steif sitzt er auf seinem Stuhl und hat die Arme hinter sich über die Lehne geklemmt. Die ganze Zeit sieht er an ihr vorbei. Er hat irgendein blaues Monteurzeug an; der Arme, er hat ja gestern – (aber es steht ihm gut).

“Du bist mein Unglück geworden.”

Lotte senkt den Kopf; sie ist froh, daß er sie nicht ansieht. Ihr höhnisches Lächeln “noch einer”, das sie selbst verhöhnt (und dieser Hohn ist doch eigentlich eine verzweifelte Selbstwehr) – er hätte es grausam mißverstanden. Und das hat er nicht verdient.

Er atmet tief auf: “Ja, Kleine – so ist das. Und wir können wohl beide nichts dafür. Du hast es mit mir ja auch nicht allzu leicht gehabt . . . Aber jetzt ist Schluß. Und du mußt zu deinen Eltern zurückfahren,” sagt er eindringlich. “Du mußt doch selbst einsehen, daß du so nicht weitermachen kannst. Und *ich will nicht*, daß irgend so ein Schmutzfink dir deine Jungfernschaft mit Gewalt nimmt. Mir hast du sie schenken wollen, ich weiß.” Für einen Moment wird sein Gesicht weich und erstaunlich jung. “Und daß es nichts geworden ist – . Schön. Lassen wir das. Vorbei.”

Wie dieser ungehemmte Mann immer wieder von neuem seinen Schmerz durchknetet, so erstaunlich offen und ohne Scham und ohne Zynismus, wie ein Kind.

“*Du mußt* jetzt Geld von mir nehmen. Damit du zu deinen Eltern fahren kannst. Das ist alles, was ich noch von dir verlange. Und daß du wirklich hinfährst. Versprichst du mir das?”

Zum ersten Mal sieht er sie an: seine Augen sind rotgeädert und wie wund.

“Ja,” sagt sie, plötzlich ganz krank vor Heimweh. “Ja, du hast wohl recht. Nur, hör mich mal an: vorher möchte ich doch noch nach Flensburg fahren und versuchen, meine Freundin zu finden, die da Land gekauft hat, vielleicht kann sie mich brauchen. Ich hab dir ja erzählt. Wenn das nichts wird – ja, dann fahre ich zu meinen Eltern. Das verspreche ich dir, Paul.”

Ohne Scham kann sie jetzt die Scheine nehmen, die Paul auf den Tisch gelegt hat, und doch wird sie brennend rot.

“Danke,” sagt er, beinahe glücklich.

“So, das ist wohl alles.” Wieder der Griff nach der Flasche, wieder abgebrochen. “Du fährst dann jetzt gleich zum Bahnhof, nicht? Ich – will dich lieber nicht begleiten. Ist besser so. Wollen wir hier Abschied nehmen.”

Er steht auf und zieht sie an sich, umarmt sie fest mit seinen starken Armen, als wolle er sie zerdrücken. Dann neigt er mit geschlossenen Augen seinen Mund auf den ihren und küßt sie lange. Sie ist ganz ohne Widerstand und auch ohne Widerwillen und ohne Wunsch.

Aufatmend legt er ihr die Hand auf den Scheitel, biegt ihren Kopf zurück, und sie sehen sich in die Augen, mit einem verwundeten Lächeln.

“Lotti – Kleine – ” flüstert er. “Schenk sie nur einem guten Mann!”

Und mit einemmal ist sein zerstörtes Gesicht so schön – Lotte muß an ein Bild des heiligen Sebastian denken, das sie einmal gesehen hat.

Intermezzo.

Wir waren nur. – Du zeigtest mir das Meer,
So leuchtend blau und grün bis Himmels Rand,
Des Kuppel blau und grün in Fernen stand.

Und meine Augen wurden Schauens schwer.

Und meine Seele kam ganz trunken her
In ihren Leib, und schauerüberbrannt.
Wir lauschten nieder, wie mit Träumerhand
Einsamen Stein umkoste leis das Meer.

Da sank mein Aug in deines, voll und tief,
So blau und grün. Einsame Möwe rief
Silbernen Fittichs. Koser Wellenschlag

Um unsern meerhinausgeschleudert weltenfernen Stein.
In Höhen blau und grün verglomm der Tag.
Da wurde meine ganze Seele dein.

In Flensburg hat Lotte keine Spur von ihrer Freundin gefunden. Sie ist von einer Behörde zur andern geschickt worden, und man hat ihr mit Bestimmtheit gesagt, daß keine Leute dieses Namens im Lauf der letzten Jahre in der Umgebung von Flensburg Land gekauft oder gepachtet haben. “Denken Sie doch, so ’n pol’schen Namen, das hätt man sich ja erinnert, auch ohne in die Register zu kucken!”

Es gibt viele Gasthäuser in Flensburg; natürlich traut sie sich nur ein einfaches zu wählen, von denen es nicht wenige gibt. Als sie schließlich in eines hineinging – mit weißer, schmuckloser Fassade – dachte sie: Vielleicht ist dies das richtige, das mich doch auf eine Spur bringt. Sie merkt, daß sie allmählich zur Fatalistin wird.

Sie hat unbeschreiblich herrlich geschlafen in dem primitiven Dachkämmerchen. (“Das einzige, das noch frei ist, Fräulein – wenn Ihnen das genügt?”) Bis Mittag. Und dann ist sie auf Bürgermeister- und Katasteramt und gottweißwo herumgelaufen.

Nachdenklich sitzt sie nach dem Abendessen in der ländlich einfachen, sauberen Gaststube. Sie hat kaum ihre Zigarette angezündet, da schlendern zwei Männer heran, ein Landwirt und ein Handlungsreisender wahrscheinlich. Diese plumpen Gasthauskavaliers, denkt sie zornig. Die meinen wahrhaftig alle, eine Frau, nur weil sie raucht, sei ein Wildbret für sie. Sie vergißt ihre natürliche wahllose Koketterie und gibt sich keine Mühe, ihren ablehnenden Hochmut mit Höflichkeit zu bemänteln.

Da spürt sie einen starken Blick auf sich ruhen. Sie hebt den Kopf und sieht im Schatten einer überhohen Rückenlehne, nahe der Tür, zwei unermeßliche Augen wie zwei blaue Flammen. Zwei blaue Flammen in einem schmalen Gesicht; der goldene Schimmer gebäumten Haars darüber.

Wie lange haben sie sich in die Augen gesehen? Aufatmend reißt Lotte sich los und sagt kurz zu dem Landwirt und dem Handlungsreisenden, die noch immer, dem Gesetz

der Trägheit gehorchend, dasitzen und sich recht ungemütlich fühlen: “Guten Abend, meine Herren.” Während sie zur Tür geht, fühlt sie, daß sie die Blicke des Fremden wie eine leuchtende königliche Schleppe hinter sich herzieht.

In kurzer Zeit ist sie mit ihrem Kokoschka zurück, den sie für das Wiedersehen mit Harry in ihren Rucksack gesteckt hatte. Sie wußte, der Fremde würde noch dort sitzen. Und als sie, ohne den Blick zu heben, zu ihrem Platz zurückgeht (Landwirt und Handlungsreisender sind inzwischen verschwunden), da weiß sie, daß er jetzt gleich zu ihr kommen wird. Und kein Vergleich taucht auf mit Landwirt und Handlungsreisendem.

Da steht er an ihrem Tisch, hoch und schlank. Es ist, als hätten sie sich längst gekannt, und er nimmt teil an ihren schönen Schätzen.

Sie merkt, daß er diese Kunst noch nicht kennt; daß er aber Malerei versteht, wenn auch die von vorgestern. Ihr war diese ja auch neu, als Harry sie ihr auftrat, und darum war sie nicht weniger wert als er. Einmal ist immer das erste Mal. Ihre leisen Hinweise machen ihn die starke Sprache der Porträts und vor allem dieser Hände zuerst begreifen. Über der “Brautnacht” staunt er lange, stumm, und auch sie wagt nichts zu sagen. Dann wendet er langsam die Seite.

Und doch sind diese Blätter nur Vorwand, nur Mittel, um tiefer zueinanderzufinden: eine beseligende Musik schwingt unhörbar zwischen ihnen, alles Gewesene sinkt in Vergessen, und Lotte fühlt sich wie neu und eben zum Leben erwacht.

Nur verstohlen wagt sie ihn zu betrachten: er ist unvorstellbar schön; damit muß er jede Frau zu seiner demütigen Dienerin machen können. Aber es scheint, daß er es gar nicht weiß, denn er ist einfach und natürlich, und gut.

Nie hat Lotte solch machtvolle Augen gesehen. Machtvoll – nicht um Macht zu haben, sondern wie die Sonne: sie ist voll Macht, ganz gleich, ob sie auf unsrer armen Erde Pflanzen erweckt oder versengt oder gar nichts. Ja, zwei blauflammende Sonnen sind seine Augen. Und sein Gesicht. So möchte man sich einen jungen Wiking vorstellen: mit der hohen Stirn und der knabenhaft klaren Linie des Mundes, und die gebäumte Goldschwinde des dichten seidenfeinen Haares. Und die schönsten Hände, die sie jemals sah.

Und diesmal ist die Schönheit keine schändliche Attrappe, kein prächtiger Balg, mit Sägespänen gefüllt. Ohne Vorbehalt und ohne Bitternis kann Lotte ihn lieben. Denn sie liebt ihn und weiß, daß er sie liebt. Und daß dies herrlich sein wird. Die Neuschöpfung der Welt.

Ganz einfach ist es, daß er mit in ihr Zimmer kommt. Es kann gar nicht anders sein. Da streift er ihr mit verhaltener Heftigkeit das Kleid ab, neigt sich und nimmt eine nach der andern die rosigen starren Brustknospen zwischen seine zärtlichen Lippen. Dann tut er seine Kleidung ab, hastig wie ein Junge, der es nicht erwarten kann, sich ins Meer zu stürzen – aber mit welch anders brennender Ungeduld. Da steht sein hoher schlanker Körper im Strom des Mondlichts, reckt sich – und mit einem unterdrückten Jubelschrei wirft er sich zu ihr und umfängt sie wie eine Flamme.

Die ganze Nacht, während die Sterne über dem Dachfensterchen ihre klingende Bahn vollenden, lächeln die blauen Sonnenflammen seiner Augen nah über ihr, voll von Glück, Zärtlichkeit und Liebe.

Auf stampfendem Dampfer sind sie durch die herbstlich tobende Ostsee gefahren, Stunden. Gischtfetzen flogen ihnen ins Gesicht, wie sie unverrückbar vorn im Bug standen, und der Sturm preßte sich ihnen entgegen wie eine riesige eisenharte Vogelschwinge und riß

ihnen das nasse Haar steil zurück. Kein Mensch sonst auf Deck, in diesem rasenden Wetter. Lotte spürt, wie ihr Gesicht brennt unter der Peitsche des Sturms, glänzt von Regen und Wogengischt und wohl auch blau ist von der scharfen Kälte. (Sie hat sogar ihren Mantel geschlossen über ihrem "Schönsten".) Sie muß höchst lächerlich aussehen. Aber sie lacht und funkelt den Geliebten an, sie schreit ihre geliebten Lieder in das Tosen und fühlt die Töne weggerissen wie den Schaum, der über sie hinwegsprüht. Und sie schmiegt sich in Heyos Arm und fühlt: gleich muß sie zerspringen vor Glück und übermächtigem Leben.

Dann sind sie in einer ganz kleinen, rührend komischen Kleinbahn gefahren; er wollte mit ihr allein sein und hat die erste Klasse genommen. Das ist ein gemütliches Wägelchen wie ein altmodischer, halbausgeräumter Salon: an jeder Wand ein steifes Sofa, davor ein schönpolierter Tisch, ein vertretener Teppich auf dem Boden, und an den Wänden, hübsch symmetrisch, Spiegel und eingerahmte Landschaftsbilder.

Kein Gast ist in den weitläufigen Gebäuden des sympathischen Strandhotels, zu dieser unwirtlichen Herbstzeit. Man scheint ihren Heyo hier gut zu kennen. Der Gedanke, daß er vielleicht schon mit andern hier war, stört sie kein bißchen. Übrigens ist er nicht weit von hier zu Hause, in dem netten Städtchen, bei dem der Dampfer anlegte. Die stattliche Hotelbesitzerin behandelt ihn fast, als wäre sie seine Tante, gerade daß sie nicht Du zu ihm sagt. – Aber Lotte freut sich, daß er ihr keine Erklärungen gibt, die sie nicht braucht.

"Willst du, daß wir im Strandhäuschen wohnen oder im Rosenhäuschen?" fragt er während des Essens. "Im Strandhäuschen – die Aussicht ist herrlich, aber da könnte der Wogenlärm dich stören. Das Rosenhäuschen ist jetzt leider schon ganz ohne Rosen, das ist wunderhübsch im Sommer, ganz umrankt und eine Blüte an der andern, und ein Duft kommt ins Zimmer – ! Die Aussicht ist weniger schön: Dünen. Aber das Geräusch vom Meer ist da viel gedämpfter."

"Schade – wenn Sommer wäre, könnten wir in beiden zugleich wohnen," lacht sie. "So nehmen wir lieber das Strandhäuschen. Schlafen werden wir schon. Und ich liebe das Meer – wie dich, du – Meergott."

Mit lächelnder Zärtlichkeit sieht er ihr zu, wie sie sichs unbekümmert schmecken läßt; er ißt die ganze Zeit so gut wie nichts. "Ich müßte mich ja fast schämen," meint sie, "immer zweimal mehr als du zu futtern; aber ich bin nun mal so eine erdgebundene Kreatur. Und du – du bist überhaupt ein Bluffer; wenn man dich so essen sieht – oder vielmehr nichts essen sieht, dann könnte man denken, du seiest nichts als reiner Geist," spottet sie zärtlich.

Er hat auch bemerkt, daß sie während der wachen Nächte gern etwas knabbert, zwischendurch. Und immer findet sie auf dem Nachttisch Schokolade, Kekse, Äpfel neben den Gläsern und der Weinflasche. Es scheint ihm ein Genuß, zuzusehen, wie ihre regelmäßigen klaren Zähne in eine Leckerei hineinbeißen und wie der Wohlgeschmack ihr Glück noch vollständiger zu machen scheint.

Heyo – so hat Lotte ihn genannt. Seine Eltern haben wahrhaftig die Geschmacklosigkeit besessen, ihm den Namen Emil zu geben! Der abscheulichste Name, den sie sich vorstellen kann. Und sie ist sicher, daß er schon als Neugeborenes nicht wie Emil ausgesehen hat.

Einmal in diesen Tagen hat sie sich ein wenig ironisch überlegen gefühlt, aber das ist ohne Wichtigkeit. Und sie sollte sich lieber schämen, daß sie auf einen bestimmten intellektuellen Standard überhaupt soviel Wert legt. Er erzählt häufig von einem älteren

Freund, einem Maler; und einmal, als er sie lange angesehen hat, sagt er: "Ich möchte, er würde dich malen. Ich seh das Bild schon vor mir, mit der Beleuchtung, dem Hintergrund – alles dunkel, kaum angedeutet, nur dein Gesicht muß heraustreten, und ein wenig deine Haltung. Und das Bild müßte 'Weltschmerz' heißen."

Um ihn nicht zu beschämen, verbirgt sie ihr Befremden unter einem fröhlichen Lachen: "Na, weißt du, das ist aber eine Idee! Mein derbes Bauernmädchengesicht und Weltschmerz, das paßt zusammen wie..." Sie ist beinahe schockiert: ein Bild 'Weltschmerz' zu nennen! Sowas Kitschiges überhaupt zu denken!

Er dreht eigensinnig den Kopf hin und her. "Das hat gar nichts zu sagen. Du weißt es selbst nicht, aber wenn man dich ansieht – du hast diesen Ausdruck im Gesicht."

Der erste Morgen hebt sich blendend klar und frisch. Früh schon stehen Heyo und Lotte auf den Dünen und überschauen ihr strahlendes Reich: einsam breitet es sich, nur hier und da von blitzendem Möwenflug durchschnitten. Schon als Kind hat Lotte die seltenen Male, wenn sie das Meer erblickte, dies herzerweiternde staunende Glück empfunden: als sei alle Schwere und alle Trübe plötzlich von ihr genommen, und in ihr ist nichts als lichte, strahlende Freude.

Langsam wenden sie sich einander zu und lächeln sich an, und dann hebt Heyo die Geliebte auf die Arme wie eine Stroh puppe, das große, schwere Mädchen, und stürzt mit jauchzendem Schreien den steilen Dünenhang hinunter, seine glückliche Beute an sich gepreßt.

Drei Tage haben sie. Drei spätherbstliche Sonnentage reihen sich aneinander zu einem köstlichen, unverlierbaren Geschmeide.

Es gibt Mulden am Strand und geschützte Ecken in den Dünen, dem Meer zugewandt – wenn sie sich da hineinschmiegen, kann der Wind ihnen nichts anhaben. Manchmal schweigt er auch ganz, dann springen sie von Stein zu Stein bis an die äußerste Spitze einer alten halbversunkenen Mole, und da sitzen sie auf dem rundgewaschenen Stein, schweigend und ganz erfüllt von ihrem Miteinandersein.

Täglich wagen sie noch ein rasches Bad – herrlich ist es, Seite an Seite sich in gespannter Kraft durch den kalten, weich drängenden Widerstand zu schneiden. Blau und klappernd steigen sie dann heraus, lachend und atemlos, und reiben sich gegenseitig kräftig ab, bis Lotte Erbarmen schreit: er wird ihr die Haut vom Leibe reißen!

Dann rennen sie um die Wette auf dem hartgesogenen Streifen Strand oder die von scharfem Gras verfilzten Dünenhänge hinunter. Heyo liebt es, ihr beim Laufen zuzusehen: wie sich sich losschleudert und langbeinig dahinfliegt – alle Schwere scheint dann aus diesem festen, kräftigen Körper verschwunden.

Auch des Abends sind sie ganz allein. Fröstlig kühl ist es in dem großen leeren Saal, aber Heyo sitzt am Klavier und verzaubert sie ganz, und sie kann sich nicht sattsehen an seinem schmalen Nacken unter dem flimmernden Goldhelm des seidenweichen Haars und an dem Spiel der langen, schlanken Finger.

Zum ersten Mal spielte er für sie in dem kleinen Gasthaus, am Morgen nach ihrer ersten Nacht. Sie saß ein wenig zurück, ganz in ihre Innigkeit versponnen wie in einen Kokon.

Wie ein Beben stieg in ihr ein dunkler Wunsch und füllte erschütternd ihr ganzes Wesen, stark und weich: du sollst mir mein Kind geben!

Als er geendet hatte und sein schönes, lächelndes Gesicht ihr zuwandte, mit den starken Sonnenfeuern seiner Augen, zog sie ihn eng an sich heran, nahm seine beiden Hände in die ihren und sagte es ihm, glücklich und scheu. Er zitterte auf in der gleichen Innigkeit, umschlang sie und schloß ihr die Augen mit Küssen.

Damals wußte Lotte nicht, daß er sie "geschont" hatte. Ihre geschlossene Schenkelhaltung hatte ihn erraten lassen, daß sie "unberührt" war, und nach dem ersten instinktiven, wilden Widerstand hatte er nicht gewagt, ihr zuviel anzutun. Nichts hatte er gewußt von ihrem Erleben; aber er hatte gespürt, daß sie innerlich zerrissen war und am Ende ihrer Kraft. Er hatte keine "Touren" angewandt; aber er war kein Novize, und sie war so ekstatisch erfüllt von seiner Schönheit und Zärtlichkeit und von ihrem Verlangen nach Ausgleich und Harmonie, daß der oberflächliche Kontakt sie in einem erlösten Glück wie in einer kristallinen Glocke schwingen machte.

O selig tiefstes Ineinanderruhn,
Wenn still verrinnend Blut in Blut verschränkt,
Ganz Ich mit Sein geliebten Dus getränkt –
Und Stille um uns geht auf weichen Schuh,
Ganz muttergut bedacht, nicht laut zu tun.
Nie ist so innig Ich im Du versenkt,
Als wenn ein Gott *ein* Blut durch beide lenkt.
Glücksewigkeiten schwingen tief im Nun...

Der Vater.

Es war tiefe Nacht, als Lotte vor der Tür der elterlichen Wohnung stand. Da stand sie, preßte die gespreizten Fingerspitzen gegen das braune Holz und begriff nicht, daß ein Mensch nicht vermag, mit seinem ekstatisch gespannten Willen ein paar armselige Bretter hinwegzuheben.

Klingeln wollte sie nicht: so viele Wochen hatte sie fern von daheim verbracht, wie konnte sie da wohl die Eltern aus dem Schlaf wecken, nun, da es ihr gefiel, zurückzukehren? Kummer hatten sie genug gehabt, daß man ihren Schlaf nicht stören durfte.

Sie wollte auch nicht wieder fortgehen –. Da wollte sie bleiben. Und sie kauerte sich, so gut es ging, auf der Fußmatte zusammen, legte den Kopf auf den Rucksack und zog den Mantel fest um sich.

Robert Babendeerde konnte in dieser Nacht keinen Schlaf finden.

Eine Unruhe war in ihm. Ach, Unruhe haben sie ja genug und übergenug gehabt in diesen letzten Jahren, und Gott weiß, ob sie jemals wieder werden zur Ruhe kommen können, er und seine arme Anna.

Sind sie denn verflucht? Haben sie nicht ihre Kinder geliebt und gehegt und gepflegt und nur für sie gelebt –. Daß eines nach dem andern sich ihnen entreißt, ihnen ein Stück aus dem Herzen reißt –

Nun war es eine Woche her, daß seine Frau zurückgekommen war, weil sie die letzte Spur von ihrem unglücklichen Kind verloren hatte. Und es war auch kein Brief mehr

gekommen.

Oh, diese Briefe. Er wagte sie kaum zu lesen. Einmal in der Woche etwa war einer gekommen und hatte ihm mit tausend Messern ins Herz geschnitten. Verwirrt war alles, was sie schrieb, man konnte nicht draus klug werden. Man verstand bloß, daß sie sich mit Vorwürfen peinigte und wie ein verirrtes Kind herumlief. "Noch lebe ich, aber ich dürfte nicht, aber ich weiß nicht, ob ich die Kraft haben werde –", so ungefähr. Das war der erste dieser Marterbriefe.

Da war seine Anna losgefahren zu dem Ort, wo der Brief abgestempelt war, und die gute Hilde hatte sie begleitet.

Sie waren zu spät gekommen. – "Ach, das Fräulein mit die apartige Haarfrisur?" hatte eine alte Schenkswirtin gesagt. Ja, die habe ein paar Tage hier gewohnt, und dann sei sie weggefahren. Mit viel geduldigem Zureden und Ausfragen und einem blanken Taler von der guten Hilde erfuhren sie schließlich, daß Lotte wahrscheinlich mit einem gewissen Herrn Paul weggefahren war. Wohin? Ja, das pflege der Herr Paul nicht zu erzählen, wohin er fahre.

So, wie Anna ihm dies Wirtshaus schilderte, war das kein Ort, an dem Robert Babendeerde seine Tochter hätte sehen mögen...

Und so war die Mutter ihrem Kinde nachgefahren von einem Ort zum andern; wenn ein Brief zu Hause ankam, telegrafierte ihr Mann ihr nach dem Poststempel den Namen der Ortschaft, wo er aufgegeben worden war. Aber wenn die Mutter da ankam, war Lotte schon wieder fort. Ja, das hatte seine arme Anna sich nicht träumen lassen, daß sie mal solche Ferien machen würde. Tagelang in einem Dorf sitzen wie auf einem glühenden Rost, weil sie wußte: bis sie die nächste Adresse erfuhr, würde es schon wieder zu spät sein. Und überall war Lotte mit diesem Herrn Paul gesehen worden. Keiner schien einen andern Namen zu kennen. Schien irgendwie Händler zu sein. Schieber wahrscheinlich, gewerbsmäßiger Hamsterer. Daß seine Lotte, mit ihren strengen Prinzipien sozialer Moral, sich mit so einem einließ! Sie mußte wahrhaftig ganz sinnverwirrt gewesen sein. Offenbar ein ganz dunkler Bursche, dieser Herr Paul.

Und der Kerl hatte sein schönes, feines, weltfremdes Kind in seinen dreckigen Klauen.

Nein, er ertrug es nicht, er ertrug diese Gedanken nicht und diese Bilder, die sich ihm in die zitternde Seele fraßen wie Würmer in eine offene Wunde. Er bohrte den Kopf ins Kissen und preßte die Nägel hart und härter ins Fleisch.

Erschlagen, den Hund –

Und nun war sie mit ihm nach Berlin gefahren, mit dem Verbrecher. Nun such mal einen Herrn Paul in Berlin. Such eine Stecknadel in einer vollen Scheune.

Die Polizei war alarmiert worden, mit der Bitte, vorsichtig und taktvoll zu verfahren, um das Mädchen nicht in irgendeinen wahnsinnigen Schritt zu scheuchen. Na, die saßen wohl auf ihren Augen, die Herren Polizisten. Oder sie mokierten sich über die Steuerzahler: schon allein wie Lotte angezogen war – als wenn sie nicht jedem Menschen im dichtesten Gewühl auffallen mußte! Einmal hätte ihre verrückte Kleidung zu etwas gut sein können –

Robert Babendeerde legte sich platt auf den Rücken und starrte gegen die Decke. Schlafen. Wenn er bloß schlafen könnte.

Lotti. Meine kleine Lotti. Ihr weiches Kinn in seiner Hand, das runde, klare Gesichtchen mit den Apfelbacken und die weitoffenen ernsten Kinderaugen, die ihn ansehen.

Die ihn ansehen.

Und wie schon hunderte Male in diesen bangen Nächten würfeln unzählige Bilder sich durch seine Seele: seine Lotti, die geliebteste von all seinen Kindern, die stolzeste und

ihm am meisten gleich und auch mehr als alle andern ihrer Mutter ähnlich –

Das quietschende Baby, das nach dem Mond greift. Die kleine Lotti mit marmeladeverschmiertem Mäulchen und verzückten Äuglein. Die große Lotte, die sich gegen seinen Zugriff wehrt mit sprühenden Eiskugeln in den Augen, plötzlich eine Frau und seiner Herrschaft entrückt – . Lotti, wie sie an seiner Hand auf ihren ersten Schlittschuhen dahinstolpert. Lotti, als Christkind verkleidet, fährt mit Kopf und Armen emsig unter dem Sofa herum nach weggetrudelten Bonbons aus dem Sack des Weihnachtsmanns, und man sieht nichts mehr von ihr als ihr unschuldiges weißbehemdete Popochen. Er hebt Lotti zum erstenmal ans Telefon, damit sie mit Tante Helene spricht; ihr aufgeregtes Stimmchen, ihre immensen Augen. Wie sie plötzlich ein großes, schlankes Mädchen war, damals, als er von der Front kam; und so rührend schön in ihrem Ernst und ihrem feinen Stolz. Wie sie mit fiebergelbem Gesichtchen im Bett lag, die Haare schweißnaß auf dem Kissen, wie sie die runden Ärmchen nach ihm ausstreckte und ihre heiße Pfirsichwange an die seine preßte.

Und über all diesen gleitenden Bildern, unverlöschbar, unverrückbar : die weitoffenen ernsten Kinderaugen, die ihn ansehen.

Er setzte sich auf. Nein, diese Nacht war anders. Diese Nacht war anders als alle anderen Nächte. Unzählige Male hatte er sich mit denselben Gedanken gequält, dieselben Bilder waren durch seine Seele geschüttelt worden wie die scharfen Glasscherben in einem Kaleidoskop. Aber heute nacht war darunter wie ein dunkler Strom eine tiefere, ziehende Unruhe. Als wäre sein Herz an einem starken Faden angebunden, der es zieht und zieht . . .

Und die ganze Zeit hat er sich gegen dies Ziehen gewehrt. Er gab auch jetzt nicht nach – er hatte doch noch seinen gesunden Menschenverstand.

Einmal – einmal wird er zur Tür gehen, und sein Kind wird vor ihm stehen.

Immer haben sie, alle diese langen Wochen hindurch, wenn sie alle aus dem Hause gehen mußten, das Fenster ihres Zimmers geöffnet, und immer war eine Ecke des Tisches für sie gedeckt, und ein Zettelchen lag da : wo sie dies und jenes finden könne, und daß sie sich ausruhen solle und ohne Sorgen sein. Und wenn sie bange zurückkamen, war der Tisch unberührt und die liebevollen Worte ungelesen.

Wohin zog er ihn, der starke, schmerzende Faden ? Jetzt wehrte er sich nicht mehr, und jetzt spürte er, wohin er ihn zog : wenn sie da ist, wenn sie vor der Tür steht, jetzt – wenn sie nicht zu klingeln wagt und sich wieder wegdreht ? Oder sie steht da – steht da die ganze lange kalte Nacht vor der verschlossenen Tür ihres Vaterhauses.

Er zerdrückte ein knurrendes Lachen in der Kehle. Er wurde langsam verrückt. Ausgerechnet heute nacht.

Aber unmöglich war es nicht. Nein – unmöglich war es nicht.

Robert Babendeerde war ein vernünftiger Mann, und so kämpfte er noch lange gegen den Zug seines hellstichtigen liebenden Herzens.

Vielleicht legte sie sich auf die Fußmatte, wie ein müder Hund. Oder sie lehnte schlaftrunken am Türpfosten, und wenn er öffnete –

Die weitoffenen ernsten Kinderaugen, die ihn ansehen.

Der Vater steigt aus dem Bett und folgt dem starken schmerzenden Zug. Auf bloßen Füßen geht er zur Wohnungstür und lauscht mit vorgeneigtem Kopf und angehaltenem

Atem. Halblaut fragt er gegen die Türbretter: “Lotti, bist du da?” – Lauscht.

Als am frühen Morgen ein schüchterner Klingelton, kaum hörbar, durch die Wohnung geht, da weiß der Vater, daß er sich heute nacht nicht getäuscht hat. Aber wie er zur Tür geht, ist sein Herz verklemmt von der Angst ^[22], daß da draußen vielleicht doch nicht die steht, die er erwartet.

Und dann fällt sein Kind ihm um den Hals und macht ihm den Kragen naß mit seinen Tränen, und am ganzen Körper zitternd, zieht er sie mit sich und setzt sich auf den nächsten Stuhl, denn seine Beine tragen ihn nicht mehr.

²²Im Original: “von der [folternden] Angst”.

Kapitel 5

Am selben Tage noch kommt Alfred Findeler ^[23], die Mutter hat ihm gleich telefoniert. Der Pastor Findeler, der wegen Gewissensfragen von der Kirche relegiert wurde und jetzt so interessante Vorträge hält, ähnlich wie Pastor Sieveking ^[24]. Pastor Sieveking, oh ja, den kennt Lotte, auch mit dem Vater hat sie seine Vorträge besucht. Ein ganz außerordentlicher Mensch. Aber in einem Jahrzehnt, in einer Stadt, zwei außerordentliche Menschen von der Kirche relegiert?

Pastor Findeler hat ja soviel Anteil genommen an ihrem Schicksal, er hat es direkt verlangt, daß man ihn gleich benachrichtigt, wenn – . Obwohl er doch so unendlich beschäftigt ist.

Lotte mag die Leute nicht, die Anteil nehmen an ihrem Schicksal. Heyo – Heyo hat nicht Anteil genommen an ihrem Schicksal, er hat sie geliebt, und er hat ihr geholfen. – Aber sie ist sicher verbittert und ungerecht.

Die Mutter hat ihr einen Brief von Pastor Findeler gezeigt. In weiten, schwungvollen Buchstaben, meistens zwei, drei Worte durch den Schwung wie zu einem verbunden: “Ich habe Lottes Gedichte gelesen. Sie *ist* eine Künstlerin. *Nicht* stören. *Reifen* lassen. *Ich will ihr helfen.*”

Da kommt er mit raschen, federnden Schritten herein, strahlend, und schüttelt ihr kräftig die Hand. Gleich fängt er an, wie ein alter Freund, mit ihr über ihre Gedichte zu sprechen, und daß sie noch viel an dem zu arbeiten habe, was in ihr liegt. Und sofort sind sie in künstlerischen Formproblemen.

Lotte betrachtet den Mann, der soviel Anteil an ihrem Schicksal nimmt: er ist kaum mittelgroß, aber gut proportioniert; der Typ des interessanten Mannes, 35 Jahre vielleicht. Kluge und wie streichelnde Augen von klarem Braun, energische Züge und ein gepflegtes dunkles Spitzbärtchen, das ihn in dieser bartlosen Zeit gleich als jemand Besonderes kennzeichnet. – Ob seine Augen auch so streichelnd sind, wenn er ihren Vater ansieht?

“Hat deine Mutter dir schon von der Fichte-Hochschule erzählt, die ich mit einigen anderen gegründet habe? Ich habe da ein paar Arbeitsgemeinschaften, über Goethe zum Beispiel, und über Tristan und Isolde; ich werde da sprechen über den Sinn des Liebestodes und des Liebestranks. Ich glaube, das interessiert dich, und du nimmst daran teil?”

Freudig sagt Lotte zu. Sie ist glücklich, daß sie einen Menschen gefunden hat, der ihre Gedichte ernst nimmt und schätzt und an ihre Künstlerschaft glaubt. Ein erwachsener Mensch, und einer, der etwas davon versteht; und der die Eltern hat bestimmen können,

²³Es handelt sich bei “Alfred Findeler” wohl um Emil Adolf Engelhardt (1887-1961).

²⁴Im Original “Wilhelmi” gestrichen und durch “Sieveking” ersetzt.

sie ihren Weg gehen zu lassen.

Freilich ist keine Rede davon, zur Bühne zu gehen. Sie hat ja auch den Rat von Deutsch so schlecht befolgt, daß davon erstmal keine Rede sein kann. Aber sie wird schreiben können, und auch das wird sie erfüllen. Und später wird man sehen.

Aufmerksam hört sie Alfred Findelers wohl lautender Rede zu.

Ja, er versteht was, und er ist klug, und er hat interessante Gedanken. Aber Lotte kann sich nicht für ihn begeistern, die Leichtbegeisterte. Mein lieber Mann, du bist nicht echt. Wenn man mit prüfendem Fingerknöchel anschlägt, gibt es keinen reinen Ton. Was – ? Und sie schämt sich ihres häßlichen Mißtrauens. Ach, sie muß wohl erstmal ausruhen. Versuchen, das alles loszuwerden, gesund zu werden.

Herzlich kameradschaftlich nimmt er Abschied: “So, und nun legst du dich hin und schläfst erstmal gründlich ein paar Tage aus, und versuchst, alle schwarzen Gedanken in den Kohlenkeller zu stecken. Das ist die erste Vorbedingung zum Schaffen: innere Ruhe. Du *mußt* gesund werden, um dich deinem Schaffen hingeben zu können, das bist du dir und uns schuldig. Und sobald es möglich ist, kommst du mich besuchen, nicht wahr? Du weißt, daß ich dein Freund bin, und daß ich immer für dich da bin, soviel du mich nur brauchst.”

Die Mutter hat glücklich danebengesessen mit ihren noch rotgeweinten Augen. Als er fort ist, sagt sie vorwurfsvoll zu ihrer Tochter: “Aber wie konntest du ihn nur duzen! Er ist doch soviel älter als du, ein reifer Mensch, und so eine Persönlichkeit! Und ganz hat es ihm nicht gepaßt, das habe ich gemerkt.”

Da hat Lotte wieder ihren kalten, erstaunten Hochmut: “Wie konnte er mich denn duzen? Ich bin auch eine Persönlichkeit. Ich habe es ihm nicht übelgenommen, darum habe ich ja sein Du angenommen.”

Die Mutter schüttelt den Kopf.

Dann nimmt Lotte ein Bad – ein Bad! – und legt sich hin, und die gute Mutter bringt ihr Fließtee ans Bett, damit sie gut schläft, und deckt ihr Kind mit unendlich sorgsamten Händen zu.

Die strahlenden Tage mit Heyo waren nur ein Aufschub.

Wenn Kinder sich verirren, ist es nicht selten, daß sie all ihren Schrecken und ihre Angst in sich verhalten, bis sie die schützenden, vertrauten Arme der Mutter wiedergefunden haben. Ähnlich erging es Lotte.

Nachher hat man ihr gesagt, daß sie acht Tage so gelegen hat: starr, mit verkrampften Fäusten und abwesenden Augen, vom leisesten Geräusch schreiend aufgeschreckt, oder in sich verknäult der Wand zugekehrt. Sie hatte Angst zu schlafen: dann war sie gewürgt von schrecklichen Nachtalben, daß sie mit ersticktem Schreien hochfuhr, schweißübergossen. Sie hatte Angst, wach zu bleiben: dann fühlte sie, wie ihr zermartertes Hirn den Visionen nachgab, nachgab... Nur selten war sie ganz ohne Bewußtsein; wenn man sie anrief, tauchte sie auf zur Wirklichkeit der Dinge, die ihr noch eben Schemen schienen, verschwimmend hinter der viel stärkeren Realität ihrer Gesichte.

Die Mutter hatte Dr. Warlies kommen lassen, und nun machte sie unermüdlich Umschläge, Kompressen, beruhigende Bäder. Und Lotte gab sich Mühe, gut und folgsam zu sein und sich wie ein krankes Kind zu fühlen, das war noch das Beste. Aber auch das war eine schwere Anstrengung, sich aus der Folterklammer zu befreien. Und sie durfte es auch wohl gar nicht, mußte da hindurchzugelangen suchen, durch dies grauenvolle Fegefeuer.

Und vielleicht einmal, am andern Ende, würde sie wieder Licht erblicken können.

Nach acht Tagen brachte man ihr einen Brief von Harry. Übermorgen wird er für einen Tag kommen können.

Zwei Tage hatte sie, um sich zu sammeln, sich zu steifen, ihr verwüstetes Hirn zu ordnen und ihre Nerven in die Hand zu bekommen. Ich kann alles, was ich will. Sie mußte mit ihm sprechen, das war sie ihm schuldig. Sie mußte gesund und ein normaler Mensch werden. Es war eine schwere, zähe Arbeit, die sie unternommen hatte, und die sie nicht eine Minute aus der Hand lassen durfte. Nach zwei Tagen stand sie auf, ein normaler Mensch.

Sie erwartet ihn am Fenster, und die Liebe, die im Kauschmar dieser acht Tage ganz versunken war, preßt ihr das Herz zusammen. Sie will ihn nicht anrühren, bis sie ihm alles gesagt hat; dann soll er entscheiden.

Da sieht sie ihn in der einfallenden Dämmerung rasch am Gartengitter entlang kommen, und sie kann sich nicht mehr halten und steht zitternd in der Tür. Und dann hält er sie in seinen Armen – nein, sie kann wirklich nichts dafür, zu lange und schrecklich haben sie einander verloren geglaubt.

Abends sitzen sie lange mit den Eltern im Gespräch. Lotte bemerkt, daß sie ihn eigentlich schon wie einen zukünftigen Schwiegersohn behandeln, und daß er ihnen gut gefällt. Er kann auch wirklich so nett und natürlich mit ihnen dieselbe Sprache sprechen und doch ganz er selbst bleiben.

Erst am nächsten Tag erfährt sie durch Harry, daß der Vater bei ihm gewesen ist. – Als Lotte bis zum späten Abend nicht wieder auftauchte damals, hat Harry, gefoltert von Unruhe und Selbstbeschuldigungen, ihren Eltern geschrieben, was er fühlte, daß er ihnen schuldig sei zu sagen. Und dann ist Robert Babendeerde nach Berlin gefahren und hat ihn aufgesucht. Sie haben lange miteinander gesprochen. Harry war es schrecklich zumute, diesen gebeugten Mann vor sich zu sehen, an dessen Unglück er sich schuldig fühlte. Aber der Alte war fabelhaft, hat ihn nicht einmal verurteilt, sondern ihn nur gebeten, ihm zu helfen, sein Kind wiederzufinden. “Und wenn Gott will, daß sie heil und gesund zurückkommt, dann würde ich nicht abgeneigt sein, Sie als Schwiegersohn zu empfangen,” sagte er schließlich, oder so ähnlich. – Lotte bäumt sich, als Harry dies erzählt, aber er beruhigt sie: “Ich hatte ihnen so geschrieben, daß dies nur eine Antwort auf meine Frage war.”

Die Eltern haben Harry für die Nacht Lottes früheres Zimmer gegeben, das nachher vermietet werden soll. Lotte haben sie gleich die ersten Tage nach ihrer Ankunft in das Zimmer neben dem Schlafzimmer der Eltern übergesiedelt; mit all ihren alten Möbeln, damit sie sich “bei sich” fühle. So konnte die Mutter leichter den Fieberschlaf der Tochter überwachen.

Am nächsten Morgen – Sonntag – gehen die Eltern früh mit dem Kleinen fort, auch Peter wird den ganzen Tag abwesend sein. Sie werden erst am späten Nachmittag zurückkehren. “Ihr werdet euch wohl viel zu sagen haben,” meint der Vater mit einem guten Lächeln. Lotte empfindet eine warme Dankbarkeit: daß sie das über sich gebracht haben!

Wenn sie vor zwei Monaten dazu fähig gewesen wären, dann wäre wohl alles anders gekommen –

Harrys Gesicht wird weich und hell, als sie hereinkommt, und er rückt im Bett beiseite, damit sie zu ihm schlüpfen kann. Und es ist so besänftigend einfach: der geliebte Körper,

der vertraute Geruch, die Arme, die sie aufnehmen wie etwas lange Gesuchtes, und in denen sie jetzt erst erkennt, wie sehr sie sich nach ihnen gesehnt hat.

Sacht streift er ihr das Nachthemd ab, will sie fester in den Arm nehmen. Aber sie macht sich frei. "Wart, Liebster, noch nicht. Erst muß ich dir sagen, was war."

Seine Brauen zucken nervös, und in sein Gesicht kommt ein gequälter Zug, aber er hält sie fest. "Es was sicher viel Schlimmes, armes Geliebtes, aber das kann uns nicht trennen," sagt er mit tiefem Ernst.

"Das werden wir sehen." Und ihr Gesicht ist so verbissen in einem plötzlich wachen Leiden, fast wie Haß, daß er sie zögernd losläßt.

Sie legt sich auf den Rücken und schließt die Augen. Nun muß sie da hindurch, und dabei klar bleiben und wach. *Das* muß sie erzählen. Als wenn es möglich wäre.

Und dann erzählt sie. Alles. Stockend, eintönig, rauh. Stunden hindurch ist in dem kleinen Raum nichts als ihre Stimme, die allmählich harsch wird von innerem Grauen. Manchmal öffnet sie die krampfhaft geschlossenen Augen und starrt an die Decke. – Weiter.

Harry liegt neben ihr, reglos wie sie, nur von Zeit zu Zeit streichelt er leise ihren Arm. Wenn diese sanfte Berührung nicht gewesen wäre, diese stumme Versicherung seiner unverlierbaren Liebe – sie wäre wohl nicht hindurchgekommen.

Sie schont sich nicht, sie läßt nichts in mitleidigem Schatten, sie sagt es fast roh und wie sie es erlebt hat.

Jetzt kommt sie zu den Tagen mit Heyo, und sie atmet tief auf. Aber sie weiß, daß ihn das auch schmerzen muß, und so erzählt sie weiter mit trockenem, unbeteiligtem Tonfall. Sowas, wenn man wirklich sagen will, was war, läßt sich auch nur so erzählen: trocken, unbeteiligt.

Sie spürt seine Hand nicht mehr, und plötzlich dreht Harry sich zur Wand und bohrt den Kopf ins Kissen.

Lotte ist zu Ende. Es ist still im Zimmer. Eine Weile ruht sie, völlig erschöpft, und versucht, sich zu sammeln. Dann wendet sie sich zu ihm, beunruhigt: warum ist er jetzt, ganz zuletzt – ?

"Das war wohl zuviel?" fragt sie leise.

Er dreht verneinend den Kopf hin und her.

Ratlos sieht sie ihn an und mit tiefem Mitleid: sie muß ihm Zeit lassen, darüber hinwegzukommen. Alles mit einem Mal in den Kopf geschlagen kriegen – . Sie hat es nur nach und nach erlebt.

"Heyo – " sagt er plötzlich hart und heiser ins Kissen hinein.

Vor Erstaunen setzt sie sich auf. "Heyo! Das? Aber das war doch das einzige – . Ich dachte, all das andere..." setzt sie scheu hinzu.

Er dreht sich um und gibt ihr sein völlig zerstörtes Gesicht preis. Seine Stimme ist wild von Schmerz. "All das andere, das – das ist ja zum größten Teil meine Schuld. Damit hätten wir miteinander fertigwerden können. Aber – Heyo – "

Sie begreift es nicht. Und sie wird ganz klar und frisch und funkelnd in dem Versuch, ihn zu überzeugen: "Aber das war doch – Liebe! Das einzige, das schön war und – ja, unvergeßlich schön. Das war doch Liebe. Ich liebe ihn doch!"

Er richtet sich halb auf, gegen die Wand gepreßt. "Du – liebst ihn?"

"Ja natürlich!" Und nun versteht sie: "Ach du – dich lieb ich doch auch – ", und spürt aus ihm das schmerzliche Echo kommen: "auch", und holt tief Atem: "Wie ich dich liebe, das ist ganz anders. Du bist der, wie soll ich es sagen – der einzige, glaub ich, dem

ich so – angehöre, tief und un-, ja, unausreißbar; ohne den ich nicht sein könnte. Heyo – das war schön und ohne einen Schmerz, er hat mir geholfen, ganz einfach mit seiner Liebe; mit unserer Liebe eigentlich: damit, daß ich ihn lieben konnte. Heyo ist doch das einzige in dieser ganzen Zeit, das mir wieder Mut zum Leben geben konnte. Ich lieb ihn, ja, wie etwas Schönes, Strahlendes, und ganz ohne Schmerz, und ganz einfach, wie – die Sonne. Bedenk doch, was das heißt: *einmal ohne Schmerz!* Dich lieb ich – wie mein Leben. Das bittere Leben, und das Schmerz bringt. Aber mein Leben, ich kann es doch nicht verlieren? – Da siehst du,” sagt sie triumphierend, “das ich euch beide brauche, und daß ich euch beide lieben *muß*, und daß einer dem andern nichts nimmt. Es ist doch eins so ganz verschieden vom andern.”

Er hat den Arm wie schützend vor das Gesicht gelegt und sich schwerfällig wieder zur Wand gedreht.

Und als er immer noch schweigt, hebt sie schließlich wieder an zu sprechen. Sie muß ihn überzeugen, es muß ihr gelingen, ihm klarzumachen – . Es geht um ihre Liebe, die schmerzlich bittere, geliebte Liebe, der sie sich nicht entreißen kann, ohne sich ganz zu zerreißen.

Schließlich: in der Idee gibt er diese Möglichkeit zu, nicht wahr? Und die Freiheit von Gefühlskonventionen. Und wozu hat man Ideen, wenn man nicht danach leben will?

Endlich kehrt er sich wieder ihr zu, und es gibt ihr einen Schlag: seine Wangen sind feucht.

“In der Idee, gewiß, das gebe ich zu: das kann es geben. Aber ich habe jetzt erlebt, jetzt eben, in der Realität, daß es das für mich nicht geben kann,” sagt er mit verbissenen Zähnen.

Sie kämpfen miteinander. Sie kämpfen mit dem verzweifelten Wunsch, sich einander durchkämpfen zu können. Aber die unerbittliche Wahrheit ihres Gefühls steht zwischen ihnen wie ein luftleerer Raum.

“Künstler, Geistige und Sensitive – ja, die mögen nach diesen Gesetzen, nach dieser Wahrheit, dieser Freiheit leben können, weil es ihre eigene innere Gesetzmäßigkeit ist. Aber wir armen Irdischen – ”

“Aber du bist doch auch ein geistiger Mensch!” ruft sie entrüstet.

Er hat das resignierte Lächeln dessen, der seine Möglichkeiten ausgemessen hat. “Ich? Mein liebes Kind, ich bin nichts als ein ganz gewöhnlicher Verbraucher. – Verbraucher geistiger Güter,” fügt er hastig hinzu.

Diese Kleinigkeit wieder zeigt ihr so zwingend, daß sie zueinander gehören: wie jeder im andern die leiseste Regung erkennt, so klar, als sei sie in ihm selbst vorgegangen!

Aber – “Und wozu zählst du mich denn?” greift sie zurück mit einer verwunderten Frage.

“Du? Auf jeden Fall bist du eine Künstlerin.”

“Nein!” Sie ist ehrlich verblüfft.

“Ach Kind – ” Plötzlich wird seine Stimme weich. “Was du bis jetzt gemacht hast, taugt noch nicht viel. Deswegen hab ich dich ja so – mißhandelt, damit du weiterkommst, über das Unfertige, Sentimentale hinaus. Aber das steht für mich außer Frage, daß du . . . ”

“Mein Gott,” sagt sie leise. “Warum hast du das nicht deinen Mißhandlungen beigefügt, als Gebrauchsanweisung gewissermaßen! Wenn du . . . ”

“Ja, ja, du hast recht!” ruft er aus und macht eine Bewegung, wie um sich über sie zu neigen. Und wirft sich wieder zurück.

Sie schweigen. Sie wagen sich nicht anzusehen.

Nach einer Weile sagt sie behutsam: "Und – die andere? Das habe ich doch auch angenommen –"

"Sie hat mich nicht defloriert, nachdem ich schon mit dir geschlafen hatte," sagt er heftig. "Und dann, meine liebe Lotte, erinnere dich: du hast mich ganz schön angefunkelt bei dem bloßen Gedanken, faktisch zu teilen!"

Sie blickt trotzig vor sich hin: "Nun ja, bei dem Gedanken – aber Faktum oder nicht, ich hab es doch ertragen, daß – daß du sie liebst, daß –"

"Immerhin eine Nuance," sagt er kurz.

Immer schwerer, immer entmutigter werden die langen Pausen des Schweigens in ihrem verzweifelten Kampf.

Sie kommen nicht zueinander.

Und mit einemmal sagt er vor sich hin, ganz tief, ganz leise und mit einer erschütternden Bitterkeit: "Es gibt Menschen, denen Gott nicht erlaubt, zu ihm zu beten."

Da weiß sie, daß sie verloren hat. Und daß auch sie zu diesen Menschen gehört. Und daß sie an ihm schuldig ist auf die tragischste Weise, weil sie selbst nichts gegen diese Schuld vermag.

Am Abend, als die Eltern und die Brüder zurückkehrten, versuchen sie beide, so gut es geht, ihre tiefe Verwundung zu verdecken. Zum ersten Mal sieht Lotte den Geliebten ohne Sarkasmus und ohne Überlegenheit. Und das macht ihn ihr so schmerzhaft teuer –

Als sie sich zum Abschied die Hand reichen, merkt Lotte plötzlich, daß ihr eigentlich gar nichts mehr richtig weh tut. Aber beim Erwachen am nächsten Tage wirft der Schmerz sich mit zerreißender Gewalt in sie hinein. Und da begreift sie, daß es wie eine momentane Erstarrung gewesen ist: als habe die Endgültigkeit des Verlierens ihre Empfindungsfähigkeit betäubt. Wie ein starker Schlag auf den Kopf nicht Schmerz, sondern Betäubung hervorruft. Wie ein Ton, den man nicht mehr vernimmt, weil er zu heftig schwingt.

Die Eltern haben keine Frage gestellt und nichts gesagt, nicht an diesem Abend und nicht später. Sie haben wohl gesehen, wie es stand. Harry hat ihnen dann irgendeine Erklärung gegeben, brieflich.

Wie schwer es ihnen gefallen sein mag, diese Enttäuschung zu überwinden – davon hat Lotte wohl nie eine Ahnung gehabt.

Letzte Stunde tropfenrinnt
Unaufhaltsam in Gewesenheiten.
Alte jetzt so fremde Zärtlichkeiten
Schatten ganz verschämt noch hin und wieder auf.
Lächeln übergütet qualzerrungene Lippen.

Wir halten unsere Hand nicht mehr
Und lauschen
Auf das Tropfenrinnen letzter Stunde
Die uns unaufhaltsam voneinander fernt.

Kapitel 6

Die Mutter hatte ihr Töchterchen gewarnt : diese Puppe könne man nicht baden, weil sie aus Pappmaché sei.

Natürlich hatte die kleine Lotti nicht auf sie gehört, und das war auch kein Wunder : “*weil* sie aus Pappmaché ist”; das schien der Vierjährigen kein plausibler Grund. Unbekümmert tauchte sie die Puppe in das warme Wasser und dachte abschätzig, nicht zum erstenmal in ihrem kleinen Leben : Och, die Großen . . .

Sie seifte, plätscherte, schrubbelte, und vor Sauberkeit wurde die Puppe allmählich graublaß und weich, aber das bemerkte sie in ihrem Eifer gar nicht. Und in ihrem eigenen Behagen fühlte sie sich so recht eine gute Mama, die ihrem Kind das Vergnügen eines zeitlich ungemessenen Bades gönnt.

Mit eins waren ihre Fingerchen von einer glipschigen Masse eingehüllt, und vor ihren entsetzten Augen zerging ihr Puppenkind zu einem häßlichen, formlosen Brei im Wasser.

Das Grauen war fast zu groß für ihr kleines Herz.

Sie schrie wie am Spieß, rannte hinaus und warf sich dem ersten Erwachsenen in die Arme, der des Weges kam : es war der Hausdiener, der just die Treppen heraufstieg, beide Hände gespreizt voll blinkender Schuhpaare, wie riesige schwarze Patten.

Es wäre wohl besser gewesen, sie hätte sich nicht “in die Hand genommen”, sondern hätte die Nervenkrankheit – denn um eine solche handelte es sich offenbar – sich austoben lassen. Oder, da sie schon aufgestanden ist und sich weiterhin bemüht, wie ein normaler Mensch zu leben, dann hätte sie sicher gut getan, dem Rat von Deutsch zu folgen : körperlich zu arbeiten, damit Kopf und Nerven zur Ruhe kommen. Wenn auch für Gartenarbeit jetzt nicht die Zeit ist, es geht in den Winter hinein.

Aber die guten Eltern handeln strikt nach Alfred Findelers Rat; sie lassen Lotte ganz in Ruhe, damit sie wieder zu sich kommen könne und sich ungestört ihrer künstlerischen Arbeit hingeben. Sie, die erwachsene Tochter, hat keinerlei häusliche Pflichten, und wenn sie ihr eigenes Zimmer selbst in Ordnung hält, so ist es nur, weil sie es so will; sie kann es nicht ertragen, daß fremde Hände, und seien es die altvertrauten der guten Frau Pirnau, an ihre persönlichen Dinge rühren.

So lebt sie, schweigend in sich verkapselt, ein gefährlich intensives Leben selbstquälerischen Grübelns, argwöhnischer Selbstbeobachtung und selbstvergessenen dichterischen Gestaltens. Wehrlos ausgeliefert, da sie glaubt, sie dürfe sich nicht wehren gegen die Gesichte, die sie packen und würgen und zerreißen. Jetzt muß sie das, was sie während ihrer kurzen Krankheitsperiode in mitleidigem Dämmerzustand über sich ergehen ließ, mit vollem Bewußtsein auf sich nehmen.

Die guten Eltern tun, was sie können. Eine bange Sorge hat Dr. Warlies ihnen bald abgenommen: seit ihrer Rückkehr klagt Lotte über Unterleibsschmerzen; und er stellt fest, daß es sich um eine tüchtige Erkältung handelt, die sie sich wohl beim Übernachten in den schon herbstlich feuchten Wäldern zugezogen hat. Die Behandlung mit Höhensonne, Umschlägen und Sitzbädern, die er anordnet, kommt auch gut damit zu Rande, aber für Lottes Nervenzustand erweist sie sich als ungenügend. Immer wieder werden die Eltern nachts aufgeschreckt, wenn sie schreiend aus Alpträumen hochfährt; und dann dauert es oft bange Sekunden, bis ihre verstörten Augen das über sie geneigte Gesicht der Mutter erkennen.

Auch bei Tage kann es geschehen, daß aus ihrem Zimmer mühsam ersticktes Schluchzen dringt. Wenn dann die Mutter zu ihr eilt, verklemmt es ihr das Herz zu sehen, wie krampfhaft ihr Kind sich zu bändigen versucht.

Die Mutter ist völlig ratlos. Dr. Warlies hat ihr doch gesagt... Sie hat dem vertrauten Arzt ihre schlimmsten mütterlichen Befürchtungen mitgeteilt. Und wie glücklich, erlöst und stolz war sie, als sie erfuhr, daß ihre Tochter noch "unberührt" sei! Also ist auch Harry nicht so weit gegangen, wie nach seinen Äußerungen anzunehmen war. Und Lottes Tagebuch, das ihr damals einen solchen Schrecken eingejagt hatte, und aus dem sie ganz bestimmt zu erkennen glaubte – ? Nun ja, da war auch nichts eindeutig konstatiert, und ihr mütterlicher Argwohn hatte aus poetischen Schwärmereien eben mehr herauszulesen geglaubt...

Warum aber, um Gotteswillen, ist das Kind denn so unglücklich? Da niemand ihr die Unschuld geraubt hat – . Ihr Mann zieht bitter die Mundwinkel herab: er kennt seinesgleichen besser als seine ahnungslose Anna. Er weiß, daß man Dinge mit einem Mädchen aufstellt, die es einer Vergewaltigung in nichts nachgeben.

Lange sträubt Lotte sich gegen den Wunsch der Eltern, einen Nervenarzt zu Rate zu ziehen. Der wird sie ausfragen, und sie will nicht – . Aber ein schwaches Hoffnungsfunzelchen glimmt doch in ihr auf: die Eltern haben sich eine berühmte Kapazität nennen lassen. Vielleicht kann er ihr doch helfen? Sie möchte ja *so* gesund werden!

Die Kapazität ist ein dürrer, kurz angebundener alter Mann mit einem gelblich weißen Ziegenbart, spärlich und schlecht gepflegt. Mit unwirscher Stimme schickt er sie ins Nebenzimmer, da soll sie sich auf den Diwan legen, während ihre Mutter ihm das Nötige mitteilt.

Lotte ist es nicht gewöhnt, daß man so grob zu ihr spricht. Sie liegt in dem engen, dumpfen, fensterlosen Kabinett, unter dem fahlen Licht einer schwachen Birne hoch an der Decke, und starrt feindselig auf die krausen, wirren Linien der dunklen Tapete neben ihrem Kopf. Wenn einer wirklich einen kleinen Knacks hätte, wird er von dem Ansehen dieser beängstigenden Kauschmar-Zeichnungen in kürzester Zeit ganz verrückt werden, denkt sie böse, während sie von drüben undeutlich die bange Stimme der Mutter hört, von kurzen, scharfen Fragen unterbrochen. Ist dies vielleicht ein Test auf die nervliche Widerstandsfähigkeit seiner Patienten? Kapazität – !

Da kommt er eilig herein. "Bleiben Sie liegen!" befiehlt er und zieht einen Stuhl an das betroddele Drehwurm Tischchen neben dem Diwan. "Also, worüber haben Sie zu klagen?" fragt er streng.

Als höflicher Mensch hat sie ihm den Kopf zugewandt, als er hereinkam. Jetzt dreht sie ihn wieder der Wand zu und schweigt, störrisch. Worüber – !

"Haben Sie nicht gehört? Ich frage Sie, worüber Sie zu klagen haben!" wiederholt er ungeduldig mit seiner kratzigen Stimme.

Vielleicht hat er eine besondere Theorie über nervenranke junge Mädchen, und vor allem solche, die von zu Hause ausgerissen sind, daß er so patzig ist; aber ihr paßt das nicht, ganz einfach. Sie läßt noch einige Sekunden verstreichen, bis sie bockig antwortet: "Ich – ? Über nichts."

"Aber ich muß doch sehr bitten! Wenn Sie von mir behandelt werden wollen, dann muß ich wissen, was mit Ihnen ist. Also bitte, verlieren wir keine Zeit."

Sie schweigt trotzig, die Augen auf der Wand. Der ist ja so nervös, daß er selbst Behandlung nötig hätte, spöttelt sie bei sich.

"Nun, wenn Sie mir nicht antworten wollen, dann kann ich Ihre Behandlung nicht übernehmen." Er macht eine Bewegung, wie um aufzustehen.

Mit einem Schwung ist Lotte auf den Füßen. Und in einem Ton, der singt vor Liebenswürdigkeit: "Gut – !" Und ohne weiteres öffnet sie einladend die Tür zum Sprechzimmer.

Seine Drohung war wohl mehr rhetorisch gemeint, Lottes prompte Reaktion scheint ihm ganz unerwartet zu kommen. Erbozt teilt er der bestürzten Mutter mit, daß wenn das Betragen ihrer Tochter sich nicht ändere...

Lotte ist ein wohlerzogenes Mädchen und im Grunde immer noch schüchtern. So wagt sie nicht die impertinente Bemerkung zu machen, die ihr die Zunge verbrennt, und sieht ganz wie ein vertrotztes Kind aus. Aber der Mutter genügt ein Blick in ihr Gesicht, um zu wissen, daß nichts mit ihr zu erreichen ist. Unglücklich und verlegen entschuldigt sie sich vor der beleidigten Kapazität, die ihnen mit brüsker Bewegung die Tür öffnet.

Auf der Treppe kommt Lotte den Klagen und Vorwürfen der Mutter zuvor: "Ich will nicht. Der hätte mir doch nicht helfen können. Der nicht."

Wenn sie nur an die trockenen gelben Finger denkt, die mit einem schürfenden Geräusch den schmutzigen Ziegenbart gegen das Kinn rieben, und an die kalten, gereizten Augen, fühlt sie sich stachelig wie ein Igel werden. Aber da die Mutter ein gar so unglückliches Gesicht macht, tröstet sie: "Laß doch, Mutti – . Ich werde schon auch ohne ihn gesund werden."

Sie hätte sagen mögen: "Alfred Findeler hilft mir ja auch." Das hätte der Mutter sicher wieder Hoffnung gegeben. Aber jetzt ist es schon nicht mehr wahr. Und so unbedenklich sie auch die Eltern anzuschwindeln gewohnt ist – diese Lüge bringt sie nicht fertig.

Und doch, er hat ihr geholfen. Und wenn sie bald auch noch so zornig darüber ist, Alfred Findeler etwas zu verdanken, leugnen kann sie es nicht.

Harrys ewige Spötteleien hatten wirklich schon fast fertiggebracht, daß sie an ihrer Begabung zweifelte. Alfred Findeler hat den Glauben an ihr Künstlertum wieder in ihr befestigt.

Und er läßt es nicht bei Redensarten bewenden. Er ist wirklich immer für sie da, er gibt ihr viel Zeit. Und er ist der richtige Kritiker für so ein junges Talent, das noch ganz in seinen Anfängen steht. Keine Ungeschicklichkeit läßt er ihr durchgehen, aber zugleich

sagt er ihr: das ist gut – diese Schilderung ist dir vorzüglich gelungen – so etwas kannst du.

An den Gedichten, die sie jetzt schreibt, findet er selten etwas auszusetzen. Und auch sie weiß, daß sie gut sind. Mit einemmal hat sie entdeckt, daß man auch an Gedichten zu arbeiten hat. In den letzten Jahren hat sie gemeint, ein Gedicht müsse im Elan einer Inspiration hingeschrieben werden, und daran zu feilen, sei fast Unehrlichkeit. Na, und dann waren sie ja manchmal auch danach, denkt sie; und wundert sich, daß Alfred Findeler in diesem unreifen, sentimentalen Zeug eine dichterische Begabung erkennen konnte.

Jetzt entdeckt sie die Schönheit der gebundenen Sprache, den größeren Reichtum, den der Dichter darin entfalten kann. Sie schreibt Sonette.

Oh gläsern Wunder dieser Herbstesnacht!
Mondglanz tropft durch schwarzes Zweigegitter
Äonenzart harft blaues Sterngezitter
Aus Himmeln unerhörter Kuppelpracht.

Unendlich schweigt die Welt. Nur einmal wacht
Leis auf und spinnt ein süßer Ton, als glitt' er
Aus silbersaitiger Mädchenkehle, die dem Ritter,
Dem strahlenden, befreienden, entgegenlacht.

Dann wieder stummt die Nacht. Ich bin in ihr
So wunderstaunend selig hingegangen
Und alle Einsamkeiten um mich sangen.

Glücksweisen herztief zitternd in mir schwangen
Und sich in Blutes Rhythmenschritt verschlangen.
Und es war schön, als wärest Du bei mir.

Als es geschrieben vor ihr lag, da wußte sie mit einem fernen, staunenden Lächeln, daß dies "Du" keinem Mann gehört, dem sie bisher begegnete. Sie ist glücklich darüber und fühlt nur unklar, weshalb: weil sie sich in den Minuten dieses Erlebens und in den Stunden dieses Gestaltens einmal ganz von sich selbst befreien konnte.

Wenn sie Alfred Findeler so etwas bringt, dann liest er es schweigend durch; und dann sieht er zu ihr auf, die an seinen Schreibtischstuhl gelehnt den Zeilen folgte, und sein Blick ist voll bewundernder Anerkennung. Und manchmal legt er dann den Arm um ihre Hüfte und preßt zärtlich seinen Kopf an ihre Brust.

In dem, was sie seit ihrer Rückkehr ununterbrochen quält, läßt sie sich nicht helfen. Nie sagt sie ihm ein Wort von dem, was sie erlebte, und was Wochen und Monate hindurch sie immer wieder überwältigt mit seinem Grauen und manchmal fast ihren Verstand überrennt. Damit muß sie allein fertigwerden. Und dies neunzehnjährige Kind weiß nicht, wie gefährlich es ist, was sie da unternommen hat: urteilen will sie sich nach diesen Wochen, sich selbst erkennen und endgültig werten nach dem, was sie sich hat geschehen lassen. Sühnen will sie das, was ihr selbst unsühnbar scheint, mit immer erneuter Selbstgeißelung.

Immer wieder versucht sie auch dies in Worte zu formen, in dem unklaren Streben, sich davon zu lösen, es von sich fortzustellen. Immer wieder muß sie ablassen: dies ist nicht auszusagen. Und schon gar nicht in gebundener Sprache. Ach – in keiner Sprache. Sie ist wie der Mann im Märchen, der keinem Menschen das ihm anvertraute Geheimnis

sagen durfte und es in die Bäume des Waldes hineinschrie, den Mund auf die rauhe Borke gepreßt; aber der hat sich ja wohl erleichtert gefühlt dadurch?

Sie, wenn sie ihre Last in das stumme Papier hineinschreit, weiß nur: nichts ist ihr abgenommen worden.

Geißeln brüllen
Grauser Düsterfernen hergewuchtet.
Sausen – zischen –
Nieder! Nieder!

Seele bäumt
Schreit weißblitze Kaskade Schmerzes empor –
Geißeln bluten von stöhnender Seele.

Schlag zu – schlag zu!
Schwing härter und schärfer die Feuergeißel!
Eisenkanten in die Dornenknoten!
Schwing sie – schlag – schlag zu!

Noch nicht Schmerzes überbäumender Gipfel erpeitscht.
Röcheln soll stummen –
Tod soll sein
Erlösung –

Und manchmal geschieht es ihr, daß ganz still und unvermutet, ohne daß etwas geschähe, die rasende Qual, in die sie sich selbstzerstörerisch verbeißt, für eine Weile von ihr genommen wird wie ein blutender Dornenmantel.

Wirrweinend taumle ich in Abend.

Bäume mild dunstverhangen tragen hutvoll letztes blasses Gold
Und in lichten Abendfernen
Sternen still ewige Welten herauf.

Seele still wird
lauscht –

Oder eine flüchtige Stimmen gibt den Anklang zu einem ganz unpersönlichen Gedicht, wie die Herbstnacht, und einige klingende Stunden hindurch lebt sie nur darin, es zu formen. Bis unvermittelt wieder die Vision des Vergangenen aufbricht.

So lebt sie in einer unertragbaren Spannweite von lichtem Aufschwung zu wildem Höllensturz.

Sie meint, kein Mensch wisse von dem, was in ihr vorgeht, weil sie immer alles in sich hineinschweigt. Sie bemerkt nicht den angstvollen Blick der Mutter auf ihrem Gesicht – und, oh mein Gott, das tiefe, dankbare Aufatmen der armen Frau, wenn sie es einmal strahlen sieht von der Intensität selbstvergessenen Schaffens!

Es kann sogar geschehen, daß sie, ganz geweitet von Glück, zu ihrer Mutter sagt: “Oh – jetzt hab ich etwas geschrieben –!” Und wenn sie sich völlig gelöst fühlt, bringt sie es fertig, es ihr vorzulesen. Es mag sein, daß die gute Mutter dann nur recht unbestimmt die Worte vernimmt, so verloren ist sie in das Anschauen des jungen Gesichts, von dem

für eine Weile die schweren Schatten genommen sind der unbekannten Schrecken, in denen sie ihr Kind alleinlassen muß.

In dem Drang, sich zu befreien, versucht sie sich auch in Zeichnungen. Da entstehen Formen, wie sie sie noch nirgends dargestellt sah, und die sie doch als richtig empfindet, weil so dem am nächsten zu kommen scheint, was sie ausdrücken muß. Und manchmal, in dem verzweifelten, verrückten Wunsch, ihre Scheußlichkeit und den Ekel vor sich selbst sichtbar festzuhalten, setzt sie sich vor den Spiegel, konzentriert sich in einer erschreckenden Grimasse und beginnt sie zu zeichnen. Und wenn sie lange wie behext in die verzerrten Züge ihres Spiegelbildes starrt, in die immer verwirrteren Augen, spürt sie, wie sie sich der Grenze des wahren Wahnsinns nähert – nähert — und fasziniert starrt sie weiter, macht noch einen Strich, noch einen – näher – näher – , bis sie erschreckt abläßt.

Dann geht sie manchmal zu Alfred Findeler, mit mühsam aufrechterhaltener Fassung, und schon wie er von seinem Schreibtisch aufsteht und ihr entgegengeht, beide Hände ausgestreckt, mit dem strahlenden Lächeln dessen, der ganz für dich da ist – schon das ist Hilfe. Wenn sie nur nicht in dieser schönen Geste, in diesem federnden Schritt ganz verdeckt den Schauspieler spürte, der seine gelungene Aufführung genießt und seiner Wirkung sicher ist. – Aber sie braucht einen Menschen. Und sie hat niemanden sonst.

Dann läßt sie sich in den Schreibtischsessel fallen und lenkt das Gespräch – wie sie meint, unversehens – auf Fragen der Schuld. Und ohne je eine Frage zu stellen, weiß er im Ton allgemeiner Betrachtungen zu bleiben, wenn er ihr auseinandersetzt, daß nicht das die rechte Sühne ist, uns selbst zu zerstören; daß wir gut tun, unsern Körper wie einen Handschuh anzusehen: was ihm auch geschehen möge, es vermag mein Ich nicht anzutasten, und solange wir nur unermüdlich dem Licht zustreben, sind wir noch nicht dem Dunkel verfallen ^[25].

Sie aber will nicht so leicht Ja sagen zu dem, was sie entlasten kann. Sie will unerbittlich ehrlich bleiben in ihrem Selbstgericht; und das heißt für sie: sich unermüdlich, bis zur Grenze ihrer geistigen und seelischen Kräfte, peinigen mit Selbstanklagen, mit dem härtesten Urteil, wie selbst ihr erbitterter Feind es nicht härter fällen könnte.

Da lehnt sie im Schreibtischsessel mit ihrem jungen, üppigen Körper, und ihre Augen, die dunkel sind von Qual, rufen ihn an.

Er sitzt halb auf der Kante des Schreibtisches, ihr zugeneigt, und sieht in das kräftige, zerquälte und krampfhaft beherrschte Gesicht hinab, das widerstrebend ruhiger wird unter seinen Argumenten und unter seinem streichelnden Blick.

Herrgott, er ist ein Mann, und die Anziehung der “schönen reuigen Sünderin” ...

Daß er sie dann zärtlich in den Arm nimmt und sie auf den Mund küßt, lange, bis zur Selbstvergessenheit – nicht deswegen ist sie ihm böse. Das hätte sogar vielleicht die wirksamste Hilfe sein können. Und es gibt Momente, wo nur ihre kritische Beobachtung noch eine Hemmung ist vor ihrer willenslosen Bereitschaft.

Aber wenn er endlich ihren Mund freigibt, zögernd ihren Körper aus seinen Armen läßt und, noch ein wenig atemlos, eindringlich sagt: “Du verstehst doch – dies ist nur rein väterlich, kameradschaftlich – . Ich möchte Dir so mit all meiner Kraft helfen – ”

Als er das das erstemal so sagte, hatte sie einen raschen Blick in sein Gesicht, dem es noch nicht gelungen war, seinen Ausdruck auf “väterlicher Helfer” umzustellen. Dann senkte sie die Lider in ätzender Scham für ihn und sagte mit neutraler Stimme und ein

²⁵Gestrichene Variante: “Und mit wirklichem Takt, ohne je eine Frage zu stellen, [...]”. Anmerkung der Autorin: “ ‘Takt’? Er hört sich gerne reden (‘Nachtigall’?), philosophieren – will die “Objektivität” so weit treiben, die unangenehmen Seiten zu kaschieren.

klein wenig mokant-beruhigend: "Ja gewiß." Und spürte, wie sie langsam rot wurde um die Würdelosigkeit dieser gemeinsamen Lüge.

Nachher war sie bis zur Wildheit zornig auf sich. Warum hat sie ihm nicht gesagt: "Mein lieber Freund, machen wir uns doch nichts vor."

Und dabei ist es wie mit dem Krokodil und dem Kaninchen: er weiß, daß sie weiß, daß er weiß, daß sie weiß...

Wie gut sie ihn bald kennt!

"Wem Gott zu feine Ohren gab, der hat nie frohe Stund." Dies Wort hat er ihr zitiert, eins der ersten Male, die sie bei ihm war; seufzend, daß dies sein Fluch sei. Sie hatte seinen Blick des Einverständnisses: hat sie nicht auch schon manchesmal das Verdeckte in einem Menschen erkannt nur an einer Intonation, einer Bewegung? Und eines Tages setzt sie dies Wort dem Tagebuch, das sie seit ihrer Rückkehr angefangen hat, als Motto vor. Und denkt dabei an ihre Scharfhörigkeit Alfred Findeler gegenüber.

... Wenn er sich schwungvoll an den Flügel setzt, um ihr das "Winterstürme wichen dem Wonnemond" zu singen mit seinem schönen, einschmeichelnden Bariton, ihr zugewandt, seine Augen in den ihren – jede seiner Bewegungen ist Selbstgenuß. Und als sie das erste Mal bei ihm zum Abendessen eingeladen war und er bedeutsam sagte, nicht jeden bitte er an seinen Tisch, und eine längere Ausführung anschloß über die symbolische Bedeutung dessen, die Mahlzeit miteinander zu teilen; wie sie dann alle um den Tisch herumstanden, mit den Händen einen Kreis bildeten und einander lächelnd "Gesegnete Mahlzeit" wünschten – sicher, das war sehr schön und feierlich, und Lotte war auch erst sehr davon beeindruckt; aber die etwas hilflose Art, wie seine beiden kleinen Söhne die Zeremonie mitmachten, ließ sie vermuten, daß er im engsten Familienkreis nicht so viel "hermacht" und daß dies ein Apparat war, um dem jungen Gast zu imponieren.

Oft spürt sie, beschämt und zornig, eine Gleichheit zwischen sich und ihm: beide haben sie die überrasche Bewußtheit, die jedem Impuls zuvorzukommen scheint. Aber während sie un gelenk wird aus Widerwillen dagegen, sie überlegt zu produzieren, hat er diese Eigenschaft zu einer sehr subtilen und wirkungsvollen Kunst ausgearbeitet. Vielleicht gewöhnt jeder Mensch, der im öffentlichen Leben steht, sich daran, eine bestimmte Persönlichkeit darzustellen. Ihm scheint der geschickte Komödiant im Blut zu liegen, der immer einen Blick auf die Galerie hat, und der seine ganze Befriedigung und sogar seine innere Substanz aus seiner Wirkung zieht.

In seinen Arbeitsgemeinschaften in der Fichtehochschule, die sie regelmäßig besucht, hat Lotte bald erkannt: Alfred Findeler, ein Frauenidol und Mädchenschwarm. Seine Abende sind vor allem von weiblichen Wesen besucht, die alle anbetend zu dem großen Mann aufsehen. Und auch das macht sie argwöhnisch – vor allem gegen sich selbst. Hier wird es ihr bald bewußt, daß all seine Tätigkeit für ihn eine Plattform ist; nicht so sehr für seine Ideen als für sich selbst. Auch seine Ideen sind ihm vor allem Mittel, um Effekt zu erzielen. Wie ist es nur möglich, fragt sie sich, daß niemand anderem die Eitelkeit aufzufallen scheint, mit der er sich in Szene setzt und sich hofieren läßt? Und die Nuance "Primadonna" in seinem Lächeln, wenn er einen Scherz in seinen Vortrag einfließen läßt und sich unterbricht, um das beglückte und bewundernde Beifallslächeln abzuwarten. – Er ist eben sehr geschickt.

Lotte begreift, daß sie ihm diese Art von Unechtheit, die in seinem Wesen liegt, nicht unbedingt in allem zum Vorwurf machen kann. Das, was da auf dem Grunde liegt – die Unfähigkeit, sich unmittelbar und spontan zu geben –, ist ihr selbst so nahe, daß sie weiß: es liegt fast eine Tragik darin. Aber diese Erklärung ist nicht gültig für sein Verhalten ihr

gegenüber. Freilich, wenn er sie küßt, ist er echt – oh ja; aber wenn er gleich darauf nicht dazu zu stehen wagt – das ist keine unabwendbare Tragik, gegen die er nichts vermöchte.

Sie unterläßt es bald, mit ihrer Pein zu ihm zu kommen. Die ist zu ernst, um daraus einen Anlaß zu machen für eine besondere Art uneingestandener gemeinsamer Onanie.

Aber sie sind beide große Diskutierer, sein Lieblingsthema ist ohnedies die Körperfreiheit und etwas sehr Subtiles, das er “Körperseelenausdruck” nennt und das die sentimentale und für Begriffe sehr empfängliche Lotte anfangs sehr begeistert, bis sie an ihm die Erfahrung macht, daß nichts dahintersteckt.

Und was auch das Thema ihrer langen Unterhaltungen sein mag – selten geht sie von ihm, ohne daß er sie gefährlich geküßt oder sie lange schweigend und zärtlich gestreichelt hätte: über die Haare, der Kontur der Wangen nachgehend, zu den Brüsten niedergleitend und die festen Hügelchen leise knetend, während ihr Kopf an seiner Brust ruht. Bedenkenlos wohlig gibt sie sich der Liebkosung hin, deren Genuß nur so voll sein kann, weil er, der Mann, sich ihm ebenso überläßt wie sie. Und kein bitterer Bodensatz wäre in ihr geblieben, wenn nur das gewesen wäre. Warum macht er alles häßlich mit seiner Heuchelei! Warum versichert er immer wieder, und will er immer wieder von ihr versichert hören, daß das nur eine kameradschaftliche Geste sei, Tröstenwollen?

Wenn sie dann nachdenklich nach Haus geht, ist sie voll Spott und Groll. Und Anklage gegen sich selbst, daß sie in sein Komödie einwilligt.

“Wahrheit” steht als Titel und Forderung auf der ersten Seite ihres Tagebuchs. Und bald notiert sie: “Freilich, in diesem Buch und gegen mich selbst bin ich wahr – wie immer schon. Vernichtend. Aber das genügt nicht. Wahrheit – gegen die andern! Dafür kämpfe – mit Dir! Du schweigst, weil Du Dich für ihn schämst? Aber damit läßt Du Dich doch zu seiner beschämenden Lüge herabziehen, machst Dich zu seinem Spießgesellen. Schwäche ist es.”

Jedenfalls hilft diese zwitterhafte Situation ihr dazu, ihren Kopf kühl und kritisch zu behalten.

Wie weit läßt er sich fangen von seinem gefährlichen Spiel? Einmal verbeißen sie sich so in ihren Kuß, daß sie sich nur taumelnd entreißen.

Vielleicht wäre er “weiter gegangen”, aber es ist anzunehmen, daß Lottes Mutter ihm, der soviel Anteil an dem Schicksal ihres Kindes nimmt und ebensoviel davon weiß wie sie, den erstaunlichen Bescheid des Arztes nicht vorenthalten hat: daß ihre Tochter noch “unberührt” ist; da allerdings...

Lotte, seit diesem Kuß, wartet fast darauf, daß sie sich ineinander verlieren. Ja, sie hätte gewünscht, ihn lieben zu können. Oh, wenn er wäre wie seine Worte, wenn er echt wäre! Aber sie kennt ihn schon zu gut. Schon haßt sie ihn manchmal fast. Und eben deswegen scheint ihr ein eigener Reiz darin zu liegen, daß sie beide, die die zu scharfen Augen, die zu feinen Ohren haben und beide wissen, was im andern vorgeht, das Steigen einer Leidenschaft miterleben, die nichts weiß von Liebe, immer mit dem kühlen, kritischen Lächeln des unbeteiligt Darüberstehenden.

Eigentlich ist es erstaunlich, daß die Geschichte “Alfred Findeler” keinen größeren Platz in ihrem damaligen Leben eingenommen hat. Es ist wohl, weil ihr Verstand genügt, um mit ihm fertigzuwerden. Da sind andere Namen, die sich tiefer in sie hineingegraben haben.

Harry. – Sie schreiben sich noch gelegentlich. Es sind die Briefe zweier Freunde, die Gedanken austauschen. Sie haben sich das Wort gegeben, daß es aus sein muß, und daran hält sie sich ehrlich und fest. Nie schickt sie ihm die Gedichte, die jetzt durch ihn entstehen. Es ist nicht das, was man Liebesgedichte zu nennen pflegt, wenn auch ihre unveränderte verzweifelte Liebe den Grundklang bildet.

Jetzt grübelt sie darüber, wie diese Liebe entstand und wie sie kaputtgegangen ist. Und auch das ist ihr Anlaß zu argwöhnischer Selbstanalyse. War es nicht ein Akt des Willens, daß sie ihn zu lieben begonnen hat? Damals, nach ihrer ersten Nacht, als Harry zu ihr kam und sie ihm die Arme um den Hals legte? Warum aber kann sie jetzt nicht – ihn nicht mehr lieben wollen?

Oft schon hat sie festgestellt: jedes nur angerührte Gefühl macht sie sofort heftig und immer heftiger schwingen. Um ein Gedicht in seiner Wahrheit zu gestalten oder die Rolle eines Dramas lebendig zu machen, mag diese Eigenschaft notwendig sein. Aber im eigenen Leben – ! Schon bei den kleinen unwichtigen Begegnungen im vorigen Jahr hat sie gesehen, wie leicht sie sich in Gefühle hineinsteigert. Jetzt beginnt sie sich in allem der Hineinsteigerung zu verdächtigen. Es gibt Momente, gerade wenn sie am verzweifeltsten daran leidet, ihn verloren zu haben, wo sie an der Echtheit ihrer Liebe zu Harry zweifelt. Wo ist denn die Grenze zwischen Wahrem und Dramatisiertem? Selbst der schöne, klare Klang ihrer Liebe zu Heyo – hat sie sich nicht nur hineingesteigert, weil sie gerade dies brauchte?

Wahr sein. Wahr sein. Sich nichts vormachen.

Dies mißtrauische Sichbelauern bedeutet noch nicht die Gesundung von der gefährlichen seelischen Desequilibration, in der sie sich hält, gerade weil sie wahr sein und sich nichts erlassen will. Es gibt sogar eine neue Gefahr völliger Zersetzung. Dennoch ist die überstrenge Wacht ihrer Kritik das Gegengewicht, das ihr hilft, nicht ganz in Marasmus zu versinken. Denn es kommt vor, daß sie, ihrer Grundstimmung dieser Wochen folgend, sich wegen eines Nichts in eine Wut von Selbstanklage verliert. Dann reißt sie sich brutal und höhnisch heraus – und bremst auch wieder diesen Hohn als Dramatisierung.

In ihrem Rasen gegen sich selbst wegen der schlimmen Erlebnisse unterwegs ist kein Raum für den Verdacht der Hineinsteigerung. Das, was da verletzt wurde ist zu elementar – ihr maßloser Stolz. Das ist keine Angelegenheit von “Gefühlen”. Ihr Stolz ist es auch, der nie den Gedanken aufkommen läßt, sich zu bemitleiden wegen dessen, was ihr geschah. Hier wie immer gibt es für sie nur die eigene Verantwortung, die eigene Schuld. Sie selbst – nur sie hat ihren Stolz verletzt, sie hat das alles zugelassen. Wie sollte sie sich verzeihen können? Wie sollte sie sich auch nur genug strafen können?

Nur die Zeit kann eine Heilung bringen, wie bei einer Krankheit, die sich allmählich austobt. Und Lottes erbarmungslose Art, die nichts verpflastert und nichts verdrängt, gibt wohl am Ende die vollkommenste Gesundung.

Unvermutet ist sie dazu gekommen, eine große Arbeit zu unternehmen, und auch das verdankt sie Alfred Findeler. Er hat ihr einen Roman zu lesen gegeben: “Wegsucherin Liebe” [26]. In der Form eines Tagebuchs, von einem Mann geschrieben, die Geschichte einer Liebe. In einer Nacht liest sie es durch, am nächsten Tag läuft sie zu Alfred Findeler und mit funkelnden Augen ruft sie schon auf der Schwelle: “Na, dein Wegsucher da – das ist ja unerhört, diese männliche Anmaßung! Er such doch bloß die bequemste Art, die Frau zu seinem Wegteppich zu machen, das ist seine ganze Wegsucherei! Selbst ungeschoren

²⁶ “Wegsucherin Liebe. Tagebuchblätter und Briefe.” von Martin Otto Johannes.

und verantwortungslos zu bleiben, den Herrn und Meister zu spielen! Sie natürlich, sie muß immer restlos für ihn da sein und "aufgetan" – aber daß er sich mal darum bekümmert, wie es in ihr aussieht – . Und sie, das arme Wesen – na, die hat ja auch nicht für einen Groschen kritischen Verstand; was der sagt, ist Gottes Wort, und sie gibt sich bloß die ehrlichste Mühe, sich auch völlig davon zu überzeugen und sich möglichst ausreichend als Wegteppich für seine Füße hinzustrecken! Aber was sie leidet, trotzdem... Und er – : das gehört sich nun mal so!"

Er blickt verdutzt. "Das hab ich darin nicht gefunden, ich fand es wirklich sehr schön."

"Ah, natürlich," spöttelt sie kriegerisch. "Aber sieh doch mal hier... ", und sie blättert das Buch auf. Schließlich meint er widerstrebend: "Ja, wenn man es so ansieht... Es ist aber so geschickt dargestellt, daß wenn man es nicht sehr aufmerksam liest... Und es ist wohl wahr, einem Mann geht diese Einstellung ganz selbstverständlich ein," gibt er mit einem kleinen Lächeln zu. "Aber auch Frauen sind ganz begeistert von dem Buch. Es braucht schon eine so prinzipiell streitsüchtige Person wie dich, um das Haar in dieser Geschichte zu finden."

Sie sitzt im Schreibtischsessel und schlägt mit dem Buch leicht gegen die Kante des Schreibtisches. "Ich hätte Lust, ein Gegenstück zu diesem Ding zu schreiben. Aber – ein Gegenstück!" sagt sie mit Nachdruck. "Von der Frau aus, wie sie es erlebt hat."

"Nun – tus!"

Überrascht blickt sie auf. "Na, einen Roman schreiben, das ist wohl..."

Und dann, wie sie sein Vertrauen sieht, findet sie doch den Mut, die Arbeit zu unternehmen.

Alfred Findeler steht ihr auch hier mit seiner Kritik, seiner Anerkennung, seinem Vertrauen zur Seite. Wie der Roman fortschreitet und er ihn druckreif findet, verspricht er ihr, ihn verlegen zu lassen, und auch eine Sammlung ihrer Gedichte, die er schon ausgewählt hat; und zwei ihrer Lieder will er in eine Liedersammlung aufnehmen, die er herauszugeben gedenkt: das Sturmlied, das vor Jahren in ihrer Heidewildnis entstand, und ein zartes, kleines Liebeslied, das sie jetzt für Heyo schrieb:

Lichtvögelein sang im Wunderbaum

Tireli!

Sang mir den schönsten Märchentraum

Weit vor der Morgenfrüh.

Lichtvögelein sang in stiller Nacht:

Tirela!

Bist Du von Sehnsucht aufgewacht?

Leis klagt mein Herze: Ja!

Lichtvögelein sang: Er denkt an dich

Tireli!

Sein Lieb zu grüßen sandt' er mich

Weit vor der Morgenfrüh.

Lichtvögelein immer weiter sang

Tireli Tirela Tireli!

Ganz leise Herz an Herze klang

Weit vor der Morgenfrüh.

Immer wieder besingt sie ihren Heyo in verzückten Versen. Das ist ja das einzige in diesen dunklen Wochen, an das sie mit Freude denken kann. Ach, daß sie so selten einen Brief von ihm bekommt! Sie sind herrlich, seine Briefe, voll Zärtlichkeit und Leidenschaft – aber je schöner sie sind, umso mehr braucht sie davon! Einmal, als er sie gar zu lange warten läßt, kommt ihr der Gedanke, ihm etwas zu schreiben, auf das er unfehlbar wird antworten müssen: sie will ihm sagen, sie sei schwanger. (Später, als ihr klar wurde, daß er sich jedenfalls nicht daran schuldig fühlen konnte, hat sie sich manchmal in komischem Entsetzen die Haare gerauft bei der Vorstellung, welche unerwartete Wirkung diese Mitteilung auf Heyo hätte haben müssen.) Sie zögert doch ein bißchen – schließlich ist das ein Schwindel; und dann kommt auch wieder einer seiner berauschten und berauschenden Briefe und gibt ihr Glück für lange Zeit.

Seine Briefe und ihre Gedichte für ihn sind ein zerbrechlicher Wall gegen die finsternen Gedanken. Und sie schreibt...

Oh hätt ich ganzen unermesslich reichen Schatz der Sprache!
Zu schmücken wüßt ich schöner dich, als es ein König kann.

...
...
...

Und einen Thronsitz würd ich dir errichten
So leuchtend niegesehn noch
Wie selbst aller Engel
Emsige Wundergebethände
Ihrem Heiland nicht bauen können.

Und zürnt mir ein neidischer Gott dann,
Schleudert im Grimm tief mich hinab
In heiße Höllenfeuer –
Oh so sprüht ich von dorthier noch
Meiner Schätze köstliche Krone
Jubelnd dir vor die Füße.

Beim Lesen eines solchen Heyo-Liedes sagt Alfred Findeler einmal mit ehrlichem Neid: "Ach dieser Heyo, dieser Glückliche!" Sie steht neben ihm, sieht auf ihn herab und denkt mit der spöttischen Überlegenheit des unermesslich Reichen: Du meine Güte, wenn dir soviel daran liegt, auch mal angesungen zu werden – den Gefallen können wir dir schon tun. Frage der Technik, ganz einfach. Man kann ja bekanntlich auch ein Paar alter Stiefel "bedichten". – Und in einem Tag hat sie ein wunderschönes Gedicht gemacht, das sie "Einem" betitelt. Es fängt so an:

"Du,
Deine Augen, die lieb ich so!"

Denn das ist wahrhaftig das einzige, was sie eventuell mit gutem Gewissen behaupten kann. Und sie findet wirklich wunderschöne und reiche Bilder für seine wirklich wunderschönen Augen.

Aber als er es gelesen hat und sie an sich zieht, die neben dem Sitzenden steht, und seinen Kopf an ihre Brust schmiegt – da merkt sie plötzlich, daß er das, was von ihr als ein großzügiges Geschenk gedacht war, auf die peinlichste Weise mißversteht. Ein wenig hatte

sie gefürchtet, daß die prompte Erfüllung eines halb ausgesprochenen Wunsches ihm zu absichtlich vorkommen und ihn deswegen leise verstimmen könnte. Oh nein – seine allzu kritiklose Selbstliebe nimmt dies Gedicht offenbar für die schüchterne Anbetung eines verliebten kleinen Mädchens.

Warum hat sie ihn da nicht ausgelacht ?

In ihr Tagebuch schreibt sie: “Schwach – wie immer. Alles erkennen – das Häßliche, Beleidigende, das mir gegenübertritt, das mir geschieht – und auch wissen, was ich tun muß, um es abzuwehren, rein, groß, stolz, hoch zu bleiben, Ich zu bleiben; und aus erbärmlicher Schwäche das nicht können. O wir großen Alleserkenner und Nichtsköner !”

Und dann kommt eines Tages seine Frau herein, während er Lotte küßt. Sie hat es gesehen, da besteht gar kein Zweifel. Vom Schreibtischsessel aus, trotz der gesenkten Lider, sieht Lotte die hagere Frau mit den scharfen Zügen und dem schönen, sprühend goldroten Haar in einem Bücherregal etwas suchen und sieht den Mann emsig und verlegen und mit verhaltener Irritation in seinen Papieren auf dem Tisch kramen.

Sie begreift nicht, daß er jetzt schweigen kann. Sie hat es doch gesehen, und er weiß es. Was er auch sagen mag – aber dies Schweigen des Ertappten ist unerträglich verächtlich; und sie zieht es mit hinein in diese Verächtlichkeit.

Als sie an diesem Tag nach Haus geht, ist es beschlossen für Lotte: er wird sie nicht wieder küssen. Solange die Bemäntelung mit “Väterlichkeit” eine Abmachung zwischen ihnen beiden war und von beiden als Bemäntelung erkannt – da mochte es noch hingehen. Aber Lotte läßt sich nicht mit schlechtem Gewissen heimlich in den Ecken küssen, mit der Furcht, “ertappt” zu werden.

Er hat doch eine sehr entwickelte Sensibilität, er scheint ihre Abwehr zu spüren, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Von diesem Tag an küßt er sie nicht mehr.

Aber einmal geschieht es, während sie wie gewöhnlich im Schreibtischsessel sitzt, daß er sich fest gegen ihre Hand lehnt, die den vorderen Knauf der Armlehne umspannt, und sich im Gespräch, scheinbar unachtsam, daran hin- und herscheuert. Bei seiner Statur trifft ihre Hand gerade mit dem zusammen, was die Schneider den “Schritt” nennen.

Sie rückt sich mit dem Sessel etwas zurück und sieht mit so offenem kalten Hohn zu ihm auf, daß er sich abwendet und im Zimmer hin- und herzugehen beginnt.

Die Eltern sind glücklich und stolz, daß Pastor Findeler, dieser bedeutende Mann, sich so ihres Kindes annimmt; sie fürchten nur, sie könne ihn in ihrer jugendlichen Unbedachtlichkeit zu sehr in Anspruch nehmen. Aber auf eine zaghafte Anfrage der Mutter antwortet er: “Lotte ist mir *immer* willkommen. Es ist mir eine Freude, ihr zu helfen. Sie ist ein *selten* begabter und reicher Mensch, aber sie braucht *Führung*. Hindern sie sie *nie*, zu mir zu kommen. Sie *braucht* mich.”

Und wieder ist in mir ein stilles Warten
Auf diesen letzten Klang.
Und ob mich tausendmal Truglieder narreten,
Mir ist nicht bang.
Ein Wissen steht in mir: einst wirds geschehen.
Da wird im Jubelüberschwang
Allüberstürmend durch mich wehen
Der größten Liebe Sang.

Kapitel 7

“Den Seefahrt-ist-not-Patriotismus zur Hintertür rausgeschmissen, den Nibelungen-Volkstums-Mystizismus breit zur Vordertür eingeladen.” Darin faßt Lotte bald ihre Meinung über die Fichte-Hochschule zusammen. Welch ein lahmer Geist hier herrscht! (Das Wort “Geist” kann sie in Zusammenhang mit der Fichte-Hochschule überhaupt nur in Gänsefüßchen denken.) “Evolution” ist ein Wort, auf das diese Leute sehr stolz sind. Offenbar bedeutet es für sie schon einen großen revolutionären Aufschwung, sich zu ihm zu bekennen. In den Arbeitsgemeinschaften werden nur längst anerkannte, wohltemperierte oder durch die Zeit sanktionierte geistige Erscheinungen behandelt: Fichte, Goethe, Wagner und ähnliche.

Freilich, Findelers tiefsinnige metaphysische Ausführungen über den Sinn des Liebestrankes und des Liebestodes und ähnliches interessieren Lotte sehr, imponieren ihr sogar ungemein, da sie selbst nur allzusehr zu derartigen Spekulationen neigt. (Zwei Jahre später wundert sie sich, daß ihr vorzügliches Gedächtnis nichts von all dem Tiefsinn zurückbehalten hat.)

Persönlichen Kontakt findet sie hier zu keinem Menschen – vielleicht, weil sie ihn nicht sucht. Diese Frauen, die mehr oder weniger rückhaltlos ihre Bewunderung für den großen Mann zur Schau tragen und zu allem Oh und Ah sagen – was soll sie mit ihnen? So gibt sie sich keine Mühe, ihre natürliche Kälte und Reserviertheit gegenüber Fremden, die leicht wie überlegene Ablehnung wirkt, durch Entgegenkommen zu temperieren. Den anwesenden Frauen kann es natürlich nicht gefallen, daß sie als einzige, als wenn es sich so gehöre, neben Alfred Findeler an der Kopfseite des Hufeisentisches sitzt, wie präsidierend, daß sie den Angebeteten duzt und mit einer unausstehlichen Selbstsicherheit, das eingebildete junge Ding, während der Diskussionen lange Dissertationen vom Stapel läßt und sogar “Ihm” standhält.

Und eines Tages kommt sie doch tatsächlich mit kurzgeschnittenen Haaren in die Versammlung! Erst Jahre später setzt diese Haartracht sich allmählich als Mode durch, heute ist es noch ein einzig dastehendes, abschreckendes Beispiel von Emanzipation.

Ihre Eltern von der Vernünftigkeit dieses Entschlusses zu überzeugen, war nicht leicht. Seit sie zurückgekommen ist, gehen ihr die Haare in anormaler Weise aus; und sie hat gehört, das beste Mittel dagegen sei, sie abzuschneiden. Ohne das wäre sie auch nicht auf die Idee gekommen, sie hatte an ihren Haaren nichts auszusetzen. Der Vater hat überhaupt nichts davon hören wollen. Erst als Dr. Warlies Lottes Meinung bestätigte und die Sache damit den Aspekt medizinisch anerkannter Notwendigkeit bekam, hat er widerstrebend eingewilligt. Aber den ersten Tag hat er seine Tochter gar nicht anzusehen gewagt, und

sie erkannte an seiner Miene, wie verstört er war.

Sie fühlt sich wunderbar und wirklich wie freier geworden, seit die Zöpfe gefallen sind. Und wieviel einfacher jetzt das Frisieren geworden ist ! Ein paar Striche mit dem Kamm, mit der Bürste durch die knisternden, seidenfeinen Haare - und sie legen sich, von keinem Scheitel gebändigt, in breiten, weichen Wellen locker um den Kopf, mit schönen, kupfrig-goldigen Reflexen, und rollen sich gefügig gegen den kräftigen Hals und über den Ohren ein. Freilich, mit der hohen, jetzt ganz freien Stirn und dem Rahmen dieser Haartracht bekommt ihr Gesicht mehr als je das Gepräge eines eigensinnigen Renaissance-Jünglings. Ihr gefällt es: so sieht sie echter nach sich selbst aus. Und wenn es Alfred Findelers Hofstaat schockiert – das kann ihr nur Spaß machen.

Natürlich gibt es auch einige männliche Teilnehmer bei seinen Vortragsabenden. Lotte hat sie ein wenig genauer betrachtet als die Frauen, aber sie sind kaum interessanter. Sie hat das spießige zahme Hühnervolk bald gründlich satt.

Ein einziger unter den anwesenden Männern ist vielleicht nicht so ganz "Hühnerhof". Er beteiligt sich kaum an den Diskussionen, aber seine etwas starren, sehr blauen Augen sind immer mit einem Ausdruck gesammelten Ernstes unverwandt auf den Sprechenden gerichtet. Von diesem Blick angezogen, betrachtet Lotte gelegentlich verstohlen das Gesicht: breit, flach und kräftig, im Umriß beinahe rund, das spärliche blonde Haar auf korrekteste Offiziersmanier geschnitten und gescheitelt; aber die Züge sind so von Offenheit und knabenhaftem Ernst geprägt, daß sie anziehend wirken. Eins von den Gesichtern, von denen man sagen kann, es sei auf ihnen geschrieben, daß dieser Mensch nie eine Unehrenhaftigkeit begehen könnte. Er ist von kräftiger Statur und für Lottes Geschmack ein bißchen zu voll und schwer für einen noch jungen Mann.

Eines Abends, als noch viele in Gruppen sprechend herumstehen, nähert er sich Lotte und stellt sich vor, die Hacken zusammenschlagend: "Bartels. – Darf ich Sie bitten, mir näher zu erläutern, was Sie vorhin über die neue Kunst sagten? Es interessiert mich sehr, nur – es ist mir ein so gänzlich fremdes Gebiet –"

Lotte wird rot: sie hat für den Expressionismus gesprochen, in einer längeren Ausführung, aus dem Stegreif, auf ihre unbedingte und entflammte Art, und einige dieser Gänse haben gekichert.

"Wenn Sie wollen, gehn wir zusammen nach Haus; der Weg ist weit, da kann man allerhand bereden," antwortet sie bereitwillig.

Eigentlich war es überhaupt eine Anmaßung von ihr, so zu reden: es ist noch gar nicht lange her, daß sie den Expressionismus kennengelernt hat. Für den Januar war eine Arbeitsgemeinschaft für neue Bühnenkunst angezeigt, und Alfred Findeler schien es nicht recht zu passen, daß Lotte sich dafür eintrug. Er hat direkt versucht, ihr angst zu machen vor dem groben und anspruchsvollen Leiter dieses Kurses. Fast mit Herzklopfen meldete sie sich bei Dr. Schreyer; die klangvolle Stimme am Telefon gab ihr wieder Mut, und beschwingt machte sie sich nach zwei Tagen auf den Weg. Und als das nette Mädchen sie in ein großes Musikzimmer führte, wurde ihr ganz hell und leicht innerlich – ähnlich wie wenn sie das Meer erblickt. An der Wand ihr gegenüber ein großes Gemälde in schwingenden und stürmenden Linien, weiterhin übereinandergetürmte und einander überschneidende Kuben; da hinten ein kleineres Bildchen in tiefen innigen Farben. Oh, aber das ist ja wie ihre eigenen Versuche der letzten Zeit! Schöner natürlich, gekonnter, vollendet in seiner Freiheit – aber tief vertraut und so einfach verwandt!

Ein noch junger Mann von zierlicher Figur kommt mit raschen, elastischen Schritten auf sie zu, ein helles Lächeln auf dem feinen und klaren Gesicht wie das eines eigenwilligen

Knaben, und schüttelt ihr heiter kameradschaftlich die Hand.

Sind es die Bilder an den Wänden, ist es die ungezwungene Leichtigkeit ihres Gegenübers? Lotte, die "auf Besuch" steif und überernst ist, fühlt sich froh und leicht, und sie plaudern wie alte Bekannte.

Ja, er hält nicht viel von diesen Fichte-Hochschul-Leuten mit ihren holzigen Ideen (er fängt in Lottes Augen den Blitz spöttischen Einverständnisses), aber er hat diese Arbeitsgemeinschaft dort angemeldet in der Hoffnung, vielleicht doch ein paar Menschen zu finden, mit denen er dann eine ernsthafte Dauerarbeit beginnen kann. Er war mehrere Jahre lang Dramaturg am Stadttheater, da hat er seine Ideen über Bühnenkunst entwickelt, aber er hat sie natürlich nie durchführen können. Nun hat er die Kampfbühne geschaffen, in der er seine Ideen verwirklichen will, und sie haben auch schon einiges aufgeführt, aber es fehlen ihm noch Menschen.

Das Merkwürdige an diesem Gesicht ist, daß es zugleich weich und straff wirkt; es ist wohl die große Spanne zwischen der geraden und langen, schmalen Nase und dem schmalen Mund, die ihm den Ausdruck von unbeugsamem Eigensinn gibt. Die großen blaugrauen Augen sind klug und froh. Lotte möchte nur immer das weiche, weizenblonde Haar wegstreichen, das er wie einen Pony in die Stirn gekämmt trägt; welch eine Idee bei einem Mann! Wie er jetzt das Gesicht dem Fenster zuwendet, an dem sie in breiten und tiefen Bauhaus-Sesseln sitzen, bemerkt Lotte, daß Dr. Schreyer doch nicht so jung sein kann, wie er wirkt: das frische Gesicht zeigt schon feine Fältchen. Die frauenhaft kleinen, schönen Hände haben ruhige und ausdrucksvolle Gesten.

"Also, daß Sie ein wenig musikalisch sind, wie man so sagt, rhythmisches Empfinden haben und – Fühlung zu der Welt, die sie hier sehen..." – eine Handbewegung rings um die Wände – "das ist alles, was nötig ist."

Aufleuchtend erwidert sie: "Ich lebe ja ganz darin, ich habe schon selbst nach dieser Art von Ausdruck gesucht. Ich wußte nicht einmal, daß so etwas schon existiert – . Ich war so froh, als ich hereinkam! Es ist wie eine Bestätigung – "

Brüderlich erwidern seine Augen ihre Freude.

Er zeigt ihr die Bilder. Lauter Namen, die heute noch verlacht werden und erst später Berühmtheit erlangen: Picasso, Kandinsky, Paul Klee, Chagall, die Heemskerk...

"Wenn Sie sich Ihrer edleren Körperteile entledigen wollen," meint er fröhlich und nimmt ihr den Mantel ab. Und wieder sitzen sie und plaudern, und Lotte fühlt sich wie ein hochloderndes Johannisfeuer: der erste reife Mensch! Alfred Findeler – freilich, bei ihm klang auch vieles an. Aber wenn alles Phrase bleibt! Und wohlweislich hält er sich am liebsten auf dem Gebiet des Abstrakten, das ist unverbindlich. Lothar Schreyer dagegen hat resolut die alten Narrheiten über Bord geworfen, er tut und lebt das, was er für richtig hält: in seiner Ehe, in der Erziehung seines Söhnchens, in seiner Arbeit. Wie amüsant er das Schema bis in die harmlosesten Ausdrücke verspottet! "Grob" hat Alfred Findeler ihn genannt; du meine Güte, wenn er den Mut und den Geist, überkommene Albernheiten durch sich selbst ad absurdum zu führen, als Grobheit bezeichnet! Möglicherweise hat Schreyer mal was gesagt, was ihn persönlich kratzte, und so etwas...

Aufatmend nahm Lotte schließlich Abschied; sie flog nach Hause, und den ganzen Tag mußte die Mutter ihre überschäumende, triumphierende, glückselige Begeisterung über sich ergehen lassen. In ihr Tagebuch schrieb sie: "Die Kampfbühne – ob das mein Leben wird? Ja: Kampf – und Bühne – mein Leben!"

Hin und wieder mischt sich in ihren Rausch die Selbstkritik: sie muß auch andere Kunstformen anerkennen, kann nicht ungeteilt nur zu einer Fahne schwören. Und es er-

scheint ihr als verächtliche Halbheit: zu allem Ja sagen können, die Berechtigung alles anerkennen. Hoffentlich ist es nur ein Übergang.

Natürlich war es naiv von ihr, den ängstlich am Endgültig-Sanktionierten klebenden Evolutionsleuten der Fichte-Hochschule von einem neuen Aufbruch in der Kunst zu predigen. Aber nun hat sie in diesem Bartels doch einen gefunden, der sich dafür interessiert!

Und nicht nur dafür. Ganz unversehens wird es zur Gewohnheit, daß er sie nach Haus begleitet, und vom Hundertsten kommen sie ins Tausendste in ihren nächtlichen Gesprächen.

Lotte ist eine schlechte Erzählerin, aber wenn sie ihre Gedankengänge auseinander setzt, hat sie eine sehr anziehende Art zu sprechen: meistens lebhaft und hingerissen; wenn sie Widerspruch bei ihrem Diskussionspartner voraussetzt, kann sie sich zu scharf skandierter, kühler Sachlichkeit zwingen, in der sie gern ein wenig Überlegenheit mitschwingen läßt; manchmal, wenn sie den rechten Ausdruck sucht, zieht sie die Worte hin mit ihrer melodischen Stimme, wie in dem unbewußten Streben, den Zuhörer nicht aus dem Bann ihrer Sprache zu entlassen: seit sie bemerkt hat, wie fesselnd das wirkt, kultiviert sie diese Art ein wenig.

Edwin Bartels hört ihr aufmerksam zu und nimmt dann mit seiner bedächtigen, beinahe drollig langsamen Sprechweise Glied um Glied die Kette ihrer Gedanken auf. Dabei wird es Lotte gewahr, daß sie gelegentlich ein wenig rasch "um die Ecke gedacht" hat, in der ihr vertrauten Gedankenbahn einen Schritt zu erläutern unterließ. Hin und wieder geschieht es auch, daß er ihr auf diese Weise entstandene logische Irrtümer aufzeigt, aber auf eine so nette Art: "Da sehe ich nicht ganz klar – wollen Sie mir das nicht näher auseinandersetzen?" – So harmlos, daß Lotte sich fragt, ob er wirklich nicht bemerkte, daß sie da einen Schnitzer gemacht hat. Dann schüttelt sie übermütig den Kopf, daß die kurzen Locken ihr um die Backen tanzen: "Ja, ich bin manchmal ein bißchen schwachsinnig, das dürfen sie mir nicht übelnehmen. Ich war vor kurzem sehr krank und bin noch jetzt damit beschäftigt, in meinem Hirnkästchen langsam Ordnung zu schaffen." Ihre Stimme ist schwer geworden, und er wendet ihr den Kopf zu und sieht sie mit seinen etwas starren Augen voll knabenhafter Brüderlichkeit an. Und wenn er dann sagt: "Nun, um Ihr Hirnkästchen, so wie es jetzt ist, könnte Sie mancher Mann beneiden," dann klingt es gar nicht wie ein billiges Kompliment, sondern einfach und aufrichtig. – Nur, alles ist relativ, denkt sie skeptisch.

"Etwas hat der Krieg mir doch gebracht," meint er im Lauf der Gespräche auf seine bedächtige Art. "Er hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich kann wohl sagen, meinen Horizont erweitert. Vorher war man so selbstzufrieden eingeschlossen in seine Welt, und sie kam einem wie *die* Welt vor: das Geschäft, die Familie, die Leute, mit denen man verkehrte. Und die Ansichten, die in dieser Welt herrschten, schienen einem die einzig richtigen und unangreifbar. Natürlich, man hat auch gelesen, schließlich ist man ein gebildeter Mensch. Aber das war Zeitvertreib, oder vielleicht auch nur, weil es sich so gehörte. – Ich bin im Krieg gewesen, an der Front, vier Jahre fast. Und in dem engen Kontakt mit meinen Leuten, und – bei dem, was man da sonst noch so erlebt hat, – da habe ich angefangen nachzudenken. Und ich habe begriffen, daß meine bisherige Welt noch nicht alles ist, daß man sich nicht mit dem zufriedengeben kann, was sie enthält. Das ist erst so nach und nach gekommen. Aber es hat mir keine Ruhe gelassen. Und deshalb habe ich mich bei der Fichte-Hochschule eingeschrieben. Ich glaube, ein Mensch soll sich nicht einfach mit seinem überlieferten Lebenskreis abfinden und mit dem, was ihm an Gedanken überliefert

ist, sondern man muß seinen Gesichtskreis erweitern, fremden Gedankengängen zu folgen versuchen, und sie wirklich zu verstehen suchen.“

Es ist gut, daß er im Dunkel der Nacht, wie sie nebeneinander durch die nebelfeuchten Straßen wandern, ihres duldsamen Lächeln nicht gewahr wird. Und doch gefällt seine einfache, gründliche Art ihr gut.

“Sie, Fräulein Babendeerde, haben eigene Gedanken. Ich kenne mich gut genug: ich weiß, zu eigenen Gedanken bin ich nicht fähig. Aber ich bin froh und fühle mich bereichert, wenn es mir gelingt, die Gedanken anderer wirklich zu verstehen.“

Edwin Bartels begleitet sie jetzt regelmäßig bis nach Haus, und die ruhigen Gespräche mit dem besonnenen Mann tun ihr wohl. Ein wenig gefällt es ihr auch, zu spüren, wie ihre kühne, kompromißlose Denkweise und ihre lebhaft, manchmal leidenschaftliche Art, sie auszudrücken, ihn nicht nur verstandesmäßig beeindrucken.

Das erste Mal, als sie miteinander das Sitzungszimmer verließen, sind Alfred Findelers scharfe Augen ihnen gefolgt. Als Lotte am nächsten Tage zu ihm kam, sagte er: “Mein liebes Kind, mach Dir keine Illusionen. Der ist aus alter Patrizierfamilie, und ein Ehrenmann.“

Lotte zieht die Brauen hoch: was für Illusionen? Hochmütig sagt sie: “Aus einer Patrizierfamilie bin ich nicht, aber ich würde mein Hirn nicht gegen das seine eintauschen, und wenn – wenn man dafür jeden einzelnen meiner Zehen zu einem Patrizier machen wollte. Und wenn einer sich für meine Ideen interessiert, so würde ich sie ihm mitteilen, auch wenn er kein Ehrenmann wäre. Also – ?“, und sieht ihn kampflustig an.

Er hat das duldsame Lächeln des Älteren für einen jugendlichen Hitzkopf. “Übrigens,” lenkt er ab, “ich soll dich mit einer jungen Frau bekanntmachen. Ich weiß nicht, ob sie dir gefallen wird. Ein bisschen arg hysterisch, alle möglichen fixen Ideen: künstlerischer Größenwahn, geopferter Genie und so weiter. Eheschmerzen, die unverstandene Frau – . Sie wollte unbedingt, daß ich selbst die Bekanntschaft vermittele. Sie hält sich für äußerst interessant und glaubt, bei dir Verständnis für alle ihre Leiden und Sehnsüchte zu finden. Na,” er zuckt die Achseln, “du wirst ja selbst sehen, was du aus ihr machen kannst. Nur möchte ich nicht, daß sie dein Gleichgewicht wieder durcheinanderbringt. Wir haben schwer genug drum gekämpft, wir beide, gell?”

Lotte steht neben ihm, der am Schreibtisch sitzt. Er sieht zu ihr auf, die am Schreibtisch lehnt, und legt den Arm um ihre Hüfte. Er schmiegt seinen Kopf an ihre Brust und sieht mit seinem streichelnden Blick zu ihr auf. Sie kann es nicht hindern, daß ein spöttisches Lächeln in ihr Gesicht tritt: genaugenommen haben wir ja sehr bald um ganz was anderes gekämpft, du und ich, und immer mehr gegeneinander.

Er läßt den Arm von ihrer Hüfte gleiten und gibt seinem Gesicht einen sachlicheren Ausdruck. Lotte unterdrückt einen resignierten Seufzer: Ach ja, das Krokodil und das Kaninchen.

Frau Elly ist sicher einmal schön gewesen, aber jetzt nahe den Dreißigern, mit ihren hageren, scharfen Zügen und der Habichtsnase unter dem aufgeblondeten Haar, wirkt sie älter und ein wenig hexenhaft. Die Hände sind dürr und ruhelos, mit merkwürdig brutalen, stumpfen Fingern. Dauernd beißt sie an ihren Nägeln, die bis aufs rohe Fleisch abgeknabbert sind; ein schmaler, bläulichroter Wulst gequälten Fleisches an jedem breiten Fingerende.

Mit Leidenschaft wirft sie sich und ihr Vertrauen Lotte zu. Wenn sie ihr ihre ehelichen und künstlerischen Enttäuschungen anvertraut, ihre Kummernisse, ihre Qualen – dann

spürt Lotte, wie ihre eigene Pein versinkt, und wenn sie auch eben noch fast darum verzagen wollte; wie sie stark daran wird, daß ein Mensch ihre Stärke braucht, bei ihr einen Halt sucht. Aber lange kann sie ein kühles Staunen nicht ganz überwinden: in voller Aufrichtigkeit macht diese rastlose, übernervöse Frau alle andern, die Welt, ihre Eltern, ihren Mann für ihr verpatztes Leben verantwortlich, für das, was sie ist und was sie nicht geworden ist.

Frau Elly spürt Lottes Zurückhaltung und klagt bitter darüber. Und Lotte schämt sich ihrer Abwehr, sagt nicht Ja und nicht Nein, schweigt nur. Immer feige, immer unaufrichtig; Mitleid ist kein mildernder Umstand.

Plötzlich, eines Abends, bittet Frau Elly: "Lotte, laß uns Du sagen!", und wirft sich ihr fast weinend in die Arme. Da ist Lotte überwältigt von Freundschaft für diese ältere, verheiratete Frau, die ihr immer mehr wie eine jüngere und schutzbedürftige Schwester vorkommt.

Einmal findet Lotte auch Gelegenheit, Frau Elly von ihren eigenen Schwierigkeiten zu sprechen; oh, nur von den zutageliegenden mit ihren Eltern; nie könnte sie ihr auch nur ein Wort von dem sagen, was sie in der Tiefe quält.

Ja, die immer neuen, immer gleichen Schwierigkeiten mit ihren Eltern. Gewiß, sie wollen ihr alle Freiheit lassen. Sie kann gehen, zu wem sie will – sie haben volles Vertrauen zu ihr. Sie kann empfangen, wen sie will – ihre Freunde sollen ihnen willkommen sein. Aber spät abends nach Hause kommen – "Was sollen die Leute sagen!" Und unser guter Name, und unsere Ehre – eine schlimmer als chinesische Mauer. Als wenn alle Nachbarn nachts stundenlang im Fenster lägen, die Stoppuhr in der Hand, um Lotte Babendeerdes Heimkunft zu kontrollieren. Und wenn schon. Sie ist nicht den Nachbarn verantwortlich, nur sich selbst, und schließlich kann die Fichte-Hochschule und können die Theater nicht ihre Veranstaltungen auf den Fünf-Uhr-Tee verlegen, den pfahlbürgerlichen Anschauungen ihrer Eltern zuliebe.

In diesem Winter ist sie in einem wahren Opernrausch. Vor allem läßt sie keinen Wagnerabend vorübergehen. Sie hat ihren Stammplatz auf dem Olymp, neben einer Säule. Da kann man den Kopf anlehnen und mit geschlossenen Augen zuhören. – Sie denkt ja gar nicht daran, das aufzugeben.

Die Eltern denken aber ebensowenig daran, nachzugeben. Manchmal ist tagelang Gewitterstimmung. Lotte merkt, wie der Vater mit aller Kraft an sich hält, um nicht loszubrechen. Umso heftiger sind die Szenen, die die Mutter ihr macht, die sich als Delegierte des Vaters fühlt und wahrscheinlich hofft, durch ihre Energie ihren Mann zu überzeugen, daß er nicht in Szene zu treten braucht und durch einen Zusammenstoß Nichtwiedergutzumachendes herbeiführt.

Frau Elly hat eine glänzende Idee: warum soll Lotte nicht zu ihr ziehen? "Ich sage deiner Mutter, ich brauchte dich, als freundschaftliche Hilfe. Du könntest sogar den Haushalt bei mir lernen! Wir machen alles zusammen, ich kann dir natürlich nur ein geringes Taschengeld geben – . Ach Lotti, das wird herrlich sein! Dann sind wir Tag und Nacht beisammen!"

"Ich darf aber auch meine Arbeit nicht vernachlässigen," gibt Lotte zu bedenken.

"Aber Kind, du kannst doch arbeiten, soviel du willst! Wenn *ich* kein Verständnis dafür hätte – ! Zu zweit ist so ein Haushalt ja auch schnell gemacht."

Die Mutter ist erfreut, daß ihre Tochter jetzt gutwillig doch noch ein wenig Haushalt lernen will, und schreibt es dem guten Einfluß der älteren Freundin zu. Lotte wundert sich: man braucht doch Frau Elly nur eine Weile zu sehen, um zu begreifen, daß sie keine

Hausfrau ist! Elly hat auch der Mutter bei einem Besuch von ihren künstlerischen Ambitionen gesprochen, die zu verwirklichen nun ja, ach, durch Heirat und Kinder dermaßen erschwert ist. Aber Anna Babendeerde hat nicht vergessen, daß einmal in einer Frauenzeitschrift von einer der größten Schauspielerinnen erzählt wurde, sie sei eine vorzügliche Hausfrau, ein wahres Blauband. Lotte ist froh und erleichtert auch aus einem anderen Grund: jetzt wird sie ihren Vater entlasten können. Zu lange schon hat sie es bedenkenlos hingenommen, daß er sie ernährte. Eine Zeitlang freilich war es nötig, aber allmählich wird es eine Schande für sie. Er verdient sein Geld wahrhaftig nicht auf die angenehmste Weise...

Als Robert Babendeerde vom Militärdienst entlassen wurde, hatte er geglaubt, wie in seiner Familie, so auch in seinem Beruf alles beim alten zu finden; und daß er nur wiederkommen brauchte, um wieder da zu sein – wie vorher.

Aber auch da erwartete ihn eine Enttäuschung. Die Besitzerin des Gartenrestaurants wollte den niemals gekündigten Pachtvertrag nicht erneuern. Während er jahrelang den grauen Rock trug, war ihr Sohn alt genug geworden, um auf eigene Rechnung den Betrieb zu führen. Und Robert Babendeerde stand auf der Straße.

Gewiß, er hatte, wie es Kriegsteilnehmern zustand, Klage erhoben. Aber es konnten Jahre vergehen, bis die Sache entschieden war, und bis dahin mußte er mit seiner Familie leben.

Er fand Beschäftigung als Lagerverwalter in einer kleinen Brauerei. Das war ein schöner Titel, Babendeerde fand daran nichts auszusetzen, aber es stellte sich heraus, daß die ihm zufallenden Funktionen nicht ganz dem Titel entsprachen. Er war der einzige Angestellte in der winzigen "Bude" und hatte allen möglichen und unmöglichen Arbeiten zu leisten. "Hausdiener bin ich, Laufbursche," sagte er bitter zu seiner Frau. Das Bitterste war für ihn, daß er täglich mit einer Schiebkarre liefern gehen mußte. Und dazu ein lächerlich geringes Gehalt. Als Arbeiter hätte er wahrscheinlich einen besseren Lohn bekommen. Aber man hatte ihn als Angestellten genommen.

Mit gesenktem Kopf schob und zog er seine Karre durch die Straßen, der alternde Mann, und meinte wohl, alle sähen ihn an. Erschöpft, niedergeschlagen und verbittert kam er abends nach Haus. Er suchte nach Besserem – es gab unzählige heimgekehrte Vaterlandsverteidiger, die auf der Straße lagen, und selten einmal einen freien Arbeitsplatz in der desorganisierten und ausgebluteten Wirtschaft.

Eines Tages, mit gesenktem Kopf schweratmend hinter der hochbepackten Karre, hörte er sich anrufen. Ein Kamerad von der Front, in Arbeitskleidung gleich ihm, aber frisch, gesund und zufrieden. "Na, was treibst du denn?" – "Und du?"

Der Kamerad hatte auch keine Arbeit finden können und hatte sich kurzentschlossen als Stiefelputzer etabliert, am Dammtorbahnhof. Verdiente glänzend. "Na komm, das kannst du doch auch machen, am Hauptbahnhof zum Beispiel. Ich steh am Dammtor, weil meine Frau die Damentoilette hat, und wir wohnen auch ganz in der Nähe. Ich kann dir bloß sagen! Du verdienst ein Heidengeld damit!"

Stiefelputzer. Noch eine Stufe tiefer rutschen, freiwillig. Aber war das im Grunde schlimmer als die täglichen Martergänge mit der Schiebkarre, die ihm den letzten Atem aus dem Leibe zerzten? Und man verdiente "ein Heidengeld" – . Aber jetzt war er doch Angestellter. Und hatte was Sicheres. Was Sicheres, ja – . Wenn seine treue Anna nicht so tüchtig wäre und jeden Groschen dreimal umdrehte, würde es kaum zum täglichen Leben langen; ein Paar Schuhe zu kaufen, bleibt ohnehin ein beängstigendes Problem. Und die

Schulden, die sie während des Krieges bei den Verwandten machen mußten, werden sie auf diese Weise im Leben nicht loswerden.

Tage- und nächtelang wälzte Robert Babendeerde diese Gedanken in seinem Hirn. Seiner Frau sagte er nichts davon. Er sagte ihr auch nichts, als sein Entschluß gefaßt war, als er sich den Gewerbeschein besorgte und den Kasten mit den vielerlei Bürsten; der brave Kamerad ließ ihm das nötige Geld.

Und dann kam er eines Tages nach Haus, den blinkenden Stiefelputzkasten unter dem Arm und mit hartem Gesicht und sagte zu seiner Frau: "Morgen stell ich mich als Stiefelputzer an den Hauptbahnhof."

Sie verstand nicht gleich, und doch mußte sie sich setzen, in klammerndem Schrecken. Dann fiel sie ihrem Mann schweigend um den Hals.

Robert Babendeerde hat sich wohl niemals ganz an diese endgültige Deklassierung gewöhnen können. Hier am Hauptbahnhof geschah es ihm öfter als während seiner Lohnkellner-Nächte, daß er Bekannte sah, die ihn nicht erkannten. Bei manchen ist es sicher so gewesen, daß sie den Stiefelputzer an der Bahnhausmauer einfach nicht sahen, sowenig wie die andern Gesichter in dem unablässigen Treiben und Wogen der Ein- und Ausgänge. Bei andern hat er sich nicht getäuscht, daß sie ihn erkannten und schnell nach der andern Seite sahen. [27]

Die Arbeit wurde ihm auch nicht leicht. Der fünfzigjährige Mann war es nicht gewöhnt, stundenlang immer wieder auf den Knien zu liegen. Seine Kniee schwellen an und entzündeten sich. Mit Tränen in den Augen bat seine Frau ihn, einige Tage auszusetzen. Er biß die Zähne zusammen: Nein. Es wird schon vorübergehen. Je früher man die Schulden los war, umso eher konnte man ruhiger schlafen.

Seine Frau machte ihm kleine Polster, die er sich auf dem Arbeitsplatz vor die Kniee band, und legte ein Kissen vor dem Kasten, auf den der Kunde seinen Fuß stellte, auf den Boden. Aber versucht mal, mit entzündeten, geschwellenen Knien selbst auf einem Kissen zu knien! [28]

Er hielt durch. Bevor er im grauen Morgen wegging, machte seine Frau ihm ein Fußbad, Abgießungen, Kompressen, und mit mühsam verbissenem Stöhnen versuchte er dann, die Kniee beweglich zu kriegen. Spätabends kam er zurück mit steifen Beinen und schmerzverzerrtem Gesicht; wieder machte Anna ihm Fußbäder, Kompressen und für die Nacht Umschläge.

Es dauerte viele Wochen, bis die Kniee sich einigermaßen gewöhnt hatten.

Aber der Kamerad hatte nicht zuviel behauptet: man verdiente glänzend. Man konnte sich besser ernähren und allmählich auch an Anschaffungen denken. An dem Tag, als er die letzten Schulden bei den Verwandten beglich, taten ihm zum erstenmal die Kniee nicht mehr weh.

Der Stiefelputzerei ihres Vaters ist es auch zu verdanken, daß Lotte ohne Sorgen im elterlichen Hause leben konnte. Mit seinem Gehalt als "Lagerverwalter" hätte er die große Tochter kaum noch miternähren können.

Lotte ist begeistert und voll Respekt, daß er sich so hat überwinden können. Sie kennt ihren Vater gut genug, um zu wissen, was dieser Entschluß ihn gekostet haben muß. Was

²⁷Kommentar der Autorin: "Direkter".

²⁸Kommentar der Autorin: "Besser". Im Original: "Er ließ sich von seiner Frau kleine Polster machen". Die hier wiedergegebene Variante ist mit Fragezeichen versehen.

jede Stunde ihn kostet, die er am Bahnhofseingang verbringt, begreift sie wohl nie.

Lotte hat Frau Elly schon ein paarmal besucht; meistens war sie zum Abendessen eingeladen, und jedesmal empfing Frau Elly sie in einem recht unordentlichen Zimmer. Nach einer ganzen Weile Geplauder sprang sie dann plötzlich auf: "Gott, ich hab ja noch die Küchlein zu backen, die ich dir zugedacht habe! Komm, zu zweien geht das ganz schnell –", und zog Lotte in die Küche, wo das schmutzige Geschirr von mehreren Tagen herumstand, auf dem Tisch, der Anrichte, dem Herd, sogar auf dem Boden. Um die Kuchen anzurühren, mußte man erstmal eine angetrocknete Schüssel auswaschen und unter all den Tellern und Töpfen noch einen Holzlöffel suchen. Und bis man dann zum Essen kam...

Jetzt erfährt Lotte, daß diese merkwürdigen Zustände die Regel sind in diesem ungeordneten Haushalt.

Frau Elly wird eigentlich erst abends recht lebendig. Dann macht sie starken Tee, trägt Liköre auf, setzt sich ans Klavier und ruft Lotte zum Zeugen an. Daß ihre Stimme doch langsam wieder zunimmt an Umfang und Reinheit. Sie wird doch noch einmal wieder Gesangsstunden nehmen und auftreten und die Welt in ihren Bann zwingen. Zum Glück wartet sie gar nicht auf eine Bestätigung. Und Lotte sitzt da, hört die arme, wie gesprungene Stimme kraftlos klettern, zitternd abrutschen und all das innige Gefühl, das Frau Elly in ihren Gesang legt, zu einer peinlichen Grimasse machen. Das Herz krampft sich ihr zusammen vor Erbarmen mit diesem armen Geschöpf voller Illusionen und vor Entsetzen; nur nicht so werden!

Dann fällt es schließlich Frau Elly auf, daß ihre beiden kleinen Jungen beim Spiel auf dem Teppich eingeschlafen sind, oder am Tisch, das Köpfchen zwischen den Resten der Mahlzeit. Nach ein paar Tagen Hiersein hat Lotte den Vorschlag gemacht, die Kleinen zeitiger ins Bett zu bringen, aber Frau Elly fühlt sich zu schwach, sich ihrem Sträuben zu widersetzen. Sie will auch nicht, daß Lotte es tut; nein, sie braucht sie, jetzt, sofort, um ihrem Spiel und Gesang zuzuhören. "Und so ist es doch viel gemütlicher, wenn sie wie die kleinen Tiere beim Spiel einschlafen. Ach, die süßen kleinen Kätzchen!" Und sie hebt das warme, sanftatmende Bündelchen vom Boden auf, preßt es heftig an sich und küßt leidenschaftlich das duftende blonde Lockengewirr. Dann werden die Kleinen rasch ausgezogen und in die Bettchen gesteckt, die meistens noch ungemacht vom Morgen dastehen; so wie sie sind: mit schmutzigen Patschhänden und verschmierten Mäulchen.

Lotte wundert sich, daß der Mann nichts gegen eine solche Wirtschaft sagt. Er hat wohl in den sechs Jahren seiner Ehe langsam gelernt, daß es zu nichts führt, seiner Frau zu widersprechen. Sie ist ihm ja auch in allem so überlegen! Sie hat ihn aus Liebe geheiratet, aus Liebe hat sie sich zu ihm herabgelassen, dem Diener ihres Vaters. Wer war er? Ein armer Häuslersjunge, der in die Stadt kam, um einen Dienst zu suchen. Und dies schöne, feine Fräulein hat sich so in ihn verliebt, daß sie, die einzige Tochter des reichen Fabrikanten, es nach Jahren starren Festhaltens an ihrem Willen erreichte, daß die Eltern in die Heirat einwilligten. Lotte versteht diese Liebe der romantischen Elly und auch das schließliche Nachgeben der Eltern. Er ist schön, ein fester, energischer Römerkopf und ein gutgebauter Körper; wenn es auch seiner Frau jetzt verächtlich scheint, daß er von Statur kleiner ist als sie. Und er ist ein ernsthafter und ehrenhafter, vernünftiger Mann und ein guter Mensch. Er scheint weder Stammtisch- noch andere Freundschaften zu haben, alle Abende bringt er zu Hause zu, schweigend und friedlich mit seiner Briefmarkensammlung beschäftigt. Frau Elly zuckt geringschätzig die Achseln: nur ein Spießer kann sich für

Briefmarken interessieren, und Lotte war anfangs derselben Meinung, bis –

Als sie den schönen, ruhigen Mann das erste Mal sah – das war, als sie sich Elly noch nicht durch Freundschaft verbunden fühlte – erwachte in ihr ganz einfach und kühl der Wunsch: ihn seiner Frau wegzunehmen. Sie sah ihn durch die Augen seiner Frau: ein hohler Trottel, der zu Ellys Unglück mit verführerischer Schönheit ausgestattet war. Gewissensbisse brauchte sie sich nicht zu machen, da war nichts mehr zu zerstören.

Dann brachte Antonio sie nach Hause (eigentlich heißt er Anton, aber dieser Name scheint Frau Elly die letzte Schmach, so hat sie ihn umgeformt); und das Gespräch fesselte und erstaunte Lotte so, daß sie noch lange vor ihrer Haustür mit ihm stehen blieb. Sicher, er ist nicht “gebildet”; aber er hat, um seiner Frau würdiger zu sein, sich an Büchern weiterzubilden versucht, und mit seinem stetigen gesunden Bauerndenken hat er das erworbene Wissen gut verarbeitet; vor allem merkt man, daß er seine eigene Art hat, über die Welt und das Leben nachzudenken – nicht von überwältigender Originalität, aber alles hat Hand und Fuß: ist kein leeres Geschwafel und selbst für die anspruchsvolle Lott interessant. Und in den wenigen Worten, die er über seine Frau äußerte, erkannte sie seine tiefe, unwandelbare Liebe. Sie schämte sich herzlich über ihre vorwitzige Überheblichkeit, mit der sie geglaubt hatte, diesen ernsten Mann wie ein Schäfchen bei der Wolle packen zu können.

Allmählich wird ihr immer klarer, daß er viel wertvoller ist als seine Frau, die sich und ihm das Leben zu einer Hölle der Disharmonie macht. Jetzt ertappt Lotte sich manchmal bei dem gräßlichen Gedanken, daß Frau Elly ihren Mann mehr achten und vielleicht auch wieder lieben würde, wenn er sie gelegentlich tüchtig verprügelte.

Aber er wird ihr ja wohl nie auch nur ein hartes Wort sagen! Dabei ist er kein Pantoffelheld; mit wortkarger Festigkeit beharrt er auf dem, was er für richtig und notwendig hält, selbst wenn es ihn in den Augen seiner Frau verächtlich macht. Wenn er nach Hause kommt, nimmt er meistens als erstes schweigend den Bohnerbesen zur Hand, oder die Stahlwolle und das Bohnerwachs; die Fußböden sind das einzige in diesem Haus, das in gutem Zustand ist. Selbst als sie ein Dienstmädchen hatten, hat er nicht zugelassen, daß es den Fußboden bohnt: das ist Männerarbeit. Frau Elly ist baß erstaunt, als sie Lottes Begeisterung darüber wahrnimmt. Unmännlich und dienerhaft kommt es ihr vor – er weiß eben die Distanzen nicht zu wahren.

Es ist unbegreiflich, daß Frau Elly sich kein Dienstmädchen mehr halten kann; ihr Mann ist jetzt Direktor von einer der Fabriken ihres Vaters und bekommt sicher ein gutes Gehalt. Aber sie hat nicht einmal den ernsthaften Willen, mit ihrem Geld gut hauszuhalten: ihre Unfähigkeit in praktischen Dingen scheint ihr ein Beweis mehr für ihre geistige Überlegenheit und ihre künstlerische Berufung. Nur in einem ist sie konsequent: im Schmutz-Machen. Nie vergißt sie, ihre Eintragungen in ihrem Wirtschaftsbuch ein bißchen zu frisieren, um sich für das Ergaunerte noch mehr Naschzeug und Klimperkram zu kaufen. Lotte hat wohl ein sehr entsetztes Gesicht gemacht; Frau Elly lacht: “Das tut jede Frau!” Lotte muß an ihre Mutter denken, die so aufopfernd mit den geringsten Summen ihre Familie versorgt. Und Elly hätte lieber nicht sagen sollen: “Dann ist sie eben dumm.”

Morgens bereitet Antonio sich selbst sein Frühstück und stiehlt sich leise fort, um Frau und Kinder nicht zu stören. Er weiß nicht, daß es jeden Tag so zugeht, wie er es sonntags eben für eine sonntägliche Ausnahme hält: wenn die Kleinen morgens erwachen und zu krakeelen beginnen, steckt die Mutter ihnen schlaftrunken Spielzeug und ein paar Kekse in die Bettchen und bleibt noch stundenlang liegen, schlafend oder lesend. Gewohnheit und

die Verdunklung durch dicke Vorhänge haben die Kinder dazu gebracht, verhältnismäßig friedlich in ihren Bettchen zu bleiben, die natürlich in einem schauerlichen Zustand sind, denn Frau Elly schiebt ihnen höchstens einmal beim Erwachen das Töpfchen hin. Gegen Mittag erhebt sie sich schließlich, wenn die Kleinen allzu heftig zu quengeln anfangen, wirft sich den Morgenrock über, holt rasch das Frühstück zusammen und setzt die Kinder im Morgenröckchen und ungewaschen an den Tisch; nur die hübschen Locken strahlt sie ihnen vorher sorgfältig. Überhaupt reibt sie die Kinder lieber mit Kölnisch Wasser ab, statt sie zu waschen; "dann riechen sie so gut – ach, die süßen Körperchen!" Und sie bedeckt die kleinen Bälger mit so leidenschaftlichen Küssen, daß Lotte, so sehr sie auch Moralpredigten verabscheut, warnend sagt: "Du, das könnte schlimme Folgen haben!" Dann werden Frau Ellys Küsse nur übermütiger: was, ihr, einer erfahrenen Frau und Mutter will so ein junges Ding Kindererziehung beibringen, weil es mal theoretisch was davon gelernt hat!

Lotte ist kindisch verlegen und rot geworden, als Elly sie am ersten Abend fragte, ob sie diese Nacht nicht mit im Ehebett schlafen wolle; dann bräuchte man doch jetzt so spät in der Nacht nicht anfangen, das Bett im Gästezimmer für sie zu beziehen. Und mit übermütigem und allmählich sich erhitzendem Lachen erzählte Frau Elly, daß einmal eine Freundin bei ihnen geschlafen habe; in der Nacht sei sie davon aufgewacht, wie ihr Mann die Freundin umarmt habe; sicher habe er in der Dunkelheit und Schlaftrunkenheit seinen Irrtum gar nicht bemerkt, es müsse ihm aber gut gefallen haben, denn er habe die Freundin noch mehrfach beglückt in der einen Nacht. Wahrscheinlich habe die auch einiges dazu getan, um ihn so unternehmend zu machen. Voll herzlichen Mitgefühls starrte Lotte die Freundin an: "Und du?"

"Ach weißt du, es ist sehr interessant, sowas als Zuschauer und Zuhörer mitzuerleben – passionierend, sage ich dir! Und besonders mit dem eigenen Mann – " Ihre Augen glitzern, und Lotte hat den häßlichen Gedanken: jetzt möchte sie am liebsten die Hand unter den Rock stecken.

Diese Freundin ist überhaupt eine tolle Nummer, erzählt Frau Elly weiter: sie hinkt und hat eine ganz verrenkte Hüfte, aber gerade das scheint die Männer verrückt zu machen; sie hat dauernd zwei, drei Geliebte zur gleichen Zeit, und ebensoviele seufzende Anbeter, die abwarten, bis nach einigen Wochen oder Monaten sie an die Reihe kommen. – Lotte wundert sich ein wenig, daß Frau Elly dergleichen ihr, dem neunzehnjährigen Mädchen, erzählt, von dessen Erlebnissen sie keine Ahnung hat, und das sie trotz seiner kühnen, offenen und angriffslustig geäußerten Ansichten für ein unerfahrenes Kind halten muß.

Ihr wird auch unbehaglich, wenn Elly sie saugend küßt, auf den Mund, auf die Schulter, und macht sich frei, verlegen, so brutal gefühllos zu sein. Diese Küsse rufen in ihr eine Erinnerung hervor an zufällige Äußerungen Paul Ackermanns: daß es Frauen gebe, die weibliche Liebe suchen. Sie hat keinen Donnerkeil der Verachtung für eine solche Neigung, aber die anbetungsvolle Verehrung, mit der sie selbst vor weiblicher Schönheit steht, ist wunschlos; und ihr ist die Vermutung unangenehm, das Objekt einer unausgesprochenen vagabundierenden Leidenschaft zu sein.

Nein, Lotte fühlt sich nicht recht wohl in Frau Ellys Haus. Sie ist sicher keine Philisterin, aber nachdem sie wie die Freundin drei Tage nacheinander bis mittags im Bett gelegen und gelesen hat, wird sie sich selbst zum Greuel, wenn sie dann mit dumpfem Kopf in die Küche kommt und das ungewaschene Geschirr vom vorigen Tag herumstehen sieht.

Nun, aber das braucht sie ihr ja nicht nachzumachen. Wenigstens ist der eigentliche Zweck der Übung erreicht: sie braucht jetzt keine Kräche mehr befürchten, wenn sie abends spät nach Haus kommt, und sie liegt ihrem Vater nicht mehr zur Last.

Auch Frau Elly ist bei der Fichte-Hochschule eingeschrieben, aber nimmt nur noch selten an einem Abend teil, meistens ist sie zu beschäftigt oder zu erschöpft. Sie ist passioniert und voll Anbetung für Alfred Findeler wie alle anderen, aber lieber geht sie zu ihm, um ihr Herz auszuschütten ^[29]. Als sie dort mit Lotte erschien, begleitete Edwin Bartels die beiden Frauen nach Hause; er war einsilbig und zurückhaltend, und als Elly später wieder auftauchte, verabschiedete er sich schon vor der Tür des Gewerbehauses, in dem die Sitzungen stattfinden. Aber wenn Lotte allein ist, versäumt er kein einziges Mal, den langen Weg mit ihr zu machen. Sie nimmt es als selbstverständlich hin, obwohl er auf der andern Seite der Alster wohnt und es für eine Straßenbahn meistens zu spät ist, wenn sie sich getrennt haben.

Eins muß man Frau Elly zugutehalten: sie ist nicht indiskret. Sie ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie Lotte nach ihren eigenen Angelegenheiten ausfragen würde. Nur einmal lächelt sie komplizenhaft, als die Rede auf Edwin Bartels kommt: "Da willst du dir wohl einen ganz fetten Fisch angeln?" Lotte wird rot, und als Frau Elly triumphiert: "Überführt!", vertieft sich noch die brennende Röte. Nie hat Lotte verstehen können, wie Leute so leichtfertig das Erröten vor einem häßlichen Verdacht als "Schamröte des schlechten Gewissens" auslegen; ist ihnen selbst denn das noch nie passiert?

Und dann kommt eine merkwürdig laue, dunstverhangene Nacht, die dem Kalender ein Schnippchen schlägt. Lotte hat mit Edwin Bartels den altvertrauten Weg an der Alster entlang eingeschlagen. Bald sprechen sie nur noch mit halber Stimme. So still und dicht steht die Luft um sie herum. Edwin Bartels hat auf eine Bank gewiesen: "Wollen wir uns ein Weilchen setzen?" Wie wohltuend es ist, daß jetzt auch das Knirschen ihrer Schritte auf dem Kies verstummt ist. Kein Hauch bewegt das noch kahle Gebüsch, und selbst der Wassersaum atmet nur ganz behutsam gegen das Ufer.

Sie schweigen. Lotte sitzt ein wenig vorgebeugt, den Ellbogen auf das übergeschlagene Knie gestützt, und ihre Augen schweifen über die weithingestreckte Wassermasse: ein dunkel ruhender Körper, dessen lässiger Atem das Geschmeide leuchtender Tropfengehänge auf seiner schwarzen Haut funkelnd zittern macht. Und die Liebkosungen der lauen, unbewegten Luft an ihren Wangen... Einen Moment fühlt sie sich gezogen, sich dem erwartungsschweren Zauber dieser unwirklichen Vorfrühlingsnacht hinzugeben. Aber dann kommen ihr die Pärchen in den Sinn, die in dieser selben Stunde und in jeder Stunde jeder Nacht so auf den Bänken an der Alster sitzen, zitternd von Frühlingsanbruch oder bebend im Sommerrausch – . Lächelnd wendet sie sich dem Mann an ihrer Seite zu, die spöttisch kühle Bemerkung schon auf den Lippen. Und sieht in ein verändertes Gesicht voll schwärmerischer Schwere, fühlt sich mit sanfter Gewalt an seine Brust gezogen.

Für einen zeitlosen Augenblick läßt sie sich versinken in der verhaltenen Glut seines Kusses: scheuer Knabe und wissender Mann – wie in ein aufatmendes Ausruhen. Aber gleich erwacht wieder das feine Spotteufelchen, das ihr in einem Zerrspiegel die unzähligen Alsteruferküsse zeigt.

Widerstreben läßt Edwin Bartels sie aus seinen Armen. Er ergreift ihre Handgelenke

²⁹Im Original ist "Sie ist passioniert und voll Anbetung für Alfred Findeler wie alle anderen, aber" eingeklammert.

und sagt ungewohnt hastig, das Gesicht gespannt von einem tiefen Ernst: "Verzeihen Sie mir – ich wollte nicht – ich wollte – . Ich liebe Sie, Charlotte. Wollen Sie meine Frau werden?"

Ihr erster Impuls: aufspringen und ausrufen: Oh – nein! Aber man darf einen Menschen nicht so verletzen, und vor allem: man soll sich selbst nicht plagieren. Jetzt müßte man eigentlich verwirrt sein. Aber als sie die Augen niederschlägt, ist es, um den aufsteigenden Schmerz in den seinen nicht zu sehen.

"Lieber Freund –" sagt sie zögernd. Sie hätte es nicht nötig gehabt, ihre Hände hilflos ein wenig in dem festen Griff zu bewegen. Er läßt von selbst los.

Bei der nächsten "Arbeitsgemeinschaft" ist sein Platz leer. Auch bei der folgenden. Alfred Findeler fragt Lotte, mit kaum spürbaren Spott: "Weißt du, was mit deinem Patrizier geworden ist? Er hat bis jetzt noch an keinem Abend gefehlt."

Sehr kühl und von oben herab erwidert sie: "Allerdings, das weiß ich, ich habe Nein gesagt. Er hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden will."

Er hat das komisch leere Gesicht dessen, der maßlos erstaunt ist, und Lotte fühlt eine zornige Befriedigung.

Als sie nach Haus kommt, ruft Frau Elly ihr entgegen: "Mein armes Lämmchen, ich werde dir für diesen Monat noch kein Taschengeld geben können! Nicht mal alle Schulden bei den Lieferanten kann ich bezahlen. Bei aller Anstrengung und allem guten Willen – . Ach, es ist schrecklich, dieser ewige Kampf mit dem Trivialen... Natürlich, du brauchst Taschengeld, das seh ich ja ein. Weißt du was – ich könnte was versetzen, einen meiner Ringe zum Beispiel."

Nein, das will aber Lotte absolut nicht zugeben. Ihr fällt ein, daß sie zu Hause in ihrer Kommode einige Meter Stoff liegen hat, feines, königsblaues Tuch, ein Geschenk von der guten Tante Hilde. Ja, wenn Tante Hilde nicht wäre! Ihr ist es zu verdanken, daß Lotte immer gekleidet ist wie "ein junges Mädchen aus gutem Hause"; ohne ihre stete stille und praktische Beihilfe wären wohl Mutters Kleidertruhen längst erschöpft.

Aber in diesem Winter wird ihr sicher kein Mantel mehr von diesem Stoff gemacht werden. Sie bringen ihn zum Leihhaus und finden es sehr amüsan. Bis zum nächsten Winter wird man schon ein Mittel finden, ihn wieder auszulösen.

Zur Zeit als Lotte die Volksschule besuchte, hat die Mutter sie einmal fest bei der Hand genommen und ist in eine fremde, häßliche Straße mit ihr gegangen. Das Kind fühlte, daß die schweigende Mutter bedrückter war als gewöhnlich. Vor einem der unfreundlichen Häuser hieß die Mutter sie warten. Und da stand das Kind und las immer wieder die klotzigen Buchstaben auf dem großen ungeputzten Schild: "Städtisches Leihhaus, geöffnet von 9 - 5 Uhr." Die Kleine wußte nicht, was das bedeutete, sie wußte auch nicht, ob die Mutter in dem großen Mietshaus gerade dahin gegangen war. Aber jetzt versteht Lotte, daß die Mutter wohl ihr Kind bei der Hand genommen hatte, weil ihr das Herz zu schwer war, allein auf dem bitteren Gang.

Froh ist sie, daß sie selbst sich das Leben nicht mit solch komischen Vorurteilen kompliziert. Und Elly ist auf jeden Fall vorurteilslos, ohne eine Spur von Philistertum, und dazu ein amüsanter Kamerad, ein guter Kerl und auch ein unglückliches Wesen, wenn auch ihr Unglück selbstverschuldet ist.

Aber es gefällt Lotte doch immer weniger, daß Elly immer mehr alle Hausarbeit auf sie abschiebt. Am ersten Tag hat Lotte spontan und unverdrossen das Geschirr der vergangenen Tage gewaschen und die Küche mal gründlich saubergemacht, das hat ihr Spaß

gemacht. Dann waren die beiden jungen Frauen übereingekommen, daß es viel praktischer sei, immer laufend Ordnung zu halten – und bei diesem guten Vorsatz blieb es.

Allmählich kommt Frau Elly immer öfter von ihrem Klavier zu Lotte, die mit dem Abwasch von gestern beschäftigt ist: “Weißt du was, Kindchen, putz doch mal schnell das Gemüse und setz es auf, ich geh dann derweilen mit den Kindern spazieren und bringe das Fleisch mit. Und bis das Essen fertig ist, könntest du dann gleich noch das Wohnzimmer machen und den Korridor ein bißchen runterfegen.” Ohnehin hat es sich unmerklich so eingebürgert, daß immer Lotte den Inhalt der Kinderbettchen zum Trocknen auf den Balkon hängt, da Elly es regelmäßig vergißt; es wurmt sie ein bißchen, aber anders kann sie es den Kindern gegenüber nicht verantworten. Komisch, denkt sie manchmal, eigentlich mache ich den ganzen Haushalt allein, und ohne es gelernt zu haben.

Das einzig Schöne hier sind die Morgenstunden, während Elly noch liegt. Dann installiert Lotte in ihrem Zimmer sich mit ihrem Schreibzeug behaglich am Fenster in der dünnen Wintersonne. Das Zimmer ist mollig warm von der Heizung, die dieses Jahr zum ersten Mal seit dem Krieg wieder funktioniert. Meistens ißt sie nur eine Frucht; es wäre schade, Zeit zu verlieren bloß für sein alleiniges Frühstück, und man fühlt sich wunderbar klar und frisch so.

Eines Mittags zur gewohnten Zeit hört sie Elly auf dem Korridor herumschuffeln in ihren ausgetretenen Morgenschuhen und merkt an dem Türemschlagen und dem halblauten Selbstgespräch, daß die Freundin offenbar mit dem falschen Fuß aus dem Bett gestiegen ist.

Mit strengem Gesicht tritt Elly bei ihr ein: “Lotte, willst du wohl mal mit mir kommen? Ich hab dir was zu zeigen.”

Was mag da los sein? Lotte merkt, daß die Härte sich gegen sie richtet.

Elly führt sie in die Küche und zeigt mit weiter Geste auf das überall herumstehende Geschirr vom vergangenen Tag: “Es ist nach zwölf, und das Geschirr ist noch nicht gewaschen! Und im Wohnzimmer steht auch noch alles herum!”

Sprachlos vor Verblüffung starrt Lotte sie an: macht sie einen zu gut gelungenen Scherz, oder einen schlechten?

Aber Elly muß tatsächlich mit dem verkehrten Fuß aus dem Bett gestiegen sein, sie meint es offenbar ernst. Sie überschüttet die junge Freundin mit Vorwürfen, daß sie nur tue, was ihr passe, daß sie keine Rücksicht nehme auf sie, die leidende Frau und Mutter, die mit so eiserner Energie versuche, ihrer künstlerischen Berufung treu zu bleiben trotz aller materiellen Widerwärtigkeiten. Und immer habe sie das Schönste und Beste hier gegessen, wie Kind im Haus.

Wenn sie wüßte, denkt Lotte, wie abschreckend häßlich sie ist, wenn sie so aufgeregt schreit, mit ihrem verstrubbelten Haar und vom langen Bettliegen klebrigen Gesicht – sie würde sich wohl mehr zusammennehmen.

“Aber Pastor Findeler hat es mir ja gesagt – er hat gesagt, ich sollte vorsichtig sein, du wärst ein lieber und treuherziger Kerl, aber du wärest sicher nicht imstande, meine Probleme und meine Qualen richtig zu verstehen; ja, und du würdest vielleicht zu ändern darüber schwatzen!”

Lotte dreht sich wortlos um und geht in ihr Zimmer. Sie hat es nicht einmal nötig gehabt, sich zu beherrschen: diese ganze Szene entfesselte sich so unerwartet und ist so widersinnig, daß sie vor Staunen nicht einmal zornig werden konnte. Und nun sitzt sie auf ihrem Bett, und langsam füllen sich ihre Augen mit Tränen, Zorn über sich selbst und bittere Enttäuschung über die andern; aber am meistern ein verzweifelter Zorn über die

eigene Schwäche. Kannte sie sie nicht alle beide, hat ihr Gefühl sich nicht gegen beide gesträubt? Warum hat sie sich wieder einmal gehen lassen, sich in diese Freundschaft hineinziehen und die andere weiterwähren lassen, gegen ihr besseres Wissen? Und doch tat es weh, jetzt die eindeutige Erfahrung dessen zu machen, was sie schon wußte.

Nach einer geraumen Weile kommt Elly herein. Lotte rührt sich nicht. Elly setzt sich neben sie, umschlingt sie und bittet: "Lotti, nimm es doch nicht so tragisch. Ich war aufgeregt vorhin, verrückt, aber..." Mit Gewalt dreht sie Lottes Kopf zu sich hin: die Augen sind noch feucht. Mit einem Schrei beugt sie sich, um diese Augen zu küssen, aber Lotte macht sich los und erhebt sich fix, nimmt ihren Koffer aus der Ecke und öffnet ihn auf dem Fußboden. Auf Ellys fassungsloses und verständnisloses Fragen antwortet sie schließlich mit Anstrengung: "Nein, ich bin dir nicht böse, wirklich nicht. Aber ich will nicht mehr hierbleiben. Nicht eine Minute." Und als Elly zu jammern beginnt, zuckt sie die Achseln, mit steinernem Gesicht. Es wurmt sie unsäglich, daß Elly die Tränenspuren auf die dümmste Weise mißverstanden haben wird. Aber gerade deswegen kann sie ihr nichts erklären.

Alfred Findeler läßt sie aus ihrem Leben herausfallen, wie eine zu kleine Kohle durch ein Sortiersieb fällt.

Es interessiert sie noch, aber nicht einmal übermäßig, ob er sein Versprechen halten wird: ihren Roman, den sie vor kurzem vollendet hat, ihre Gedichte und die paar Lieder verlegen zu lassen. Sie hört nichts mehr davon.

Einige Jahre später erzählt man ihr, daß jemand Alfred Findeler eine Burg in Thüringen zur Verfügung gestellt habe, daß er dort mit einem ganzen Hofstaat von jungen Frauen und jungen Mädchen dort hauste, und daß zwei seiner Frauen von ihm schwanger seien. Also hat er sich doch zu einer Realisierung seiner Wunschträume aufgeschwungen, denkt sie amüsiert und mit einem Anflug von Respekt. Gut, daß ihre Eltern nichts davon wissen, die würden sich noch nachträglich zu Tode erschrecken.

Noch ein paar Jahre später hört sie von Genossen ihr Sturmlied singen, aber auf eine Melodie, die ihr weniger gefällt: schwerfällig, wie ein Marsch. Elektrisiert fragt sie, woher sie diese Worte kennen, und man zeigt ihr eine sehr hübsch aufgemachte Sammlung von zwölf Liedern, als Autor ist Alfred Findeler angegeben. Auch ihr "Lichtvögelein" befindet sich darunter, und die Melodie ist der ihren sehr ähnlich. – In der Folge hört sie ihre Lieder noch verschiedene Male singen. Am meisten kränkt es sie, daß die klobige Melodie ihrem Sturmlied seinen schönsten Schwung nimmt.

Kapitel 8

Der Kurs über Neue Bühnenkunst, der in Schreyers Wohnung abgehalten wurde, hat nicht lange gedauert. Die wenigen Teilnehmer sind fast alle indigniert geflüchtet, als nach den ersten Sitzungen mit Vortrag und Diskussion die praktischen Übungen begannen. Wahrscheinlich hatte jeder schon ein wirkungsvolles Deklamationsstück im Hintergrund und fühlte sich nun doppelt enttäuscht. Auch Lotte hatte ja, ehe sie das erste Mal zu Dr. Schreyer ging, die Kerkerszene aus dem Faust noch einmal geprobt, aber nach einer Viertelstunde lächelte sie darüber.

Aber sie fängt schon an, die Leute zu kennen: Vortrag, Diskussion, neue Gesichtspunkte, die sie höchst interessiert zur Kenntnis nehmen, deren Richtigkeit sie sogar "voll und ganz" anerkennen – und wenn es dazu kommt, machen sie doch in ihrem alten Trott weiter, ohne sich im mindesten durch das soeben Anerkannte zu einer Änderung ihres praktischen Verhaltens veranlaßt zu sehen. Und wenn es sich immer nur um einen Privatzirkel über moderne Bühnenkunst handeln würde – !

Es war auch wohl ein bißchen hart, was Dr. Schreyer ihnen zumutete. Mit seinem bezauberndsten Lächeln setzte er ihnen auseinander, daß er als Vorbereitung zu jedem schauspielerischen Tun recht anstrengende und nicht einmal besonders anmutige körperliche Übungen für nötig hält; und seine Mitarbeiterin führte gleich eine Probe vor, die nicht ermutigend war. Und da er die Absicht hat, ihnen praktisch das Erleben eines Schauspielers zu vermitteln, so mußten sie eben auch mit dem Anfang anfangen. Die verdutzten und verlegenen Gesichter waren höchst vergnüglich zu beobachten. Allerdings, die meisten waren beträchtlich älter als Lotte.

"Ein Mensch, der seinen Körper nicht so beherrscht, daß er ihn dreimal in einen Knoten schlagen kann, wird niemals eine Rolle in ihrer ganzen Wahrhaftigkeit darstellen können," erklärte Schreyer liebenswürdig und bestimmt. "Vergessen wir nicht: es heißt nicht Hörspieler, sondern Schauspieler. Auch der Körper muß fähig sein, den geistigen Gehalt einer Rolle auszudrücken. Und ein paar auf unser lebloses Gehäuse draufgeschraubte schöne Gesten – das ist nicht mal Kasperletheater."

Den sehr wenigen Überlebenden erklärt er mit seinem knabenhaften hellen Lächeln, daß nun ja der eigentliche Zweck seines Kurses erreicht sei: er habe gar nicht die Absicht gehabt, Leuten dazu zu verhelfen, ihre Zeit zu vertreiben oder "ihren Gesichtskreis zu erweitern", er wollte einen Fischzug machen.

Verwunderlich ist es nicht, daß die guten Leute vorher so rasch überzeugt Schreyers Ausführungen zustimmten, da sie doch so beruhigend an längst Anerkanntes anzuknüpfen schienen. Die alten Griechen, sagte er, seien an der Wahrheit näher gewesen mit ihren

Dramenspielen, die noch fast Kulthandlungen waren, als die raffinierten Individualpsychologen der Jetztzeit, die nur den ausgefallendsten Einzelfall der Darstellung für würdig erachten. Gewiß, die ernsteren unter ihnen wollen auch in ihrem Einzelfall "das ewig Menschliche" dem Zuschauer nahebringen. Aber wozu dieser schnörkelige Umweg? Wie bei den alten Griechen ist der Sinn des Dramas noch immer, die für jeden Menschen gültige Wahrheit des menschlichen Schicksals, die wesentlichen menschlichen Probleme sichtbar zu machen. Und ebenso wie der Stoff des realistischen Dramas scheinen ihm die gewohnten Ausdrucksmittel der heutigen Bühnenkunst unzureichend. Nicht nur der Text – auch Bewegung und Sprache müssen einer grundlegend anderen Auffassung gehorchen, um eine eindringliche Darstellung wesentlicher Dinge zu erreichen.

Schon vorher, um die Weihnachtszeit, hat Lotte eine Aufführung der Kampfbühne gesehen, ein Krippenspiel. Dr. Schreyer hat sie vorher gewarnt; darin habe er noch nicht ganz seine Ideen verwirklicht. Diese dekorativen Gewänder-Effekte seien ihm eher widerwärtig. Nur ganze Masken können den richtigen Ausdruck geben. Die Essenz jeder Gestalt muß sich in ihrem Aussehen unmittelbar dem Auge darstellen. Und die Darsteller dieses Krippenspiels hat er zum Teil irgendwie zusammengeklaubt, sie haben mitgemacht, um ihm einen Gefallen zu tun. So sei aber keine ernsthafte Arbeit möglich. Er brauche neue Menschen, neue Kräfte. Und auch bei ihm sei noch alles im Werden.

Lotte fühlte sich froh werden über die Einfachheit, mit der er dies sagte. Einmal ein Erwachsener, der sein Gedankengebäude nicht als endgültig fertig hinstellt.

Und dann hat ihr an der Aufführung gerade das Bildliche den stärksten Eindruck gemacht. Farbig wunderschön gruppiert, und die Bewegungen, die bei allen Figuren einem gemeinsamen gemessenen Rhythmus zu gehorchen schienen. Einem Rhythmus, der streng auch das Sprechen gliedert. Aber die ganz fremdartige Sprechtechnik rief hin und wieder Lottes Kritik hervor: Nein, hier hätte man es anders machen müssen. Schreyer scheint die menschliche Stimme wie ein lebloses Instrument zu benutzen. Das Sprechen seiner Schauspieler ist ebenso weit entfernt von jeder bisher auf der Bühne bekannten Sprechart wie von natürlicher Rede, und es ist auch kein Gesang. Offenbar will er den inneren Gehalt der Worte nicht dadurch suggerieren, daß "Ausdruck hineingelegt" wird, sondern ganz technisch durch verschiedene, von ihm festgelegte Tonlage und Tonstärke und durch das wechselnde Tempo des Sprechens: von langgezogener Getragenheit bis zu raschem Stakkato. Das gibt häufig eine überraschend starke Wirkung.

Schreyer war der erste, der Bühnenstücke konsequent in strengem Klangsprechen durchführte. Es dauerte nicht lange, so haben rührige Theaterleiter diese Idee aufgegriffen und sie in Sprechchören verflacht und verpöbelt, und einige Jahre später gab es keinen Vorstadtverein, der nicht in sein Theaterspielen einen Ableger dieses verzerrten Spiegelbildes einführte.

Natürlich gehört Lotte zu den wenigen Überlebenden des Kurses über Neue Bühnenkunst. Auf Gedeih und Verderb gehört sie bald zu dem kleinen Kreis, der Lothar Schreyer seine Ideen verwirklichen helfen will. Sie weiß, daß sie sich mit ihrem vorbehaltlosen "Hineinknieen" in diese Art von Bühnenkunst für die gewohnte Bühnenlaufbahn verdirbt. Und sie kann die Berechtigung des individualistischen, psychologischen Dramas nicht verneinen. Aber die Kunstauffassung Schreyers ist neu, ist unerhört in ihrer Kühnheit und Konsequenz, ist wahrhaft Kampf gegen Überkommenes und Stagnation. Und es fehlen ihm Menschen, sie auszuführen. So wirft Lotte sich mit allem, was sie hat und ist, in die Bresche.

Ihre feste, endgültige Arbeitsgemeinschaft besteht in der Tat nur aus wenigen Men-

schen. Außer Schreyer und Lotte ist da Beatrice Elfinger, Schreyers Mitarbeiterin vom ersten Tage an; eine etwa dreißigjährige Frau von zierlichem Wuchs, das dunkle glatte Haar straff aus der Stirn gerissen und im Nacken verknotet; das klargezeichnete, blutlose Gesicht, früher vielleicht von madonnenhafter Süße, ist immer von verhaltener Leidenschaft gespannt. Hermann Dürkopp ^[30], ein hochgewachsener Volksschullehrer, der sich mit wortkarger Unbedingtheit Schreyers Werk verschrieben hat und jede freie Minute arbeitend im Atelier zubringt, wo die Proben stattfinden und die Masken gebaut werden. Letztens sah Lotte ihn als Hauptdarsteller in Hölderlins "Tod des Empedokles". Die Bühne war hoch und schmal wie ein Sockel, mitten im Saal; Stufen führten zu ihr hinauf, auf denen die Figuren des Chors standen. Und allein, hochragend auf dem Sockel, die einzige Gestalt dieses Dramas. Lotte konnte die Augen nicht abwenden von diesem männlichen, bleichglühenden Gesicht, dessen feste Züge durchknetet wurden von der Gewalt der Worte, die er sprach. Die starken hellen Augen sahen nichts, waren Flammen, die nach innen brannten.

Und als letzter ist da Friedrich Baumann, ein langer, blutjunger Mensch, Apotheker, den Schreyer ebenso wie Lotte aus der Fichte-Hochschule gefischt hat; täppisch wie ein junger Hund, von kindlicher Weichheit und begeisterter Ergebenheit.

Auch Frau Schreyer läßt sich öfters im Atelier sehen. Sie gehört ganz dazu, das fühlt man, obwohl sie so schweigsam ist, wie Lotte es noch an keiner Frau erlebt hat. Wie ein sehr wohlerzogenes junges Mädchen sieht sie aus, fein und schlank. Immer wieder staunt Lotte über die fast nonnenhafte Ruhe und ungreifbare Eingeschlossenheit dieser Frau, und immer wieder rätselt sie an dem Ausdruck, den der blasse Mund dem länglichen zarthäutigen Gesicht verleiht: die tief herabgezogenen Mundwinkel geben einen Eindruck übergroßer beherrschter Müdigkeit – oder leidender Verachtung.

Zu Ostern soll ein Stück von Lothar Schreyer aufgeführt werden: "Kreuzigung", im strengen Stil des radikalen Expressionismus geschrieben. Drei Personen, drei Prototypen: der Mann, die Mutter, die Geliebte.

Lotte hat sich ein wenig gewundert, als Schreyer, der die Ansicht vertritt, man könne nur das darstellen, was man in sich hat, ihr, dem neunzehnjährigen Mädchen, die Rolle der Mutter gab. Freilich, Beatrice Elfinger hat auch kein Kind, und sie wirkt durchaus nicht mütterlich. Und bald erkennt Lotte, daß Schreyer richtig sah: sobald sie zu sprechen beginnt, ist sie innerlich wahrhaft erfüllt von dem Urgeschick der leidenden Mutter und gibt sich ganz an ihre Rolle hin. Die der Geliebten scheint ihr aber ebenso zu "liegen": immer wieder muß sie Beatrice diesen oder jenen Teil ihrer Rolle versprechen, weil die sie nicht nach Schreyers Wunsch ausfüllt.

Merkwürdig: sie sprechen nach genau festgelegten Partituren, Höhe, Stärke und Länge des Tons, sogar der Takt, in dem das ganze Stück zu spielen ist, sind unumstößlich vorgeschrieben wie bei einem Musikstück; und doch erlebt Lotte es auch später noch des öfteren, daß das Sprechen einer Kameradin, obwohl es der Partitur nach fehlerlos ist, hohl und leblos klingt. Dann ist es immer Lotte, die der andern ihre Rolle versprechen muß, damit sie merkt, wie es klingen muß.

Lotte muß immer mehr ihre Nächte zu Hilfe nehmen, um alles zu schaffen, was sie schaffen will. Als sie von Frau Elly fortging, wollte sie sich nicht weiterhin von ihrem Vater ernähren lassen: sie ist jetzt gesund. Sie hat sich nach Arbeit umgesehen und auch tatsächlich sehr rasch eine gefunden, die ihr ganz gut gefällt: Malerei auf Seide; vor al-

³⁰Im Original "Steffens" mit "Dürkopp" überschrieben.

lem Kissen und Lampenschirme. Mit trockener, haarfeiner Pinselspitze wird fadendünnes Strichlein neben fadendünnes Strichlein auf die gespannte Seide gezogen. Eine Arbeit, die einem die Augen ausbrennt, und schlecht bezahlt; aber sie soll von Monat zu Monat "erhöht" werden, und für die Leipziger Mustermesse hat sie ihrem Chef einige Entwürfe geliefert, die extra bezahlt wurden; sie hätte nur wissen mögen, wieviel er dafür eingeheimst hat!

Wenn sie aus der Werkstatt kommt, läßt sie sich kaum Zeit zum Essen und rennt in das Atelier der Kampf Bühne. Hier gibt es täglich gründliche und ermüdende Proben. Dr. Schreyers Prinzip ist: nur nach etwa achtzig bis hundert Proben beherrscht man die Technik derart, daß man die Rolle wirklich mit ihrem geistigen Gehalt füllen kann; und dann darf es nur drei oder vier, höchstens fünf Aufführungen geben, damit das jedesmalige innere Erleben des Schauspielers nicht in Routine versandet. Die ermüdenden und zeitraubenden körperlichen Entrostungsübungen müssen sie bald beiseite lassen und versuchen, sie jeder für sich seinem Tagesablauf einzugliedern.

Aber die Proben sind noch nicht alles. An Zeit nehmen sie noch das wenigste. Schreyer will diese Aufführung endgültig in vollen geschlossenen Masken herausbringen, und das gibt unendlich viel handwerkliche Arbeit, und nicht weniger Zeit nehmen die Überlegungen, wie die Entwürfe, an denen Schreyer keinen Deut geändert haben will, technisch auszuführen sind. Lotte ächzt über ihre Beschränktheit in allen praktischen Dingen, und die andern scheinen ihr nicht begabter auf diesem Gebiet. Wenn sie sich gar nicht mehr zu helfen wissen, rät Hermann Dürkopp unfehlbar mit seinem merkwürdigen Lächeln, an dem die Augen keinen Teil haben: "Na, da machen wir doch einfach eine Quetschfalte oder einen Unterschlag!" Natürlich weiß er noch weniger als Lotte, was Quetschfalte und Unterschlag eigentlich sind, aber eben deswegen.

Die Masken für die drei Gestalten bestehen aus schwarzen Kästen: Oberkörper, Unterkörper, Kopf. Der Figur der Mutter sind schwarze Brüste und ein roter Bauch aufgesetzt, der der Geliebten ein schwarzer Bauch und rote Brüste. Dem Manne geht ein schweres rotes Kreuz breit durch den Leib, das Querholz ragt unter den Armen heraus, die einen Ruhepunkt nur auf dem Kreuz finden. Dem Kubus des Kopfes ist ein vorgewölbtes Rund aufgesetzt von kränklichgrüner Farbe, Augenränder und Mund sind in harten roten Strichen daraufgezeichnet; die Darsteller müssen durch grüne Gaze sehen und sprechen. Auch die Arme sind in schmalen schwarzen Kästen festgehalten; wenn sie herabhängen, sind sie streng eckig, eine Art schwarzer Blasebalg erlaubt die Bewegungen. Hände und Finger sind verdickt und eckig, von demselben kränklichen Grün wie das Gesicht, einige rote Streifen darauf.

In kurzen Abständen schreiten die drei Gestalten gemessen die wenigen Schritte von der Saaltür zur Bühne, die mitten im Raum aufgebaut ist; steigen die Stufen empor in das kränklichgrüne Licht, das von unten her von allen Seiten den Raum über der Bühne erfüllt wie ein Sumpf.

Die Mutter beginnt, im Mittelton, mittelstark, langgezogen: "Ich leide –"

Die Geliebte, einige Schritte hinter ihr, hoch und leise, abgerissen: "Ich leide"

Der Mann, mit starker Stimme, staccato, atmet eine heftige Klage aus:

Und es entrollt sich das ewige Schicksal der Mutter mit dem blutenden Bauch, der Geliebten mit den brennenden Brüsten, des an seinen Leib gekreuzigten Mannes. Jedes an die unmittelbare Einsamkeit seines Schicksals gekreuzigt.

Hin und wieder macht eine der schwarzen schwerfälligen Gestalten in dem kranken Sumpfpflicht eine langsame Drehung, halb manchmal, manchmal nur eine Vierteldrehung;

von Zeit zu Zeit hebt eine die Arme in einer schweren Geste. Die ganze Spannung ist auf die Stimmen konzentriert.

Gegen Ende der Aufführung bricht die Mutter in die Kniee, neigt den Kopf bis auf den Boden in der ewigen Geste der leiderdrückten, klagenden Kreatur und beginnt zu weinen: hoch, leise, jammernd; das Weinen gleitet in tiefere Töne, wird stärker, schwillt zu dunklem Geheul, das durch seine strenge Rhythmierung grauenvoll unerträglich wirkt, und endet in klanglosem Schluchzen.

Das ist der Moment, wo Lotte sich ganz hergibt, und wo sie ganz aus sich herausgeschleudert wird.

Immer antwortet lautes gequältes Atmen im dunklen Zuschauerraum dem aufreißen den Ausbruch, und manchmal hört man verhaltenes Frauenweinen.

Nach der Aufführung reißt Lotte sich aus der Maske mit fliegenden Bewegungen, wie besinnungslos, und flüchtet in den einsamsten Raum. Und da tobt, schreit und heult sie noch lange in verzweifelten, wölfischen Tönen. Nur so, indem sie sich ganz und unkontrolliert losläßt, ist es ihr möglich, die zerstiebenden Nerven wieder zu sammeln und ins Gleichgewicht zu bringen.

Bekannte Dr. Schreyers haben ihrem Dienstmädchen für eine Aufführung der "Kreuzigung" gegeben; sie wollten sehen, wie diese Kunst auf einfache Menschen wirkt. Das Mädchen kam ganz verstört zurück, begann bitterlich zu weinen, als sie berichten sollte, und brachte nur heraus: "Die arme Frau, die arme Frau – ach, eine Mutter, das ist doch was Schreckliches!" Mehr scheint sie nicht begriffen zu haben; aber das ist sicher schon nicht wenig.

Seit einiger Zeit ist es Hermann Dürkopp, mit dem Lotte nachts nach Haus geht. Nach Haus – nachdem sie endlos durch die stillen Straßen und am Kanalufer entlanggewandert sind. Meistens sprechen sie nicht viel.

Immer wieder vergräbt Lotte sich ganz in ihre Gedanken. Sie ist noch nicht mit den Erlebnissen ihrer Irrfahrt fertig; es geschieht kaum noch, daß sie ganz davon überwältigt wird, aber immer wieder gräbt sie sich hinein mit Prüfen und Urteilen und Verurteilen. Diese nicht auszumerzenden Wochen sollen ihr den Schlüssel ihres Ichs geben. Und alles, was seither geschehen ist, was täglich geschieht, muß bis auf den Grund überprüft werden.

Wenn sie eine Gedankenreihe abgeschlossen hat, stößt sie ein kurzes "Hm – " oder "So – " aus. Dann wendet der Mann an ihrer Seite ihr sein Gesicht zu, mit einem guten Lächeln: "Na, wieder einen Schlußpunkt gesetzt? – Wissen Sie, Fräulein Babendeerde, daß das die Gewohnheit Einsamer ist, so ihre Gedanken mit 'Hm' zu punktieren?" fragte er einmal. "Sie sind noch ein wenig zu jung..." setzte er sanft hinzu.

Später hat Charlotte sich manchmal gefragt, warum Hermann Dürkopp diese langen, schweigenden nächtlichen Straßenwanderungen mit ihr unternahm. Vielleicht hatte er es auch nötig, um mit seinen Gedanken ins reine zu kommen. Und vielleicht war doch ihre Gegenwart ihm wohltuend, und die gelegentlichen vertrauten Gespräche mit dem klugen und enthusiastischen jungen Geschöpf. Er liebt sie nicht, und es kann ihm nicht lange verborgen geblieben sein, daß sie ganz an verloren ist. Vielleicht schon, unbewußt, seit der Stunde, da sie sein herbes männliches Gesicht von der inneren Gewalt seiner Kunst durchknetet sah.

Noch weiß sie nicht, daß sie ohne Hoffnung liebt. Sie glaubt, nur geduldig warten zu brauchen, daß dieser verschlossene Mann sich ihrem jungen Sehnen öffne. Und sie träumt:

diese zerfurchte Stirn glätten, diesen bitteren Mund schmelzen machen und selbst wieder stark und ganz werden durch ihn. Ja, er wird die immer wieder aufbrechende Qual und die heimlich fressende Schande von ihr nehmen, durch seine Liebe wird sie rein werden.

Und wie die Zeit geht, sieht sie – oh, sie täuscht sich nicht! – daß seine ernsten Augen froh werden, wenn sie auf sie herabsehen; daß sein kurzes, unfrohes Lachen wärmer wird, wenn es in das ihre einstimmt, und die geschlossene Härte seiner Lippen von einer schwebenden Weiche angerührt scheint, wenn sie sich im Gespräch jung und entflammt seinen resignierten Meinungen über die Welt und die Menschheit entgegenwirft.

Aber alles das ist noch nicht er... Ihn spürt sie immer noch einsam und fern. Und sie ist von Tag zu Tag zerrissen zwischen der brutalen Forderung ihres strotzenden jungen Leibes, der schon soviel männlichen Kontakt erfahren hat, ohne je die natürliche Lösung zu finden, und dem schwingenden Verlangen, nur immer wie jetzt ihm nahe zu sein, zu wissen, daß durch sie sein Lächeln froher wird, und darin Genüge zu finden, wenn er es nicht anders will.

Nur einmal spürt sie die leise Kühle einer Enttäuschung. Während einer ihrer nächtlichen Wanderungen hat sie begeistert über Lothar Schreyer gesprochen; und da sagt er: "Er, der Herrlichste von allen!"

"Pfui, warum sagen Sie so?" fragt sie, verletzt von einem so platten Mißverstehen.

Sehr ernst erwidert er: "Ich meinte es nicht von Ihnen aus – aber das ist er für mich."

Und Lotte fühlt ein kaltes Befremden. Eine so überschwengliche, sich selbst auslöschende Gefolgsmannschaft – das scheint ihr dieses Mannes nicht würdig.

Eines Tages hat Schreyer ihr den Vorschlag gemacht, ihre Seidenmalerei zu verlassen und ihre ganze Zeit dem Maskenbau zu geben; sonst werden sie nie zu Ende kommen. Er kann ihr dasselbe Gehalt geben wie ihr Kissenfritze. Von Gage für die schauspielerische Arbeit ist von vornherein keine Rede: sie wissen alle, daß Schreyer sein Geld und das seiner Frau in sein Werk steckt, und Gewinn ist bei den wenigen Aufführungen in der teuer gemieteten Aula der Kunstgewerbeschule nicht zu erzielen.

Lotte ist glücklich. Ist sie nicht beneidenswert, daß sie sich jetzt die ganze Zeit mit dem beschäftigen kann, was sie passioniert? Und wenn sie nicht mehr so gehetzt ist, werden wahrscheinlich auch die Unterleibsschmerzen aufhören, die sich die letzte Zeit wieder eingestellt haben.

Sie sitzt im Atelier und versucht, das erste Modell für das neue Stück zu realisieren. Beatrice, die es sich leisten kann, unentgeltlich ihre ganze Zeit für diese Arbeit herzugeben, hat sich wie gewöhnlich in den Nebenraum zurückgezogen.

Schade, daß das Verhältnis zu Beatrice sich doch nicht so schön gestaltet hat. Es scheint sie immer tiefer zu wurmen, daß sie, die schon in mehreren Stücken die Hauptrolle spielte, sich immer wieder von dem grünen Neuling was vormachen lassen muß. Kaum sind die andern gegangen, so verschwindet sie mit ihrer Arbeit im andern Raum. Natürlich, man hat manchmal das Bedürfnis, allein zu sein, das versteht Lotte gut. Aber sie spürt, daß es bei der Kameradin nicht so sehr dies ist, als eine Feindseligkeit gegen sie. Die andern ergehen sich auch nicht in Demonstrationen der Herzlichkeit, Lotte ebensowenig. Aber die Atmosphäre ist eine andere, wenn sie alle beisammen sind, als wenn sie beide schweigend jede in ihrem Raum arbeiten. Ach, der schöne, strahlende Traum von Gemeinschaft!

Aber man muß sich dafür anstrengen, daß er sich verwirkliche. Sie darf ganz einfach nicht diese Mißstimmung immer so hängen lassen, muß selbst mal ein bißchen aus ihrer harten Pelle herausgehen und der andern zeigen, daß ihr daran liegt, mit ihr in guter

Kameradschaft zu leben. Je länger dies Schweigen andauert, umso unerträglicher wird es; heute hat Lotte schon ganz den Eindruck, daß hier "dicke Luft" herrscht. Aber das wird sie gleich mal in Ordnung bringen.

"Fräulein Elfinger, wissen Sie, wann Doktor Schreyer zurückkommt?" ruft sie hinüber. Undeutliches Gemurmel.

"Wie bitte?" fragt sie.

"Ich sage," kommt es scharf zurück, "daß Sie es reichlich eilig haben, sich in seinen Augen zu spiegeln – Ihre unwiderstehlichen Reize..." Und wieder ein paar verknurrte Worte.

Lotte versucht zu lachen. Der Ton war nicht scherzhaft –

"Ja, lachen Sie nur, lachen Sie nur!" Beatrice taucht im Türrahmen auf, ihre Augen funkeln. "Tun Sie doch nicht so unschuldig! Denken Sie, ich wüßte nicht – denken Sie, ich hätte keine Augen?"

"Hören Sie –"

"Nein, hören *Sie*, hören *Sie*!" Von Sekunde zu Sekunde wird Beatrice aufgeregter. "Einmal werd ich... Wenn Sie meinen, ich sähe nicht, wie Sie immer um ihn herumscharwenzeln! Das ist ja – . Aber das ist verlorene Liebesmüh, das sag ich Ihnen im voraus! Und besser lassen Sie die Finger davon, das rat ich Ihnen! Er – er ist – auf Sie wird er nicht hereinfallen, Sie Intrigantin, Sie – intrigantes Mondkalb!"

Lotte ist das Blut in den Kopf geschossen, sie springt auf, daß der Stuhl gegen die Wand fliegt, und brüllt: "Nun halten Sie aber den Mund, zum Donnerwetter!" (Wie in den meisten Familien Deklassierter sind die Babendeerde-Kinder ganz besonders streng zu guten Sitten erzogen worden; wenn sie einander mal im Streit "Schaf" oder "Dummkopf" schalten, so war das ein unsühnbares Verbrechen.)

"Sie haben mir nicht den Mund zu verbieten, dämliches kleines..." Mit katzenhaften Bewegungen des kleinen weichen Körpers kommt Beatrice näher.

Oh Gott, nur kein Fischweibergepöbel, denkt Lotte, kalt werdend. Sie hat den Eindruck, als genieße ihre Widersacherin es, sich dramatisch loszulassen.

"Ich habe doch gleich vom ersten Moment an gesehen, wie Sie sich angestellt haben." Beatrice spricht mit unterdrückter Stimme. Am liebsten hätten Sie sich ja... Ah, das ist zum Lachen, zum Lachen! Aber da strengen Sie sich umsonst an, das sag ich Ihnen! Ihn kriegen Sie mit sowas nicht! Sie – mit ihrem jungen, fetten Fleisch – und Ihrem Getue!"

"Mund halten!" brüllt Lotte noch lauter als vorher und haut auf den Tisch, außer sich vor ratlosem Zorn. "Übergeschnapptes Frauenzimmer!"

"So – übergeschnappt, übergeschnappt?" Beatrice spricht noch immer halblaut, zwischen den Zähnen. "Das gefällt Ihnen nicht, daß ich Sie durchschaut habe? Aber hüten Sie sich – hüten Sie sich –!" – und schreit plötzlich auf: "Ah, ich ertrags nicht mehr! Ich – Sie – Hündin – ! Geile Hündin!"

Sie stürzt sich mit erhobenen Fäusten, Lotte packt die feinen Handgelenke und biegt die Arme hart nieder. Plötzlich ist sie ganz ruhig. "Sie sind wahnsinnig," sagt sie halblaut.

Von unten her brennen die dunklen Augen in dem verzerrten Gesicht in die ihren. Beatrice dreht die Arme in dem festen Griff, windet sich. (Was für ein Melodrama, denkt Lotte.) Die blassen Lippen sind über den regelmäßigen Zähnen zurückgezogen wie bei einem Tier, das beißen will. "Ich hasse Sie – ich hasse Sie!" stammelt Beatrice atemlos heraus.

Einige Sekunden lang starren sie sich schweigend in die Augen und Lotte schämt sich fast ihrer mühelosen Überlegenheit über diese aus sich herausgeworfene Frau. Dann biegt

sich der dunkle Kopf, Beatrice hebt den einen ihrer gefesselten Arme – Lotte gibt der Bewegung nach – und der ganze Körper ist geschüttelt von einem hilflosen Schluchzen.

Lotte merkt, wie die Arme schlaff werden, und öffnet langsam die Hände. Jetzt wird sie nicht mehr schlagen. Nur – daß sie nicht fällt. Die schluchzende Frau, das Gesicht in den Armen verborgen, dreht sich um und tappt wie blind, im Zickzack und mit stolpernden Schritten ins Nebenzimmer.

Nach einer Weile schließt Lotte die Tür und stellt sich ans Fenster. Sie beißt sich die Lippen. Da hat sie ihre Gemeinschaft. Und gerade um den einen Mann, bei dem sie nicht mal ihre Koketterie angewandt hat und der ihr “als Mann” gleichgültig ist. Sie muß lächeln: auch das ist ihr so verwandt in Schreyer, alle Klischee-Ausdrücke herzlich zu belachen. – Freilich, wäre Hermann Dürkopp nicht gewesen, dann hätte sie sich vielleicht anders zu Lothar Schreyer verhalten; die ersten Tage war doch hin und wieder ein flüchtiges Spüren zu ihm hin gewesen... Aber das war, ehe sie überhaupt zur Kampfbühne gehörte.

Auch über das schreckliche Wort “geile Hündin” kann sie jetzt lächeln. Sie weiß, woher es stammt: aus Beatrices Repertoire. Aus dem ersten von der Kampfbühne aufgeführten Stück, noch ein ziemlich realistisches Gesellschaftsdrama; Personen: zwei Frauen, zwei Männer, Beatrice hatte da eine sehr verdrängte, fast hysterische Frau zu spielen, und in einer tollen Szene wirft sie den Männern das Wort “Geile Hunde!” ins Gesicht. Gewiß, ganz unrecht hatte sie nicht, die Männer waren nicht gerade als hochsublimierte Mönche geschildert. Aber fraglos war die Absicht des Autors, zu zeigen, wie diese Frau ihren eigenen inneren Zustand auf die andern transponierte. Arme Beatrice – und nun muß ihr das in ihrem eigenen Leben passieren!

Und wie soll es jetzt werden? Das Frauenzimmer hat ja keinen Funken Vernunft im Leibe.

Als bald darauf Schreyer und Dürkopp kommen, hat das Schluchzen nebenan aufgehört, und Lotte sitzt da und läßt Nägelchen in ihrer Hand springen. Schreyer braucht nicht lange, um zu merken, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Lotte fühlt sich herzlich ungemütlich: sie möchte nicht “petzen”, aber die Sache muß unbedingt ins reine gebracht werden, und das ist unmöglich nur zwischen ihnen zweien, Frauen. Zögernd sagt sie, Fräulein Elfinger habe sich ungehörig gegen sie betragen und – er möge sie doch selbst fragen.

Schreyer ruft scharf: “Beatrice!” – und gehorsam kommt sie heraus. Die Augen beharrlich am Boden lehnt sie an der Wand und antwortet widerstrebend, und unaufhörlich zerren und kneten ihre nervösen Finger an ihrem Taschentuch-Bällchen.

Lotte hat Dr. Schreyer bei den endlosen Proben von einer unermüdlichen, ruhigen Energie gesehen, das aus seinen Schauspielern herauszuholen, was er braucht. Aber sie hätte nicht geglaubt, daß er von einer so messerkalten, sachlichen Härte sein kann.

“Entschuldigen Sie sich bei Fräulein Babendeerde.”

“Nein, ich will nicht. Sie oder ich.”

Das ist das Grundmotiv der ganzen Diskussion, der die beiden andern schweigend zuhören. Lotte kommt es vor, als wisse Schreyer und vielleicht auch Dürkopp um die geheimen Beweggründe dieser verstockten, hysterischen Frau.

Der junge Friedrich kommt herein und blickt hilflos von einem in der gespannten Gruppe zum andern. Alle stehen, da erhebt Lotte sich auch und lehnt sich ans Fenster.

“Nein, ich will nicht. Sie oder ich.”

“Dann – ” – Lothar Schreyer holt tief Atem – “Dann können wir nicht mehr mitein-

ander arbeiten, Fräulein Elfinger. Und es würde mich sehr schmerzen, Sie zu verlieren.”

“Gut. Dann geh ich.” Zum ersten Mal blickt sie auf, mit einem schrägen, haßerfüllten Blick, und Hermann Dürkopp macht unwillkürlich eine Bewegung, um sich zwischen sie und Lotte zu stellen.

Mit zwei langen Schritten ist der junge Friedrich neben Beatrice, die er um zwei Köpfe überragt, und sagt errötend: “Dann geh ich mit ihr.”

“Aber Sie wissen doch gar nicht . . . ”

“Das ist egal. Ich kann es nicht dulden, daß man eine schutzlose Frau rausschmeißt.”

Schreyer schlägt die Augen in komischer Verzweiflung zum Himmel auf: “ In Gottesnamen ! Tun Sie, was Sie nicht lassen können, wie man so tiefsinnig zu sagen pflegt.”

Bald darauf heiraten die beiden; Gott weiß, warum. Sie liebt ihn sicher nicht, und sie ist soviel reifer als der unerfahrene Junge. Es ist auch nicht lange gutgegangen. Sie führen ein fürchterliches Leben mit andauernden Zänkereien und Krächen, die bald in Prügeleien ausarten. Zwei Jahre später nehmen sie sich das Leben, mit einem Gift, das die Gesichter in einer verzerrten Grimasse erstarren läßt und die Glieder verbiegt, wie es Starkstrom mit Eisengestänge tut. “So ein scheußliches Gift hat die Beatrice aus lauter Gemeinheit gewählt,” sagt der Bekannte, der Lotte davon berichtet, “damit die Überlebenden sich recht vor ihr graulen sollen.” Friedrich ist mit dem Leben davongekommen, aber er ist blind und halb paralysiert. “Hat nicht die Traute gehabt, genug von dem Zeug zu schlucken, und seine Süße hats wohl zu eilig gehabt und nicht dran gedacht, dem teuren Gatten auf die Finger zu kucken,” meinte Lottes Gewährsmann. – Bei der Autopsie stellte man fest, daß Beatrice im fünften Monat schwanger war.

Ja, es war diese verhexte Mainacht. Solche Nächte dürfte es nicht geben, wenn man nur allein liebt.

Eine Nacht voll drängenden Blühens und unerträglich schwerer Süße. Zitterndes Sternesingen tropft aus der tiefen Himmelsschale. Und die späte Stunde ist so unwirklich still um sie und wie eine warme heimliche Verheißung.

Wohl zum dritten Mal hat Hermann Dürkopp sie bis an ihr Gartengitter begleitet, immer wieder drängte sie: “Nein, gehen wir noch ein wenig – es ist so schön.”

Jetzt nimmt er ihre Hand zum Abschied, und da er sie fiebernd unruhig fühlt, legt er beschwichtigend seine Linke darauf. “So – jetzt haben wir uns müde gewandert, jetzt gehen wir schön ruhig schlafen.”

“Ja,” sagt sie traurig. “Nein . . . ” in einem Hauch. Sie zieht ihre Finger aus den seinen und legt ihre Hände auf seine Schultern, ihre Unterarme gegen seine Brust, zitternd hingegen. Ihr flehendes Gesicht hebt sich bleich zu ihm auf mit dem verlangenden Mund, der wie eine reife Frucht aufgebrochen scheint. “Nein – ” bettelt sie leise. “Oh . . . ”

Für einen Augenblick sieht sie in seinem Gesicht wie einen Schmerz ihrem Verlangen antworten, und verzweifelter bittend drängt der heiße, feuchte Schimmer ihrer Augen sich in die seinen.

Aber das leise Gewitter in seinen Zügen ist schon vorüber.

Er spürt, wie sie im ganzen Körper bebt. Sanft faßt er ihre Handgelenke, aber er läßt ihre Hände noch auf seinen Schultern ruhen. “Es ist diese verhexte Frühlingsnacht,” sagt er weich. “Die kann einen Menschen um den Verstand bringen.”

“Ja,” antwortet sie in einem trockenen Aufschluchzen. “Ja – ”

“Aber Sie sind noch so jung – ”

“Nein – oh nein – ”, leise, beschwörend. Und spürt doch schon seine Ruhe und seine Güte, seine überlegene Festigkeit.

Groß und dunkel schimmern die Augen in dem bleichen, sehnsüchtig gehobenen Gesicht. Sacht nimmt er ihre Hände von seinen Schultern. Er hält sie noch, denn er fühlt, wie sie immer haltloser zittert, und fürchtet, dieser kräftige Körper könne mit eins zusammensinken. “Glauben Sie mir – es wäre ein Verbrechen, wenn ich nachgeben würde.”

Noch einmal wirft sie ihm ihr leises, trocken schluchzendes “Oh – nein – ” entgegen. Dann senkt sie den Kopf.

Verloren.

Man muß sich wieder in die Gewalt kriegen. Und doch empfindet sie keine Scham vor ihm. Er ist nicht ein Mensch, vor dem man sich eines wahren Gefühls schämen müßte.

Noch bebt alles in ihr. Aber der äußere Panzer schließt sich wieder.

Schweigend hat er den stummen Kampf des leidenschaftlichen Mädchens beobachtet. Seine ruhigen, festen Hände, die sie noch immer lose halten, haben ihr wohl auch ein wenig geholfen.

“Aber nicht wahr, dies wird nichts ändern an unserm guten Einvernehmen in der Arbeit?” fragt er jetzt.

Befremdet blickt sie zu ihm auf. “Nein – wie könnte es? – Wenn Sie mir nur nicht böse sind,” lächelt sie hilflos.

“Aber nein, Kind! Ich weiß doch, wie so etwas einen überkommen kann. Und nachher lächelt man darüber.”

Sie schweigt trotzig und abwehrend.

“Ich habe schon öfters unsern Freund vom ‘Sturm’ zitiert: ‘Wenn nur erst der ganze Schwindel vorüber wäre.’ – Glauben Sie mir: das alles ist nicht soviel wert wie eine einzige Stunde unserer Arbeit. Und wenn wir da weiter gute Kameraden bleiben – ‘Schulter an Schulter’ – ” zitiert er lächelnd, “das ist wirklich das Wichtigste. Nun – ” Er hält ihr seine Hand hin. “Gute Nacht. Und auf morgen, bei unserer wunderbaren Arbeit.”

Tapfer sieht sie ihm voll in die Augen. “Auf morgen, bei unserer wunderbaren Arbeit.”

Kapitel 9

Dr. Schreyer hat die kostspieligen zwei Atelierräume aufgegeben und ein Zimmer in seiner Wohnung freigemacht, in dem jetzt die Masken gebaut werden. Und Lotte hat ein möbliertes Zimmer gefunden, nicht weit entfernt. Die Eltern scheinen auch erleichtert zu sein, daß damit die ewigen Auftritte wegen ihres spätnächtlichen Nachhausekommens aufhören.

Mit ihrem Geld ist sie recht eng dran: Dr. Schreyer bezahlt ihr immer noch dasselbe Gehalt wie im ersten Monat; und seit sie weiß, daß er all sein Geld für seine Idee hergibt, hat sie nicht das Herz, ihn daran zu erinnern, daß es eigentlich allmonatlich erhöht werden sollte. Ihren Eltern gegenüber behauptet sie stracks: ja, natürlich werde sie erhöht; sonst hätte es bloß Unannehmlichkeiten gegeben. Und sie richtet sich sehr gut ein: ihr Zimmer kostet allerdings mehr als die Hälfte ihres Gehalts, aber zum Glück sind seit kurzem Feigen im Handel aufgetaucht, in Hülle und Fülle, und ganz billig! Herrliche Früchte – und so nahrhaft! Fast jeden Tag kann Lotte sich ein halbes Pfund kaufen, dazu das Brot, das ihr auf die Marken zusteht – eine mehr als ausreichende Ernährung. Bei Schreyers trinkt man jeden Tag Tee, einmal wöchentlich ist sie da zum Essen eingeladen – so kann man wunderbar auskommen. Das Rauchen hat sie sich fast abgewöhnt; sie ist ein bißchen stolz darauf, denn mit Paul Ackermann ist sie direkt zur Kettenraucherin geworden, und immer die schweren englischen. Nur bei sehr angestrenzter, verlängerter Arbeit braucht sie hin und wieder eine – nun, die bekommt sie von den Freunden.

Sie bringt es sogar fertig, stets ein billiges Sträußchen in ihrem bedrückend unpersönlichen Zimmer zu haben, und diesen ganzen Frühling und Sommer trägt sie immer ein paar Blumen ins Haar gesteckt. Womit sie in Hamburgs Straßen ein ziemliches Aufsehen erregt. Auch ohne das – . Ihre Kleidung ist freilich nicht mehr “freideutsch”, aber umso unbekümmerter individuell: sie sieht keinen Sinn in dem ewig wechselnden Fummelkram der Mode und keinen Grund, ihren Geschmack von der großen Herde oder einer unbekannten Modekönigin bestimmen zu lassen. Daß sie meistens ohne Kopfbedeckung geht, ist absolut gegen den Brauch, das kurzgeschnittene Haar ist einfach horrend – und nun noch Blumen. Es ist wohl eine reichliche Zumutung für die Hamburger Korrektheit. Lotte schüttelt den Kopf: man tut das nicht? Das ist eben der Fehler, denn es ist doch wunderschön! Und sie wundert sich gelegentlich, daß kein junges Frauenzimmer ihr diese wenig kostspielige Art nachmacht, ihrem Schönheitssinn und ihrer Koketterie Genüge zu tun. Jedenfalls gefällt es den Freunden. “Die blonde Samoanerin,” sagt Lothar Schreyer manchmal mit seinem Lächeln, das so nett ist: froh und ein wenig überlegen amüsiert zugleich.

Jetzt ist es wirklich eine herrliche Arbeitsgemeinschaft. Hermann Dürkopp bringt jede freie Minute arbeitend im Atelier zu; Lotte hält ihr sehnsüchtiges Herz fest und läßt sich genügen an der unveränderten Freundschaft mit dem geliebten Mann. Lothar Schreyer sitzt da fast den ganzen Tag, und auch seine Frau kommt oft herein und nimmt an den Anstrengungen teil, die technischen Probleme zu lösen, die die neuen Masken stellen.

Und eines Tages hat Schreyer ein wahres technisches Genie aufgetrieben. Ein jüngerer Mechaniker, weibisch hübsch, mit reichlich lautem Selbstbewußtsein, aber ein unermüdlicher Arbeiter, und mit den schwierigsten Problemen kommt er zurande. Alle sind sich dankbar einig: nie wären sie ohne ihn fertig geworden!

Und die Zeit drängt. Der "Sturm" hat sie nach Berlin eingeladen zu einem Gastspiel, das in den Kammerspielen des Deutschen Theaters stattfinden soll. "Erde" heißt das Stück für Berlin. Es hat zwei Personen: der Mann, die Erde. Hermann Dürkopp, Charlotte Babendeerde.

Proben, Maskenbauen, Maskenbauen, Proben, Maskenbauen...

Lotte liegt auf dem staubigen Teppich des Zuschauerraums, während die Bühne hergerichtet wird für die morgige Aufführung und die Männer die Masken zusammenstellen. Sie hat unerträgliche Unterleibsschmerzen. Sie weiß, daß es nur nervös ist, durch die dauernde Überarbeitung hervorgerufen – "hysterisch!" schreit sie sich zornig an –, aber deswegen tut es nicht weniger weh.

Sie haben aber auch wirklich zuviel gearbeitet die letzte Zeit und zuwenig geschlafen. Die letzten Nächte sind sie überhaupt nicht mehr nach Haus gegangen, sondern haben gelegentlich mal ein Stündchen im Sessel geruht, sich mit kalten Duschen wachgepeitscht und sich im übrigen mit Tee und Zigaretten auf den Beinen gehalten. Als sie heute in den frühesten Morgenstunden mit Hermann Dürkopp aus dem Hause trat, nachdem die letzten Maskenbestandteile verpackt waren, sah sie im Gesicht des Freundes grünliche Schatten vor Übermüdung. "Na, wir können noch zwei Stunden schlafen, und dann – auf nach Berlin!" Ihre Stimmen waren heiser.

Jetzt nur noch die Generalprobe, und dann kann sie schlafen, bis zur morgigen Aufführung. Kann sie – ? Harry erwartet sie. Der "Sturm" hat ihnen Zimmer in einem entzückenden Hotel zur Verfügung gestellt, aber sie will diese paar Tage mit Harry verbringen. Warum eigentlich? Es ist doch nicht mehr, wie es war.

Frau Schreyer beugt sich besorgt über sie: "Werden Sie jetzt spielen können?"

"Oh, gewiß..." Es klingt ein wenig mühsam, und ein wenig mühsam richtet sie sich auf.

"Warten Sie, ich geben Ihnen ein Riechfläschchen mit, dann fallen Sie jedenfalls nicht um in Ihrer Maske."

"Ich falle nicht um – solange ich in der Maske stecke, nicht!"

Diese Maske! Lotte steht darin wie ein Soldat in seinem Schilderhäuschen, und der hat sicher nicht mehr Platz als sie. Ein ovales Pappgehäuse, das oben, unten und in der Mitte durch solide Holzleisten in Form gehalten wird. Lotte ist 1,65 Meter groß, die Maske 2,60 Meter. Hoch über ihrem Kopf der große runde Gipskopf, auf der Vorderseite zwei Reihen von je sechs Brüsten, große Halbkugeln aus Holz – das Ding hat ein verteufeltes Gewicht und ist schwer im Gleichgewicht zu halten. Zum Glück braucht sie sie nur einige Male anheben, um einige Schritte oder eine Drehung zu machen; anders wäre es auch nicht möglich. Dumm, daß diese Anstrengung zumeist mit dem Sprechen zusammentrifft. Erst später ist Schreyer auf den Ausweg verfallen, die Maske von einem Mann auf der Bühne

bewegen zu lassen, während die Stimmpartie von einer Frau hinter der Bühne ausgeführt wird.

Das Schlimmste an der ganzen Sache ist die Armhaltung: sie muß die Arme zur Seite strecken – mit den Ellbogen erreicht sie die Seitenwände der Maske, sie ist sozusagen auf Maß gemacht – und “draußen” mit den Unterarmen zwei riesige auf Holzrahmen gezogene Pappflügel halten, die vom Boden bis zu den Schultern der Maske reichen. Eine Dreiviertelstunde dauert die Aufführung, eine Dreiviertelstunde muß sie die Arme in dieser Stellung halten (nicht aufstützen, dann reißt die Pappe!) und an gewissen Stellen der Aufführung die Flügel öffnen und wieder in die alte Stellung zurückfahren. Aber im Grunde ist das Aushalten nur ein Kniff: man muß nur den Ermüdungspunkt überwinden, ähnlich wie beim Schwimmen. Nach einigen Versuchen hat sie es erreicht, freistehend sogar länger als eine Dreiviertelstunde auszuhalten. Die Freunde, Uhr in der Hand, schrien: “Hexerei!”

Eine Rolle ist diese “Erde”, die zugleich ein Symbol der Frau zu sein scheint, eigentlich nicht. Lotte hat nur hin und wieder ein paar Worte zu sagen. Das ganze Stück ist fast ein Monolog des Mannes, der vor der schweigend abwartenden Erde herumtanzt, stolz auf seinen Geist und auf seine Freiheit, und am Ende doch von den großen mütterlichen Flügeln der Erde aufgenommen wird. Und nur ein paar merkwürdige Gebilde, wie bunte Federn eines Hahnenschwanzes, ragen noch hervor.

Natürlich, Lotte hätte gerne den Berlinern ihre “Mutter” vorgeführt. Aber es handelt sich nicht um Lotte Babendeerde, sondern um die Kampfbühne.

Herwarth Walden, der Leiter des “Sturm”, kennt seine Berliner: man hat für die Aufführung der “Erde” keine Pressekarten ausgegeben; alle Zeitungen sind vertreten, der Saal ist ausverkauft.

Nach der Vorstellung bleiben alle auf ihren Plätzen, es ist Gemurmel und halblautes aufgeregtes Gespräch im Saal, man ruft, immer lauter: “Herwarth Walden! Herwarth Walden! Erklären! Erklären!”

Und Herwarth Walden, mit seinem imposanten Kopf und der weißen Löwenmähne, erhebt sich, alles setzt sich, zu ihm gewandt, und er “erklärt”, auf seine spirituelle Weise, die Spott und Ernst in einem Atem bringt.

Am Tag nach der Vorstellung sind die Kampfbühnen-Mitglieder mit einigen “Sturm”-Leuten bei Lily Walden zum Tee eingeladen. Lotte ist nicht begeistert. Lothar Schreyer hat nicht wenig gespöttelt über Lilys ungemäßigte Neigung zu englischer Korrektheit: das Erscheinen im Straßenanzug, zu dem er und seine Mitarbeiter sich schon in Hamburg entschlossen in Voraussicht dieser Einladung, wird ihr als Palastrevolution erscheinen.

“Wenn ich meinen Freund mitbringen darf, sonst ...” Lotte macht eine unzufriedene Schnute.

“Wenn das Ihre Bedingung sine qua non ist,” meint Schreyer lächelnd. “Wie heißt er denn? – Ah, er ist Jude?”

Etwas in seinem Ton macht sie aufhorchen. “Ja – und?”

“Nun ja, da er ihr Freund ist, bin ich sicher, daß er ein sympathischer Mensch ist. Natürlich gibt es Ausnahmen. Aber im allgemeinen mag ich die Juden nicht leiden.”

Die Juden – Lotte ist verblüfft. Es ist ähnlich, wie sie als Siebzehnjährige zum erstenmal eine Nonne sah und man ihr ausdrücklich sagte, das sei eine Nonne; bis dahin hatte sie gemeint, Klöster seien eine längst überholte Einrichtung des Mittelalters. So weiß sie auch, daß es in längst verflossenen finsternen Zeiten Judenverfolgungen und Ghettos gegeben hat;

aber das war doch aus religiösen Vorurteilen, die heutzutage nicht mehr existieren. Noch nie hat sie einen Menschen ein abfälliges Wort über die Juden sagen hören.

Jetzt erinnert sie sich plötzlich an die erwartungsvolle Note in Harrys Stimme, als er ihr sagte, daß er Jude sei.

“Wieso?” Kriegerisch stellt sie sich Schreyer entgegen.

Zu ihrer großen Befriedigung weiß er, der sonst so Sichere und Klare, keine präzisen Argumente anzuführen. Sie seien ihm eben antipathisch in ihrem ganzen Wesen – . Vor allem beruft er sich darauf, daß sein Freund, der deutschnationale Reichstagsabgeordnete von M., die Juden scharf bekämpft und ein ausgezeichnetes geistiges Rüstzeug zu seiner Verfügung habe.

Von M. kommt öfters zu Schreyer, und Lotte fand den stattlichen, maßvollen und umgänglichen Mann sympathisch trotz seiner unerfreulichen politischen Einstellung. Aber wenn er jetzt so einen anachronistischen Unfug ausgräbt! Ihr erscheint es als ein burlesker Einzelfall, nicht ernsthaft genug, um ihn zu diskutieren. Aber es tut ihr leid, Schreyers Selbständigkeit im Urteilen in ihren Augen vermindert zu sehen. “Schuster, bleib bei deinen Leisten,” denkt sie mit spöttischem Achselzucken.

Nein, es nicht mehr, wie es war. Aber als Harry auf sie zukommt, mit einer leisen Gespanntheit im Gesicht und dem alten Sarkasmus, und die Augen funkelnd von leicht befangener Freude, da war unverlierbar die alte Vertrautheit wieder da. Lotte erhob sich federnd und froh, um ihm entgegenzugehen, und Müdigkeit und Schmerzen waren vergessen. Sie hat ja auch eigentlich wunderbar ausgeruht in der zweiten Klasse des Börsenzugs; der “Sturm” hat die Sache großzügig gemacht.

Wieviel sie sich zu erzählen haben! Sie sind die ganze Zeit in Briefwechsel geblieben. Lotte hat ihm immer so ausführlich wie möglich über die Arbeit der Kampfbühne berichtet, und ihretwegen hat er sich auch mit dem Expressionismus beschäftigt. Er ist nicht in Bausch und Bogen begeistert, er möchte eine Auswahl treffen unter dem, was ihm verständlich mitgeteilt scheint und dem, was ihm als Geheimsprache des Künstlers dunkel bleibt. “Nun ist es aber so,” macht Lotte ihn aufmerksam, “daß die Grenze des verständlich Mitgeteilten sich bei jedem Aufnehmenden woanders zu befinden scheint, und der Künstler kann sich nicht in seinen Konzeptionen nach dir oder mir richten.”

Durch seine Briefe weiß sie, daß er seine Stellung bei der Bank aufgegeben hat. Es ist so niederdrückend, seine Tage und Jahre in sinnloser, uninteressanter Arbeit hinbringen zu müssen, nur um zu leben. Jetzt hat er sich selbständig gemacht, er hat sich mit einem andern Mann zusammengetan; “und zwei gerissene Jiden werden es vielleicht fertigbringen, einmal von der täglichen Fron loszukommen, ehe man alt und wacklig wird”. Mein lieber Freund, übermäßig gerissen kommst du mir nicht vor, hat sie gedacht, als er ihr dies schrieb; und wenn der andere es mehr ist... – Wenigstens, meint er, kann man so seine persönliche Initiative betätigen; ob das ihm nun eine größere Befriedigung geben wird – er ist recht skeptisch. Warum kann ein vernünftiger Mann, der wirklich etwas Ernsthaftes tun möchte, was Wert hat, keinen Platz finden, wo er sich nützlich fühlen kann und von seiner Arbeit ausgefüllt und befriedigt! Dabei sollte man doch wahrhaftig meinen, es sei in unserer verfahrenen Welt genug an Arbeit, um eine ganze Legion gutgewillter und intelligenter Menschen zu benötigen. “Du mit deiner Kunst, du hast eigentlich ein verdammtes Glück: Bestimmung, Aufgabe, Befriedigung – sogar die Nützlichkeit kann man euch nicht absprechen!”

Er hat jetzt ein anderes Zimmer, hoch im Norden, von der öden Geschmacklosigkeit

der kleinbürgerlichen “Guten Stube”, aber es ist geräumig, hell und sauber. Seine Wirtin macht keine Fisematenten bei “Kusinenbesuchen”, im Gegenteil. Wenn Harry morgens fortgeht, sagt er ihr, um welche Zeit sie seine Kusine mit dem Frühstück wecken möge, und mit dem fettigen Schmunzeln der Frau, die ihre Zeit gehabt hat und nun der Jugend auch das Ihre gönnt, begrüßt die schlampig-dicke Person mit dem gewaltigen Busen das junge Mädchen, das nackt im Bett ihres Möblierten Herrn liegt.

Drei Tage und drei Nächte haben sie. Sie haben sie sich zugestanden als eine Floskel, ein unverbindliches Erinnerungsfest. Sie wissen beide, daß diese Tage keine neue Bindung geben werden. Ganz einfach gleiten ihre Körper, die einander kennen, in die Umarmung. Und wieder geschieht es auf die frühere, kindlich ahnungslose Weise. Selbst die barbarischen Versuche Paul Ackermanns haben dies zugleich leidenschaftliche und intellektualisierte und immer mehr gehemmte Mädchen nichts gelehrt. Und sie ist wohl zu erschöpft, um mehr zu wollen. Und Harry hat offenbar keine anderen Erfahrungen inzwischen gesucht.

Dennoch müssen sie sich beide ihre Gedanken machen. In Lotte hat die unveränderte Liebe zu Hermann Dürkopp alles andere gedämpft. Die stete seelische Anstrengung, ihr Verhältnis zu ihm auf dem Plan der Arbeitskameradschaft zu halten, hat sie sicher nicht weniger müde gemacht als die monatelange Überarbeitung, und hat wohl auch ihr ganzes momentanes Gefühlsleben auf Verzicht eingestellt. Um Harry zu kämpfen hat sie keine Kraft, und vielleicht darum nicht den Willen. Aber sie denkt mit wehmütigem Lächeln: eigentlich sind wir wie ein gutes altes Ehepaar; wir haben gestritten und gerungen miteinander, wir haben uns bis aufs Blut verwundet – aber wir haben uns doch nicht auseinanderreißen können. Und es ist diese unaustilgbare und etwas resignierte, spöttische und schmerzliche Vertrautheit geblieben.

Sie sagen sich nichts. Sie bleiben bei ihrer Abmachung des Außerprogrammmäßigen. Sie diskutieren, sie scherzen – Harry ist der alte sarkastische Kamerad, der noch immer an ihrer verrückten Kleidung was zu kritisieren findet, die dadurch, daß sie persönlicher verrückt geworden ist, eher noch mehr Anforderungen an die Standhaftigkeit eines Mannes stellt, der mit einer derart gekleideten Frau über die Straßen geht. Jetzt ist er sogar häufig der aufmerksame Kavalier; aber gerade das ist wie eine Isolierung.

In diesen Tagen lernt Lotte auch “die andere” kennen. Harry hat ihr gesagt, daß er mit ihr immer noch auf dem Status quo ist.

Wie kann ein Mensch zwei so weltenverschiedene Frauen lieben?

Lotte hätte hundertmal an der anderen vorbeigehen, neben ihr sitzen können, ohne sie überhaupt zu bemerken. Sie hätte mit ihr sprechen können und, den Rücken gewandt, schon nicht mehr gewußt, wie sie aussieht. Sie verlangt gottbehüte keine ausgefallene Erscheinung, um an Menschen etwas Besonderes zu finden; die ihrer Freundin Friedel war von gesuchter Unauffälligkeit, und doch fühlte sie sofort, daß sie kein Serienmensch ist. Gewiß, Harrys “andere” hat ein angenehmes Gesicht, eine angenehme Wohlerzogenheit, ist angenehm diskret gekleidet. Also wird sie wohl für den armen Harry angenehm ausruhend sein...

Was mag sie über Lotte denken, die für sie “die andere” ist? Denn obgleich auch Harry nichts Entscheidendes mit ihr gesprochen hat – sie sind sich doch in all den Jahren keine Fremden geblieben; und eine Frau spürt manches.

Als Harry jedem der beiden Mädchen ein paar Blumen überreicht, glaubt Lotte mit ihrer geschärften Witterung einen feinen Unterschied wahrzunehmen. Natürlich hat er vorsichtig die gleichen Sträube gewählt, aber es kommt ihr vor, als sei seine Geste der andern

gegenüber wie ein schweigendes Versprechen und eine Auszeichnung gewesen, während er Lotte den ihren kameradschaftlich in die Hand drückte. Vielleicht täuscht sie sich auch. Auf keinen Fall kann so seine Absicht gewesen sein; taktlos ist er nicht.

Dieser ganz unwägbare Unterschied hätte fast in ihr den Kampfgeist geweckt. Aber sie will loyal sein, und auch ihr Stolz setzt sich zur Wehr: mit ihm allein konnte sie um ihn kämpfen, aber wenn eine solche Frau (mit allen möglichen guten Eigenschaften, sicher, die will sie ihr gar nicht absprechen) für ihn überhaupt in Betracht kommt, da soll er nur ruhig mit jener ein grünes Weideglück genießen. – Ach, ihr dunkler Kain scheint ihr zu schade dafür.

Warum zwickt und schmerzt es sie so, fragt sie sich. Vor allem die Selbstliebe ist es, sicherlich, die sich gezwickt und verletzt fühlt. Denn wenn sie unbedingt *ihn wollte*, weil sie ihn liebt – . Aber liebt sie ihn denn noch?

Wenn man doch einmal impulsiv geradeausleben könnte, ohne sich dauernd zu analysieren! Aber jedesmal, wenn sie dazu bereit war, hat sie tüchtig eins über den Kopf gekriegt. Das ist wenig ermutigend.

Ein halbes Jahr später mußte sie ihm schreiben, daß sie beide sich in permanenter und unverzeihlicher Dummheit und Instinktlosigkeit ganz umsonst unglücklich gemacht haben und daß sie auch nicht begreift, was denn Heyo... Daß es erst jetzt geschehen sei, der so einfache und entscheidende Vorgang der Defloration.

Darauf bekam sie keine Antwort wieder. Und sie wurde bald darauf von ihrem Leben so weit abgetrieben, daß sein Bild ihr immer matter und ferner wurde.

Am letzten Tag fand Schreyer, daß sie alle nach den vergangenen Hetzmonaten ein wenig Ausspannung dringend nötig hätten. Und so ist Lotte mit den dreihundert Mark, die der "Sturm" jedem der Kampfbühnenmitglieder gezahlt hat, für eine Woche in die Mark hinausgefahren, fest entschlossen, mit ihrem Reichtum, der Gewähr ihrer Freiheit, sehr sparsam hauszuhalten. In einem Dörfchen, das nur aus zwei Reihen Tagelöhnerkaten zu bestehen scheint, hat sie sich bei Mutter Striwetzky eingemietet. Ein rührendes Mutterchen, das vor Alter schon halb in seinen weiten schwarzen Faltenrock reingeschrumpelt ist, aber noch gut auf den Beinen. Mutter Striwetzky wollte erst gar nichts von ihr wissen. "Neene, das ist nix für'n Fräulein wie Sie, ist doch bloß Schlafstelle, ich hab bloß eine Stube, ich vermiet das so an Schnitterinnen, aber – neene, Sie brauchen doch was andres. Gehn Sie man lieber weiter nach X, da ist ein ordentliches Gasthaus."

Aber gerade die Schlafstelle ist der neuigkeitshungrigen Lotte interessant, und für eine Woche... Ein ordentliches Gasthaus ist auch teurer. Und als die Alte endlich Lottes geduldigem Zureden nachgegeben hatte, immer noch jammernd, sie würde es so 'nem Fräulein doch nicht recht machen können, da stellte sich heraus, daß sie ihrem Gast das solide Ehebett mit den hochgetürmten Federkissen überlassen wollte, und selbst, die alte Frau, auf dem buckligen Sofa schlafen. "Mit den Schnitterinnen mach ich das immer so." Eine Zähigkeit hat das alte Weibchen! Bis Lotte energisch drohte, sie würde sich auf den nackten Fußboden legen. Und Mutter Striwetzky war sichtbar erleichtert, als ihr klar wurde, daß wegen dieser Änderung keine Rede war von Preisermäßigung.

Preisermäßigung – ! Ein wenig weiß Lotte nun ja schon, was das Leben kostet, und sie schämte sich ein wenig, auf die lächerlich geringe Summe für Kost und Schlafstelle eingegangen zu sein. Aber bei der ersten Mahlzeit begriff sie, wieso Mutter Striwetzky noch ein paar Pfennige dabei verdienen konnte.

“Mögen Sie Pellkartoffeln mit Hering?”

“Oh, aber wie!” (Manchmal ist eine natürliche Schauspielgabe doch ganz gut.)

Erleichtert: “Na, denn will ich das man machen.”

Aber dann waren es ganz einfach trockene Pellkartoffeln mit einem Stück Matjeshering für jeden; und Salz. Keine Suppe vorher, nichts nachher. Lotte sah überwältigt zu, wie das Altchen mit seinem Messer ein winziges Pfitzchen nach dem andern von seinem Heringsschwanz abtrennte, eine salzbestreute Kartoffel damit krönte und das ganze genüßlich in den zahnlosen Mund schob. Das Herz zog sich ihr zusammen; zum erstenmal erlebte sie es, wie arm Menschen essen, und daß sie es für ganz selbstverständlich halten. (Ihre freiwillige Feigen-und-Brot-Diät, das ist ganz was anderes.)

“Meinen Sie nicht, daß eine Speck- und Zwiebelstippe sehr gut dazu wäre?” fragte sie vorsichtig.

“Ja, das glaub ich, daß das gut wäre!” Die Augen in den tausend Spinnfäden der Fältchen schmolzen vor Andacht. “Ich hätt Ihnen wohl sagen müssen – . Die Schnitterinnen kaufen sich meistens noch was zu, naja, die müssen auch schwer arbeiten; und weil Sie sagten, Sie mögen das gerne . . . ”

Von diesem Tag an stellt Lotte den Speisezettel zusammen. Wenn Mutter Striwetzky Kartoffelmus vorschlägt, fragt sie mißtrauisch, wie sie denn das macht, und dekretiert, mit plötzlich überraschend präzisen Erinnerungen aus der stets gemiedenen mütterlichen Küche, da gehöre Milch und Butter rein, und ein Ei oder eine Scheibe Schinken dazu. Und da Mutter Striwetzky noch nie einen Pudding gemacht hat, stellt sie sich kühn selbst an den Herd und bringt auch was sehr Leckeres zustande mit Hilfe des Rezepts auf der Puddingpulvertüte. “Suppe ist langweilig, aber Nachtisch braucht der Mensch.” Das gute Altchen kommt sich vor, als wenn jeden Tag Hochzeit wäre. Anfangs ist sie ganz erschrocken, daß sie zuviel profitiert von ihrem Fräulein und daß das doch zu teuer kommt, jeden Tag für zwei – “das brauchen Sie doch nicht machen, die Schnitterinnen . . . ” Dann sieht Lotte beinah zärtlich in das gute alte Gesicht, das in dem fadenscheinigen, verwaschenen Kopftuch drinsteckt wie eine welke Zitrone in Seidenpapier: “Lassen Sie man, Oma, wir wollen mal das Leben ein bißchen genießen, wir zwei!”

Und das Lustigste an der Sache ist, daß Lottes Reichtum kaum weniger wird. Sie verdient Geld, schon vom zweiten Tage an. Sie hat gesehen, daß die Frauen und Kinder Pilze suchen gehen, die sie abends zur Pilzsammelstelle im Nachbardorf bringen. Sie zögert, fragt erst: das ist doch die Arbeit dieser Leute, nimmt sie ihnen nicht was weg damit? – Man lacht sie aus: Pilze gibts genug, und die Eingesessenen haben ihre Stellen. – Wie merkwürdig, daß jeder das machen kann! So einfach kann Geldverdienen sein?

Unvergeßlich schön sind diese Stunden, während sie lautlos auf dem glatten Nadelteppich durch die stillen Tannenwälder wandert, leicht benommen von dem tiefen schweigenden Duft des Harzes. Das aufmerksame Streifen der Augen über den Boden ist keine Ablenkung, es zieht sie nur enger in das Leben des Waldes hinein, macht sie zu einem Teil von ihm; wie die Spannung und Freude des Jägers. Und jede Pilzfamilie, die ihr aus dem Versteck dicker, halb emporgeschobener brauner Nadelschichten hell zublinkert, ist ein freudiger kleiner Knips zwischen den Rippen, ein staunend empfangenes Geschenk. Manchmal dringt sie so bis in das verzauberte uralte Herz des Waldes vor, das ganz eingesponnen ist von der dichten Wehr nie berührter brauner Zweigefächer und riesiger dicker Spinnwebgehänge. In dem geheimnisvollen Halblicht ist die reglose Stille so dicht und tief und eindringlich stark, daß Lotte sich überwältigt fühlt von Glück und atemloser Andacht. Und ihr wirres und wildes junges Herz schmiegt sich hinein in den feierlichen

Dämmerfrieden wie ein Gläubiger in die Hand der Madonna, wie ein verirrt Vögelchen in die wiedergefundene Wärme des mütterlichen Gefieders.

Jeden Abend, wenn man ihr für ihre Pilzlast einige blanke Markstücke in die Hand drückt, wundert sie sich: daß man für so etwas noch Geld dazu kriegt! Wenn sie doch zeit ihres Lebens so weitermachen könnte! Ist das nicht das reichste und wahrste Leben? Nur, leider – Pilze gibt es nicht lange Zeit.

Am Sonntag ist die Pilzsammelstelle geschlossen, da hat Lotte sich für den Nachmittag einen neuen Genuß versprochen: den Park. Den unermeßlich scheinenden Park des hochmütigen, fast immer unbewohnten Schlosses, hinter einer kilometerlangen Mauer. Das schmiedeeiserne Gittertor steht immer offen, aber keinem von den Dorfbewohnern fällt es ein, hineinzugehen. Lotte fällt es ein. Ein offenes Tor ist eine schweigende Einladung, einzutreten. Und es ist doch ein Dienst, den man der verborgenen Schönheit des Parks leistet, daß man sie bewundern kommt, damit sie nicht völlig nutzlos sei.

Die freundliche, wie zufällige Biegung der breiten Wege, die einen die schöne Anordnung der Baumgruppen genießen läßt, und die sanfte Senkung der weiten, dichten Rasenflächen. Je länger Lotte vor sich hin wandert, ohne einem Menschen zu begegnen, umso gelassener fühlt sie sich; sie wird offenbar niemanden mit möglichst liebenswürdigem Lächeln nachträglich um Entschuldigung zu bitten haben. Ganz entschieden: für eine Stunde ist sie Herrin in diesem Reich!

Im Schatten eines Gebüsches bettet sie sich in saftiges Gras, wie an den Rand einer flachen Riesenschale geschmiegt, und läßt ihre Augen ausruhen auf dem harmonischen Bild, das ohne sie nicht wäre. Und in dem stillen, summenden Nachmittagsglask sinken ihr sacht die Lider herab.

“Was machen Sie hier?”

Ein robuster älterer Mann in einer Art Jägeruniform steht vor ihr. “Ich – ? Sie sehen – ” Sie richtet sich halb auf und lächelt freundlich und etwas dumm-benommen.

“Ist ja allerhand! Einfach hier reinzukommen! Nu aber raus!”

Ihr schießt das Blut in den Kopf. “Hören Sie – nehmen Sie einen andern Ton an! Was fällt Ihnen ein?”

“Ja, aber... ” Der ist ganz verdutzt. “Das geht doch nicht, der Park ist nicht für all und jeden! Das ist verboten!” Aber kaum hat er seine gerechte Entrüstung wieder aufgeplustert, da schlägt der kalte, hochmütige Zorn in dem jungen Gesicht sie ihm wieder aus der Hand. “Was meinen Sie, wenn der Graf... Das geht nicht! Das hier ist Privateigentum! Streng verboten! Raus hier, aber sofort!”

“Seien Sie nicht so unverschämt!” herrscht sie ihn an. “Ich beschwere mich bei dem Grafen, wenn Sie mich weiter belästigen!”

Das ist der Ton, auf den er sein Leben lang zu parieren gewöhnt ist. Er begreift offenbar gar nichts mehr, starrt sie einige Sekunden unschlüssig an aus seinen kleinen Mäusen und kratzt sich am Hinterkopf, am Rand der Mütze. Dann dreht er sich linkisch davon, mit einem gebrummelten, unsicheren “Ich hab es Ihnen gesagt...”

Tiefbefriedigt legt sie sich wieder zurück. Hätte der in einem ordentlichen Ton zu ihr gesprochen, so hätte sie sich freundlich und recht beschämt entschuldigt und wäre schleunigst fortgegangen. Aber sie wird sich doch nicht so frech anschnauzen lassen! Beim Grafen beschweren, beim Präsidenten der Republik oder bei dem Oberförster – das scheint ihr eins so einfach und naheliegend wie das andere.

Nach einem kleinen Weilchen ist sie fortgegangen, die richtige Ruhe hat der Kerl ihr doch genommen. Aber jedenfalls hat sie sich nicht rausschmeißen lassen!

Und dann ist die eine Woche herum, und mit einem großen Seufzer entreißt sie sich ihrem Paradies. Aber man kann nicht aus lauter Genußsucht Schreyer und das Werk warten lassen.

Nur eine Schüssel Pflaumen ist noch auszusteinen, die größte Menge steht schon seit gestern abend in Zucker.

Einige Augenblicke hat Lotte mitten in ihrem alten Zimmer gestanden und mit völlig leerem Kopf aus dem Fenster gestarrt, auf die Sonnenflecke im Gebüsch des kleinen Gartens. Dann legte sie ihre Mappe so sachte auf den Diwan, als sei etwas sehr Zerbrechliches darin.

Jetzt bindet sie sich hastig die Küchenschürze um – gerade denkt sie noch daran, sich die Hände zu waschen – und stürzt sich in die Arbeit. Gottseidank, sie ist noch für einige Stunden allein. Das ist das einzige jetzt: arbeiten und allein sein. Wie gut, daß sie sich gerade für heute vorgenommen hat, die Marmelade zu kochen, mit der sie die Mutter überraschen will, wenn sie mit dem kleinen Helmut aus Steenbeek zurückkommt.

Marmelade und Kuchen, das ist das einzige, worauf sie sich versteht; wenn das vorbereitet wurde, hat das Leckermaul sich gern in der Küche zur Hilfe angeboten, und der unschuldige Schwindel der Mutter: “Wenn man da hineinlangt, dann gerät es nicht mehr!” – war bald durchschaut.

Ihr tut etwas so weh in der Brust, wie eine rohe Wunde. Und als könne das den Schmerz betäuben, steckt sie während der Arbeit eine Frucht um die andere in den Mund, ganz mechanisch.

Vorhin ist sie, wie fast täglich, seit Schreyers zu ihrem kranken Söhnchen gefahren sind, den altgewohnten Weg zu ihrer Wohnung gegangen, um zu sehen, ob es was Neues gibt. Meistens trifft man da den einen oder andern ihres kleinen Kreises bastelnd an. Niemand war da außer dem sympathischen Dienstmädchen. Sie plauderten eine Weile, und dann sagte das Mädchen: “Das wissen Sie doch wohl schon, daß Herr Dürkopp sich mit Fräulein Martin verlobt hat?”

“Nein – ” Lotte greift hinter sich, da ist die Wand, und wie zufällig lehnt sie sich an. Oder, als wäre sie völlig von Staunen überwältigt, ja, so konnte man es auch auffassen. “Was Sie sagen!” Es klingt ganz natürlich, und sie glaubt nicht, daß sie sehr blaß geworden ist.

“Ja, gestern abend kamen sie hier noch vorbei, da haben sie es mir gesagt.”

Man muß was sagen – was sagen –

“Keine Ahnung – keine Ahnung hab ich gehabt – nein, so eine Neuigkeit – ” Aber das ist idiotisch; was sagt man denn in solchen Fällen? “Oh ja – aber wirklich, ich glaube – sie passen sehr gut zueinander, nicht?”

Das ist auch vollkommen die Ansicht des Mädchens.

Und als Lotte dann findet, jetzt hätten sie ausgiebig genug festgestellt, daß sie *so* gut zueinanderpassen, und er ist *so* – und sie ist *so* –, rafft sie sich auf: “Na, jetzt muß ich aber wirklich... Ach, fast hätte ichs vergessen vor lauter Neuigkeiten: Sie kochen doch so wunderbar; wollen Sie mir nicht verraten, wie Sie diese leckeren Kartoffelbällchen machen? Ich spiele nämlich jetzt Hausfrau bei meinem Vater, solange ich nichts anderes zu spielen habe.” – Das ist eine gute Idee, so wird sie ganz den Eindruck von Unbefangenheit geben. Mechanisch wiederholt sie die Anweisungen... “Nein, ich – aufschreiben? Bei meinem Gedächtnis? Sie haben ja keine Ahnung!” Aber als die Tür sich kaum hin-

ter ihr geschlossen hat, erinnert sie sich schon gar nicht mehr, daß sie überhaupt nach Kartoffelbällchen gefragt hatte.

Fräulein Martin. Wieso Fräulein Martin? Sie hat wirklich keine Ahnung gehabt. Und nie wäre ihr auch nur die Möglichkeit in den Sinn gekommen. Also muß doch etwas an diesem gesetzten Mädchen sein, das ihr herzlich unbedeutend und spießig und schon wie eine angehende alte Jungfer vorkommt. Aber lieben sie sich denn? Unmöglich hätte das Lottes liebendem Scharfsinn entgehen können.

Karl Haupt, der technische Beirat, hat die beiden Frauen eingeführt, kurz nach dem Gastspiel in Berlin; seine Frau und ihre Schwester. Sicher bezahlt Schreyer sie auch für ihre praktische Arbeit, sie sind alle drei arbeitslos; aber von Kunst haben sie keinen Begriff und kein lebendiges Interesse dafür. Ihnen ist es wurst, ob sie damit oder mit Konfektionsnäherei oder kaufmännischen Briefen ihr tägliches Brot erwerben. An Schauspielerei haben sie sicher im Leben nicht gedacht, und auch keine Spur von Talent. Denn das wird immer offener, und Schreyer hat es auch einsehen müssen: es gehört noch etwas mehr dazu als technisch einwandfreie Ausführung der Partitur.

Lotte ist beinahe böse geworden, als Lothar Schreyer für das neue Stück, die "Haidebraut" von Stramm, Fräulein Martin die Titelrolle gab und ihr die der Mutter, eine Nebenrolle; stimmtechnisch schwierig, darstellerisch interessant, aber...

Kennt er denn so wenig die Menschen, um nicht zu wissen, daß Lotte nur sich selbst auszuspielen hat in dem unbändigen Geschöpf, das sich von Vater und Mutter und Heimat losreißt um einen fremden Mann? Wie soll dies brave, schon ältliche Mädchen (ja, Lotte hat damals einfach gedacht: dies zahme Gänschen) eine solche Gestalt lebendig machen? Aber Schreyer, der das Stück ohne Masken herausbringen will, ist der Meinung, für diese Rolle sei "Lottes schwellende Fülle unmöglich, dagegen die fleischlose Dürre Fräulein Martins das einzig Richtige."

"Und sie muß mit nackten Füßen dargestellt werden – sehen Sie, was für schöne Füße Fräulein Martin hat!"

Eben hat sie ihre Schuhe und Strümpfe ausgezogen, und Lotte blickt schaudernd hin; sie weiß nicht, wie verunstaltet die Füße anderer Frauen sein mögen, diese sind es zur Genüge: vom Ballen ab in einem scharfen Winkel abgebogen, und die Zehen wie eine leblose zusammenhängende Masse aneinandergedrückt. Sie blickt auf ihre eigenen Füße, die frei, gerade und lebendig sich in den Sandalen bewegen, und die Schreyer unzählige Male in ihrer natürlichen Schönheit hat sehen können. Und zum erstenmal formt sich in ihr eindeutige Kritik an dem unfehlbaren Urteil des Meisters auf seinem eigenen Gebiet. Er, der die Kunsterzeugnisse der Primitiven und Wilden für das Höchsterreichbare an Ausdruck hält, sollte so instinktos sein, nicht auch natürliche Körperformen den verdorbenen vorzuziehen? Und nun sagt sie nichts mehr. Sie kann doch nicht Reklame für sich machen, etwa sagen: "Nein, meine Füße sind schöner, die da sind verkrüppelt, und Sie verstehen nichts davon!"

Fräulein Martin hat eine gute Stimme, sie ist fleißig und gibt sich große Mühe. Aber sie kann nicht einen Ton herausbringen, der Schreyer zufriedenstellte. Längst kennt Lotte die Rolle der Haidebraut in ihren feinsten Nuancen, sooft hat sie sie der andern vorsprechen müssen. Sie triumphiert: er wird ihr die Rolle geben *müssen*. Er *muß* spüren: wenn es eine Rolle gibt, die sie nicht spielt, sondern einfach aus sich herauslebt, so ist es diese.

Nach wochenlangen entnervenden Proben setzt Schreyer, entmutigt, das Stück ab.

Da aber berührt es Lotte schon nur noch wenig. Schon hat sie erfahren: das Wesent-

liche ist ja gar nicht, sich vorzuführen. Sie hat doch die Haidebraut gespielt, und wenn es nur vor ihrem kleinen Kreis war. Für sich hat sie sie gespielt und sie jedesmal erlebt; und das ist ihr eigenstes unverlierbares Eigentum. So sehr ist diese Rolle ihr ein wahrhaftiges Erlebnis geworden, daß fünf Jahre später, als sie ihr Kind geboren hatte und die Finger des Arztes in ihrem Leibe wühlten, um die festgewachsene Nachgeburt herauszureißen, aus ihren dunkelsten Tiefen sich der Schrei hob, den sie hier oft mit bebender Inbrunst wiederholt hat, ein langgezogenes flehendes Stöhnen

“ *Vater* – ”

Es ist nicht die Rollenfrage, die allmählich wieder einen Riß in ihre schöne Gemeinsamkeit gebracht hat. Eigentlich hat Lotte sich niemals mit Emil Haupt vertraut fühlen können, und mit den zwei Frauen ebensowenig. Ihr ist es nicht bewußt, wie verletzend die bis zur Geringschätzung kalte Art sein kann, mit der sie Menschen begegnet, die “ihr nicht liegen”. Und das ist es wohl, warum Haupt sie immer schärfer zu hassen begann.

Es ist ihm nicht zu verdenken, daß er jubilierte, als seine Schwägerin dem hochmütigen Mädchen “die Hauptrolle wegschnappte”, und daß er sein möglichstes tut, um Schreyer in seinem starrsinnigen Festhalten an der aussichtslosen Rollenverteilung zu bestärken. Schreyer scheint nicht auf die Idee zu kommen, einer seiner Mitarbeiter könne andere Beweggründe haben als das Interesse an der gemeinsamen Arbeit. Und wenn Haupts Bemerkungen unter der Decke der Sachlichkeit ein bißchen bissig ausfallen – das ist ja eine Art, die Schreyer gefällt. Lotte dagegen kommt es manchmal vor, als ob dieser feinfühligere Mensch, der so eigenwillig scheint, sich von ihrem grobschlächtigen Feind unmerkbar beeinflussen ließe, in dem er alles bewundert, was ihm abgeht, und den er deswegen wahrscheinlich überschätzt. Manchesmal hat sie alle Mühe, ihre Aufgebrachtheit über Emil Haupts Hinterrumbemerkungen zu unterdrücken, und einmal schneidet sie kurz ab: “Wollen Sie es bitte Dr. Schreyer überlassen, das zu beurteilen.”

Verständnislos und hilflos steht sie vor der Gehässigkeit dieses Mannes, dessen platte Hübschheit sie ärgert wie ein billiger Schlager. Es kommt vor, daß sie hart aneinandergeraten. Freilich bleiben ihre Auseinandersetzungen immer auf dem Gebiet sachlicher Fragen, wie ihre Arbeit sie bringt; aber ihre persönliche Abneigung gibt ihnen oft eine schärfere Note.

Einmal jedoch, als Schreyer und Dürkopp abwesend waren, hatte er ein merkwürdiges Wort. “Wenn ich nicht verheiratet wäre, hätte ich Sie für die Straße reif gemacht.” Und dabei war sein Mund von einem häßlichen Lächeln verzerrt.

Lotte hob erstaunt die Brauen: in Diskussionen ist sie nicht persönlich zu treffen. Kühl erwiderte sie, sie sähe nicht ganz den Zusammenhang mit dem Thema, und auf jeden Fall sei das eine merkwürdige Idee, über deren Geschmack man verschiedener Meinung sein könne. – Im Grunde sah sie wohl den Zusammenhang: sie stritten über die hier recht verfängliche Frage, ob jeder Mensch “schauspiellern” könne oder ob eine besondere Veranlagung dazugehöre.

Im Lauf der Jahre hatte Lotte Gelegenheit festzustellen, daß Emil Haupt nicht der Urheber seiner merkwürdigen Idee war, sondern daß sie in gewissen Kreisen der Nachkriegsgeneration als der *Dernier cri* moralischer Emanzipiertheit galt.

Lotte atmete auf, als Schreyers zu ihrem Söhnchen führen und dann schreiben, sie würden zwei Wochen bleiben. Nun brauchten sie nicht mehr Tag für Tag beieinanderhocken, das würde die Atmosphäre vielleicht ein wenig entgiften. Es traf sich gerade, daß

die Mutter mit dem kleinen Helmut in Steenbeek war und daß die gute Frau Pirnau wirklich nur aus alter Anhänglichkeit und Freundschaft das Kochen für den Vater und Peter übernommen hatte, sie hat eigentlich viel zuviel Arbeit. Nun hat Lotte sich angeboten, diese vierzehn Tage lang zu kochen; ein etwas kühner Entschluß, denn sie weiß herzlich wenig von der Küchenkunst. Aber während Frau Pirnau die Zimmer macht, kann sie sich immer bei ihr Rat holen; und meistens hat sie das Kochbuch aufgeschlagen neben dem Herd liegen. Und Vater und Bruder sind zufrieden, also ist das gar keine solche Hexerei. Sicher bekommt das regelmäßige Essen und die verhältnismäßige Ruhe ihr gut, und jetzt braucht sie auch nicht spät nach Haus kommen und den Familienfrieden stören.

Ja, die verhältnismäßige Ruhe...

Lotte hat ihre Marmelade aufgestellt, später die Suppe, das Gemüse. Sie lehnt am Herd und rührt.

Wie weh das da drinnen tut. Man möchte ein dickes Pflaster drauf tun.

Ohne Unterbrechung rührt sie die Marmelade, und hin und wieder in den andern Töpfen. Und fiebrig und gedankenlos kostet sie bald aus dem einen, bald aus dem andern Topf, fast ohne Unterbrechung.

Fräulein Martin. Hermann Dürkopp und Fräulein Martin.

Als Vater und Bruder abends nach Haus kommen und das Essen auf dem Tisch steht, merkt Lotte eine wohltuende Dumpfheit in Hirn und Körper. Der Schmerz ist endlich stillgeworden, selbst ihre Gedanken bewegen sich nicht mehr.

So, also bis zur Stumpfsinnigkeit vollfressen muß man sich, um seinen Liebesschmerz zu betäuben, denkt sie mit bitterer Befriedigung. Ausgezeichnet; das ist ein Mittel, das man sich merken muß – für ein nächstes Mal.

Aber die nächsten Male hat sie nie daran gedacht, es anzuwenden.

Ohnedies hält es nur für ein paar Stunden vor... Und doch war es so wohltuend wie die Betäubung bei einer Operation: der nagende Schmerz, der sich nachher wieder einstellte, war doch gedämpfter. Denn inzwischen hat sie begriffen, daß sie nichts verloren hat, da sie nichts besaß.

Ach ja, anfangs war sie erleichtert, als Schreyers wegfuhr. Und jetzt ist sie es noch viel mehr, daß sie wiederkommen. Die Arbeit, diese Arbeit – das ist es, was sie braucht. Ihr Leben.

Und was Schreyer wohl zu ihren Gedichten sagen wird?

Während der vergangenen Monate hat sie nach und nach eine ganze Reihe von Gedichten geschrieben, und da sie durch ihren neuen Kreis die Bestätigung gefunden hat, daß dies Kunst ist, hat sie sich voll in den Stil geworfen, der ihr schon vorher für manches der einzig mögliche Ausdruck schien und den man Expressionismus nennt. Diese Verse sind nur Spiegel ihres eigenen Erlebens, ihres Hoffens und Bangens um Hermann Dürkopp, und auch immer wieder ein Echo dessen, das sie nicht vergessen kann. Letztens hat sie in einer Szenenfolge alles zusammenhängend zu gestalten und ins Allgemeingültige zu heben versucht, was sie in ihrem Mädchentum bisher erlebte. Die Mainacht ist die herb verhaltene, resignierende Schlußszene, in der die gepeinigte Seele sich über sich selbst hinauszuringen versucht, zu schöneren Zielen als dem Ich-Glück vorzustößen.

Sie weiß: all dies ist größtenteils noch sehr unfertig, sehr ichgebunden. Sie weiß aber auch, daß sie es jetzt nicht besser machen kann. ^[31] Und sie möchte, daß Lothar Schreyer

³¹Im Original gestrichen: "Und es kommt ihr vor, als ob manches, das im 'Sturm' gedruckt wird, nicht wertvoller ist."

ihr rät, sie leitet und ihr hilft, ihre Arbeit kritisch zu sehen und sich zu vervollkommen.

An dem Tage, bevor Schreyers zurückkommen sollen, legt sie ein schön gebundenes, sorgfältig geschriebenes Heft auf seinen Schreibtisch, dazu einen kurzen Brief mit einigen erklärenden Worten. Und sie spürt eine herzklopfende Beklemmung, wie vor einer wichtigen Entscheidung, ganz anders als ihr je Alfred Findeler gegenüber zumute war.

Als sie am nächsten Tag ins Musikzimmer eintritt, froh, die lieben Menschen jetzt wieder zu begrüßen und endlich in anspannender Arbeit sich vergessen zu können, erhebt sich Emil Haupt, mit einem hämischen Blick auf sie, und geht in Schreyers Arbeitszimmer hinüber. Und gleich hört man durch die breite Schiebetür sein scharfes, gehässiges Sprechen, dazwischen Schreyers wohl lautende Stimme, beschwichtigend.

Und mit einemmal begreift sie: der hat gestern das Heft in ihrer Hand gesehen, und wie sie damit ins Arbeitszimmer ging. Und dann ist er, als sie fort war, hinübergewandert... Maßloser Zorn über ein so schamloses Eindringen in ihr – ihr eigenes Leben braust in ihr auf, daß sie fast erstickt. Sie lehnt sich im Sessel zurück, zündet mit fliegenden Händen eine Zigarette an.

Ruhe. Ihn nicht sehen lassen, wie tief er dich verletzt hat.

Und jetzt versucht er gar, Schreyer gegen ihre Arbeit einzunehmen?

Nach einer Weile schiebt er sich durch die Tür, mit einem schiefen Lächeln: "Fräulein Babendeerde, Dr. Schreyer erwartet Sie."

Steif geht sie hinüber.

Hätte sie seine Einmischung nicht beobachtet, dann hätte sie wohl Schreyers Meinung williger und aufmerksamer entgegengenommen. Aber jetzt ist sie nicht imstande, ruhig und objektiv zu hören und zu wägen, was er ihr sagt. Freilich erkennt sie in manchen Einzelheiten augenblicklich, daß er mit seiner Kritik recht hat. Aber wo sie glaubt, daß er im Unrecht sei – zu anderer Zeit hätte sie versucht, sachlich mit ihm darüber zu diskutieren. Jetzt schweigt sie bockig, mit glühendem Kopf, wie ein zu Unrecht gescholtenes Schulmädchen. Unverwandt starrt sie auf das große Schmuckstück dieses Raumes, den Sarg, den Schreyer sich vor einigen Jahren "nach Maß" machen ließ und den er dann selbst mit Figuren in der Manier primitiver Volksstämme bemalte, in starken absoluten Farben, scharf gegeneinander abgesetzt. Schön ist er; und wenn Lothar Schreyer mit seiner feinen Frauenhand darüberstreicht, wie liebkosend, hat man ein wohltuendes Gefühl von Beruhigung.

Jetzt aber gibt es nichts, das sie beruhigen könnte. – Ja – er scheint ihr gar völlig die Begabung absprechen zu wollen? Auf jeden Fall behauptet er, sie habe sich kritiklos von den Expressionisten beeinflussen lassen, versuche, sie nachzuahmen. Da hätte sie ihm zeigen können, wie sie schrieb und zeichnete, ehe sie die Kunstrichtung "Expressionismus" überhaupt kannte. Aber jetzt will sie es nicht mehr. Sie fragt ihn auch nicht, welches denn das Kriterium der "richtigen" expressionistischen Kunst sei; denn manchmal las sie im "Sturm" Dinge, die ihr so platte Plagiate schienen, daß sie sich wunderte. Aber auch das sagt sie ihm nicht. Nichts sagt sie ihm.

Später, allein und ruhig geworden, versucht sie, alles sachlich durchzudenken, sich von ihrer vorgefaßten Meinung und ihrer verletzten Eigenliebe zu befreien und das, was Schreyer sagte, ehrlich zu wägen. Das ist nicht in einer Stunde getan...

Vielleicht hat er doch recht? Vielleicht hat sie sich in ihrem Enthusiasmus für die neue Kunstrichtung, in die sie mit einemmal hineingetaucht ist mit ihrer ganzen Arbeit, doch wahllos beeinflussen lassen und ihre Eigenheit dabei verloren? Sie kann es jetzt sicher nicht beurteilen, sowenig wie sie ohne Spiegel sehen kann, ob ihre Nase schief ist.

Lothar Schreyer aber muß sie ein unbestechliches Urteil gerade in diesen Dingen doch wohl zugestehen.

Da gibt es nur ein Mittel: sie wird keine Belletristik mehr lesen, eine lange Zeit. So kann sie sicher sein, daß sie ihren eigenen Stil findet. Das bedeutet eine harte Entbehrung: welch ein Reichtum strömt ihr zu aus einem Roman, aus einem Gedicht! Aber der Gewinn ist des Einsatzes wert.

Und dies Mädchen, dem das Extrem die natürliche Lebensbedingung zu sein scheint, hat ihren verrückten Vorsatz jahrelang durchgehalten.

Das erste Zusammentreffen mit dem Brautpaar war schließlich gar nicht so schrecklich, wie Lotte sich vorgestellt hatte. Und gar nicht so schlimm, die beiden zu beglückwünschen, während alle das gleiche taten. Die einfachste Geburtstagsgratulation macht Lotte verlegener als dieser Moment, wo sie sich so meistern mußte, daß der Zwang zur Kühle auch ihr Inneres zu erreichen schien. Dies ist aber auch das merkwürdigste Brautpaar, das sie je gesehen hat: kein Wort, kein Blick, keine Geste zwischen ihnen, in Gegenwart der andern, die die leiseste Vertrautheit erraten ließen. Hermann Dürkopp fährt ganz natürlich fort, von seiner Braut als "Fräulein Martin" zu sprechen. Und recht boshaft gesteht Lotte im stillen dem Mädchen zu, den "noch mit knapper Mühe Erwischten" gelegentlich als "mein Verlobter" zu plakatieren; was sie keineswegs in übertriebenem Maße tut, diese Gerechtigkeit muß selbst Lotte ihr widerfahren lassen.

So findet sie mit überraschender Einfachheit wieder die gewohnten Beziehungen: die längst erkannte Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe zu Dürkopp und die Ablehnung der ihr wesensfremden Frau. Wild vor Scham wird sie nur bei dem Gedanken, er könne jener erzählt haben...

Wenn sie überlegt, was Hermann Dürkopp zu dieser Verbindung veranlaßt haben kann, so findet sie nur etwas, was dem grünen Weideglück sehr naheliegt: der Wunsch nach einem geregelten, möglichst ausgewogenen Leben auf allen Gebieten des Menschlichen, das dem Geistigen den größtmöglichen Raum läßt. Eine Vernunft Ehe; das schlimmste Sakrileg und die traurigste Abdankung nach Lottes Begriffen. Aber jetzt fühlt sie sich doch geneigt, da der geliebte Mann es so beschlossen hat, es als für ihn ausnahmsweise richtig anzusehen.

Die Arbeit hat im alten Tempo wieder angefangen. Schreyer will Andersens Märchen von dem Tod und der Mutter auf die Bühne bringen.

Die einzige auftretende Gestalt ist die Mutter. Der Tod, der Dornbusch, der Teich werden durch kunstvolle Gebilde dargestellt, ganz in Linien, Flächen und Farben. Um die Stimme des Todes zu geben, hat Schreyer eine einzigartige Idee gehabt: er hat ein Spiel von zwölf verschiedenen Kristallgläsern zusammengestellt und zwei kurze Melodien geschrieben, in halben, gleitenden Tönen, die eine klagend, sehnsüchtig, die andere in ruhiger Wehmut. Wenn er diese Melodien auf den Gläsern spielt, so gibt das eine Musik, die wahrhaft aus einem andern Reich zu kommen scheint. Lotte kann verstehen, daß er die Ausführung seiner Kristallmusik keinem andern überlassen will.

Ihr ganzes Leben hindurch, und wenn Charlotte auch jahrelang nicht daran gedacht hatte, und selbst als sie schon alt war und alle Lieder vergessen hatte – diese zwei Melodien stiegen mühelos in ihr auf, wenn sie sie rief, mit dem Sphärenklang der Kristallmusik: klagend sehnsüchtig und in ruhiger Wehmut.

Lotte wirft sich in das Studium ihrer Rolle. Sie braucht nichts als dies, um wahrhaft zu leben und glücklich zu sein mit einem tiefer erschütternden Glück, als alles menschliche

Leben ihr bisher zu geben vermochte.

Sie ist sich auch bewußt, welche geheimnisvolle Umwandlung in ihr vorgeht, wenn die Mutter um ihr verlorenes Kind klagt: alles Leid, das sie je durch Verlieren erfuhr, wird in ihr auf einen andern, unpersönlichen Plan gehoben, und indem ihr Spiel sie bis in ihre Tiefen durchdringt und durchknetet, ist es immer wieder eine Befreiung, wenn sie aus eigen Erlebtem ein großes, allgemeinemenschliches Schicksal gestaltet.

Da kommt Lothar Schreyer eines Tages auf die Idee, die Maske der Mutter von einem Mann auf der Bühne bewegen zu lassen, während die Stimmpartie von den drei Frauen hinter der Bühne ausgeführt wird, teils einzeln, teils gleichzeitig sprechend.

Zum erstenmal wagt Lotte einen Protest in wesentlichen Dingen: "Wir sind doch kein Gesangsverein!" Mit einem duldsamen Lächeln geht Schreyer darüber hinweg.

Ist er sich eigentlich der erstaunlichen Entwicklung bewußt, die seine Ideen im Lauf der letzten Monate erfahren haben? Und daß er jetzt so ungefähr auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht zu dem, was er vor einem guten halben Jahr vertrat?

War nicht lange Zeit sein Hauptgrundsatz: Nur was man in sich hat, kann man darstellen? Damals hat er aus dem Krippenspiel die drei Weisen aus dem Morgenland gestrichen, weil er keinen Schauspieler hatte, der die Essenz ihres Wesens besessen hätte: die über-sinnliche Gabe, das Eintreten eines weltbewegenden geistigen Ereignisses in der Ferne zu spüren und in seiner armseligsten Manifestation zu erkennen. Den Engel dagegen hat er belassen, weil Verkündigung einer gegebenen Botschaft und ekstatische Anbetung auch Menschen möglich sind. Beatrice Elfinger hat er diese Rolle gegeben, die mit ihrem ex-zentrischen Wesen sehr gut seine Weisung "Der Mensch muß ganz weg sein!" zu erfüllen vermochte. (Nur hat er später nicht gespürt, oder sich nichts daraus gemacht, wie sehr er die überempfindliche Frau verletzte, wenn er gelegentlich scherzte: "Ja, der Mensch war ganz weg – nur der Popo war noch da. Wirklich, Beatrice, es war desillusionierend, wie Sie da zuletzt anbetend platt auf dem Boden lagen, und diese Protuberanz...")

Jetzt werden die Proben für Lotte zu einer nervenzerrenden Disharmonie. Ihre Stimme mit den Stimmen der zwei fremden Frauen mischen – da gibt es nicht mehr Gestaltung und Erlebnis, nicht mehr eigenes Erfülltsein in der Erfüllung einer Rolle.

Lothar Schreyer scheint sich noch immer nicht der Einsicht geöffnet zu haben, die doch die Erfahrungen der letzten Monate eindeutig erbracht haben: daß die Stimme, selbst wenn sie durch die Partitur gebunden ist, nicht nur Material ist wie Pappe und Farbe und Licht. Er scheint keinen Begriff zu haben von dem psychologischen Vorgang im Schauspieler: ähnlich jenen merkwürdigen Unterseegebilden, die ihr Inneres heraus-zustülpen vermögen, legt der Schauspieler seine inneren Bewegungen aufs empfindlichste ungeschützt bloß. Und vielleicht ist dies das Geheimnis, das den Zuschauer unwiderstehlich packt: weil nichts Trennendes mehr ist zwischen ihm und dem unmittelbaren reinen Seelenvorgang. Und nun will Schreyer dir einen Teil davon herausschneiden wie aus lebendem Fleisch und einen Teil von einem fremden Menschen hineinfropfen. Das ist ebenso unmöglich, als solltest du einen Teil deines Lebens von einem andern Menschen leben lassen und abwartend danebenstehen, bis du wieder dran bist für ein Stückchen.

Für Lothar Schreyer mag dies richtig sein, in der Entwicklung seiner Idee. Aber Lotte kann so nicht mehr mitmachen.

Noch kämpft sie mit sich: sie will Lothar Schreyer und das Werk nicht verlassen und verraten um eigensüchtiger Motive willen. Aber sie weiß, daß keine Star-Eitelkeit sie zwick, daß dies sie zerreißen wird auf sterile Art und nicht, wie ein schöpferischer Akt

dich zerreißen kann. ^[32]

Und sie geht zu Lothar Schreyer und sagt es ihm, und sie gehen in herzlicher Freundschaft auseinander.

Die Eltern sind froh, daß sie wieder nach Haus kommt und wenigstens für den Moment keine verrückten Sachen mehr im Kopf hat. Sie ist nervlich und gesundheitlich in einem schlimmen Zustand nach der aufreibenden Arbeit und den seelischen Spannungen der vergangenen Monate.

Dieser friedliche Zustand dauert allerdings nicht lange...

Schreyer sieht sie nur noch selten und zufällig. Als sie ihm nach einigen Jahren wieder begegnete und nach der Kampf Bühne fragte, sagte er mit seinem alten Lächeln: "Die hat nicht mehr lange gelebt – wir hatten keine Haidebraut mehr."

Das war wirklich wunderhübsch gesagt von ihm.

³²Im Original gestrichen: "Sie kann dies nicht."

Kapitel 10

In diesem Herbst kommt Hans auf Urlaub. Sein Gesicht ist wie immer ein wenig dicklich mit den kurzen, schwellenden Lippen und der fleischigen kleinen Nase, auch am Körper ist er nicht gerade mager; aber er sieht doch straff und stattlich aus in seiner schmucken Extra-Uniform. Die macht den Eltern besondere Freude: die jungen Kerls bekommen einen unverhältnismäßig hohen Sold; so hat er doch nicht alles vertan, sondern sich vernünftig was dafür angeschafft. Mit Gottes Hilfe wird aus ihrem Jungen doch noch ein ganzer Mann werden.

Er hat allen Geschenke mitgebracht und ist die ganze Zeit auf seine nette, herzliche Art vergnügt und aufgeräumt, und die ganze Familie ist in einer fröhlichen und harmonischen Stimmung wie seit langem nicht.

Jetzt fällt es Lotte zum erstenmal auf, welch eine Ausnahmestellung Eltern und Brüder ihr auch äußerlich einräumen, und alle scheinen es ganz natürlich zu finden. Sie ist völlig ungestört in ihrem geräumigen Zimmer, das sie nach ihrem Geschmack eingerichtet hat. Die beiden großen Burschen dagegen – Peter ist ja auch schon fünfzehn Jahre alt und ein angehender Handlungsgehilfe – müssen sich die enge Mädchenkammer teilen, die von den beiden Betten, einem Stuhl und einem Waschbänkchen so ausgefüllt ist, daß jemand, der auf dem einen Bett sitzt, das andere mit den Knien berührt. Vorige Weihnachten, als Hans eine Zeitlang zu Haus lebte, ehe er in das Freikorps eintrat, haben sie auch so gehaust. Zum Glück hat die Kammer ein normales Fenster, auf die Hintergärten hinaus, aber es herrscht doch immer der starke Geruch junger Männer in dem kleinen Raum. Abends sitzen sie mit den Eltern im Wohnzimmer, und wenn der Vater früher schlafen geht und die Mutter noch in der Küche zu tun hat, folgen sie ihr meistens, um Licht zu sparen. Aber niemandem würde es einfallen, von Lotte dasselbe zu verlangen.

Eigentlich war es schon seit langem so. Vielleicht hatte es angefangen, weil Lotte als Kind häufig krank war. Damals, als sie es mit dem Schokoladengeschäft versuchten, da hatte Lotte ein schönes, geräumiges Zimmer “nach vorne raus”, während die Stütze mit den zwei Jungens, die allerdings noch klein waren, ein Hinterzimmer teilen mußte; und das Schlafzimmer der Eltern war ganz unfreundlich und immer dämmerig. Dazu die besondere Sorge, die ein in seiner Gesundheit bedrohtes Kind umgibt . . . Lotte erinnert sich, daß in einem besonders strengen Winter, als sie aus den Erkältungskrankheiten kaum herauskam, die Mutter für sie Wasser auf dem windgeschützten Balkon hingegossen hatte, damit sie doch ein wenig Schlittschuh laufen könne.

Alles das hat sie immer als selbstverständlich hingenommen. Und es tut wohl nicht verwundern, daß es ihr allmählich ganz natürlich geworden ist, stets als etwas Besonderes

behandelt zu werden.

Am letzten Tag seines Urlaubs legt Hans eine Zeitung vor Lotte hin und sieht sie dabei mit einem merkwürdigen unsicheren Lächeln an: soll man es als handfeste Schweinerei begaudriolen, oder soll man sich skandalisieren, oder "ist es was" ?

Lotte sieht das Blatt an, liest den Titel, die ersten Zeilen und schreit vor Begeisterung auf: "Oh Hans, das ist etwas Herrliches! Das ist eine Tat!" Und schon weiß sie, entflammt und entschlossen: da muß sie mitmachen.

Da steht: "Der Pranger, Zentralorgan der Kontrollmädchen von Hamburg, Altona und Wandsbeck."

"Die Heuchelei der bürgerlichen Gesellschaft, die diese Einrichtung geschaffen hat zur Aufrechterhaltung ihrer verlogenen 'Sittlichkeit', und die den Makel wirft auf diese Frauen, ohne deren Existenz ihre ganze Sittlichkeit bald zum Teufel wäre... Die ehrsamten Bürger, die sich nachts in geschlossenen Häusern austoben, oft auf die infamste Weise, und bei Tage mit weißer Weste Sittlichkeit gurgeln... Die Frau, die heiratet, um versorgt zu sein, ist sie keine Prostituierte? Aber sie hat es schlauer angefangen als ihre unglücklichen, verachteten Schwestern... Eine Revision des ganzen sexuellen Fragenkomplexes tut not, eine neue, ehrliche sexuelle Moral!"

Lotte ist so begeistert, daß sie das Blatt gleich an Harry schickt. Und ihr wird ganz freudewarm, als er in seiner Antwort dasselbe Wort hat wie sie: "Das ist eine Tat!" – Harry ist doch "richtig".

[33]

Das zwiespältige Lächeln, mit dem Hans das Urteil der großen Schwester erwartete, hat in ihr eine Erinnerung wachgerufen. Es war im Hotel, sie waren beide noch klein. Da hat Lotti einmal dem jüngeren Bruder gezeigt, daß er mit seinem kleinen Hängeding sehr angenehm spielen kann. Es war in der luftigen, weißgekachelten Herrentoilette. Ein Herr kam herein, begann eilig seinen Hosenschlitz aufzuknöpfen, sah, was die beiden Kinder trieben, und schalt, entrüstet. Feindlich und hochmütig sah die kleine Lotti zu ihm auf: was will denn der? Wir sind hier bei uns zu Haus!

Später hat die Kleine nie wieder daran gedacht, sich für den Erfolg ihres Unterrichts zu interessieren. Eigentlich, denkt Lotte jetzt, hat das kleine Ding ein recht erstaunliches Denkvermögen gezeigt, daß es von sich aus auf die ganz anders geartete Anatomie des Bruders schloß.

Nun fällt es ihr plötzlich wie ein lastendes Gewicht aufs Herz: in welcher folgenschwere Weise mag sie da, in unschuldsvoller Beglückungsfreude, in die Entwicklung des Bruders eingegriffen haben? Wabbelig wie er ist, hat er wahrscheinlich noch immer keinen festen Standpunkt in diesen Dingen. Und beklemmend wird ihr klar, daß die von ihr gelernte Übung meistens dazu beiträgt, einen Charakter wabbelig zu machen. Aber ihre entschiedene begeisterte Stellungnahme jetzt mag ihn auch etwas gelehrt haben.

In dem Wunsch, sich von den quälenden Visionen zu befreien, hat Lotte ihr Erlebnis

³³ Anmerkung der Autorin: "Hier einfügen: alle diese Fragen werden jetzt noch allseits ängstlich totgeschwiegen, sind absolut tabu (1920). Denn das ist einem jetzt, 35 Jahre später, gar nicht mehr bewußt!"

im Tiergarten zu einem Gedicht gestaltet, entpersönlicht, in der dritten Person: "Großstadtnächtliches" [34]. Dies Gedicht sendet sie nun der Redaktion des Pranger [35], mit ein paar begeisterten Worten und der Bitte: wenn sie nützlich sein könne, möge man sie rufen.

Postwendend kommt die Antwort, die sie bittet, zu persönlichem Kennenlernen in die Privatwohnung des Redakteurs zu kommen.

E. W. [36] ist der Typ des Intellektuellen: lang, dürr, vom ewigen Schreibtischhocken vornübergebeugt und schmalbrüstig; dabei ist er sicher nicht älter als fünfunddreißig Jahre. Ein hageres Gesicht; hohe Stirn, immense Nase, geistfunkelnde dunkle Augen hinter der Hornbrille; und dazu, störend, übermäßig fleischige Lippen. Er hat eine reizende junge Frau, zierlich und bildhübsch.

Sie sind sofort Kameraden. Das Gespräch reißt nicht ab, und Lotte bleibt bis zum Abend. E. W. kann sie gut gebrauchen, er hat die ganze Redaktionsarbeit nur übernommen, weil sich niemand anders fand, aber er hat schon genug zu tun mit seinem Posten an der kommunistischen Zeitung. Zum Schluß macht er ihr den Vorschlag, für den Pran-

34

Großstadtnächtliches

Im Tiergarten Berlins. Augustnacht geilt
Schwül unerhörter Prächte himmeln.
In dunkelstem Gebüsch, wohin kein Sternblink pfeilt,
Auf niedrer Bank ein brünstegierer Mann,
Ein ach so ach müd Mädchen, angstzerquält.
Hinter denkschwerer Stirne Hungerfieber loht,
In Ohren dumpft ein Grollen schwer und rot.
Und wie er leise ihren Leib aufschält
Und zwischen ihre Lenden giere Hand sich stiehlt,
Mit Zitterfingern reinen Leib durchwühlt,
Schluchzt sie verzweifelt auf. Ekelzerschellt
Bäumt sich ihr Leib. – Herrgott – das – Geld – !
Der – Hunger – – ! Geld will *der* ihr geben –
O Qual der Schmach – ! Doch lauter noch gelts Leben – !

Wild wälzt sich Leib auf sie. Ein Schrei gellt – Gurgeln – Wehren –
Die Kehle starke Hand umkrampft.
In Zuckungen ihr ins Gesicht
Ein ekler Atem dampft.
Wehren zerbricht.
Geilgrelle Gluten reinen Körper sehren.

Jach ist sie frei. Ins Dunkel aufgesogen,
Der ihr den weißen Leib wie Tier zertreten.
Steil bleibt sie liegen. Starrt zurückgebogen.
Bewußtlos lallt die Lippe Kinderbeten.
Erkenntnisblitzstrahl fällt. Gebet zerbricht,
Verzweiflung bäumt. Grell steht in ihr und blendet,
In Flammenschrift, das eine Wort: Geschändet!
Durch sehr viel Hunger hergequält dann: Selbstgericht.
Wie Ungeborner Augen glüht sies fiebernd an.
Zerbrochne schleicht durch Weltstadt-Lichtgefunkel
Zur Brücke hin. Die Spree ist tief und dunkel.
Und weiß doch selbst kaum, was sie hat getan ...

³⁵Es ist im Pranger Nr. 15 des Jahres 1920 auf Seite 6 erschienen, gezeichnet von "Hanna Grothendieck".

³⁶Es handelt sich um Ehrenfried Wagner.

ger verantwortlich zu zeichnen. Lotte glüht vor Stolz. Sie weiß noch nicht, daß bedrohte Zeitungen gerne Idealisten oder Dumme suchen für diesen Posten.

Sie hat, als die Sprache auf ihre Familie kam, von der fabelhaften Tat ihres Vaters erzählt, und daß es sie bedrückt, ihren Eltern zur Last zu liegen. Nun sagt E. W.: "Sie könnten die Ausgabe des Pranger an die Händler übernehmen, das wäre eine Arbeit, die Sie zwei Tage in der Woche in Anspruch nimmt, Montag und Dienstag. Dafür könnten wir Ihnen 150 Mark täglich zahlen, das wären 300 Mark pro Woche."

300 Mark pro Woche! Lotte wird puterrot: das ist doch viel zuviel! Und sie arbeitet doch dafür nur zwei Tage!

Ruhig sagt E. W.: "Wir Kommunisten stehen dafür, daß jeder Arbeiter mit seiner Arbeit ein menschenwürdiges Leben führen kann. Und bei der heutigen Geldentwertung ist die Summe dazu nötig. Diese Arbeit, die Ausgabe der Zeitungen, nimmt Ihnen allerdings nur zwei Tage, aber sie müssen doch davon leben können. Sowieso werden Sie ja auch wichtigere Arbeit leisten, aber die kann der Pranger Ihnen nicht bezahlen und ebensowenig," er lächelt, "den Posten des verantwortlichen Redakteurs. Das ist schon überhaupt ein Ehrentitel. Deswegen setzen wir eben für die rein mechanische Arbeit ein genügendes Gehalt an."

Auf dem Rückweg ist Lotte so vertieft in Gedanken an ihre wunderbare neue Arbeit, daß sie fast über ihre Vorortsbahnstation hinausgefahren wäre. Hastig erhebt sie sich im letzten Moment und steigt aus, einem jungen Mann fast in die Arme, der eben einsteigen will. Sie sehen sich ins Gesicht – da ist es ein Kamerad von der Freideutschen Jugend, einer von denen, um die Lotte manche wolkigen Sehnsuchtsträume gehängt hat, damals, vor langer Zeit.

Dies ganze Jahr seit Lotte zurückgekommen ist, hat sie sich nicht um die Freideutsche Jugend gekümmert. Es kommt ihr vor, als ob sie zwischen diesen Menschen nichts mehr zu suchen hätte. Einmal zu Anfang, in ihrer schrecklichen Not, ist sie zu Emmy gegangen, Lydias Schwester, die sie bei der Freideutschen Jugend eingeführt hat, und hat ihr ihre unertragbaren Erlebnisse gebeichtet. Sie *mußte* es. Und sie hörte nicht auf, bis sie zu Ende war. Dann erst nahm sie das namenlose Entsetzen, den namenlosen Abscheu auf dem Gesicht der andern wahr und wußte: es war umsonst. Sie hatte nicht einmal Hilfe erhofft, nur Erleichterung durch diese Beichte. Die Haltung der andern warf ihr die Bürde wieder zurück und warf sie ihr ins Gesicht wie einen stinkenden Lappen, mit dem jene nichts zu tun haben wollte.

Als Lotte von ihr ging, hätte sie sich mit ihren Nägeln zerfetzen mögen, daß sie so ohne Stolz und Zurückhaltung gewesen war. Aber sie war wie getrieben gewesen von der Seelenpein, die sie immer in sich verkapselte.

Jetzt sah sie: Wir gehören zwei verschiedenen Welten an. Die eine Welt, die ihre, in der diese Dinge erlebt werden und ertragen werden müssen. Die der andern: Eben die Welt, in der es diese Dinge nicht gibt. Die Welt der Reinen, als rein sachliche Definition; eigentlich die der Menschen, die Glück gehabt haben. Mit ihrer psychologischen Erbmasse, damit, daß sie so sind, wie sie sind, und nicht anders. Nicht so wie Charlotte Babendeerde, die auch sich nicht selbst so gemacht hat, wie sie ist. Was ihr aber nicht ein Spürchen ihrer sengenden Qual nehmen kann.

Der Abscheu der andern hat das Gefühl ihrer Verworfenheit nicht verstärkt; sie schämte sich nicht vor jener ihrer Beichte, sie schämte sich vor sich selbst ihrer Schwäche, die sie zu der Beichte getrieben hatte. Sie fühlte sich nicht einmal minder wert als jene: verworfen fühlte sie sich vor ihrem eigenen Maßstab, und nicht an dem der Nichtverwor-

fenheit der andern.

Und seitdem hat sie die Freideutsche Jugend beiseitegelassen. Nun freut sie sich aber doch, gerade diesen sympathischen Menschen zu treffen. Er hat die Bahn davonfahren lassen – “Nein, ich hab's durchaus nicht eilig, im Gegenteil!”

Von ihm erfährt sie, daß in diesem Jahr große Veränderungen in der Hamburger Gruppe der Freideutschen Jugend vorgegangen sind. Irgendjemand hat ihnen ein Haus vermacht, in einer ganz feinen Gegend, Ecke Rothenbaumchaussee. Und nun “ist es nicht mehr das”. Die aktivsten Kameraden haben ohnehin begonnen, ihre Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, da haben sie nicht mehr die Zeit für Diskussionen. Schlünz und Tepp arbeiten daran, das Volksschulwesen auf ganz neue Basen zu stellen. Jöde hat sich völlig der Synthese Volkslied und Volkskreise hingegeben, und dann dieser – wie heißt er gleich – ja, er hat die Stadt Hamburg überzeugt, daß sie ihm eine Insel in der Elbe überlassen muß und eine gute Anzahl verurteilter Jugendlicher, die er nach dem Prinzip von Freiheit, Vertrauen und Ehre zu neuen Menschen erziehen will.

“Das ist herrlich!”

“Ja, das ist herrlich. Wenn von der ganzen Freideutschen Jugend nur diese paar Menschen geblieben sein sollten, so war sie doch keine Quasselbude. Die andern, mein Gott – sie sind stolz, jetzt ein eigenes Haus zu besitzen, und das hat ihnen das Genick gebrochen. Sie sind Hausbesitzer, was willst du? Sowas ändert drollig den Gesichtspunkt der Leute. Der gütige Spender hätte nicht schlauer handeln können, wenn er den Geist der Freideutschen Jugend kaputtmachen wollte.”

“Sie sind Hausbesitzer. Aber doch nicht du, nicht ich, nicht alle die Kameraden, die der Freideutschen Jugend angehörten?”

“Oh nein,” lachte er. “De recto vielleicht, ich habe ja die Schenkungsurkunde nicht gesehen; aber de facto... Einige haben sich in dem Haus eingemietet; klar, so 'n Haus gibt immer laufende Unkosten, die sind durch die Miete gedeckt. Und nun fühlen sie sich immer mehr als die Repräsentanten der Freideutschen Jugend. Und die andern werden so allmählich nicht mehr für ganz voll angesehen. Zum Teil sind sie auch nicht ganz einig mit den Ansichten und der Lebensweise ihrer Repräsentanten – eben soweit sie sich als Repräsentanten aufmachen, verstehst du, denn sonst – . Jedenfalls, zufällig oder nicht – das sind alles Blüherjungs, oder beinah. Gehen wir hin? Ich hab heut abend nichts weiter vor. Dann kannst du ja selbst sehen.”

Im Parterre ist ein schöner Versammlungsraum und eine sehr ordentliche Buchhandlung, das macht immerhin Spaß. Dann führt der Kamerad sie in den ersten Stock und klopft an der ersten Tür. Keine Antwort; aber es ist, als höre man eine halblaute, getragene Stimme von drinnen. Auf ein nochmaliges Klopfen wird die Tür einen Spaltweit geöffnet, und im schmutzigen Licht der Flurlampe blinzelt ein blasses junges Gesicht. Recht mürrisch werden sie eingelassen. Zuerst sieht Lotte nichts als den stillen, eingengten Schein einer niedrigstehenden Tischlampe mit dunkelrotem Schirm und fühlt sich von einer Atmosphäre dumpfer Eingeschlossenheit an der Gurgel gepackt, wie in einem Raum, in dem zuviele Teppiche und Kissen und nicht genügend Fenster sind. Dazu ein schwerer Geruch von vielen Zigaretten – und wahrhaftig, von Weihrauch. Unwillkürlich sucht sie sich einen Platz nahe der Lampe. Während unsichtbare Stimmen sich mit ihrem Begleiter widerwillig auf ein träges Gespräch einlassen, gelingt es ihr allmählich, im dunkelroten Weihrauchdämmer einiges zu erkennen: ein tiefer Diwan, Puffs, eine Unmenge von Kissen überall und auf dem Boden, und hier und da, in malerischen Posen, stumme, schattenhafte Gestalten.

In einem Zimmer im zweiten Stock ist es dasselbe, nur ist hier der Lampenschirm lila. Die boshafte Lotte hätte sogar darauf schwören können, daß die nonchalanten oder träumerischen Posen hier dieselben sind wie eine Treppe tiefer.

Ihr Begleiter sieht sie ironisch an, während sie auf dem Treppenplatz am Geländer lehnt; wahrscheinlich macht sie ein recht dummes Gesicht; ganz dumpf fühlt sie sich auch schon nach zwanzig Minuten dieser Atmosphäre.

“Na, wollen wir weitermachen? Neues wirst du kaum sehen in allen drei Stockwerken.”

“Nee danke, das genügt. Uff! Nein, immerhin, ich lasse ja jedem gern seine Lebensform, aber das ausgerechnet als Freideutsche Jugend zu etikettieren, das ärgert mich doch.”

Der andere zuckt die Achseln: “Was willst du, das ist auch Freideutsche Jugend. Vielleicht waren sie es auch nur. Vielleicht hat auch tatsächlich die Freideutsche Jugend aufgehört zu existieren, als lebendige Gemeinschaft von Menschen. – Alles hat seine Zeit,” setzt er unterstrichen sentenziös hinzu.

“In Gottesnamen. Wie abgeklärt du geworden bist! Mir scheint, wir sind alle um ein Jahrhundert gealtert in diesem einen Jahr.”

“Falls es dich interessieren sollte, den weißen Raben dieses Hauses kennenzulernen... Ein Maler, und mir scheint, er ist wirklich einer. Ich will nicht behaupten, daß er nicht mit den übrigen Hausbewohnern in gutem Einvernehmen lebte, aber jedenfalls hat der noch Murr in den Knochen. Und wenn ihm Besuch nicht paßt, schmeißt er alle raus, Männlein oder Weiblein; während die andern – na, das hast du ja gesehen.”

Sie müssen bis unters Dach steigen. In einem langen, schmalen Raum, unter dem harten Licht einer starken unverhüllten Birne steht ein junger Mann, mittelgroß, breit-schultrig, schmalhüftig. (In einem buntkarierten Hemd, eine aufregende Neuheit!) Sein häßliches kraftvolles Gesicht unter schwarzer Mähne blickt ihnen prüfend entgegen.

Dann sieht Lotte an der Schmalwand der Tür gegenüber eine Art von Alkoven. Ein junges Mädchen, dunkelgekleidet, ruht mit aufgestütztem Kopf auf einem Feldbett, eine prächtige rote Nelke liegt sehr wirkungsvoll vor ihr auf der dunklen Seidendecke. Sie bewegt sich kaum bei der Begrüßung, und es scheint ihr nicht recht zu passen, daß Lotte sie nach einem erstaunten Zögern erkennt: Im Seminar war sie ein Semester “vor ihr”. Wie wir uns verändert haben, denkt Lotte. Effy Kahn imponierte ihr immer ein wenig mit ihrem energischen Wesen, ihrem intelligenten Ausdruck. Jetzt ist ihr blasses Gesicht mit den schmalen hellroten Lippen und den hellblauen Augen übermäßig voll und weich unter dem feinen aschblonden Haar, puppenhaft. Und üppig ist das kleine Ding geworden – . Es hat sie sicher beträchtliche Mühe gekostet, sich so malerisch hier aufzubauen, spöttelt Lotte bei sich.

Sie hat den Eindruck, daß Effy Kahn wohl auch nicht sehr schmeichelhafte Betrachtungen über sie selbst anstellt, und überläßt sie den zwei jungen Burschen, die wie dienstbare Pagen ihr zu Häupten und zu Füßen auf dem Bettrand sitzen.

Mit einem Seufzer der Erleichterung läßt sie sich auf den angebotenen Hocker neben dem Tisch fallen. Diese Bude hat zumindest den Reiz des Gegensatzes zu denen da unten. Der weißgekalkte Raum ist nackt, puritanischer kann man schon fast nicht leben: ein riesiger Zeichentisch, der fast die ganze halbmansardierte Fensterwand einnimmt, ein paar primitive Hocker und an der leeren Längswand gegenüber ein Gasofen. In der kahlen Sachlichkeit wirkt die getäfelte Bettnische mit den dunklen Farbtönen der seidenen Decke wie ein warmer, heimlicher Heiligenschrein.

“Wir kommen eben von denen da unten,” sagt ihr Begleiter erklärend.

“So, und da hat es Ihnen wohl nicht gefallen, gnädiges Fräulein?” meint der junge Mann spöttisch, der ihr als Ernst Linkert vorgestellt wurde.

“Nein, natürlich nicht,” nimmt sie die Herausforderung auf. “Ich kann nicht von jedem männlichen Wesen verlangen, daß es von weiblichem Besuch ausnehmend beglückt ist, aber sie können zumindest höflich sein. Und wenn sie einen höflich hinaussetzen. Und dann, wenn Sie es genau wissen wollen: ich finde diese schwüle und verhängte Kissenatmosphäre einigermaßen erstickend. Wenn das der letzte Ausdruck ihres Wesens ist...”

“Nun, nehmen wir an, es sei ein vorübergehender. Die Jungens sind ja zum Teil noch recht jung. Jeder Mensch hat schließlich seine persönliche Entwicklung und muß sich da hindurchbeißen.”

“Hm, was das Beißen anbelangt... und die ‘persönliche Entwicklung’ scheint ja in diesem Hause ziemlich über einen Kamm zu sein.”

“Tja, leider gibt es keine materielle Möglichkeit, daß jeder Mensch seine persönliche Entwicklung in eigenen Formen, in einer einzigartigen Form ausdrückt. Kommt noch hinzu die Macht des Beispiels, der Hang zur Nachahmung – . Natürlich, Blüherjunge zu sein, heißt noch nicht, enorm originell zu sein.”

“Gott nee – ” Lotte muß an Ludwig denken. “Nach meinen bescheidenen Erfahrungen würde ich eher das Gegenteil annehmen.”

“Ah – ? Man soll nie in Kategorien denken und urteilen, selbst wenn die Menschen sich einem immer wieder in Kategorien darstellen, wissen Sie das, gnädiges Fräulein?”

Jedem andern wäre Lotte tüchtig über den Schnabel gefahren, wenn er ihr solche doktoralen Weisheiten aufgetischt hätte. Aber dieser Ernst Linkert – er muß noch jung sein, und dennoch – ja, er imponiert; er spricht auch eigentlich nicht so sehr überlegen als überlegend: so, als wenn er nur zufällig die Gedanken laut ausspräche, die eine Bemerkung seines Gegenübers in ihm hervorgerufen hat. Seine Stimme ist tief und voll und männlich.

Gelassen stopft er seine Pfeife, und Lotte sieht wie fasziniert auf seine Hände: schreckliche Hände hat er. Die Finger passen gar nicht zueinander, sie sind wie willkürlich auf den breiten Rumpf der Hand gesteckt, statt ordentlich und organisch daraus emporzuwachsen; und jeder Finger scheint ganz für sich allein zu leben. Anarchische Hände, denkt Lotte.

“Fräulein Babendeerde hat bei der Kampfbühne mitgewirkt, ich glaube, du hast da mal was gesehen?” flicht ihr Begleiter ein.

“Ah?” Interessiert blickt er auf. Die Augen sind tiefdunkel und voll Leben unter der breiten Stirn und der starken Wölbung der Brauen. Das Gesicht ist wie mit der Axt grob zugehauen, eine kurze aufgeworfene Nase, und selbst die starken dunkelroten Lippen haben eckige Linien.

Mit einem Male ist die Atmosphäre ganz anders: Ernst Linkert hat eine Aufführung der “Kreuzigung” gesehen.

“Und Sie haben die zweite Figur gespielt, die der Geliebten, nehme ich an?”

“Nein, die Mutter, die erste Figur in der Reihe,” lächelt Lotte.

“Donnerwetter!”

Effy Kahn, die nur hin und wieder ein halblautes Wort mit ihren Pagen gewechselt hat, ruft herüber: “Ach, das ist die Sache, wo es sich darum handelte, nur ja keinen ganzen Satz zu sprechen!”

Ernst Linkert senkt die Lider und runzelt die Brauen, und Lotte denkt: einen Punkt verloren, liebes Kind. Sie gehen über den Einwurf hinweg, und Lotte fühlt sich warm und begeistert, einmal einen Außenstehenden zu treffen, dem man nicht erst alles mühsam erklären muß.

“Ich denke mir, Ihre Kampfbühne, das ist so ungefähr wie dies da – ” Er weist auf einige Zeichnungen, die mit Heftzwecken an der Wand befestigt sind: farbige Kurven, Kreise, von Geraden brutal durchschnitten.

Lotte sieht sie aufmerksam an und nickt: “Ja, das könnte man sagen. Aber mir scheint, dies hier ist mehr gedanklich, abstrahiert, während ich glaube, daß Lothar Schreyer versucht, gerade den umgekehrten Weg zu gehen, wieder zu der elementaren Ausdrucksform der Primitiven zurückzufinden. Überhaupt ist bei ihm noch dauernd alles im Fluß, das ist das Schönste bei ihm. Leider war er letzstens gerade auf einem Punkt seiner Entwicklung angelangt, wo ich ihm nicht mehr folgen konnte.”

Effy Kahn erhebt sich und nimmt Abschied, ziemlich ungnädig; die zwei Pagen folgen ihr, und auch Lottes Begleiter steht auf.

Du meine Güte, die Effy kann einem aber wirklich leid tun, welch ein Moppelchen sie geworden ist. Und vor allem: sie kann doch überhaupt die Nelke nicht sehen, die sie sich an den Gürtel gesteckt hat! Ich bin auch alles andere als mager, aber ich habe zum Glück die entsprechende Größe, und keine unproportionierten Auswüchse. – Und ganz selbstvergessen schiebt Lotte das Kleid auf ihrer Schulter ein wenig beiseite und küßt sich auf die nackte Haut. Keiner hat es gesehen. Die Jungens sind schon im Flur, und Ernst Linkert verabschiedet sich an der Tür mit einem Handkuß von Effy.

Als Lotte in später Nacht allein an der Alster entlang nach Haus ging, dachte sie mit geballter Entschlossenheit: Ihn will ich haben. Diesen brutal häßlichen Kerl mit der Pferdemaße und den welttiefen Spottaugen und mit den anarchischen Händen. Diesen, der mit seinen einundzwanzig Jahren alles zu kennen, alles zu begreifen und über allem zu stehen scheint. Und zum Teufel – seine Überlegenheit ist echt, ich habe nichts Gemachtes entdecken können. Ich muß ihn haben.

Nun ist ihr Leben wieder bis zum Rande gefüllt!

Sie ist glücklich über ihre Arbeit am Pranger: nun kann sie dazu beitragen, Ideen zu verbreiten, von denen bis heute noch kaum jemand einen Piep zu sagen gewagt hat, obgleich es so brennend notwendig ist. Sie schreibt vor allem über die Fragen, die ihr am meisten am Herzen liegen, und von denen sie auch was versteht, weil sie sie oft genug durchdacht hat: das, was man die sexuelle Aufklärung zu nennen pflegt. Sie hat ihre kindlichen Verirrungen noch nicht vergessen, und die geistigen – das Sich-süßeln in schlüpfrigen Vorstellungen – scheinen ihr schlimmer und gefährlicher als die manuellen. Soll das immer so weitergehen, von Generation zu Generation, wegen der feigen Heuchelei der Erwachsenen? Wer von ihnen hat denn nicht ähnliches erlebt in seiner Kindheit? Und doch haben sie nicht den Mut, das Tabu zu brechen, um ihren Kindern das zu ersparen! Und all das Scheußliche, das sie vor einem Jahr erlebt hat, und das seine Ursache in ihrer und Harrys lächerlicher Unwissenheit hat – es ist unmöglich, daß so etwas ausschließlich nur ihnen beiden zugestoßen sein sollte. Soviel an ihr liegt, will sie dafür arbeiten, daß es andern nicht widerfährt.

Außerdem hat sie unheimlich viel zu lesen und zu studieren, um sich über alle Fragen, die die Pranger-Arbeit angehen, zu orientieren: die Entwicklung der Prostitution und der sexuellen Moralbegriffe vom Altertum bis heutzutage, und auch ganz einfach die biologischen Gegebenheiten der sexuellen Beziehungen.

Selbst die Tage der Zeitungsausgabe sind interessant. Sie findet statt in einem lee-

ren, unwirtlichen Raum in der Druckerei, voll von dem Geruch von Druckerschwärze und Staub. Ein breiter, rubbeliger Paktisch durch den ganzen Raum, und hohe Stapel noch feuchter Zeitungen. Straßenhändler und -händlerinnen kommen, auch einige kleine Buchhändler und Angestellte der Bahnhofsbuchhandlungen. Manchmal einzeln, manchmal stehen sie in ganzen Rudeln, vor allem am frühen Morgen. "Zehn Stück – zehn – zwanzig, und drei Remittenten, Fräulein! – zwanzig – fünfzehn – vier Remittenten." Unter den ersten erscheint jeden Montag ein Polizeibeamter in Zivil, dem mehrere Exemplare gratis ausgehändigt werden: für die Staatsanwaltschaft, für die Stadtbibliothek und so weiter. Es müssen auch Zeitungen verpackt und verschickt werden, aber die Arbeit nimmt Karl Ross ihr meistens ab, damit sie abends nicht nicht auf der Post herumzustehen hat.

E. W. ist den ersten Morgen mit Lotte hergekommen und hat sie Karl Ross anvertraut, damit er sie in die Arbeit einführen soll. "Ein Anarchist, aber doch ein guter Kamerad. Lassen Sie sich nur von ihm nicht beeinflussen!" Lotte lacht: beeinflussen! Aber: ein Anarchist – wie das klingt! Heroische, gefährliche und verrückte Taten für ein hohes politisches Ideal.

Karl Ross gefällt ihr. Die Gestalt ist untersetzt, wuchtig in der Arbeiterkluft aus braunem Rippelsamt. Das breite Gesicht hat gesunde Farben, kräftige, offene, sympathische Züge; ein plusteriger dunkler Schnauzbart und dunkles gewelltes Haar, etwas zu sorgfältig gekämmt und ein wenig ölig. Seine ruhigen Gesten sind präzise, und in dem Wesen des sicher schon Vierzigjährigen ist etwas Unbekümmertes und in seinen klaren braunen Augen, in seinem Lachen etwas Verwegenes, das an einen Piraten denken läßt. Von Anarchismus spricht er nicht, aber er scheint zu denken, daß jeder weiß, was das ist.

Karl Ross hält sich immer gerne bei Lotte in dem staubigen Vorraum der Druckerei auf, und sie freut sich über seine Gesellschaft: er ist nett, kameradschaftlich, schwatzt kein unnützes Zeug. Nett ist es auch, daß er sie ohne weiteres duzt. Sie erfährt, daß er lange als Maschinist auf großer Fahrt war und jetzt einen Zigarrenladen hat, aber hauptsächlich, um nebenbei "unsere" Broschüren und Zeitungen zu verkaufen. Und E. W. erzählt ihr einiges über ihn, das sie in helle Begeisterung versetzt: während des Krieges hat er jahrelang als Militärdienstverweigerer auf Festung gesessen und seine Frau hat er aus einem Bordell geholt. So einen Kerl trifft man nicht an jeder Straßenecke!

Bald lernt Lotte auch seine Frau kennen. Nein, eine Angelegenheit wilder Leidenschaft war das sicher nicht. Sie ist klein, dürr und unansehnlich, mit scharfen Zügen und einer scharfen Stimme. Aber welch ein braves Frauenzimmer! Und eine tapfere Mutter. Sie war mit einem Trunkenbold verheiratet, und sie und ihre zwei Kinder kriegten mehr Prügel als Brot bei ihm. Bis Marta es nicht mehr ertragen konnte, ihre Kinder in Pflege gab und das teure Kostgeld redlich in einem geschlossenen Haus zusammenbrachte. Und ausgerechnet diese reizlose und schon nicht mehr junge Frau hat Karl Ross geheiratet, und ihre zwei Kinder hat er noch dazu angenommen. Und man sieht: er liebt die Kinder mit einer natürlichen Einfachheit, als wären es die seinen.

Mit ihrem stolzen Ehrentitel ist es nicht lange gutgegangen. Ein Polizeibeamter in Zivil ist zu den Eltern gekommen. Nur die Mutter ist zu Hause. Als er sich ausweist, ist der Armen, als stürze der Himmel über ihr ein: ein Polizeibeamter – in ihrem Hause! Aber er ist sehr höflich und wird sogar ganz menschlich nett.

Ob sie wüßte, daß ihre Tochter für ein – hm – höchst merkwürdiges und nicht sehr empfehlenswertes Blatt verantwortlich zeichne? Selbst wenn sie ihre Einwilligung dazu gegeben hätten – es sei nicht gestattet, daß Unmündige eine solche Funktion übernehmen.

Die Mutter versichert ihm, daß sie alles getan haben, um dem Mädchen davon abzu-
reden, aber . . . "Und sie hält das für eine idealistische Sache," fügt sie schüchtern hinzu.

Er hat sich prüfend im Wohnzimmer umgesehen. "Wenn ich Ihnen einen guten Rat
geben darf," sagt er und streift die Beamtenlichkeit ab, "es geht mich ja nichts an, aber
Sie täten besser, Ihrer Tochter die Mitarbeit an diesem Ding ganz energisch zu verbieten.
Idealistisch – mein Gott! Auf jeden Fall kann sie bloß Scherereien davon haben. Na,
sehen Sie: das Ding besteht noch gar nicht lange, und schon sind mehrere Nummern
beschlagnahmt." Er sieht in seine Papiere: "Richtig, eine ausgerechnet für ein Gedicht von
Ihrer Tochter: Großstadtnacht – -nächtliches, naja, ich habs ja nicht gelesen. Wirklich,
mein gutgemeinter Rat ist . . . "

Die Eltern sind außer sich. Wieder einmal, seit Lotte diese Arbeit angefangen hat,
versuchen sie ihr auseinanderzusetzen, daß sie sich ihre Karriere verdirbt. Sie haben zu-
gegeben, daß sie schreibt, sie kann ungestört bei ihnen leben und arbeiten – sie brauchen
ja gar nicht ihr Kostgeld! Aber sie soll doch um Gotteswillen vernünftig sein. Keine
anständige Zeitung wird mehr was von ihr annehmen.

Die Unterhaltungen muß die Mutter führen. Der Vater würde sich ja zu Tode schämen,
mit seiner Tochter über solche Dinge überhaupt zu reden.

Lotte "will keine Vernunft annehmen", Karriere, anständige Zeitungen – so schäbige
Überlegungen sind doch keine Gesichtspunkte, nach denen man sein Leben einrichtet!
Sie muß tun, was richtig und gut und notwendig ist, und das ist jetzt die Arbeit für den
"Pranger".

"Ihr verlangt ja ganz einfach Fahnenflucht von mir! – Fahnenflucht – natürlich, diesen
Begriff auf Menschen anzuwenden, die nicht Soldat sein wollen, das ist einfach sinnlos; das
heißt Militärdienstverweigerung, und es gehört ein verdammter Mut dazu. Aber wenn man
aus freiem Willen sich zu einer Sache bekannt hat und verläßt sie dann aus materiellen
Ängsten – das ist wirklich Fahnenflucht, Verrat – alles, was du willst. Oh nein – nie im
Leben werde ich so weit sinken!"

Inzwischen hat sie eine beängstigende Feststellung machen müssen: immer wieder,
wenn sie abends ihre Abrechnung macht, stimmt ihre Kasse nicht! Und immer, aber
immer ist zuwenig drin. Es ist doch immerhin nicht kompliziert, mit fünf malzunehmen,
und gelegentlich die Remittenten abzuziehen. Ach, dies Kopfrechnen! Die ersten Male legt
sie die fehlende Summe von ihrem Geld dazu. Das will aber Karl Ross nicht zugeben, der
auch "irgendwie" zum Pranger gehört. Es überläuft sie siedendheiß, wenn sie denkt, man
könne sie verdächtigen . . . Schließlich fragt sie E. W., ganz bedrückt. Der lacht gutmütig:
"Nein, soviel Menschenkenntnis besitze ich nun doch, um zu wissen, daß das unmöglich
ist." Trotzdem, nach einigen Wochen lehnt Lotte ab, diese Arbeit weiterzumachen. Das
ist zu aufregend, und für ein paar Mark, das lohnt sich nicht.

Der gute E. W. hält ihr Gehalt aufrecht für die Redaktionsarbeit.

Jetzt verbringt sie fast alle Tage und auch manchen Abend in seiner Wohnung, schreibt
Artikel und vertieft sich vor allem in dokumentierende Werke, die sie aus allen verfügbaren
Bibliotheken zusammenschleppt.

Und ohne Ende gibt es politische Diskussionen mit ihm und den Genossen, meistens
jüngeren, die immer sehr zahlreich zu ihm kommen. Und wenn Ketty Guttman, die
große Parteifunktionärin, von Berlin herüberkommt, wird es überhaupt spannend inter-
essant. Sie ist einer der interessantesten Menschen, denen Lotte bis jetzt begegnet ist.
Bewundernswert, wie klug sie zu argumentieren versteht, wie hinreißend sie spricht. Aber

vielleicht gerade deswegen macht es Lotte Spaß, ihr standzuhalten, sich nicht hinreißen zu lassen. Und es amüsiert sie, wie die andern sich widerstandslos packen lassen von ihrer Beredsamkeit. Allerdings, die sind schon überzeugt; es ist mehr, als nähmen sie sie zum Vorbild wirkungsvoller Agitation. Nur vergessen sie wohl, daß es dabei vor allem auf die Persönlichkeit ankommt.

Eine richtige kleine Baumschule junger Kräfte scheint E. W. da heranzuziehen. Manche finden sich fast allabendlich ein, andere tauchen hin und wieder auf.

Unter den Zufallsbesuchern gibt es nicht selten Arbeitslose. Und so kommt es ganz von selbst, daß Lotte öfters mal einen hungrigen Jungen zum Essen mit nach Haus bringt, auch außerhalb der Mahlzeiten, manchmal auch zwei. Wenn sie jemandem begegnet, dem es schlechtgeht, dann spürt sie nicht weiches Mitleid, sondern bereite Ritterlichkeit, persönliche Verantwortung und so etwas wie Schuld: das muß in Ordnung gebracht werden. Sie läßt auch nicht alles nur billig auf den elterlichen Tisch ab. Menschen brauchen mehr als Essen, sie brauchen Geld, ein Bad, Schreibpapier, einen Haufen Zeug. Der ein Taschentuch – und wenn einer keins hat, kann Lotte natürlich nicht auf ihren zwei Dutzend sitzen bleiben; jener ein Handtuch, das man aus Mutters Schrank stibitzen kann – sie hat wirklich viel zuviel von dem Zeug. Wenn es nötig ist, stopft sie sogar auch mal eine gerissene Hose, obgleich sie das Prinzip vertritt, daß ein Mann ebensogut dazu imstande ist. Aber diese Jungens sind ja so ungeschickt, und sie können schließlich nichts dafür, daß sie so verkehrt erzogen worden sind.

Die Mutter ist doch ein anständiger Kerl, das muß Lotte anerkennen. Mit welcher mütterlicher Freundlichkeit sie den immer wechselnden fremden jungen Menschen alles aufträgt, was sie im Hause hat, und wie sie ihnen das Gefühl zu geben weiß, daß sie liebe Gäste seien! Erst später, als Lotte tiefer über ihre Mutter nachdachte, hat sie begriffen, daß sie dabei wohl immer den stillen inbrünstigen Gedanken gehabt hat: auch ihr Sohn möge einmal von mütterlichen Händen den Tisch gedeckt finden, wenn er in der Fremde herumirrt.

Und es sieht ganz so aus, als könne es dazu kommen.

Kurz vor Weihnachten ist den Eltern amtlich mitgeteilt worden, daß ihr Sohn Hans wegen Veruntreuung von Heeresgut vor ein Militärgericht gestellt wird.

Bevor er in Urlaub fuhr, hatte er mit Kameraden das Geld vertrunken, für das er Geschenke für zu Hause kaufen wollte. Ohne Geschenke hat er sich nicht zu Hause sehen lassen wollen. Er verkaufte seinen Dienstrevolver.

Auf die Dauer ist der Vorsatz doch recht störend, den sie bei Lothar Schreyer gefaßt hat: keine Belletristik zu lesen. Gerade jetzt, wo sie sich mit wissenschaftlichen Wälzern herumzuschlagen hat, wäre ein Roman oft eine wunderbare Ausspannung. – Und so hat Lotte trotz allem manchen leeren Abend. Sie kann nicht dauernd bei E. W. sitzen. Den Geschmack an "normalem" Theater hat die Kampfbühne ihr für eine ganze Weile genommen, von Opern schon gar nicht zu reden. Bei der Fichte-Hochschule hat sie sich natürlich in diesem Winter nicht wieder eingeschrieben, zum kummervollen Erstaunen der Eltern, die ihre Tochter wieder mal nicht verstehen können. Sie haben sie sicher für großenhirnig gehalten, als sie ruhig erklärte, sie sei über diese Leute und ihr Zeug hinausgekommen. Und zu Ernst Linkert will sie nicht zu oft gehen: man muß sich nicht so billig machen. Ohnehin wurmt es sie, daß er es ablehnt, zu ihr zu kommen. Immer ist sie es, die ihn aufsucht. Aber mit Effy Kahn scheint er es nicht anders zu halten, obwohl

die beiden sich offensichtlich ganz nahe stehen; so kann sie sich wenigstens sagen, daß sie sich nichts "vergibt". Dumm, daß er keine Verabredungen treffen will; er will sich in nichts gebunden fühlen. "Sie kommen zu mir, si le cœur vous en dit, und falls Ihr Besuch mir einmal nicht passen sollte, würde ich mir erlauben, es Ihnen zu sagen." Das ist bis jetzt noch nicht passiert. Sie möchte es auch nicht erleben, obwohl es doch eigentlich ganz einfach ist.

Gelegentlich lädt er Lotte in ein interessantes Lokal ein. Er ist auf jeden Fall ein Kerl, den ihre ausgefallene Kleidung nicht stören kann! Neulich war sie mit ihm in einem Homosexuellen-Keller; sie hat fast die ganze Zeit getanzt in dem schmalen Raum zwischen den zwei Reihen der Nischen, aus einem Arm in den andern, sie hat lebensgefährlich geflirtet – . Leiden kann sie diese schmachtenden Bonbonjünglinge absolut nicht, aber da waren einige, die sterblich verliebt taten, und es hat ihr Spaß gemacht, wie sie damit ihre Invertierten-Pose selbst ad absurdum führten. Als Ernst Linkert das nächstemal allein hinging, haben sie ihn halbtotgequält: wann er denn seinen Freund wieder mitbrächte. "Welch ein herrlicher Mann, Ihr Freund! Aber so herzlos, so brutal – und dennoch – ach, herrlich!" Ernst imitierte sie sehr drollig, als er es ihr erzählte. Sie war perplex: was, sie hat mit so vielen getanzt, sie war unbeschreiblich dekolletiert – da konnte man doch wahrhaftig sehen und merken... Sowas ist schließlich künstlich nicht ganz so herzustellen, und anzubringen vor allem! Na, und solche Arme hat kein Mann, das sieht man doch, wenn man Augen hat! Lotte wurde beinahe ärgerlich, sie drehte ihren schlanken und runden Arm in der Luft und betrachtete wohlgefällig die feinen Gelenke. Und dann mußte sie doch lachen: "Nein, wissen Sie, denen, die sich so heftig in mich verliebt haben, geben Sie nur ruhig den freundschaftlichen Rat, mit Mädchen zu schlafen. Seid fruchtbar und mehret euch. Das ist entschieden das Gesündeste für sie!"

Ernst Linkert ist in diesen Kreisen offenbar auch nur auf Besuch, und er ist da unverändert er selbst, in seiner gelassenen kraftvollen Männlichkeit. Er hat ihr erzählt, daß er gelegentlich zu einem Amerikaner geht (von einer halboffiziellen Delegation, die Geschäfte mit dem Staat zu tätigen hat), der im Atlantik wohnt. Diese Besuche erwähnt er auf eine Weise, daß man sich alles mögliche dabei denken kann, und er bemüht sich weder, dies "alles mögliche" zu provozieren, noch, es zu dementieren. Das ist eben das Faszinierende an ihm: für ihn existieren wirklich keine Moralkonzepte, und die Meinung der andern ebensowenig; er scheint ganz problemlos und mühelos seiner selbst und seines Wertes sicher zu sein und dessen, daß alles, was er tut, unanfechtbar ist.

Lotte kann nicht behaupten, daß sie ihn liebt; sie will ihn, unbedingt, wie am ersten Tag. Nein, heftiger noch – . Einmal hat sie sich nachts, als sie schon lag, das glühende Zigarettenende langsam, langsam gegen die Brust gedrückt und selbst nicht gewußt, ob es weh oder wohl tat. Nachher hat sie sich aber doch aufgeschüttelt: schließlich darf man es nicht zur Hysterie kommen lassen.

Dabei ist sie durchaus nicht sicher, ob sie inzwischen entscheidende Fortschritte gemacht hat. Daß er für sie seine Zeichnungen aus der Tischlade holt und sehr aufmerksam ist auf den Eindruck, den sie ihr machen, das ist sicher ein Zeichen von großem Vertrauen. Allerdings, das könnte er auch einem Mann entgegenbringen; aber immerhin. Sie weiß, daß er seine Arbeiten nicht jedem zeigt, und Effy schon gar nicht.

Effy – ist er, der Überlegene, Unabhängige, nicht ein ganz klein wenig am Bendel dieses kleinen, rundlichen, scharfzüngigen Mädchens, das über die ganze neue Kunst die Achseln zuckt? Ein Grund mehr für Lotte, zu ihrem Ziel kommen zu wollen. Wenn sie damit eine Abhängigkeit brechen muß, wird der Sieg noch viel süßer sein!

Auf jeden Fall kann sie heute unmöglich schon wieder zu ihm gehen. Und sie hat sich völlig dumpfgelesen in "Geschlecht und Charakter" von diesem verdammt intelligenten Otto Weininger, dessen Urteil über die Frau sie leider im wesentlichen beistimmen muß. – Es gibt doch eine Grenze der Aufnahmefähigkeit.

Bei E. W. haben einige vorhin vom Dom gesprochen, und Lotte hat ein wenig die Nase krausgezogen: Jahrmarktsgedudel, du meine Güte! Wie kann ein erwachsener Mensch daran seine Zeit wenden? Und die haben sich beeilt hinzuzufügen, daß sie natürlich nur hingehen, um Studien zu machen.

Eigentlich weiß Lotte gar nichts vom Dom, dem altberühmten Hamburger Weihnachtsmarkt. Als sie Kinder waren, durften sie jeden Winter wählen: Dom oder Weihnachtsmärchen? Und da sie sich des Weihnachtsmärchenzaubers vom vorigen Jahr erinnerten, hieß es jedesmal begeistert, einstimmig, ohne Überlegung: "Weihnachtsmärchen!" Wahrscheinlich hatten die Eltern auch mit dieser Reaktion gerechnet; Lotte kann sich gut vorstellen, daß sie selbst auch niemals auf dem Dom waren. – Später, natürlich, hatte Lotte Gescheiteres zu tun. Aber vielleicht ist es gar nicht so dumm, was die Genossen bei E. W. sagten: interessante Studien kann man sicher auf dem Dom machen, und gerade solche, die ihre Arbeit angehen. Unmöglich ist es auch nicht, daß es ein amüsanter Abenteuer gibt.

Lotte geht auf den Dom, um Studien zu machen. Aber bald erkennt sie, daß sie besser getan hätte, sich der Gesellschaft von Sachkundigen zu versichern. Nach kürzester Zeit fühlt sie sich wie erschlagen von dem grellen Gedudel, Gekreisch und Gebumse aller Rummelmusiken aus jedem Karussell, jeder Attraktionsbude, die von allen Seiten wütend in ihrem Kopf zusammenprallen, von dem schreienden Licht der farbigen Lampen, das schmerzhaft hinter ihren Augen zuckt, von dem rastlosen Auf und Ab, Kreisen, Plumpsen und Zurückschnellen links und rechts, in all den riesenhaften Amüsiermaschinen, und dazu das Kreischen der Mädchen, das Grölen der Burschen, Gelächter und Geschwätz der dichten hin- und hertreibenden Menge. Verwirrt, wie verloren irrt sie vor sich hin.

Nicht lange, da spricht jemand sie an. Sieht ganz intelligent aus, längliches Gesicht, dunkler, gestutzter Schnurrbart, irgend so 'n Bürger, in den Dreißigern. Mut muß er haben – Lotte fühlt, daß sie ein ganz finsternes und hartes Gesicht hat vor Hilflosigkeit. Sie ist ihm richtig dankbar: wenn man sich an eine menschliche Nähe anklammern kann, ertrinkt man vielleicht nicht so gänzlich in dem Trubel. Er schüttet sich aus vor Lachen, als er hört, daß sie, eingesessene Hamburgerin, zum ersten Mal den Dom sieht, und bietet sich an, sie herumzuführen.

"Karussellfahren?" – Aber da hinten verschwindet der mit sanft sich wiegenden Gondeln besetzte Riesenring hinter einer langen Wand, und es scheint nicht einmal Licht dahinter zu sein. Lotte schiebt die Unterlippe vor: keine Lust. Pflichtbewußt steigt sie schließlich mit ihrem Kavalier in eine Art von großem Korb, der sich schaukelnd um sich selbst dreht und dabei in einem weiten Kreise in die Luft hinauf- und wieder hinunterfährt. Als es endlich aufhört, schüttelt sie sich; sie wäre beinahe seekrank geworden. Verständnislos sieht sie ihren Begleiter an: "Was finden denn die Leute daran so drollig?" Überhaupt ein braver Bursche, daß er seine gute Laune behält: sie hat die ganze Zeit ihre finstere Miene nicht abstreifen können, ist einsilbig und steif wie ein Stockfisch.

"Wenn wir zu mir gingen, eine Tasse Kaffee zu trinken?" riskiert er. "Da könnte man sich ganz gemütlich unterhalten, das liegt Ihnen vielleicht mehr. Es ist ganz nahe, und ein interessantes Viertel – Alt-Hamburg!" rühmt er. "Das Haus, in dem ich wohne, muß man direkt gesehen haben."

Lotte sieht ihn an : gefährlich sieht er nicht aus. "Warum nicht ?" meint sie gleichmütig.

Der traut seinen Ohren nicht. Dies Mädchen sieht nicht aus, als wenn es gewohnt sei, dem erstbesten in seine Wohnung zu folgen, und ihre Steifheit ist sicher vor allem Schüchternheit. Sie scheint keine Ahnung zu haben . . . Nun muß er an sich halten, um seinerseits so zu tun, als wenn sich das ganz von selbst verstünde, und keine allzu große Hast an den Tag zu legen.

Im Nachtdunkel sieht man nicht viel von seinem gerühmten Alt-Hamburg. Das Zimmer ist nicht uninteressant : geräumig und ganz niedrig, mit einer dunklen, schweren Balkendecke und niedrigen Fenstern fast über die ganze Länge der Außenwand, mit lauter lustigen kleinen Karos. Die Einrichtung allerdings – eine billige Imitation von "Türkisch"; sicher ist er sehr stolz darauf.

Er macht keinen Kaffee, sondern bietet "erstmal" Likör an. Und nun fängt er an, ihr gesalzene und immer gesalzene Geschichten zu erzählen. Lotte hört gelassen zu, schlürft ruhig ihren Likör und diskutiert sachlich jede seiner Geschichten. Sie amüsiert sich herrlich über seine steigende Verblüffung. Freilich, eine vernünftigere Unterhaltung wäre ihr lieber gewesen, aber der scheint wahrhaftig anzunehmen . . . Natürlich sagt sie ihm nicht, daß sie "vom Pranger ist", den er vielleicht kennt; das hätte der Sache ihren besten Witz genommen.

Schließlich kann er nicht mehr an sich halten : "Aber wie ist das möglich ! Ich hab noch kein Mädchen gesehen, das von sowas nicht aufgeregt wird, und wenn sie auch entrüstet tut. Sie bleiben aber wahrhaftig ganz kalt ! Das verstehe ich nicht. Und Sie entrüsten sich nicht mal. Sie sind doch an solche Geschichten von zu Hause nicht gewöhnt !"

Nun muß sie doch lachen. "Nein, das allerdings nicht. – Aber ich bin gewöhnt, Geschichten mit dem Verstand aufzunehmen," meint sie trocken. "Und durch den Verstand kann man doch keinen Menschen aufregen, nicht ? *Das* versteh *ich* nicht."

Mit größter Hochachtung hat er sie schließlich die Treppe hinunterbegleitet und gefragt, ob er ihr eine Taxe besorgen dürfe. Es könnte ihr doch so leicht was passieren. Und als sie ihn ironisch ansah, meinte er vorwurfsvoll : "Na ja, Sie sind doch ein ganz ahnungsloses Kind, wie konnten Sie bloß so einfach mit mir gehen ! Tun Sie das lieber nicht wieder; Sie werden nicht immer so einen wie mich treffen."

"Die werden eben auch nicht immer so eine wie mich treffen. Aber, wenn Sie das beruhigt : ich habe wirklich im allgemeinen Interessanteres zu tun."

Ganz besorgt hat er von ihr Abschied genommen, und als sie an der Ecke in die Querstraße einbog und zurücksah, stand er noch da im Licht der Laterne und schien ihr nachzublicken.

Kapitel 11

Ketty Guttmann ist nicht zufrieden. Nein, sie ist nicht zufrieden mit E. W. und all den Genossen, die fast täglich mit Lotte zusammenkommen und es seit Wochen und Wochen nicht fertiggebracht haben, dies enthusiastische junge Ding für die Partei zu gewinnen. Natürlich, die jungen Kerle lassen sich alle den Kopf von ihr verdrehen, das sieht man ja. Und ihr scheint das Kopfverdrehen in Fleisch und Blut zu stecken, ohne daß es bei ihr den Ernst und die Konzentration bei der Arbeit und den Diskussionen beeinträchtigt. Diese Lotte kokettiert wie sie atmet. Nicht mit Augenverdrehen und Getändel, sondern mit jeder Geste und jeder Bewegung, mit ihrem ganzen Körper; ganz nebenbei und doch mit dem Ernst und der Notwendigkeit einer natürlichen Funktion. Na, und zum Beispiel diese Gewohnheit, sich selbst auf die nackte Schulter zu küssen, coram publico – das ist doch horrend! Dabei tut sie gerade das offenbar gar nicht in irgendeiner Absicht, es scheint ihr gar nicht bewußt zu sein, wie diese selbstversunkene Geste die Männer verrückt machen kann. Sie macht sich auch aus keinem der Männer was, die sie hier trifft, jungen und älteren, das ist Ketty ganz klar. Einmal hat sich Ketty einen der Burschen vorgenommen, dem es besonders tief zu gehen scheint. Ob er nicht Ernst machen wolle mit dem Mädels? Es wäre nicht das erstemal, daß eine Frau in Bausch und Bogen die politische Überzeugung dessen annimmt, mit dem sie schläft. Aber ein wenig kläglich muß er gestehen, daß es nicht an ihm liegt, wenn es nicht ernst geworden ist. Wohl haben sie sich ein paarmal geküßt, wenn er sie nachts nach Haus brachte; aber Lotte hat ihn ausgelacht, als er, böse und gereizt, "Konsequenz" von ihr verlangte. "Neue Moral!" spottete sie.

Eine unschätzbare Akquisition könnte diese Lotte sein; die Partei braucht gerade so junge Weiber wie sie: gut erzogen, "gebildet", und die Eindruck auf Männer machen und auf die konventionelle Moral pfeifen. Es gibt gewisse Missionen, die auch die begeistertste Klassenkämpferin nicht gut ausführen würde, weil ihr diese unnachahmliche Mühelosigkeit mangelt, die die bürgerliche Erziehung gibt. Aber gerade bei diesem Mädels ist es noch etwas anderes. Sie hat ja selbst gesagt, daß es bei ihr zu Hause immer recht bescheiden zugegangen ist. Und doch ist sie wie getränkt von einer Selbstsicherheit und einem gelassenen Hochmut, daß man meinen könnte, sie käme von Gottweißwoher.

Ketty Guttmann mit ihrer einzigartigen Sprachgewandtheit erreicht nicht mehr als die Männer. Und das trägt sicher dazu bei, daß sie Lotte auch in der Folge nie recht leiden kann. Sie, Ketty, die Massenmeetings zum Rasen bringt und in Diskussionen verständige und reife Männer überzeugt hat, sie bemüht sich einfach unverhältnismäßig um dies junge Ding und kriegt sie nicht herum. Sie läßt alle Register spielen; sie weiß, daß junge, freiheitssüchtige Menschen, die absolute Wahrhaftigkeit suchen, nicht selten über die

Begeisterung für eine Persönlichkeit zur Anerkennung eines ganzen Programms geführt werden. So diskutiert sie nicht nur, sondern setzt sich selbst ins Relief, mit Dingen, deren Wirkung sie in Fällen wie dieser Lotte sicher sein kann. Sachlich konstatiert sie, daß nichts sie mit ihrem jetzt achtjährigen Söhnchen verbindet, das immer bei Fremden lebt, weil seine Mutter ganz von der Partei in Anspruch genommen ist. Oder sie beginnt mit Gelassenheit zu erzählen, daß sie einmal, ganz jung noch, kaum siebzehn Jahre, als sie Dienstmädchen bei einem widerlichen alten Weib war, ganz ausführliche Mordpläne entworfen hat, die sie nur nicht ausführte, weil sie inzwischen eine andere Stellung fand; am liebsten hätte sie die alte Hexe noch am letzten Tag umgebracht, das hätte ihr eine Befriedigung ihres Gerechtigkeitsgefühls gegeben, aber sie sagte sich doch schließlich, daß das ein wenig zu teuer kommen würde. – Zum Schluß hat sie sich wieder hinreißen lassen von ihren damaligen Gefühlen: ihr ausdrucksvolles Gesicht spiegelt Zorn und Haß und Abscheu wider, und ihre Augen funkeln: “Und es tut mir noch leid und wird mir ewig leid tun, daß ich sie am Leben gelassen habe. Diese alte Aussaugerin hätte es nicht anders verdient, und mit der Zeit ist mir ihre Fratze zum Symbol des ganzen kapitalistischen Systems geworden.”

Und wie sie sagt: “Armut *ist* eine Schande!” – mit der scharfen Inbrunst des Hasses, den geheime Niederlagen und Verwundungen geben.

Mit ihrer unausrottbaren Gewohnheit, sich bis zur Aufdringlichkeit eindringlich in Gesichter zu vertiefen, hat Lotte einige Tage gebraucht, um hinter dem intelligenten und energischen Kopf mit dem mähenstarken, kurzgehaltenen ergrauenden Haar die verwachsene Schulter zu sehen. Sie bewundert die Mischung von Klugheit und Entflammtheit, mit der diese Frau zu sprechen weiß, ihren lebhaften kritischen Geist, ihre mutige, phrasenlose Freiheit von konventionellen Gefühlen. Und daß sie damals, ohne etwas gelesen zu haben, so tapfer und bedingungslos die Konsequenzen aus ihren Erlebnissen zog; daß sie sich ganz allein die Bildung angeeignet hat, vor der die ihre sich verstecken muß; daß sie sich mit so eiserner Energie von einem kleinen Dienstbolzen zu einer führenden Persönlichkeit in der Partei entwickelt hat – das *ist* bewundernswert. Lotte ist sich durchaus nicht sicher, ob sie unter solchen Verhältnissen zu ähnlichem fähig gewesen wäre. Aber sie fühlt sich abgestoßen von Kettys diktatorischem Wesen und hat bald ihre Härte, ihre fundamentale Lieblosigkeit erkannt, so fesselnd sie auch von dem Ideal der Liebe und der Gerechtigkeit zu sprechen weiß, das dem Streben ihrer Partei zugrundeliege.

Ja, die Partei... In vielen Punkten ist Lotte begeistert einig mit ihren kommunistischen Freunden, aber sie beharrt darauf, daß Politik sie nichts angeht. Eigentlich weiß sie ja sehr wenig davon, aber die Politik kommt ihr vor wie eine Riesenmaschinerie von Abstraktion, ganz unübersichtlich und – ja, direkt kabbalistisch. “Nein, ich mache so meine kleine tägliche persönliche Revolution, indem ich zu tun versuche, was ich für richtig halte, und manches nur, weil es auf dem moralischen Index steht, bloß um die Leute draufzustoßen, daß nichts dagegen einzuwenden ist, wie zum Beispiel das Rauchen. Gewiß, das ist nicht von großer Bedeutung, aber ein Vorurteil beseitigt – ist immer ein bißchen klarere Luft geschafft, finde ich.” Und sie will in keinen Verein eintreten, am wenigsten in eine Partei. “Dann müßte ich mich für die Dummheiten und Schuffereien von andern verantwortlich fühlen, mit ihnen solidarisch sein! Und bei euch schon gar – da muß man ja selbst manchmal was tun, was einem von irgendwoher befohlen wird, ob man es für richtig hält oder nicht. Oh – im Leben nicht!”

“Du bist Individualistin,” sagt E. W. mißbilligend. Und dies verrückte Mädels scheint das als eine Auszeichnung zu anzusehen.

Oh, und das Zukunftsbild der K.P., das paßt ihr schon gar nicht. Warum Diktatur des Proletariats? Scheußlich! *Keine* Diktatur will sie. Und das Proletariat ist ein Zustand, der verschwinden sollte, sonst – wozu die ganze Revolution? “Und auch in den praktischen Einzelheiten, die ihr euch so ausgedacht habt – ich gebe zu, es mag seine Vorzüge haben, alles bis ins letzte zu standardisieren, aber in einer solchen Welt möchte ich nicht leben.” Ein ganz einfaches Beispiel: sie treibt einen ziemlichen, sogar unverhältnismäßigen Luxus mit schönem, man muß schon sagen, ausgefallenem Briefpapier; wenn sie sich leisten könnte, würde sie für sich persönlich Briefpapier herstellen lassen, dessen Format und Tönung niemand anderem zustünde; und der Gedanke, daß alles uniformiert werden soll, die Kleidung natürlich auch – Hilfe!

“Kleine Bourgeoise!” denkt Ketty Guttman voll Haß. Wenn sie, Ketty, es so leicht gehabt hätte in ihrer Jugend wie diese hier – . Aber eben deswegen gibt sie sich nicht die geringste Mühe, weiterzukommen. Lyzealbildung – was ist das schon? Der Anfang des Anfangs. Firnis. – Lotte muß sich nicht nur einmal harten Tadel von Ketty gefallen lassen, daß sie sich in Kunstmätzchen, Liebesgeschichten oder narzißtischen Koketterien und allem möglichen verplempert, statt sich methodisch zu bilden: “Ohne Schopenhauer, Hegel, Kant gründlich studiert zu haben, ist man kein vollwertiger Mensch. Und du hast doch was in deinem Kopf, aber das darf nicht Rohmaterial bleiben.”

Lotte gibt ihr recht, aber wahrhaftig, wo soll sie die Zeit hernehmen, sich noch ernsthaft mit den Philosophen auseinanderzusetzen? Ihr persönliches Leben oder das, was Ketty ihre Liebesgeschichten nennt (wenn es nur schon welche wären!), kann sie ihnen nicht opfern und will es nicht. Und jetzt ist es vor allem nötig, gründlich dokumentierende Werke zu studieren über alle Fragen, die die Prangerarbeit angehen; und das tut sie auch. Aber “Kunstmätzchen” – damit ist die Kampfbühne gemeint, und da gerät sie in Harnisch. Auch E. W. scheint das nicht ernst zu nehmen. – Und als sie einmal Dr. Schreyer begegnete und ihm begeistert von ihrer Arbeit für den “Pranger” erzählte, hatte er wieder nur ein mitleidiges Lächeln dafür. – Merkwürdige Menschen, die nur ihr Spezialgebiet des Interesses und der Anstrengung für würdig erachten und meinen, in ihm sei die Welt und ihre Genesung eingeschlossen!

So borniert ist Ernst Linkert allerdings nicht. Ihn interessiert weder die Welt noch ihre Genesung. Er ist ein absoluter und aufrichtiger Individualist, er läßt jedem Tierchen sein Pläsierchen, ohne im mindesten über Wert oder Unwert der verschiedenen Pläsiere urteilen zu wollen. Sein Privatvergnügen ist die Kunst, zufällig; statt Angeln oder Boxen. Was heißt wertvoll oder wertlos, gut oder böse? So ungefähr argumentiert er. Warum ist die Prostitution etwas so Schreckliches? Nur weil ein willkürlicher und durchaus nicht universeller Moralkodex sie dazu gestempelt hat. “Fabrikarbeit scheint mir etwas viel Schlimmeres – das ist Prostitution, wenn wir schon mal so ein großes Wort anwenden wollen.”

Darin natürlich muß Lotte ihm recht geben; aber wenn er schon Verschiedenes nicht versteht, vielleicht weil er ein Mann ist – das muß er doch wohl begreifen: die Tatsache, daß alles relativ ist und jeder Wertmaßstab willkürlich, daß in China und Japan die Prostitution nicht verpönt ist – das alles hilft den armen Frauenzimmern hier keinen Deut; sie haben zu leiden unter der moralischen Verurteilung, die ihnen hier zuteil wird. Und deswegen, unter anderm, ist Lotte für sie in den Krieg gezogen.

“Und Sie glauben ernsthaft, daß Sie da etwas tun – etwas erreichen können?”

“Oh, das hoffe ich! So pessimistisch beurteile ich die Menschen nun doch nicht, trotz

allem. Aber . . . ” Sie wird nachdenklich. “Im Grunde ist das gar nicht mal das Wesentliche. Das Entscheidende für mich ist : daß ich da was tun *muß* ! ”

“Auch wenn Sie wüßten, daß Sie nichts erreichen werden ? ”

Sie überlegt einen Moment. “Ja, auch wenn ich wüßte, daß ich nichts erreichen würde,” sagt sie mit Nachdruck. “Wenn ich etwas sehe, was verkehrt ist, muß ich dagegen angehen. Das – funktioniert ganz von selbst. – Aber ich kann mir schwer vorstellen, daß ich jemals wirklich überzeugt wäre, nichts erreichen zu können ! ” setzt sie lächelnd hinzu.

“Aber das ist Don Quixote ! ” ruft er aus.

Sie stutzt; dann sagt sie ruhig : “Nennen Sie es Don Quixote, wenn Sie wollen. Das ist gar nicht so ein übler Titel, scheint mir.”

“Na, das Wesentliche ist ja, daß es Ihnen eine persönliche Befriedigung gibt. Womit die Nützlichkeit dieser Beschäftigung schon ausreichend belegt wäre. – Und wenn Sie wollen, sehen Sie sich jetzt mal an, was ich inzwischen zu meiner persönlichen Befriedigung gemacht habe.” Und mit behutsamen Händen holt er ein Blatt aus der Tischlade.

An diesem Abend, als Lotte gehen wollte, hat er ihr wie immer in den Mantel geholfen. Und plötzlich spürt sie seine starken Hände auf ihren Oberarmen, in einem immer härter werdenden Griff, der sie bis ins Herz zu packen scheint. “Sie wollen doch gar nicht fortgehen,” hört sie seine tiefe Stimme, verhalten. Langsam dreht er sie zu sich um, die sich nicht wehrt, bis sie, seinen Arm fest um ihre Schultern, Brust an Brust stehen.

Sie hält den Blick beharrlich auf seinen eckigen Mund gesenkt. “Du weißt es ja,” sagt sie trotzig zwischen den geschlossenen Zähnen hervor.

Im grauen Morgen öffnet er ihr die Haustür. Lange küßt er ihre Hand. Dann steht er vor ihr, Zoll für Zoll ein Gentleman : “Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein – . Auf Wiedersehen.”

Ein wenig verwirrt tritt sie aus dem Haus. Nun, er will sich in keine Bindung hineinziehen lassen; hat auch vollkommen recht. Und da wird er bei ihr kaum was zu befürchten haben. Heimlich lächelt sie in sich hinein : manchmal scheint es so zu sein, daß man sich gerade an die Menschen am stärksten bindet, die einen gar nicht binden zu wollen scheinen.

Endlich ist es geschehen. Als er den physischen Widerstand spürte, das schien ihm einen Ruck zu geben : er stemmte sich auf den Händen hoch und sah ihr forschend ins Gesicht; mit einemmal war da eine fast feierliche Stimmung, und ganz gerührt küßte er sie auf die Nase. Lotte war sicher nicht weniger erstaunt als er. Ja, warum hat den Heyo . . . ? denkt sie, noch jetzt verständnislos.

Ein wütender Kampf ist es gewesen. Aber sie haben miteinander gekämpft, nicht gegeneinander. Rasend verzückt von Schmerz und Entschlossenheit starrte sie empor in sein zorniges Gesicht, das in der brutalen Anstrengung immer bleicher wurde.

Nachher hat sie tatsächlich eine kleine nervöse Reaktion gehabt und ein bißchen geweint. Aber er hat es ihr sofort geglaubt, daß es eben nur eine nervöse Reaktion war. “Das ist ja auch begreiflich,” sagte er sanft und küßte ihr zärtlich die Tränen weg. Wie weich er sein kann . . .

Aber sie lieben sich nicht. Nein, sie lieben sich nicht. Sie hat ihn gewollt und sie hat ihr Ziel erreicht. Und es kommt ihr vor, als wenn sie es sich fast durch ihre Beharrlichkeit erzwungen hätte.

Jetzt muß sich sich hüten, daß sie nicht unter seinen Einfluß gerät. Darin hat Blüher

wohl recht (wahrscheinlich hat er es anderen nachgesagt): der Mann, der die erste Spur grub...

Ketty Guttmann soll den Pranger vor Gericht vertreten. Es handelt sich um die Nummer, die wegen Lottes Gedicht beschlagnahmt wurde. Wie jeder Redakteur reibt E. W. sich bei jeder Beschlagnahme die Hände: die beste Reklame! Aber Berufung hat er doch eingelegt.

Bei der Gerichtsverhandlung ist Ketty ganz groß. Klug und herzbewegend zugleich spricht sie von den Bestrebungen des Pranger; sie scheint es gar nicht für möglich zu halten, daß die Richter nicht von denselben Idealen erfüllt sein könnten. Sie spricht lange, und die Richter lassen sich allmählich fesseln von ihren Ausführungen und mehr noch vielleicht von der energischen Schönheit ihres ausdrucksvollen Gesichts. Zum Schluß sagt sie: "Wenn Sie es wünschen, meine Herren, können Sie sich völlig davon überzeugen, daß das Gedicht in keiner Weise anstößig ist: die junge Künstlerin, die es geschrieben hat, befindet sich hier im Saal und wird es Ihnen vorsprechen, wenn Sie es erlauben."

Die junge Künstlerin tritt vor, und mit ihren in der Kampfbühne geschulten Stilmitteln "legt sie das Gedicht hin –"

Der Pranger wird freigesprochen, die Nummer freigegeben.

Der Sieg muß gefeiert werden! Und abends begießen sie sich zahlreich die Nase, gedrängt in dem gemütlichen Wohnzimmerchen bei E. W., und Lotte muß noch einmal ihr "Großstadtnächtliches" rezitieren, obgleich fast alle, die hier sind, es schon gestern bei der Generalprobe oder heute morgen in dem schäbigen kleinen Gerichtssaal gehört haben. (Lotte freut sich jedesmal festzustellen, daß dies Gedicht sie beim Sprechen nicht anders bewegt, als jedes fremde Gedicht es tun würde.)

Jetzt macht E. W. ihr den Vorschlag, bei einem Rezitationsabend des "Prolet-Kults" mitzuwirken. "Prolet-Kult" – "Proletarische Kultur"; eine neue Organisation, von der Partei ins Leben gerufen. Lotte findet den Ausdruck recht hybride und den Begriff fragwürdig, aber sie ist mit Begeisterung dabei.

Der erste Abend soll unter dem Motto "Krieg dem Kriege" stehen.

"Außer dir werden wir nur noch Beneckendorff von den Kammerspielen haben; du mußt also sehen, daß du genug geeignete Gedichte zusammenbringst. Aber das ist ja nicht schwer, bei Mackey zum Beispiel findest du viel Schönes."

"Mackey – ? Na, ich denke, den kennt doch jeder klassenbewußte Arbeiter, und andere kommen sicher nicht zu euren Veranstaltungen. Oh nein, da werde ich schon Interessanteres finden. Aber, sag mal: Beneckendorff? Gehört der zu euch? Danach sieht er mir aber gar nicht aus!"

"Nein, natürlich gehört er nicht zu uns. Aber wenn der Teufel ihn bezahlen würde, würde er auch für ihn rezitieren. Und für uns sieht es ganz einfach so aus: sein Name zieht. Ja, apropos: wieviel willst du denn haben für den Abend? Beneckendorff hat glatt 300 Mark verlangt, der Hund; er weiß, daß wir ihn brauchen."

Lotte ist verblüfft: dafür läßt man sich bezahlen? Es ist dieselbe Verblüffung wie neulich, als E. W. ihr wohlgefällig das Astrachanjäckchen seiner Frau zeigte: "Das hat der Pranger uns eingebracht." (Noch Jahre nachher hat Lotte sich immer wieder gefragt, warum er ihr das sagte; erst viel später ist sie daraufgekommen, daß er ihr vielleicht hat zeigen wollen: es hat seine Vorteile, für die Partei zu arbeiten...) Aber da sie selbst Geld nimmt für ihre Arbeit, konnte sie nichts sagen. Dennoch schmecken ihr von dem Tage an

die teuren Pralinés nicht mehr so gut, die E. W. bei jedem kurzen Spaziergang zu kaufen pflegt.

Aber hier ist es etwas anderes: "Oh, wenn der 300 Mark kriegt, dann will ich auch nicht weniger haben. Ich bin nicht schlechter als der alte Komödiant, wenn ich auch noch nicht seinen Namen habe." Und E. W. muß ihr recht geben.

Es ist spät geworden. Lotte traut sich nicht mehr nach Haus zu gehen; sie ist schon öfters hiergeblieben, wenn man beim Diskutieren die Zeit vergessen hatte. Aber heute schläft Ketty in dem einzigen Gastzimmerchen, und der Diwan im Wohnzimmer ist von einem auswärtigen Genossen belegt.

"Du kannst ruhig mit mir schlafen," meint er gemütlich, mit blinkenden Äuglein.

"Nee danke," gibt sie trocken zurück. "Der Herr des Hauses hat mir schon angeboten, das Ehebett zu teilen. Ich ziehe das vor."

"Na, viel Vergnügen," sagt er hämisch.

"Nochmals danke," meint sie ungerührt. Es paßt ihr ganz gut so. E. W. "als Mann" ist ihr völlig gleichgültig; aber er hat ja eine junge, hübsche Frau. Mal sehen...

Neulich hat seine Frau in Lottes Gegenwart ein Bad genommen, in einer großen Balje im warmen Wohnzimmer; mit zärtlicher Hand strich er über ihren Körper: "Hab ich nicht eine bildschöne kleine Frau?" "Oh ja," meinte Lotte höflich und ohne Überzeugung und sah dabei mitleidslos kritisch auf die kleinen Brüste, die von der ersten Mutterschaft schlaff geworden waren: wenn ich so aussähe, würde ich mich vor niemandem mehr sehen lassen! Sie wissen wahrhaftig nicht, was ein schöner Körper ist. Und fühlte die aufrechte Starre ihrer eigenen Brüste wie einen persönlichen Triumph.

Es geschieht nichts. Die kleine Frau, die auf der andern Seite ihres Mannes liegt, dreht sich bald um und scheint wahrhaftig ruhig einzuschlafen. Lotte liegt in seinem Arm, vertraulich und friedlich wie ein Kind an seinen langen, stakigen Körper geschmiegt, und genießt wohligh das zarte Streicheln seiner knöchigen und doch so weichen Hand. Und gerade als eine scheinbar zufällige Bewegung ihr gezeigt hat, daß er in gehöriger Erregung ist, schiebt er sie sanft von sich. Der Mond liegt jetzt breit auf dem Kopfkissen, und in seinem Schein sieht Lotte ein unvergeßliches Lächeln auf dem hageren Gesicht mit den feuchten, wulstigen Lippen; ein Lächeln, das das Mädchen jetzt noch kaum zu deuten weiß: Verzicht, und die Bitte: mach es mir nicht zu schwer! – ja, und vor allem die schmerzliche Verückung des Verzichts um der Liebe willen.

Lotte ist ein gutes Mädchen und dreht sich friedlich auf die Seite. Aber ehe sie einschläft, denkt sie achselzuckend: die neuen Menschen, die Revolutionäre! Nichts als moralgeknobelte Ehekrüppel.

Der Prolet-Kult-Abend wird ein ganz großer Triumph.

Es war abgemacht, daß Beneckendorff als letzter sprechen würde. "Das macht man immer so, daß der größere Name den Abschluß bildet," erklärt E. W. Nun, das ist Lotte egal. Aber dann, fünf Minuten vor Beginn kommt Beneckendorff zu ihr und bittet sie, ihn zuerst sprechen zu lassen: er muß noch bei einer andern Veranstaltung auftreten, er kann hier gerade eben seine Gedichte vom Stapel lassen und muß rennen.

Nun freut Lotte sich doch. Sie wird schon dafür sorgen, daß man sagen muß: der größere Künstler hat den Abschluß gemacht.

Seelenruhig sitzt sie in der ersten Reihe, amüsiert über die Aufregung der Freunde, und sieht kritisch den langen, dünnen Kollegen an, wie er neben dem Rednerpult steht. Nein, wie er aussieht, er nimmt ja überhaupt kein Ende! Wenn er sich in Schnitzlers "Reigen"

als Offizier über das niedere Lager der Schauspielerin beugt, gibt das ein sehr wirkungsvolles Bild. Aber hier täte er entschieden besser, sich hinter das Pult zu stellen, um seine Zuschauer vor Schwindel zu bewahren. Und welche Idee, die Hände so biedermännisch vor dem Magen zu falten! Natürlich, ermüdet hat er sich nicht bei der Zusammenstellung seines Repertoires: nichts als die bekannten alten Schwarten von Mackey und ähnlichen. Und diese Deklamation, dies Tremolo! Wart, sie wird es ihnen schon zeigen, was heißt: revolutionäre Gedichte und Gedichte gegen den Krieg. Sie hat auch ihre Zeit nicht beklagt, überall ist sie herumgelaufen und hat Bände über Bände gewälzt; aber es hat sich gelohnt, herrliche Sachen hat sie gefunden, und die hier kaum jemand kennen wird.

Dann ist Lotte dran. Hochmütig sicher steht sie oben und sieht über die gedrängte Menge, Kopf an Kopf; 800 Sitzplätze gibt es im Saal, aber in den Gängen stehen sie einer am andern. Herrlich ist dies Siegesgefühl: tausend Menschen in seiner Hand zu halten, ihnen mit einer Modulation der Stimme die Seele im Leib umzustülpen.

Und von den ersten Worten an spürt Lotte, daß sie diese Menge tatsächlich in der Hand hält und daß sie ihnen die Seele im Leib umstülpt. Ah, das habt ihr noch nicht gewußt, und mein großer Kollege auch nicht, was man mit einer Stimme machen kann, und daß man mit einem tonlosen Flüstern tausend Menschen zu atemloser, bebender Stille zwingt! Das hat sie alles bei Lothar Schreyer gelernt, dem fabelhaften Kerl.

Da hat sie den Faden verloren.

Gelassen läßt sie die Sekunden verstreichen und schweigt. Die werden es für eine Kunstpause nehmen. Sie sind ihre Gefangenen, sie kann mit ihnen machen, was sie will. Und mühelos knüpft sich der Faden wieder, und nicht einer ist ihr aus der Hand geglitten.

Es ist gut, das sie sich reichlich mit Zugaben versehen hat. Der Saal tobt, will sie nicht loslassen. Gott, sie wollen was haben für ihr Geld, da haben sie auch recht. Ein wenig wird ihr Triumphgefühl gemindert durch den Gedanken, daß es vor allem Arbeiter sind, die sind schließlich nicht verwöhnt. Aber vielleicht sind Arbeiterseelen schwerer in Schwingung zu bringen als Gebildete, deren Nerven darauf geschult sind, sich von der Kunst mitnehmen zu lassen. Nachher sagt E. W. ihr, daß viele Intellektuelle im Saal waren. Na, dann ist ja alles richtig, dann hat sie auf beiden ihre Macht erprobt.

Am nächsten Tag hört sie von den Freunden, daß sie "tolle" Kritiken hat, und nicht nur in Parteizeitungen. Nun ja, das konnte ja nicht anders sein, sie weiß, was sie geleistet hat. Sie hat keine Zeit, sich um Rezensionen zu kümmern. Sie hat Wichtigeres im Kopf.

Ja, Lotte hat an Wichtigeres zu denken.

Es begann so einfach, daß sie gar nicht merkte, welch eine entscheidende Wendung in ihrem Leben hieraus entstehen sollte.

Sie lagen nebeneinander auf dem engen Feldbett, entspannt. Lotte hatte den Kopf ihm zugewendet und betrachtete sein wildes, kraftvolles Profil mit den vorspringenden Augenbrauenbogen und den breiten Nüstern: ein ruhendes Raubtier. Wirklich, er ist überreich von der Natur ausgestattet worden: dazu seine Kunst, sein kritischer Kopf – . Und mit eins kommt ihr der Gedanke: interessant müßte es sein, ein Kind von ihm zu haben; wir zwei – das muß keine schlechte Mischung geben.

Wie anders ist diese kühle, beinahe amüsierte Hirnspekulation als das, was damals bei Heyo warm und bebend in mir aufstieg, stellt sie fest. Es kann eben nicht immer das gleiche sein; immerhin, dies Wagnis würde sie gerne auf sich nehmen.

Sie dreht sich ein wenig zu ihm herum und greift spielend in seine starke, glänzende

Mähne: "Weißt du, was ich eben gedacht habe?" Und während sie es ihm sagt, mit eben den Worten, mit denen es ihr kam, ist sie schon neugierig auf seine Reaktion.

Er ist wirklich klug und begreift Nuancen; er wittert hinter ihren Worten weder hinterlistige Bindungshoffnung noch sentimental den Abbild-deiner-Seele-Zauber. Dennoch schüttelt er den Kopf, mit einem halben Lächeln: "Daß ihr Frauen doch immer die Sucht habt, euch aufzugeben! Und auf eine so unvollkommene, so lamentable Weise euch aufzugeben, so à la Lehm kloß! Wobei, notabene, auch euer eingewurzeltes Herrschergelüst glänzend auf seine Rechnung kommt, das sich dem Mann gegenüber doch nie ganz entfalten kann. Ich dachte, bei dir hätte es sich in deinem Welterlösungsfinn einigermassen sublimiert. – Nein – " Er streckt sich wieder aus, die Augen an der niedrigen Täfelung über der Bettnische. "Für Menschen wie uns gibt es eine andere, uns gemäßere Weise, uns aufzugeben."

Von diesem Wort hat alles seinen Anfang genommen.

Wie ist es möglich, daß ihr niemals der warnende Gedanke kommt, der sich so klar darstellte, als sie das erstemal aus seinen Armen kam, und der ihr ganzes Verhalten zu ihm bestimmen sollte? Und wie ist es möglich, daß in ihr im Lauf der jetzt folgenden Diskussion niemals eine Erinnerung aufklingt an die unbegreifliche, scheußliche Idee ihres Widersachers in der Kampfbühne? Aber sie hat an dessen grotesken Ausfall niemals einen Gedanken verschwendet. Und dies ist etwas so ganz anderes.

Bis jetzt sind sie sich innerlich nicht nähergekommen, sie und Ernst, wenn sie auch häufig eine Nacht bei ihm verbringt. Nie hat sie sich richtig daran gewöhnen können, daß sein Verhalten zu ihr unverändert distanziert bleibt. Nur im warmen Heiligenschrein der Bettnische, mit den schönen Tönungen der Seidendecke, verwandelt er sich ganz. Nur da sagt er ihr Du, und da gibt er sich so hin, kann er so zärtlich sein, daß sie manchmal einen leisen Rausch von Freude und Triumph in sich singen spürt. Aber jedesmal wenn er die Haustür für sie geöffnet hat, hat er wieder die vollendete, ungreifbare Haltung des Weltmannes; Handkuß: "Gnädiges Fräulein . . . "

Will sie denn mehr? Hat sie ihm denn mehr zu geben? Vielleicht, wenn sie beide sich losgelassen hätten, wäre eine wärmere Bindung entstanden. Aber da er immer wieder die Grenze zieht, liefert sie auch nicht mehr von sich. Und der leise Triumph, der sie gelegentlich wie eine irritierend süße Musik durchzieht, ist nichts als eine Regung des Herrschergelüstes, von dem er sich wohlweislich hütet.

Jetzt kommen sie sich plötzlich näher auf einem ganz andern Gebiet. Kommen sich näher, um sich gleich darauf für immer zu trennen.

Er beginnt ihr von seinem Weltbild zu sprechen, von einer ganz abseitigen, ja mystischen Philosophie, die sich längst nicht auf die Negation aller Werte beschränkt, die er bisher geäußert hat.

"Sich aufgeben": die eigentliche Essenz meines Wesens aufgeben, austreichen, negieren – schwerste Aufgabe, unmöglich fast; vollführbar nur von den größten, stolzesten Seelen. Das heißt im tiefsten Sinne sich besiegen. "Sich selbst leben wollen" – mein Gott, das ist der vulgäre Trieb, der den kleinen Portokassendieb mit dem Sodomiten wie mit dem kultiviertesten Individualisten verbindet und mit dem ganzen Tierreich. Aber so über sich selbst stehen, so Herr über sich sein, daß man sich selbst hinwerfen kann wie ein Nichts, sein fundamentalstes Ich auslöschen: das ist Größe, nur das ist wahre Tat. Darin besteht der tiefste Sinn des Seins, und alles Erlösungsverlangen sucht letzten Endes nichts als dies.

"Wenn ich so alle Werte negiere – das ist ja nur der Anfang auf dem Weg, der mich zur

Negation meiner selbst führen soll, eines Tages, und dessen, was mir noch mein eigener Wert scheint, und was eigentlich mein Selbstgenuß ist,” sagt Ernst Linkert, während sie wieder einmal einander gegenüber sitzen an der Ecke des langen weißen Zeichentisches, unter dem mitleidslosen Licht der grellen Lampe.

Es ist nicht so, daß er predigt und sie passiv zuhört; unmerklich führt er sie dazu, in ihren langen Gesprächen, daß sie Schritt um Schritt selbst den entscheidenden Teil des Weges zu entdecken und zu gehen glaubt. Und wenn er hin und wieder in klaren Worten einen bestimmenden Impuls gibt, so ist das nur natürlich, da er ja schon länger über diese Dinge nachgedacht hat. Es scheint ihm nicht einmal daran zu liegen, sie zu überzeugen. Er gibt ihr das Vertrauen und die Ehre, sie an seiner persönlichsten Gedankenwelt teilhaben zu lassen. Ob sie sie zu der ihren macht, das ist ihre Sache und scheint für ihn von keinem Interesse.

Und langsam, aber unwiderstehlich, in immer halluzinierteren endlosen Nachtgesprächen, dringt Lotte in das Reich unkontrollierbarer mystischer Wertungen ein. Sie hat nicht genug daran, daß der saugende Schlamm Boden dieser Gedanken sie in sich einzieht – sie gibt sich die größte Mühe, immer tiefer hineinzutauchen, die klare, gesunde Luft rationalen Denkens von sich abzuschneiden.

Für die Frau gibt es *eine* Art, sich aufzugeben. Allen Eigenwillen und allen Wunsch, der aus ihrer sexuellen Definiertheit entspringt, aufgeben. Nicht mehr wählen. Sich jedem geben, der sie will. Keine Verbundenheit kennen, nach der es sie ihrem Wesen gemäß verlangt. Ihr “kostbarstes Gut” zu einer Marktware machen. Prostitution. Das mag für eine kleine undifferenzierte Nutte nicht so schwer sein, aber wer kann das wissen? Das Entscheidende jedoch ist die geistige Haltung, aus der etwas geschieht. Für eine bewußte Frau, eine ausgeprägte Individualistin, ist dies der wahre Weg der Selbstaufgabe. Und nur indem man sich ganz aufgibt, erfüllt man sich ganz.

Für den Mann ist die Lösung anders, radikaler. Da gibt es nur den konsequenten Sprung ins Nichts. Seine Essenz ist der Geist: nie wird er sich zwingen können, nicht mehr zu denken. Und wenn er sich in eine leere, dunkle Zelle einsperren läßt – seine Gedanken sind da, lebendig. Es mag sein, daß er wahnsinnig wird; aber dieser Verlust seiner geistigen Fähigkeiten ist kein freier Willensakt. Der Mann kann sich nur aufgeben, indem er wörtlich, wie man sagt, seinen Geist aufgibt; das Gehäuse zerstört, in dem der Geist lebt.

Diese fremde, irrsinnige Gedankenwelt, die doch so geheimnisvoll vertraut verborgene mystische Neigungen in ihr zum Schwingen bringt und ihrem Verlangen nach letzter Konsequenz, nach Absolutem gefährlich Antwort gibt, beschäftigt Lotte jetzt unausgesetzt, intensiv. Sie weiß ja besser als er es ahnen kann, was sie von sich verlangt, wenn sie Ja sagt zu den Gedanken, die er in ihr hat entstehen lassen. Aber dies Bewußtsein ist eher noch ein Ansporn: die Schwere einer Aufgabe soll sie nicht abschrecken, wenn sie die Richtigkeit und Notwendigkeit der Forderung erkannt hat.

Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, daß ihre Gespräche immer nachts stattfinden, wenn das Hirn zu halluzinatorischen Akrobatiken bereit ist; und wenn sie bei Tage weiter darüber “nachdenkt”, ist sie so in die Atmosphäre ihrer Nachtgespräche eingesponnen, daß sie sich nicht davon befreien kann – oder will.

So verhext ist sie von ihren Grübeleien, daß sie einen Vortragsabend des Prolet-Kults jämmerlich verpatzt. E. W. hat sie gefragt: “Weißt du nicht jemanden, der Plattdeutsch vorlesen könnte?” – “Na, das kann ich doch!” hat sie geantwortet. Sie hat wirklich ehrlich gemeint, weil ihre Eltern manchmal in ganz gemütlichen Augenblicken ein paar

Worte heimatliches Platt sprechen, weil sie Reuters Gesammelte Werke besitzen, von denen sie manches auswendig kennt, und weil sie in Hamburg und in Steenbeek die Leute gelegentlich mal Platt snacken hört – daß sie selbst mit der Vorlesung von plattdeutschen Werken auftreten könnte. Vielleicht hätte es auch noch gutgehen können, aber sie hat sich nicht einmal ernsthaft vorbereitet. Sie hat Schriftsteller von den verschiedensten plattdeutschen Idiomen gewählt, lauter gute und wirkungsvolle Sachen, und die trägt sie mit ihrem allzu theoretischen Gemisch von Hamburger und Mecklenburger Mundart vor. Sie hat sich sogar zu sehr auf ihr gutes Gedächtnis verlassen: zweimal bleibt sie stecken; und da sie eine solche Möglichkeit überhaupt nicht vorausgesehen hat, nicht konzentriert und ihrer selbst nicht sicher ist, gibt es Unterbrechungen mit peinlichem Gestammel und Gesuche. Und diesmal hat sie die Menschen nicht in der Hand, oh nein, von vornherein nicht. Daß zum Schluß doch ein bißchen geklatscht wird, ist sicher mehr aus Mitgefühl für das verlegene junge Mädchen als aus Dank für eine gekonnte Leistung.

Nachher schämte sie sich vor den enttäuschten Leuten, es kam ihr vor, als habe sie sie betrogen. Viele von ihnen waren sicher hergekommen auf den Ruhm ihres ersten Abends hin, und nun hat sie sie behandelt wie eine *Quantité négligeable*. Nein, das war nicht recht von ihr. Sie hätte den Abend nicht übernehmen dürfen, sie wußte doch schon, daß sie zu sehr von “dem andern” in Anspruch genommen ist.

Jedenfalls, die dreihundert Mark nimmt sie nicht an, die hat sie nicht verdient. – Und E. W. und die Genossen sind so nett und lassen sie ihre Enttäuschung nicht merken, wollen sie noch trösten.

Aber sowie sie den Saal und die Freunde hinter sich gelassen und den Weg zu Ernst Linkert eingeschlagen hat, ist alles dies versunken, und ihr Geist treibt wieder in der Strömung, die ihn so unheimlich anzieht.

Wer weiß, welche Worte manchmal eine Entscheidung hervorrufen, und auf welchem krausen Weg?

In dem Gespräch dieser Nacht kommen sie wieder auf die radikalere Entscheidung, die der Mann fällen muß, wenn er wahrhaft zur Selbstaufgabe bereit ist; und mit ruhigem Ernst sagt er: “Da bin ich noch nicht.” Dies einfache Eingeständnis seiner Unvollkommenheit hat ihr imponiert; und vielleicht hat es zugleich einen Ehrgeiz in ihr wachgerufen: wenn er bis dahin zu gehen gedenkt, dann solltest du in deiner so viel leichteren Entscheidung nicht soviel Geschichten machen.

Ehe sie in dieser Nacht voneinandergehen, hat Lotte ein klares und eindeutiges Ja gesagt. “Dies ist die tiefste Wahrheit, so muß es sein, und so werde ich tun.”

Er reagiert ganz gelassen; weder Triumph noch Befriedigung, noch Anerkennung. So, als hielte er es für möglich und begreiflich, daß dies noch nicht ihr letztes Wort sei, und als wolle er, loyal, ihr den Rückzug nicht erschweren. Aber zum ersten Mal ist seine Haltung beim Abschied verändert. Er zieht sie an sich: “Ihr Frauen, ihr seid doch unglaubliche Wesen. Ihr zwingt uns, euch zu lieben, ob wir wollen oder nicht.”

War es ein überlegter Zug? Wenn in Lotte noch eine Möglichkeit des Schwankens bestanden hätte – dies warme Aufstieben von Glück und Triumph hätte sie noch viel schlimmere Wege gehen lassen, ohne einmal den Kopf zu wenden.

Ganz am Rande ihres Bewußtseins, von dem “ihr” hervorgerufen, huscht die Frage durch, geringschätzig-erstaunt: Effy – ? Aber das ist ganz ohne Bedeutung jetzt.

Mit der ihr natürlichen Geistesrichtung “alles oder nichts” hat Lotte das billigste, infamste Bordell wählen wollen. Da hat er fast ärgerlich den Kopf geschüttelt: “Daß

Sie doch das Wesentliche nicht vom Nebensächlichen zu trennen wissen! Die Idee der Selbstaufgabe verlangt ja kein lebenslanges Märtyrertum auf der ganzen Linie von Ihnen, etwa der Säulenheilige, der sich von Heuschrecken nährt und sich das Fell mit Lederriemen gerbt. Ihrer sonstigen Menschlichkeit können Sie getrost das Ihre lassen, sich das Leben so angenehm gestalten wie möglich. Ob es Ihnen materiell gut- oder schlechtgeht, das berührt ja nicht das Wesentliche. Es handelt sich um die Aufgabe Ihres Willens und Ihrer Wünsche, Ihres Ich im Kernpunkt Ihres Wesens, um nichts weniger, aber auch um kein Tüpfelchen mehr.”

Da hat sie ihn doch erst ein wenig unsicher angesehen. Wenn sie schon überzeugt und entschlossen ist, dann will sie auch nicht mit sich handeln und kleinliche Vorteile zu bewahren suchen. Und nur widerstrebend muß sie die unwiderlegbare Logik seiner Unterscheidungen anerkennen.

Die Schwiegerstraße ist die vornehmste Bordellstraße Hamburgs, Nummer 9 das vornehmste Haus. Ernst Linkert findet, das sei das richtige Haus für sie.

Mit ihrem gewohnten raschen, weitgreifenden Schritt ist Lotte ihren Weg gegangen. Erst als sie beim Gänsemarkt um die Ecke biegt, muß sie sich zwingen, um nicht langsamer zu gehen.

Es ist eine kurze Sackgasse, Nummer 9 ist schon über die Hälfte hinaus. Kein Mensch auf der ganzen Straße. Natürlich – am Vormittag.

Lotte klingelt.

Die Tür öffnet sich automatisch und schließt sich geräuschlos hinter ihr. Sie steht in einem Windfang. Eine breite, teppichbelegte Marmortreppe, sieben Stufen etwa, führt zu einer verglasten Wand hinauf.

Lotte hat gerade einen Fuß auf die unterste Stufe gesetzt, da erscheint da oben eine schmale Frauengestalt in schwarzem Kleid, dunkles Haar glattgescheitelt um ein blasses, wie ausgelöschtes Gesicht. Die Haushälterin wahrscheinlich. Unmittelbar fühlt Lotte sich von diesem Gesicht angezogen: es ist so sympathisch still und menschlich. So eine Frau in einem Bordell...

“Sie wünschen, Fräulein?”

Lotte spürt die Blutleere und unbewegbare Starre ihres Gesichts. Ihre Stimme ist ruhig, nur ein wenig harsch: “Bitte, ich möchte hier eintreten – als Pensionärin.”

“Aber nein, Fräulein!” Es kommt so impulsiv heraus, abwehrend, entsetzt. “Wissen Sie, was dies für ein Haus ist?”

“Oh, freilich.” Es gelingt diesem schwachen Lächeln nicht, die Starre ihrer Züge zu durchdringen.

“Nein, Fräulein, um Gotteswillen, dies hier ist nichts für Sie, glauben Sie mir!”

“Ich habe keine andere Lebensmöglichkeit mehr,” sagt Lotte störrisch.

“Aber Fräulein, es muß sich etwas finden, Sie haben sicher noch nicht alles versucht. Glauben Sie mir: lieber alles andere. Tun Sie das nicht!”

Ein rührender Mensch muß sie sein: sie hat die Hände gegeneinandergepreßt in einer beschwörenden Geste, und ihre Stimme ist so eindringlich, als handle es sich um ihr eigen Fleisch und Blut.

“Wie alt sind Sie überhaupt, Fräulein?” – mit leiser Hoffnung.

Was – sollten die etwa nur ganz junge Dinger nehmen wollen?

“Zwanzig Jahre.”

Das gute Menschenkind atmet sichtlich auf. “Ja, dann müssen Sie die schriftliche

Einwilligung Ihrer Eltern bringen, sonst ist Unmündigen der Eintritt in diese Häuser überhaupt nicht gestattet. Und die bekommen Sie doch sicher nicht!”

Das war wie ein Schlag vor den Kopf. Das hat sie nicht gewußt. Seit sie sich mit diesen Fragen beschäftigt ...!

“Aber man könnte doch eine Ausnahme machen,” sagt sie kühn.

“Oh nein, Fräulein. Und das wird keiner riskieren. Und sehen Sie, Sie könnten es doch Ihren Eltern nicht antun, selbst wenn sie es nicht wüßten! Ich sage Ihnen, Fräulein: lieber gehen Sie Fußböden schrubben, alles – aber nicht dies! Gott soll Sie bewahren!”

Nun, da ist nichts mehr zu sagen.

Dann hat die Tür sich wieder hinter ihr geschlossen, aber das Andenken dieses kummervollen Frauengesichts und dieser um sie so mütterlich besorgten Stimme begleitet Lotte wie eine Wärme.

Wenn es auch auf ihren Entschluß keinen Einfluß hat: daß dieser Plan gescheitert ist, das macht im Grunde gar nichts. Wenn Lotte sich einmal etwas vorgenommen hat, so kann ein Hindernis sie nur noch starrköpfiger machen. So wäre es am einfachsten gewesen, ein für allemal abgetan. Jetzt muß sie eben “sich der geheimen Prostitution ergeben”. Dafür ist es aber sicher besser, nach Berlin zu gehen.

Ein böser Stern
Flimmt
Nackt
Am kahlen Himmel
Und kichert höhnisch durch die kalte Weite.
Schwarz recken Bäume drohende Schattenschwere
Gegen tückische Laternen
Die hartes Gleißer in das Wasser grinsen.
Irr
Schreckt das jähe Rufen
Einer verstörten Hupe durch die Nacht
Und ferne klagt das grelle Schrein
Der Trambahnkurve

Kapitel 12

Während der Tage, die Lotte mit der Kampfbühne in Berlin verbrachte, stand sie manchmal ganz versunken vor einem kleinen Paul Klee, der im Schaufenster des “Sturms” ausgestellt war, und fühlte, wie aus diesen Farben und diesem Rhythmus Ruhe und Harmonie in sie überströmten.

Sie wagte nach dem Preis zu fragen: 300 Mark. –

Dreihundert Mark. – Das war gerade die Summe, die der “Sturm” jedem der Kampfbühnenmitglieder für das Gastspiel gezahlt hatte.

Das Geld hüpfte in ihrer Tasche: diesen unnennbar wertvollen Schatz konnte sie damit erwerben! Dieser Reichtum an Besänftigung und Klarheit würde unverlierbar ihrer sein. Sie brauchte nur das Geld auf den Tisch zu legen.

Aber diese Summe bedeutete auch für lange Zeit ihre Unabhängigkeit. Sie hatte schon festgestellt, daß das Essen nicht alles ist, was man zum Leben braucht, kaufen und bezahlen muß.

Sie rang mit sich bis zum letzten Tag. Und dann wählte sie das, was ihre Freiheit zu fordern schien.

Noch Jahre hernach hat sie immer einmal wieder an das Bildchen gedacht, und sie ist lange überzeugt gewesen: wenn sie es damals gekauft hätte, dann wäre ihr Leben vielleicht anders verlaufen. Schöner, harmonischer.

Die Jugendherberge in Berlin ist ein häßlicher, düsterer Raum in einer düsteren, schmutzigen Straße; die Fenster gehen auf einen schmutzigen, stinkenden Hof hinaus. Der schmale, lange Raum mit den gekalkten Wänden ist fast gänzlich angefüllt mit schmalen Pritschen, je zwei übereinander; auf den oberen braucht man nur einen kleinen Schritt zu tun, um von einer Pritsche in die nebenliegende zu steigen. Zwischen den zwei Fenstern steht ein Tischchen mit ein paar Hockern, vor dem einen Fenster eine Kiste mit einem Gasherd drauf, vor dem andern ein Öfchen und eine Bank mit zwei Waschschränken. Der einzige Ausgang ist durch eine kleine Tischlerwerkstatt.

Hier haust Lotte einige Wochen lang. Sie ist nicht die einzige Dauerwohnerin; als sie ankam, war da schon Anita, ein älteres Mädchen mit großen dunklen Glutäugen in dem bleichen, abgezehrten Gesicht, eine fanatische Theosophin. Andere kommen und gehen, frische Jungens, langweilige Kerle, hin und wieder ein paar langstielige Mädchen.

Man muß dauernd heizen, da sonst das Wasser von den Wänden rinnt. Der Tischler nebenan, ein braves rotblondes Männchen, überläßt ihnen bereitwillig alles, was man nur

als Abfall bezeichnen kann. Früher war er nicht so nett, sagt Anita, aber Lotte hat ihn behext mit ihrer dämonischen Nacktheit.

Ja, Lotte hat sich angewöhnt, "zu Hause" immer nackt herumzugehen, sonst kann sie es in dem geheizten Raum nicht aushalten. Warum soll sie nicht? Sie weiß, daß es eine Freude ist, ihren straffen Körper, die festen kleinen Brüste, den Schwung der hohen Schenkel auf den fein gedrechselten Beinen zu sehen. Und sie vermutet, daß die Scham von denen erfunden wurde, deren Anblick einen betrübt oder erschreckt hätte.

Moderne junge Menschen, Angehörige von Jugendbünden können sich natürlich nicht schockiert zeigen angesichts eines nackten Körpers. Selbst die gelegentlichen Blaublümchen-Mädchen wagen kaum die Lippen zu verkneifen, sehen nur verlegen an ihr vorbei. Den wechselnden männlichen Raumgenossen gelingt es eher, Lotte mit derselben natürlichen Einfachheit zu begegnen, die sie ihnen entgegenbringt. Dem armen Tischlerlein verschlägt es noch jedesmal den Atem, wenn sie in ihrer blanken und kühlen, erwärmenden Pracht in seine Werkstatt kommt, um einen Korb Hobelspäne zu holen und ein paar Worte mit ihm zu wechseln; aber er ist so zitternd respektvoll, als sei sie vom Scheitel bis zur Zeh in Samt und Seide gehüllt.

Anfangs hat sie keineswegs die Absicht gehabt, ausgerechnet hierher zu gehen. Bei ihrer Ankunft hat sie gleich auf dem Lehrter Bahnhof im Telefonbuch nach einer Pension in der Motzstraße gesucht. Vage hatte sie den Eindruck, daß das die richtige Gegend sein müsse für ihre Absichten. Am Telefon schlug sie ihren kühnsten, blasier testen Ton an: "Hier Charlotte Babendeerde von der Hamburger (das "Kampf" verummelte sie ein bißchen, so daß es eher nach "Kammer" klang)-Bühne. Man hat mir ihre Pension empfohlen..."

"Gewiß doch, gnä' Frau... Aber mit Vergnügen, gnä' Frau... Ganz wie gnä' Frau wünschen..." Der Stimme nach mußte es eine ältere Frau sein; ein bißchen peinlich war es ja, aber Spaß machte es doch.

Trotz ihrer mageren Kasse nahm sie eine Taxe; noblesse oblige.

Aber dann hat sie doch den selbstsicheren Stil der großen Dame nicht richtig durchhalten können. Der imposanten Dame, die sie mit der wortreichen Zuvorkommenheit ihres Berufes empfing, mochte es auch nachträglich kränkend erscheinen, daß sie dies ungewandte und so junge Mädchen, das so gar nicht ihrer Vorstellung von einer Schauspielerin entsprach, von hinten und vorn mit "gnä' Frau" behängt hatte. Der treue alte Rucksack und die Gitarre gefielen ihr sicher auch nicht sehr, trotz des respektablen väterlichen Lederkoffers.

Plötzlich war sie verschwunden und das Dienstmädchen gleichfalls, und Lotte fand sich allein im Vorzimmer mit ihrem Gepäck. Dann tauchte die Imposante wieder auf: "... schrecklich peinlich... Meine Haushälterin hat heute vormittag in meiner Abwesenheit das Zimmer vergeben... unendlich leid..." Lotte war viel verlegener als sie; und rot wie eine Mohnblume, aber resolut packte sie Rucksack, Gitarre und Koffer auf und nahm die Straßenbahn.

Und so ist sie hier gelandet.

Lotte liegt auf ihrer Pritsche, beißt sich die Lippen und starrt gegen die niedere, schmuddelige Decke. Nun ist sie schon drei Wochen hier und bringt es nicht fertig, was sie sich vorgenommen hat. Sogar gegen sie selbst ist ihr Wille machtlos. Jedesmal ist sie ausgewichen.

Da war der große, etwas dickliche Zigarettenfabrikant, noch ganz jugendlich, ein interessanter Typ; Rumäne oder so was. Sie dreht den schweren goldenen Ring mit dem eingravierten Skarabäus in dem großen, honiggelben Amethysten, den er von seinem kleinen Finger nahm und auf ihren linken Zeigefinger schob. Die Leute, die im Vierte-Klasse-Wagen neben ihnen saßen und standen, haben ja Augen gemacht! Die ganze Geschichte war überhaupt unwahrscheinlich: wie sie auf dem Hamburger Hauptbahnhof in dem langsam sich füllenden Wagen sitzt und er im Vorbeischlendern hereinsieht und dann seinen dunklen Kopf durch die Tür steckt, mit einem überraschten Blick auf Lotte; dann hopst er herein, reißt die elegante Reisemütze vom Kopf: "Gnädiges Fräulein –" und bittet die neben ihr sitzende Frau liebenswürdig, doch ein wenig zu rücken, damit er das Vergnügen haben könne, neben der ihm bekannten Dame... Mit abwartendem, spöttischem Lächeln hat Lotte ihn gewähren lassen. Trotz seiner eleganten und gepflegten Kleidung und trotz des Gepäckträgers, der mit verdutzter Miene ein gelbledernes Kofferchen neben ihm hinstellte, hat sie ihm nicht ganz geglaubt, daß er zweiter Klasse fahren wollte, aber die wenigen Abteile überfüllt fand: "Sie haben es am richtigsten gemacht, gnädiges Fräulein; man sollte nur vierter Klasse fahren, wenn man es gemütlich haben will." Bis der Kontrolleur kam und sich ebenso wie der ganze Wagen wunderte, daß er mit seiner grünen Karte lieber auf dieser harten Bank Platz genommen hat. – Nein, sie wußte noch nicht, wo sie absteigen würde; da hat er ihr seine Adresse und Telefonnummer gegeben, von Büro und Privatwohnung. Und damit sie etwas habe, das sie an ihr Versprechen, ihn anzurufen, erinnere, hat er den Ring auf ihren Finger gleiten lassen und hat sie dabei mit seinen großen weichen Kuhaugen flehend und verliebt angekuckt.

Ja, mit ihm hätte sie es vielleicht fertiggebracht. Aber er hat ja dermaßen Angst von seiner "Jetzigen". Hätte sie wirklich – ? Sie ist es ja, die sich nicht mehr hat sehen lassen. Kurz nach ihrer Ankunft hat sie ihn angerufen, und seine Stimme war beglückt und verlegen zugleich. Er könne sich diese Tage leider nicht freimachen, aber er wolle ihr etwas schicken, das ihr die Zeit verkürze. Und es ist ein Paket mit tausend Zigaretten angekommen. Wunderbarer Tabak, aber welch kitschige, veraltete Bilder auf den Schachteln! Lotte hat sich hingesetzt und einige gute Reklamebilder entworfen, und eine Woche später ist sie in seine Privatwohnung gegangen: sie wollte ihm ganz sachlich den Vorschlag machen, sie als Reklamezeichnerin anzustellen oder ihr auf jeden Fall diese Entwürfe abzukaufen. Und dabei war doch schon heimlich der Wunsch, sich durch diesen "ehrlichen Broterwerb" um das andere herumschlingeln zu können.

Während das ältliche, verschüchterte Dienstmädchen sie in den elegant ausgestatteten Vorraum eintreten ließ, erschien in einem Türspalt ein wuseliger, geblondeter Kopf mit hellen, kalten Augen, die sie mißtrauisch musterten. In einer Eingebung sagte Lotte treuherzig, sie sei gekommen, um Herrn Ewianoff ein paar Reklamezeichnungen vorzulegen. "Ja, Fräulein, da müssen Sie in die Fabrik gehen, da ist er wohl jetzt gerade in seinem Büro."

Die Fabrik ist tatsächlich eine große Fabrik; Lotte schwindelt es, wenn sie sich vorstellt, wieviele Zigaretten da täglich hergestellt werden können. Aber wie lächerlich so ein großer, imposanter Mann wirkt, wenn er so sichtlich Angst vor einem Frauenzimmer hat! Er atmete auf, als er erfuhr, welche "Ausrede" sie gefunden hatte.

Und Lotte versteht noch jetzt nicht, daß sie ihm nicht gleich ruhig und bestimmt gesagt hat: "Nein, das ist keine Ausrede, sondern –" Es war ihr peinlich, ganz einfach peinlich, von Anstellung, Gehalt und Bezahlung zu reden, selbst davon anzufangen. Wie untüchtig sie ist, wie schlapp! Dieselbe lächerliche Scham, wenn sie was verkauft, die sie

hindert, gegen den gebotenen Preis zu protestieren. Ihr ganzes Leben lang hat sie die Scheu, über Geldfragen zu verhandeln, nicht überwinden können; ob die Eindrücke aus ihrer Kindheit, als das Geld die wildesten Szenen hervorrief, daran schuld sind?

Er hat zärtlich ihre Hände geküßt und sie angefleht, Geduld zu haben, bis er seine "Jetzige" los sei; "wirklich, sie ist entsetzlich, gefährlich – Sie haben keine Ahnung, gnädiges Fräulein!" Sie dürfe überhaupt nicht ahnen, daß...

Lotte verzieht amüsiert das Gesicht, wie sie da auf ihrer Pritsche liegt: welch ein merkwürdiges Verhältnis! "Gnädiges Fräulein" und die recht eindeutige Bitte, zu warten, bis der Platz der Mätresse frei sei. Ein ganz klares Wort ist allerdings nicht gesprochen worden, aber sie verstehen sich auch ohne dies. Ihrer Kleidung nach hält wahrscheinlich auch er sie für ein Mädchen, "das es nicht nötig hat". Vorausgesetzt, daß er nicht so neugierig war, sich das Haus anzusehen, in dem sie wohnt.

Dann ist noch einmal eine Sendung von tausend Zigaretten gekommen und eine Riesenschachtel Hamann-Pralinen, mit einem Kärtchen: respektvoll verliebte Worte, nur mit den Anfangsbuchstaben gezeichnet. "Der meint wohl, ich würde einen Zigarettenhandel anfangen," mault Lotte. "Und keine Blumen."

Seitdem haben sie nichts mehr voneinander gehört.

Noch dümmmer ist die Geschichte mit dem alten Fischhändler.

Da hat Anita, die auch immer knapp dran ist mit ihrem Geld, Lotte vorgeschlagen, sie sollten sich gemeinsam für Schreibaarbeit während des Wahltags melden. Wahl, Politik? Aber diese Arbeit ist ja rein geschäftsmäßig, überparteilich, das kann man machen.

Es gab gar nicht viel Arbeit, und die anwesenden Herren waren alle riesig nett. Und ein würdiges Großpapachen mit Spitzbauch und einem runden rosigen Gesicht wie ein Kinderpopo konnte seine Augen den ganzen Tag nicht von Lottes Schultern losreißen (sie trägt jetzt manchmal auch zu weniger festlichen Gelegenheiten ein "gekreuztes" Kleid). Und zum Schluß bat er sie, mit ängstlichem Flehen in den wasserblauen Kinderaugen, "ihm ein Wiedersehen zu gestatten".

Sie haben sich in einer kleinen Konditorei getroffen, und Lotte hat bei allem tadellosen Betragen weiter keine Umstände gemacht, als er mit vielen ängstlichen Fisematenten vorschlug, in ein Hotelzimmer zu gehen. Sie wollte – sie hatte es sich vorgenommen; aber sie hat es nicht fertiggebracht. Nein, dieser komische Alte mit seinen schüchternen Zärtlichkeiten, der ihr Großvater sein könnte, das ist zuviel verlangt, das ist zu eklig. Sie müßte ja, denn der ganze Sinn... Dann braucht sie aber wenigstens einen Aufschub. Und sie hat ihm eine schamlose Komödie vorgespielt.

Ganz geknickt hockte sie auf dem Sofa, in einer malerischen Pose, den Ellbogen auf die Armlehne gestützt und das Gesicht in der Hand verborgen, und hat dabei noch, das herzlose Mädchen, sorgfältig darauf geachtet, daß ihre Formen gut zur Geltung kamen. Und erzählte traurig und stockend: ja, sie sei schon mal verlobt gewesen, und ihr Verlobter sei gefallen, und heute – heute – das sei ihr erst zu spät eingefallen – heute sei gerade sein Todestag. Und hob das Gesicht und sah den Alten an mit einem tränenschimmernden Blick: da könne sie doch nicht...

Tief gerührt und verständnisvoll legte er ihr das fleischige Händchen auf den Arm: nein, nein, gewiß nicht, das wolle er ihr nicht antun; und ein resignierter Seufzer.

Beim Abschied bat er nur um einen väterlichen Kuß, der auch wirklich höchst väterlich blieb, und ließ taktvoll etwas in ihre Manteltasche gleiten. 25 Mark.

Aber daß er sich den Verlobten noch ein zweites Mal servieren ließ! Wirklich, Lotte schämt sich ein wenig: er hat es sicher nicht geglaubt, bei ihrem neuen Rendez-vous in

demselben Hotelzimmer, daß diesmal ausgerechnet der Geburtstag des vielverwendbaren Verlobten war. Und doch hat er so getan und hat sich wieder vertröstet; das war wirklich taktvoll. Und wieder 25 Mark.

Lotte findet die Summe recht schäbig, und doch brennt sie dies Geld. Aber das ist der Anfang von dem, wofür sie hergekommen ist. – Übrigens muß er ein ganz ordentliches Geschäft haben: neulich hat sie ein hübsches weißes Lieferauto mit seinem Namen gesehen.

Weil sie aber merkte, daß sie so nicht weiterkam, ist sie auf eine Idee verfallen, die eigentlich nicht schlecht war: sie ist zu Heinz Adelbert gefahren, dem sentimental Liebhaber, der sie damals vor anderthalb Jahren Paul Ackermann abspenstig machen wollte. (Wahrhaftig, nomen est omen: sein Name ist genauso kitschig wie er.) Und sie begreift noch jetzt nicht, daß sie sich wieder gegen ihn gewehrt hat wie ein ängstliches Jüngferlein.

Sie liebt ihn nicht – nun ja, natürlich nicht. Das ist ja auch gerade, vergessen wir es nicht, die Voraussetzung. Mit ihrem Römerknaben, den sie ebensowenig liebt, hat sie doch nicht diese Hemmungen. Nun ja, der ist eben außerprogrammäßig: weder gefühlsmäßige Bindungen noch materielle Abmachungen.

Heinz Adelbert ist Elektromensch in einem kleinen Städtchen nicht weit von Berlin, beschäftigt sich auch mit Autos und all solchen Sachen. Es scheint ihm ganz gut zu gehen. In der Beziehung also... Da sie Laden und Werkstatt verschlossen fand, ging sie kurzentschlossen in die Wohnung hinauf. Natürlich ist er verheiratet, das hat sie sich damals gleich gedacht, als er im Vorbeigehen mit leichter Verlegenheit seine Haushälterin erwähnte, der Närrische. Seine Frau, eine versauerte Provinzlerin mit sorgfältig aufgebauten Löckchen, war erst sehr mißtrauisch, als Lotte sich vorstellte, engelhaft harmlos: sie habe Herrn Adelbert während einer Reise kennengelernt, und da sie jetzt bei einer Wanderung durch dies Städtchen gekommen sei und bis morgen früh ausruhen möchte – sie sei im "Adler" abgestiegen – hätte sie gedacht... Herr Adelbert sei ihr als ein Mensch von so seltener Bildung im Gedächtnis geblieben –

Augen hatte die Frau wie spitze Bohrer. Aber wenn Lotte will, kann sie sogar zu Frauen reizend sein, die ihr unangenehm sind. Schließlich, da er auf sich warten ließ und die Frau sichtlich auf ihrem Stuhl herumrutschte, brachte Lotte es so weit, sie in die Küche zu ihrer unterbrochenen Plätterei zu begleiten.

Er kriegte einen Riesenschreck, als er Lotte, äußerlich seelenruhig, wenn auch recht angestrengt von der Unterhaltung, bei seiner Frau sitzen sah. Es ist nur zu hoffen, daß sie nicht ebenso deutlich spürte wie Lotte, wie er sofort zu fiebern begann.

Und dann, am späten Abend, im Stadtwäldchen, war es ihr wieder genauso unmöglich wie damals, seinem Flehen nachzugeben, sich von seinen Küssen, seinen knochenbrechenden Umarmungen erwärmen zu lassen. Es liegt ihr noch jetzt schwer auf der Seele, daß sie ihn wieder so gepeinigt hat. Und dabei waren doch alle Voraussetzungen zu dem, was sie sich vorgenommen hat, genau gegeben! Aber fang bei Frauen mit Logik an –!

Aber – und die plötzliche Erleuchtung überrascht sie so, daß sie sich halb auf ihrer Pritsche aufrichtet – wahrscheinlich hat sie unklar empfunden, daß es ihr unmöglich sein wird, gerade mit diesem Mann auf materieller Grundlage... daß es für seine Sensibilität ein gräßlicher Schlag... Hätte sie da im Stadtwäldchen das Motiv ihrer Hemmungen gleich richtig erkannt, so hätte sie ihm sicher eine glückliche Nacht gegönnt, ganz unverbindlich, wie man so sagt; und für sie wäre es sicher auch sehr schön gewesen. Schade, schade. Armer Karl.

Lotte dreht sich auf den Bauch und pivотиert auf ihrem engen Lager, so daß sie jetzt den Kopf am Fußende hat und in den Raum hinuntersehen kann. Während sie hier oben lag und grübelte, ist ein paarmal die Tür gegangen, es ist ein halblautes Gespräch und ein Hin und Her zwischen Tisch und Gasherd. Zwei zünftige Jungens, die seit drei Tagen hier sind und heute abend weiterfahren wollen, backen sich Haferflickenfannkuchen. Anita sitzt da unten am Fußende ihrer Pritsche, das Kinn in der Hand, und starrt verloren aus dem Fenster auf die feuchte Mauer an der andern Seite des schmalen, trübsinnigen Hofes. Und da sitzt ihr schöner Römerknabe – natürlich, vor dem Spiegel. Aber nein, sie will ihm nicht Unrecht tun, sehr affig ist er gar nicht mal; sie ist nur schlechter Laune, weil sie mit sich selbst nicht zufrieden ist, und da ist sie bissig gegen andere. Muß man sich abgewöhnen.

Schön ist er, sogar das kurzgehaltene Kraushaar ist "Römerkopf"; aber welch ein Spießer! Wahrscheinlich waren die Römer auch so fantasielose Gesellen. Aber sein starkes, stetiges Temperament macht ihn zu einem angenehmen Partner. Wenn er bloß nicht immer behaupten wollte, daß er selbst in der letzten Verzückung noch fähig sei, Rechenaufgaben zu lösen! Ihr kam es nicht immer so vor. Nun, die letzten Tage hat er das auch schon nicht mehr erzählt.

Jedenfalls ist die Sache mit ihm klar und einfach: jeden Abend eine schöne, kraftvolle Umarmung, mehr wollen sie nicht voneinander. Das gibt einen guten Schlaf nach einem Tag ohne viel Tätigkeit.

Seine Eltern würden sich wundern, wenn sie wüßten, wie seit einem hübschen Weilchen seine Erholungsreise aussieht, für die sie ihm unbegrenzte Zeit gegeben haben und sicher auch genügend Geld.

Sollte man es für möglich halten, daß dieser trockene Philister sich die Pulsadern geöffnet hat, "aus Gewissensqualen"? Lotte hat ihm brutal gesagt: "Feigheit war es, mein lieber Junge, und nichts anderes." Und doch schüttelt sie immer wieder den Kopf. Ja, die Narben sind zu sehen, er schwindelt nicht; dazu würde ihm auch die Fantasie mangeln. Er hatte sich kurz nacheinander mit zwei Mädchen verlobt – "Mädchen aus gutem Hause!" –, und dann bestanden sie alle beide darauf, geheiratet zu werden. Wußten natürlich nichts die eine von der andern. Und aus diesem Konflikt wußte er nur den Ausweg des Selbstmords. – Dann sind sie alle beide großmütig zurückgetreten. Und jetzt vertrottelt er seine Zeit hier und scheint nicht daran zu denken, seine Wanderung wiederaufzunehmen, die ihm von neuem Mut und Kraft zum Leben geben sollte.

Und sie selbst? Lotte, das willensstarke Mädchen? Sie legt sich wieder auf den Rücken und verfolgt mit den Augen die schwarzen Risse in der Decke, die sie längst auswendig kennt.

Nein, Lotte, sei ehrlich: du kannst es nicht – und du willst es auch gar nicht mehr. Da hast du dich nach einem Maß spannen sollen, das dir zu weit ist. Ja, eigentlich ist sie gar nicht mehr recht überzeugt von ihrer Sache. Wenn sie nur ganz sicher sein könnte, daß sie den Gedanken an ihre Bestimmung nicht aus feigem Ekel aufgibt!

Und warum ist sie bloß auf die Idee gekommen, jetzt Herbert aufzusuchen, den Herbert ihres sechzehnjährigen Mondscheinidylls? – Das ist bald vier Jahre her. Seitdem hat er sie in langen Abständen auf dem laufenden gehalten über seine unveränderten Gefühle.

Etwa ein Jahr nach seinen ersten Brief erhielt sie noch einen von ihm, in einer ähnlichen Sprache. Das war damals, als sie sich gegen Ludwig herumschlug und als sie Helwig peinigen mußte. Dieser Beweis, daß einer sie so gar nicht vergessen konnte, war wohltuend, natürlich, für ihre weibliche Eitelkeit; und zugleich fühlte sie sich irritiert, daß da noch

einer Ansprüche stellte. – Sie hat auf diesen Brief sowenig geantwortet wie auf den ersten. Ihre bekannte Feigheit: dem Jungen nicht mit einem offenen Wort Schmerz zufügen wollen; wird schon allmählich von selbst darüber hinwegkommen.

Und dann, als sie nach ihrer Irrfahrt zu Haus lebte, kam sie einmal gerade dazu, wie ihre Mutter in ihrer obersten Kommodenschublade kramte, und mit einem zufälligen, flüchtigen Blick auf einen Stapel Papiere erkannte sie in dem obersten Bogen Herberts Schrift. Sie riß ihn an sich, fast haben sie darum gerungen; und wieder war es die Tochter, die empört schalt. Werden sie denn nie was dazulernen? Einem erwachsenen Menschen seine Briefe vorzuenthalten! Und wenn der Brief ihr Schicksal gewesen wäre? Diese ungeheuerliche Anmaßung, weil man Eltern ist!

Der Brief war genauso wie die vorhergehenden: "... verzehrende Sehnsucht... ewige Liebe... nicht mehr auszuhalten..." Ach, ewiger Quasselkram, dachte sie ungeduldig. Verrückter Kerl; wenn er zumindest gelernt hätte, in den drei Jahren, sich origineller auszudrücken. – Aber wollte sie nicht mit diesem Verächtlichmachen eine Verantwortung von sich schieben? Aber, wenn sie es ernst nahm, wenn es sie beklemmte, daß er offenbar nicht von ihr loskommen konnte – war das nicht, weil dies ihrer Eitelkeit schmeichelte?

So sind ihre Gedanken in der Runde gegangen damals. Es ist nicht leicht, sich nichts vorzumachen.

Und jetzt ist sie ihn aufsuchen gegangen. Natürlich nicht etwa im Zusammenhang mit ihrer Selbstaufgabe; "bloß so". Die Adresse hat sie oft genug unter den Augen gehabt, die haftet in ihrem Kopf wie jeder Buchstabe, den sie jemals las.

Die beklemmende, staubige Murksigkeit eines engen kleinbürgerlichen "Salongs", mit üppig betrodelt Plüschmöbeln. Du meine Güte, ihre Eltern stammen doch aus derselben Epoche, aber solche Greuel haben sie nicht zu Hause.

Wahrscheinlich war es seine Mutter, die ihr öffnete, sie sah ihm rührend ähnlich. Aber so ängstlich verwischt, daß es einem direkt weh tat. Lotte hat nur mit reservierter Liebenswürdigkeit gefragt, ob sie Herrn Herbert sprechen könne, ihren Namen hat sie nicht genannt; scheint hier auch nicht üblich zu sein.

Lautlos kam er herein.

"Lotte – "

Der größte Schauspieler hätte von dieser spontanen Echtheit, die ihrer selbst nicht bewußt ist, lernen können: fast ein Hauch war es nur, aber es ging durch Mark und Bein.

Ihr kam es vor, als habe es eine ganze Weile gedauert, bis er die Tür hinter sich zudrückte und langsam auf sie zukam, wie verzaubert. Und seine Augen – wie kann ein Mensch heutzutage einen so halluzinierten Ausdruck in den Augen haben? Sowas auf den Bildern von Märtyrern und Heiligen, in Gottesnamen; aber doch nicht in dem Gesicht eines modernen Menschen!

Sie sagte das einzig mögliche: "Na, daß du mich gleich erkannt hast!" – so in der richtigen, angebrachten Mischung von Frische und Angerührtheit.

"Natürlich habe ich dich gleich erkannt..."

Er stand vor ihr, immer noch etwas größer als sie. Bis sie sich selbst einen Platz anbot und, mit der Geste einer aufmerksamen, diskreten Wirtin, auch ihm.

"Immerhin hab ich mich ziemlich verändert – " Und wie sie jetzt selbst den Unterschied ermaß zwischen dem schlanken, geschlossenen sechzehnjährigen Kind, das damals dem Tannenwald zuschritt, und ihrer jetzigen brutalen Fülle, da konnte sie es nicht helfen, daß ein wenig wie Hohn in ihre Stimme und in ihr Gesicht trat.

“Du magst dich verändern wie du willst, ich werde dich immer wiedererkennen.” Sie fürchtete schon im voraus, nach seinem Gesicht, was nun kommen würde, und es war nicht aufzuhalten: “Und ich werde dich immer lieben!” Mit der verblüffenden Einfachheit einer fixen Idee.

Sie schlang die Hände um die Knie, und während sie ihn beschwörend ansah, fühlte sie sich allmählich Herrin der Situation werden und zugleich ehrlicher beteiligt: “Aber ich glaube, du liebst die Idee der Liebe und nicht mich, wie ich bin – du kennst mich doch gar nicht!”

Eigensinnig schüttelte er den Kopf: “Warum willst du mir mit Ausflüchten antworten und mit – mit klugen Redensarten! (Gut gegeben! dachte sie.) Ich liebe dich, wie du auch sein magst, und es ist mir ganz gleich, wie du bist. Ich werde dich immer lieben.”

Und dabei gingen seine Augen doch ein wenig hilflos über ihre ungewöhnliche Kleidung, die kurzen Haare.

Die sie jetzt herausfordernd schüttelte: “Ja, siehst du – das liebst du doch zum Beispiel sicher nicht?”

“Nein – aber das ist nicht wichtig.” Und wieder war in seinem Blick, der jetzt voll auf ihrem Gesicht ruhte, nichts als eigensinniges Beharren in seiner Behexung.

Für Lotte, natürlich, ist eine derartige Situation immer Anlaß zu einer tiefsinnigen Diskussion. [37] Es gelang ihr auch, ein paar sachlichere Daten in das Gespräch einzuflechten und von ihm zu erhalten; nur die äußerlichsten Dinge. Ehrlich versuchte sie ihn von dem Wahnsinn seiner Haltung zu überzeugen, ohne auf sich selbst zu sprechen zu kommen.

Er schien sich nicht im mindesten verändert zu haben; ein paar Jahre älter geworden, natürlich, aber derselbe überschlanke Junge, dasselbe schmale Gesicht mit der zarten, von blassen Sommersprossen getüpfelten Haut und den blauen Schwärmeraugen. Für ihn schien tatsächlich diese eine fixe Idee sein ganzes Weltall auszufüllen. – Ein absoluter Anachronismus.

Sie nahm so bald wie möglich Abschied. Die ganze Sache war wirklich peinigend.

Er hielt ihre Hand in der seinen, die schlank und ein wenig kraftlos war, aber heiß und nervös: “Und – werde ich dich wiedersehen?”

Da verließ sie der Mut. Daran, wie ihre Augen in den Winkeln umherirrten, muß er deutlich erkannt haben, wie es stand.

“Ach weißt du, ich muß diese Tage schon wieder nach Hamburg zurück.”

Nun, wer weiß – vielleicht hat er sichs nachher doch überlegt, daß er da verschiedene Sachen an einen ganz verkehrten Nagel gehängt hat. Von Herzen wünscht sie ihm.

Sie aber, als sie langsam und wie selbst halluziniert von dem eben Erlebten durch die Straßen ging – sie fühlte sich in all ihrer Überlegenheit – arm.

Nebenan, in der Werkstatt, hört man jemand mit dem Tischler sprechen. Lotte spitzt die Ohren: diesen salbungsvollen Tonfall kennt sie doch! Sie dreht sich wieder auf den Bauch und sieht gespannt zur Tür, während langsam ein spitzbübisches Lächeln sich in ihr Gesicht prägt.

Es klopft, und herein kommt zögernd, vom Tischler beinahe geschoben, der rosige Großpapa mit der Goldkette über dem Spitzbauch, der alte Fischhändler, Herr Peschke.

Lotte packt die Pfosten ihrer Pritsche mit gewohntem Griff, schwingt sich mit einem Satz von ihrer luftigen Höhe und landet auf federnden Gelenken in all ihrer natürlichen

³⁷Anmerkung der Autorin: “Das [?] ist nicht richtig. Sie ist *ehrlich*.”

Pracht genau vor dem alten Herrn, der entsetzt zurück- und dem grinsenden Tischler in die Arme taumelt.

“Kindchen! Mein Gott, wie haben Sie mich –” Er greift mit einer Hand nach seinem Herzen, mit der andern nach seinem Taschentuch, um sich die Stirn zu trocknen. Dabei kollern ihm die Augen fast aus dem Kopf. Das hast du billig, mein Lieber, denkt Lotte mit grimmigem Bedauern.

Sie komplimentiert den Großpapa auf einen Hocker am Tischchen, stellt den Teekessel auf, und dann setzt sie sich zu ihm und macht Konversation, als befände sie sich im Salon von Tante Helene und als wäre sie die hoffnungsvollste der Nichten.

Die zwei zünftigen Jungens haben kaum für eine Minute ihre Haferflockenpfannkuchen vernachlässigt über dem ungewohnten Besuch und seinem Empfang. Jetzt werfen sie nur noch ganz taktvoll verstohlene Blicke auf die Gruppe am Tischchen. Erich, der schöne Römer, kommt herangeschlendert. Lotte stellt ihn vor und bemerkt, daß hier zivile Höflichkeiten im allgemeinen als Heuchelei verpönt seien, darum möge ihr Gast es nicht übelnehmen, wenn sie es dabei belasse. Dann breitet sie ein buntes Seidentuch über das Tischchen und serviert den Tee, zu dem sie die Jungens einlädt und Anita: “Sie kennen sich ja schon.”

Und der biedere alte Fischhändler sitzt da ganz unglücklich und hilflos und kann seine Augen nicht wieder einfangen. Der Tee gibt ihm endlich wieder etwas Haltung. “Hätte ich das gewußt,” murmelt er, “hätte ich das gewußt, dann – dann hätte ich doch etwas Kuchen mitgebracht!”

“Oh, wenn es nur das ist,” meint einer der Jungens, ein langer Lulatsch, mit belustigt funkelnden Augen über seinem Becher, “ich gehe gern welchen für Sie besorgen. Hier an der Ecke ist eine Konditorei.”

Herr Peschke hat nichts Kleineres als zehn Mark und sieht ihm etwas wehmütig nach: er hat es doch nicht riskiert zu sagen, er solle noch Geld wieder zurückbringen.

Allmählich wagt er, sich im Raum umzusehen. “Aber so können Sie doch nicht leben, Kindchen! Entschuldigen Sie bitte, wenn ich das so sage, aber hier – das ist doch schrecklich!”

Lotte zuckt gleichmütig die Achseln. “Mein Gott, man muß eben über derartige materielle Kleinigkeiten hinwegsehen können. Und es ist ja nur vorübergehend,” tröstet sie ihn.

“Ach Kindchen!” seufzt er.

Sie kann dies “Kindchen” nicht ertragen. Dann knirscht es ihr zwischen den Zähnen wie Sand.

Die ganze Zeit hat sie sich über die nicht zu beherrschende Verwirrung des armen alten Herrn amüsiert und sich frei und sicher und fast herrisch benommen. Aber sie ist doch froh, daß er nicht lange bleibt, der Kuchen ist noch nicht mal aufgegessen. Ehe er sich erhebt, blinzelt er ihr zu und schiebt so diskret wie möglich einen zusammengefalteten Schein unter seine Tasse. Das hätte ihr fast den Spaß verdorben.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hat, wundert sie sich, daß er tatsächlich seine beiden Augen mitgekriegt hat. Es wird ihm wohl bis in sein Grab leid tun, daß er nicht gewagt hat, auch nur einen Finger auszustrecken, um mal zu versuchen, wie es sich anfühlt.

Kaum ist die kleine rundliche Gestalt mit kurzen Schritttchen über den Hof und im dunklen Torweg verschwunden, da springen die zwei Jungens auf, fassen sich um den Hals und tanzen wie die Verrückten mit schallendem Gelächter durch den engen Raum zwischen Gasherd und Pritschen und schmeißen dabei polternd ihre Hocker um. Und Lotte

reißt den Schein unter der Tasse hervor, schwingt ihn in der Luft herum und schreit und singt: "Das wird verjubelt! Das wird verjubelt!", und stößt mit ihren wilden Sprüngen immerfort an die herumhopsenden Jungens.

Erich, der schöne Römer, lehnt am Tisch und sieht amüsiert dem Toben zu; Anita hockt schon wieder am Fußende ihrer Pritsche und scheint ganz weit weg zu sein.

Die Tür geht auf, und jemand bleibt erstaunt im Türrahmen stehen. Die Jungens taumeln auseinander, Lotte fällt auf eine Pritsche, und nun kann der Neue eintreten und die Tür hinter sich zumachen. Er ist "in Zivil", mit langen Hosen und Regenmantel, aber er hat ein sympathisches Gesicht unter den Wellen des aschblonden Haars, das an den Schläfen kurzgehalten ist.

Lotte gießt den stark nachgezogenen Tee noch einmal auf, und alle setzen sich an den Tisch, um den Kuchen zu beseitigen.

Der Neue ist Maler, das sieht man an seinem Handwerkszeug. Gleich ist Lotte mit ihm in ein Gespräch verhakt. Nein, er will sich die Neuen nicht ansehen; er ist noch nicht fertig, sein Weg geht auch in dieser Richtung, und er will sich nicht beeinflussen lassen. – Genau wie sie!

Er hat große, weiche Hände, die immerfort etwas zu kneten scheinen. Auch das breite Gesicht mit der feinen blassen Haut hat weiche Züge; es ist schwierig, ihm ein Alter zu geben: manchmal sieht er jungenshaft jung aus, und einige Minuten später wie ein reifer Mann. Die großen Augen von tiefem Grau sind schwermütig, selbst wenn er lacht, und die Lippen überraschend fest und schmal.

Mit einem Schluck hat er seine letzte Tasse Tee hinuntergestürzt; er zieht den Hocker, auf dem er breitbeinig saß, mit einem Schwung nach vorn zwischen seinen Beinen weg, steht, sich reckend, und ruft mit blitzenden Zähnen: "Kinder, wir kaufen ein paar Flaschen Wein! Wir müssen ein kleines Fest machen!"

Alle sind begeistert und lärmend einverstanden. Lotte wirft den Schein auf den Tisch, 50 Mark; sie war einen Augenblick mißgestimmt, als sie ihn vorhin erkannte: wie genau der rosenbäckige Großpapa seine Genüsse zu taxieren weiß!

Aber Georg, der Maler, und auch Erich protestieren: Nein, sie sei sicher nicht so reich. "Machen wir es wie Bürgers, halten wir die Damen frei!"

Die beiden zünftigen Jungens kratzen sich den Kopf und graben in ihrem gemeinsamen Portemonnaie, Georg winkt ab: "Keine Sorge, ich habe." Und auch Erich stimmt zu: "Wir werden die Sache schon schmeißen." Und sie ziehen ab, alle vier.

Lotte weiß, was sie einem Fest schuldig ist: sie zieht sich sorgfältig an über ihrer nackten Haut. Ein schwarzer Rock von weicher, glänzender Seide bis auf die Füße, eng über den Hüften, unten von unendlicher Weite (sie hat ihn aus Mutters Truhe gestohlen); dazu eine Bluse aus flammendroter Seide von ihrer Erfindung: eigentlich sind es nur zwei viereckige Tücher, über die Schultern gelegt, die vorn und hinten in spitzem Winkel zusammentreffen und in den Seiten zu weiten Ärmeln zusammengeheftet sind. Wenn sie die Arme hebt, sieht man die vom Widerschein der Seide rosig angeglühte Haut. Wie sie die Berührung der feinen Seide auf dem Körper liebt!

Dann schüttelt sie die Krümel von ihrem schönen bunten Seidentuch und hängt es für eine Weile draußen auf, um Herrn Peschke auszulüften. Außer Büchern und Papier hat sie diesmal auch verschiedene farbige Seidenlappen mitgenommen; die macht sie nun mit Heftzwecken an der häßlichen, abgeschrubbelten Wand hinter dem Tischchen fest.

Währenddes kommt ein rundliches junges Mädchen von kleinem Wuchs herein, einen enormen Rucksack auf dem Rücken. Der strenge, wie berufsmäßig festgehaltene Ausdruck

will gar nicht recht zu den runden roten Backen passen; wahrscheinlich Lehrerin, oder Seminaristin.

Lotte kuckt in den Teetopf: es ist gerade noch genug für eine Tasse, aber er ist kalt. Die kleine Seminaristin winkt ab, mit einem verächtlichen Blick auf Lottes Festgewand. Sie sucht sich eine unbelegte Pritsche, unten, und bald ist sie am Essen, mit den Dingen, die sie aus dem Rucksack auf ihren Knien ausgebreitet hat.

Es ist reine Boshaftigkeit von Lotte, daß sie ihr eine Zigarette anbietet. "Nein," schreit sie mit eingezogenen Lippen, "ich nehme kein Gift zu mir! Ich trinke auch keinen Tee," betont sie. "Das ist auch Gift."

Na, das kann heiter werden, mit einer solchen Festgenossin. Du meine Güte, war sie auch so komisch, vor noch nicht so langer Zeit?

Als die Männer ausgelassen hereinbrechen, mit Flaschen und Paketen beladen, ist alles vorbereitet. Lotte freut sich, wie sie stutzen, als sie sie in ihrem Festkleid erblicken; und am meisten freut sie sich über die Begeisterung, die in Georgs Augen aufflammt.

Seit sie hier ist, hat sie einen wahren Luxus getrieben mit dicken gelben Wachskerzen und dünnen, zusammengekringelten Wachsstöcken: die trübe Birne unter der Decke, eine einzige für den ganzen Raum, ist wahrhaftig zum Selbstmord treibend. Es ist schon dämmerig genug, daß sie ihre Kerzen anzünden kann; die Seide auf Tisch und Wand leuchtet wunderbar in dem warmen Licht.

Die strenge rotbäckige Seminaristin hat sich auch von den Jungens nicht erweichen lassen, mitzufeiern: "Nein, ich vergifte mich nicht," sagt sie kurz. "Aber laßt euch von mir nicht stören." Sie hängt ihre Decke zwischen zwei Pritschen auf, um sich dahinter zu waschen (keiner hätte ihr zugesehen), und bald liegt sie auf ihrer Pritsche, eingerollt wie ein Kokon, und rührt sich nicht mehr.

Auch Anita will nicht mitmachen; aber sie sagt es so rührend verschreckt, und Lotte kennt sie schon: ein lieber, verrückter Hausgeist.

Gut, daß Läden vor den Fenstern sind. Sie lassen sich tatsächlich nicht stören. Sie trinken, sie lachen, sie singen, sie trinken, und von Zeit zu Zeit lauschen sie ungläubig auf das regelmäßige Schnarchen der strengen Rotbäckigen. Sie stoßen an, daß es knallt: "Auf die Schönheit" – "Auf das Leben!" – "Auf die Zukunft!"

Georg springt auf, die Kerzenflammen machen seine Augen durchsichtig irisieren, er hebt das Glas: "Auf diese Nacht!" Er beugt sich zu Lotte, legt den Arm um ihre Schultern und neigt das Glas an ihre Lippen: "Auf diese Nacht!" flüstert er in ihre Augen hinein. Sie trinkt bis zum Grund, und er schleudert das Glas an die Wand.

Die Luft in dem kleinen Raum ist schwer und heiß, der Zigarettenrauch wogt dick um die Köpfe und eine Flasche um die andere verschwindet unter dem Tisch.

Anita liegt bäuchlings auf ihrer Pritsche und starrt mit visionären Glutaugen in den Dunst, der die Kerzenflämmchen umschleiert, und in die steigende Trunkenheit der andern.

Lotte läßt es zu, daß Georg sie sanft auf seine Knie zieht. Sonst fand sie immer, dies sei eine dumme Stellung für eine Frau.

Die zwei Jungens sind doch feine Kerle: sie verziehen keine Miene und scheinen es ganz natürlich zu finden, daß die einzige Frau in ihrem Kreise für den andern da ist. Sie sind heiter und ausgelassen, singen und trinken ununterbrochen, und der lange Lulatsch klimpert dazu anfeuernd auf der Gitarre. Wunderbare, begabte Komparsen. Selbst Erich macht keine Besitzerrechte geltend; das wäre ihm auch schlecht bekommen. Er hat begonnen, Lottes Schenkel zu streicheln, seit sie auf Georgs Schoß sitzt. Aber Georg hat seine

Hand ganz einfach herabgestrichen wie einen lästigen Krümel, und seitdem begnügt er sich auch damit, zu singen und zu trinken, und scheint unbeschwert lustig.

Lotte hat bemerkt, daß Georg sehr wenig trinkt und nur den andern ununterbrochen einschenkt. Sie lächelt verhalten, schließt die Augen und schmiegt sich schwerer in seinen Arm. Er hat irgendein feines Parfüm kaum spürbar an sich, wie Juchten. Als wenn er gewußt hätte, daß Lotte Ledergeruch fast wollüstig liebt. (Als Kind hat sie ihre Ledergürtel und die Laschen ihrer Schulmappe ganz abgelutscht und abgeknabbert.)

Ist sie betrunken? In schweren, roten Wellen schlägt der jetzt gedämpfte Gesang warm an ihre Haut – oder sind es die Blicke der Männer? Die weichen und kräftigen Gestalterhände Georgs streicheln und pressen ihren Körper, als wollten sie sich durch die Seide hindurch tief in sie hineinkneten.

Als Lotte einmal hinausgeht, eilt Georg ihr nach. Auf dem dunklen Hof nimmt er sie brutal in die Arme und zerbeißt ihren Mund mit einem besinnungslos wilden Kuß. Dann hält er noch einen Augenblick ihren willig nachgebenden Leib an den seinen gepreßt, und in der unsicheren Helligkeit, die vom Nachthimmel in die Schlucht des Hofes sinkt, sieht sie seine großen dunklen Augen sich langsam schließen in der bleichen Fläche des aufwärtsgewandten Gesichts. “Das war die Generalprobe,” flüstert er schweratmend, und geht hastig wieder hinein.

Sie schüttelt den Kopf: so ein Ausdruck; schade – nicht sehr geschmackvoll.

Eine Stunde später begreift sie, was dieser Ausdruck bedeutet.

Er hat sich zu ihr auf die Pritsche geschwungen und sich in einem rasenden Elan auf sie geworfen, ihre Lenden mit fiebernden Händen knetend. In einem Rausch von Bereitschaft bäumte sie sich ihm entgegen.

Und plötzlich bricht der eisern gestraffte Körper über ihr zusammen wie ein Lappen, und er verbeißt ein stöhnendes Schluchzen in ihrer Halsmulde. Besänftigend streichelt sie ihn, ohne zu verstehen.

Stoßweise kommt es aus ihm hervor. Er hat einen Granatsplitter in den Hoden gekriegt, der hat seine Männlichkeit zerstört; aber nicht sein Verlangen. Einige Male hat er es versucht, und dann nicht mehr. Heute glaubte er, sicher zu sein, sicher – ! “Oh die Scham – die Schande – ” grölt er in ihre wundgebissene Schulter hinein.

“Lieber, du, Lieber!” Der Rausch ist zerstoben, als sei er nie gewesen, und etwas viel Schöneres erfüllt sie, eine schmerzvolle Innigkeit. Sie umschlingt ihn und bedeckt sein Gesicht mit Küssen. Sie streichelt und küßt seine verkrampften Fäuste. Und dann gleitet sie an ihm hinunter und küßt inbrünstig sein kraftloses Glied.

So verbringen sie die Nacht: er ruht in ihrem Arm, und sie streicheln und lieblosen sich wie Kinder. “Selten war eine Nacht so schön,” flüstert sie. “Ich bin glücklich, ganz glücklich. Es gibt nichts mehr, das ich noch wünschte außer diesem. Mir nahmst du nichts.” Und er murmelt an ihrem Ohr, daß sie die erste ist, die ihm das Gefühl unauslöschbarer Schande zu nehmen vermocht hat.

Am nächsten Morgen nimmt er Abschied. Hätte er ein Wort gesagt, so wäre sie mit ihm gegangen. Liebt sie ihn? – Es geht ihr wohl wie den russischen Bauernmädchen; wenn man sie fragt: “Liebst du ihn?”, so antworten sie ernst: “Ja, ich habe Mitleid mit ihm.”

Gleich nachdem er gegangen ist, packt Lotte in einem raschen Entschluß ihren Rucksack. Jetzt will sie nach Worpswede, zu Vogeler. Sie will arbeiten und gesund werden. Ernst Linkert und seine Hirngespinnste sind versunken, weggeblasen. Eins ist schade: über Vogelers Kunst ist sie längst hinaus; aber er muß ein feiner Kerl sein, sie werden sich gut

verstehen.

Als Erich ihre Vorbereitungen sieht, packt auch ihn das Wanderfieber, und er sucht seine Sachen zusammen. Sie sind beide emsig beschäftigt, da kommen in feierlicher Delegation die zwei Kameraden herein, die im Vorderhaus die Buchhandlung verwalten. Lotte hat gern mal in dem sauberen, hellen, geschmackvoll eingerichteten Raum eine Stunde zugebracht; wenn die Jungens bloß nicht so stieselig wären!

Aha, die rotbäckige Jungfrau hat sich sicher beschwert. Fröhlich ist sie schweigend abgezogen, die Lippen wie ein Strich. Mein Gott, verdanken kann man es ihr nicht.

“Ihr seht, ich bin schon im Gehen, ihr werdet mich endlich los!” ruft Lotte den zweien entgegen. Die sind sichtlich erleichtert, daß sie die Tür offen finden, die sie einzurennen gekommen sind, aber ganz wollen sie doch nicht auf die wohlüberlegte Rede verzichten. “Ja natürlich, wir wissen, daß du schon lange zur Freideutschen Jugend gehörst – unsere Gespräche, sehr interessant – aber schließlich: Jugendherberge – Rauchen, Trinken – auf unseren guten Ruf sehen –”

Na schön. Das konnte sie bei ihren Eltern auch haben. Aber ein bißchen arg haben sie es getrieben, das sieht sie ein. “Ihr habt recht, Kinderlein,” meint sie friedlich, mit lustig blitzenden Augen. “Aber wenn ihr ein Kursbuch hättet, dann ginge es nochmal so schön.” Und eilig geht einer, das Kursbuch aus der Buchhandlung zu holen.

Die gute Anita. Als Lotte, den Rucksack gepackt, vor ihr steht, um Abschied zu nehmen, hält sie ihre Hand fest. “Ich habe die ganze Nacht Dämonen um euch gesehen,” flüstert sie heiser, mit fiebrigem Blick. “Unzählige Dämonen, um dich, um alle, in dem Alkoholdunst –” Geduldig setzt Lotte sich neben sie und läßt sich Aussehen und Natur der verschiedenen Dämonen genau erklären. Sie hat sie nun ja gleich hinter sich, da kann sie ihr schon einmal die Freude machen. Und nicht ein verurteilendes Wort hat die Gute.

Der Polizist, der regelt den Verkehr...

“Bitte, könnten Sie mir wohl sagen, wo es hier eine Volksküche gibt?”

Der übermenschlich lange Bremer Verkehrsschutzmann sieht zweifelnd auf sie herab: “Ja, aber was wollen Sie denn da, Fräulein?”

“Essen, natürlich!” lächelt sie ihn freundlich herablassend an.

“Aber nein, Fräulein, da – das ist nichts für Sie. Sie haben keine Ahnung, was da alles hinkommt. Lauter Vagabunden und Bettler.”

“Eben deswegen,” lächelt sie noch freundlicher herablassend. “Ich schreibe für eine Zeitung und da möchte ich gerne Studien machen.” (Für Improvisationen ist sie entschieden begabt.)

“Ach so, wenn es das ist. Natürlich, passieren kann Ihnen nichts. Also, dann nehmen Sie hier die erste Straße rechts...”

Die tiefgekerbten, zerrissenen, schwammigtrüben Gesichter an dem langen, rohen Tisch, im Waschküchendunst des lärmenden Schuppens.

Die Ablehnung in den feindselig musternden Blicken aus den Augenwinkeln.

Nein, sie kann nicht unter diesen Menschen sitzen wie eine fremdartige Kostbarkeit, die sich selbst kostbar dünkt, wie ein taktloser Eindringling aus einer anderen Welt. Ohne Nachdenken findet sie das Richtige, um eine Brücke zu schlagen: “Ich bin hergekommen als Kinderfräulein in eine Familie, und da haben die inzwischen eine andere angenommen! Nun kann ich wieder nach Haus fahren mit meinem letzten Geld und weitersuchen.

Wahrhaftig, die denken, sie können mit unsereins machen, was sie wollen.”

Ausgewischt ist ihre “feine” Kleidung, ihr frisches, gepflegtes Gesicht, und sie ist aufgenommen in die Brüderlichkeit der Mißhandelten dieser Erde. Und sie ist stolz wie auf einen Adelstitel darauf, daß diese rohen und rauhen Männer in ihren schmierigen und zerlumpten Jacken ernst und einfach mit ihr reden, in ihrer groben, holperigen Sprache, wie mit ihresgleichen.

Schade, daß sie nicht mehr als zwei Schachteln von ihren Ewianoff-Zigaretten in ihrer Mappe hat (sie sind noch längst nicht alle). Sie reicht sie herum mit einem lakonischen: “Hab ich geschenkt gekriegt. Meine Freundin arbeitet da.”

Aber ihre Tischgenossen wollen zeigen, daß sie wissen, was sich gehört, sie sträuben sich hartnäckig. Und selbst als sie schließlich zugreifen, geschieht es mit ganz bedachtsamen Gesten. Dann erst erkennt man an der Entspanntheit, mit der die Zigaretten angezündet werden, was ihre Standhaftigkeit sie gekostet hat.

Nach dem Essen geht sie zwei Straßen weiter und tritt in ein elegantes Kaffee ein. Wohlig läßt sie sich in einen Sessel sinken, schlägt ein Bein über das andere und bestellt einen Kaffee. Sie ist der einzige Gast.

Sie zündet ihre letzte Zigarette an und bläst langsam den Rauch in die ruhige Stille des gepflegten Raumes und lächelt ein wenig: sie ist hier zu Hause, wie sie es soeben dort war.

Eigentlich ist ihr gar nicht zum Lächeln. Jetzt muß sie also nach Hamburg zurückkehren. Das ist nicht angenehm. Sie hat den Eltern den Buckel vollgelogen über ihren Berliner Aufenthalt; sie wissen es nicht, aber das genügt ja nicht, damit sie sich wohlfühlt ihnen gegenüber.

Daß es auch in Worpswede nichts geworden ist!

Heinrich Vogeler – die hohe, aufrechte Gestalt eines alternden Sagenkönigs, in dem schönen, gütigen und ernsten Gesicht starke blaue Augen, die bis in die Seele der Dinge blicken. Er hatte sie herzlich aufgenommen, so daß ihre schüchterne Beklommenheit, einem fremden Menschen so einfach ins Haus zu fallen, sie bald verließ. Aber es gibt da längst keine Arbeitsgemeinschaft mehr, er hat auch keine Vermögen mehr, keine Ländereien, die zu bearbeiten wären. Er kann gerade noch einige Kinder aus den Bremer Elendsquartieren bei sich halten, und drei junge Menschen, die sich unter der Anleitung der “Roten Marie” um die Kinder und das bißchen Haus- und Gartenarbeit kümmern. Sie leben in einer einigen Familie, essen Feldsalate und was der Garten gibt und leben bescheiden so durch. Zwei, drei Tage solle Lotte ruhig sein Gast bleiben, bis sie weiß, wohin sie sich wenden kann. Und wenn sie im Dorf eine Arbeit finde, zu der sie fähig sei – sie brauche nicht zu befürchten, zu rohen Bauern zu kommen. Seit ihre Künstlerkolonie hier existiert, haben die Leute, vor allem die Frauen, doch schon einige Kultur angenommen.

Ja, das war Lotte auch schon aufgefallen, auf dem Weg durch das weiträumige Dorf: all die alten Bauernhäuser sind so sorgfältig in ihrer ursprünglichen Art wiederhergestellt – statt der grausigen Modernisierungen, die man sonst findet –, als wohnten überall “Kulturfrützen”. Und die zwei alten Frauen, die Lotte nach dem Weg fragte, sahen gepflegt aus und hatten die Aussprache gebildeter Leute.

Auch Vogelers Haus öffnet sich auf der einen Seite auf die immense Diele der niedersächsischen Bauernhäuser; die Vorderfront dagegen zeigt die zierliche Fassade eines Märchenschlößchens, mit hübsch geschwungener Freitreppe. Das Innere des großen Hauses ist ebenso ein kurioses Nebeneinander verträumter Romantik und robuster Bodenständigkeit: neben der bäurisch derben Diele, auf der vor Jahren oft mehr als zwanzig Menschen

sich zu den Mahlzeiten zusammenfanden, liegt ein winziges schweigendes Gemach ohne Fenster, von schweren Stoffen verhängt, wie ein kostbares Oratorium.

Nachmittags sind sie alle mit den Kindern spazierengegangen. Wie nett und natürlich Heinrich Vogeler mit ihnen zu sprechen weiß! "... Und da ist er tüchtig auf den Arsch gefallen." Das sagt er so einfach und ohne Ostentation, und diesen Kindern, die aus den schlimmsten Verhältnissen kommen, mag das wohl das sicherste Vertrauen einflößen: daß er die ihnen gewohnte Sprache zu sprechen weiß.

Lotte hat auch die Rote Marie kennengelernt. Eine große, kräftige, noch jugendliche Gestalt, ein wenig schwer von dem Kind, das sie erwartet; das breit angelegte, zarthäutige Gesicht unter der roten Mähne hat die ruhende Einfachheit der Schwangeren. Mitten in Vogelers Arbeitszimmer steht, an die Hinterwand seines riesigen Schreibtisches gerückt und ihn überragend, ein breiter Diwan, auf dem sie zu ruhen pflegt.

Die drei jungen Menschen, die mit ihnen leben – zwei Mädchen, ein Junge –, lieben die Rote Marie schwärmerisch. Von ihnen erfährt Lotte, daß sie eine Rolle spielte bei der Organisation des passiven Widerstands der Bremer Arbeiterschaft und daß man ihr da ihren Namen gab.

Sind diese jungen Menschen nicht zu beneiden, daß sie mit ihren siebzehn Jahren in einer solchen Atmosphäre selbstverständlicher Freiheit und Aufrichtigkeit leben dürfen?

Garten- oder leichte Feldarbeit war in dem Dorf nicht zu finden, und am zweiten Tage hat Lotte eine Stellung bei der Frau des Bahnhofswirts angenommen; drei Kinder, etwas Hausarbeit und – Gottbehüte – Familienanschluß. Das war nicht das, was sie wollte, aber es war doch wenigstens auf dem Lande.

Zu drollig, daß die Leute immer auf sie hereinfallen: trotz der kurzgeschnittenen Haare, die man sonst noch gar nicht sieht, scheinen alle sie mit ihrem frischen, kräftigen und klaren Gesicht und ihrem zurückhaltenden Ernst für einen Ausbund aller mädchenhaften Tugenden zu halten. Die gute Frau hat sogar einem jungen Mädchen abtelegraphiert, mit dem sie sich brieflich schon fast geeinigt hatte.

Nun, es ist nicht lange gutgegangen. Die Leute nahmen es wirklich ernst mit dem Familienanschluß, und das war eben der Fehler. Liebe, gute Leute, aber das konnte sie ja einfacher haben. Und wie krampfhaft mühsam sie sich auf die Kinder einstellen mußte! So daß sie schon immer froh war, wenn sie eine häusliche Beschäftigung vorschieben konnte.

Und das Ärgersichste: sie fand nur selten Zeit, zu Heinrich Vogeler zu gehen, um mal ein bißchen heimatliche Luft zu atmen. Ihre kargen freien Nachmittage genügten kaum für ihr Bedürfnis nach Alleinsein. Die verbrachte sie draußen, bei jedem Wetter. Sie rannte und sang nicht mehr wie vor zwei Jahren –. Still wanderte sie vor sich hin, und mit ihrem ganzen Körper sog sie die herbe Schönheit der märzlichen Landschaft in sich ein.

Wäre sie nicht so steif und reserviert – und schüchtern –, so hätte sie gerade in diesem Haus sehr leicht die Bekanntschaft anderer Künstler machen können, die in Worpswede leben. Abends kamen sie häufig in der freundlichen Gaststube zusammen, die mit schön geschnittenen Bauernmöbeln ausgestattet war. Natürlich wurde von ihr nicht verlangt, die Gäste zu bedienen, und so fand sie keine Veranlassung, zu ihnen hineinzugehen, obwohl es doch eigentlich ganz einfach war: waren sie nicht von derselben Welt? Heinrich Vogeler hat ihr erzählt, daß manche von ihnen eine Zeitlang in einem handwerklichen Beruf arbeiteten, um dann wieder für eine Weile von ihrer Kunst leben zu können; also hätte ihre augenblickliche Stellung als Stütze keinen von ihnen befremdet. Aber so unbedenklich sie sich auch in die unmöglichsten Abenteuer hineinstürzt – wenn sie selbst den ersten Schritt zu machen hat, steht ihre echt hamburgische Reserviertheit unüberwindlich davor.

Dann kam ein Brief von Heyo, in nackten, flammenden Worten – und den hat sie Unglückswurm verloren, bei einem Spaziergang mit den Kindern. Zwei Stunden später hielt die Hausfrau ihn ihr hin, mit spitzen Fingern, wie ein gefährliches Insekt: ob das etwa ihr gehöre?

“Es ist Ihnen sicher recht, nach diesem, daß ich Sie sofort verlasse,” sagte Lotte steif. Ihr Gesicht flammte: deren Nase in ihrem persönlichen Leben! – Die gute Frau, stählig geharnischt mit beleidigter Frauenwürde und enttäuschem Vertrauen, war einverstanden, und aufatmend verließ Lotte das freundliche Haus, das einer andern als ihr eine zweite Heimat hätte werden können.

Drei Wochen hat sie da ausgehalten, da werden die Eltern eine schöne Grimasse machen. Die gute, törichte Mutter, die elegisch seufzt bei dem Gedanken an die gute alte Zeit, wo ein Mädchen sich ehrlos vorgekommen wäre, wenn es selbst die schlimmste Stellung früher als nach einem Jahr aufgegeben hätte; sowas nannte man nämlich Charakter, das Aushalten in unwürdigen Verhältnissen nämlich.

Der Pranger, ja, der braucht sie, und es ist eine brennend interessante und nützliche Arbeit. Aber sie möchte erstmal ausruhen und gesund werden. Oh ja, sie möchte gesund werden. Und dazu ist der Taubenschlag bei E. W. nicht geeignet. Allein sein, körperliche Arbeit machen – ja, sogar Hausarbeit. Die war nicht das Schlimmste in Worpswede; dabei ließ man sie wenigstens in Ruhe. Da kann der übergedrehte Kopf mal zur Ruhe kommen.

Erstmal ist sie bis Bremen gefahren. Heute morgen war sie in einem Stellenvermittlungsbüro: “Hausarbeit, aber nur in einem Haus ohne Kinder.” Die scharfäugige alte Dame hinter dem großen Bürotisch hat ihr die Adresse eines Professors gegeben: “Ich glaube, das ist das Richtige für Sie, Fräulein.”

Ein ruhiges Villenviertel. Als sie durch den Vorgarten ging, der so still in der Morgensonne dalag, fühlte sie seine Stille wie einen Schmerz in sich hineindringen.

Und dann das Haus: eine Atmosphäre von Ruhe und Harmonie, daß sie sich ganz krank fühlte vor Sehnsucht, daran teilzuhaben. Es waren nicht nur die hohen und wie feierlichen Räume, nicht nur die schöne Ordnung der gepflegten alten Möbel; sicher, es ist der Geist der Menschen, die darin leben.

Lottes ganzes Herz flog der schlanken grauhaarigen Frau zu, die sie aus so schönen klugen Augen freundlich prüfend und zuerst etwas überrascht ansah. Bis zur Erschütterung stark wurde der Wunsch in ihr: hier leben; heilen; ja, wie Kinder sagen: besser werden.

Und was war dann? Sind ihr die tabakgebräunten Finger aufgefallen? Alles war abgemacht, die Dame schien ebenso froh und vertrauensvoll wie Lotte; und plötzlich sagte sie: “Nein, es ist besser, wir versuchen es doch nicht erst.”

Flehend sah Lotte sie an: oh nein, das war unmöglich, diese gütige Frau konnte sie nicht ausstoßen aus dieser Stille, dieser Harmonie; die ganze Zeit, während sie hier saß, hatte sie das Gefühl gehabt, als sei sie mit brennend zerschundener Haut in ein heilendes Bad getaucht.

Aber mit freundlicher Bestimmtheit beharrte die andere auf ihrem Nein.

Jetzt, wie sie hier in dem ruhigen Kaffee sitzt, fühlt sie noch immer die unselige, kranke Zerrissenheit in sich, die sie in jenem Haus des Friedens in ihrer ganzen Tiefe ermessen hat. Und ihr ist, als hätte jemand ihr die Hand hingehalten und sie dann ins trübe ziehende Wasser zurückgestoßen: Nein, schwimm nur weiter, du!

Sie strafft sich und steht auf. Also, zum Bahnhof.

Man kann nicht eine Zeitung jede Woche mit Prostitution und Sexualität anfüllen, wenn man nicht ein Skandalblatt daraus machen will.

Seit ihrer Rückkehr hat Lotte die Redaktion des Pranger praktisch ganz allein in der Hand. E. W. hat genug zu tun mit seiner Arbeit für die Partei. Sie kann noch immer nicht verantwortlich zeichnen, da sie noch nicht einundzwanzig Jahre alt ist; da hat Marta übernommen, die Frau von Karl Ross, und sie ist so stolz darauf, daß Lotte ihr auch später, als sie mündig ist, diese Ehre nicht nehmen will.

Aber die Arbeit kann man ihr nicht verbieten. Sie schreibt unter mehreren Pseudonymen – ihrem eigenen Namen vor allem, versteht sich –, um “Mitarbeiterstab zu markieren”. Zum Glück bekommt sie auch hin und wieder einen Artikel von Ketty Guttmann und anderen Parteigenossen, und auch Magnus Hirschfeld, der in Berlin das Institut für Sexualforschung gegründet hat, schickt ihr gelegentlich interessante Beiträge. Die behandeln zum überwiegenden Teil die Probleme der Homosexuellen. Natürlich muß der Pranger sich für die Abschaffung des Paragraphen 175 einsetzen, der Homosexualität mit Strafe belegt, und das moralische Gepuste der lieben normalen Mitmenschen über diese Geschmacksrichtung mit sachlichen Argumenten zu dämpfen versuchen. Daß die Invertierten, die sie bis jetzt kennengelernt hat, ihr persönlich herzlich zuwider sind, hat da nichts zu sagen.

Sowie sie die Hände frei hatte, hat Lotte eine Rubrik rausgeschmissen, die Ketty Guttmann installiert hatte und die immer ein wenig peinlich nach Reißer schmeckte. Eine Rubrik, in der nach Berichten von Prostituierten ausgefallene Perversionen ihrer Kunden höchst sachlich oder humorvoll geschildert wurden. E. W. behauptet, daß wahrscheinlich mehr als einer der höchsten Herren Hamburgs von Woche zu Woche zitterte, die seine veröffentlicht zu sehen.

Aber man muß auf seinen Standard halten. Wozu in all dem Verdrehten herumpanschen, das existiert? Damit bringt man keinen Menschen auch nur um ein Haar weiter. Wichtiger ist es, allen Erziehungsfragen einen breiteren Raum zu geben. Wenn die Erziehung nicht so verlogen und verbohrte wäre, wieviele sexuelle Probleme würden da überhaupt nicht existieren! Und nicht nur sexuelle Probleme: die ganze Menschheit hätte eine andere Struktur, wenn nur ein Teil einer Generation richtig erzogen würde, zu freien, kritischen, verantwortungsbewußten Menschen, die sich kein X für ein U vormachen lassen und die zu ihrer Meinung stehen.

Das Problem der Fürsorge-Erziehung schließt sich an, durch deren Methoden die gefährdeten Jugendlichen systematisch verdorben werden, anstatt sie zu heilen und ihnen zu helfen, damit sie sich zu gesunden, selbständigen Persönlichkeiten entwickeln können.

Jetzt gibt Lotte auch Sprechstunden in dem kleinen Büro in E. W.s Wohnung, das jetzt ganz das ihre geworden ist. Ja, das zwanzigjährige Mädchen gibt Sprechstunden über sexuelle und eheliche Fragen, und sie findet sich dabei ganz am Platze. Das ist eine Idee von E. W., und er findet, Lotte sei dafür geeigneter und vertrauenserweckender als er. Die im Pranger laufend angezeigte kostenlose Beratungsstelle ist nicht sehr besucht, aber es kommen doch Frauen, junge Mädchen, auch Ehepaare, sogar ältere, bei denen irgendwas nicht klappt, die ihre Misere erzählen und Rat erhoffen. Man muß annehmen, daß Lottes ernste und selbstsichere, reservierte Art und vielleicht auch der Kneifer ihnen Vertrauen

einflößt, denn sie scheinen alle ganz befriedigt fortzugehen.

E. W. und seine Genossen sorgen dafür, daß sie nicht in ihrem Bürochen, zwischen Manuskripten und wissenschaftlichen Wälzern, festwächst. Wer hätte das gedacht, daß ausgerechnet Kommunisten sie in das mondäne Leben einführen würden! Bei dem schönen Frühlingswetter sitzt sie jetzt oft mit E. W. und andern Parteichefs auf der weit über die Alster hinausgebauten Terrasse der Alsterlust, dem Treffpunkt der eleganten Welt. Und wahrhaftig, sie unterscheiden sich in nichts von ihrer Umgebung, höchstens durch ihren ausgesprochen intellektuellen Typ. Die jungen Arbeiter, die zu E. W. kommen, sind allerdings nie dabei. Diese hier sind alle schon "jemand" in der Partei.

Der schnurrigste Vertreter der Idee der Weltrevolution und der Diktatur des Proletariats scheint ihr ein anderer Redakteur der Volkszeitung, Wilhelm Kaiser; wenn sie von ihm sprechen, nennen seine Genossen ihn "Wilhelm der andere". Er hat seinen Redaktionsraum mit kostbaren Mahagonimöbeln und dicken Teppichen ausstatten lassen, schwere Vorhänge halten den Raum in einem vornehmen Dämmer. Und seine Anzüge, Krawatten und Seidensocken sind immer aufs sorgfältigste auf Teint und Haarfarbe abgestimmt: die überstudierte, duftende Eleganz eines Reklamechefs bei Tietz.

Gelegentlich machen sie auch mal einen Bummel durch Nachtbars und Cabarets. In einem sehr intimen, sehr teuren und ein wenig scheelen Nachtlokal werden sie von dem Besitzer als gute alte Bekannte begrüßt, und Lotte erfährt eins der tausend Geheimnisse der unterirdischen politischen Arbeit: illegale Genossen sind todsicher aufgehoben, wenn sie hier ein Zimmer nehmen; er steht gut mit der Polizei. Erstaunt betrachtet Lotte den bulldoggenähnlichen, schmierig geschniegelten Mann: "Ja, ist der denn ein Genosse?" – "Du bist naiv," belehrt man sie. "Aber wir bezahlen gut."

"Wie ist die Politik doch kompliziert."

"Einfach ist sie, mein Kind."

Kapitel 13

Ab schwingt die Wage – oder – auf.
In meinem Lebenslauf
Sind wieder einmal tolle Tage.

Redy

Ein kluges und anziehend-häßliches Gesicht wie das einer intelligenten Meerkatze auf einem kleinen, schlecht proportionierten Körper, breite Schultern, eine nachlässige Haltung. Er schien so etwas wie den Manager zu machen an dem Rezitationsabend "Poesie des Rinnsteins", dessen Titel Lotte angezogen hatte. Sie fragte sich, wie sie zu der Ehre komme, als er sie zuvorkommend zu einem guten Platz führte. Und als sie nachher unschlüssig in der Vorhalle stand, näherte er sich ihr und zog sie in ein Gespräch über das Gehörte. Und schließlich lud er sie ein, den Abend mit einer Bande junger Schauspieler und Literaten, die sich inzwischen zu ihnen gefunden hatten, in der Hamburger Kammerspiel-Diele zu beschließen.

Und dann war er der einzige Mann der zahlreichen Tafelrunde, der sich nicht an Lottes Wagen spannen ließ.

Lotte ist einer sehr guten Meinung über ihren persönlichen Charm; sie weiß auch, daß sie geistig glänzend in Form war: sie hat gesprüht und gefunktelt. Kein Wunder; endlich einmal war sie in einer Gesellschaft, in der jeder blitzende Ball, den sie schleuderte, im Fluge aufgefangen und zurückgeworfen wurde. Die Genossen, die sie bei E. W. trifft, sind für so ein Spiel nicht zu brauchen. Sicher nicht weniger intelligent als diese hier, aber für geistreiche Wortgefechte nur um des Späßes willen, den man an einem geschliffenen Wort haben kann – kein Organ. So war sie in ihrer Freude, endlich ebenbürtige Partner zu finden, von einer hinreißenden Lebendigkeit, das hat sie selbst gespürt. Trotzdem ist sie verblüfft über den Erfolg, den sie bei allen außer dem einen hatte. Es saßen noch andere junge Frauen mit am Tisch, und einige ausgesprochen schön, so daß Lotte sich einfach verstecken konnte. – Die arglose Lotte, die nur in ihrem Augenblick lebt und sich weder um gute Kritiken noch um schlechte Nachrede kümmert, hat keine Ahnung, daß sie anfängt, unter der Hamburger intellektuellen Jugend bekannt zu werden: Pranger, Prolet-Kult – manche mögen auch von der Kampfbühne was läuten gehört haben.

Die Gesichter der anderen, selbst derer, die die blendensten Klingen mit ihr gekreuzt haben, hat sie am nächsten Morgen schon ziemlich vergessen, aber das jenes Gleichgültigen

ist in ihr steckengeblieben wie ein Splitter, und als sie nach zwei Tagen wieder in die H.-K.-Diele geht, ist es in vagen Gedanken an dies spirituelle Monkeygesicht. Und – mal sehen.

Da sitzt er. Das Gesicht, die Haare, der sandfarbene Anzug – alles hat so ziemlich dieselbe Tönung, und doch wirkt er nicht farblos. Eigentlich scheint er noch recht jung zu sein. Er täte besser, seine Haare nicht so officersmäßig stramm zu scheiteln und an den Schläfen kurz zu halten; die großen Ohren wirken noch abstehender dadurch. – Kein Mensch sonst an diesem schönen Sonntagnachmittag in dem unfreundlichen, kellerartigen Lokal, das nur abends und in bunter Gesellschaft gemütlich ist.

Er erhebt sich, um sie zu begrüßen, und sie setzt sich ihm gegenüber.

Er scheint mitteilungsbedürftig und voll verdeckter Unrast. Während er in amüsanter Weise Gott und die Welt durch den Kakao zieht, holt er ein dünnes Silberkettchen aus der Seitentasche, wirft es spielend hoch und fängt es wieder auf, und seine Geste ist die eines Menschen, der sein Leben auf "Kopf oder Adler" stellt.

Dann schiebt er mit einem resignierten Lippenkneifen das feine Spielzeug in die Brusttasche und drückt sanft die Hand von außen drauf; eine schöne, kräftige Hand. Dabei bemerkt er, daß Lottes Blick seiner Bewegung gefolgt ist.

"Sie haben natürlich längst erraten, gnädiges Fräulein, daß dies Ding von Rechts wegen hierhin gehört – aufs Hurze?"

Wie schlimm ihm zumut sein muß! Mit neutraler Stimme sagt sie: "Das war anzunehmen." Und sieht ihn voll an: wenn es zu schwer ist, armer Junge, es bei dir zu behalten –

Er schiebt seinen Stuhl breit zurück und setzt sich halb seitlich, einen Ellbogen auf der Stuhllehne, den andern auf dem Tisch, das Gesicht ihr zugekehrt. "Tja, wenn wir nicht so verdammtes Pech gehabt hätten, dann säße ich jetzt in Südamerika, statt mich an dem Liebespfand eines keuschen – ach, allzu keuschen Mägdeleins aufzuhängen. Aber mit uns können sie ja machen!"

Sie merkt, daß sie nachhelfen muß; und dann schon lieber nach der andern Seite.

"In Südamerika?"

"In Südamerika, gnädiges Fräulein, Ihr gehorsamster Diener. Ein blendendes Abenteuer war es sowieso –"

Und er geht los. Welch ein brillanter Erzähler! Und welch ein unbekümmerter Tollkopf! Mit tausend lebendigen und amüsanten Einzelheiten erzählt er, wie er mit einem Freund – "eine unglückselige weiche Nudel, aber treu mir ergeben mit Herz und mit Hand" – einen Motorkutter geklaut hat. Gott, geliehen, wenn Sie das vorziehen. Der Mann war gerade nicht anwesend... Natürlich, nachher hätten sie ihm das Ding wieder zurückgestellt. Er, Redy, kennt sich auf Motoren und Segelei aus wie eine Eins, und sie haben wirklich gemeint, mit ein bißchen Glück und den entsprechenden Seekarten rüberschippeln zu können, wo einem gewieften Jungen ganz andere Möglichkeiten winken als in diesem beschissenen Deutschland – "Entschuldigen Sie das harte Wort 'Deutschland'", mit einer knappen Verbeugung. – Aus der Elbe sind sie blendend rausgekommen, trotzdem, der Motor hat ihm von Anfang an zu schaffen gemacht. Das Boot war auch eigentlich nicht auf zwei Mann berechnet. Dann sind sie noch in schweres Wetter gekommen, der Motor hat ganz und gar gebockt, und schließlich sind sie nach zwei Tagen irgendwo an der dänischen Küste auf Sand gelaufen. Die Fischer, die sie retteten, hätten sie am liebsten gar nicht ausgeliefert, der Bootsraub war schon überall signalisiert, aber da war einer, der Deutsch konnte, und es schien ihnen mächtig zu imponieren, daß sie zwei Mann eine

solche Fahrt hatten unternehmen wollen. Sie haben sich erstmal mächtig miteinander be-soffen . . . Sie müssen beide wirklich wie die Seeräuber ausgesehen haben, Redy von Kopf bis Fuß mit Öl beschmiert von seinem Kampf mit dem Motor, und der andere hatte auch nicht schlecht was abgekrigelt: in seiner Wut hat Redy ihm einen öltriefenden Putzlappen um die Ohren gehauen, als der vor Angst nicht mehr Luv und Lee unterscheiden konnte; hat ihm aber gutgetan.

Mit den Gendarmen, die sie abholen kamen, haben sie auch erstmal tüchtig einen gehoben, und es war mehr ein Triumphzug durch die Wirtschaften der kleinen Fischerdörfer, bis sie in die Kreisstadt kamen, wo sie hochachtungsvoll ergebenst eingebuchtet wurden. Bei der Gerichtsverhandlung hat Redy dann "wie eine Eins, zackig, Schale, Scherbe in der Fresse –"

– und er greift in die Westentasche und klemmt sich ein Monokel ein, mit karikiert blasiertem Gesicht: "Sowas imponiert ihnen doch immer, den Herren!"

Tja, so hat er selbst seinen Verteidiger gemacht, herzbewegend: Fliegeroffizier ("Nebenbei: ich war bloß Feldwebel-Leutnant, aber bei der Staffel waren wir doch immer *eine* Bande, und in meiner Kiste haben hab ich dringesessen – wie eine Eins"), die Demoralisierung durch den Krieg, die niederdrückende Wirkung der Nachkriegszustände in Deutschland, wo es nichts mehr gibt als Schieberei und Spekulation, das jugendliche Streben nach weniger vermorschten Verhältnissen . . .

"Ich sage ihnen, *so* ein Plädoyer gegen den Krieg: wir haben nicht verlangt, daß man unsere Jugend aus der gewohnten Bahn reißt und uns lehrt, zu 'organisieren' und Fünfe gerade sein zu lassen . . ."

Sie sind mit neun Monaten davongekommen, unter Anrechnung der Untersuchungshaft, womit sie dann ungefähr bloß noch die Hälfte abzumachen hatten. Na, und diese ganze Haft, die möchte er jedem armen Deubel wünschen: in dem gemütlichen Miniaturgefängnissen hat es nicht lange gedauert, da waren ihre Spaziergänge auf dem Hof von unbegrenzter Dauer, das Licht wurde ihnen überhaupt nicht mehr abgeknipst, und dann hat Redy mal dem "Direktor" (und Wärter in einer Person) sein Motorrad repariert, und dann wurden ihm bald sämtliche Nähmaschinen und Klapperkästen des ganzen Kaffs zum Heilmachen gebracht; Bezahlung hat er nicht genommen, aber sie haben immer prima zu essen gehabt und alles. Diskret deutet er auch ein zartes Verhältnis mit des Kerkermeisters Töchterlein an . . .

"Und ich finde, es macht sich ganz interessant, wenn man 'Seeraub' in seinen Akten stehen hat. Ein hundsgemeiner Diebstahl, das wäre schon peinlich. Na, für sowas ist der Papa auch nicht gebaut!"

Vielleicht ist seine Geschichte ein bißchen zurechtgemacht, vielleicht sogar sehr; aber er hat sie mit einer solchen Verve erzählt, die dramatischen und komischen Einzelheiten ihres verzweiferten Kampfs mit dem Meer und dem versagenden Motor so sprühend lebendig geschildert; und wenn er sich ein bißchen interessant gemacht hat, so doch auf eine äußerst geschickte Weise. Sein bewegliches Gesicht war dabei sehr amüsan zu beobachten: die sarkastisch hochgezogenen sandblonden Brauen unter der immensen Stirn, und hinter der Hornbrille geistfunkelnde Augen, die ganz leicht schiefgesetzt sind; dazu hat er eigensinnige Kiefer, die gar nicht zu der feinen kleinen Nase passen und noch weniger zu dem weichen Muldchen in dem kleinen Kinn unter der vorgewölbten Unterlippe des breiten und langen Mundes.

Und doch hat Lotte die ganze Zeit, die seine Erzählung dauerte, das Gefühl gehabt, daß er damit etwas anderes, peinigend Gegenwärtiges von sich wegschieben will.

Lotte ist eine begabte Zuhörerin, die klugen, warmen Augen hinter den randlosen Gläsern sehen ihn an, als wüßten sie schon alles – . Und dann kann er doch nicht mehr dagegen an.

So extravagant sein Seeräuberabenteuer ist, so rührend alltäglich ist die Geschichte von seinem Mädchen. Es ist eine lange Geschichte, eine monatelange, mit lauter unscheinbaren Begebenheiten, die nur für einen Liebenden Bedeutung haben.

Tja, gestern hat er mal wieder die Ehre gehabt, dies Mädchen zu sehen. Kommt nicht oft vor, verdammt nicht oft. Kunstgewerbeschülerin ist sie, und dabei wagt sie ihrer Mutter nicht Piep zu sagen. Die hat sie an der Kandare – so! Um neun Uhr zu Haus, um zehn ins Bett. Und nicht gemuckst. Dabei ist sie bald mündig, aber das wird auch nicht das mindeste ändern. Ihn hat die Alte schon rausgeschmissen, weil er einen schlechten Einfluß auf ihre Tochter hat. Und er war so verrückt, daß er am nächsten Tag hingegangen ist, um einen Heiratsantrag zu machen. Die Alte hat ihn ausgelacht: wovon er denn ihre Tochter ernähren wolle? Tja, nun bitte ich Sie: verheiraten normale und anständige Menschen sich zum Zwecke der Ernährung? Aber mit uns können sie ja machen! Nun hat sie ihr schon verboten, ihn auch nur zu sehen. Gelegentlich treffen sie sich noch bei Freunden, und dies Mädchen hält das jedesmal für eine Heldentat. Dann läßt man sie manchmal erbarmungsvoll ein Stündchen allein, und sie läßt sich in den Arm nehmen und küssen und streicheln, daß einem ganz anders wird davon. Na, und was sagen Sie dazu: wie eine Verrückte hat sie sich monatelang dagegen gesträubt, daß er sie auf den Mund küßt. Und als es dann doch mal passiert ist, fragte sie, niedergeschmettert: Krieg ich jetzt ein Kind? – Zwanzigstes Jahrhundert! Und dann, wissen Sie, wie es unsereinem schon mal so gehen kann: diesen Winter ist er manchmal wie ein rüdiger Köter im Schlackschnee rumgelatscht, mit kaputten Sohlen, und keine trockene Kruste im Hals – auch kein spezielles Vergnügen. Na, Gott, das ist eben die Romantik der Freiheit. Geht ja auch alles vorüber. Aber wenn dann noch so 'n dusseliges Piephuhn bloß Hiech und Hach zu sagen weiß, dann kann einem doch... Und zehnmal verspricht sie ihm zu kommen, schreiben darf er ihr natürlich nicht, jedenfalls nicht nach Hause – und dann kann er glücklich sein und einem unexistenten Schöpfer auf den Knien danken, wenn er sie *einmal* zu sehen kriegt. Gestern hat er sie nun wieder getroffen, er hat sie geschworen, ihre Eltern zu verlassen – aber sie stirbt ja schon bei dem bloßen Gedanken, dämliche kleine Pute. Und dabei liebt sie ihn, sie liebt ihn wirklich – . Aber er geht dabei kaputt. Hundertmal hat er sich geschworen... Aber er kommt nicht los, er kommt nicht los. Und man sitzt da wie Piefke und kommt sich vor wie ein Mädchenschänder, weil man seine Liebste auf den Mund küßt.

“Na, prost Kaffee, Fräulein Babendeerde!”, und stürzt seinen kalten Kaffeerest hinunter.

Lotte hat ohne eine Bewegung dagesessen, die Augen groß und unverwandt auf ihn gerichtet: erzähl nur, armer Junge, erzähle.

Seine schnodderige Redeweise – sie weiß, daß man sich am schnodderigsten gebärdet, wenn einem ganz kodderig zumut ist. Wie zwei weite und tiefe Brunnen hat sie ihm ihre Augen hingehalten, und er hat all seinen Kummer in sie hineingeschüttet.

Jetzt will sie ihn nicht mehr “erobern”. Jetzt möchte sie ihm nur helfen können. Schon, weiß sie, hat sie ihm mit ihrem stillen Zuhören gutgetan.

Sie schweigen beide, die Augen nachdenklich auf dem Tisch und auf ihren Händen.

Inzwischen ist es ziemlich lebhaft geworden um sie herum; die Stammgäste finden sich nach und nach ein. Ein junger Mann tritt zu ihnen heran: “Spenzer, Sie sind mir noch

Revanche schuldig.”

“Ah, knobeln wollen Sie? Mit mir? Verwegener! – Kommen Sie, Fräulein Babendeerde, Sie müssen meine Maskotte sein!”

Wieweit ist es Spielerei, wieweit nehmen sie es ernst? Sie behexen einander mit ihren Blicken, sie wollen das Glück zwingen. Einen Wurf um den andern haut Redy hin: Drei Sechsen. – Eine Sechs, zwei Fünfen. – Zwei Sechsen, eine Vier. – Drei Sechsen!

Sie lassen die Augen nicht voneinander, Lotte sammelt ihre ganze Kraft in ihren Blick. Verrückt ist das. Sie ist um eine dünne Haaresbreite daran, zu glauben, daß sie beide mit ihrem konzentrierten Willen die Würfel beeinflussen. Und das Glück bleibt ihnen treu –

Eine Gruppe sammelt sich um ihren Tisch. “Na sowas!” – “Das ist unmöglich.” – “Redy, Sie haben einen Kniff!” Und der, ohne seine Augen aus den ihren zu lassen: “Ich habe Fräulein Babendeerde als Maskotte.”

Sein Partner erhebt sich: “Danke, dagegen komme ich nicht an.” Lotte lächelt verhalten. Ein anderer nimmt seinen Platz ein.

Und wieder rollen die Würfel: Drei Sechsen für Redy. Und wieder knallt der Becher – “Laß mich mal ran.” Es wird ein Sport, gegen Redy und Lotte zu halten. Sie halten das Glück. Stundenlang.

Berauscht von ihrem Sieg über die Materie und beschwingt von zahlreichen Curaçaos stürmen die zwei nach der Polizeistunde in die kühle Nacht hinein.

Eine Bank an der Alster, die bebende Silberbrücke des Mondes... Als Redy sie in die Arme nimmt und küßt, spöttelt sie doch innerlich: Ausgerechnet Alsterbank... (Später sagte er ihr, daß es ihm ebenso ergangen ist.)

Sie wandern weiter, viele Kilometer weit, bis in die Walddörfer, zur Alsterquelle. Redy weiß da ein Gasthaus, das schon früh öffnet, da können sie frühstücken und mit dem ersten Zug wieder reinfahren. Am Rande eines Gehölzes, vom Mondschein wie mit dünner Milch übergossen, rasten sie. Lotte liegt ausgestreckt und sagt leise, in tiefem Staunen. “Jetzt kann ich es selbst nicht mehr begreifen... Stell dir vor: es ist noch nicht lange her, da wäre ich am liebsten in eine Einsiedelei gegangen.”

Er sieht zärtlich auf sie herab und streicht ihr sanft über die Stirn: “Armes Kind. So müde?”

Aber jetzt nicht mehr, denkt sie. Jetzt doch nicht mehr. Federnd gespannt fühlt sie sich und voll von Glück und Dankbarkeit: Er braucht jemanden, der zu ihm steht. Sie wird ihm helfen. Wie – das sieht sie wohl selbst nicht sehr klar. Genügt es nicht, es so ganz zu wollen, um die rechte Art zu finden? Daß er weiß, er hat einen Kameraden, dem er all seine Pein beichten kann – das ist schon etwas. Und eine naive und elementare Weiberweisheit sagt ihr, daß der Schoß Trost und Zuflucht ist für vieles Leid. Und Redy gefällt ihr. Sie liebt ihn nicht – noch nicht. Er hat sie nötig; das ist das Wesentliche. Wie diese blöde Gans ihn gemartert hat! Bald mischt sich auch, unmerklich, der hochmütige Trotz hinein: wär ja noch schöner, wenn Lotte Babendeerde mit so einer nicht fertig würde!

Beim Frühstück in dem stillen Waldwirtschaftshaus kommt es ihr vor, als gäbe er so ungefähr alles aus, was er hat. Mit so königlicher Nonchalance wirft man nur seine letzten Groschen hin. – Sie lädt ihn zum Mittagessen nach Haus ein.

Anna Babendeerde wundert sich schon längst nicht mehr über die immer wechselnden hungrigen Kameraden ihrer Tochter. Aber heute merkt sie noch etwas anderes in ihrem gewohnten halb burschikosen, halb schwesterlich sorglichen Ton; Gottbehüte, sie wird doch nicht ausgerechnet diesen unscheinbaren Habenichts...? Er hat korrektere Manieren

als die andern, zu korrekt für ihren Geschmack; er weiß die Unterhaltung angenehm zu beleben – aber das genügt doch nicht . . . Ach, wie ohnmächtig sie sich fühlt, ein mögliches Unglück zu verhindern! Aber sie sieht auch wohl zu schwarz. Hat ihre Lotte bis jetzt nicht geheiratet, warum sollte sie sich gerade diesen aussuchen? Wir Alten sind eben so unmodern. Am besten: sich nichts anmerken lassen.

Wenn man sich vornimmt, einem Mann mit seiner Weiblichkeit zu helfen, muß man auch das Entsprechende tun.

Jetzt weiß Lotte, warum sie sich vor kurzem aus heiterem Himmel und ohne ersichtlichen Grund, zum erstenmal im Leben, Parfüm gekauft hat. Ein winziges Flakönchen, verrückt teuer und wahnsinnig raffiniert. Nach der durchwanderten Nacht hätte sie ohnehin gebadet und die Wäsche gewechselt. Nun tut sie es noch mit einem ganz speziellen Hinblick. Oh, nicht daß sie dächte, er würde ihr gleich in die Arme sinken. Aber man fühlt sich ganz anders gerüstet zu Kampf und Sieg, wenn man alle Poren voll Fichtennadel und Kölnisch Wasser hat; und dazu ein winziges Stüpselchen aus dem Zauberflakon vorn in den Ausschnitt.

Gleich nach dem Essen fahren sie nach Blankenese, an den Elbstrand. Sie stehen in dem engen, überfüllten Abteil, schwatzend und lachend, sanft geschaukelt von der Fahrtbewegung, die Hände an demselben Halteriemen. Und einmal beugt Redy sich noch näher zu ihr vor und schnüffelt inbrünstig: “Ooh – wie das riecht – gepflegt und alles!” Für einige Sekunden schließt er die Augen, und sein blasses, mageres Gesicht ist ganz knabenhaft hingegen. Eine warme Welle von Erbarmen durchschwemmt sie: armer Teufel.

Fast jeden Abend sind Lotte und Redy jetzt beisammen, und alle halten sie für Liebesleute. Aber es dauert noch fast vierzehn Tage, bis es dazu kommt. Und da ist er so rührend dankbar und beglückt, daß er ihr ganz wie ein kleiner Junge vorkommt. Und er gesteht ihr ganz beschämt: er hat noch nie mit einer Frau geschlafen, und da hat er sich geschämt, besonders vor ihr, sich so unerfahren zu zeigen. Sie liegt halb auf seiner Brust und lächelt auf ihn herab: “Aber du Prahlhans, wenn man dich so reden hört, dann meint man doch, kein Mädchen sei vor dir sicher!”

“Naja, man muß doch wenigstens so tun, als ob – . Wie sieht denn das aus: ein Mann von vierundzwanzig Jahren, der es mit viel Gestrampel gerade mal so weit gebracht hat, ein Mädchen auf den Mund zu küssen!”

“Hör mal, mein Junge.” Sie wird ernst. “Lieb deine Tamara, soviel du willst. Aber wenn du mich – im Arm hast, dann hast du mich im Arm, verstanden? Ich möchte nicht das irdische Gefäß für den Abfall deiner Himmelsträume sein.”

Er sieht sie fragend an, bis sie ungeduldig hinzufügt: “Eh, vergiß nicht, daß ich mich mit Sexualwissenschaft beschäftige. Ganz einfach: ich möchte es nicht erleben, daß du einmal in der Verzückung den Namen deiner Teuren stammelst!”

Er drückt sich enger an sie: “Das brauche ich dir nicht mal zu versprechen. In Lotte Babendeerdes Armen ist kein Platz für eine andere Frau.”

Und mit einem frohen Lachen tief in der Kehle sagt sie: “Du, wenn du damit etwa boshafterweise auf meinen Umfang anspielst . . .”

“Aber du bist doch gar nicht so dick!” ruft er ehrlich entrüstet. “Aber weißt du, daß du dich ungeschickt kleidest?”

“Uff, auch du!” Sie findet ihre Kleider schön, die sie selbst entwirft, in einfachsten Linien (und obenrum so sparsam wie möglich); daß sie “für ihre Figur unvorteilhaft sind”,

ist ihr weniger wichtig. Der, den es angeht, hat so höchstens eine freudige Überraschung. Sie hat sich sagen lassen, daß es beim Ausziehen einer Frau recht oft das Gegenteil ist. Ernst Linkert hatte überhaupt einen speziellen Fimmel: er hätte gewünscht, daß sie sich Korsett und all sowas zulegt, weil es das Begehren eigenartig stachelt, wenn man die geliebte Frau erst aus einem komplizierten Panzer herauschnüren muß. Nein, für so etwas ist Lotte eben zu primitiv. Sie liebt es, mit einer Schulterbewegung und einem Über-die-Hüften-streifen alle Hüllen auf ihre Füße fallen zu sehen.

In der H.-K.-Diele lebt Lotte sich rasch ein. Da ist der kleine Paulchen Kemp mit seinem guten, weichen Komödiantengesicht, dessen Augen für jeden ein warmes Lächeln haben, auch wenn ihm selbst mal gar nicht lächerhaft ist. Da sitzt manchmal Ringelnatz besoffen und zerknirscht in irgendeiner Nische. Allabendlich findet man da die freundliche, anspruchslose Gestalt des "Mäzens" mit seinem traurigen und häßlichen Hebräergesicht. Ohne Aufhebens ist er immer bereit, dem und jenem die Zeche zu zahlen, dem einen oder andern aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen. Er gehört ganz mit "zur Familie", und selbst denen, die ihn nie in Anspruch nehmen, fehlt etwas an dem gewohnten Bild, wenn er nicht an irgendeinem Tisch zu finden ist. Und der magere ältliche Dramaturg, der mit hängenden Schultern und pliatschem Lächeln von einer Gruppe zur andern schlendert und seine weiche Schüchternheit unter ironisierendem Intellektualismus versteckt. Redy hat ihn nach seinem Lieblingswort "Doktor Nebbich" genannt; er hat den Ehrgeiz, hundert Sonette zu schreiben, er ist schon beim fünfundachtzigsten.

Vor allem freundet Lotte sich rasch mit Bobby an, dem jüngeren Dramaturgen. Sein nacktes, etwas brutales Jungensgesicht sprüht von Witz, Energie und Kaltschnäuzigkeit unter der flachsgelben Kappe der straff anliegenden Haare. Redy nennt ihn manchmal "Bobby Bobelfinger", aber dann wird er kratzig, und Redy sagt mit bedauernder Kritik: "Tja, dir fehlt eben der Sinn für die Musik, die in Worten liegen kann; daher hast du auch deinen Posten, mein Freund."

Mit Bobby hat Lotte schon vor einiger Zeit "offiziell" zu tun gehabt: ehe sie im Pranger eine neue Aufgabe fand, hat sie sich einmal bei den Hamburger Kammerspielen zum Vorsprechen angemeldet. Bobby empfing sie, und nach der Probe schüttelte er den Kopf: "Nein, das ist nichts für uns." Und Lotte hat es selbst festgestellt: die Kampfbühne hat sie zu stark beeinflußt. Selbst wenn sie jetzt realistisch spielen will – es gelingt ihr nicht mehr. Nun, sie wußte es, als sie bei der Kampfbühne begann. Da ist nichts zu weinen.

Und nun ist Bobby es, der dafür gesorgt hat, daß Lotte und Redy endlich richtige Liebesleute werden: Er wohnt bei einem befreundeten Ehepaar, und da hat er eines Abends, als seine Hausleute verreist waren, die beiden eingeladen und sie beinahe mit sanfter Gewalt ins Ehebett geschubst, so daß es schon unhöflich gewesen wäre von Redy...

Es muß doch einiges mehr in diesem Redy stecken als nur die oberflächliche Brillanz. Manchmal taucht in der H.-K.-Diele ein kleines, zierliches Mädchen auf, ein liebes, weiches Ding. Redy stellt sie als sein Medium vor, und sie läßt es sich gefallen. Sie widerspricht auch nicht, wenn er behauptet, er brauche nur scharf an sie zu denken und zu wollen, daß sie komme – und sie kommt. Einige Zeit später verlobt sie sich, und Redy verspricht ihr väterlich, sie in Ruhe zu lassen.

Allmählich erfährt Lotte einiges über Redys Vorleben. Er ist "irgendwie" Schriftsteller, er schreibt in der Tat schmissige Verse und gelegentlich eine farbige Lyrik, aber er hat noch nie versucht, für eine Zeitung zu arbeiten. Dabei würde es ihm ein leichtes sein, durch

seine sozialdemokratischen Freunde beim Hamburger Echo anzukommen. Aber er wird sich doch nicht verkaufen. Und zu einer ernsthaften Arbeit hat er eben noch nie die Muße und die nötige Seelenruhe gefunden. Leider ist er zu spät auf die Idee gekommen, die ihn jetzt eine ganze Weile hübsch über Wasser gehalten hat: Rezitations- und Vortragsabende zu organisieren. Freilich, ein sicheres Brot ist das auch nicht. Das letzte Mal, mit dem Abend "Poesie des Rinnsteins" – da hat der arme Redy sich schwer verhasen mit seinen Berechnungen: eine Riesenpleite, bei der Summe, die er, "Gentleman, wie wir nun mal sind", dem Interpreten Doktor Nebbich zugesagt hatte.

Wie gesagt, vorher ist er so an die zwei Jährchen in Gottes Himmel rumgesegelt, um ebenso harmlose Weltbürger, wie er selbst es ist, zu jagen und abzuknallen; fressen oder gefressen werden als Up-to-date-Sport. Übrigens ging das auch nicht lange von selbst, daß er in so 'ne Kiste reinkam. Sein Vater hätte sichs garantiert leisten können, ihn aufs Gymnasium zu schicken, aber als strammer Sozialdemokrat – ehrlich, also dumm – wollte er den Sohn nicht über seine Klasse hinauswachsen lassen. Also Volksschule; also bloß als Mechaniker rangekommen an die Maschinen. Bis es ihm schließlich zu dumm wurde – eines Mittags hat er sich dann eine hübsche kleine Kiste rausgeholt, hat sich reingesetzt und ist damit losgejokelt. Natürlich gab es noch unheimlich viel, was er noch nicht so richtig raushatte. Und es ist ihm noch heute unbegreiflich... Um ein Härchen hätte er sich und die Kiste dermaßen auf den Arsch gesetzt, daß kein Auge trocken geblieben wäre. Na, er hat das Ding wieder hingekriegt. Der Alte hat ihn mächtig zusammengestaucht, aber dann hat er doch seine Zulassung zum aktiven Flugdienst als Feldwebel wärmstens befürwortet. Als Feldwebelleutnant, mit einigen Abschüssen, so leid es ihm tut, ist er dann in den sogenannten Frieden entlassen worden.

Natürlich, wenn man eine Weile so ein Leben geführt hat, das prädisponiert einen Menschen nicht dazu, in irgendeinen stupiden bürgerlichen Beruf zu kriechen; "l'art pour l'art": leben um zu leben.

Bevor er sich dem schneidigen Kriegssport ergab, hat er ganz ordentlich in der Maschinenbude seines Vaters gelernt und gearbeitet, Gesellenprüfung und alles. Sein Vater ist so 'n biederer kleiner Krauter; Gott, vor ein paar Jahren hatte er nahe am Steindamm eine ganz ordentliche kleine Fabrik mit fünfunddreißig Arbeitern, aber seitdem hat er sich mächtig verkleinert. Wahrscheinlich kommt er nicht mehr ganz mit bei den heutigen gerissenen Geschäftsmethoden. Jetzt beschäftigt er bloß noch sechs Mann, irgendwo in Barmbeck. (Später hat Lotte verstanden, daß wohl auch die Entmutigung des alten Mannes zu seiner "Verkleinerung" beigetragen hat, da er immer mehr die Hoffnung schwinden sah, jemals den Sohn an seiner Seite zu haben.)

Launig erzählt Redy, wie seine Mutter ihn einmal, als er noch nicht zur Schule ging, Milch holen geschickt hat; mit einem Dreimarkstück, da sie kein Kleingeld hatte, und er hat sich für den ganzen Taler ein prächtiges Segelboot gekauft. Sein Vater war so begeistert von dem Geniestreich seines Sprößlings, daß er noch am selben Nachmittag mit ihm an die Elbe gefahren ist, um das Boot zu Wasser zu lassen.

"Tja," meint Redy philosophisch, "hätte mein Alter mir damals gehörig den Hintern versohlt, dann wäre ich vielleicht ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden und würde ihm jetzt helfen, sechzig statt sechs Lohntüten zu füllen. Gott segne ihn! Dabei muß ich zugeben, diese Arbeit, die Herstellung von Maschinenteilen, wäre noch die einzige, die mich passionieren könnte – außer Autofahren und Fliegen, selbstverständlich. Wenn du da so an deiner Drehbank sitzt und dirigierst deine Düse oder deinen Kolben oder was es gerade ist, und sssiiit – die dünne Stahlspirale saust da runter, und du mußt

es in den Fingerspitzen haben, daß dein Ding genau auf den Zehntelsmillimeter paßt – das macht Spaß, kann man nicht anders sagen. Aber das nun etwa acht Stunden jeden Tag, und dann würde ich wahrscheinlich mehr auf dem Kontorbock rumrutschen müssen, und das von der Wiege bis zur Bahre, bloß um mein tägliches Beefsteak mit Bratkartoffeln zu erobern – nee danke, nicht für mich. Da zieh ich bei weitem die Eventualität der bereits erwähnten Promenade im Schlackschnee vor. Aber, davon abgesehen: die Welt gehört uns! Prost Freiheit!”

Lotte ist etwas beschämt: so weit hat sie ihren Freiheitsdrang noch nicht beweisen brauchen.

Die mächtige Halle des Hauptbahnhofs tönt wie eine gigantische Riesenmuschel von dem brausenden Gewühl des Pfingstsonnabendverkehrs.

Lotte mischt sich nicht in das Gerenne und Geschubse da unten. Sie steht ganz oben auf der breiten Treppe, die von einem der Fernbahnsteige zur Wandelhalle führt, gestrafft wie eine Bogensehne von klingender Erwartung. Eben ist der Zug aus Kopenhagen eingelaufen. So lange hat Heyo nicht geschrieben, und plötzlich ein Telegramm –

Sie zittert auf und preßt ihre Last leuchtender Blumen fester an sich: da steigt er zu ihr herauf, hoch und schlank. Die mächtigen Flammen seiner Augen in dem schönen, lächelnden Gesicht – höher, näher – . Es erschüttert sie bis in die Herzwurzeln. Und dann hält Heyo sie in seinen Armen – . Oh, wie hat sie nur so lange leben können ohne ihn!

In dieser Nacht erst weiß sie, wie es ist, von Heyo geliebt zu werden. Es ist wohl auch ein Zorn in ihm, oder ein Schmerz – . Er zerbeißt ihr die Schulter.

Sie hatte ihm geschrieben, daß es geschehen ist und daß sie nicht wußte, daß er sie schonte.

Als das Telegramm kam, war nicht viel Zeit zu verlieren, und Lotte hat kurzentschlossen bei dem Besitzer der Nachbar Zimmer genommen, der gelegentlich der K.P.D. teuer bezahlte Dienste leistet.

Sie ist so dumm, daß sie sich die Bedeutung einiger Worte in Heyos Telegramm erst erklären lassen mußte: “Bringe genügend Kronen.” Die Mark steht schon so schlecht, daß man mit einer Handvoll Dollars oder Kronen den Teufel tanzen sehen kann. Was sie auch nach Herzenslust tun.

Mittags, während sie im Uhlenhorster Fährhaus essen, kommen Redy und Bobby vorbeigeschlendert. Es war nicht vorgesehen, aber es ergibt sich ganz von selbst, daß sie beieinanderbleiben. Zu viert fahren sie in der Taxe rund um die Außen- und Binnenalster, um ein Segelboot aufzutreiben – alle sind vermietet bei dem strahlenden Pfingstwetter –, und bestechen schließlich einen Angestellten, daß er ein zurückkommendes Boot festhält und sie telefonisch auf der Alsterlust benachrichtigt. Und dann sitzen sie unter den knarrenden Segeln, Heyo und Redy sind tüchtige Seilmaaten, und Lotte möchte schreien vor Lust, wie das schrägliegende Boot die graue Seide der weiten Wasserfläche schäumend aufschleißt, mit gleichmäßigem Singen, und der Wind und die Sonne...

Die vier sind unzertrennlich die zwei Tage und schon von Mittag an einen Hauch beschwipst. Einmal, in einem Café, finden sie sich mit einem Hypnotiseur zusammensitzen, den Bobby irgendwie kennt. Er will Lotte hypnotisieren, die gelassen und ehrlich passiv in ihrem Sessel lehnt. Er strengt sich gewaltig an, aber schließlich muß er es kopfschüttelnd aufgeben. Ist es, weil Heyos zwingende Augen sie die ganze Zeit nicht loslassen, oder

ist sie kein geeignetes Medium? Sie wäre recht stolz zu denken, daß sie nicht so ein Frauenzimmer ist, das man hypnotisieren kann; aber lieber noch ist ihr der Gedanke, daß Heyo seine Augen wie einen Schild vor sie gehalten hat.

Alsterlust, Segeln, Uhlenhorster Fährhaus, Segeln, Tanzbars, Kaiserhof, Nachtlokale... Plötzlich kann Lotte "modern" tanzen. Endlos tanzt sie, allein oder mit Heyo, zu der neuen, verrückten Jazzmusik. Sie spürt, wie man ihnen zusieht; finden die Leute es schön oder lächerlich? Das ist ihr egal. Sie findet es herrlich, und der kaltschnäuzige Bobby sagt ganz begeistert, man müsse sie jeden Tag leicht unter Alkohol setzen und ihr dann beim Tanzen zusehen.

Lotte ist in ihrem Element. Zu ihren Seiten hat sie die zwei Männer, die sie liebt und die sie lieben, und noch den geistvollen Bobby obendrein. Der schüttelt hin und wieder den Kopf: wenn das man gutgeht! Die strahlende Unbefangenheit, mit der diese Frau zwischen ihren beiden Männern dahingeht, als wäre diese Situation das Natürlichste auf der Welt! Eine Hexe ist dies Frauenzimmer: sie hat eine Art, ihre kleine und breite Hand mit den langen, feinmodellierten Fingern auf die Lehne ihres Sessels zu legen, daß einer, der einen Meter entfernt sitzt, sich ganz persönlich beklemmend irgendwo gestreichelt fühlt; und garantiert auch nur derjenige, der damit gemeint ist; aber der andere sieht es doch. Es ist wahr, Heyo ist absolut der Privilegierte, Redy wird ein bißchen behandelt wie ein guter Kumpan, wie der großzügige Ehemann, der mit einem offenen Dreieck einverstanden ist und deswegen mitmachen darf. Die beiden Männer sind voll einfacher Korrektheit zueinander, ohne in störende Steifheit zu verfallen. Aber das ist doch die verkehrte Welt! Und spürt denn diese Teufelslotte in ihrem unbekümmerten Sichlebenlassen nicht Redys steigende, schwer beherrschte Nervosität? Und dieser Heyo ist schließlich auch nicht für zwei Tage aus Dänemark rübergekommen, um auch nur die Gegenwart seiner Geliebten mit einem andern zu teilen, von dem der sich zumindest denken kann, daß er sie die ganze Zeit haben kann. – Nein, Bobby erfüllt nur seine Freundespflicht, wenn er dabeibleibt, um eventuell als unbeteiligter Dritter den Löschapparat zu schwingen.

Spät am Abend landen sie in ihrem Nachtlokal. Bald sind sie die letzten Gäste, und Redy kommt vor lauter Verrücktheit darauf, Eier in den Sekt zu schlagen. Heyo und Lotte lassen sich nicht mehr los, sie tanzen langsam und schweigend, wie ineinander festgesogen, in dem engen, dämmerigen Raum. Bobby ist vollkommen in einem Sessel zusammengesunken, er rezitiert Shakespeare und Wedekind durcheinander und klopft von Zeit zu Zeit dem Wirt, der neben ihm über das Grammophon gebeugt sitzt, an den kahlen Schädel: "Herein!" Redy springt auf einen Tisch und tanzt einen komischen Eiertanz zwischen Aschbecher und Weinkarte, und Lotte tanzt selbstvergessen in Heyos Arm, bis er ihr zuflüstert: "Komm!"

Nun warst Du bei mir
Und Fest schwoll auf
Und ließ die Pulse stieben.
Auf blühten alle wilden Sterne unsres Blutes
Und herbstlaubroter Brand
Jauchzt durch der Adern
Blaue Himmelswände.
Ein jedes Tasten unsrer Hände – jedes Ärmelstreifen

War unerhörteste Erfüllung –

Nun sind die trunken vollen Schalen fortgenommen
Und Dürsten tastet in den leeren Raum.
Aber Dein Lächeln steht noch wie ein Regenbogen
Um meine Seele
Und schwimmt, eine schimmernde Blume,
Auf dem dunklen Spiegel meiner Tage.

Nun muß sie sich um Redy kümmern. Der Junge gefällt ihr nicht. War ein bißchen exaltiert gestern. Und abends war er nach einem verrückten Solotanz plötzlich verschwunden, und dann fanden sie ihn in der Küche wieder, ohnmächtig. Hierher hatte er sich wohl verbiestert auf der Suche nach einem andern Ort. Der Boden war scheußlich vollgekotzt; na, er wird dem Mädchen anständig was geben müssen für die Arbeit. Der Wirt meinte, mit sachverständigem Blick: "Akute Alkoholvergiftung." In der Nacht hat sie einmal nach ihm gesehen, da hat er wie ein kleines Kind an ihrer Brust gewimmert, vollkommen hinüber. (Armer Heyo, er hat eine gute halbe Stunde warten müssen. Aber das ging nun mal nicht anders.)

Eine drollige Idee war das von dem Redy: er hat sich auch für die letzten zwei Nächte da eingemietet. "Du, die Zimmer sind aber verdammt teuer," warnte Lotte ihn. Redy schlug sich selbstbewußt auf die Brieftasche: "Der Papa hat. Besorgt, mein Kind, besorgt. Meinst du, ich wollte wie ein armseliger Piefke dastehen vor deinem dänischen Kronenfritzen?"

Nun, zwingen kann sie ihn nicht, da kein Zimmer zu nehmen. "Aber diese Nächte gehören Heyo," sagte sie ruhig. "Das mußt du verstehen."

"Versteh ich voll und ganz. Diskretion Ehrensache, Postkarte genügt."

"Es macht dir doch nichts aus?" – Und er hat sicher verstanden, wie diese nonchalante Frage gemeint war. Er schnipste mit den Fingern: "Für wen oder was halten Sie mich, Frollein?" – Also. Er verbirgt ihr ja auch nicht, daß er seine Tamara nach wie vor liebt, und er hat noch nie behauptet, daß er Lotte liebe. "Eine kleine Sommerliebe" nennt er dies zwischen ihm und ihr. Nicht atemberaubend originell, aber man tut, was man kann.

Als sie vom Bahnhof und einem langen einsamen Spaziergang zurückkommt, findet sie Redy angezogen, nur noch sehr blaß und mit scharfen Zügen.

"Ich behalt dies Zimmer noch für ein paar Tage," sagt er plötzlich unvermittelt.

"Du bist meschugge! Ich denke, du hast ein Zimmer bei deinem Freund Fritz?"

"Gehabt. Da – kann ich jetzt nicht mehr hingehn. Verscherzt, das ist in diesem Fall ein äußerst treffender Ausdruck. Komm, wir gehen raus. Hier erstickt man."

Da wird wohl wieder eine Beichte kommen... Und unmerklich gleiten ihre Gedanken zurück zu den letzten Stunden mit Heyo, wie in eine heimliche Umarmung.

Schweigend gehen sie nebeneinander her, bis sie in die stillen Villenstraßen am Kanalufer kommen.

Mit einem Mal sagt er neben ihr: "Ich hab Geld unterschlagen."

Das rammt ihre Füße im Boden fest und wirft ihren Oberkörper herum: "Du hast –"

"Ja. Tausend Mark. Oder auch zweitausendzweihundert Mark. Wie mans nimmt. Und meinen einzigen Freunden. Und die Vertrauen zu mir hatten."

Fassungslos starrt sie in sein bleiches, unglückliches Gesicht. Aber dann begreift sie, wie ihr entsetzter Ausdruck ihn quälen muß, und setzt sich wieder in Bewegung. Sie bemüht sich, ruhig zu sprechen. "Wie hast du denn das gemacht? Und warum? – Junge!" setzt sie mütterlich warm hinzu, um ihm Mut zu machen.

"Tja, ich brauchte doch Geld diese Tage. Und ich wollte auch nicht immer zu euch zum Essen eingeladen werden, wie ein armer Verwandter. Denen da, Fritz und Eva, kann ich auch nicht dauernd am Tisch liegen. Erst ging es auch – ja, das erste war eigentlich keine Unterschlagung – vielleicht. Das war – also, es war so: wir haben da eine Organisation, viele jüngere Kameraden, jüngere Sozialdemokraten meistens, für Theaterbesuch, Sport und all sowas. Na, die Einzelheiten – ist ja egal. Fritz Theiss ist da der Obermacher. Und weil ich Zeit genug habe, hab ich die Buchführung und die Kasse zu verwalten gehabt. Auch alles immer sehr ordentlich gemacht. Und nun hab ich vor kurzem eine Abrechnung zu machen – stellt sich heraus, daß ich zuviel in der Kasse habe. Tausendzweihundert Mark zuviel. Nichts zu machen. Fritz sagt: 'Mußt dich geirrt haben, rechne man nochmal nach. Das muß unbedingt stimmen.' Ich hab nochmal nachgerechnet – ich weiß nicht, wo ich meine unglücklichen tausendzweihundert Mark hinstecken soll. Muß unbedingt stimmen – schön, ich habs stimmend gemacht. – Aber ich sage dir, ich weiß nicht, wo das Geld herkommt, meine Rechnungen stimmten wie auf der Präzisionswage. Schön, ich hab es – genommen, und ich fand es nicht sehr ordentlich von mir. Das war zwei Tage vor Pfingsten. Dann kamen diese verrückten Tage, am ersten Tag ist mir das Geld ausgegangen, und da... Ich wollte – ich kann mich doch von dem nicht freihalten lassen! Da bin ich gestern morgen nochmal gegangen und hab tausend Mark aus der Kasse genommen. Das war schon eine glatte, offene Unterschlagung. Und jetzt stimmen die Rechnungen nicht mehr. Und ich will sie auch nicht stimmend machen. Und ich kann mich da jetzt nicht mehr sehen lassen. Und ich bin ein Schuft vor meinen besten – einzigen Freunden."

Lotte hat den Schritt angehalten, als er von Pfingsten sprach. Nun geht sie weiter neben ihm her. Sie hätte ihm sagen können, daß er sich eigentlich selbst eingeladen hat und daß – und was sie ihm sonst noch alles hätte sagen können. Aber das weiß er doch alles selbst, das sieht sie an seinem unglücklichen Gesicht. Einem Menschen Moral predigen, das macht ihn nicht besser und das hilft ihm nicht. Aber was er sich da eingebrockt hat – !

"Ich kann nicht in Hamburg bleiben. Hier kann ich mich nicht mehr sehen lassen," sagt er zwischen den Zähnen. "Ich geh fort."

Entschlossen bleibt sie stehen. "Dann geh ich mit dir," sagt sie in einem spontanen Elan von Ritterlichkeit.

Kapitel 14

Bei Lott ist kein Ding unmöglich.

gezeichnet : Lotte.

Die Reise wird eine Katastrophe von einem Ende bis zum andern.

Oh, Redy ist nicht auf blauen Dunst hinausgefahren. Sie werden Rezitationsabende geben, vor allem Hermann Löns. Und sie werden in Bleicherode anfangen, da hat er einen Freund, Musiker – ein Unikum. Wer weiß, vielleicht können sie ihn begeistern mitzumachen. Mit seiner Geige würden sie ein wunderbares Trio abgeben.

Sein Freund ist verreist. Macht nichts, sie kriegen den Laden auch allein voll. Redy läuft herum, bestellt Plakate, Eintrittskarten, mietet einen Saal. Das Dumme ist, daß sie fast eine Woche warten müssen, der Drucker und der Saalbesitzer haben ihm gesagt, außer am Sonnabend würden sie kaum Leute hereinkriegen. Allzuviel wird von diesem ersten Abend nicht übrigbleiben; viel Hoffnung auf einen gefüllten Saal macht man ihnen nicht bei dem herrlichen frühen Sommerwetter, und von den Einnahmen müssen erstmal der Drucker und die Saalmiete bezahlt werden. Aber wenn sie dann eine Besprechung ihres Abends haben, um damit im nächsten Städtchen Reklame zu machen . . .

Qualvoll ziehen die Tage sich hin.

Sie nehmen sowenige Mahlzeiten wie möglich im Hotel, um ihre Rechnung nicht zu sehr anschwellen zu lassen. Bei Tage gehen sie in die Berge und kaufen unterwegs ein paar Brötchen; sie haben ein Quellchen entdeckt, an einem zauberhaft schönen Platz.

Auch ohnedies wäre das Beisammensitzen in dem engen Hotelzimmer unerträglich gewesen; nur den ersten Tag ist Redy munter gewesen, aufgedreht durch seine Geschäftigkeit; jetzt hat er sich völlig in Verdüsterung versacken lassen. Unbeweglich, deprimiert hockt er stundenlang da und starrt vor sich hin.

Aber draußen wird es nicht besser. Wie eine dicke, undurchdringliche Pestwolke trennt das lastende Schweigen sie von den friedlichen Halmen, die in der Sonne funkeln, und von den wilden Hyazinthen, die ihre duftenden Kelche wie stille Märchen auftun.

Seine gedrückte Stimmung ist ihr ein ätzender Vorwurf: ist sie denn so wenig, kann sie so wenig tun und sein für einen Menschen, daß er nicht froh sein kann mit ihr? Warum kann sie nicht heiter und leicht sein? So drückt das Unglücklichsein des einen das des andern in immer tiefere Oktaven.

Niemals hat Charlotte später entwirren können, was in ihren Leiden dieser Wochen die beginnende hoffnungslose Liebe zu Redy war und was der verletzte Stolz und Trotz;

und wieviel Trotz, ihren Willen durchzusetzen, in ihrer Liebe zu Redy. Wenn sie auf diese Periode zurückblickte, kam es ihr ganz so vor, als passe darauf sehr gut der bekannte Witz von der jungen Frau, die sich *so* unglücklich fühlt in ihrer Ehe; "Warum haben Sie ihn denn geheiratet?" – "Ja, meine Eltern waren doch so sehr dagegen!" – Und er auch, fügte sie für ihren Fall hinzu.

Sie hat auch nie gewußt, wie weit Redys unglückliche Stimmung durch den Gedanken an seine Unterschlagung verursacht war, und wie weit durch die Sehnsucht nach seiner Tamara. Sie findet, durch sein freiwilliges Exil sei sein Vergehen schon zum Teil gesühnt. Und mit ihrem beschränkten Weiberverstand sieht sie nur seinen Liebeskummer, wenn er alles um sich vergessend finster vor sich hinstarrt und sich abends mit einer hilflosen Verzweiflung in ihre Arme wirft wie in einen Abgrund des Vergessens.

Ihr Stolz ist brennend aufgeschürft bis tief ins rohe Fleisch hinein: sich so machtlos sehen, sie, Lotte! Aber niemals denkt sie daran, dies aufzugeben. Sie hat es sich vorgenommen, sie muß es zu Ende führen. Was – ? Das verwischt sich bald immer mehr für sie. Ihm dienen, für ihn da sein, restlos; ihn wieder froh werden sehen durch sie. Und je schwerer das ist, was sie um seinetwillen auf sich nimmt, umso teurer wird er ihr. Und je tiefer sie ihre Erniedrigung fühlt, umso härter beißt sie die Zähne zusammen: Ich kann alles, was ich will.

In dieser Woche hat Lotte an Heyo geschrieben. "... Meinen Körper habe ich Redy gegeben, weil ich ihm helfen will, und das ist alles, womit ich ihm helfen kann. Es ist keine erfreuliche Aufgabe, die ich mir da gestellt habe. Und ich kann es nur ertragen, weil ich weiß, daß meine Seele Dein ist. Ich habe nicht die seine, sie gehört einer andern. Und so war auch nicht die Abmachung. Sag mir, daß unsere Seelen unverlierbar einander gehören, daß ich mich in die Deine flüchten kann, wenn mir zu schwer ist ..."

Diesen Brief hat Redy gelesen. Lotte zieht die Brauen hoch: er wußte doch, daß er nicht für ihn war! Aber da sagt er: "Bist du nun wirklich so, oder tust du nur so?" Er liegt quer über dem Bett, den Kopf steil gegen die Wand, und sieht sie ungläubig forschend an.

Vor Verblüffung muß sie sich setzen. Sind sie sich denn noch so fremd, daß eine solche Frage möglich ist zwischen ihnen? Und welche Frage! Noch nie ist ihr der Gedanke gekommen, man könne annehmen, daß sie anders tut, als sie ist. Warum sollte sie? (Später ist ihr das mit andern Menschen noch manches Mal begegnet, und in Dingen, die einfacher und eindeutiger lagen als hier; und immer war sie gleich perplex.)

Heyo hat nie wieder geantwortet.

Acht Personen kommen zum Hermann-Löns-Abend. Sie geben ihnen ihr Eintrittsgeld wieder, "damit sie sich nicht fürchten, so allein in dem großen Saal", und kehren ins Hotel zurück.

Für ihre letzten Pfennige lassen sie sich einen Kaffee bringen. Lotte läßt ihre letzte halbe Zigarette in ihren Kaffee fallen; macht nichts, sie trinkt ihn aus. Wer weiß, wann sie wieder einen kriegen werden.

Sie machen ihre Rechnung: Hotel, Drucker, Saal. Eine erkleckliche Summe. Dagegen steht Null.

Nach einem längeren bedrückten Schweigen beginnt Redy: "Na, zum Glück hab ich ja alle Abmachungen getroffen, also bin ich der Alleinverantwortliche."

"Was für ein Witz!"

“Nein, paß mal auf. Wir können uns noch ganz gut da herausschlängeln. Der gegebenen rechtlichen Sachlage nach – an ’n Kanthaken kriegen können sie nur mich. Dir können sie nichts machen. Wenn ich zum Beispiel irgendwie in der Versenkung verschwinden würde – du bist rechtlich für nichts verantwortlich.”

Sie macht große Augen. Was heißt gegebene rechtliche Sachlage? Nach dem natürlichen Moralempfinden ist sie doch genauso verantwortlich wie er, da sie beide die Sache unternommen haben. Daran kann so eine künstliche juristische Konstruktion wie “gegebene rechtliche Sachlage” auch nicht das geringste ändern. Aber da praktisch Redy es ist, der in die Patsche kommen würde, verschweigt sie ihm diesen Gedanken, der beharrlich bestehen bleibt.

Sie beschließen, daß Redy sich bei Nacht sachte auf die Socken macht, ihr einen fingierten Ausreißerbrief hinterläßt, dazu einen für den Wirt. Er wird nach M. tippeln, da hat Lotte eine nette Tante, bei der sie vor einigen Jahren mal die Ferien verbrachte; er soll sie schön von der Familie Babendeerde grüßen, irgendwas erzählen von Wanderung – sicher wird er bei ihr ein paar Tage Unterkunft finden, und abends wird er immer zum Zug gehen, mit dem sie ankommen kann. Tante Agathe darf natürlich nicht wissen, daß sie . . . , das würde die ganze Partie verderben. Und Lotte wird sehen, sich hier so bald wie möglich loszueisen.

Sie wissen beide: der Wirt wird ihr nicht glauben, daß er ohne ihr Wissen “abgehauen” ist. “Aber du bist ja eine wunderbare Schauspielerin, du wirst es ihm schon glaubhaft machen!”

“Na, weißt du,” meint sie zweifelnd, “zu solchen Zwecken habe ich mein Talent noch nicht erprobt, und ich glaube nicht . . . ”

“Ach, du wirst es glänzend machen! Die große Tragödin!”

“Ich prostituiere mich nicht,” sagt sie kurz und beinahe feindlich.

Der Wirt macht ihr einen heillosen Skandal.

Lotte versucht kaum, die Fiktion der “Sitzengelassenen” aufrechtzuerhalten. Sie steht an die Wand des engen Korridors gepreßt und ist dem Weinen nahe, und hilflos zornig, nicht mehr “darüberzustehen”.

Ein junger Mann kommt die Treppe herunter und mischt sich ein. Sie ist ihm im Lauf der Woche schon öfter hier im Hotel begegnet und hat jedesmal seinen beharrlichen Blick auf sich gefühlt. Jetzt sagt er dem Wirt energisch, er habe kein Recht, das Fräulein zu beschimpfen, und außerdem sei der Koffer mit Inhalt reichlich genug als Pfand. Das glaub ich, denkt Lotte grimmig: den besten Lederkoffer hat sie zu Hause genommen, und die vielen Bücher und die schönen Seidensachen und die ägyptische Miniatur – sie wollte anständig sein und hat nur das Nötigste genommen, aber jetzt ärgert sie sich darüber, weil der Kerl so pöbelt.

“Machen Sie mir meine Rechnung, ich kündige Ihnen ab sofort,” sagt ihr ritterlicher Beschützer; und er bietet Lotte an, ihr ein Zimmer in einem andern Hotel zu nehmen.

Sicher ist er nicht aus reiner christlicher Nächstenliebe so großzügig. Lotte macht sich steif. Aber er weiß so unbefangen und heiter taktvoll ihr das Gefühl zu geben, daß er spontan und ohne Berechnung nur der Werbende ist, daß sie ihm in ihrer natürlichen Dankbarkeit ganz von selbst in den Arm fällt.

Er ist Reisevertreter, aber noch jung und vielleicht deswegen noch nicht verkommen in der platten Routine dieser Rasse.

Die Nacht, die sie mit dem unkomplizierten Mann verbringt, ist in ihrer unbeschwerten Sinnlichkeit wunderbar ausruhend nach der seelischen Gezertheit der letzten Woche. Kein leisester Mißton. Und in der einfachen animalischen Zärtlichkeit, die die Entspannung ganz natürlich mit sich heraufführt, erkennt Lotte mit staunendem Glück, wie nahe ihr für eine flüchtige Stunde dieser fremde Mensch ist, an den nichts sie hält und mit dem zu bleiben sie nicht den leisesten Wunsch hat. Er rührt dich an mit seinen Fingerspitzen, nur noch brüderlich dankbar für die gemeinsam erlebte Lust – und da ist die harsche Panzerkruste der wilden Einsamkeit von dir genommen. Ihr seid gut zueinander, wie Menschen sonst nicht gut zu sein vermögen, euer Lächeln ist wie von Kindern, die das Böse nicht kennen, und ihr seid eins in eurem einfachsten und tiefsten Menschsein.

Mit seiner Meinung über Redy hat er nicht hinter dem Berg gehalten.

“*Sie* hätte er gehen lassen müssen und selbst die Suppe auslöffeln!”

“Ich habe es so gewollt,” trotzt sie. “Und der Drucker und der Saalbesitzer?”

“Na, hätte er sich mit denen eben auseinandersetzen müssen. Sie haben es so gewollt! Guck mal an! Auf sowas geht doch kein Mann ein!”

Er bittet sie, “ihm noch einen Tag zu schenken”, und sie schämt sich ein wenig, daß in ihrer Einwilligung die Überlegung mitspielt: das ist für sie praktisch; sie hat keine Ahnung, wann Redy bei Tante Agathe ankommen kann.

Am letzten Morgen, als er ihr beim Frühstück gegenüber sitzt, knöpft er sie sich vor: “Was denken Sie jetzt zu tun?”

Sie sieht ihn etwas kleinlaut an: “Ich geh auch nach M., da treffen wir uns.”

“Nun seien Sie mal ein vernünftiges Mädchen und hören Sie mal einen Moment ruhig zu. Ich weiß natürlich, man kann Ihnen – naja, kein Geld anbieten. Pscht – ganz stille. Klar. Aber Sie werden mir erlauben, Ihnen etwas zu geben, damit Sie hier rauskommen. Keine Sperenzien!” Und er macht ein ganz grimmiges Gesicht. “Ich bin ein Mann, und ich lasse eine Frau, die mit mir geschlafen hat, nicht im Kakao. So. Ich rate Ihnen: lassen Sie den Bruder sausen – oder lassen Sie ihn nicht sausen, das ist Ihre Sache. Aber fahren Sie jetzt erstmal hübsch brav nach Hause. Der wird schon so oder so auch wieder angetrudelt kommen.” Und er gibt ihr genügend Geld für die Reise nach Hamburg.

Unten vor der Gaststube an einem Tischchen sitzen der Saalbesitzer und der Drucker, zwei unsympathische bierbäuchige Kerle. Sie scheinen auf sie gewartet zu haben. Hätte sie kein Geld gehabt, so hätte sie den Kampf mit ihnen aufgenommen. Sie weiß, daß es Schwäche und sogar Feigheit ist: sie schmeißt ihnen alles hin, was sie nicht zu der Fahrt nach M. nötig zu haben glaubt. Schließlich haben die Leute doch ein Recht, bezahlt zu werden. Ihr guter Helfer, der der Szene zugesehen hat, knurrt zwischen den Zähnen: “Weibervolk!” und geht wütend davon.

Lotte ist aufrichtig bekümmert, den freundlichen Mann so verärgert zu haben. Eigentlich ist es ja sein Geld, und er hat von ihr verlangt, es nicht dafür rauszuschmeißen; sie ist dafür nicht verantwortlich – punktum. Ach ja, sie ist feige.

Während sie auf den Zug wartet, denkt sie dankerfüllt: welch ein Glück sie doch immer hat, so anständigen Menschen zu begegnen.

Dann sind sie in Hannover. Auch hier kennt Redy Leute, und die sagen ihm klipp und klar, daß selbst in der Hermann-Löns-Stadt zu dieser Jahreszeit zwei unbekannte Größen “keinen Schwanz in einen Saal hineinziehen werden”.

Redy war glücklich, als er Lotte am Bahnhof von M. traf – wie das sie froh machte! Tante Agathe hat dem netten und wohlgezogenen jungen Mann, der so interessant zu plaudern versteht und der offensichtlich ihre Verwandten in Hamburg so gut kennt, etwas vorgeschossen, damit er per Bahn nach Hamburg zurückkehren kann; von wo er ihr natürlich die Schuld sofort begleichen wird.

Da sitzen sie nun in der Jugendherberge von Hannover. Das Geld ist alle. Nur Zigaretten haben sie noch in Hülle und Fülle: die hat Lotte gestohlen. Es war ein heller Wahnsinn, und sowie es geschehen war, begriff sie selbst nicht, wie sie es hatte wagen können. Sie hatte noch eine Nacht in M. in einem Gasthaus zubringen müssen, damit Redy sich ohne unvornehme Eile von Tante Agathe verabschieden und ihr geschickt seine momentane Geldverlegenheit suggerieren konnte. Da saß Lotte frühmorgens in dem einfachen Gastzimmer, nahe der Theke; der Wirt war in der Küche verschwunden, um ihr einen Kaffee zu wärmen, und hatte die Tür offengelassen. Auf einem Regal hinter dem Schanktisch sieht sie einen Stapel von großen Zigaretenschachteln – je hundert. Sie erhebt sich, geht hinter den Schanktisch, an der offenen Küchentür vorbei, nimmt eine Schachtel und setzt sich wieder auf ihren Platz. Wenn der Wirt den Kopf gewendet hätte, hätte er sie gesehen. – Lotte hat sich nachher bloß gewundert, daß da wirklich Zigaretten drin waren; richtig wäre es gewesen, wenn es eine Attrappe gewesen wäre, denn korrekt war es nicht von ihr: der Wirt war ein netter Mann, er ist extra früh aufgestanden, um ihr den Kaffee zu machen.

Und da sitzen sie nun mit ihren Zigaretten, und ohne Geld. Und sie sind wahrhaftig so sparsam wie möglich gewesen.

Abends erhebt Redy sich, entschlossen: mal sehen, was besorgen. Nach Stunden kommt er zurück, enttäuscht, niedergedrückt, mit leeren Händen.

Lotte ist maßlos erstaunt. Sie hat mit Spannung dagesessen, überzeugt: wenn er sagt, dann tut er. Sie war nur neugierig: wie. Aber dann regt sich mütterliches Mitleid in ihr, und der Stolz der Verantwortlichkeit: Laß man, mein Junge, ich gehe. *Sie wird* was bringen, das steht eisenfest.

Es ist spät in der Nacht. Langsam geht sie eine einsame Allee entlang. Wenige Laternen; der tiefe Mond sendet sein rauchiges Licht zwischen die schönen Stämme. Ein Betrunkener kommt ihr schwerfällig entgegen, bleibt vor ihr stehen im Licht einer Laterne, mit lallenden Kavaliersworten. Gut angezogen. Eine goldene Uhrkette blinkt auf dem fetten Bauch. Sie läßt sich mitziehen zur nächsten Bank; mit eins weiß sie, was sie will.

Da sitzt er, gemein hingeräkelt, und versucht, ihren Kopf zwischen seine prallen Schenkel zu stoßen. Kein Mensch im weiten Umkreis.

Lotte ist kalt und klar und hart wie Glas. Ein wenig gibt ihr Kopf seiner pressenden Hand nach, damit er glaube... Oh, nicht zu tief, der Geruch – . Ihr ganzes Hirn ist in die Fingerspitzen gesammelt: leicht und präzise knüpfen sie die Uhrkette aus dem Westenknopfloch, ziehen ganz sacht die Uhr aus der Tasche –

und erhebt sich, jeder Zoll Entrüstung, und läuft. Erst als das rülpsende enttäuschte Schelten und Rufen in der Dunkelheit wie hinter einem dicken Tuch versinkt, werden ihr die Knie weich, und sie beginnt am ganzen Körper zu zittern.

Aber sie hat eine goldene Uhr. Geschieht ihm recht, dem Schwein.

Wie wohl es tut, Redys Aufatmen zu spüren, als er erfährt, wie es zugegangen ist. Und seine Bewunderung: “Die Schülerin übertrifft den Lehrmeister.”

“Weißt du,” lacht sie, noch erregt, “als Kind hab ich oft bei meinem Vater das kleine Ding an diesem dünnen letzten Ring auf- und zugeknipst, da hab ich nicht gedacht, daß

es eine Vorübung zu sowas sein würde!”

Gleich am nächsten Morgen ist Redy die Uhr versetzen gegangen, zu verkaufen wagte er sie nicht, sie ist graviert, und man kann nie wissen – . Sie hat lächerlich wenig ergeben. Mit dem Pfandschein zünden sie sich eine Zigarette an und machen, daß sie aus Hannover fortkommen.

Und wie soll es nun weitergehen? Das wissen sie beide nicht. Redy besteht darauf: nach Hamburg zurück – unmöglich. Da gibt es für Lotte keine Diskussion. Sie ist seinetwegen mitgekommen.

Sie wandern. Sie essen sowenig wie möglich, um das Geld dauern zu machen. Herrliche Sommertage, und hin und wieder wird auch Redys Stimmung ein wenig gelockerter.

In einem kleinen Städtchen an der Weser wird Redy krank, eine Art Grippe. Er hat sich wohl erkältet, als sie nach einem heftigen Gewitterregen noch stundenlang in den durchnässten Kleidern weitergingen.

Eine Krankheit ist immer eine willkommene Gelegenheit für eine liebende Frau, mütterliche Fürsorge zu entfalten. Es tut Lotte beinahe leid, daß er schon nach ein paar Tagen wieder auf ist. Sie hätte es ihm an nichts fehlen lassen – sicher. Für einen Kranken tut man leichter dies oder das.

Die Uhr ist aufgegessen. Redy redet noch vage von Hermann Löns: in dem Städtchen ist ein Lehrerseminar, da sollte doch Interesse sein – ; aber sie glauben beide nicht daran, und sie tun auch nichts dafür. Zu gründlich haben sie sich das erste Mal die Finger verbrannt.

Sicher ist es nicht die materielle Klemme, oder doch nur in sehr mittelbarem Zusammenhang damit – wieder wird Redys Stimmung unertragbar. So, daß Lotte eines Tages hinausrennt: bloß alleinsein – ihn alleinlassen. Nach Stunden wendet sie sich zum Rückweg, müde und hungrig, den Kopf tiefer geneigt als es so schon ihre Gewohnheit ist. Da hält neben ihr ein leichtes, blinkendes Gefährt, der Herr auf dem Kutschbock fragt höflich, wohin sie will. Oh, das ist gerade sein Ziel. Und er bittet sie einzusteigen.

Er ist Notar in dem Städtchen, und genau so sieht er auch aus. Nicht mal unästhetisch, “im besten Mannesalter” und ohne Bauch, aber so holzig.

Der Weg ist weit, das Pferdchen geht im gemächlichen Trott. Hamburg, Berlin sind immer ergiebige Anknüpfungspunkte für ein Gespräch.

Es dauert nicht lange, da macht der Herr Notar Stielaugen. Sowie die Affen sehen, daß eine Frau raucht – . Und gerade dann hat man Lust, ihnen das Gegenteil zu beweisen. Was man sich leider nicht immer leisten kann.

Mit bewußt naiver Offenheit erzählt Lotte, daß sie in diesem Ort hängengeblieben ist, mit einem Kameraden, weil er krank wurde; und dabei ist ihnen das Geld ausgegangen. Es stellt sich heraus, daß der Herr Notar sie schon bewundert hat, eines Tages, als er einen Spaziergang machte; sie sonnte sich am Ufer der Weser nach dem Baden. – Oh, er wäre natürlich glücklich, wenn er sich erlauben dürfte... Und vor allen Dingen wäre er glücklich, wenn sie ihr interessantes Gespräch noch weiter fortsetzen könnten, man trifft so selten modern denkende und vorurteilsfreie Menschen in dieser Gegend. Aber wie – ? Natürlich, er muß auf seine Reputation sehen, die Menschen sind ja so schlecht –

“Sie könnten zu mir in die Jugendherberge kommen,” sagt Lotte unbefangen, den Blick auf dem Pferderücken. Sie ärgert sich, weil sie ihr Gesicht wie aus Stein fühlt.

“Und – Ihr Kamerad?”

Hochmütig sieht sie auf: "Mir hat kein Mensch Vorschriften zu machen." Und dann beschreibt sie harmlos, daß diese Jugendherberge mehr Komfort bietet als die meisten, die nur aus einem einzigen Raum bestehen; hier gibt es einen kleinen Vorplatz, von dem man rechts in ein Zimmerchen kommt, mit einem Bett, wahrscheinlich für die Führer von Jugendgruppen gedacht. "Wir haben uns im großen Raum installiert, da ist mehr Luft, und zum Glück sind wir ganz allein da."

Sie haben sich vollkommen verstanden unter ihren harmlosen und wohlerzogenen Worten. Kurz vor dem Städtchen hält der Herr Notar an und bittet Lotte abzusteigen: die bösen Zungen, nicht wahr?

Spät in der Nacht, zur verabredeten Stunde, öffnet sie die Pforte zu dem verlorenen Gäßchen; gerade kommt er angeschlichen. In seiner Notars-Aktenmappe bringt er vier Flaschen Wein. Offenbar hat er die taktvolle Absicht, den Kameraden besoffen zu machen. Da kennt er allerdings Redy nicht.

Der, mit gezerrten Zügen, hat sein Monokel eingeklemmt, seine Stadtkluft angetan, und es gibt eine zeremoniöse Vorstellung zwischen den klobigen Pritschen und dem ungehobelten Tisch – Lotte kann ein nervöses Lachen kaum verbeißen.

Die Unterhaltung geht wie auf Eiern, und nur langsam leeren sich die Flaschen. Von Zeit zu Zeit blinzelt der Notar ihr zu; Lotte sieht es nicht.

Nein, man muß mehr Leben in die Bude bringen. Wie die dasitzen – wie auf ihrem eigenen Begräbnis. *Wer* wird denn schließlich hier begraben? Und als sie einmal angefangen hat zu lachen und in Geist zu machen, kann sie überhaupt nicht mehr aufhören. Dabei ist sie nüchtern wie ein mittelalterlicher Mönch vor dem Abendmahl. Der Herr Notar taut sichtlich auf, aber welch ein geistloser Stock! Redy wird immer mehr zu einem Eisklotz, verzieht nur sarkastisch den breiten Mund.

Was will er denn? Wenn es ihm zuviel ist, hätte er es vorher sagen müssen, jetzt ist es zu spät.

"Welch ein Geist!" schmeichelt der Gast. "Man möchte Ihnen stundenlang zuhören." – Kannst du haben, denkt sie, und lacht.

Endlich erhebt sie sich. "Ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen."

Im Zurückwenden sieht sie Redys Züge, blaß und fassungslos wie ein zusammengewrungenes Laken. Sie hat ihm doch gesagt, sie werde auf keinen Fall... Glaubte er ihr nicht?

Lotte hört nicht auf zu lachen. Jedesmal wenn der Notar ernst machen will, stiebt sie einen neuen Scherz heraus und eine Kaskade von Gelächter. Zu Anfang lacht er mit, aber dann wird er nervös, endlich wütend: "Ich kann doch nicht, wenn ich lache," zischt er.

Und Lotte will sich ausschütten.

Drüben hört man Redy ruhelos hin- und hergehen.

Unter Scherzen und Lachen vergeht die Zeit schnell, sagt man. Lottes Hirn arbeitet unter Hochdruck, um immer wieder Witze zu produzieren, gute, schlechte – egal; und im Gesicht fühlt sie wie einen Krampf von dem unaufhörlichen angestregten Gelächter.

Nirgends hat sie es gelernt oder gelesen, es ist wie ein Instinkt: es ist unmöglich, eine Frau zu begatten, während sie Kalauer erzählt und sich vor Lachen schüttelt.

Sie braucht sich nur die Situation objektiv vorzustellen, dann keimt eine böse Lustigkeit in ihr auf, daß das Lachen ganz von selbst herausschießt.

Und immerfort die Schritte von Redys genagelten Stiefeln drüben.

Die Zeit geht, die Zeit geht, Lotte lacht und zieht auch den Mann immer wieder in ein widerwilliges Gelächter. Allmählich kommt in ihr eine wilde Freude auf: bald ist es

überstanden. Und sie lacht mit neuem Mut.

Wenn Redy nur nicht immer da herumgehen wollte! Es ist so schon entnervend genug.

Endlich gibt der Notar auf. Gut, daß er solche Angst vor Skandal hat. Sie geleitet ihn zur Tür, sie verabschieden sich mit eisiger Höflichkeit.

Lotte blinzelt unter dem rohen Licht des großen Raumes (schonungsvoll hat sie das Führerzimmer im Dunkeln gelassen) und fühlt plötzlich die häßliche Grimasse, die das freudlose Lachen in ihre Züge gekerbt hat. Sie sieht Redys entstelltes Gesicht und die Augen, schwarz in tiefen Ringen.

“Na, du hast dich ja schön amüsiert,” fährt er sie an.

Sie wirft den Kopf hoch. “Natürlich, ich hab es vorgezogen, mich zu amüsieren statt mich zu prostituieren,” gibt sie brutal zurück. Sie läßt sich auf einen Hocker am Tisch fallen und schirmt mit den Händen das schmerzende Gesicht gegen das erbarmungslose Licht.

Bloß jetzt nicht anfangen zu heulen, dann... Es sind ja nur die Nerven.

Und jetzt muß sie dem Unglücksknaben noch erst erklären, daß “nichts passiert ist”.

Irgendwo hinten in ihrem Schädel zerrt ein dünner, aufdringlicher Gedanke: nicht prostituiert – ? Sie schüttet ihn zu. Jetzt ist keine Zeit für solche Feinfühligkeiten: Einer muß es doch ranschaffen, auf irgendeine Weise, nicht? Und ich habs nun mal auf mich genommen. Ich kann alles –

Tja – nun hat sie ja aber gar nichts rangeschafft – . Nun, das ist eben Pech. Sie hat getan, was sie konnte. Was sie konnte, wahrhaftig.

Sie haben sich für eine Weile getrennt. Mal jeder sein Glück allein versuchen. Sowie der eine was erreicht hat, wollen sie wieder zusammenkommen. Sie präzisieren nicht, wie und was.

Immer wieder hat Redy fantasiert: wenn sie besser in Schale wären und ein bißchen Betriebskapital hätten, dann würden sie in die großen Spielzentren fahren, Monaco oder so, ein großes Abenteuererleben führen. Er findet, sie beide seien dafür wie geschaffen. Skeptisch hört Lotte ihm zu; nach ihren bisherigen Erfahrungen kommt sie sich nicht sonderlich geeignet dafür vor, und er ebensowenig. Kostet zu teuer. Ach, Möchter und Nichtkönner.

Rings um das Städtchen hat der Verschönerungsverein Bänke aufgestellt, an den wirkungsvollsten Aussichtspunkten. Nur hält er sie nicht gut instand; die, auf der Lotte sitzt, hat eine ganz schiefhängende Rückenlehne.

Die Dämmerung filtert ihren besänftigenden Puder über Nähe und Ferne. Endlos ziehen sich die Minuten.

Lotte muß sich zwingen, da ruhig sitzen zu bleiben. Es ist nicht anders möglich – man wird kommen und sie wegen Zechprellerei verhaften. Und sie schmäht sich: wie kann man solch eine klägliche Angst haben! Nein, sie ist nicht gemacht für ein solches Leben; es ist beschämend, man müßte darüberstehen, all dies als heiteres Abenteuer nehmen – und da sitzt sie und zittert vor jedem leisen Lüftchen in den Blättern hinter ihr.

Da kommen wirklich rasche Schritte heran. Jetzt –

Eine junge Stimme sagt: “Wir sind es.” Und sie stellen ihren Rucksack neben sie auf die Bank. “Das wäre geschafft.” Und mit ihrer Gegenwart fühlt Lotte sich wieder eingereiht in die Gemeinschaft der Menschen.

“Großartig ging es!” An der heiteren Stimme und an den Umrissen der Gestalt erkennt sie den kleinen sommersprossigen Rotkopf. “Wir haben das ganze Zeug an einer langen Strippe aus dem Fenster rausgelassen. Vorne durchgehen konnte man nicht damit, immer war da einer im Weg. – Na, an *die* Expedition werden wir noch lange denken!”

Wie stolz er sich fühlt. Ja, wenn sie längst als wohlbestallte Lehrer auf irgendeinem Dorf sitzen mit Frau und Kind, werden diese vierzehn Tage noch immer als etwas Außerordentliches in ihrer Erinnerung leben.

“Hans ist nicht mitgekommen?” Sie hätte nicht fragen brauchen; sie sieht es ja.

“Nein, er wollte nicht; ist wohl auch besser so.”

Der andere hat geantwortet, dessen hohe Silhouette sie gleich erkannt hatte.

Angeregt schwatzt der Kleine weiter: wie bei der zweiten Ladung die Strippe gerissen ist, und er hat “den ganzen Mantel” von hoch oben um den Kopf gekriegt wie eine riesige doppelte Ohrfeige, und wie...

Unablässig spürt Lotte den intensen Blick des andern auf sich ruhen in dem sinkenden Abend.

“Nun, es wird Zeit.” Sie nimmt den Rucksack auf; und wie die Last angenehm den Körper strafft, fühlt sie sich auch innerlich straffer werden.

“Ja, und da ist... Emil hat schon die Karte genommen, vorsichtshalber. Brauchen sich so wenig wie möglich auf dem Bahnhof sehen lassen, man kann nie wissen... Und da haben Sie noch ein bißchen was für unterwegs. Leider ist es nicht viel – ” Rotköpfchens Stimme schwankt zwischen Verlegenheit und Fürsorglichkeit, und Lotte spürt mit dem kleinen Viereck der Fahrkarte einen zusammengefalteten Schein in ihrer Hand. Sie beißt sich die Lippen.

“Ihr seid feine Kerle, wahrhaftig.”

Ihre Stimme ist weich und warm wie eine zärtliche Hand, und dabei hätte sie am liebsten gebellt vor zorniger Scham. Ewig eine Komödiantin! schreit sie sich erbittert an und will es vor sich selbst nicht wahrhaben, daß gerade ihre Scham ihr diese Mimikri diktiert.

Dann hält sie die lange Hand des schlanken Jungen und sieht in das ernste, hagere Gesicht unter den schweren Abendschatten. Und wendet sich ohne ein Wort zum Gehen.

Hans, Kurt – da hat sie den Konflikt geworfen in zwei junge Gemüter. Und welchen Konflikt!

Die zwei haben sich ernsthaft in sie verliebt von der ganzen jungen Seminaristenbande. Zufällig war es der blonde Hans mit dem etwas weichen, blassen Gesicht, der als erster den Mut fand, sich ihr in die Arme zu werfen. Mein Gott, dies atemlose Glücklichein eines solchen Jungen! Das wäre eine herrliche Aufgabe: Jungens einzuführen; dann hätten sie gleich den richtigen Maßstab und würden nicht mehr in Versuchung kommen, in traurigen Häusern und unappetitlicher Gesellschaft die ersten Erfahrungen zu holen.

Und dann hat Kurt nicht mehr gewollt. Obgleich er nach ihr gebrannt hat – heftiger vielleicht als Hans. Wie die Menschen sich das Leben kompliziert machen! Ohnehin wissen sie, daß weder der eine noch der andere für sie von ernsthafter Bedeutung sein kann; alle haben sie mit Redy gesehen, und sie hat ihnen nie etwas vorgemacht. Kurt ist wahrscheinlich der Wertvollere, auf jeden Fall der geistig Tieferer von den beiden; Hans ist ein bißchen weich und sentimental, leicht bewegt – . Möglich auch, daß Kurt ihr deswegen interessanter scheint, weil er im letzten Terra incognita für sie geblieben ist. Ihn zur Leidenschaft zu wecken – . Aber er muß wohl nach seinem Wesen durch seinen stolzen und

bitteren Verzicht reifen. Manchmal hat sie es an seinen Händen gespürt, daß er sie hätte packen mögen.

Aber wenn die Geschichte so einfach geblieben wäre!

Da hat sie in dem zahlreichen Kreis der jungen Seminaristen gelebt, ganz zufällig war sie, als sie die Jugendherberge nach Redys Abschied verließ, in das Gasthaus geraten, wo einige von ihnen wohnen und wo sie eine Art Klub haben. Nie hat wohl das kleine Vereinszimmer ein solches Leben gekannt. Anfangs wollten die Jungens sich aufspielen, auffahren lassen; die hat sie aber schnell zur Vernunft gebracht. Umso schöner wurde es. Wenn sie nicht im Seminar saßen, waren sie um Lotte versammelt, und man diskutierte. Literatur – mein lieber Schreck, die Jungens haben ja keine Ahnung! Sie hat ihnen eine Liste von modernen Autoren aufgeschrieben. Und sie hat ihnen von ihrer Arbeit am Pranger erzählt und versucht, ihnen mal ein bißchen den Magen auszuräumen von all diesen hanebüchenen Anschauungen, die sie natürlich stracks für ihre eigenen halten, da man sie ihnen vorsorglich schon in die Wiege gelegt hat. Das eine ist sicher: die werden nicht mehr so idiotisch neugierig in irgendeinen Puff stolpern und dabei die moralische Nase rümpfen über “die Mädchen”. Ein bißchen hat es ihnen ja erst den Atem verschlagen, daß man “über sowas” ganz einfach und laut und deutlich diskutiert, und gar mit einer Frau. Aber dann waren sie tiptop.

Vergnügt ist es auch oft zugegangen, und manchmal hatte ihr kleiner Verein direkt Schwung. Einige verstehen ganz gut das Klavier zu bearbeiten, besonders Hans; er ist doch ein sehr sensibler Junge. Immer wieder wollten sie ihr “Bacchanal” von ihr hören; dann setzte er sich ans Klavier, die blauscheinenden Augen auf ihrem Gesicht, und improvisierte eine Begleitung von breiten Akkorden; zuletzt hatte er es schon richtig schwungvoll heraus.

Du sollst den Feuerwein noch heißer würzen,
Bacchantisch Mädchen, daß michs loh verbrennt.
Dein Tanz, Kind, ist wie fünftes Element –
Drum sollst du deine Flammenseide schürzen.

Im Taumeltanz die rasche Stunde kürzen.
Und wenn vernichtend in uns Fieber brennt
Und unser sprühend tolles Blut nichts kennt
Als nur sich selbst – sollst du dich in mich stürzen.

Ah dann – wenn adernsprenkend Pulse rasen,
Dann spritzt die überlang zurückgedämmte Glut
Zum Himmel steil empor in wilden Flammen,

Die aus der Erde Feuermitte stammen.
Und trunken jauchzt das höllenheiße Blut
Rasenden Wirbel himmlischer Ekstasen.

Geschrieben hat sie es schon vor langer Zeit, damals in der Periode nach ihrer Irrfahrt. Jetzt amüsiert sie das “sollst du dich in mich stürzen”. Wie sie so unversehens aus der Rolle des Mannes herausgerutscht ist – eine rührend typische Fehlleistung. – Aber den Jungens schien das nicht aufzufallen, sie waren jedesmal wild begeistert und hingerissen.

Sie sind auch oft baden gegangen und haben stundenlang an der Weser gelegen und in die schönen, milchschaumleichten Sommerwolken hinaufgeträumt. Da war der fantasievolle, leicht schwärmerische Hans der begabteste und angenehmste Gefährte. Ein paarmal

haben sie auch nachts gebadet, nackt; es war herrlich. Die Jungens haben sich wirklich fabelhaft betragen, ganz unbefangen.

All das wäre wunderschön und äußerst befriedigend gewesen, wenn Lotte sich nicht doch dauernd hätte fragen müssen, wie sie denn nun aus der Geldklemme herauskommen sollte, und wie es wohl Redy ergehen mochte. Zweimal war ein Brief von ihm gekommen, leichthin, wie so seine Art war. Er hatte offenbar irgendeinen Coup gemacht und saß jetzt in Bremen in einem Hotel, um mal ein bißchen zu sich zu kommen. Wenn er ihr doch hätte etwas Geld schicken können! Aber dazu langte es offenbar nicht. "Wenn Du Dich da loseisen könntest, wäre es der geeignete Moment, dann könnten wir allmählich weitermachen..."

Und so saß sie weiterhin auf dem verbrauchten Familiensofa im Vereinszimmer, rauchte nervös, ließ sich bewundern und anbeten und hofieren, diskutierte, rezitierte, machte Hans glücklich und Kurt nicht, so gern sie es gewollt hätte.

Dann kam dieser junge Bauer. Ein Stier. Er sah sogar sehr gut aus und verstand seinen Stadtanzug mit viel Geschick zu tragen.

Lotte hätte durchaus ohne ihn auskommen können, sie hatte eigentlich gar keine Lust auf ihn. Es war mehr ein lässiges "Warum nicht?" – . Das mußte dem armen Hans schon nicht einfach sein. Nun, er kannte ihre Einstellung und sagte kein Wort. Bitter muß es ihm gewesen sein. Aber was dann kam...

Sie hat zugelassen, daß der sie bezahlte.

Als sie zum erstenmal aus erschöpftem Schlaf erwachte und einen Geldschein auf ihrem Nachttisch fand, war sie ganz einfach verblüfft. Dann grub sich langsam der Gedanke hervor: nun ja, auf die Weise geht es ja, ganz taktvoll so. Und einige Stunden später schob sie den Schein in die Schieblade, mit verkniffenen Lippen.

Dann kam er jeden Nachmittag, und jedesmal ließ er einen Schein. Sie warf einen nach dem andern in die Schieblade und begann zu rechnen, mit verkniffenen Lippen, wann sie genug haben würde für ihre Schulden im Hotel und für die Reise.

Den Jungens schien er nichts gesagt zu haben. Keiner änderte sein Benehmen. Aber eines Tages kam Hans zu ihr, nachdem jener gegangen war, sah den Schein und verstand sofort. Warum hatte sie ihn auch so nachlässig liegenlassen!

Es war schrecklich für den armen Jungen.

Sie saßen nebeneinander auf dem Bettrand, sein zarthäutiges Gesicht war von einer durchscheinenden Blässe, er war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Er machte ihr keine Vorwürfe, er entrüstete sich nicht, aber sein wortkarger Schmerz war schlimmer als alles andere.

Sie hockt da, vornübergebeugt, und starrt vor sich hin. "Ach, du weißt ja nicht," sagt sie müde.

"Doch, ich weiß. Ich weiß, daß es eine andere Möglichkeit gegeben hätte. Ich hab dich so gebeten, wir hätten alle mit Freuden..."

"Ich will euch nicht um euer trauriges bißchen Taschengeld bringen," bringt sie zwischen den Zähnen hervor.

"Und so ist es – besser?"

Sie hat nicht den Mut, Ja zu sagen. Sie sieht mit seinen unbestechlichen Augen, wie es ist und wo sie angelangt ist. Nun, jetzt hat sie selbst erfahren, wie es kommen kann. Das hat sie nicht gewußt, daß sie pro domo sprach, als sie ihre Artikel für – ja, sagt nur schon, denk es klar und eindeutig aus: für die Prostituierten schrieb.

“Dann hättest du deinen Eltern schreiben *müssen*.”

Aber die hat sie wiederum von vorne bis hinten angelogen, ihnen von einigermaßen gelungenen Abenden geschrieben. Nein, wenn man sich so in eine Sache hineinreitet, dann muß man sich an seinem eigenen Zopf herausziehen; oder sich dran aufhängen. – Ihr Vater, der sein Geld als Stiefelputzer verdient.

Merkwürdig, daß man mit seinem Hirn und – irgendwas andrem so ganz verschiedener Meinung sein kann! Lotte ist durchaus ehrlich, wenn sie sich sachlich sagt: nun, was ist da zu schreien? Ein sauberer Handel, jeder gibt das Seine. Ich nehme von keinem was geschenkt. Aber zur gleichen Zeit kann sie es auch von einer andern Seite ansehen. – Nicht frei. Und gerade weil sie frei sein will, frei auch von Selbstbetrug, wird sie mit dieser Sache nicht fertig. Auf welcher Seite hat sie denn recht? Mit ihrem objektiven Denken, oder mit ihrem Gefühl? Offenbar hat sie eine doppelte Moral: für die andern ist es ein Unglück, das steht unverrückbar fest; für sie selbst: Schuld, Mangel an Stolz. Von dir hast du mehr zu verlangen.

Das ist natürlich purer Hochmut. Nun ja, sie hat sich ihren Hochmut noch nie zum Vorwurf gemacht, höchstens das Gegenteil. So wird sie ihn auch hier als gegebene Tatsache mit in Rechnung stellen müssen.

Eins steht fest: schöner ist, eindeutiger, wenn man schenkt.

Daß dieser Junge ihr seine Liebe bewahrt hat, daß sie nur tiefer zu werden schien durch die grausame Erfahrung, mit der er wohl so bald nicht fertigwerden wird. Vielleicht wäre es ihr leichter gewesen, gegen seine Verachtung aufzutrotzen.

Mit dem Bauern läßt sie es trotzdem gehen, wie es vorher war. Sie muß hier raus, und eine andre Möglichkeit gibt es nicht. Nachher muß sie dann sehen, wie sie mit ihrem Hochmut ins reine kommt.

Zwei Tage später, als sie nach dem Besuch des Bauern erwachte, war die Schieblade leer.

Der mußte schön gegrinst haben. Von ihm war es unanständig, ohne Frage. Und doch findet Lotte es richtig, daß es so gekommen ist. Das hat nichts ungeschehen gemacht, aber es ist eine Gerechtigkeit darin.

Ob Kurt von der Geschichte weiß? Die zwei Jungens sind ja dermaßen Freunde. Er schien merkwürdig verstört die letzten Tage.

Die beiden werden an der Nuß zu knabbern haben, die sie ihnen zwischen die Zähne geschoben hat.

“Wenn der Papa in einen Laden geht, nimmt er immer nur das Teuerste und Beste!”

Redy hat sich eine piekfeine Brieftasche gekauft, einen Montblanc, eine neue Krawatte, und nach und nach einen ganzen Stapel von “Elegante Welt”, “Die Dame” und ähnlichen mondänen Zeitschriften. Er hat sichtlich an Selbstbewußtsein gewonnen. Im ersten Moment fühlt Lotte sich wie vor den Kopf geschlagen. Aber da ist nichts zu sagen, es war ja nicht abgemacht, daß *er* *ihr* helfen solle.

Redy sagt ihr nicht, wie er seinen Coup gemacht hat, er zeigt ihr nur einen Revolver, den er dabei erobert hat. Vielleicht wartet er darauf, daß sie fragt. Aber das tut man nicht, findet sie. Auch später spricht er nie darüber. Und je gründlicher sie ihren Redy kennenlernt, umso mehr imponiert es ihr, daß er doch manchmal auch zu schweigen weiß.

Leider hat er die Dummheit begangen, ihr zu sagen, sie solle rechts gehen, wenn sie aus seinem Hotel fortgeht. Eigentlich meinte er links, und als er gleich nach ihr sich nach

links auf den Weg machte und seinen Irrtum einsah, rannte er zurück, um sie nicht zu verlieren, und rannte dem Hotelverwalter gerade in die Arme, der aus unbegreiflichen Gründen Lunte gerochen hatte und ihm mit wehenden Frackschößen nachgestürzt kam.

Redy verlor dem fuchtelnden Mann gegenüber nicht seine überlegene Ruhe. Er konnte nicht mehr tun, als den schon recht mageren Inhalt seiner neuen Briefftasche in die fetten, erregt zitternden Hände leeren. "Und für den Rest schreiben Sie mir eine Rechnung aus und schicken sie mir nach Hamburg. Meine Adresse..."

Rasch gibt Lotte die ihre an; mit brennenden Backen hat sie der peinlichen Szene beigewohnt.

"Sie haben sich überhaupt nicht reinzumischen, mit Ihnen hab ich überhaupt nichts zu schaffen," bemerkt der Dicke giftig.

"Hören Sie, Herr, wenn Sie es der Dame gegenüber an Respekt fehlen lassen sollten, würden Sie mit mir zu schaffen haben; es würde mir ein Vergnügen sein, Ihnen ein bißchen Anstand beizubringen." Redy sagt es in einem so arroganten Ton, als wenn alles Recht auf seiner Seite wäre. Wenn sie doch nur etwas von seiner kaltschnäuzigen Überlegenheit in so peinlichen Situationen hätte!

Die letzten Tage in Bremen haben ihnen den Rest gegeben. Sinnlos und entschlußlos herumgezogen, herumgehockt.

Nicht mal die paar Pfennige für die Jugendherberge. Das letzte Geld haben sie für Zigaretten ausgegeben und eine Tasse Kaffee. Schließlich kann man auch mal bei Mutter Grün schlafen, im Sommer.

Abends sind sie so weit wie möglich vor die Stadt getippelt. Aber diese Großstädte nehmen ja kein Ende! Es war mehr ein Schuttabladeplatz mit hier und da Streifchen von dürrtigem Gras; aber sie konnten schon nicht mehr weiter. Und da lagen sie eng aneinandergedrückt auf der schmutzeligen armseligen Grasnarbe und warteten, daß der Tag kommen sollte. Daß Nächte im Sommer so kalt sein können!

Jetzt hocken sie auf einem niedrigen Mäuerchen an einem Kanal, am Rande der Stadt. Wenigstens sieht man hier keinen Menschen.

Stoßweise kommt der Wind, schwer von Nässe, die Wolken ziehen tief, das träge Wasser ist von einer trostlosen Häßlichkeit und atmet ihnen stinkende Kühle ins Gesicht. Hin und wieder nieselt es. Die Kleider kleben ihnen feucht am Körper.

Heute nacht hat es leicht geregnet, sie haben sich, so gut es ging, mit angezogenen Beinen unter ein Schuppendach geklemmt, als es ihnen zuviel wurde.

Die letzten zwei Tage haben sie weder zu essen noch zu trinken gehabt, und gestern sind ihnen auch die Zigaretten ausgegangen. Vorhin haben sie Stummeln aufgelesen, um wenigstens was zu rauchen zu haben. Mit Kennerhand hat Redy den feuchten Tabak in seine Pfeife gestopft.

Sie rauchen schweigend.

Wie im Krampf beißen Lottes Zähne auf das Mundstück. Sie sieht sich immer noch: wie sie sich auf der Straße nach den dreckigen Stummeln bückte, die fremde Leute ausgespuckt haben. Da sind sie angelangt in ihrer Misere.

Zugig ist es auf diesem öden Kai.

Die Pfeife gurgelt, der bittere Rauch ätzt die Kehle.

"Das kommt daher, weil in den Stummeln so ein hoher Nikotingehalt ist," erklärt Redy sachverständig. Wie bläulichblaß und eingefallen der Junge aussieht! Aber sie hat keine Kraft mehr. Zu nichts. Nicht einmal mehr zum Weiterleben. Zu häßlich war alles,

und zu schwer.

Die schmutzigen Stummeln jetzt, die sie in gemeiner Verkommenheit aus der Gosse aufgelesen haben, und deren Jauche ihr beizend in den Mund rinnt, wenn sie zu stark an der Pfeife zieht – sie sind das Rosenblatt, das das randvolle Gefäß zum Überschülpern bringt.

“Redy. Du hast den Revolver – ”

“Ja. Und ?” Er scheint verstanden zu haben. Mit übertrieben kaltschnäuziger Miene zieht er die linke Braue hoch.

“Du siehst doch, es geht nicht mehr. Ich will nicht mehr. Ich kann nicht mehr.” Sie weint beinahe.

Wie brüderlich warm er ihr zuredet, ihr Mut zu machen versucht ! “... Du bist doch immer so ein tapferes Mädchen...”

Sie hat für alles nur ein Kopfschütteln. “Ich hab genug. Ich hab genug.”

Da, nach einem prüfenden Blick in ihr verzweifelttes Gesicht, legt er den Revolver in ihre Hand.

Es ist ein altmodischer Trommelrevolver. Sie hat noch nie eine Waffe in der Hand gehabt. Er ist schwer und kalt. Sachlich erklärt Redy den Mechanismus.

Sie hört ihm zu und starrt auf das stumpfschwarze Ding, von dem eine Kälte in ihre Handfläche und den Arm hinauf bis ans Herz kriecht. Und sie kann es nicht helfen, daß sie zurückschaudert. – Nein –

Redy hat sie aufmerksam beobachtet. “Man soll Selbstmördern nur eine Waffe in die Hand drücken – das beste Mittel, sie wieder zur Vernunft zu bringen. Wie ich soeben ad oculos demonstriert zu haben glaube,” stellt er fest und kuckt sie dabei so freundschaftlich gut und aufmunternd an.

Zögernd gibt sie Redy den Revolver zurück, mit einem armseligen Lächeln. Er nimmt sie in die Arme, wie er da neben ihr sitzt auf dem zugigen Kai, und streichelt ihr väterlich beruhigend den Kopf, und sie weint an seinem Hals wie ein kleines Kind.

Es hat wieder zu nieseln begonnen. Grau und kalt schüppert das Wasser zwischen den Steinufern.

Kapitel 15

Wie lange hat mein Dienen dich begleitet
Und nichts erhofft!
Wie eine Sklavin leise Linnen spreitet
Und ihren Leib zur Nacht in Wohlgerüche kleidet
Dem Herrn, der niemals ihrer Seele Namen nennt –
Wie kühle Mutterhand um ihres Kindes Fieberstirne gleitet
Das sie nicht kennt –
So war ich für dich hingebreitet.
Köstlich war meiner Seele Bett dir stets bereitet
Doch weint ich oft,
Und namenlos erkannte ich, wie Schämen brennt.

In diesem Sommer wird Lotte einundzwanzig Jahre alt. Das ist kaum von großer Wichtigkeit, sie hat schon seit langem nach ihrem Willen gehandelt. Und die ewigen Kräche wegen späten Nachhausekommens werden die Eltern sich doch nicht abgewöhnen können.

Es war sehr anstrengend, sie nicht die verzweifelte Müdigkeit merken zu lassen, in der sie von ihrer Reise zurückkam. Ganz haben sie sich doch wohl nicht täuschen lassen.

Ja, sie sind wieder zurückgekommen von ihrer Irrfahrt. Ein bißchen stumpfsinnig kam sie sich vor, als Redy da an dem schmutzigen Kanal den Vorschlag machte. Warum sind sie dann überhaupt weggegangen? “Aber meinetwegen sollst du nicht tun, du siehst, es geht ja wieder.”

Und er war so anständig zu sagen, daß er auch nicht mehr weiterwüßte in der Fremde; und in Hamburg ist man doch zu Haus.

Dann hat Redy den Revolver verkauft, bitter wenig hat er ergeben, sie konnten nicht mal beide damit bis Hamburg fahren. Redy ist wirklich fabelhaft anständig: sie haben erstmal eine Fahrkarte gekauft, nur für Lotte, und dann blieb gerade noch etwas übrig für ein paar Brötchen, ein paar Zigaretten und zwei Tassen warmer Milch. Und er bestand darauf, daß das Essen zu gleichen Teilen ging, obwohl Lotte doch sicher war, nun bald zu Hause was zu kriegen. So war es doch ganz richtig gewesen, daß sie ihm seine Unbedachtheit, als er allein in Bremen saß, nicht übelgenommen hat.

Und dann ist Redy losgetippelt, während Lotte sich reuevoll und beschämt in den Zug setzte. In Harburg konnte er nicht mehr weiter, da hat er einem Taxichauffeur seine

wunderbare neue Briefftasche verkauft, das gab gerade genug für ein paar Brötchen und eine Tasse Kaffee und die kurze Fahrt nach Hamburg.

Nun ist es Lotte wenigstens geglückt, ihren Eltern die Überzeugung beizubringen, daß Redy ein fabelhafter Kerl ist, der sie manchmal so wunderbar wieder hochgerappelt hat; wenn sie verfinstert war, weil es nicht immer glänzend ging mit den Hermann-Löns-Abenden.

Und er hat es nötig, daß jemand sich ihm verpflichtet fühlt und das entsprechende tut: immer wieder muß Lotte ihn zum Essen mitbringen. Manchmal ist es ihm zuviel, dann stiehlt sie ihrer Mutter was aus der Speisekammer. Das ist bloß so dumm: die Mutter weiß immer erstaunlich genau, wieviel sie von allem hat.

Zum Schlafen hat sie ihn in der Jugendherberge im Freideutschen Haus eingeschleust, auf längere Zeit. Die haben sich hier ausgedacht, daß niemand länger als drei Tage da hausen darf; wäre ja noch schöner, wenn sie nicht für eine alte Kameradin eine Ausnahme machen würden.

Wenn sie abends mit ihm geht, unter den Giebel des hohen, schmalbrüstigen Hauses, muß sie jedesmal an Ernst Linkerts Zimmer vorbei. Sie sieht ihn nie – sie will ihn auch nicht sehen –, und eines Tages erfährt sie, daß er nach Berlin zurückgekehrt ist.

Natürlich hat sie Redy auch gleich zu Karl Ross gebracht.

Auch früher ist Lotte schon öfters bei Karl Ross gewesen in seinem kleinen, düsternen Zigarrenladen in der Altstädterstraße; sie läuft parallel mit der Schützenstraße, der zweitvornehmsten Bordellstraße Hamburgs. (In der Altstädterstraße gibt es nur heimliche Mädchen.) Karl wohnt in "dem letzten Haus am Abbruch"; in dem letzten der Häuser, die stehenbleiben, als der große Sanierungsabbruch durch den Krieg unterbrochen wurde. Ein Haus aus dem 17. Jahrhundert. Weiterhin sieht man auf öde Schutthalden, und unten blänkern moderne Geschäftsgebäude, fast schon Hochhäuser, schiebt das gewaltige Chile-Haus seinen wuchtigen Kiel in den fahlen Horizont. Dort unten schützen hohe Palisaden den Blick des Vorübergehenden vor dem unerfreulichen Anblick des Schuttfeldes. Daß man es vom Bordell- und Verbrecherviertel aus sieht, hat natürlich keinerlei Wichtigkeit. Hier oben, in der Altstadt, treten die Grünen immer nur zu zweit auf, und nachts lassen sie sich vorsichtshalber überhaupt nicht sehen.

Lotte freut sich, daß Redy mit seinem schnodderigen Mundwerk den Rossens gut zu gefallen scheint. Er dürfte nur nicht soviel mit der Maschinenfabrik seines Vaters protzen. Einmal sagt Karl Ross mit gutmütigem Spott: "Ja natürlich, wir wissen alle, dein Vater ist ein Graf." Lotte wird brennend rot, aber Redy läßt sich nicht aus der Ruhe bringen.

Jetzt kommen sie fast täglich zu Karl Ross.

Er und E. W. haben schon sehnsüchtig drauf gewartet, daß Lotte von ihrer hirnverbrannten sommerlichen Vortragsreise zurückkommt. E. W. hat den Pranger Karl Ross übergeben. Er hat keine Zeit mehr dafür; die Partei hat dies Blatt aufgezo- gen in der Hoffnung, durch ihr warmes Eintreten die Mädchen für Politik, das heißt für die Partei zu interessieren. Nun besteht es schon Monate über Monate, und keins von diesen blödsinnigen Mädchen denkt auch nur daran, sich etwa jemals auf einer Versammlung sehen zu lassen oder irgendwie Stellung zu nehmen. Die Partei läßt die Sache fallen; E. W. läßt die Sache fallen. Nun hat er aber schließlich doch daran gearbeitet, sie zu realisieren, sie hat eine stabile Auflage, sehr ordentlich für so ein ausgefallenes Blatt, rund 12 000; es wäre schade, wenn man das Ding einfach auffliegen ließe. Karl Ross ist sehr einverstanden, das Blatt zu übernehmen, nur hat er sich nicht getraut, solange er nicht jemanden hat, der

sich um die Redaktion kümmert. Und Lotte ist glücklich, sofort wieder in ihre vernünftige, nützliche Arbeit hineinspringen zu können. Sie wundert sich: sind sie wirklich nicht länger als sieben Wochen fortgewesen?

Natürlich, die haben allerhand Unfug gemacht, während sie weg war, wahllos alles gedruckt, was ihnen geschickt wurde. Und wahrhaftig doch auch von diesem lächerlichen Wohlgemuth ^[38] in Berlin, dessen Artikel sie immer zurückgesandt hat, weil sie seine schleimig sentimentale Platttheit nicht ertragen konnte. Sie kennt ihn nicht und sie will ihn auch gar nicht kennenlernen; sie kann sich den Kerl genau genug nach seiner Schreibweise vorstellen.

Später kam er einmal nach Hamburg und zu Karl Ross und wollte auch sie sehen. Der gute Karl, der einen mächtigen Respekt vor ihr hat und weiß, wie sie über den Wohlgemuth denkt, hat sich nicht getraut, ihn mit in ihre Wohnung zu bringen, sondern hat ihn auf der Straße warten lassen. Und da hat es vielleicht eine Viertelstunde gedauert, bis Karl sie überzeugt hatte, daß sie ja schließlich auch mal in dessen Gesellschaft zur Altstädterstraße gehen könnte und bis sie sich in Ruhe angezogen hatte. Und dann hat sie sich auch keine Mühe gegeben, diesem Wohlgemuth ihre hochmütige Geringschätzung zu verbergen. Genau so mußte er aussehen, mit der falschen hohen Stirn: nur zum Teil durch Haarschwund hervorgerufen, aber hauptsächlich dieser angeborene vorgewölbte Wasserkopf. Daß die Frauen auf sowas fliegen – scheint ihnen genial, arme ahnungslose Gänse. – Na, er hat es ihr Jahre später mit Zinsen heimgezahlt. Nicht mit Hochmut, oh nein – keine Veranlassung; indem er das traurige bißchen Macht gebrauchte, über die er dann verfügte, um ihr den Brotkorb höher zu hängen, ohne seine servile Liebenswürdigkeit ihr gegenüber aufgeben zu können.

Jetzt wird sie ihrem Blatt aber mal eine ganz entschiedene Richtung und einen breiten Horizont geben. Karl Ross wird da sicher einig mit ihr sein und kann ihr vielleicht auch Fingerzeige geben.

Auf seinen Rat nimmt sie das Problem des Strafvollzugs auf und das der Gerichtsbarkeit überhaupt. Es ist nicht das erste Mal, daß diese Fragen sie beschäftigen. Längst ist sie sich darüber klar, daß die ganze sogenannte Rechtspflege eine schreiende scheinheilige Ungerechtigkeit ist. "Privilegienpflege" wäre ein ehrlicherer Name dafür. Wenn die menschliche Gesellschaft gerechter organisiert wäre, bräuchte keiner mehr zu stehlen. Natürlich, nicht alle stehlen aus nackter Not. Aber Lotte kann es auch keinem Menschen verdenken, wenn er auf eigenmächtige Weise die Ungerechtigkeiten der Welt zu seinen Gunsten auszugleichen sucht. Und mit welchem Risiko! Während die großen Industriekapitäne das Gesetz und den ganzen Staatsapparat auf ihrer Seite haben, um die Kapitalien anzuhäufen, die sie "ihren" Arbeitern aus den Knochen schinden. Umso serviler umschwänzelt, je schamloser und deshalb erfolgreicher sie dabei vorgegangen sind. Und dies Weihrauchschwenken, wenn sie von ihrem legalen Diebesgut ein bescheidenes Krümelchen für wohltätige Zwecke stiften, mit großer Geste! Kein Mensch hätte ihre Wohltätigkeit nötig, wenn er selbst das einkassieren würde, was seine Arbeit einbringt.

Lotte begreift nicht, wie die ganze Gesellschaft – Menschen, die zum größten Teil weder stupide noch bösen Willens sind, die vorhandenen ungeheuerlichen Zustände ganz gelassen als gegeben und sogar als richtig und notwendig hinnehmen; mit zaghaften, ganz zaghaften Abstrichen manchmal, die aber nie das Wesentliche im Auge haben, sondern meistens irgendwelche Unzuträglichkeiten für sie persönlich. Wenn die Leute imstande

³⁸Im Original gestrichen: "Schneider".

wären, nur einmal fünf Minuten lang geradeaus zu denken, müßten sie doch auch einsehen, welch ein Tollhaus von Verkehrtheiten und Absurditäten die ganze zivilisierte Gesellschaft darstellt. Natürlich, bequemer ist es, die Karre laufenzulassen. Solange man nicht riskiert, selbst darunterzukommen . . .

Und es sind gerade nicht die mindesten Charaktere, die gegen das Gesetz handeln. Jedenfalls sind sie kein stumpfsinniges Herdenvieh, da sie sich zu revoltieren wagen gegen die bestehende Ordnung, sowenig bewußt ihre Revolte auch sein mag. Und gerade deswegen haltet ihr es für nötig, sie auf Nummer Sicher zu setzen, wo ihnen das Rückgrat gebrochen oder das Mark korrumpiert wird.

Gewiß, es werden Taten begangen, die jeder vorurteilsfreie sittliche Sinn verurteilt: Totschlag, Körperverletzung und ähnliches. Aber gerade hier findet Lotte die Beziehungslosigkeit zwischen Vergehen und Strafe überhaupt verblüffend kraß. Ein Mensch von gesunder Gemütsart, der in einer Aufwallung oder durch Unachtsamkeit einem andern körperlichen Schaden zugefügt oder ihn getötet hat – seinem eigenen Gewissen überlassen, wird er selbst sich doch am härtesten strafen! Oh, Lotte kennt die inneren Furien, die einen zerreißen ohne Unterlaß. Er selbst wird das Bedürfnis nach Sühne, Buße, Wiedergutmachtung haben, weil das ihm die Möglichkeit bietet, mit seinem Gewissen wieder ins reine zu kommen. Also gibt ihm eine nützliche Arbeit auf, zugunsten des Geschädigten oder der Gesellschaft; eine Arbeit, die er noch außerhalb seiner beruflichen Tätigkeit ausführt ^[39]. Soll er getrost eine gute Zeitlang ein härteres Leben führen; das gibt der Buße erst den rechten Sinn. Dagegen einem degradierenden Gefängnisregime unterworfen – gerade die wertvollsten Menschen werden unweigerlich sich revoltieren müssen oder innerlich verkommen.

Oh, Lotte schwebt durchaus nicht in himmelblauen Utopien. Von Betrügnern zum Beispiel kann man kaum erwarten, daß sie ehrlich sich einer freien Buße unterziehen; obgleich es auch hier sehr auf den Charakter des Täters und das Motiv der Tat ankommt. Die jedenfalls, die sich zu drücken versuchen, würden eine gewisse Aufsicht und Leitung in Arbeitskolonien nötig haben, aber auch das kann unter durchaus menschenwürdigen, dem normalen Leben nahen Bedingungen vor sich gehen.

Und diejenigen, die man wirklich als anormal bezeichnen muß – wie kann man es verantworten, sie durch eine barbarische Gefängnisordnung völlig kaputtzumachen? Da wäre es Pflicht, zu versuchen, sie durch angemessene Behandlung zu heilen.

Aber die Stumpfsinnigkeit, mit der die Gesellschaft ihre Probleme versimpelt, ohne sie zu lösen, ist erstaunlich. Wenn einer seine Strafe abgebußt hat, sollte man annehmen, er sei quitt. Aber dann findet er sich völlig ausgestoßen, niemand will ihm Arbeit geben – und er ist gezwungen, das alte Leben wieder zu beginnen, das ihn früher oder später wieder ins Kittchen führt. Für die “Gesellschaft zur moralischen Hebung ehemaliger Strafgefangener” oder wie das Ding heißt, hat Lotte nicht die mindeste Sympathie: “Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein –”, um euch dann schließlich, wenn er ganz am Boden ist, aus eurer unerreichbaren sittlichen Höhe gütig über ihn zu neigen, jedes Stückchen Brot in moralische Traktätchen eingewickelt –

Nein. Lotte hat schon selbst erfahren, wie man in Schuld fallen kann. Für sich selbst liebt sie es nicht, aus der Verkettung der Umstände auf Milderung des Urteils zu plädieren. Aber für die anderen, von denen sie nicht soviel verlangen kann wie von sich selbst, hat sie daraus gelernt. Und sie ist ganz einer Meinung mit jenem Kriminalisten, der sagte:

³⁹Die Autorin hat diesen Satz markiert mit vier vertikalen Strichen am Rand.

Jeder Schuldlose ist nur ein durch Zufall verhinderter Verbrecher. Also, Herrschaften, werft euch nicht so sehr in eure fleckenlose gestärkte Hemdenbrust. Gelegenheit macht – alles. Und das berühmte “Der werfe den ersten Stein” ist noch zu ungenau. Sicher gibt es einen Haufen Leute, die in aller Harmlosigkeit annehmen, sie seien “ohne Schuld”. Die sollte man einmal in Situationen führen, wo sie ihre Unantastbarkeit unter Beweis stellen müßten – und nachher könnte man weiter über die Sache reden. Da würden sie aber mit verschwindenden Ausnahmen ganz bescheiden dastehen. Und im Lauf der Zeit formt sich in Lotte immer klarer die Meinung: Man kann über das Verhalten anderer nur urteilen, wenn man selbst schon in derselben Situation gesteckt hat; dann wird es nicht viele Verurteilungen geben.

Das ist allerdings schon ein rein sittlicher Aspekt der Frage. Und da gibt es manchmal zufällige kuriose Schlaglichter auf die Monstrosität dessen, wozu ein Mensch fähig ist, ohne seine moralische Sauberkeit im mindesten in Frage gestellt zu finden. Lotte erinnert sich an ein Buch von Frenssen; der Held, ein sympathischer, ehrenhafter Großkaufmann, der, von keines Gedanken Blässe angekränkt, fiebernd wünscht, im Fernen Osten möge Krieg ausbrechen, weil er dann mit seinem Handel ein reicher Mann wird. Gewiß, es können in einem Gedanken auftauchen, vor deren Scheußlichkeit man erschrickt und die man sofort verwirft. Aber dieser Mann klammert sich tagelang mit ganzer Seele an seine Hoffnung, und könnte ers, so hätte er sicher das Seine getan, damit sie sich verwirklicht: daß Menschen sich massenweise gegenseitig umbringen, ganze Völker in Not und Leid kommen, damit er sein Lebens- und Liebesglück klug und umsichtig auf dieser wundervollen Konjunktur aufbauen kann. Und das scheinen alle Leute ganz natürlich und in Ordnung zu finden, der Autor einbegriffen. Ist ja auch im Strafgesetzbuch nicht erwähnt.

Das ganze Gebiet von Recht, Gerechtigkeit und den dabei auftauchenden Fragen allgemeiner Moral ist ja so unendlich weit! Und der Pranger ist die richtige Plattform für eine gründliche kritische Untersuchung. Aber eine prinzipielle Stellungnahme, wenn sie auch von grundlegender Wichtigkeit ist, ist noch nicht alles. Lotte ist sich auch bewußt, daß sämtliche Artikel, und seien sie noch so gut fundiert und noch so überzeugend gehalten, nicht ein Tüttelchen an einem Paragraphen ändern werden. Das ist eine zu unbewegliche, eingerostete Maschinerie. Was allerdings kein Grund ist, sie nicht unentwegt im Bewußtsein der Menschen zu sapieren ^[40]. Der Strafvollzug dagegen – das ist etwas, was sich doch allmählich vermenschlicht und sich auch weiter vermenschlichen läßt und wo Anregungen nicht unbedingt dazu verurteilt sind, platonisch zu bleiben.

Nun vertieft Lotte sich gründlich in die praktischen Fragen einer Strafvollzugsreform. Und da muß sie doch manchmal dem Direktor des Fuhlsbütteler Zuchthauses in ihrem Blatt warm die Hand drücken; der Mann führt Reformen durch, die man anerkennen muß; alles ist relativ, natürlich.

Dabei vernachlässigt sie auch nicht die ursprüngliche Bestimmung des Pranger und die Interessensgebiete, die sie inzwischen aufgenommen hat; darüber kann nie zuviel und zuoft gesprochen werden. Schließlich ergibt sich ganz von selbst als Synthese: Soziale Reform, allerdings in sehr radikaler Weise aufgefaßt und gefordert; und die Voraussetzung dazu, die sie sich ganz besonders angelegen sein läßt: Reform des menschlichen Hirnkästchens.

Auch Redy schreibt gelegentlich einen schmissigen Artikel für den Pranger. Verpflichten kann er sich zu nichts, er kann nicht auf Bestellung arbeiten. Und wenn man immer so in der Luft hängt und bloß darauf wartet, wann man runterfällt, das ist keine zuträgliche

⁴⁰Sic. Vielleicht zu französisch “saper”, deutsch “unterminieren”.

Situation für geistige Arbeit.

Lotte weiß, daß sie ihren Redy schon ein ganz hübsches Stückchen erzogen hat. In der ersten Zeit hat er einmal von den "Huren" in einem Ton gesprochen, den Lotte nicht noch einmal von ihm hören möchte. Es war auch nicht schwer, ihn zur Vernunft zu bringen, im Grunde hatte er bloß noch niemals darüber nachgedacht.

Ein bißchen widerhaariger war er schon in der Frage der Abtreibung. Lotte kann nicht begreifen, wie Menschen, die sonst nicht rückständig sind und sogar eher im Gegenteil, sich mit oberflächlicher, vorfabrizierter Moral zufriedengeben. Wie er den Mund voll Klöße nahm: "Mord!" Wie der erstbeste Spießer, der sichs leisten kann und dem die Gesundheit seiner Frau piepe ist; oder der so wirklich moralisch verkommen ist, daß es ihm nichts ausmacht, sich mit Coitus interruptus oder ekelhaften Gummi-Maschinen um den wahren Sinn und Wert des Aktes herumzudrücken, den er für die beiden Partner persönlich und unmittelbar hat.

"Mord – !" Sowas von Redy hören zu müssen – . Es war auch die erste Zeit. Lotte ist aber nicht schlecht drauf losgegangen.

"So, und wenn dus an die Wand spritzt oder es ins Laken laufen läßt, ist es kein Mord? Da anzunehmen ist, daß das Leben und die Seele und alles in Potenz schon in Samen und Ei vorhanden ist! Tut mir leid – aber so, wie die Sachen liegen, stehe ich dafür, das schon vorhandene Leben der Frau nicht zu morden, physisch oder psychisch, und es ihr zu überlassen, ob sie austragen will. Stell dir vor, ich sollte – . Also, heut will ich mit einem Mann die Nacht verbringen, und es ist herrlich und absolut notwendig, dies Erlebnis hat einen Wert für mich – für mich persönlich, daß ich mich morgen dafür aufhängen lasse, wenn es sein muß. Aber das heißt doch noch lange nicht, daß ich von diesem Mann ein Kind haben will! Aber absolut nicht! Und als ob jeder Mann von jeder Frau, der er einmal beischläft... Sie natürlich, sie hat die heilige Pflicht, so 'n Zufallsgewächs zur Welt zu bringen, trotz allen moralischen Gehustes, das ihr dafür winkt. Warum denn ausgerechnet ihr – ? Na, aber das ist schon wieder ein anderes Kapitel. – Und die armen Teufel von Arbeiterfrauen, die jedesmal fest sind, wenn ihr Mann bloß die Hose an den Bettpfosten hängt! – Mord – ! Na, weißt du!"

Natürlich, Redy hat nicht gleich klein beigegeben. Aber so ist es ja immer mit den Männern: sie können nicht zugeben, daß in intellektuellen oder Prinzipienfragen eine Frau gegen sie recht hat; und dann, eine Weile später, hörst du ihn reden: sieh mal an, mit einemmal ist er ganz allein zu der Überzeugung gekommen.

In einer Sache kann sie allerdings nicht viel an ihm ändern, weil es einfach in seinem Charakter ist, so erstaunlich das auch bei unsereinem sein mag: er ist außerordentlich für Korrektheit in Aussehen und Benehmen. Bloß nicht auffallen. Hundertprozentig Hamburger. "Ja, wenn man sein Auto hätte und alles, dann könnte man sichs leisten, verrückt zu spielen." Das findet sie nun allerdings ein bißchen billig und eigentlich – feige, und sie sagt es ihm auch.

Mit seinem Korrektheitsfimmel ist er natürlich mit Lotte schlecht dran, für die das Auffallen beinahe einen Teil ihrer Weltanschauung ausmacht. Nicht wegen der Kleidung. Aber sie hat es sich unter anderem zum Prinzip gemacht, auf der Straße und in der Straßenbahn zu rauchen: es ist ein blödsinniges Vorurteil, daß das Rauchen sich für Frauen "nicht gehört", und das will sie den Leuten langsam praktisch abgewöhnen. Der arme Redy ist jedesmal auf Kohlen, während es Lotte nur Spaß macht, mit hochmütiger Kälte über die giftigen Blicke der Umwelt hinwegzusehen.

Einmal ist es tatsächlich dazu gekommen, daß ein griesgrämiger Glatzkopf im Anhänger der Straßenbahn den Schaffner empört aufforderte, gegen den sittenlosen Unfug einzuschreiten (nämlich das Rauchen einer Frau); worauf der Schaffner gelassen erwiderte: "Hier ist Raucherwagen; wenn es Ihnen nicht paßt, gehen Sie in den vorderen."

Lotte hat ihm ihren schönsten Blick geschenkt; während Redy sich schauernd den Skandal vorstellte, der hätte entstehen können.

Aber wer ihr Redy ist und was er wert ist, das weiß Lotte jetzt. Er hat ein Gedicht geschrieben.

Wir sind und wissen es nicht mehr : warum.
All unser Tun ist törichtes Beginnen,
Und drinnen in uns ist es leer und kalt
Und ausgebrannt.
Wir sehen nichts mehr als die kahle Wand,
Wir fühlen nicht mehr unsre Hände,
Weil wir sie keinem reichen
Und an keinen glauben.
Und unsere Freude ist nur ein müdes Lächeln
Oder ein Rausch.

Wir sind so müde geworden
Und leben keinen Tag.
Keiner steht mehr auf steilen Türmen,
Und was uns anschreit
Weht wie leises Tuch.
Der Fluch, an dem wir tragen
Ist unser fast begriffenes Leben
Aber es ist kein Wagen mehr.
Die Hände sind müdegebetet
Die Hirne sind müdegedacht
Wir sprangen immer nur in Nacht.

So sterben wir alle aus dem Leben
Und sind noch nicht erwacht
Und sind auch nicht tot.

Nie kann Lotte sich genug tun, dies Gedicht zu lesen, und immer ist sie voll Bewunderung: Wie vollkommen die Atmosphäre der Epoche darin ausgedrückt ist, die Seelenlage der Generation, der sie angehören!

Da spürt man gleich: das hat ein Mann geschrieben. Dagegen sie mit ihrer sentimentalen ichbeschränkten Liebeslyrik – Lotte ist keiner schlechten Meinung über ihren Wert, aber sie weiß: zu so etwas wie diesem "Warum" fehlt ihr ganz einfach die innere Substanz. Oh, ein Mensch, der so etwas zu schreiben imstande ist, dem kann man nur bedingungslos dienen, ohne selbst Ansprüche zu stellen und ohne dadurch entwürdigt zu sein. Nur schade, daß solche Erkenntnisse einem die Sache um keinen Deut leichter machen. Im Gegenteil: je mehr sie seinen Wert erkennt, umso mehr möchte sie ihn für sich und nur

für sich haben.

Seit Lotte die Löcher gesehen hat, in denen Karl Ross mit seiner Frau und ihren zwei kleinen Mädchen haust, muß sie ihn noch höher achten: unter solchen Bedingungen nicht nur einen menschlichen Standard, sondern ein hohes Ideal aufrechtzuerhalten und sich unentwegt dafür einzusetzen, das erfordert wahrhaftig einen ganzen Kerl.

Hinter dem Mauselloch des Ladens, in den durch das verstellte Schaufenster ein trübes Licht von der engen Straße dringt, gibt es eine noch kleinere, völlig dunkle Bude, vollgestopft mit Zeitungspacken, Broschürenbündeln und Waren. Von da kommt man in die winzige fensterlose Küche, in der den ganzen Tag das Licht brennt. Der einzige Aufenthaltsraum der Familie und der häufigen und zahlreichen Besucher; Herd, Küchenschrank, Kohlenkiste, ein ovaler Tisch vor einem krachenden Sofa, einige Stühle – nur mit Mühe kann man sich hindurchwinden. Dahinter liegt das enge dämmerige Schlafzimmer, in dem die soliden Betten kaum Platz haben; der einzige Raum mit Fenstern. Diese Fenster gehen auf einen Lichtschacht hinaus, so schmal, daß man fast vom Zimmer aus die wacklige Klosettür an der gegenüberliegenden Mauer berühren kann.

Redy kräht: “Na Menschenskind, wenn du den Saustall vermieten wolltest, könntest du ganz großschnäuzig annonciieren: vier durchgehende Zimmer, oder: eine Flucht von vier Räumen; sechs sogar, mit dem Luftschacht und dem Pinkelhäuschen.”

Lotte muß zu Hause arbeiten, und das ist ihr ganz recht, denn bei Tage kommt sie nicht immer dazu; sie hat plötzlich einen ganz unerwarteten Geldverdienst bekommen, der ihr viel Zeit nimmt.

Ihr Vater hat sich erinnert, daß er früher mal ganz gut stand mit einem Herrn, der in der Eisenbahn-Direktion sitzt. Zu dem ist er gegangen, und der Mann war auch sehr anständig und verständnisvoll und hat ihm dazu verholfen, einen recht ausgefallenen Plan zu verwirklichen: Robert Babendeerde erhält das Monopol für alle Stiefelputzstände im und um den Hauptbahnhof. Damit wird er gewissermaßen ein kleiner Unternehmer, aber er selbst gibt darum die Arbeit nicht auf. Er hat erkannt, daß der Hauptbahnhof einer hübschen Anzahl von Stiefelputzern das Brot geben kann. Nun ist er derjenige, der die verschiedenen Stände um den Bahnhof herum verpachtet, und zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er von seinen Pächtern einen ganz minimalen Preis nimmt, so daß seine Frau, die doch wahrhaftig keine Halsabschneiderin ist, wieder mal nur den Kopf schütteln kann. Damit alles ordentlich und harmonisch sei, hat er eine Anzahl hoher hölzerner Sessel bauen lassen für die Kunden und davor ein niedriges Hockerchen für den Putzer; so haben die Leute wenigstens nicht die fürchterliche Plage mit dem ewigen Knien. Und außerdem ist ein so hoch thronender Herr immer eine gute Reklame; nur für die Hamburger wäre das wohl nicht das Rechte gewesen, aber die Hauptkundschaft, die noch dazu Riesentrinkgelder gibt, das sind die Ausländer, die immer mehr die Stadt überschwemmen, je wertloser die Mark wird. Die Kosten für die Installation zahlen die Pächter ihm in bescheidenen Raten ab. Für sich selbst hat er einen Stand in der Herrentoilette reserviert und – das ist der große Clou – die Konzession für die dort befindlichen Waschgelegenheiten. Reisenden, die sich hier waschen wollen, können von ihm Seife und ein blinkweißes, feingebügeltes Handtuch entleihen. Er hat die Sache gleich groß aufgezogen, und er hat sich nicht getäuscht; jeden Tag bringt er an die hundert schmutzige Handtücher nach Haus. Nun macht er seiner Tochter den Vorschlag, täglich die Handtücher für ihn zu waschen, soundsoviel pro Stück. Natürlich, er muß sich darauf verlassen können, daß die Handtücher immer rechtzeitig

wieder zum Mitnehmen fertig sind; es sind keine Riesendinger, jedes ist etwa so groß wie eine Frühstücksserviette, aber es war doch eine beträchtliche Anschaffung, und er hat bloß für einen Wechsel von zwei Tagen, erstmal. Zum Winter, wenn das Zeug unmöglich trocknen kann, muß man dann sehen.

Zu jeder andern Zeit hätte Lotte wohl schön die Nase gerümpft, aber seit E. W. den Pranger abgegeben hat, bekommt sie kein Gehalt mehr. Damals ging es "aus der großen Kasse", Karl Ross aber kann sie natürlich kein Geld abzwicken für eine Arbeit, die man um der Sache willen tun muß und nicht als Broterwerb. Also hätte sie sowieso noch eine Beschäftigung suchen müssen; dies Handtücherwaschen kann sie sich einrichten, wie es in ihren Tag hineinpaßt, und es wirft ganz hübsch was ab. Und das ist wichtig – Redy braucht Geld. Und das soll ihm nicht mangeln. Ehrensache. Nach einem ganz kurzen Zögern nimmt sie mit kaum verhohlener Begeisterung an. Außerdem fällt es dann auch nicht so auf, daß sie immer Redy Wäsche wäscht; zu Anfang fand die Mutter eine solche momentane Freundschaftshilfe sehr schön, aber es paßt ihr doch nicht recht, daß sie sich zu einer ständigen Gewohnheit auswächst.

Angenehm ist die Arbeit nicht. Welch ein Geruch aus dem feuchten Geknäuel aufsteigt, wenn sie abends den schweren Sack öffnet, um die Tücher einzuweichen! Viele sind wirklich nicht sehr schmutzig, aber bei manchen fragt man sich wahrhaftig, ob die etwa ihre Schuhsohlen oder sonstwas damit abgewischt haben. Frühmorgens, den schlimmsten Dreck rausgerubbelt, setzt sie sie zum Kochen – und abends müssen die hundert Handtücher schon fix und fertig gebügelt sein. Das nimmt manche Stunde in Anspruch, aber bei jedem Stück, das sie in die Hand nimmt, sagt sie sich insgeheim: das gibt sound-soviel... Manchmal, wenn sie wichtiges anderes bei Tage zu tun hat, schafft sie es nicht bis zum Abend, aber der Vater hat sich nie zu beklagen: auf jeden Fall zum Mitnehmen frühmorgens sind die Tücher fertig. Ehrensache.

Wenn Redy sich mit ihr verabredet, zu welcher Stunde und für was es auch immer sein mag: Lotte ist da. Ehrensache.

So ist es nicht verwunderlich, daß Lotte für ihre Redaktionsarbeit einen großen Teil ihrer Nächte zu Hilfe nehmen muß. Aber der Drucker hat immer zur rechten Zeit genügend Material, und keinen Dreck. Ehrensache.

All das hält sie nicht davon ab, die meisten Abende in der H.-K.-Diele zu verbringen. Mit Hurrah hat man sie empfangen, als sie am ersten Abend nach ihrer Reise wieder auftauchten, und das war viel aufmunternder und hilfreicher als das bange Gestöhn der Mutter über die ruinierte Gesundheit und des Vaters sorgenvoller Blick unter der gerunzelten Stirn. Natürlich, zum Schlafen kommt sie bei alledem nicht viel, aber warum sollte sie ihre Zeit auf etwas so Unnützes verschwenden? Eine ihrer Devisen ist: je mehr du schläfst, je minder lebst du. Sie hat auch offenbar wenig Schlaf nötig, immer funktioniert ihr Hirn präzis, funkelnd wach, und umso blendender, je länger sich die Sitzungen in der H.-K.-Diele sich in die Nacht hineinziehen.

Hier hat Lotte bald ihren Spitznamen, Dr. Nebbich hat ihn lanciert: *die* intellektuelle Frau. Die näheren Freunde adoptieren den Namen Henkersmaid, den Bobby eines Abends frei nach Morgenstern auf den Tisch legt. Und Lotte amputiert sich ein Schwänzchen von ihrem Namen; sie nennt sich jetzt Lott. Das "Lotte" kommt ihr lappig vor ^[41].

"Ganz richtig: Lott – wie der Mann aus der Bibel, der mit der Salzsäule, erinnern Sie sich? Womit ich nicht gesagt haben will –"

⁴¹Dies könnte einem Übergang von "Hanna" zu "Hanka" entsprechen.

Eine Weile war sie darauf eingegangen, daß eine Freundin sie "Lo" nannte; aber dann hörte sie eine andere "Lu" rufen, und da packte sie ein Grauen vor einem Namen, der Serienware zu werden drohte. Jetzt versteht sie nicht, daß sie den Namen Lott nicht schon längst adoptierte. Als sie noch mit den Pfadfinderinnen öfters in der Jugendherberge in Heisdorf übernachtete, hat einmal eine alte Häuslersfrau ihnen von einer Hexe erzählt, die sie noch selbst gekannt hatte: ja, schön war sie gewesen, und die Männer hat sie verhext, und wenn man ihr darum böse war, das Vieh – . Und diese Hexe hat Lott geheißt.

Immer geht es in der H.-K.-Diele sehr angeregt zu, aber jetzt kommt noch manche amüsante Aufregung von außen: es ist die Zeit, wo Fritz Engel und Fritz Lang als erste die Idee haben, die "Räuber" in Breecheshosen und mit Zigarette herauszubringen, und wo Schnitzlers "Reigen" eine so tatendurstige Entrüstung im Publikum entflammt, daß jeder Zuschauer an der Theaterkasse einen Zettel unterschreiben muß, in dem er sich verpflichtet, seinen Protest nicht auf tätlichem Wege zu äußern. Trotzdem erweist es sich als notwendig, die verfügbaren jungen Leute in der H.-K.-Diele aufzubieten, die als Saalwache den männlichen Besuchern die Taschen nach Stinkbomben durchsuchen; und man hat nicht nur eine beschlagnahmt. Natürlich ist bei allem Moralgeschrei der Saal jeden Abend gerammelt voll.

Während der Theaterpausen brechen einige Fremde steif und aufgedonnert in die gemütliche Atmosphäre des Restaurants ein, aber sonst ist man ganz zu Hause bei der freundlichen Frau Bertha, die die persönlichen Angelegenheiten jedes von ihnen so gut kennt wie jeder von ihnen und die immer gleich nett und herzlich ist, ob man nun eine Riesenzeche macht oder wochenlang sich mit einer Tasse Kaffee allabendlich begnügt.

In ihrem Kreis herrscht zumeist ein unbekümmert und sogar prinzipiell zynischer Ton, der Uneingeweihten eine Serie von Gänsehäuten über den Rücken jagen würde. Es ist aber nichts weiter als die entschiedene Reaktion dieser Generation, der die moralinsaure bürgerliche Hypokrisie zum Erbrechen geworden ist. Bei all ihren Fanfaronnaden sind die meisten ganz anständige Kerle. Auch die "Verhältnisse" sind im großen und ganzen überraschend beständig bei diesem "lockeren Künstlervölkchen". Und die Freunde sprechen mit warmer Anteilnahme über den Liebeskummer des einen und die Eifersuchtsqualen der andern; und dabei vergessen sie ganz die obligate Schnodderigkeit. Komisch – so reden sie wohl auch über mich, denkt Lott.

Sie sprüht in diesem Kreis von einer kalten Lustigkeit wie ein Feuerwerk, an Schlagfertigkeit und in der Improvisation von Wortspielen nimmt sie es mit dem begabten und geübten Dreigestirn Redy, Bobby und Dr. Nebbich auf, und sie bringt alle zum Lachen mit ihren gewagten und gelassen geäußerten Ideenassoziationen.

Da sie sich hier "ganz unter uns" fühlt und sich nie die Mühe nimmt, sich zu fragen, was die Leute über sie denken könnten, ist es kein Wunder, daß bei ihrer täglichen beruflichen Beschäftigung mit Sexualproblemen auch ihre Scherze häufig in dies Gebiet schlagen. Sie hat ja auch schon zur Genüge festgestellt, daß derlei bei den Freunden wie bei ihr durchaus auf der intellektuellen Ebene vor sich geht, ein sauberes Spiel mit Worten. Noch bei keinem hat sie glimmernde Äuglein bemerkt. In dem Fall hätte es ihr auch keinen Spaß gemacht.

Dennoch kommt es hin und wieder vor, daß einer ihr loses Mundwerk für eine lose Schürze hält; auch bei diesen Leuten scheint es sich noch nicht herumgesprochen zu haben, daß das weise Sprichwort "Hunde, welche bellen, beißen nicht", sich so gut wie auf sie auch auf die Frauen anwenden läßt. Dann wimmelt Lott die ungebetenen Gelegenheitssucher mit einem kühlen, uninteressierten Erstaunen ab, das verblüffend unschuldsvoll wirkt,

obgleich das gar nicht ihre Absicht ist. Ihre Ablehnung ist keine Angelegenheit der Moral – sie hat keine Lust, ganz einfach.

Man gewöhnt sich rasch an ihre bizarre Gewohnheit, sich plötzlich mitten im Gespräch ganz selbstvergessen auf die nackte Schulter zu küssen. Erst gab es lachenden Skandal und freundschaftlich-mokantes Kopfschütteln, aber Lott fragte, nicht weniger mokant, ob diese offen zur Schau getragene Art der Selbstliebe etwa nicht ästhetisch einwandfreier sei als die üblicherweise in der Einsamkeit des dunklen Kämmerleins gepflegte; sie lasse nur ästhetische Einwände gelten.

Bei alledem ist ihr hundeelend. Redy ist rettungslos in seine Tamara verliebt, wie eh und je. Lott ist für ihn die kleine Sommerliebe geblieben und der gute hilfreiche Kamerad, der für einen Pferde stehlen geht, wenn es sein muß; und dazu das temperamentvolle Schlummerkissen, sooft er nur will.

Lott hat jetzt auch Tamara kennengelernt. Sie hat selbst ihre Bekanntschaft gesucht, so kann Redy sie öfter treffen. – Du mein lieber Schreck, was für nichtssagende Geschöpfe die sich aussuchen, um ihr Herz wie mit einem Vakuum daran festzukleben!

Mies ist sie nicht, die Kleine, Lott wäre die letzte, das zu behaupten. Sie ist sogar von einer ganz angenehmen Hübschheit – noch. Aber weich – alles an ihr ist weich: die weichen kleinen Hände, das blasse weiche Gesicht, der weiche Körper, der in ein paar Jahren schwammig sein wird, die weiche ängstliche Stimme, die klagenden weichen Augen unter dem dunklen weichen Scheitel. Die Augen übrigens sind das einzig wirklich Schöne an dem Mädchen, schrecklich ist der konturlos weiche Mund.

Lotte hat den ehrlichen Willen gehabt, Redys Geliebte zu lieben. Sie fand, als anständiger Mensch müsse sie das tun, und sie müsse es können. Würde ihr dadurch nicht auch alles viel leichter sein? Sie hat auch gemeint, sie würde wohl mehr Sympathie für das Mädchen aufbringen können, wenn sie es erst wirklich kennt, statt nur den Namen Tamara in Redys Elegien. Es ist auch etwas Rührendes an diesem Mädchen, das im ersten Moment Lotts Ritterlichkeit wachruft. Gott, daß ein Frauenzimmer von zweiundzwanzig Jahren so zittert und zagt, weil sie ohne das Wissen ihrer Mutter irgendwohin geht, um ihren Geliebten zu sehen – bitte, nur zu sehen und vielleicht noch gerade einen verstohlenen Kuß zu tauschen! Wirklich, das ist ein Phänomen, dessen unschuldsvollem Charme Lott sich nicht ganz entziehen kann, der ein brutal-resolutes Durchsetzen ihres Willens wie eine notwendige Forderung gegen sich selbst erscheint, und wenn es sie selbst auch noch soviel kostet.

Natürlich, man muß auch anerkennen, daß Redys Treue eine schöne Eigenschaft ist, bei seiner sonstigen Windbeutelei.

Aber wie sie das Mädchen weiter beobachtet und Redy daneben, der sein atemlos zitterndes Glück nur schlecht mit der Rolle des überlegenen “Papa” verpanzert, da kommt ihr bald mit der kalten Kritik die bittere Ablehnung.

So also muß man sein, damit die verrückt werden und nicht loskommen. “Sich bewahren”, geizig mit sich sein, gefühllos gegen sein eigenes Gefühl und das Kaputtgehen des Geliebten – weil es sich so gehört, weil die Virginität mit lebenslänglicher Versorgung bezahlt werden muß.

Hättest du dich hingelegt, mein liebes Kind – garantiert hätte er dich längst vergessen. Nun kann er nicht darüber hinweg, daß... Und du sühlst deine feige Kostbarkeit in seiner sklavischen Abhängigkeit – und in der meinen, pfui Teufel. Pfui Teufel für mich, natürlich. Denn so weit sind wir ja schon gekommen; keinen Zweck, sich was vorzumachen.

Manchmal, wenn Lott eine Weile schweigend dem Gespräch der beiden zugehört hat, fühlt sie sich von Tamaras nuancenloser, markloser Weichheit so gereizt, daß sie an sich halten muß, um nicht ihre hilflose Stimme mit einem "Miau-Miau" nachzuäffen.

Kann sie von Herzen lachen? Kann sie in Zorn geraten? Je öfter man sie sieht, umso mehr zweifelt man daran. Desto mehr wird einem auch klar, daß sie in einem Zusammenleben einen Mann auf eine ganz verdamnte Weise außer sich bringen wird: mit kraftloser Passivität, mit anklagendem Genörgel.

Aber was der Mensch braucht, muß er haben, bekanntlich. Redy braucht Tamara zum Lieben und Anbeten, und er braucht Lott für andres. Soll er haben. Lott hat sichs vorgenommen, Lott wird dafür sorgen.

Bei Lott ist kein Ding unmöglich.

Und ganz in der Tiefe ihres trotztigen Herzens gibt sie doch die eigensinnige Hoffnung nicht auf, Redy mit ihrer schrankenlosen Liebe, mit ihrem bedingungslosen Dienen gewinnen zu können.

Es sieht nicht so aus.

Eines Nachts geht sie mit ihm zur Jugendherberge; er war den ganzen Abend in der H.-K.-Diele in einer fürchterlich deprimierten Stimmung, daß es einem das Herz umdrehte; als sie nachher auf der Straße standen, bat er: "Kommst du mit mir?" ^[42]

Schweigend sind sie nebeneinander hergegangen, schweigend hintereinander die Treppen hinaufgestiegen. Jetzt steht er in dem dunklen Dachraum – "Nein, ich möchte kein Licht" – vor der niederen schrägen Dachluke, schweigend, und starrt in den Himmel. Der volle Mond macht sein feines Profil flach und scheinend weiß, und Lott sieht seine Kinnladen unablässig arbeiten.

"Scheußlich, der Mond," sagt er mit rauher Stimme. "Macht einen ganz krank. Hast du das auch, daß dein inneres Gefüge mehr oder weniger stabil oder wacklig ist, je nach den Mondzeiten?" Beschämt muß Lott gestehen, daß sie das an sich noch nicht festgestellt hat (und denkt: es *kann* aber auch so sein, daß er einmal ein Zusammentreffen von Stimmung und Mondzeiten bemerkt hat, und seitdem – aber möglich ist es auch wirklich).

"Naja, scheint auch, daß vor allem Männer dem unterworfen sind. Bei euch äußert es sich in den monatlichen Blutungen. Was auf dasselbe herauskommt." Und wieder starrt er und schweigt. Mit mutlosem Achselzucken setzt er sich schließlich aufs Bett. Und mit einemmal wirft er den Kopf ins Kissen und weint los, verzweifelt wie ein verirrttes Kind.

"Armer Junge, liebst du sie denn so sehr?"

Er nickt heftig ins Kissen hinein, und sie nimmt ihn in die Arme, aufgerissen von seinem haltlosen Jammer und von mütterlichem Helfenwollen.

Das wenigstens weiß sie: er braucht sie. "Nachzulaufen" braucht sie ihm nicht. Er selbst sucht sie, wie ein Kind den Schoß der Mutter sucht.

Oh, und wenn sie spürt, daß er froh ist durch sie – nicht vergnügt über ihren Witz oder so etwas – froh durch sie, Lott –, dann springt ihr fast das Herz aus der Brust vor Glück. Denn das geschieht ja auch. Wenn sie nur leichter sein könnte, nicht so starr und immer gleich von ihrer eigenen Schwermut verpanzert! Wie oft spürt sie, daß sie sich gegenseitig die Stimmung unerträglich machen. Es kommt vor, daß sie stundenlang in ihrem Zimmer schweigend beisammensitzen, und immer steinerne lastet die Stille auf ihnen. Wenn er dann weggehen wollte! Sie bringt es nicht über sich, ihn fortzuschicken.

⁴²Im Original "die Stufen zum Besenbinderhof hinaufgestiegen waren" gestrichen und durch "nachher auf der Straße standen" ersetzt.

Vielleicht ist selbst ihr stummes, schweres Bei-ihm-sein ihm lieber, als allein zu bleiben. Wenn er spürt, daß ein Mensch um ihn leidet wie er um seine unerreichbare Geliebte. – Aber wieviel Kräfte das nimmt! Manchmal ist ihr, als müsse sie sich gleich hinwerfen und schreien. Diesen quälenden Krampf sprengen.

Ja, Lott Babendeerde – das hätte wohl keiner für möglich gehalten. Und du selbst am allerwenigsten.

“Wie ist das eigentlich,” fragt Doktor Nebbich eines Abends mit seinem plietschen Lächeln. “Ich stelle da immer wieder einen flagranten Widerspruch bei Ihnen fest, auch in dem, was Sie in Ihrem geschätzten Blatt ausdrücken. Einesteils lassen Sie kein gutes Haar an den Leuten, und andernteils proklamieren Sie mit dem Enthusiasmus der goldenen Jugend etwas, das man auf den Generalnenner bringen könnte: der Mensch ist gut.”

Lott saugt das Streichholzflämmchen in ihre Zigarette hinein, knipst es aus und wirft das glimmende Hölzchen mit kurzer Geste in den Aschbecher.

“Widerspruch! Der Widerspruch ist in der Natur der Dinge und nicht in meinem von Ihnen mit Recht sehr geschätzten Blatt – ich hoffe, Sie sagten “sehr geschätzt”? – Der berühmte Witz von den zwei Seelen, die, ach, in meiner Brust wohnen. Nämlich in der jedes Menschen, bekanntlich. Wie Sie sehr richtig bemerkten: “der Mensch” und “die Leute”. Ja, freilich ist der Mensch dazu versprochen, sich das Himmelreich auf Erden aufzurichten, eben in dem Maße, als er “die Leute” in sich totschrägt. Das Feige, die hirnlose Routine, die Angst davor, selbständig zu denken und zu handeln, die ganze billige, unsaubere Mausehelei. Leider ist es fast immer umgekehrt –” Sie stockt, ihre Augen blitzen auf, und eine leichte Röte überzieht ihr Gesicht. “Christus und seine Kreuzigung – das ist vielleicht ein Mythos für das, was in jedem Menschen vor sich geht. Der sogenannte göttliche Funke, der in jedem Menschen lebt und der immer wieder verraten und totgeschlagen wird von dem Leut, den er auch in sich hat. Zum Glück stimmt das Gleichnis so weit, daß dieser göttliche Funke nicht totzukriegen ist. Eben: der Mensch.” Sie sieht aufmerksam auf das Zigarettenende, das sie im Aschbecher ausdrückt und macht eine Anstrengung, um ihren Ton sachlich zu halten: “Und ich liebe den Menschen und glaube an ihn in ebendem Maße, wie ich die Leute verabscheue und lächerlich finde.”

“Was für eine mystische Apostelseele steckt in diesem Henkersweib!”

Aber der freundschaftliche Spott läßt Lott ungerührt. Sie streckt Redy und Bobby die Hand hin, die inzwischen herangekommen sind. “Tag auch, verehrte Zeitgenossen.”

“Tja, wenn Sie denken, daß Sie diese Frau so einfach auf einen Nenner bringen können!” Bobby rutscht sich neben Doktor Nebbich auf die ledergepolsterte Bank. “Frau Bertha, wenn ich einen Kaffee haben könnte... Ja, Redy, wie gesagt, jetzt ist gerade der schönste Moment: die letzten schönen Tage des Sommers, eine Fußwanderung an der Ostsee entlang, so gute zwei Wochen –”

“Ja, Bobby, wie gesagt...” Und Redy macht die bekannte beredte Geste mit Daumen und Zeigefinger.

“Aber natürlich, du hast!” ruft Lott begeistert. “Was du hier hast, kannst du auch ebenso gut unterwegs verbrauchen! – Keine Angst,” setzt sie energisch hinzu. Sie fühlt sich aufatmen: so wird sie doch für eine Weile von ihrem Kauschmar befreit sein.

“Na, wenn du meinst – . Also, da ich somit meinen Mäzen gefunden hätte... Bei dir sind sie wahrscheinlich im Plural, nehme ich an?” wendet er sich an Bobby.

Der hat sein kaltes, freches Grinsen, das ihm doch keiner übelnehmen kann und das nicht wenige Frauen sogar äußerst bezaubernd finden. Er macht kein Geheimnis daraus, daß verschiedene Frauen der guten Gesellschaft es sich zur Ehre rechnen, ihm mütterlich zur Seite zu stehen; wofür er sich absolut zu nichts verpflichtet fühlt. Und mit Recht. Und sogar ganz im Gegenteil.

Neulich hat er Lott und Redy in das Zimmer geführt, das eine seiner Freundinnen für ihn gesucht und gemietet hat, leer, aber unter Zahlung einer beträchtlichen Abstandssumme. Eine hat es ihm möbliert, eine andere den Ofen gestiftet, die vierte wird den Teppich liefern. Er war nicht zufrieden, und er sieht auch keine Veranlassung dazu. Ehrlich entrüstet sagt er: "Was soll ich mit einem Ofen, wenn ich keine Kohlen dazu habe? Und seht ihr mich vielleicht in einem Zimmer mit solchen Tapeten dem sicheren Irrsinn verfallen? Oh nein! Sowas kann man doch mit mir nicht machen! Entweder oder. Was denken die sich eigentlich? Wenn man was auf sich nimmt, muß mans auch durchführen. Ich hab ihnen auch meine Meinung schon gesagt, und kräftig." Und sie kennen ihren Bobby schon gut genug um zu wissen, daß er kräftig seine Meinung gesagt hat.

"Was wollen sie denn, diese Weiber?" meint er. "Sind doch zu nichts anderm nütze. Sollen sich noch geehrt fühlen, daß ich ihren Firlefanz annehme. Haben ja genug davon. So haben sie jedenfalls eine ruhmreiche Gelegenheit, dem geistigen Schaffen, das ihnen a priori und par définition hermetisch verschlossen ist, wenigstens indirekt Dienste zu leisten. Womit sie also in letzter Analyse mir zu Dank verpflichtet sind, und nicht etwa umgekehrt. – Solche Frauenzimmer wie unsere Henkerslott, das ist natürlich ein ganz anderer Schlag; aber die findest du auch nicht alle Tage." Und er sieht sie mit seinem kessen Spießgesellenlächeln an. Er ist doch ein feiner Kerl. Immer mal nimmt er die Gelegenheit wahr, Lott in Redys Augen herauszustreichen.

"Nein, aber für meine Reise, da hat sich schon Gertrude das alleinige Finanzierungsrecht gesichert."

Gertrude ist die einzige von Bobbys Freundinnen, die nicht zu stolz ist, sich gelegentlich im H.-K. sehen zu lassen. Sie ist auch wohl das einzige Mädchen unter ihnen und scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, den vielumschwärmten Bobby für sich zu gewinnen, gegen den Willen ihres Vaters und den seinen. Diese Gleichartigkeit des Schicksals hat in Lott eine milde Sympathie geweckt für das feine, etwas unscheinbare Geschöpf, den etwas blutarmen letzten Sproß einer alten Hamburger Kaufmannsfamilie, dessen zarte Farblosigkeit zu einer Kostbarkeit erhoben wird durch die bezaubernden Kleider, die mit einer unerhörten Raffinesse von Geschmack aus feingetönten Stoffen gearbeitet sind. Und diese Kette aus großen Türkisen, in geschmiedetes Silber gefaßt, hat Lott zum erstenmal verstehen lassen, wie schön Schmuck sein kann. Still und anspruchslos sitzt Gertrude in ihrem Kreis, sie hat eine intelligente Art, zuzuhören, und ihre distinguierte Erscheinung ist ein wahres Fest für die Augen.

Auch Redys Reise wird kein Ausspannen für Lott. Ihr Verdienst reicht nicht für alles, was Redy braucht, und immer verwegener bestiehlt sie Mutters Speisekammer, immer gewärtig, einen fürchterlichen Skandal oder ein noch fürchterlicheres Drama damit zu entfesseln. Und das atembeklemmende, immer müdere Warten auf den Postboten. Nur zweimal in diesen vierzehn Tagen kommt ein übermütiger Kartengruß, von beiden "Sonnenbrüdern" geschrieben, und einmal eine lakonische briefliche Benachrichtigung: "Liebes Mädchen. In aller Kürze. Tamara wird Dich unterrichten. Wir brauchen Geld. Kannst Du? Hilf mir, gesund zu werden. Lebensmittel? Heute noch mehr."

Und Tamara unterrichtet sie, was er im einzelnen braucht und wünscht. Tamara blättert auch umständlich in dem immer dicker werdenden Bündel von Briefen und liest ihr dies und jenes vor, was ihr besonders geistreich oder poetisch erscheint. "Oh nein, nun kann ich nicht weiterlesen," sagt sie dann plötzlich mit ihrer weichen Stimme und errötet über ihr ganzes weiches Gesicht.

Einigemale trifft Lott sich auch mit Gertrude, um sich über die Pakete zu verständigen. Gertrude zeigt ihr eins, das sie zurechtgemacht hat, und Lott zieht sich das Herz zusammen: da kommt sie allerdings nicht mit, und wenn sie sich Tag und Nacht die Haut von den Knöcheln schrubbt. Die braucht bloß ihr Scheckbuch zu zücken.

In diesen Tagen macht der "Mäzen" Lott einen Heiratsantrag.

Überrascht sieht sie ihn an: "Aber Sie wissen doch, daß ich – Redy *liebe*?"

Sie sitzen in einer Nische in dem hinteren Raum des H.-K., zu dieser frühen Stunde noch allein.

Er dreht einen pappenen Bieruntersatz zwischen den Fingern und scheint ganz von diesem Spiel absorbiert. "Natürlich, das weiß ich. Mein Gott, seinem Herzen kann keiner gebieten... Aber ich glaube, mit der Zeit würden Sie doch anfangen, mich zu lieben. Ich würde gut zu Ihnen sein – . Und Sie wissen wohl: es geht mir nichts ab. Ich würde natürlich Ihrem Vater alle Aufschlüsse geben – "

Sie sieht auf seine rastlosen Hände; sie scheinen etwas verkrüppelt, immer sind die roten knöchigen Finger gebogen wie Klauen. Er ist so ein stiller, sympathischer Mensch mit seinen melancholischen Wüstenaugen in dem unschönen Semitengesicht, er tut ihr wirklich leid, und sie ist eine alberne, oberflächliche Ästhetin, daß diese Hände, an denen sein Charakter nicht schuld ist, ihr einen Schauer einjagen. Aber auch wenn er schöne Hände hätte – sie lächelt bei dem bloßen Gedanken und findet wieder ein bißchen Spannkraft: so weit wird Lott Babendeerde nie kommen.

Und dann sind die beiden Sonnenbrüder wieder da, frisch, braungebrannt, krähen vor Gesundheit.

Nun stellt sich wieder das Problem der Nachtbleibe. Die im Freideutschen Haus haben kategorisch abgelehnt: die Jugendherberge sei keine Angelegenheit für Dauermieter. Punktum.

"Ah – ? Haben sie gesagt? Das wollen wir gleich mal sehen." Und Lott braust hin. Als die sich keinen Rat mehr wissen, fällt dem einen schließlich ein: "Es wäre sowieso nicht mehr gegangen, der ganze Raum soll besser instandgesetzt werden, das geht ja nicht so mit den rohen Dachsparren. Die Handwerker sind schon bestellt." Das ist garantiert eine unverschämte Lüge, aber wie soll man es ihnen beweisen? Lott muß unverrichteter Dinge abziehen; was ihr nicht oft passiert.

Nun, wenn schon ein Bodenraum, dann ist der bei Lotts Eltern mindestens ebenso gut, da ist sogar noch mehr Komfort mit den paar ausgedienten Möbeln und der prima Matratze, die da steht. Nur, wenn er sich da "einmietet", kann er schwerlich hinauf- und hinuntergehen. Es tut ihr in der Seele weh, ihn da so einsperren zu müssen, gerade wo er so springlebendig von seiner Reise kam.

Aber sie haben im Moment keine Wahl. Lott trägt den Bodenschlüssel immer bei sich und läßt die Mutter sich die Augen aus dem Kopf suchen. Nachts steigt sie auf Strümpfen, mit angehaltenem Atem, an den Wohnungen in den zwei Stockwerken vorbei, um Redy was zu essen, zu trinken, zu rauchen, zu lesen, zu waschen zu bringen. Sie

wagen nur flüsternd zu sprechen, und wenn eine Sprungfeder klingt, lachen sie erstickt in die Schulter des anderen hinein. Im dämmernden Morgen nimmt Lott sachlich eine zugesteckte Konservenbüchse aus der Regenrinne, um sie am geeigneten Ort zu entleeren. Die Flüssigkeit gießt Redy einfach in besagte Regenrinne. Es war ihm erst schrecklich peinlich für das andere, aber Lott sagte achselzuckend: "Du bist ja albern, Junge."

Lange geht es aber nicht so, Redy fängt nach einigen Tagen schon an, wunderbar zu werden. Es wäre doch ein Jammer, wenn der ganze Erfolg der Reise durch diese freiwillige Gefangenschaft wieder zerstört würde.

Es ist schrecklich, wie jede seiner Mißstimmungen sich in ihr niederschlägt, vielfältigt wird wie der Ton von einem Amplifikateur.

Sie fühlt sich müde wie ein Stein, als sie sich auf die Suche nach einer neuen Bleibe macht.

Bobby ist ein knorker Junge, ein prächtiger Kumpan zum Saufen und Knobeln und Witzemachen. Aber er würde auch nicht für zwei Tage seine persönliche Bequemlichkeit einschränken, sein geräumiges Zimmer nicht zwei Nächte mit seinem "Sonnenbruder" teilen. Unnötig, weiter darauf zu bestehen.

Überhaupt, Bobby – . Einmal hat sie einem Menschen ihr Herz ausgeschüttet: Bobby. Sie gingen an der Alster entlang, nachts; plötzlich platzte ein Gewitter los, und sie flüchteten in das Wartehäuschen auf dem Anlegesteg von Schwanenwik. Da saßen sie nebeneinander, der Regen trommelte auf das Holzdach. Blitz und Donner gellten und rumpelten draußen, und Bobby nahm sie tröstend in den Arm bei ihren verhalten-verzweifelten Klagen. Das tat so wohl.

Und dann wurde er mit einemal ganz häßlich zudringlich.

Natürlich, das ist nun mal so: der Jammer einer Frau wirkt exzitierend auf Männer, Gewitter auch. Aber Bobby hätte das nicht passieren dürfen; nicht mit seiner Freundin Lott, die ihm, dem einzigen Menschen, ihr Leid geklagt hat wie einem Bruder und Verständnis wie von einem Bruder erhoffte.

Sie mußte eine ganze Weile sich ganz energisch wehren und beinahe patzig werden. Das hätte er ihnen zumindest ersparen sollen: dies peinliche, ärgerliche und bettelige Hin- und Hergezerre mit Worten und Gesten.

Schließlich findet sie in Karl Ross eine hilfreiche Seele: "Natürlich, wenn ihm das genügt, mit ein paar Decken da in der Bucht hinter dem Laden zu schlafen – mir soll es recht sein. Und außerdem hab ich was ganz Interessantes für ihn im Auge. Laß man, mir braucht man nicht viel zu erzählen, ich seh doch, wo den Jungen der Schuh drückt. Das ist doch nichts für einen Mann, immer so rumlungern und..." Er sieht unsicher in ihr Gesicht, das sich verschließt. "Also, da ist ein Buchladen, ist zugleich auch eine Leihbibliothek, Zeitungsverkauf, Postkarten, alles; gar nicht so weit von hier, auch eine ziemliche Laufegend. Der Besitzer kann sich nicht damit befassen, der hat noch andre Sachen, die ihm wohl mehr einbringen, und der Laden ist meistens geschlossen. Er möchte aber jemand haben, der das Ding für ihn verwaltet oder so, über die Bedingungen könnte man sich ja einigen. Dann hätte er auch wenigstens wo zu schlafen, im Laden ist Platz genug. Wenn Redy einverstanden ist, kann ich ja mal mit dem Mann reden."

Redy ist einverstanden: warum nicht, das ist immerhin eine Beschäftigung mit geistigen Werten, obgleich es ihm widerstrebt, mit geistigen Gütern schmierigen Kommerz zu treiben. Lott lacht: "Na du, ich seh dich schon die teuersten Bücher gratis weggeben, um den Geist verbreiten zu helfen!" – "Das läge durchaus im Bereich der Möglichkeit,"

knarrt Redy vergnügt.

Am nächsten Tag, in der stillen Stunde des bürgerlichen Nachmittagsschlafes, stiehlt Redy sich auf leiden Katzensohlen aus seinem Exil und mietet sich vorläufig bei Karl Ross ein.

Lott hat Tamara gebeten, doch heute nachmittag auch zu Karl zu kommen, seit seiner Rückkehr von der Reise hat Redy sie noch nicht gesehen. Und sie kommt tatsächlich. Wie sein Gesicht hell und weich wird vor Glück, als er sie erblickt! Er läßt ihre Hand nicht aus den seinen, er sitzt zu ihr vorgelehnt, und seine Augen scheinen sie an. Lott drückt sich bald hinaus; sie hat zu tun, gottseidank.

Während sie in der Küche schwatzen, macht sie sich in der düsteren Buchte daran, die Stapel alter Zeitungen zusammenzurücken und ein möglichst weiches Lager zu bereiten aus den Steppdecken, die zu Haus gerade nicht gebraucht werden. Jetzt steht sie da und überlegt: die Kiste da neben das Lager schieben, eine hübsche Decke drauf, ein Strauß Astern – dann wäre es ein ganz menschenwürdiges Büdchen, für die paar Tage. Aber ob sie noch Geld genug hat für die Blumen – eine Kerze braucht er ja auch.

Nervös zieht sie eine Grimasse: sie *kann* die plünnige Stimme von dieser Tamara nicht ertragen. Da hört sie Redy sagen: “Oh, laß man, Kind, um sowas brauchst du dich nicht zu kümmern, dafür hab ich ja meine Waschfrau.”

Wie ein Schlag in den Nacken schmeißt dies Wort sie über die Kiste hin. Sie drängt und stopft und würgt mit letzter Besinnung den Unterarm zwischen die Zähne wie einen Knebel, um das Heulen zu ersticken, das in dunklen, stoßenden Wellen unwiderstehlich aus den Tiefen ihres Körpers aufbricht und ihnen alles zerreißt. Keinen Laut, du – das wäre das Letzte. Stolz – Stolz. Der letzte armselige Fetzen Stolz: daß er das nicht sieht, nicht hört.

Es hat wohl keiner was gehört, es hat wohl keiner den Vorhang gehoben, um nach ihr zu sehen. Sie weiß es nicht; sie weiß es wirklich nicht, als sie mit blinden Augen auf die Straße taumelt. Hier fällt es gottseidank nicht weiter auf, wenn ein Frauenzimmer sich verrückt beträgt.

Nach Hause. Einen Ort muß man doch haben, wo man sich ausheulen kann.

Zu Haus spürt sie gleich: da ist was los. Und es läßt nicht lange auf sich warten.

Die Mutter spricht mit Anstrengung. “Lotte, Erinnerst du dich, daß ich vor etwa drei Wochen deinem Freund Redy Geld gab, um es Tante Grete zu schicken? Das Geld ist nicht angekommen.”

Lott starrt sie an, ohne zu begreifen. Dann schmettert sie die Faust auf den Tisch und springt auf, außer sich: “Das ist nicht wahr! Eine schamlose Verleumdung!”

Die Mutter schweigt bedrückt. Dann sagt sie behutsam und sieht ihr Kind mit tiefem Mitleid an: “Mein Kind, ich wünschte, es wäre so. Aber wo sollte dies Geld hingekommen sein? Natürlich ist es mir nicht in den Kopf gekommen, Herrn Spenser nach der Postquittung zu fragen. Ich schrieb jetzt an Tante Grete, weil ich mich wunderte, daß sie nach dem Empfang des Geldes nichts von sich hören ließ, und heute hab ich ihre Antwort bekommen. Daran, mein Kind, ist nichts zu deuteln: Tante Grete hat das Geld nicht bekommen. Und es war eine Summe, daß dein Vater eine ganze Weile wird arbeiten müssen, bis er sie wieder zusammenbringt.”

Lott lehnt am Tisch und starrt zu Boden. Nein, daran ist nichts zu deuteln. Jetzt erinnert sie sich: einige Tage lang hat sie Redy kaum zu sehen gekriegt, es war gerade kurz vor seiner Fahrt; und die wenigen flüchtigen Male war er sehr schneidig und gentlemanlike und hatte wieder eine ganze Kollektion von “Elegante Welt” und “Die Dame” unter dem

Arm. Darum brauchte er nicht zu ihnen zum Essen kommen und lehnte auch so großspurig ab, daß sie ihm was brachte. Fehlte nur noch, daß er sich von ihrem Vater hätte die Schuhe putzen lassen.

Sie sieht nicht die angstvolle Liebe in dem Blick der Mutter, aber sie hört sie in ihrem Ton :

“Mein armes Kind . . . ”

Bloß nicht weich werden. Nicht weich werden. Ich bin kein armes Kind.

Steif und ohne ein Wort geht sie in ihr Zimmer.

Jetzt ist das Heulen ihr in der Kehle steckengeblieben. Keine Zeit.

Am nächsten Morgen ist ihr Entschluß gefaßt.

Sie wird sich gefährlich dabei überheben, sie wird sich wahrscheinlich einen Knacks dabei heben. Aber es gibt keinen Ausweg. Auf ihrem Geliebten soll kein Flecken sein.

Vorher geht sie zu Redy. Er leugnet es nicht. Er ist tief unglücklich. “Aber ich konnte schon nicht mehr wie ein armer Pinscher immer an eurem Tisch hocken, und ich konnte auch nicht immer deine armseligen Waschgroschen nehmen. (Aber du hast sie doch genommen, denkt sie verwirrt.) Ich mußte mal wieder leben wie ein Mensch, mich unabhängig fühlen – ”

“Wie lange hat es denn gereicht ? ” fragt sie noch.

“Oh, ein paar Tage gerade,” meint er leichthin. “Du weißt, wenn der Papa Geld in der Tasche hat, ist er Grandseigneur, ich kann nicht schäbig mit den Pfennigen herumhökern. Paarmal in gute Restaurants gegangen, paar Jungs freigehalten, ich mußte mich schon mal revanchieren. – Glaub mir, Mädchen,” plötzlich wird seine Stimme drängend und verzweifelt. “Ich weiß, es war eine Schweinerei von mir, eine gottverfluchte Schweinerei, aber ich hatte es nötig, ich hatte es so verdammt nötig.”

So oder so, es ist geschehen. Das Geld muß sie heranschaffen, das steht fest. Ich kann alles, was ich will.

Lott geht zu Edwin Bartels, der sie um ihre Hand bat, um von ihm die Summe zu leihen, die ihr Geliebter ihren Eltern unterschlagen hat.

Bei diesem Besuch erfährt sie, ehe sie ihre Bitte vorbringen kann, daß Edwin Bartels sich fürs erste kaum verheiraten wird, weil er das Mädchen nicht vergessen kann, das ihn ausgeschlagen hat. – Sie war ja wohl vollkommen idiotisch, daß sie diese Wendung des Gesprächs nicht vermeiden konnte.

Er ist bei seinen Worten etwas rot geworden; er ist auf dem Teppich hin- und hergegangen mit seinem etwas schweren Körper und hat es ganz einfach und ein wenig wehmütig gesagt.

Und dann sagt Lott ihm, weshalb sie gekommen ist. Sie sagt es mit starrer Ruhe. Sie weiß nicht, ob sie rot oder blaß wird dabei. Sie fühlt ihr Gesicht wie etwas Hartes, Störendes, das sie abnehmen und auf den Tisch legen möchte.

Sie sagt ihm die Wahrheit.

Er kann sich wunderbar beherrschen. Sein Ton hat sich nicht um einen Schatten geändert. Er zieht die Schreibtischlade auf, zählt die Scheine ab und reicht sie ihr hinüber. “Und, natürlich, um die Rückzahlung machen Sie sich keine Sorgen, ich bitte Sie darum. Es werden ja auch wieder bessere Zeiten kommen.”

Und dann steht sie wieder auf der Straße.

Kapitel 16

Ein gern geübtes Spiel ist die Verdrehung und Verblödelung von Sprichwörtern und Reklameschlagworten, so in dem Stil: Ehre deine Mutter, das alte Nest (Dr. Nebbich). – Wie man sich bettet, so schallt es zurück (Bobby). – Wer nicht wagt, hat einen goldenen Boden (Redy). – Der Schweißfuß ist das Automobil des kleinen Mannes (Dr. Nebbich). – Der Sonntagnachmittagsbeischlaf ist der Gänsebraten des armen Mannes (Redy). – Es ist nicht alles Gold, was man im hohlen Zahne trägt (Bobby). – Der schlimmste Feind von dir und mir, das ist der Gummiüberzieh'r sowohl als auch der Zurückzieh'r (Henkersmaid).

Aber als Lott in derselben Sitzung noch losläßt: Weltschmerz breitet sich nicht aus, hast du Frauenschoß im Haus – schreit Dr. Nebbich: "Berufliche Deformation!" Irgendein Ungeschickter fragt, ob es sich hier um Bekenntnisse einer schönen Seele handle, und Lott fragt freundlich zurück: "Haben Sie schon mal ihre Großmutter gefragt, ob sie mit intaktem Hymen ins Brautbett stieg? Nein? Na, dann tun Sie das mal erst, und wenn Sie Antwort haben, können Sie wiederkommen." – "Bravo!" schreit die Runde.

Lott hat plötzlich ein schönes, versonnenes Lächeln; nur Dr. Nebbich hat es gesehen und er schüttelt den Kopf. Er schüttelt überhaupt öfters mal den Kopf, wenn er Lott ansieht.

Die Zeit kommt heran, daß Hans aus dem Militärgefängnis entlassen wird. Mit Mühe bewegt Anna Babendeerde ihren verbitterten und mutlos gewordenen Mann, der Gefängnisverwaltung das nötige Geld für die Heimfahrt zu schicken, mit der Bitte, ihrem Sohn die Fahrkarte auszuhändigen. Sie bekommen die Bestätigung, daß man nach ihrem Wunsch verfahren hat.

Die Stimmung ist gedrückt, die Eltern sind verzweifelt ratlos. Was sollen sie, Gott steh uns bei, jetzt noch mit dem Jungen versuchen? Zu sich nehmen müssen sie ihn, darin gibt Robert Babendeerde seiner Frau jetzt recht; sie können es nicht verantworten, ihn auf der Straße verkommen zu lassen. Und was soll dann weiter mit ihm geschehen? Natürlich kann er auch Stiefel putzen. Aber das ist doch keine vernünftige Existenzbasis für einen jungen Menschen! Und außerdem, die hohen Trinkgelder, bei seinem Leichtsinn, das kann ihn nur noch verderben. Wenn Gott da noch einen Rat weiß!

Die Eltern warten vergebens. Hans kommt nicht.

Und Lott, die sich vor ihren Augen zugrunderichtet, und sie können ihr nicht helfen.

Immer schweigsamer, immer verfinsterter wird das Mädchen. Manchmal sind Mutter und Tochter stundenlang miteinander in der Küche, die eine mit Kochen, die andere mit Waschen beschäftigt, und Lott scheint es gar nicht bewußt zu sein, daß da noch jemand außer ihr im Raum ist. Wenn man sie anredet, scheint sie von ganz weit her zu kommen.

Voll Angst denkt die Mutter an die schreckliche Zeit vor zwei Jahren.

Ein paarmal geschieht es, daß Lott plötzlich die Arbeit fahrenläßt und in ihr Zimmer läuft, und da wirft sie sich auf ihren Diwan, erstickt von würgendem Schluchzen, das sie noch jetzt zurückdämmen will und das ihren kräftigen Körper hin- und herwirft.

Zuviel hat sie immer in sich hineingestopft, zusammengepreßt, verriegelt. Sie hat ihren Stolz vergewaltigt die ganze Zeit, unzählige Male, aus wildem, zähem Willen, hat seine Revolte geknebelt. Der Gang zu Bartels, zu allem anderen gefügt, was sie sich angetan hat – . Jetzt wird alles mit einem Mal wach, und sie hat keine Kraft mehr, es hinunterzuhalten. Und sie zerfleischt sich unter der dünnen Decke ihrer schweisgsamen Verfinsterung, bis die Decke irgendwo aufreißt.

Mit zitternden Händen sucht die Mutter in Lotts Adreßbüchlein die Telefonnummer, über die sie Redy erreichen kann. Ihr Mann hat gesagt: “Der Kerl kommt mir nicht mehr über meine Schwelle!” Aber sie hat doch gesehen, daß nur er ihrem unglücklichen Kind in solchen Augenblicken helfen kann.

Und dann sitzt er neben dem fassungslosen Mädchen, und mit seiner kräftigen und sanften Hand streichelt er begütigend ihre Stirn: “So – ganz schön ruhig sein... Nun, mein kleines Mädchen wird doch nicht – . Es ist ja alles gut...” Bis ihre verkrampften Fäuste sich lösen und sich strecken wie müde Kinder.

Und mit einem armen Lächeln bettet sie den Kopf in seinen Schoß, mit einer ganz neuen willenlosen Hingegebenheit, die schmerzlich wohltuend ist. Dankbar küßt sie die Hände, die so stark und so gut sein können. “Verzeih, daß sich so dumm bin,” flüstert sie. “Du weißt ja nicht...”

Redy streicht noch immer sanft über ihre Stirn, und der tränenheiße Schimmer ihrer Augen in dem verquollenen Gesicht, wie eines getrösteten Kindes, weckt in ihm eine unbekannte Zärtlichkeit für dies wilde Mädchen, dessem brutalen, bedenkenlosen Ich-kann-alles-Trotz er sich nie gewachsen fühlte. Jetzt sieht er sie wieder so wie auf der regennassen Kaimauer, weich und hilflos, seine andersgeartete Kraft und Überlegenheit anrufend. Und ihm kommt die Ahnung, daß ihre ganze Härte vielleicht nur ein Panzer ist über allzu Empfindlichem.

“Du mein kleines, dummes Mädchen...”

Die Mutter steht im Türrahmen und sieht auf diesen kleinen, unschönen, fahlhaarigen Menschen und hört auf sein väterlich-gütiges Zureden. Wenn man nichts anderes von ihm wüßte, würde man ihn für den wunderbarsten Menschen halten. Es ist aber doch nur der verirrte Sinn ihres Kindes, der ihn mit solcher Zauberkraft ausstattet.

Sie denkt an Helwig, Robert, Harry – diese prächtigen jungen Menschen, die Lott fallenließ wie ausgelesene Zeitungen. Dieser hat sie kaputtgemacht, und jetzt ist nur er es, der sie heilen zu können scheint. Wenn er sie nur wirklich heilen wollte!

Nur selten geschieht es, daß Lott sich so gehenläßt. Im allgemeinen hat sie sich in der Gewalt. Sie hat sich so in der Gewalt, daß das große blühende Gesicht zu einer harten Maske wird mit massigen Unterkiefern, die immer kantiger hervorspringen, mit der immer schmaleren Vogelschwinge der Oberlippe über der immer trotziger vorgewölbten Zwillingsbeere der unteren; und die Stränge von Eigensinn an den Mundwinkeln sind hart

und brutal. – Die Freunde nennen sie jetzt manchmal “Katharina die Große”.

Nein, sie läßt sich nicht gehen. Sie ist aktiv wie immer, und gerade jetzt bringt ihre Arbeit ihr Dinge, in die sie sich ganz – aber ganz! – hineinwerfen kann.

Sie gründen eine Zeitung für die Verteidigung der Fürsorgezöglinge.

Einen ganzen Tag sitzen sie bei Marta Ross in der Küche: der Anarchist Karl Langer mit seinem kantigen, intelligenten Kopf, der weiche, schwindsüchtige Idealist Paul Pott, der kernige Karl Ross und Lott. Sie legen die Richtlinien des Blattes fest und stellen die ersten Nummern zusammen, jeder hat schon nach Kräften vorgearbeitet. Schade, Lott wird weiter nichts dafür tun können; jede Woche ein Blatt zu füllen, das ist schon eine ausreichende Aufgabe, vor allem auf die Dauer.

Es ist schade, daß die Genossen keine recht lebendige Feder dafür finden; das Blatt für die Fürsorgezöglinge bleibt immer ein bißchen steif und papieren. Es besteht eine ganze Zeit in einer kleinen, aber regelmäßigen Auflage, die durch die treue Kundschaft vor allem von anarchistischen Genossen aufrechterhalten wird.

Heute tun sie ihr Bestes, um die ersten Nummern interessant und farbig zu gestalten. Der ganze Tag ist dafür draufgegangen, aber es hat sich gelohnt.

Nun muß noch ein guter Name gefunden werden für das neue Blatt. Sie raten hin, sie raten her, die Köpfe rauchen schon von der vorher geleisteten Arbeit. Marta ist es, die das Richtige findet: “Die Stimme”.

Marta hat auch in der vorhergehenden Besprechung schon manchen vernünftigen Einwurf getan, während sie Gemüsemesser und Kochtöpfe handhabte. “Natürlich, die Fürsorge, das kenn ich, da braucht ihr mich bloß fragen!” Sie ist doch ein fabelhaftes Frauenzimmer; je besser Lott sie kennenlernt, umso mehr gefällt sie ihr. Gewiß, sie ist ungebildet und ganz primitiv, aber von phrasenloser Hilfsbereitschaft und warmer Anteilnahme. Sie scheut sich nicht, den Leuten ganz gründlich ihre Meinung zu sagen, wenn sie es für nötig hält, auch wenn sie ihr persönlich gar nichts getan haben. So wäre sie durchaus imstande, Redy mal gehörig den Kopf zu waschen – schließlich muß sie gemerkt haben, wie es mit den beiden steht –, aber zu Lott sagt sie nie ein Wort darüber.

Überhaupt, so leicht würde keiner ihre “Vergangenheit” erraten, der sie jetzt kennt. Sie ist eine so bis zur Spießigkeit solide und ordentliche Frau, wie man sie sich nur vorstellen kann, und karg an Worten. Aber wenn sie einmal loslegt – oh weh! Lott möchte nur wissen, ob die Schärfe, die dann aus ihrem Ton spritzt wie ein Korrosiv, ihrem Charakter ursprünglich eigen war oder ob sie sich das im Bordell als Schutzhaut zugelegt hat. Eine Gewohnheit hat sie aus den Jahren im Bordell zurückbehalten, die einem eine Gänsehaut über den Rücken jagen kann: Kosenamen hören ihre kleinen Mädchen nur von ihr, wenn sie schimpft. “Ah, Schätzchen, das hast du gemacht? Das werd ich dir mal beibringen, Herzchen, mein Süßes – ” Beißend, ätzend. Manchmal sagt sie nur, drohend und verachtungsvoll: “Herzchen!” – und das ist genau, wie wenn eine andere Mutter “Hure” sagte.

Lott hat sich nur schwer daran gewöhnen können, daß die beiden Kinder von acht und zehn Jahren bei allen Gesprächen anwesend sind. Wenn man sie ins Schlafzimmer schicken würde, sie würden ja doch durch den fadenscheinigen Vorhang jedes Wort hören. Auf die Straße wollen die Eltern sie nicht schicken, nicht in dieser Gegend. So wachsen sie in den engen, dumpfen Höhlen dieser Wohnung auf, unter den Gesprächen der Großen, die häufig sachlich um Fragen der Prostitution und der Sexualität gehen, und ihren unbedachten Scherzen, die zotig klingen, wenn sie auch harmlos gemeint sind. – Die Älteste, von einem frühreifen, breitgesichtigen Mulattentyp, zum Erbarmen häßlich; aber das kann sich ja

noch geben, und vielleicht kommt etwas ganz Interessantes dabei heraus. Die Kleinere mager wie die Mutter, blutlos und spöttelig; Marta hatte wohl schon keine Kräfte mehr, als sie sie trug unter den Schlägen des Säufers.

Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe Karl Ross an den Kindern hängt. Die berühmten "Bande des Blutes" könnten nicht stärker sein.

Kaum haben sie die "Stimme" auf die Beine gestellt, da bringt eine amtliche Neuigkeit die ganze Altstadt in Aufruhr: die Bordelle sollen geschlossen werden.

Lott jubiliert: nun wird das verwirklicht, wofür sie die ganze Zeit gestritten hat. Die Aufhebung dieser schamlosen, vom Staat organisierten Sklaverei.

Karl Ross muß ihr erklären, daß es praktisch, für die Existenzfrage dieser Mädchen, so wie die Sachen liegen, ganz anders aussieht: die Bordelle werden geschlossen, schön; schamlose Sklaverei, richtig. Aber die staatliche Kasernierung hat doch das Gute, daß die Ausbeutung in organisierten Grenzen bleibt. Wenn die Mädchen jetzt alle "heimliche" werden, sind sie den Forderungen privater Kuppelmütter so wehrlos ausgeliefert, daß ihnen kaum das trockene Brot bleibt. Und die ewige Bedrohung, durch die Polizei, durch Spitzelei, Angeberei –

Lott sieht sich vor einen Gewissenskonflikt gestellt, der wirklich ist und wesentlich, und der im Augenblick alle ihre persönlichen Angelegenheiten in den Hintergrund drängt: Mannsgeschichten, privater Luxus; können wir später weitersehen. Ein Konflikt, in dem sie verantwortlich ist für fremde Schicksale. In dem sie zum erstenmal zu entscheiden hat, vor andern und für andere, was wichtiger ist: die unbedingte Treue zu einem richtigen und lauterem Prinzip oder die Menschlichkeit. Aber das Prinzip *ist* ja ein Prinzip der Menschlichkeit, der menschlichen Würde; nur, die andere Menschlichkeit, die man von ihr verlangt, ist näher, unmittelbar dringlicher – ach ja, die Butterstullen-Menschlichkeit.

Einige Tage lang kommt sie kaum aus dem Zigarrenladen heraus. Viele Mädchen haben Karl Ross sagen lassen, daß sie "mit dem Pranger" sprechen möchten in dieser lebenswichtigen Sache. Sie kommen angetröpelt, wie ihr Dienst ihnen eben Zeit läßt, und sie sagen alle dasselbe: daß sie nicht mehr werden leben können, wenn die Kasernierung aufgehoben wird.

Es ist das erste Mal, daß Lott mit diesen Frauen in persönliche Berührung kommt, soviel sie auch schon für sie gestritten hat.

Die meisten sehen wirklich nicht "danach" aus. Wenn man ihnen auf der Straße begegnete, würden sie einem durch nichts auffallen. Die eine oder andere ist reichlich geschminkt oder hat eine grelle Note in ihrer Kleidung, aber das findet man schließlich auch bei "ehrbaren" Frauen und Mädchen.

Wie sie so eine nach der andern vor Lotte Platz nehmen und zumeist ohne weiteres auf ihr Thema losgehen, mehr oder weniger temperamentvoll, erkennt Lotte allmählich in den verschiedenen Gesichtern – jungen, älteren, hübschen, unschönen – das gemeinsame Zeichen, das ihr Beruf in ihre Züge stempelt: eine Schärfe, die mit dem Dienstalder zur Vulgarität wird. Und die Stimmen – ! Harsch, verrostet und gemein bei denen, die am längsten "dabei" sind. Und fast alle haben sie die leicht hysterische Aggressivität der Niedergetretenen.

Erst als das Defilee vorüber war, wurde es Lott bewußt, daß keine von ihnen irgendwelche Umstände gemacht hat, sich ihr anzuvertrauen, obgleich sie so ganz nach "jungem Mädchen aus guter Familie" aussieht. Lott hat gar nicht viel gesagt, meistens nur zu-

gehört. Es ist wahr, dafür scheint sie eine Begabung zu haben. Die meisten hatten eine so unverblünte Sprache, daß selbst Lott manchmal ein bißchen die Luft wegblieb. Aber wenn sie versuchten, sich fein auszudrücken – das war so rührend, daß einen das Heulen ankommen konnte.

Lott entscheidet sich für die Butterstullen-Menschlichkeit, gegen das Prinzip. Es ist ihr bitter schwer, und lange Zeit kann sie den feinen Stachel des Vorwurfs nicht aus ihrem Hirn entfernen: daß sie, Lott, sich dafür eingesetzt hat, daß die Ausbeutung der Frauen in organisierten Grenzen aufrechterhalten bleibt.

Der Pranger organisiert öffentliche Versammlungen, die gut besucht sind. Vor allem Kleinbürger, kleine Händler und Gewerbetreibende, die entsetzt sagen, wie denn das mit der Moralität ihrer Kinder werden soll, wenn die ganze Pest sich jetzt in allen Straßen Schlupfwinkel sucht. (Die Pest, die für euch und durch euch da ist, denkt Lott grimmig.) Puffmütter, die sich an die Brust schlagen und in tränenvollem Tremolo ihre unentwegte treue Fürsorge für ihre Pensionärinnen bekunden. Vom Vorstandstisch sieht Lott sarkastisch über die ganze unappetitliche Bande hin: das hat sie sich nicht träumen lassen, daß sie mit den einen und den andern in ein Horn tuten würde, ihre Interessen wahrnehmen müßte. Aber es sind auch nicht wenig Kontrollmädchen im Saal, die kaum ein Wort sagen, aber so angstvoll allem zustimmen, was auch von ihnen gesagt werden mag. Und für sie hat Lott ihren Entschluß gefaßt.

Senat und Bürgerschaft werden mit Resolutionen und Petitionen bombardiert.

Natürlich liegt es nicht nur an den Anstrengungen des Pranger, aber ohne Frage hat er ein Gutteil dazu beigetragen. Der Gesetzentwurf bezüglich Aufhebung der Kasernierung wird abgelehnt.

An dem allen hat Redy leider kaum teilnehmen können. Er sitzt in seinem Buchladen und mopst sich von Herzen.

Dieser Buchladen ist ganz anders, als Lott und Redy sich jemals vorgestellt hätten. Die Hauptkundschaft sind halbwüchsige Jungs, die Detektiv- und Wild-West-Romane ausleihen, zerfranste, schmierige Hefte mit schreiend bunten Umschlägen. Lott ist bedenklich, ob man das überhaupt machen darf. "Gott, mach ichs nicht, machts ein andrer," meint Redy skeptisch. Sie zieht die Brauen hoch: "Eben darauf kommt es an, daß ich es nicht mache, findest du nicht?" Er zuckt die Achseln. "Solange es nichts Schlimmeres ist!"

Unter dem Ladentisch hat der Besitzer ihm einen Stapel pornographischer Büchlein gezeigt, die er natürlich nur Kunden anbieten dürfe, die ihm als seriös bekannt seien, von wegen der Denunziation. Lott ist der Meinung, daß man von Rechts wegen diesen Dreck verbrennen müßte; Redy sieht die Sache kühler an: "Da kann ich hier drei Jahre hocken und kann ihm den Schaden noch nicht bezahlen. Natürlich, von mir aus kann das Zeug vermodern; anbieten werd ich es keinem, ich bin doch kein..."

Lott sieht sich einige dieser Sachen an: vor allem ist sie konsterniert über die platte, stereotype Fantasielosigkeit. "Du meine Güte, wenn ihnen nichts anderes einfällt! Es wundert mich, daß die Käufer nicht ihr Geld zurückverlangen. Und mit sowas bringen Leute ihre Sexualmaschine in Gang? Arme Menschheit."

"Tja, jedermann sein eigener Laternenanzünder, das ist immer noch das Solideste. Apropos: hast du Tamara gesehen?"

Lott sieht ihn nicht an. Sie kennt schon die gequälte Zerrung in seinem Gesicht. "Ja, ich hab sie gesehen. Und sie sagt, sie wäre doch erst vorige Woche hier gewesen, sie kann

nicht immer – na, du weißt ja. Vielleicht nächste Woche mal.”

“Dämliche Kuh,” sagt er roh. “Sie kann mich mal . . .”

Lott fühlt sich revoltiert wie jedesmal, wenn er ein Schimpfwort auf Tamara wirft, obgleich: es ist ja nur die Verzweiflung seiner Liebe. Sie, Lott, liebt er nicht und sagt sicher kein häßliches Wort auf sie. Ach, lieber hätte sie es umgekehrt.

Kaum läßt die Anspannung durch ihre Arbeit nach, so ist auch schon ihre ganze Not wieder da.

Manchmal rennt sie stundenlang durch die nächtlichen Straßen wie ein herrenloser Hund, in ihrem Elend. Wenn dann ein Mann sie anspricht, kann es ihr einfallen, daß sie mit ihm geht. Aber niemals trifft sie einen, der ihr auch nur für eine Nacht gefallen hätte. Sowas hätte ihr gewiß gutgetan. Es ist auch immer gutgegangen, natürlich. Bloß einer, ein großer kräftiger Kerl, gemeine Fresse, der wurde brutal. Sie war immerhin zu ihm gegangen, um eine Tasse Kaffee zu trinken! Er knöpfte seine Hose auf und wollte sie aufs Bett zwingen. Nun hat Lott ja zum Glück einige Fachkenntnisse: mit entschlossenem Griff packte sie seinen Hodensack und drehte ihn um. Der ist stöhnend übers Bett gesunken, bleich wie das Laken. – Erst als sie auf der Treppe war, fing sie an zu zittern.

Ein anderer, ein kleiner Dicklicher, war ganz einfach drollig und beinahe rührend. Sah eigentlich ganz wie eine biederer Familienvater aus in seiner ordentlichen Wohnung. Die Frau war wohl gerade verreist, kleiner Schäker. Erst hat er ein bißchen wehmütig gebettelt, und dann führte er sie ins Gästezimmer nebenan. Morgens, im Schlafrock, brachte er ihr Frühstück ans Bett. Wie gerührt er war, und geehrt, daß sie ihre Tür nicht zugeschlossen hatte!

“Nun ja, Sie haben mir doch versprochen – . Und mir tut keiner, was ich nicht will.”

Er war unwiderstehlich: wie er da stand, das große Tablett vor dem runden Bäuchlein, den Kopf zur Seite geneigt wie ein Piepmatz, und die zärtlichen runden Augen nicht von ihren warmen Schlafbacken zwischen den verpudelten Locken wenden konnte. Genauso komisch kitschig, wie ein beglückter Vater sein Erstgeborenes betrachtet.

Sie hat sich im Bett aufgesetzt, nackt wie sie war, und das Tablett vor sich genommen. Und er saß da, und seine Augen schimmerten immer feuchter, während sie mit gutem Appetit frühstückte; er hat kaum was gegessen ^[43]. Schließlich bat er sehr zaghaft, ob er ihr da, am Rande der Decke, einen Kuß geben dürfte? Oh, einen ganz bescheidenen! Sie sah hin: während des Essens hat sie gelegentlich die Decke etwas heraufgezogen, man soll Leute auch nicht peinigen; jetzt ist sie gerade oberhalb der Brustwarzen. – Er dauerte ein bißchen lange, der Kuß, aber er blieb still und züchtig. Und er war so dankbar, es war wirklich rührend komisch. Wenn er bloß nicht so komisch und dick gewesen wäre, hätte sie ihm vielleicht wirklich noch den Gefallen getan. So ging das leider nicht. – Und dann dieselben besorgten Ermahnungen wie von dem Mann mit den unanständigen Geschichten, vor anderthalb Jahren: sie solle doch bloß vorsichtiger sein, wie leicht könne ihr was passieren – . “Sie kennen die Männer nicht.”

Aber wie sie dem armen Dr. Nebbich mitgespielt hat – nein, das war nicht schön von ihr. Sie waren zusammen vom Kaiserhof nach Haus gegangen. Diesen ganzen Sommer hat ihre Bande vom H.-K. die Gewohnheit, nach der Vorstellung ins Kaffee des Kaiserhofs zu gehen. Eine fabelhafte Zigeunerkapelle. Sie haben ihren Stammtisch auf der Estrade, nahe den Musikern.

⁴³Gestrichen: “So ein ähnlicher Typ wie der alte Hirseland.”

Es ist nicht recht ersichtlich, wie sie zu der Ehre gekommen sind: der Primas hat die hübsche Gewohnheit angenommen, jedesmal wenn ihre Gruppe durch den Mittelgang kommt, abzuklopfen und La Serenata di Tosselli zu intonieren – mit einem Schmelz! Vielleicht hat mal einer von ihnen ihm ein Kompliment gemacht über das Stück. Nun, so haben sie es als das ihre adoptiert.

Manchmal während des Spiels kommt der Primas an ihren Tisch, neigt sich zu Lott nieder und fiedelt ihr seine süße Zigeunerweise ins Ohr. Und sieht ihr dabei inständig ins Gesicht mit seinen schwarzen Bitterschokolade-Augen, auf die das Licht der Lüster einen glänzenden Zuckertropfen setzt. Eine wunderhübsche Huldigung, und riesig angenehm ist es auch, vor dem ganzen Saal voll eleganter Männer und Frauen so ausgezeichnet zu werden auf ihrer Estrade, im zahlreichen Kreis ihrer Freunde. (Lott ist meistens die einzige Frau unter ihnen.)

Diesmal war auch Tamara dabeigewesen. Und Lott saß da den ganzen Abend – . Und selbst das Ständchen des Primas kam ihr eher unangebracht vor. Redy scheint seine besondere Ansicht zu haben über den Sinn dieser Auszeichnung. “Der arme Kerl hätte bald verdient, daß du ihn belohnst für seine Troubadour-Anstrengungen,” hat er einmal gesagt. Sie sah ihn kalt an. – “Na, natürlich möchte er mit dir schlafen!” – “Aber ich nicht mit ihm,” gab sie trocken zurück.

Jedenfalls hätte sie heute vorgezogen, in Tamaras Gegenwart nicht auf diese Weise hervorgehoben zu werden. Ihr war überhaupt alles zuviel: das Licht, die Musik, die Menschen – . Jedes Geräusch, jede wahrgenommene Bewegung schien ein ungeheures Echo in ihrem Kopf zu entfesseln, wie wellendes Blech; sicher brütete sie auf einem tüchtigen Fieber.

Diesen Abend machte Lott mit Dr. Nebbich den Weg nach Haus.

Mit dem ist es immer interessant, sich zu unterhalten, er kam ihr auch ein bißchen entflammt vor, was die Sache noch anregender machte, wenn sie es auch recht komisch fand. Er fragte sie, ob sie noch eine Tasse Kaffee bei ihm trinken wolle. Nun, das ist die stereotype Formel, aber bei Dr. Nebbich hat sie es harmlos wörtlich genommen.

Und dann stellte sich heraus, daß er es sowohl wörtlich als auch ernst meinte. Und sie hat ihm denselben Streich gespielt wie dem Herrn Notar in der Jugendherberge. Er war tiefunglücklich, er flehte und bat: seit Jahren hat er nicht mehr – . Nur heute abend, jetzt, in ihrer Nähe – . Sie fand das furchtbar komisch, sie war wie betrunken, sie konnte nicht aufhören zu lachen.

Er ist doch ein netter Mensch: er scheint ihr ihre Gemeinheit nicht nachgetragen zu haben. Da sie sich schon mit ihm ins Bett gelegt hatte... Sie hat nur die eine Entschuldigung: sie hatte schon hohes Fieber. Als sie morgens nach Haus kam, mußte sie sich hinlegen: Grippe.

Oder hat er sich etwa an ihrem offenbaren Unglücklichsein entzündet? Dann geschah ihm recht. Lott weiß nicht, wie weit das sichtbar war als an andern Tagen. Sie weiß nur, daß ihr zum Sterben war an dem Abend im Kaiserhof, mit ihrem Fieber, vor dem stillen bräutlichen Glück von Redy und Tamara.

Überschrift: Lotts nächtliche Ausschweifungen. Ach du mein lieber Schreck. Kläglich wie alles an ihr.

Und doch hat Lott hin und wieder ein paar schöne Erlebnisse gehabt. An die sie dachte, als sie ihr freches Wortspiel vom Weltschmerz und Frauenschloß hinwarf. Die sie

für sich selbst anders ausgedrückt hat :

Aufblutet Rausch
Und Mutter Erde bettet
In Gleichnis Schoß all deine wirren Leiden –

Man begegnet manchmal Männern, jungen Menschen, die sich ganz wundgerissen haben an Problemen, Zweifeln, Fragen – eben an dem, was eine naivere Epoche gemeiniglich als Weltschmerz bezeichnete. Und Lott hat die Erfahrung gemacht, daß ihr Instinkt recht hatte: eine schöne Liebesnacht bringt sicher nicht die Lösung auch nur eines einzigen Problems; aber all das Geballte und Verklemmte in dem einsamen Grübler löst sich auf höchst erfreuliche Weise. Sei es, daß er, ohne es zu wissen, ein bißchen an Hormonen erstickte und diesen Zustand mit seinem Ringen um den Sinn des Lebens verquickte, sei es, daß es ihm gesund war, auf taktvolle und temperamentvolle Weise in Erinnerung gebracht zu kriegen, daß das Leben nicht ausschließlich auf der geistigen Ebene vor sich geht, was auch immer sein Sinn sein mag.

Lott hütet sich klüglich, ihre zu beglückenden ringenden Titanen in ihrem gewohnten Kreis zu wählen. Das könnte nur Komplikationen geben; Männer sind im allgemeinen lächerlich anhänglich; falls es nicht die billige verpflichtungslose Gelegenheit ist, die sie halten möchten. Aber zwei-, dreimal haben Männer ihren Weg gekreuzt, von denen sie überzeugt ist, daß sie ihnen ein bißchen zum Gleichgewicht verholfen hat. So wie damals, bei dem Rezitationsabend ihres alten Freundes von der Freideutschen Jugend. Der stellte ihr nachher einen Freund vor, der für einige Tage von Berlin herübergekommen war; man kam in ein Gespräch, der Mann war interessant, und sie gingen zu viert in ein Café. Es erwies sich, daß ihr Kamerad ziemlich in Anspruch genommen war von einem entzückenden weiblichen Wesen, und Lott hatte ihn ein bißchen im Verdacht, daß er sie ins Schlepptau genommen hatte, um sich seines Freundes für eine Weile zu entledigen.

Er war der Mühe wert. Schon nach einer Stunde begann Lott umsichtig und planvoll die Atmosphäre zu leiten, wenn man so sagen kann. Aus der angeregten Diskussion zu zweit wurde unmerkbar ein bitterer Monolog des Mannes, und Lott die hingeebene ZuhörerIn, die hin und wieder durch ein mit warmer Stimme eingeworfenes Wort ihr tiefes Verständnis zu erkennen gab.

Dabei bearbeitete sie den Ahnungslosen intensiv mit ihrer Weiblichkeit. Es war nicht so sehr, daß sie ihre körperlichen Reize zu Geltung brachte – das ist ein recht primitives Mittel. Sie hüllt ihn gewissermaßen ein in eine dichte, knisternde Wolke von Erwartung, Lockung und Bereitschaft, wobei sie äußerlich ganz passiv bleibt. Sie ist realistisch genug, um für möglich zu halten, daß die innere Konzentration, die sie dazu aufwendet, sich ganz einfach in stärkerer Entwicklung eines spezifischen Geruchs manifestiert. – Oh, sie macht sich nichts vor. Sie weiß, daß Männer im allgemeinen für weniger Anstrengungen bereit sind; aber diese Sonderlinge, die nichts sehen als ihre Probleme, sind so rührend vernagelt –

Dem Aufbruch aus dem Café folgte die klassische Nachtwanderung an der Alster. Der Monolog, der in den Firnenhöhen des Abstrakten begonnen hatte, wurde merklich menschlich-elegischer – und Lott konnte fast nach der Uhr den Moment voraussehen, wo es nur einer Geste von ihr bedurfte – in diesem Fall: die Hand auf seinen Arm legen und ihm lächelnd in die Augen sehen –, daß der Mann sie hart bis zum Zerbrechen an sich preßte und mit verzweifelte Küssen ihren Mund aufpflügte. Wobei er natürlich überzeugt blieb, ganz aus eigener Initiative plötzlich das Steuer herumgeworfen zu haben.

Wie man all dies so kühl sarkastisch denken kann, und Analyse und Selbstbeobachtung selbst in der vorbereitenden Aktion beibehalten – und trotzdem ehrlich und warm und ganz beteiligt sein.

Das Primäre ist ganz entschieden der impulsive Wunsch, dem armen Kerl aus dem Dornengestrüpp seines verhedderten Weltbildes nach Kräften ein wenig herauszuhelfen; und der Weiberinstinkt, daß es dafür wirksamere Mittel gibt, als wenn sie Worte gegen Worte setzte. Außerdem muß er ihr natürlich gefallen: ernsthaft interessant sein in seinen Gedankengängen und ihr auch körperlich zusagen.

Wie beglückend und reich ist eine solche Nacht. Diesem gerade schien sie wie eine Neuentdeckung der Welt vorzukommen; er war durchaus kein Neuling, aber er hatte möglicherweise in seiner Verbiesterung vergessen, daß man auch auf diese Weise seine Energien ausgeben kann, und so herrlich bindingslos.

Und immer ist es derselbe Moment bewegten Staunens, wenn sie verbietet, Vorsicht zu üben. Naja, natürlich: *verbietet*, Vorsicht zu üben. Dies unerhörte Erlebnis, das zwei Menschen über sich selbst hinausreißt, entwürdigen mit mickrigen Überlegungen und Ängsten – . Dann soll man lieber gar nicht erst anfangen. Alles oder nichts. Nach der Rührung, die ihr jedesmal dafür dankt, ist anzunehmen, daß diese Art selten ist bei den Frauen. Was ihre Wertschätzung ihrer "Schwestern" noch geringer macht.

"Und wenn es Folgen hat?" – "Dafür gibt es Ärzte. Du bist nicht verantwortlich dafür, daß wir so gebaut sind."

Sie wird sich überhaupt angewöhnen müssen, ihr Veto vorher einzulegen, um nicht immer wieder zu riskieren, daß der Mann, ohne sein Glück zu kennen, sich gerade im dramatischen Moment entreißt und damit alles zerreißt. Es ist nur so peinlich störend, in diesen wortlosen und gedankenfernen körperlichen Auftakt Verhaltensmaßregeln einzuflechten. Nein, Lott begreift nicht, wie Frauen so schamlos sein können, in diesem Moment von Bedingungen und Vorsichten zu reden. "Siehst du," ist sie imstande zu sagen, "*das* sind Huren, und nicht meine armen Frauenzimmer."

Um diese Zeit läuft Lott so etwas wie "das Gespenst der Vergangenheit" über den Weg.

Seit einiger Zeit ist da ein buckliger Bildhauer im H.-K. aufgetaucht, von spiritueller Häßlichkeit und einer etwas studiert genialen Art, sich mit den auffallend feinen, langen Fingern durch das lange dunkle Haar zu fahren. So einer, von dem die Frauen wollüstig seufzen: "Er hat sowas Dämonisches an sich!" Aber Geist hat er, das kann man ihm nicht absprechen. Lott hat sich immer gern mit ihm unterhalten.

Als er eines Abends sie und Redy und Bobby in sein Atelier einlädt, gibt er allerdings etwas zu deutlich zu verstehen, daß diese Ehre nicht jedem widerfährt. Daraufhin hat Lott sich aber auch so verhalten, daß ihm immer klarer zu werden schien, daß die Ehre ganz auf seiner Seite liegt. Oder kam es ihr nur so vor, als wenn er es darauf anlegte, ihr zu imponieren?

Sie sitzen in einem kleinen, kurios eingerichteten Raum neben dem Atelier und trinken Grog. An drei Wänden läuft eine bettbreite, mollige Polsterbank entlang, und der Platz dazwischen ist ganz von einem großen, niedrigen runden Tisch eingenommen. Ihr Gastgeber hätte sichs getrost sparen können zu erwähnen, daß er hier öfter Knaben zu haben pflegt als Frauen. Lott macht ihr blasiertestes, gelangweiltstes Gesicht: wenn er nichts andres hat, um sich interessant zu machen!

Das Gespräch geht weiter, und wie gewöhnlich ist die Zeit nicht verloren mit ihm und den beiden andern.

Und dann beginnt der Bucklige von einem Mädchen zu erzählen, das er "beinah für die Straße reifgemacht" hätte.

Im ersten Moment stockt ihr der Atem. Dann hebt sie halb ihr Glas und sieht ihn durch den dünn emporwölkenden Dampf ironisch an: "Da haben Sie sich ja mal ordentlich was vorgenommen! Passiert Ihnen sowas öfter?"

"Allerdings," konstatiert er ruhig. "Ich kann mich rühmen, zwei Mädchen – tugendhaft, spießig bis dorthinaus – auf die Straße geschickt zu haben. Schade, die dritte..."

"Ein hoher Ruhm, wahrhaftig!"

"Das finde ich in der Tat. Ich finde, das lohnt sich noch der Mühe, bürgerliche Mädchen – ich betone: bürgerliche Mädchen! – von der spießigen Moral zu befreien, in der sie bis über die Nase stecken. Und der eindeutigste Test ist wohl dies: daß man sie dazu bringt, auf den Strich zu gehen."

Lott wird hitziger als gewöhnlich bei Diskussionen.

"Aber mein lieber Mann, welche Verzerrung der Begriffe! Das eine ist doch nicht die Voraussetzung des andern, und beinah im Gegenteil! Aber in keiner bürgerlichen Familie finden Sie soviel Spießigkeit, soviel Anbetung der überholten Moral wie bei diesen Mädchen! Scheint, daß sie's nötig haben, als Gegengewicht. Also für diesen Zweck war Ihre pädagogische Anstrengung wirklich höchst überflüssig. Aber warum haben Sie sie nicht wirklich zu freien und bewußten Menschen gemacht, die ihr Leben selbständig zu führen wagen? Das wär was gewesen! Und das wäre sogar, gottseisgeklagt, verdammt schwer gewesen, so wie ich meine teuren Schwestern kenne. Ich glaub Ihnen nicht mal, daß Sie sie wirklich 'befreit' haben. Sie haben sie besoffen gemacht – bildlich natürlich – es scheint ja, daß sie auf unbedarfte weibliche Gemüter einen gewissen Eindruck machen –, und die haben Ja und Amen gesagt zu allem, was Sie ihnen erzählt haben, und sie sind dahin gestolpert, wohin Sie sie geschubst haben."

Das süffisante Lächeln, das er nicht unterdrücken kann, preßt ihren Zorn zu einem Eisblock zusammen. Sie lehnt sich zurück und sagt ruhig: "Ich sehe nicht, was Sie sich darauf einzubilden hätten. Jeder ungehobelte Lude bringt das fertig!"

Er hat ihr diesen Ausfall nicht mal übelgenommen; sie wissen ja alle, daß sie sich dauernd "für die Mädchen einsetzt".

Das ist es auch zum Teil, gewiß. Aber vor allem dies brennt unerträglich: also war ihre verrückte "Selbstaufgabe" damals kein einmaliges, nur ihr mögliches Schicksal, sondern sie war auf eine scheußliche Modespielerei hereingefallen, die heutzutage unter hirnerbrannten jungen Snobs im Schwange zu sein scheint. Offenbar hat er seine Opfer mit andern Argumenten gekriegt, als es bei ihr der Fall war, und genaugenommen ohne Argumente; aber das ist ein recht schwacher Trost.

Kapitel 17

Einmal hat Lott einen merkwürdigen und merkwürdig lebendigen Traum. Sie träumt immer heftig, quälend dummes Zeug, das sie morgens so rasch wie möglich und unbesehen in die Müllabfuhrklappe des Vergessens rutschen läßt. Aber diese Nacht wacht sie auf und ist noch ganz lebendig drin in ihrem Traum, erregt wie von wirklichem Leben.

Zu einem Teil war es, als lese sie eine Geschichte in einem großen, schweren Buch mit dicken, steifen Blättern, das auf ihren Knien lag. Dann wieder sah sie es von Menschen vor sich gespielt – ja, sie hatte den Eindruck, daß es gespielt wurde, obwohl es keine Bühne gab –, und manchmal spielte sie selbst mit, lebte mit.

Hastig macht sie Licht, greift nach dem Heft, das immer auf dem Diwanschchen liegt und schreibt alles auf mit leichter, flüchtiger Hand. Sie versucht, sich schwebend und kritiklos in der Atmosphäre des Traums zu halten, Worte und Sätze so zu schreiben, wie sie sie noch jetzt vor sich sieht in dem großen Buch, ohne sich nach ihrem Sinn zu fragen.

Dann legt sie sich zurück und liest alles aufmerksam durch.

Aber so ist doch kein Traum! Ganz gewiß hat sie ungewollt doch schon sehr viel Sinn und Zusammenhang hineingebracht. Das ist ja direkt ein Gleichnis! Und ist es nicht überhaupt kitschig? Daß so etwas herauskommen wird bei ihrem ehrlichen Versuch, ganz passiv wie unter Diktat zu schreiben...

Trotzdem, sie bewahrt diese Blätter auf:

Ludovico Andantino hatte seine Bande gut im Zug. Er war unumschränkter Herrscher, Patriarch, gefürchteter Gott, an dessen Allmacht niemand auch nur zu deuten wagte. Er zerbrach ihnen das Rückgrat so, daß sie, aufgespannt, kreuzweis fünfzigmal um seine gespreizten Finger krochen.

Nur der Jugend ließ er etwas mehr Weite. Er kannte und schätzte die Dämonie der Kräfte, die da ganz neu und seltsam ekstatisch aufbrausten unter der halben Fessel – und zwang sie unter seine Zwecke. Das Spiel dieser jungen Menschen war unerhört. Weil sie wußten und an den Älteren sahen: daß jeder Tag der sein konnte, wo er sie mit der Stachelpeitsche des Hungers und des Ruhms und seiner unheimlichen Macht vor seine Füße legte.

Sina war ein Mädchen, groß und stark und frech, voll unerhörter Elementarkräfte, die sich im Spiel in ungeheurer Gewalt entluden. Eine lachende Dirne, die sich freute, wenn die Männer sich um sie schlugen – und doch in Entsetzen und kalter Abwehr erstarrte, wenn der Sieger sie als Preis nehmen wollte. Die in lachendem Triumph die Scheitellocken der Männer, die ihr verfallen waren, an

ihrer Gürtelband befestigte. Nur einem bettelte ^[44] sie ihr weiches, demütiges Frauenherz auf: Miko, dem Jungen. Ihm bettelte ^[45] sie ihr letztes Stück Brot auf und sprang vor ihn, daß die Peitsche des Herrn, die ihn züchtigen sollte, in ihr aufgewandtes Gesicht fiel.

Mikos Liebe ging der kleinen kindhaften Marja nach, die nichts konnte und nichts wollte und nichts wußte und immer verschüchtert irgendwo in Ecken saß... Seine starken Hände wagten sie nicht anzugreifen. Er legte sich, wo er sie fand, unter ihre Füße und sang leise Lieder von ihrer Schönheit und von seiner Liebe. Und sie griff in seine zottigen Haare und freute sich wie ihres Hundes. Dann rannte er oftmals verzweifelt zu Sina, die er immer für sich bereit wußte, und warf sich in ihre Arme, die ihn stark und dirnenhaft und tief mütterlich umfingen. Aber wenn die Ruhe ihrer Kraft ihn ganz in sich betten wollte, ängstete er sich um diese Untreue an der kleinen Marja, und ganz verstört zwang er sich aus Sinas Armen. Und sie warf ihr Kostbarstes andern Männern hin in die Gosse, das ihr wertlos geworden, weil er es nicht wertete. Und sie lachte toll, um ihr eigenes Weinen nicht zu hören, das wie ein tiefer Blutquell manchmal auf ihre Lippen sprang.

Sina hockte an gefällten Baumstämmen am Waldrand und schaute gespannt zu, wie zwei Männer sich um sie schlugen, die sie mit wilden Reden gegeneinandergehetzt hatte. In besinnungsloser Wut tobten sie gegeneinander wie Tiere. Und sie wartete in wunderlicher, dumpfer Angst darauf, daß der Stärkere sie als versprochenen Preis nehmen würde – so wie man ein schlemerhaftes Nachtmahl nimmt, sich dann ins Bett wälzt und schnarcht. Und ihre Ekelangst brach plötzlich aus in jammernden, halbzerknirschten Schreien... Da schnellte Miko über die Breite der gefällten Baumriesen, und sein Zorn schlug die Tobenden zu Boden. Dann schüttelte er Sina, die erstarrt war vor Scham und erlöster Freude, und schalt sie mit zornigen Worten ob ihrer Schamlosigkeit. Mit trotzigem Weinen ging sie hinweg und wußte – und konnte ihm doch nicht sagen, daß nur er Schuld daran trug.

Ein wilder, schlimmer Kampf entbrannte eines Abends zwischen ihm und fremden Männern. Er wußte nicht, daß die andern den Kampf gesucht hatten, weil er Sina, die schöne Dirne, beherrschte. Mit klaffender Stirnwunde ließen sie ihn liegen im Abenddämmer und zogen in johlendem Triumph davon. Er klammerte die Hände um seinen Kopf und fluchte leise vor Schmerzen.

Da kam Marja vorüber wie ein verspieltes Kind. Er hob sein blutüberströmtes Gesicht zu ihr, bettelnd, daß sie nur einmal ihre Hand darauf neige. Schreiend rannte sie davon. Da kroch er in einen Busch, krallte die Finger tiefer in die blutende Stirn und schimpfte in einsamer Qual.

Der Patriarch kam vorbei mit einem fremden, vornehmen Herrn und erzählte mit fremd und ehrerbietig bewunderndem Stolz in der Stimme, daß Sina zu einer großen, berühmten Gesellschaft kommen würde – groß werden und berühmt, die schon groß war – Sina divina ^[46] – die göttliche Sina!

Sina divina! Dies Mädchen aus weichem Herzgestein! – Und plötzlich wußte er, daß er nur in ihren Schoß seinen Kopf betten konnte.

⁴⁴Im Original: "bettete".

⁴⁵Sic.

⁴⁶Im Original "Sina dei", was maskulin wäre, wie auch immer der Genitiv übersetzt würde.

Und er rief sie – denn er wußte wohl, daß sie immer heimlich um ihn war.
Da ging er still herzu, nahm seinen Kopf in ihren Schoß und legte Heilendes darauf. Aber wie er sie dankbar anlächelte, wagte sie nicht, ihm zu sagen, daß es nur ihre Hände waren.

Es ist entschieden ein Fehler von Karl Ross, daß er nicht mehr Propaganda für seine Ideen macht. Lott hat ihn erst ausdrücklich danach fragen müssen, damit er sie mit der anarchistischen Literatur bekanntmache.

Kropotkins Schriften begeistern sie. “Die Eroberung des Brotes”, “Worte eines Rebellen”. Seine konsequente Ablehnung aller Herrschaft und aller Autorität, die Herrschaftsansprüche stellt. Sein unbedingter Glaube an den Menschen, dessen schönste Eigenschaften von der herrschenden barbarischen Gesellschaftsordnung erstickt oder korrumpiert werden. Seine grandiose Vision der zukünftigen freien Gesellschaft, in der alle Menschen in brüderlichem Einvernehmen nach freiwilligen Vereinbarungen miteinander leben werden und alle schöpferischen Kräfte ihres Menschentums voll entfalten können. Und keine leeren, hochtrabenden Redensarten – ganz praktisch hat er alle Faktoren in Rechnung gestellt, die während der Sozialen Revolution für und gegen ihren Sieg aufs Feld treten werden, und überzeugend zeigt er: wenn diejenigen, die am unmittelbarsten unter den heutigen Zuständen leiden, die Arbeiter, nur den Mut haben aufzustehen und den Glauben an die eigene Kraft und an die Brüderlichkeit der Unterdrückten – wird der Elan der Befreiung unwiderstehlich sein, und keine materiellen Schwierigkeiten werden ihm standhalten können.

Den Standard der anarchistischen Zeitungen findet sie recht betrüblich. Sie würden sicher mehr gelesen werden, wenn sie höhere Ansprüche an die Intelligenz des Lesers stellten – oder selbst den Ansprüchen einer entwickelten Intelligenz genügen würden. Aber das ist Angelegenheit der Form, natürlich. Den Anarchisten fühlt sie sich weit näher als den Kommunisten, die aus ihrem Staat eine Gottheit machen und die härteste Zwangsjacke für das Individuum. Aber auch zu den Anarchisten gehört sie nicht, denn auch ihnen scheint die politische Aktion der Angelpunkt von allem zu sein. Und dieser Begriff ist nach wie vor äußerst nebelhaft für Lott, wenn sie auch an seiner Wichtigkeit nicht zweifelt. Wunderbar ideal, aber für sie ist das nun mal zu abstrakt, zu weit weg. Sie sieht ganz einfach nicht: wie macht man das? Mag sein, daß es an ihrem beschränkten Verstand liegt. Eine Umwälzung im Weltmaßstab – ja, aber bis dahin? Der ganze Schlotterkram, der einem das Bewußtsein kratzt – man muß doch reagieren, was dagegen unternehmen, wenn es auch von hoher politischer Warte gesehen von keiner großen Bedeutung sein mag. Sie muß eben tun, wozu sie ausreicht: die immer wache Kritik und der Kampf jeden Tages gegen alles, sei es wichtig oder unwichtig, was ihr als dumm, falsch oder schädlich über den Weg kommt. Damit wird sie nicht die Welt umkrempeln, aber doch das Ihre dazu tun, daß sie allmählich ein etwas anderes Gesicht kriegt.

Und sie könnte vollkommen glücklich oder doch zumindest voll befriedigt sein mit der Aktionsmöglichkeit, die ihr der Pranger bietet, wenn nicht ihr persönliches Leben so voller Haken wäre. Ach, daß sie noch so weit entfernt ist von Hermann Dürkopps Weisheit, auch nur zu wünschen: “Wenn doch der ganze Schwindel erst vorüber wäre – ”

Eines Tages kommt sie bei Redy an, ganz aufgeregt. Ketty Guttmann hat ihr einen tollen Vorschlag gemacht. Die Partei wird ihr erstklassige Papiere, eine hübsche Wohnung in Berlin und ein unbeschränktes Bankkonto zur Verfügung stellen, wofür sie mit Offizieren

und sonstigen hohen Herren Bekanntschaft zu machen und sie auszuholen hat. Wen und über was, wird man sie immer zur rechten Zeit wissen lassen. Wie – das ist natürlich ihre Sache. Man hat die Frage nicht einmal erwähnt. Die erste Bekanntschaft wird ihr vermittelt werden, damit sie einen Anknüpfungspunkt hat, von da aus muß sie sich dann allein arrangieren. Nicht nötig, Parteimitglied zu sein, sie kennen sie ja.

“Und überlegthabenderweise bin ich so gut wie entschlossen, den Vorschlag anzunehmen.”

“Der Papa” streicht sich einen imaginären Bart. Und dann setzt er ihr nachdrücklich auseinander, daß sie eine verdammte verrückte Ziege ist, der die hirnverbranntesten Ideen am besten schmecken. “Ad eins,” er legt seine große, schöngegliederte Hand flach auf den Tisch: “Ich denke, wir haben weidlich genug Erfahrungen gesammelt, wie geeignet du für Koitüden bist, wenn das Herze nicht spricht. Ad zwei – mein liebes Kind, wir kennen uns doch: solltest du einmal mit einem netten Jungen schlafen, wärest du die erste, die sich rettungslos verliebt, und er wäre derjenige, der dich ausholen würde. Ad drei: bei dieser Beschäftigung würdest du bald auf deine trauernden Hinterbliebenen herabblicken können; sowie man findet, daß du zuviel weißt, oder sowie du findest, daß dir die Sache nicht mehr paßt – kieks – ” (eine sägende Bewegung am Hals) “oder auf welche Manier sie es auch ausführen. – Nein, nein, also da ist ja gar nichts zu machen, da legt der Papa aber ein ganz entschiedenes Veto ein.” Er streicht mit der flachen Hand über den Tisch, als ob er etwas wegwischte.

“Dann käme ich aus dem ganzen Krampf hier raus,” sagt sie eigensinnig mit schwerer Stimme, den Blick auf dem Boden.

Redy läßt sich nicht abmontieren. Er zieht die linke Braue hoch, und während er ihr warm und vernünftig Vernunft zuspricht, wird ihr ein klein bißchen warm: also liegt ihm doch etwas an ihr? Er ist gewiß alles mögliche, aber er ist weder heuchlerisch noch berechnend. Und leider sind seine Gründe unwiderlegbar richtig.

“Sollen sie doch ihre eigenen Frauen und Mädchen dafür hergeben, die verdammten Hunde!” sagt er voll Haß.

“Gut, du hast recht. Ich lehne ab,” sagt sie nach einer Weile und sieht ihm frei in die Augen. Da nimmt er ihren Kopf zwischen seine Hände und strubbelt ihre Pagenhaare, bis sie fast vergessen, die Ladentür zuzuschließen.

Als Lott fortgeht, ist sie leise trunken von heimlichem Wunschglück. Bis der Schatten Tamara wieder über ihren Weg fällt. Und der ist überall. Überall. Er ist in ihr.

Eine Stunde später sitzt Anna Babendeerde bei ihm. Ahnungslos sitzt sie auf der Matratze, die Redy bei ihr vom Boden geklaut hat, damit er was zum Schlafen hat. Verdammt schwer war das Ding auf dem Buckel zu schleppen, von Eilbeck bis eine ganze Ecke hinterm Hauptbahnhof. Aber es hat sich gelohnt.

Wenn sie wüßte, daß die noch nicht wieder kalt geworden ist von vorhin.

Es juckt Redy enorm, seiner unehelichen Schwiegermutter mitzuteilen, vor welchem Schicksal er ihre Tochter soeben bewahrt hat. Seine Aktien würden gewaltig steigen, das ist gewiß. Er verkneift es sich: die gute Frau ist imstande und kriegt einen Schlag, wenn sie das erfährt.

Ja, Anna Babendeerde ist gekommen, Rat zu suchen und Hilfe. Schwer mag es ihr gefallen sein. Aber seit Redy diesen Laden hat, ist sie doch geneigt, ihn milder zu beurteilen. Vielleicht hat er wirklich nichts finden können vorher, die Arbeitslosigkeit ist ja jetzt so groß; und, gerechter Gott, wozu kann nicht die Not einen jungen Menschen treiben,

wenn schon der pure Leichtsinn einen andern alles vergessen macht?

Er hat doch einen so großen Einfluß auf ihre Tochter. Kann er ihr nicht abraten davon, sich mit diesen fürchterlichen Versammlungen zu kompromittieren? Und immer ihren guten Namen in dieses Blatt reinzusetzen – und sie überarbeitet sich doch, sie ist ja schon bald kein Mensch mehr! “Ich weiß ja, sie tut das alles nur aus Idealismus, aber –” Sie ist nahe am Weinen. “Ich bin ja nur eine unmoderne alte Frau, aber – . Wahrhaftig, das meiste habe ich erst durch meine Tochter erfahren, was es alles für schreckliche Sachen gibt.”

Redy nimmt die Stichworte “Idealismus” und “schreckliche Sachen” auf und baut der Mutter ein wunderbares Bild von den hohen Eigenschaften ihrer Tochter, die sich bedenkenlos und begeistert für ideale Zwecke aufopfert. “Ja, ich weiß, was Sie jetzt denken: auch für mich hat sie mehr getan, als ich verantworten kann; und ich bin durchaus kein idealer Zweck. Aber es wird ja auch nicht immer so bleiben, verlassen Sie sich darauf. Sie sehen –” – eine Handbewegung rings durch den Laden. “Und wenn ich . . .”

Anna Babendeerde hat sofort verstanden und fällt ängstlich ein: “Oh, ich bitte Sie, reden wir doch nicht darüber. Sie haben es ja wieder in Ordnung gebracht.”

Jetzt steigt eine dünne Röte in sein blasses Gesicht. Er hat es wieder in Ordnung gebracht – . Er hat ihnen das Geld zugesandt mit einem Begleitschreiben, dessen Höflichkeit beinahe arrogant war. Aber als Lott es ihm brachte und ihm mit brutaler Offenheit und einer Ruhe, die beinahe zynisch wirkte, sagte, wo sie es geholt hatte – da hat er beinahe zuviel gekriegt.

Aber er schiebt den Gedanken beiseite und redet der besorgten Mutter so tröstend zu, daß sie sich schließlich ganz gestärkt von ihrer Matratze erhebt und gar nicht mehr daran denkt, daß von ihrer eigentlichen Bitte überhaupt nicht die Rede gewesen ist.

Allmählich wird es immer klarer: dieser Laden ist eine hoffnungslose Angelegenheit. Redy verdient nicht das Sitzfleisch damit, das er sich darin abwetzt. Und diese Sorte Literatur zu verhökern – wenn das keine Vermittlung geistiger Unzucht ist! Das einzig Positive ist die kostenlose Bleibe, die ist natürlich viel wert.

Redy ist die letzte Zeit merkwürdig kleinlaut gewesen in Dingen, die ihn persönlich angehen. Lott muß erst energisch werden: “Na, Junge, darauf hab ich lange genug gewartet, daß du protestierst gegen die Verpflichtung, Leute zu vergiften.”

Diesmal wird sie besseren Mutes sich auf die Suche nach neuen Möglichkeiten machen; diese unsaubere Beschäftigung ist Redys nicht wert. Sie hat ihn wohl nur zu sehr ihre Müdigkeit fühlen lassen die letzte Zeit, da hat er sie nicht zu sehr belasten wollen. Aber das geht nun ja nicht, daß wegen Lott Babendeerdes Schlampigkeit junge Menschen geistig vergiftet werden. So stößt sie ja mit dem Hintern wieder um, was sie mit den Händen aufgerichtet: einesteils die Arbeit am Pranger, andernteils läßt die dies zu.

Erstmal gehen sie alle beide zu Karl Ross, und wieder ist er es, der einen Ausweg weiß, und einen ganz unerwarteten.

“Da ihr doch nun mal Mann und Frau seid, wär es doch das einzig Vernünftige, ihr zieht zusammen. Was meinst du dazu, Redy?” (Manche Leute haben ein staunenswertes Talent, in sämtliche verfügbaren Fettnäpfchen zu treten, denkt Lott.) “Siehst du, Lott, neulich hab ich dir gesagt: ich weiß, wo den Jungen der Schuh drückt. Aber ich weiß doch auch, wo er dich drückt, meine kleine Lott.” Und er sieht sie so brüderlich-gutherzig an mit seinen blanken braunen Augen, daß ihre Gereiztheit schmilzt wie Butter neben einem stark geheizten Ofen. “Na, ich da jetzt was im Auge, ich hab sogar schon mit der Ollen

geredet, damit ich euch nicht den Mund wässerig mache, und nachher wird nichts draus. Das ist hier oben, erste Etage. Da wohnt so 'ne alte Fose, Hulda heißt sie, ich glaub, sie ist schon vierundsechzig, und sie sieht eher noch älter aus. Laß man, die hat noch ihre feste Kundschaft. Na, das geht euch ja nichts an. Ihr mietet ein Zimmer von ihr und fertig. Und zum Glück ist da die Küche dazwischen. Weißt du, wenn man reinkommt, bist du gleich in der Küche, dann ist links das Zimmer nach vorne raus, da wohnt sie. Das Hinterzimmer braucht sie gar nicht, nicht mal ihre Küche, die bloß zum Durchgehen. Und wenn sie jeden Monat ihre feste Miete kriegt, ist die glücklich. Na, und wegen der Küche dazwischen, das ist auch deswegen gut: dann merkt ihr den Gestank nicht so. Ja, stinken tut sie ja ein bißchen, sie säuft nichts als Brennsprit, und literweise, das arme Luder. Elegant ist es da natürlich nicht, aber – . Und dann wären wir alle beisammen, auch mit dem Pranger wäre dann alles viel einfacher.”

Redy haut ihm auf die Schulter: “Das ist wahrhaftig die vernünftigste Idee, die mir seit langem vor den Wagen gekommen ist! Also, abgemacht – etablieren wir uns endgültig als Mann und Frau! – Falls Sie keine Einwendungen von prinzipieller Tragweite zu machen haben, gnädige Frau,” strahlt er Lott an.

Ihr Lächeln ist ein bißchen blaß: “N-nein – ”

“Nur,” meint Redy bedenklich, “wie ist es mit den täglichen Brötchen? Ich kenne meine verehrten Schwiegereltern; sie sind glatt imstande, ihrer endgültig gefallenen Tochter die Subsidien abzuschneiden, und wenn es auch nur wäre, um sie mit der schon oft zitierten Peitsche des Hungers wieder in den sittlich einwandfreien Familienschoß zu treiben.”

Und da kommt Karl mit seinem großen Clou.

“Das will ich dir sagen, das hab ich auch schon bedacht. Dann würde ich die Artikel bezahlen, die ihr schreibt, Zeilenhonorar, natürlich nur bescheiden, aber es kommt doch zusammen. Solange Lott zu Hause ihr Essen und alles hatte, war es ja nicht nötig. Aber so wie die Sachen jetzt stehen, da will ich auch gern das Meine dazutun.”

Redy schüttelt ihm fast den Arm aus dem Schultergelenk, und auch Lott trägt eine riesige Dankbarkeit zur Schau. Und er strahlt über sein ganzes breites Gesicht vor Glück, das Glück seiner Freunde gegründet zu haben. Marta kommt hinzu und kriegt auch ihren Teil ab – und wahrhaftig, diese spießige, genau rechnende Hausfrau, deren Gesicht jedes ihrer Gefühle widerspiegelt, ist froh wie sie und scheint gar nicht zu bedauern, daß von jetzt ab ein Teil der Einnahmen aus dem Pranger andern zukommen wird.

Die Älteste wird rübergeschickt in die Wirtschaft, um eine Kanne Bier zu holen, und stehend stoßen sie an auf die neue Epoche und auf die neue Prangerfamilie.

“Na, nun werd ich mich aber auch mal ein bißchen reinschmeißen, da werdet ihr mal einen arbeiten sehn! Wenn ich weiß, wo ich hingehöre, und wenn ich so meine Ruhe habe – vorausgesetzt, daß die Kunden unserer Hulda nicht allzu stürmisch sind und nicht einer dem andern den Türdrücker aus der Hand nimmt? – Na, nehmen wir an.” – Gedankenvoll kuckt er in sein Glas, und plötzlich: “Kinder, ich habs! Also, das war ja alles, was mir fehlte! Ich habs, ich habs!” Und wie ein Irrer mach er ein paar Bocksprünge in dem engen Laden, das schülpernde Bierglas in der Hand.

Dann stellt er sich in ihre Mitte, feierlich: “Fabian Fallbeil. Mein Pseudonym nämlich. Kann man am Pranger anders heißen?” Er punktiert auf Karls breitem Brustkasten mit steifem Zeigefinger: “F A B I A N F A L L B E I L. Na – ?”

Als sie nachher auf die Straße treten – Karl kann sich anscheinend gar nicht trennen von dem Paar, das er gestiftet hat –, steht da ein zierliches, adrettes Frauenzimmer, ratlos.

“Na, Erna, was ist los?”

“Och, der hat sich doch wiederum so besoffen, und nu hat er sich hingelegt zum Pen-
nen, und da hat er doch von innen zugeschlossen! Das hat der doch sicher aus Gemeinheit
getan! Und nun steh ich doch da und kann nicht rein. Und bis der aufwacht, das kann
doch übermorgen werden!”

“Wo ist denn das?” fragt Redy.

“Och, das Fenster da, schräge über Karls Laden, was da offensteht. Ist auf halber
Treppe. – Muß der mir doch so 'ne Maleschen machen! Man hat doch wahrhaftig so
schon nichts zum Lachen. Ich hätte doch direkt Lust, dem einen Stein reinzuschmeißen,
vor lauter Wut!”

Redy sieht hinauf, prüfend. “Das ließe sich machen.”

Entsetzt hebt die kleine Frau die Hände. “Sind Sie verrückt? Der würde Sie doch
zermanschen, der ist doch *so 'n* Kerl!” Sie streckt die gespreizten Arme über ihren Kopf,
um seine Statur anzudeuten, und man sieht ihr an, wie stolz sie ist, *so 'n* Kerl zu haben.

“Nee, so meinte ich das nicht, ich meine: raufklettern und aufschließen, ganz einfach.”

Allseitiger Protest.

“Na Kinder, was ist das schon? Wenn ich die Mädchen alle zählen wollte, zu denen
ich so reingeklettert bin! Und warum nicht mal zu einem Mann? Da es doch für eine
hübsche junge Frau ist!” Und eine galante Verbeugung.

Die wird ganz rot vor Vergnügen unter ihrer sorgfältigen Löckchenfrisur. Und da Redy
auf seiner verrückten Idee besteht, erklärt sie ihm, daß der sicher auf der Chaiselongue
liegt, gerade unterm Fenster – ach Gott, er soll sich doch bloß vorsehen, der wird ihn
doch –

“Keine Angst, der Papa ist schon mit ganz anderen Leuten fertiggeworden.” Schon
hat er die Schuhe ausgezogen (gut, daß ich ihm die Strümpfe gestopft hab, denkt Lott)
und beginnt nach einem letzten prüfenden Überblick seinen Aufstieg.

Auf halber Treppe – es ist in der Tat nicht sehr hoch, aber immerhin siebzehn Stufen,
wie Lott später feststellt; die vernachlässigte Mauer des uralten Hauses ist schartig und
rissig, trotzdem ist es eine hübsche Leistung, und je höher er klimmt, umso atemberau-
bender wird es für die unten. Zum Schluß hätte Lott am liebsten weggesehen. Es ist eine
geradezu dramatische Spannung in dem kleinen Kreis, erhöht durch den Gedanken, daß
am Ziel noch fast das Gefährlichste wartet.

Auch hier begibt sich das bekannte Phänomen wie überall, wo “was passiert”: in der
eben noch sehr spärlich belebten Straße sammelt sich mit unbegreiflicher Geschwindigkeit
eine ganze Anzahl Menschen; alles Leute, die hierhergehören. Manche der Männer sehen
zu mit dem anerkennenden Blick des Fachmanns – wenn nicht des spezifischen Fassaden-
kletterers, aber doch eines Menschen, in dessen Wirkungsgebiet diese Tätigkeit dem Sinne
nach auch hineingehört.

Da steht er gebückt auf dem Fenstersims, macht einen langen Hals nach innen, wendet
dann den Kopf mit einem vergnügten Grinsen unter der Achsel durch denen unten zu,
macht Winkewinke über die Schulter – und verschwindet mit einem leichten Sprung ins
Innere.

Höhepunkt. Atemloses Schweigen. Die kleine Frau preßt das Taschentuch vor den
Mund. Wenn der jetzt aufwacht, *so 'n* Kerl – . Lott fühlt sich auch beklommen.

Gleich darauf tritt Redy gelassen aus der Haustür vor sein immer zahlreicheres Publi-
kum. Schlicht überreicht er der kleinen Adretten, die ihm entgegenstürzt, einen riesigen
Schlüssel: “Bitteschön – ” und wehrt ab, nonchalant: “Aber ich bitte Sie, gar nicht der
Rede wert. War mir ein Vergnügen. – Immer zu Ihrer Verfügung.”

Unter den kräftigen Händen, die ihm jetzt von allen Seiten auf die Schulter klopfen, läßt er sich schließlich doch zu einer detaillierten Schilderung herbei, wie es drinnen zugegangen ist. "Das muß ich sagen, Sie haben sich da einen hübschen Brocken ausgesucht – meine Fresse! Ein Meter achtzig in der Haustür. Wo der hinhaut –"

Und man steht noch lange, immer wieder kommen Neue hinzu, die auch dazugehören, immer wieder wird die Sache unter allen ihren Nähten betrachtet, und immer hört man Redys nonchalantes Mundwerk, der vom Hundertsten ins Tausendste kommt und schon längst von ganz andern Dingen redet. Schließlich nehmen Lott und Redy mit herzlichem Händeschütteln allseits Abschied.

"Weißt du," sagt sie angeregt und nimmt seinen Arm, "ich bin vor allem deswegen froh, weil das von vornherein die richtige Beziehung zu den Leuten gegeben hat, wenn wir jetzt unter ihnen leben werden. Natürlich, sie wissen, wir sind mit Karl auf Du und Du, mit dem sie wiederum auf Du und Du sind, aber immerhin. Jetzt haben sie gesehen: wir kommen zu ihnen als Gleiche und nicht als großschnauzige Außenseiter, die sich hier segenspendend auftun wollen. – Oh Redy, ich glaube, es wird doch schön sein."

Er drückt ihren Arm. "Natürlich wird es schön sein, du komische Jule!"

Sie schweigt, und das Herz zieht sich ihr zusammen.

Am nächsten Tag zeigt Karl Ross ihnen die Wohnung, die er ihnen zugedacht hat.

Ein Stückchen steiler, enger Stiege, völlig dunkel, winkelt zur ersten Etage ab von der nicht breiteren Treppe, die steil höher ins Haus hinaufführt.

Lott taumelt fast zurück, als Karl mit der breiten Geste des Menschenbeglückers eine widerspenstige Tür öffnet, gleich über der letzten schartigen Stufe. So einen Gestank hat sie sich nicht vorstellen können. Darin kann doch ein Mensch nicht leben! Wenn sie lange hierbleibt, wird sie erbrechen müssen. Und es ist in diesem Gestank wie nach altem Erbrochenen, das in den Winkeln fault, gärig, der Dunst aus den Lumpen einer nie gewaschenen, nie entkleideten alten Frau, die täglich sovieles Liter Brennspiritus trinkt, wie sie sich leisten kann.

Gleich rechts in der Wand des dämmerigen, anscheinend leeren Raumes noch eine klapperige Tür, mit Glasscheiben. "Und hier seid ihr bei euch."

Ein Fenster in kleinen Karos über die ganze Breite der Wand; Lott stürzt hin. Nicht zu öffnen! Aber gar nicht zu öffnen: das war nicht vorgesehen. Hilfflos sieht sie Karl an – mein Gott, er war so froh und stolz, ihnen das gefunden zu haben!

"Hum," schnüffelt Redy, "das verdient den Namen Gestank, bei meinem Barte. Aber findest du nicht, daß es hier schon nicht mehr so stark zu spüren ist wie beim Hereinkommen?"

"Natürlich," tröstet Karl. "Die war jetzt bloß ein paarmal hier drin, um ihr Gelumpe rauszuholen, das riecht man natürlich gleich. Sonst ist sie ja immer bloß vorn, geht kaum mal raus. Und wenn du hier erst alles ordentlich geschrubbt und reingemacht hast, das macht ja die Luft gleich ganz anders!"

"Na, und dann werden wir schließlich die Bude mit unsrer Atmosphäre füllen, da kommt das bißchen Gestänkere von so 'ner ollen Hure gar nicht dagegen an!" macht Redy schneidig und überzeugt.

Ein bißchen zweifelnd sieht Lott ihn an – aber sie will sich auch nicht als Ästhetin aufspielen. Toll romantisch ist das auf jeden Fall. Romantisch ist auch der Blick aus dem Fenster: gleich gegenüber ist allerdings eine häßliche krätzigte Mauer, aber wenn man den Kopf hebt, sieht man gestaffelt, über- und ineinandergeschoben die grauen, vermoosten

Dächer der Altstadt; schief und krumm und lebensmüde hängen sie über den grauen aussätzigen Mauern, die schief und krumm nur noch aus Beharrungsvermögen dazustehen scheinen.

Sie hat gescheuert und geschrubbt und gewaschen, die Fenster geputzt – von innen – und ihr scheint, es ist wirklich schon eine ganz andere Luft geworden. Merkwürdig aber, daß bei der Breite des Fensters die Bude so dämmerig ist, trotz des Putzens; daß die alten Mauern einem soviel Licht wegnehmen können!

Mit unmenschlichen Verrenkungen und zäher Anstrengung, dicke Fladen Mörtel aus den Mauern stoßend, haben Karl und Redy die Matratze die enge, steile, scharfwinkelige Stiege heraufgehüsert und einen großen, soliden Tisch, an dem sie beide Platz haben zum Schreiben. Das ist Karls Beisteuer zu dem jungen Haushalt, und noch ein merkwürdiges Möbel: ein ausgedienter Schokoladenautomat, dessen untere Tür dauernd aufklappt und dem die obere Vorderwand fehlt; "bißchen schmal ist er ja, aber da kannst du immer allerhand reinlegen; Redy müßte mal die schrägen Brettchen grade reinsetzen". Drei Stühle haben sich von der alten Hulda vorgefunden, sie glänzen noch feucht von der Schruberei. Das ist alles. Aber es ist geräumig. Lott liebt Raum um sich, keine vollgestopften Möbelläden.

Karl hat noch einen alten Kokosteppich aufgetrieben, ein bißchen ausgefranst, aber immerhin. Den hängen sie vor die Scheiben, die über die ganze Breite der Innenwand gehen und der Küche Licht geben sollen; das sieht wirklich nicht schlecht aus.

Lott hat ihre Diwandecke von zu Hause mitgenommen, ohne die Mutter zu fragen natürlich, und alle ihre bunten Seidenlappen. Sie hat ihre ganze Flasche teures Parfüm verspritzt und denkt mit einemmal: Das Bett hätte ich doch auch, zur Feier des Tages... Kurzenschlossen zerstampft sie ihr Badesalz und streut es unter das Laken. (Es hat schrecklich gekratzt nachher.) Ein rubinrotes Seidentuch breitet sie neben der Matratze auf dem Boden aus und stellt eine schlanke Vase drauf mit einigen Nizzanelken, eine Flasche Wein, ein Schächtelchen feiner Zigaretten. Sie hat einen wahren Raubzug in ihrem Bücherschränkchen gemacht für diese Einkäufe.

Zur Feier des Tages.

Und je festlicher es wird, umso steinerner wird ihr Gesicht, umso steinerner lastet ihr das Herz in der Brust.

Abends sind Karl und Marta heraufgekommen. Marta hat selbstgebackene Berliner mitgebracht, und Lott hat einen Kaffee gemacht. Taktvoll empfehlen sie sich bald.

"Wollen man das junge Ehepaar alleinlassen," schmunzelt Karl.

Marta hat ihr meckerndes Lachen. "Na, die haben ja schließlich nicht bis heute gewartet. Die wissen schon, was lang geht, kannst dich drauf verlassen!"

"Ja, aber immerhin – " Karl spricht mit dem leicht doktoralen Ton, den er manchmal annimmt, und vor allem mit seiner Frau. "Das ist doch heute für sie der Anfang von einem neuen Leben, gewissermaßen der Anfang von einem Eheleben, das ist doch was andres. – Na, machts gut! Und viel Glück, Kinder!"

Lott hätte sich aufhängen mögen bei seinen gutgemeinten Reden. Das hat ihr noch genau gefehlt, um ihr die Pünktchen aufs I zu setzen.

Und Redy ist wunderbar gut und taktvoll. Er war so ausgelassen froh, und so zärtlich streckt er sie jetzt auf dem niederen Lager aus, als wenn es keine Tamara auf dem Grunde seines sehnsüchtigen Herzens gäbe.

Nie war sie so schwer und wie versteint von Traurigkeit. Was haben sie da auf sich genommen. Jetzt muß er mit ihr leben. Und Lott Babendeerde hat eingewilligt, ehelich mit einem Mann zu leben, der nach einer andern stöhnt.

Auch seine Umarmung hat ihre Starre nicht lösen können. Nun hebt er sich aus ihrem Schoß, schiebt den Arm unter ihren Nacken und sieht aufmerksam in ihr verschlossenes Gesicht. "Bist du froh, du?"

"Oh freilich –", mit einem mühseligen Lächeln.

Sein Blick wird immer angespannter.

"Hm. Nicht sehr überzeugend. Solltest du etwa ein dummes Küken sein? Na wart, da hab ich was für dich. Hätt dirs schon eher geben können; aber ich Esel wollte eine feierliche Gelegenheit abwarten. Vielleicht – na –" Er beugt sich über das Lager hinaus, ohne den Arm unter ihrem Nacken wegzunehmen, kramt in seiner Jacke, die auf dem Boden liegt. Dann legt er ihr leise einen kleinen kalten Gegenstand zwischen die Brüste.

Sie greift danach. "Oh Redy," schreit sie jammernd auf, "nicht das!" Und mit einer so entsetzten Geste hält sie es ihm hin, daß er es nimmt.

"Aber Liebste, du bist doch wirklich ein Dummes." Er neigt sich über sie. "Hast du denn noch nicht gemerkt –. Weißt du denn wirklich noch nicht, daß ich dich liebe, du? Intelligentes Frauenzimmer mit einer Sensibilität, daß –. Muß man dir sowas erst sagen! Ich dachte, du hättest es gefühlt, wahrhaftig. Ich liebe dich doch, und ich liebe nur dich! Einzige, Liebste."

Uferlose Ruhe breitet sich in allen Gliedern aus. Gut –. Jetzt ist alles gut. Die schwarze Spiegelfläche eines grundlosen Sees. Uferlose Ruhe.

Sie liegt gebettet in die uferlose Ruhe und von ihr durchtränkt, ganz gelöst. Und hinter ihren geschlossenen Lidern sieht sie sich plötzlich aufstehen und ruhig zur Tür gehen: der Kampf ist bestanden.

– Wahnsinn –

– Und sie wirft sich zu ihm herum, und ihre Liebe hebt sie aus ihrem Grund, eine mächtige Woge, schlägt über ihr zusammen, erlöst, herrlich, endlich beglückend – und sie sucht auf seinem Mund den ersten Kuß seiner Liebe.

"Nun, und jetzt willst du es?" Er hält ihr den elfenbeinernen Anhänger hin, den Tamara für ihn schnitzte: das Männlein, das sich in die Dornen setzte, weil es die Rose hat pflücken wollen. "Jetzt weißt du, daß es dir gehört? Du hast mich doch aus den Dornen befreit, du. Unvorstellbar herrliches Geschöpf, du, mit deinem Dickkopf, mit deiner strafbaren Dämlichkeit, mit allem – du meine einzige Frau."

Es geht schon gegen den Morgen, da fangen sie an, sich von ihren ersten Tagen zu erzählen. Bevor sie sich kannten, hat seine Schwester sie ihm mal gezeigt, in einem Konzertsaal; die hatte sie damals auf dem ersten Prolet-Kult-Abend sprechen hören. "Was, dies Frauenzimmer mit dem Ausschnitt vorne bis zum Bauchnabel und hinten bis zum Unaussprechlichen?" Hat ihm aber doch imponiert. "Du hast auch keine Ahnung, was für einen Eindruck du machst, wenn du so durch die Menge schreitest. Faktisch 'durch die Menge schreitest'. Siehst sie ja überhaupt nicht. Sind ja für dich gar nicht vorhanden. Also fabelhaft großschnauzig. Sowas hab ich noch bei keiner andern gesehen." Und an jenem ersten Abend in der H.-K.-Diele, da hatte er im Moment... – aber er hat einem jungen Schauspieler die Zeche bezahlt und noch einen Curaçao obendrein, "und dafür bringst du mir dies Mädchen heil und sicher nach Haus – aber heil und sicher, verstehst du?"

Lott sieht ihn an, perplex – und dann lacht sie, laut und ausgelassen. (Herrlich, wir

sind *bei uns*, wir können lachen und mit der Matratze knarren, keiner hat uns was zu sagen.)

“Heil und sicher – natürlich, wunderbar – bloß –”, und sie lacht noch übermütiger.

“Bloß – ?” Er sträubt die Brauen.

Oh, es war wunderhübsch, *wunderhübsch*. Erst haben sie gelacht und gealbert, ein großes Licht war er ja nicht; und dann haben sie angefangen, sich zu küssen – ja, Temperament hatte er, Teufel nochmal. Und dann – sie gingen so in den Anlagen am Eilbeckkanal entlang, und da war so ein stilles heimliches Buschrandell, und ohne ein Wort hat einer den andern in diese Büsche gezogen. Es war gerade ein freier Platz in der Mitte, wie geschaffen. – Wie ein funkelndes Frühlingsgewitter war es. Und die Sterne, die über ihnen taumelten...

In ihrem überschwellenden Glück und Befreitsein spricht Lott ganz gelöst, sie sagt die Worte, wie sie ihr in den Kopf kommen.

“Die Sterne, die über euch taumelten – ! Das seh ich von hier. Na, und später?”

“Später?” fragt sie erstaunt. “Daß es für euch immer ein ‘Später’ geben muß! Später hab ich ihn überhaupt nicht mehr gesehen. Auch kein Bedürfnis. Aber es war wunder-, ja vielleicht sogar *wunderschön*.”

“Der Schurke! Der Schurke!” knarrt Redy in komischer Entrüstung. “Heil und sicher – in die Hand hat er mirs versprochen! Und einen Curaçao hab ich ihm noch obendrein bezahlt!”

Nun weiß ich nichts als Lächeln mehr zu singen
Und jede Stunde Atmens ist ein Fest.
Ein jeder Herzschlag
Der an deinen läutet
Leuchtet wie Sternenschmelz
Und rinnt
Ein unverlöschbarer Funke Glückes
In den Schoß der Ewigkeit
Daß ihr gott dunkler Mantel ganz strahlend wird
Vom Kusse unserer Du-Innigkeit.

Teil IV

Bereitung II

Kapitel 1

Weihnachten – eine verlogene bürgerliche Sentimentalitätsduselei, eine famose Einrichtung für Leute, die sich Christen nennen, um sich gerade einmal im Jahr an das Gebot der Liebe zu erinnern, statt ihm jeden Tag zu folgen. Diese Meinung, die schon seit einigen Jahren die ihre ist, setzt Lott auch im Pranger ^[47] auseinander. (Eigentlich ist es doch herrlich, eine solche Plattform für seine Ideen zu haben! Zu denken, daß sie sie auf diese Weise Woche um Woche mindestens 12.000 Menschen mitteilt – da *muß* doch auf die Dauer was geschafft werden in der geistigen und moralischen Struktur ihrer Mitmenschen.)

Lott ist nicht wenig erstaunt, als sie sieht, daß auch Redy und der Anarchist Karl Ross Weihnachten zu feiern gedenken, “wie es sich gehört”, von Freund Jule, diesem sentimentalen Waschweib, schon nicht zu reden.

Auf die Dauer wird er doch recht belastend fürs Gemüt, der gute Jule. Es ist nun wohl einen Monat her, daß sie ihn aufgefischt haben. Karl Ross hat sie eingeladen, nach des Tages Last und Mühen noch ein Glas Bier zu trinken in der Wirtschaft gegenüber.

Mageres Papierrosengeranke um dämmerige Nischen, mattes Licht von farbigen Lämpchen und die schwere Luft von Bier und Schnaps, billigem Tabak und selten gewaschener Menschheit. Und unablässig die hämmernden Takte eines mechanisches Klaviers: so ist in der einen Nische nicht zu hören, was in der andern gesprochen wird.

Mit einemmal schweigt das rasselnde Geklimper, und die unerwartete Stille ist wie eine dicke Filzdecke, auf der die Worte von hier und da wie Klötze gegeneinanderkollern.

Ist das eine Stimme? “Es war ein König in Thule – ” Ein angestregtes, tonloses Raspeln, ohne Kraft, sich im ganzen Lokal hörbar zu machen. Da steht neben dem Kannonenofen ein schwammiger Mann in der gefälligen Pose des Deklamators, feuchte Haarfetzen über dem bleichen gedunsenen Gesicht, und der König von Thule schrabt sich heiser aus seiner Kehle, immer wieder von bellendem Husten unterbrochen. Es läuft einem kalt den Rücken herunter.

Nur wenige Gäste haben ihre Gespräche unterbrochen oder die Stimmen gesenkt; das gequälte Krächzen vom Ofen her kämpft mutlos dagegen an. Jetzt wischt er sich die Stirn, verlegt das Körpergewicht auf das andere Bein und beginnt: “Der Mutter Grab”.

Die Gäste schwatzen.

“Ruhe!” macht Lott wütend. Karls tiefer Baß unterstützt sie: “Seid doch mal ’n bißchen ruhig, Kinder!”

Die Gäste sehen zu ihnen hin, erkennen ihre Leute, und in der jetzt völligen Stille ist

⁴⁷Im Original ist ab hier nun “Pranger” gestrichen und durch “Schüdderump” ersetzt.

diese Stimme wie ein Kauschmar. Es folgt ein Liebesgedicht von Lenau.

Dann geht der Ständler von Tisch zu Tisch, die Gespräche werden wieder aufgenommen, das mechanische Klavier setzt sich klappernd wieder in Gang. Lott folgt der schweren Gestalt mit den Augen: hier und da kippt er einen, stehend – Donnerwetter, der hat die Übung!

Dann steht er vor ihnen, die bleiche fleischige Hand vorgestreckt. Sein fadenscheiniges Mäntelchen schimmert grünlich, die fleckige Weste hat Falten, als zöge er sie nur selten aus, und Kragen und Aufschläge sind speckig.

“Setzen Sie sich ’n Augenblick,” sagt Karl gemütlich. “Was trinken Sie?”

Schwerfällig schiebt der Fremde sich neben ihn auf die enge Polsterbank. “Wenn Sie gestatten –”, und sieht mit schwermütigen, etwas schwimmenden braunen Augen zu Lott und Redy hinüber: “Wenn Sie mir erlauben wollen, es zu sagen: ich dürfte eigentlich nicht soviel trinken. Ich sehe, ich habe mit gebildeten Menschen zu tun, da können Sie meine Lage wohl verstehen.” Die Stimme ist jetzt ein tonloses Flüstern, sie müssen sich vorbeugen, um bei der lärmenden Musik zu verstehen.

“Ein Kartoffelsalat mit Knackwurst!” ruft Karl Ross zum Schanktisch hin. “Warm vielleicht? – Einen warmen Kartoffelsalat mit Knackwurst!”

Während er ißt, mit den mühelosen Gesten einer guten Kinderstube und der Hast des Ausgehungerten, klagt er, trübe, resigniert. Das ist eben die Tragödie bei diesem Leben: viel zu viele spendieren ihm, ohne zu bedenken, daß der Groschen für den Kümmel besser in seiner Tasche wäre, weil er auch essen muß, Miete zahlen, Wäsche – . Und wenn er es sagt, riskiert er, daß der Wirt ihn das nächstemal nicht wieder rezitieren läßt. So macht er Abend für Abend seine Runde von Wirtschaft zu Wirtschaft, leert eine unvorstellbare Anzahl von Bier- und Schnapsgläsern und kann nicht soviel Geld zusammenbringen, um sich die Schuhe besohlen zu lassen.

“Und meine Stimme geht dabei zugrunde,” krächzt er, bekümmert. “Man überanstrengt sie in den heißen, dunstigen Lokalen, man gießt die kalten Getränke in sich hinein, man erhitzt sich und dann kommt man in die eisige Nachtluft hinaus. Und ich mache das nun schon seit Jahren – seit Jahren... Wenn ich noch lange so weitermache, werde ich nie wieder ein Engagement bekommen.”

Vor dem Kriege war er Schauspieler, er hatte gute Engagements und er hätte auch seinen Weg gemacht; dann war er im Felde, und als er zurückkam, war seine ganze Garderobe gestohlen. Und seine Zähne waren schlecht geworden während der Jahre im Schützengraben. Und ein Schauspieler ohne Garderobe und ohne schöne Zähne... Sein Vater wollte ihm nicht helfen. Fast auf den Knien hat er ihn gebeten: nur die Summe, um sich wieder Garderobe anzuschaffen und ein Gebiß machen zu lassen. “Oh, mein Vater...”

Die schwimmenden braunen Augen starren vor sich hin auf das fleckige Krepppapier, mit dem der Tisch bedeckt ist. Ganz auf dem Grunde seines verwüsteten weichen Schauspielergesichts mit den schwammigen Falten und der talgigen Blässe spürt man einen Rest – ja, von Adel; Lott wehrt sich gegen das kitschige Wort, aber sie findet kein treffenderes. Und diese tiefe, hoffnungslose Traurigkeit – sie packt dich genauso wie die Verstoßenheit des alten Hundes Benno. Ja, etwas von der Verlassenheit und unzerstörbaren Güte eines treuen alten Hundes ist in diesem Gesicht.

An diesem Abend haben Lott und Redy ihn mit sich genommen, und seitdem haust er bei ihnen.

Erstmal war er allerdings nach ein paar Tagen verschwunden, und sie haben sich schon Sorgen gemacht. Lott wußte seine frühere Adresse und ging nach ihm fragen. Eine

sordide Matrosenkneipe mit erdrückend niedriger Decke, leer zu dieser Vormittagsstunde. Lott kann noch immer nicht in solche Lokale eintreten, ohne sich beklommen zu fühlen. „Jule!“ ruft der Wirt durch die Tür, die ins Innere der Wohnung führt. Er erscheint und läßt den Kopf hängen, als er Lott erblickt, und wie beschämt setzt er sich ihr gegenüber. Ja, er wollte sie nicht länger belästigen, nicht länger ihre Güte mißbrauchen. Sie schilt ihn tüchtig aus. Aber als er zwei Kümmel bestellt und gleich hernach noch einen für sich – und wie er sie runtergießt! –, beginnt sie zu begreifen, daß er wohl noch andere Gründe hat.

„Ja, Sie sehen, wie es ist –“, er wagt nicht, die Augen zu ihr zu erheben. „Abends komme ich würdelos betrunken nach Hause, und wenn ich meinen infamen Rausch ausgeschlafen habe, dann fehlt mir etwas –. Es ist fürchterlich, aber ich werde nicht eher wieder zum Menschen, ehe ich nicht von diesem Wasser der Verdammnis geschlürft habe.“ Nein, gegessen hat er noch nichts heute morgen, er hat auch nicht die Gewohnheit so früh – und das Bedürfnis nach Alkohol ist stärker als das nach fester Nahrung. Und wenn er eben bloß ein paar Groschen mitgebracht hat... Er ist sich völlig seiner abstoßenden Verkommenheit bewußt, aber das ist ein Grund mehr, um seine großherzigen jungen Freunde...

„Nein, hören Sie mal,“ sagt Lott resolut. „Solange man sich seines Zustandes bewußt ist, kann ja von abstoßender Verkommenheit nicht die Rede sein. Natürlich, die Gastfreundschaft, die wir Ihnen bieten können, ist mehr als bescheiden. Aber ich glaube, unsere Freundschaft – das ist, was Ihnen not tut, und was Sie nicht ausschlagen dürfen.“ Schließlich hat sie ihn im Triumph wieder mit nach Haus geschleppt.

Um ihr zu zeigen, daß auch ihre Gastfreundschaft nicht zu verachten ist, hat er ihr sein „Zimmer“ gezeigt. Bis jetzt hat Lott gemeint, sowas gäbe es nur in tremolierenden Aschenputtelgeschichten: ein Verschlag unter der Treppe, in den man für gewöhnlich Kohlen zu schütten pflegt; gerade Platz genug für ein verrostetes Feldbett und einen durchgesessenen Stuhl mit einer Waschschüssel drauf. Und ein schamloser Preis. „Das ist ja begreiflich: da ich nur pro Tag zahlen kann, hat er nie etwas Sicheres,“ verteidigt er noch seinen Halsabschneider.

Mit Hilfe der Freunde in der H.-K.-Diele und Frau Ellys, die sie noch manchmal besuchen, hat sie ihn einigermaßen „in Schale gebracht“, und nun sieht er ganz appetitlich aus. Vor allem die heilen Schuhe haben ihn beglückt. „Sehen Sie, ich habe doch keine Aussicht, meiner Stimme je wieder ihre alte Geschmeidigkeit zu verleihen, wenn ich jeden Abend in Schnee oder Regen herumwate. Nun kann ich aber doch wieder Hoffnung schöpfen! Und was am besten ist für eine ruinierte Stimme: Kartoffelwasser. Sie mögen es mir glauben oder nicht: das heiße Wasser frischgekochter Kartoffeln – Mirakel vollbringt es für eine angegriffene Stimme!“

Jetzt bringt Martas Kleine treulich jeden Mittag das Kartoffelwasser herauf – das ist meistens um die Zeit, wo Jule gerade aufgestanden ist –, und andächtig schlürft er seinen Wundertrank.

Dann probiert er seine Stimme. „Finden Sie nicht, daß sie heute schon etwas mehr Klarheit und Stärke hat? Oh, ich versichere Ihnen: Kartoffelwasser, es geht nichts über Kartoffelwasser!“ Wie harte trockene Blätter kratzen sich die Worte heraus; in den ersten Stunden nach dem Aufstehen ist seine Stimme nur noch das Gespenst einer Stimme.

Dann geht er seinen Obliegenheiten nach, die er sich ausgebeten hat, um sich seinen jungen Freunden erkenntlich zu zeigen: er kauft ein und kocht das Essen. Lott hat ihn im Verdacht, daß ihm am Einkaufen soviel liegt, weil er dabei Gelegenheit hat, einen zu heben.

Aber es ist nun mal so, daß er mehr Geschick und Übung darin hat als Lott, die jedesmal höchst verlegen und hilflos ist, wenn sie auf eigene Faust in einen Lebensmittelladen geht : sie hat keine Ahnung von Preisen, Qualität und all den vielfältigen Hausfrauenkenntnissen. Und er kocht, nach der Meinung seiner jungen Freunde, ausgezeichnet : fantasievolle Eintopfgerichte, in denen nicht selten ein Stück Herz oder Pferdefleisch auftaucht. Das hat er alles gelernt, als er in Frankreich eine Zeitlang bei der Gulaschkanone war. (Erst später traut er sich, ihnen zu sagen, der Närrische, daß er einmal mit einer Amanda in einem Wohnwagen hauste und daß seine hauswirtschaftlichen Kenntnisse eigentlich mehr aus dieser Epoche stammen.)

Es mangelt noch so verzweifelt viel in dem jungen Haushalt ! Daß man Geld ausgeben kann für einen Kochtopf, kommt ihnen allen dreien nicht in den Sinn. Abgesehen davon, daß die nötigen Fonds "im Augenblick" mangeln. Sie haben in der verlassenen Küche der alten Hulda eine große Emailleschüssel gefunden, die nicht sehr vertrauenserweckend aussah; der zynische Redy hielt nicht mit dem Verdacht hinter dem Berg, daß ihre Wirtin sie zu höchst verschiedenen Zwecken benutzt haben könnte. Nun, Freund Jule und Lott haben eine nach dem andern die Schüssel sehr gewissenhaft mit Seife und Soda ausgekocht und ausgeschrubbt, und es war nichts zu schmecken von einer anrühigen Vergangenheit.

Freund Jule hat sich ausbedungen – und es wäre auch nicht anders möglich gewesen –, seinen Teil von den Haushaltskosten zu tragen. Er nimmt auch die häufigen zufälligen Tischgäste als selbstverständlich hin. Diese Einrichtung hat sich bald, nachdem sie hier einzogen, ganz von selbst ergeben. Einige von den Genossen, die Lott bei E. W. kannte, vor allem die Arbeitslosen, die Zeit in Hülle und Fülle haben, sind zum Schnacken und Diskutieren heraufgekommen und haben bald auch noch andere mitgebracht. Na, und wenn gerade jemand dasitzt, während man essen will, bittet man ihn natürlich, mitzuhalten.

Nun merken die beiden aber bald, daß Freund Jule manchen Tag mehr als seinen Teil beisteuert. Das Zeilenhonorar hat sich als äußerst bescheiden erwiesen. Wenn sie sich ängstlich nur auf ihre eigenen Bedürfnisse beschränkt hätten, hätte es gerade langen können. Aber man kann nicht essen und andere zukucken lassen. Und so kam man mit Tee und Schmalzbrot besser hin.

Jetzt, als sie dahinterkommen, daß Freund Jule zu seinen Ungunsten mit der Lastenverteilung mogelt, protestieren sie energisch : sie haben ihn nicht eingeladen, um von ihm zu profitieren, man braucht nicht jeden Tag eine Bombenmahlzeit. Dann weiß er in seiner gewählten Sprache ihnen so ausgiebig auseinanderzusetzen, daß der Vorteil überwiegend auf seiner Seite ist, da er sein Geld jetzt für gutes Essen ausgibt, anstatt es zu vertrinken; vor allem rein menschlich, und das ist doch das Wesentliche. Widerwillig müssen sie sich geschlagen geben.

Der rein menschliche Vorteil – recht hat er, im Grunde. Jeden Abend, wenn Lott und Redy schon von der H.-K.-Diele zurück sind, kommt er stinkbesoffen angeschwankt, sinkt auf einen Stuhl oder gar auf ihre Matratze und beginnt zu weinen, zu jammern und zu greinen auf eine nervenzerreißende Weise. Die ersten Abende waren sie beide ehrlich erschüttert, versuchten von ganzer Seele ihn zu trösten und aufzurichten. Aber wenn man jede Nacht dieselbe Litanei von einem fuselstinkenden Atem anhören muß, dieselbe seelische Anstrengung des Wiederaufrichtens vollbringen muß, ermüdet man schließlich und fühlt sich nur noch gereizt und am Ende seiner Nerven.

Sein Vater, der ihn verflucht und enterbt hat, weil er die entehrende Karriere eines Schauspielers ergriff. Der ihn von der Bahre seiner Mutter verjagt hat. Der ihm nicht die geringe Summe für die Anschaffung der Garderobe, für die Reparatur seiner Zähne, um

die er auf Knien gebeten hat . . . Seine ruinierte Stimme, seine zerbrochene Karriere, sein verpfushtes Leben . . .

Alles das ist schrecklich und erschütternd wahr, und sie müssen sich sagen, daß sie Rohlinge sind, es schließlich nur noch mit Geduld über sich ergehen zu lassen, statt jede Nacht von neuem ihr Herz zerreißen zu fühlen von der unabwendbaren Tragik dieses Schicksals. Jetzt sind sie schon so weit, daß sie jedesmal aufatmen, wenn es Redy gelungen ist, den taumelnden Mann auf sein Lager in der Ofenecke zu bringen. Und es wird ein wahres Unglück, daß die Fenster nicht zu öffnen sind.

Wenigstens trinkt er bei Tage nichts mehr, und in feierlichen Tiraden erklärt er ihnen, welch ein Glück es für ihn bedeutet, in ihrer Gesellschaft den Tag zu verbringen, statt in seiner trostlosen Spelunke unter lärmenden Matrosen seine abendlichen Einnahmen in Fusel umzusetzen. Dann sind sie doch froh, denn das war schließlich der Zweck der Übung. Einmal allerdings gesteht er, daß er sich jeden Abend erst mit einigen Gläschen Mut machen muß, ehe er seine Tournee beginnt . . .

Sie haben das "Sie" beibehalten mit ihm, weil er klagte, daß in den Kneipen manche ihn ganz einfach Du nennen, und auch sein früherer Wirt hat ihn geduzt, als wäre er sein Hund.

Und dann, eines Nachts, kommt ein neues Motiv in seine Klagen. Freund Jule hat sich verliebt. Eine halbe Stunde lang hat er Maria gesehen, und jetzt flammt sein ganzes treues Schwärmerherz. "Maria die Holde, Maria die Reine – oh, ich bin nicht wert, ihre Schuhsohlen zu küssen! Wer bin ich? Ein Verworfener, ein Abschaum der Menschheit – und doch, in dieser Brust schlägt ein Herz!" Und mit seiner schwammigen Faust schlägt er sich frenetisch auf die Weste. "Oh, ein Blick aus diesen Augen, und sie würde mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen!"

Er schwankt hin und her, wie er da auf ihrer Matratze hockt, und seine Stimme schelpert, wie dünne rostige Blechplatten gegeneinanderscheuern: "Maria . . ."

Und so geht es weiter. Selbst bei Tage kann er nicht immer sein übervolles Herz verschließen.

Ausgerechnet Maria. Aber wäre es nicht mit jeder andern Frau ebenso gewesen? Selbst Lott kann sich nicht vorstellen, daß dies menschliche Wrack in einer Frau genügend Sympathie hervorrufen könnte, daß sie sich auch nur zu einem mitleidigen Kuß auf die Stirn überwindet.

Sie hat Maria ganz gern, gewiß. Es ist auch begreiflich, daß ihr Teint wie Schnee und Heckenrosen, ihre Vergrüßmeinnichtaugen und das goldige Haargeflimmer über der niedrigen Stirn den schönheitsdurstigen Jule berauscht haben. Und ihre "junonische Gestalt", von der er in der Sprache sämtlicher Klassiker fantasiert. (Sie ist einen Kopf größer als Lott und entsprechend umfangreicher, mit strotzenden Brüsten; Lott hat sie einmal nackt gesehen, ein wahres Prachtexemplar.) Wenn Redy ihn mitleidslos auf die abgeplattete Kalmückennase seines Idols aufmerksam macht und auf ihren Mund "wie ein zugenähtes Portemonnaie", und vor allem auf ihr Sächseln, hat er nur ein entrücktes Lächeln . . . Natürlich, spottet Lott im stillen, das hat er auch sofort richtig erfaßt: sofern man "Reinheit" mit einem vorübergehenden biologischen Zustand gleichsetzt und mit sentimentaler Huch-nein!-Spießigkeit – das ist natürlich auch etwas, was den armen Jule bezaubern muß.

Aber daß die Verständnislosigkeit bei Maria so weit geht, daß sie fast hysterisch schaudert, wenn sie nur seinen Namen hört! Zum Unglück war er gehörig blau, als sie ihn zum erstenmal sah, und hatte noch seine alten, speckigen Kleider an. Aber seit Lott ihn so

fein herausgepuppt hat, ist Marias unüberwindliche Aversion schon reine Affigkeit.

Im Grunde weiß Lott selbst nicht recht, wie diese Freundschaft mit dem sächselnden sentimental Kaloderma-Baby eigentlich entstand und wieso sie immer noch hält. Es ist wahr: es war sehr wohltuend, während der Zeit ihres Elends, dann und wann die grenzenlose Ergebenheit eines menschlichen Wesens zu spüren; eine Ergebenheit, die der ihren für Redy vielleicht nicht ganz unähnlich war, wenn sie sich auch nicht so aktiv äußerte.

Diese Vermutung ist Lott zum erstenmal aufgetaucht vorige Weihnachten. Sie hatte Maria zum ersten Feiertag zu sich eingeladen, das arme Ding hat sicher stundenlang Tränen vergossen am Heiligen Abend, den sie in der Fremde als Gouvernante verbringen mußte.

Die Eltern haben sonst, so lange Lott zurückdenken kann, den ersten Feiertag immer zu Haus verbracht und erst am zweiten einen Familienbesuch gemacht. Diesmal war es ihnen wohl zu bedrückend: Hans fehlte – und sie haben sich schon zum ersten Feiertag zu Tante Else einladen lassen, die vor zwei Jahren einen Witwer mit zwei erwachsenen Töchtern geheiratet hat. Lott ging nicht mit zu diesem Familienzauber; schon seit langem hat sie sich von derartigen tötenden Verpflichtungen emanzipiert.

Lott lag auf dem Sofa, rauchte, sah in den Tannenbaum und hörte Marias unnachahmlichem Sächseln zu, und wenn es ihr zu sirupig wurde, streute sie ein bißchen Salz und Pfeffer drüber. In der Schummerstunde zündete Maria die Kerzen an und legte sich neben Lott. Die beiden großen Mädchen mußten sich tüchtig zusammendrücken, um Platz zu finden. Und da kam es Lott vor, als wenn Marias Zärtlichkeit von besonderer Art war. Natürlich war die viel zu spießig, um ein “anstößiges” Wort oder eine “unanständige” Geste zu riskieren. Schade, daß Lott offenbar so gar keine Neigung zu Frauenliebe hat; das Mädchen tat ihr leid, wie es sich heiß und zitternd an sie preßte und sie gelegentlich auf die Wange, aufs Ohr, aufs Haar küßte. Die einzige Möglichkeit, ihr zu Hilfe zu kommen, war wohl, sie auf die burschikose Tour abzureagieren: ihre Blaublümchenssentimentalität und ihren Weihnachtszauber schonungslos zu veräppeln. Was Lott auch ausgiebig tat.

Als die Eltern zurückkamen, brannte nur eine Kerze am Baum, und die beiden Mädchen saßen wohl beide mit etwas strubbeligen und erhitzten Köpfen auf dem Sofa. Der Vater knurrte etwas. Lott verstand kein Wort, aber sie verstand sofort: er mußte die Atmosphäre gespürt haben, und eindeutiger als seine Tochter.

Zur Schlafengehenszeit, als Lott schon in ihrem Zimmer war, kam plötzlich der Vater herein, blaß und erregt, in Unterhosen und Pantoffeln. Mit ihrem arroganten Hochmut sagte Lott: “Bitte, würdest du dich etwas passender kleiden, ehe du zu mir kommst. Ich schätze es nicht, Männer in Unterhosen in meinem Zimmer zu sehen.”

Der Vater warf ihr einen Blick aus plötzlich schwarz gewordenen Augen zu und ging ohne ein Wort hinaus.

Sowie es gesagt war, fand sie es selbst ein bißchen stark. Aber zum Donnerwetter, für was hielt er sie? Und selbst wenn – was hatte er sich in ihre Angelegenheiten zu mischen? Und lange noch wunderte sie sich über die Sensibilität ihres Vaters in allem, was sie anbetrifft.

Ja, so ist Maria, “das tausendbusige, tränenträufelnde, sächselnde Mastodont”, wie Redy sie nennt; “Maria die Reine”, wie Freund Jule sie in seinen nächtlichen Jeremiaden unermüdlich besingt.

Na, dieses Jahr können sie sie nun ja zum sogenannten Heiligen Abend einladen, da es allen eine ausgemachte Sache scheint, daß man ihn feiern muß.

Ihre erste Frage – noch ehe sie überhaupt “Dankeschön” sagt! – : “Wird euer Freund Jule auch dabeisein?” Da ist Redy aber wütend geworden und hat sie tüchtig abgekanzelt: “Ach, sieh mal an, mein Zuckerlämmchen, der paßt dir vielleicht nicht? Wir sollen ihn wohl solange auf den Wäscheboden hängen, um deine alberne Sensiblerie zu hofieren? So, dein Doktor, voriges Jahr, mit den beseelten Händen, das ist wohl eher ein Typ, der dir imponiert? Den betest du wohl noch an, obwohl beziehungsweise weil er auf diese unsaubere Weise seine Frau abgemurkst hat? Mit seinen beseelten Händen, verstehst du mich, du hysterische Kuh! Ich weiß, Lott hat eine mir unbegreifliche Schwäche für dich, aber ich sage dir: wenn du dich in Freund Jules Gegenwart nicht gemütlich fühlst bei uns, dann bleibst du eben weg, und möglichst für immer! Dieser unglückliche Mensch hat mehr Wert in seinem kleinen Zeh als du in deinem ganzen fetten Zweizentnerbalg!”

Da ist sie ganz kleinlaut. Anders kann man mit diesem Frauenzimmer nicht fertig werden: sie gehörig runterputzen oder schonungslos durch den Kakao ziehen. Der arme Freund Jule, das Kindergemüt, hat leider zu beidem kein Talent.

Karl Ross kommt herein: “Sag mal, Lott, was meinst du: könnten wir nicht noch jemanden einladen zum Weihnachtsfest?”

“’türlich, stundenlang. Wen schlägst du denn vor?”

“Ich hab gedacht, Irma – . Sie sitzt jetzt da unten und weint beinah, daß sie keinen hat, wo sie Weihnachten feiern kann.”

“Ach, ihr seid aber auch – ! Na, von mir aus . . . ’n gutes, harmloses Mastschweinchen, und dazu deine Protégée – . Lad sie man ruhig ein.”

Dies arme Mädel tut ihr immer ein bißchen leid: Travestantin, sie kann nicht dagegen an. Leider ist sie bei ihrer unterdurchschnittlichen Körperlänge fast ebenso breit wie lang, wie aus lauter Ballons zusammengesetzt. Es *ist* ein obszöner Anblick, wenn sie diese Schwellungen in Männerhosen knallt. Sie verkneift es sich auch, solange sie nur kann. Dabei ist sie so ein braves, harmloses Geschöpf, Stenotypistin bei irgendeinem Hökerfritzen, und garantiert Jungfrau. Aber von Zeit zu Zeit kann sie nicht mehr dagegen an, und dann führt sie ihre kurze, kugelige Massigkeit in Männerkleidern auf Hamburgs Straßen spazieren. Fast jedesmal wird sie wegen “Erregung öffentlichen Ärgernisses” verhaftet, und letztes hat man sie in der Irrenanstalt Friedrichsberg eingesperrt. Da hat Karl Ross sich mit ein paar “Schlägern” aufgemacht, in tadelloser Kluft, versteht sich, und hat in Friedrichsberg auf den Tisch geklopft: “Die Frau ist vollkommen normal. Geben Sie sie raus, sonst hauen wir hier alles kurz und klein!” Und die Garde seiner schweren Jungens in eindrucksvollem Schweigen hinter ihm. Der Direktor kam angefuchelt. – “Gar nichts zu diskutieren. Wenn Sie uns die Frau nicht in einer halben Stunde ausliefern, fliegt hier die ganze Bude in die Luft.”

Es hat nicht mal eine halbe Stunde gedauert, bis sie das arme Mädel mitnehmen konnten.

So geschehen in der Hansestadt Hamburg, im Jahre 1921.

“Also abgemacht, Klein-Irma wird uns dies Fest verschönern helfen.”

Aber Karl scheint noch was auf dem Herzen zu haben. “Dann müßten wir aber nämlich . . . Sie möchte natürlich nicht ohne Fritz . . . ”

Lott springt fast vom Stuhl. “Fritz! Nie im Leben! Da versteh ich deine Duldsamkeit wirklich nicht, Karl. Du weißt: du kannst mir hier die Bude voll Einbrecher und Geldschrankknacker stecken, ich würde mich nur geehrt fühlen. Aber einen schmierigen

Fahrraddieb – nein, wahrhaftig! Da hat sie nun zu entscheiden: entweder mit uns unterm Tannenbaum und allem Klimbim oder mit ihrem Fahrraddieb in irgendeiner Kneipe. Schon wie er aussieht, dieser schlaksige Bengel mit seinem pockennarbigen Galgenvogelgesicht, und mit dem schiefen Blick immer an der Wand lang – . Oh nein. Nicht bei mir!”

Schließlich wird es doch ganz hübsch, die letzten Tage, an die kleinen Geschenke für alle zu denken; man läßt sich richtig ein bißchen einwickeln in die alte Weihnachtsstimmung. Dabei kommt aber auch die andere Seite der Medaille zum Vorschein: es ist ärgerlich und aufreizend, alle Schaufenster voll von leckeren Sachen zu sehen, die andere essen werden, und zu wissen: wenn man es zu einem Heringssalat und ein paar Berliner Pfannkuchen bringt, kann man froh sein. Man möchte auch seinem Liebsten eine dolle Sache schenken können (die er notabene nötig hätte); und es reicht nicht zu einem Paar Socken. Und es geht nicht allein ihnen so. Fest der Liebe – Fest der schärfsten Unterstreichung der Lieblosigkeit: die einen schlemmen wie nur einmal im Jahr und sind generös einer gegen den andern innerhalb ihres Klans – die andern können sichs vorher ansehen und davon träumen, wenn sie Lust haben.

Die “Weihnachtsnummer” des Pranger ist schon heraus, aber man kann immer noch in der nächsten Nummer nachträgliche Betrachtungen, ans praktische Leben anknüpfend ... Gleich mal notieren.

Lott ist noch am Schreiben, da kommt die kleine Grete Ross herauf: “Ihre Mutter ist unten.”

Mißmutig legt Lott die Feder hin. Sie hat die Mutter nicht mehr gesehen, seit sie endgültig von zu Hause fortgegangen ist. Sie hat ihre bangen Klagen, ihr schüchternes Flehen – “Besinne dich, mein Kind!” – und ihre finsternen Vorausahnungen noch im Ohr. Gerade als wenn nun gleich der Weltuntergang hereinbräche.

Was will sie denn? Mich im Namen der Weihnachtsliebe anrufen, in den Schoß der Familie zurückzukriechen?

Da sitzt die Arme. Wachsbleich schimmert ihr herbes und vergrämltes Gesicht in dem ewigen Dämmer des engen Ladens. Muß ihr einen Schlag gegeben haben, diese Straße und dies Haus.

Hilflos blickt sie zu ihrer Tochter auf, die herb und verschlossen vor ihr steht: “Ich bin zu dir gekommen, mein Kind – ich will dich bitten – dein Vater meint – wenn du vielleicht heute abend kommen willst, den Weihnachtsabend mit uns zu feiern?”

Scharf fragt Lott zurück: “Und mein Mann?”

“Dein Mann?” fragt die Mutter entsetzt.

“Ja, natürlich, mein Gott, natürlich ist er mein Mann, zum Donnerwetter, auch ohne eure Statuten und Standesämter!”

“Ach so – ” Es ist fast, als ob sie aufatmet. Und nach einem Zögern: “Da weißt du ja, Lotte, mein Kind, wie dein Vater darüber denkt; da hat auch das Heilige Weihnachtsfest nichts daran ändern können.”

“Nun, dann wißt ihr ja auch, wie ich darüber denke. Und bei mir gibt es kein Heiliges Weihnachtsfest, das was daran ändern könnte.” Scharf und fast brutal hat Lott gesprochen. Die stille Klage in der dunklen zusammengesunkenen Gestalt vor ihr soll sie nicht anrühren.

Sie schweigen.

“Na – dann haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen,” meint Lott kurz. Sie hat am Ladentisch gelehnt, jetzt macht sie eine Bewegung zum Gehen.

“Nein, Lotte!” sagt die Mutter hastig. “Ich hab da noch – . Ich hab es mir ja beinah so gedacht – . Und da will dein Vater auch, weil Weihnachten ist – . Du weißt, was er gesagt hat: kein Pfennig und kein Stück Brot und kein Fetzen. Er meint, das würde doch alles bloß deinem – er will nicht, daß auch nur das mindeste deinem – also, daß es Redy zugute kommt. Aber heute, zu Weihnachten, da hat er selbst gesagt: wenn du nicht kommen willst, dann sollst du wenigstens – nicht hungern.” Ihre Stimme erstickt in aufsteigenden Tränen.

“Ich hungere nicht,” sagt Lott kurz.

Eilfertigkeit bückt die Mutter sich, sie schluckt ein paarmal und nimmt ihre Einkaufstasche auf den Schoß: “Siehst du, da hab ich ein bißchen was mitgebracht, daß – daß du dir doch einen schönen Abend machen kannst. Da ist ein bißchen Gänseschmalz, du ißt es doch so gern, du mußt es nur nicht warm stehenlassen, es zerläuft so leicht. Und da ist ein Stück Schinken, von Steenbeek – Gott, das sind ja alles mehr Sachen für jeden Tag, aber das richtige Festessen machen wir ja auch erst heut abend. Da – ein paar Kostproben von den Kuchen und Pfeffernüssen, da sind auch Spekulatius dabei, die hab ich nach Tante Elses Rezept gebacken, ich glaube, sie sind mir gut gelungen. Und noch so allerhand, du wirst ja sehen.” Ein Päckchen nach dem andern legt sie auf den Ladentisch. “Eine kleine Marzipantorte, die darf ja nicht fehlen – auf deinem Weihnachtstisch,” lächelt sie schwach. “Ach, ich hätte... bloß, du weißt, ich kann nicht viel tragen. Und ich kann doch unmöglich Peter hier in diese Gegend schicken, so jung wie er noch ist! Aber – da – ” Unbeholfen holt sie aus ihrer Handtasche ein paar zusammengefaltete Scheine und legt sie neben die vielgestaltigen Päckchen. “Das wird dir noch ein bißchen zuhelfen.”

“Danke,” sagt Lott widerwillig. Eure Weihnachtsgüte! denkt sie. Statt mir gleich damals zu helfen mit etwas Wäsche, einem schäbigen Möbel, ein paar Töpfen, daß ich mein Mittagessen nicht in dem Nachttopf einer alten Hure kochen muß. Schade, daß ich euch nicht mehr Kram gestohlen habe.

“Und – du fühlst dich glücklich – hier – ?” fragt die Mutter gepreßt und sieht sich zwischen den schiefen und krummen, rissigen Wänden um.

“Natürlich fühle ich mich glücklich. Vollkommen glücklich fühle ich mich und möchte es nie anders haben.”

Wieder ist ihr Ton scharf und aggressiv.

Und plötzlich legt die Mutter eine Hand vor die Augen, wie sie da so sitzt, und weint still und bitterlich in sich hinein, und die Tränen rinnen über ihre Wangen und tropfen in die Hand, die hilflos und wie eine müde Schale in ihrem Schoß liegt.

Lott lehnt am Ladentisch, und endlich fühlt sie sich angerührt von ihrem Gram. Hingehen und ihr nur über den Kopf streichen. Sagen: “Liebe Mutti...”

Und macht keine Bewegung und sagt kein Wort.

Die Mutter hat ihre Tränen hinuntergeschluckt, sie trocknet sich die Augen und steht auf. “Nun denn, mein Kind, dann kann ich jetzt ja gehen.”

“Ja, Mutter – ” Ein wenig sanfter klingt es doch.

Sie gehen zusammen hinaus. Mit Schauern blickt die Mutter auf die engen und brüchigen Stufen, die fast vertikal in den schwarzen Schlund des Hauses hinaufsteigen wie schmutzige abgenagte Wirbelknochen, und auf das speckig-schwarze Seil daneben, an dem man sich hält. “Und da – geht es zu dir?”

“Ja, da geht es zu mir.” Wieder ist Abwehr in ihrer Stimme. Sie *kann* die Mutter nicht in diese Bude führen. Schon besser so – im Namen der Liebe.

“Na, dann – recht fröhliche Weihnachten, mein Kind.”

“Fröhliche Weihnachten, Mutter.”

Steif neigt Lott sich zu einem flüchtigen Kuß und sieht sich nicht nach der Mutter um, die müde in die regennasse Straße hinausgeht, auf die jetzt rasch der Abend niedersinkt.

Karl Ross ist doch ein feiner Kerl: die ganze Zeit hat er draußen vor dem Laden aufgepaßt, um etwaige Kunden oder Besucher abzufangen.

Oben in der Bude hockt ein stattlicher, sorgfältig gekleideter Herr vor dem Ofen; er hat wohl eben ein paar Scheite hineingeschoben und bläst nun mit großer Sachkenntnis in die Glut.

“Ah – Graf Schulenburg, guten Tag.”

Der Herr erhebt sich und schüttelt erst seine Kleidung wieder zurecht, ehe er sie mit einem Handkuß begrüßt. “Gnädige Frau – . Ich habe mir erlaubt, Ihr Feuer zu unterhalten.”

“Da haben Sie sehr gut getan, da niemand weiter da war, den Sie unterhalten konnten.”

Der hätte eigentlich ganz gut möbliert, wenn sie nicht hätte verhindern können, daß die Mutter... Bei näherem Hinsehen merkt man allerdings, daß es schon einige gute Jährchen her sein muß, seit er sich Maß nehmen ließ für seine Kleidung; und das glatte Diplomaten Gesicht ist ein wenig teigig verschlampt.

Während Lott den Teekessel aufstellt, kommt Redy herein: “Du meine Güte – Schwiegermutter!”

“Bist du ihr begegnet?”

“– Tag, Schulenburg. Welch ein Glanz in meiner Hütte! – Nein, das nicht, zum Glück. Ich sah sie nur de dos. Ist wohl als versöhnender Weihnachtsengel angeschwebt gekommen, was?”

Lott runzelt leicht die Stirn, und Redy nimmt sie um die Hüfte: “Na, laß man, lüß Deern! – Also, Graf, Sie wollen wohl beim Papa lernen, wie man ’n Tannenbaum frisiert? Oder wollen Sie uns die Ehre geben, den Abend der christlichen Schnapstränen in unserer Mitte zu verweilen?”

Er macht eine leichte Verbeugung in seinem Stuhl. “Ich danke Ihnen aufrichtig, es wäre mir ein Vergnügen gewesen, aber ich bin schon versagt. – Darf ich – Zigarette – ?” Der Kerl hat doch Charakter, daß er dies Etui nicht längst verscheuert hat, es muß ein Vermögen kosten. Und gute Marken raucht er auch immer noch. Man sagt, daß seine Familie ihm eine Rente ausgesetzt hat. Aber die Knaben sind kostspielig: solange wir nicht den Paragraphen 175 abgeschafft haben, können sie den reichsten Mann ruinieren.

“Da ich sowieso zu Karl Ross ging, wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen, der gnädigen Frau meine respektvollen Glückwünsche zu Füßen zu legen.”

Lott hört sich ganz gern “gnädige Frau” genannt werden, und umso lieber, je weniger dazu Gelegenheit ist. Aber diese Schnörkeleien von dem Kerl – sie hat von Grafensitten natürlich keine Ahnung, aber in dieser Umgebung klingt es geradezu grotesk. Unten bei Karl beträgt er sich viel einfacher, auch reserviert, aber doch wie ein Mensch, der sich seiner Umgebung anzupassen weiß. Seine übertriebenen Manieren ihr gegenüber reizen sie unwiderstehlich, ihre burschikose Art noch zu übertreiben. Was für ein Gesicht er wohl machen würde, wenn sie, wie früher, das Kleid auf ihrer Schulter beiseitegeschoben hätte, um sich auf die nackte Haut zu küssen! Aber diese Gewohnheit hat sich ganz unvermerkt verloren.

Nach einem Zögern sagt Schulenburg, während er nachdenklich das weiße Aschenköpf-

chen seiner Zigarette betrachtet: "Leider konnte Herr Ross mir auch nicht die gewünschte Auskunft geben. Ich hätte wissen mögen, wo ich Fritz finden könnte."

"Ausgerechnet!"

Er zieht die dunklen glatten Brauen ein wenig zusammen: "Wieso?"

"Der Junge ist stark gefragt, scheint mir." Und sachlicher: "Vor einigen Tagen wurde mir mitgeteilt, daß eine Frau für heute abend auf ihn rechnet. Gott, Sie kennen sie doch: arme kleine Irma."

Jetzt ist das Brauenrunzeln ausgesprochen schmerzlich: "Irma!" Immerhin, man muß zugeben: er hat nichts von den Bonbonmanieren seiner Epheben-Freunde, er benimmt sich wie ein normaler Mensch, jedenfalls solange er unter normalen Menschen ist.

Trotzdem atmet Lott auf, als er noch vor dem Tee zeremoniösen Abschied nimmt. Wahrscheinlich hat Freund Jule ihn vertrieben, der, feierlich gestimmt, die Taschen verheißungsvoll ausgebeult und mit einem Schwall von Klassikerzitaten auftritt. – Noch einer, der den armen Kerl nicht leiden kann. Dem Grafen mag diese Unglücksgestalt ein beklemmendes Memento sein –

Fast mit Gewalt müssen sie Freund Jule davon abhalten, heut abend ständeln zu gehen. "Nur für ein paar Stunden," bittet er. "Ich fange jetzt gleich an und bin um neun zurück. Karl und Marta kommen ja auch nicht früher, und Fräulein Maria... Heute ist der beste Abend im ganzen Jahr, jeder gibt mit vollen Händen, und wir haben es doch so nötig!"

"Das haben wir eben nicht nötig," knarrt Redy. "Aber mein Gott, wenn Ihnen jeden Tag ein Weihnachtsfest im Familienkreis geboten wird..."

Freund Jule hebt beschwörend die Hände: "Oh, liebe Freunde, das wissen Sie ja, wie es damit steht! – Aber ich habe so ein schönes passendes Repertoire zusammengestellt," fügt er hinzu, schon recht kleinlaut.

Lott weiß, wo sie ihn packen kann: "Ja, wenn Ihr Künstlerehrgeiz, mit Ihrem Repertoire zu glänzen, stärker ist als Ihr Wunsch, Maria unbeschwipst gegenüberzutreten –"

"Oh, ich sage Ihnen: ich würde keinen –"

"Freund Jule!", beide wie aus einem Mund.

Beschämt zieht er den Kopf ein und bleibt.

Im Lauf des Nachmittags sind bei Karl Ross verschiedene Flaschen und Päckchen abgegeben worden, zumeist von farbenprächtigen Weihnachtskarten begleitet: "An den Pranger, seine treuen Freundinnen aus Schützenstraße 17." – "Für unsere treuen Freunde am Pranger, Unbekannt!" – "In treuem Gedenken von Haus zu Haus, von Euren treuen Elsbeth und Selma."

"Auf die Treue scheinen sie gesteigerten Wert zu legen," grinst Redy. "Und: 'unsere Freunde am Pranger' – Gott spricht durch den Mund der Unschuldigen und der Kindlein."

Es ist beschämend, aber es ist nicht zu leugnen: etwas Gutes zu futtern ist ein mächtiger Stimulant für die Stimmung.

Der Abend fängt auch erst sehr verheißungsvoll an; zu verheißungsvoll eben.

Die armselige Bude glänzte von Sauberkeit und Aufgeräumtheit, die Äpfel auf dem Ofen zischten und schmorten, das schimmernd weiße Bettuch auf dem großen Tisch kam kaum zur Geltung, so viele gute Sachen waren kunstvoll darauf angeordnet; der geschmückte Baum war ein Gedicht. Als die Kerzen angezündet wurden, rückte Freund Jule seinen Stuhl so, daß man ihn nicht sehen sollte, und alle taten, als merkten sie nicht, daß ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Einige Jahre mag es wohl her sein, daß er diesen Abend

wie ein Mensch verbracht hat.

Dennoch wird es kein schöner Abend. Karl und Redy hätten sicher ganz gern kräftig einen gehoben, Stoff genug ist ja da; aber sie fürchten sich wohl ein bißchen, als Rohlinge zu erscheinen angesichts der beiden "Rührungspriester", Freund Jule und Maria.

Vielleicht hätten sie lieber nicht singen sollen. Maria, natürlich, erläßt ihnen nicht eins der obligaten Weihnachtslieder. Nun ist es aber so, daß fast keiner von ihnen singen kann. Maria hat einen piepsigen, tremolierenden Sopran und sächzelt sogar beim Singen, Redy kann keine richtige Note herausbringen, Karls ungeschulter Baß ist nicht viel besser, die Stimme der armen Marta klingt wie eine gesprungene Tonschüssel, dazu das Rasseln und Scheppern von Freund Jule, der nicht ein Wort ausläßt – . Lott kämpft mutlos und verärgert, mit zerrissenen Ohren dagegen an. Eine schauerliche Dissonanz.

Es ist, als wenn diese Dissonanz in der Luft hängengeblieben wäre. Selbst als sie einen Grog getrunken und eine Flasche Wein geöffnet haben, kommt kein recht gutes Gespräch in Gang. Redy, Karl und Marta unterhalten sich schleppend über den alltäglichen Klatsch der Straße, den sie schon hundertmal durchgekauht haben, und unwiderstehlich sind aller Augen auf das stumme Spiel zwischen Freund Jule und Maria gezogen.

Sein frischrasiertes Gesicht unter dem sorgfältig gekämmten spärlichen Haar ist bleicher als gewöhnlich; es erscheint zugleich edler und elender als sonst. Er hätte nicht diesen engen steifen Kragen antun dürfen, denkt Lott plötzlich: die lappige Haut seines Unterkinnns hängt in häßlichen Falten darüber hin. Der Arme – er muß noch völlig nüchtern sein, und dazu die Weihnachtsrührung und die Nähe des geliebten Mädchens...

Er sitzt da wie ein braver Schuljunge, die Hände auf den Knien, die Augen am Boden, und von Zeit zu Zeit heben sie sich langsam, wie gezogen, bis sie auf Marias Gesicht ruhen. Und dann verklärt ein stillverzückter Ausdruck seine Züge. Wahrhaftig, der gute Jule ist in einem subtilen Rausch, wie der Schnaps ihn nicht zu geben vermöchte.

Und jedesmal schubbt Maria mit den Schultern, wendet den Kopf weg, rückt mit dem Stuhl – . Dann läßt er wie ertappt seine Augen wieder sinken.

"Maria!" warnt Lott. Kann die lächerliche Gans nicht mit etwas mehr Anstand und Taktgefühl die respektvolle Anbetung eines armen ehrenhaften Mannes entgegennehmen?

"Was is'n? Ich due doch garnischt!" verteidigt sie sich mit ihrem breitesten Sächseln. Aber von jetzt ab benimmt sie sich doch etwas gesitteter.

Schließlich nimmt Lott die Gitarre von der Wand, singt mit leiser Stimme einige schöne alte Marienlieder und fühlt besänftigt ein wenig Harmonie in den Raum zurückkehren.

Aber auch das war verkehrt.

Wie ein gespenstisches Echo krächzt es traumverloren aus Freund Jules zerstörter Kehle: "Meerstern... Maria, du Reine... Du süßer Stern..." Wahrhaftig, das war zuviel für ihn heute.

Mit jäher Anstrengung hebt er den Kopf und sieht Maria voll an: "Fräulein Maria – " Er legt die Hand auf die Brust, leicht theatralisch. "Fräulein Maria, ich weiß: ich bin nur ein armer krepierter Hund, der im Schlamm der Gosse liegt und einen reinen Stern anbetet. Fräulein Maria, ich bin es nicht wert, aber – ", und mit einemmal rutscht er vom Stuhl, sinkt vor ihr in die Knie, ganz einfach und gar nicht mehr theatralisch, und beugt seinen Kopf auf ihre Hände.

Maria hat eine Grimasse gemacht bei seinem ersten Wort und hat sie immer schärfer und häßlicher gezerzt – daß er es nicht gesehen hat! Jetzt springt sie auf, reißt ihre Hand aus den seinen und spuckt vor ihm aus, daß es klatscht.

Alle sind blaß geworden. Lott springt auf und stampft auf den Boden; Redy, in seinen

Stuhl zurückgelehnt, die Hände in den Hosentaschen, sagt mit schneidender Kälte: "Nun mach aber, daß du rauskommst, du Hure!" – Da klappt die Tür schon hinter ihr zu.

Auch Karl ist aufgestanden und poltert mit schweren Schritten auf und ab: "Wahrhaftig, die ist eine *verdammte* Hure!"

Freund Jule ist hochgetaumelt und hat sich mit dem Ärmel über das Gesicht gewischt, als wenn *da* der Speichel klebe. Schwer läßt er sich auf seinen Stuhl fallen und starrt vor sich hin mit hängenden Armen. Dann fangen seine Lippen an zu zittern, sein Kopf sinkt auf den Tisch, und wie schützend legt er die Arme darum. Langsam und immer stärker beginnen seine feisten Schultern zu zucken.

Marta kommt zu ihm und streichelt unbeholfen seinen Kopf: "Na, nun weinen Sie doch man nicht..." Ratlos sieht sie sich um, sie möchte noch was sagen, etwas wirklich Tröstendes. "Die ist das doch gar nicht wert!"

Die beiden gehen, bedrückt, und Lott und Redy sind allein mit dem geschlagenen – jetzt wahrhaft geschlagenen Mann. Sie möchten sich die Köpfe an die Wand rennen: warum haben sie ihn nicht gehen lassen sich besaufen! In völlig nüchternem Zustand hat er dies empfangen. Ein Siegel unter seine Bankerotterklärung.

Von diesem Abend an sind sie mit Freund Jule auf Du.

Als sie nach Stunden, völlig erschöpft, sich zum Schlafengehen rüsten, stolpern und patschen eilige Füße wie flüchtend die Stiege herauf, und Marta, keuchend, ein Auge verschwollen, die Haare zerraut, die Bluse aufgerissen, stößt ihre Kinder vor sich her ins Zimmer, in Nachthemdchen, bloßfüßig und blaß.

"Er schlägt uns tot – er ist besoffen – oh Gott –"

Sie kann kaum sprechen. Sie hält die Kleinen vor sich an ihren Leib gepreßt mit ihren großen mageren Arbeitshänden, als wollte sie sie in den Schutz ihres Bauches zurückraffen.

"So ein guter Mann – . Können wir die Nacht hierbleiben? Er schlägt uns tot!"

"Nu, das wollen wir gleich mal sehen. Der Papa wird ihn mal eben ein bißchen zur Vernunft bringen."

Marta wirft sich ihm entgegen, fassungslos entsetzt: "Oh Gott – du kennst ihn nicht! Wenn er besoffen ist – . Er schlägt dich tot!"

"Mich – ? Schlägt keiner so leicht tot. Der Papa ist schon mit ganz andern Leuten fertiggeworden."

Bruch – ! hört man von unten ein dumpfes Krachen. "Hörst du? Das ist er – haut alles kaputt – . Oh Gott!"

"Höchste Zeit, daß der Papa runterkommt und bißchen Ordnung schafft. Mit Besoffenen, Verrückten und Selbstmördern (er blinzelt Lott zu) weiß ich ganz gut umzugehen. Na, Marta – !" Fast mit Gewalt muß er sich von ihr freimachen.

Die Kinder kauern zitternd aneinandergedrückt auf der Matratze, die Decke über die Schultern gezogen, blaß bis in die Lippen. Marta hat sich zu ihnen gehockt, ganz zusammengefallen. Von Zeit zu Zeit stöhnt sie: "Oh Gott...", und von den kleinen Mädchen kommt es wie ein Echo: "Oh Gott..."

Sie lauschen alle. Unten bleibt alles still.

"So ein guter Mann..." sagt Marta, verloren. Und die kleinen Mädchen: "Oh ja, Mama –", und plötzlich brechen alle drei in Tränen aus.

Lott ist ganz ruhig. Sie weiß: Marta übertreibt nicht. Sie weiß: ihr Redy ist ein Schwadronneur und schwach bis zur verbrecherischen Schlappheit. Aber sie weiß auch, daß er eine unerklärliche ruhige Kraft besitzt in Momenten, in denen ein stärkerer Charakter

hilflos ist. Hat sies nicht selbst erfahren?

Nach einer ganzen Weile kommt Redy zurück, die Arme voll Bettzeug. "Alles alright. Schläft in süßer Ruh. Na, und wir wollen jetzt dasselbe tun. – Prost Weihnachten!"

Kapitel 2

Zur Zeit, als die beiden Mädchen zur Volksschule gingen, hatten sie nachmittags gemeinsam die Küche in Ordnung zu bringen. Betty wusch das Geschirr, Lotti trocknete ab. Dabei erzählte Lotti der großen Schwester Geschichten. Solche, die sie gerade gelesen hatte, oder auch selbstausgedachte.

Einmal erzählte sie das Märchen von der Jungfrau, die ihren Geliebten in einen Stein verwandelt fand bei einer alten Hexe, und viele andere Steine drumherum – alles verzauberte Jünglinge; und sie konnte sie alle erlösen, weil sie keusch war.

Aber dieses Wort “keusch” gefiel der kleinen Lotti nicht. Sie hatte keine Ahnung, was es bedeutete, aber es war häßlich. “Keusch” – wie sich das anhört. Nein, eine schöne und in allen Hinsichten außerordentliche Jungfrau kann eine so übelklingende Eigenschaft nicht haben, bestimmte sie.

Fast wortgetreu erzählte sie das Märchen – und stockte bei dem fatalen Wort. Dann sagte sie entschlossen: “Denn nur eine Jungfrau, die nicht keusch ist, kann den bösen Zauber heben.”

“Nicht keusch?” fragte Betty verwirrt.

“Nein, nicht keusch,” sagte Lotti mit Autorität.

Die Wohnung ist nicht zu verschließen, das Zimmer auch nicht. Das wissen viele Leute, denn viele Leute kommen zu ihnen, und nicht nur Genossen. Und außerdem ist es schon lange so. Sie wohnen unter lauter Diebsgesindel. Sie haben nichts zu stehlen? Nun, ein paar gute Kleider hängen doch da, ganz einfach an der Wand. Und die paar silbernen Bestecke in dem offenen Automatenchränken: man braucht nur hineinzugreifen. Wer den Pfennig nicht ehrt...

Nie fehlt ihnen auch nur eine Stecknadel.

Nur kann es passieren, daß sie nach Haus kommen mit dem Gedanken: fein, wir haben noch einen tüchtigen Knust Brot und ein Häppchen Margarine – und dann ist inzwischen irgendein vager Genosse von der Kommunistischen oder Sozialistischen Jugend dagewesen und hat alles verputzt. Natürlich, wer Hunger hat, muß essen. Aber sie hätten warten können, und man hätte es sich geteilt. Sonst haben sie es auch nicht eilig, sitzen stundenlang herum. Besonders am Ende der Honorarwoche ist sowas recht schmerzlich.

Solange Freund Jule die Wirtschaft führte, war doch mehr Ordnung, schon weil da fast immer jemand im Hause war. Dann wurde gewartet, bis Essenszeit war, und wer das nicht wollte, hatte es wohl nicht nötig. Fertig.

Vor allem dieser Duda hat es ein bißchen weit getrieben. Der tauchte gerade auf, nachdem Freund Jule verschwunden war, und hat auch manchmal zwei, drei Nächte bei ihnen geschlafen. Zu anderen Malen merkten sie nur an einer katastrophalen Verwüstung ihrer paar Eßwaren, daß er ihnen einen Besuch gemacht hatte. Sonst war er ein netter Junge, intelligenter als alle andern, ein scharfer, herzerfreuender Witz. – Trotzdem, Redy hatte sich vorgenommen, ihm anzudeuten, er müsse zumindest mit ihnen teilen, wenn er essen komme – da blieb er eines Tages weg und kam nicht wieder. Später erfuhren sie dann, daß er wegen Urkundenfälschung oder ähnlichem zu drei Jahren verknackt worden ist. Hier in der Altstadt kennt ihn keiner, Lott und Redy haben auch keine Ahnung, woher er ihnen ins Haus geschneit kam. Er war eben eines Tages da. Die zünftige Tippelkluft ist immer eine Art Legitimation. Hübsch war die Art, wie er sich den Namen gegeben hat. – “Du da, wie heißt du eigentlich?” warf sie nachlässig zu ihm hinüber, das erstemal als sie ihn unter mehreren Bekannten bei ihnen sitzen sah. – “Duda,” gab er zurück mit einem leicht amüsierten Lächeln, das ihr gefiel: es war die beste Parade gegen die Spur von Herablassung in ihrem Ton.

Aber Duda ist nicht der einzige, der weiß, daß Lott und Redy ein offenes – viel schlechterdings unverschließbares – Haus haben. Und so muß Lott manchmal, wenn sie spät abends merken, daß sie heut noch nicht viel gegessen haben, ein paar Straßen weit gehen zu einer Wirtschaft, die auch zugleich Laden ist; da können Leute, die bekannt sind, die ganze Nacht was kaufen, nicht viel teurer als normal. Sie haben eine vorzügliche Pferdewurst, und sogar Brot kann man da kriegen. Ein wahrer Segen.

Lott kann in dieser verrufenen Gegend, in der nachts kein Grüner zu finden ist, herumspazieren wie in Abrahams Schoß. Bei diesen nächtlichen Gängen (auch Zigaretten brauchen sie manchmal noch spät abends aus der Kneipe) kommt es vor, daß ein Mann sie anspricht, der sich hierher verirrt hat auf der Suche nach Abenteuern. Ehe sie mit ihrer ruhigen Höflichkeit dem Mann klargemacht hat, daß er sich zufällig geirrt hat, kommt aus irgendeiner dunklen Ecke eine drohende Gestalt angeschoben, Hände in den Hosentaschen, Schlägermütze über die Augen gezogen, eine Schulter vorgekantet: “Du, da laß man die Finger von, Prünelle! Das is ’ne anständige Frau! Kanns’ das nich sehn, Dämlack?”

Manchmal auch, wenn sie nach Haus kommen, finden sie da jemanden sitzen, der schon eine ganze Weile auf sie gewartet hat. Meistens Mädchen, die Schwierigkeiten mit der Polizei oder mit ihrer Kuppelmutter haben und nun bei ihnen Rat suchen, oder die irgendeine Eingabe zu machen haben, mit deren Abfassung sie nicht zurandekommen. Manchmal kommt auch ein Mann: “Karl meint, Sie würden da wohl mit Bescheid wissen . . . ”

Die guten Leutchen hier scheinen die Kompetenz und Wirksamkeit ihrer “treuen Freunde am Pranger” reichlich zu überschätzen. Natürlich, sie tun, was sie können. Redy hat sich sogar ein Bürgerliches Gesetzbuch angeschafft, um besser auf der Höhe der einschlägigen Fragen zu sein. Aber je mehr er darin schmökert, umso verwirrter werden seine Begriffe, und Lott versteht überhaupt nicht ein Wort von dem ganzen Zeug.

Trotzdem, es scheint den Leuten schon wohlzutun, ihre Angelegenheiten mal mit jemandem zu besprechen, der ihrer Meinung nach eine höhere Einsicht von der Sache haben muß. Und soweit es sich darum handelt, einen Brief aufzusetzen – das haben die beiden bald sehr elegant heraus. Allmählich haben sie den Leutchen auch das “Und was bin ich Ihnen dafür schuldig?” abgewöhnt.

Auch heute, als Lott die klapprige Tür öffnet, sieht sie eine zierliche Frau am Fenster stehen, die hinaussieht.

Die Fremde wendet sich um und kommt mit zögernden Schritten auf sie zu. "Tag, Lotti –", wie fragend.

Lott sieht sie an; es ist wohl die Koseform ihres Namens, von dieser fremden, wie gesprungenen Stimme so vertraut ausgesprochen, die sie in einem rapiden Ablauf von Gedanken, Bildern, Assoziationen mehr erraten als erkennen läßt: "Betty!"

Und mit einem Elan: *ihr* mußt du eine große Herzlichkeit zeigen! – überwindet sie ihre Fremdheit und fällt der Schwester um den Hals.

Betty hat feuchte Augen gekriegt, und sogar ihre Nasenspitze ist ein bißchen rot geworden von verhaltenen Tränen. Sie schnüffelt ein wenig. "Ja, ich hab gedacht ... Also, du arbeitest für – für uns?"

"Freilich arbeite ich für uns. Man soll immer nur für sich selbst arbeiten," sagt Lott frisch.

"Wieso, du bist doch keine –"

"Was weißt du davon?" und lacht. "Nein, hör mal, ich seh das so an: das ist eine Sache, die alle Frauen angeht. Erstmal, weil das jeder passieren kann. Tugend ist, wenn keiner kommt, bekanntlich. Wenn du den Pranger liest, wirst du ja auch gemerkt haben, daß wir versuchen, den Leuten ein bißchen bessere Sitten in die Köpfe zu trichtern, vernünftigere Ansichten ganz einfach. Überhaupt und im ganzen. Aber was nun unsere Sache angeht: was meinst du, so 'ner kleinen braven Bürgersbraut geht doch allerhand verloren, wenn ihr Anverlobter seine guten Sachen in ein geschlossenes Haus trägt!"

"So hab ich das noch nicht angesehen," meint Betty verwirrt.

Lott lacht: "Kann man aber auch. Das ist immerhin auch eine Seite von der Sache. – Aber nun sag doch bloß mal, Mädchen –"

Während Lott den Tee bereitet, sagt Betty so nach und nach einiges, mit ihrer gesprungenen Stimme.

Lott ist heimlich stolz auf sie, nun da sie Muße hat, sie zu betrachten. Niemand, der sie sieht, würde auf den Gedanken kommen, daß Betty "so eine" ist. Und Lott kennt sich schon auf die feinsten Nuancen aus. Sie ist beinahe gesucht unauffällig gekleidet. Das graue Schneiderkostüm, die diskret abgetönte Farbe des kleinen schlichten Hutes, die Glacéhandschuhe – typisch eine Frau aus bürgerlichem Hause; aus einem Hamburger bürgerlichen Hause sogar. Die schmalen Wangen haben noch immer ihren klaren Teint, sie hat sich sicher niemals geschminkt, hat es auch nicht nötig. Außerdem war das klug von ihr: das erhöht den Marktwert. – Der lange blasse Mund hat noch immer seinen feinen, stolzen Schwung – und jetzt findet Lott ganz die "große Schwester" wieder in der zierlichen Frau, die jetzt einen Kopf kleiner ist als sie. Die kühne Nase, die hohe, etwas enge Stirn, die Augen, deren Iris noch dies tiefe, strahlende Blau hat. Ein Jammer, daß die dahin gekommen ist. Davon spricht nur der unangenehm scharfe Zug um Mund und Nase, und die Haut um die Augen herum, die schon müde zu werden beginnt. Und vor allem die Stimme –

Ja, Betty hat jetzt einen alten Kapitän, seit ein paar Jahren schon. So alle sechs Wochen mal kommt er für ein paar Tage nach Hamburg. Er kommt für alles auf; er weiß, daß er sich auf sie verlassen kann: sie hat keine Lust zu sowas.

Überrascht blickt Lott von ihrer Teetasse auf: "Wahrhaftig?"

"Nee, dankeschön, damit können sie bei mir nicht kommen – zu meinem Vergnügen nicht," sagt Betty mit einer Grimasse des Ekels.

Das ist doch bei fast allen dasselbe. Arme Seelen.

Von dem, was vorher war, scheint sie nicht sprechen zu wollen. Und Lott ist nicht der Mensch, der fragt. Das wird wohl so nach und nach kommen.

Dann muß Lott natürlich von zu Hause erzählen. Es wird ihr rasch klar, weshalb Betty zu ihr gekommen ist, und nun sagt sie es auch selbst, mit von Angst und Hoffnung glänzenden Augen: sie hat Sehnsucht nach zu Haus, ganz einfach. Sie geht öfter mal zu Liese Hinrichsen, mit der kann sie doch von den guten Zeiten reden, und wie früher alles war . . . Sie sind richtig wie Freundinnen geworden. "Weißt du noch? Dicke Liese, im Hotel –"

Dicke Liese! Ja, das weiß Lott noch. Die kolossale Frauengestalt mit dem doch so angenehmen, frischbäckigen Vollmondgesicht. (Der Vater stellte nur schöne Menschen an, ob es sich nun um das letzte Küchenmädchen handelte oder um den Hausknecht, der unter der Kellertreppe Reihen von Stiefeln putzte.) Wie sie friedlich und sicher, nie aus der Ruhe zu bringen, an dem langen Herd regierte, der in der Mitte der Küche stand. Und wenn die Kinder in die Küche kamen, dann nahm sie Hansi, der damals ein kleiner Stöpsel war, bei den Händen, und er stieg auf sie hinauf, zum immer neuen Jubel aller Anwesenden. Der kleinen Lotti kam das immer unheimlich vor: wie der kleine Bruder mit gestreckten Ärmchen und gestrecktem Körper, fast wagerecht, die Füßchen immer höher auf die gestärkte Faltenschürze setzte; nun machte er Station auf der prallen Rundung des Leibes, und noch ein Riesenschritt, und er stand hoch oben auf dem gewaltigen, hochgeschnürten Busen wie auf einer breiten Sofalehne, stolz über den fröhlichen Beifall rundum. Sicher hielten ihn Dicke Lieses mollige Grübchenhände an den roten Armen, die gewaltig aus den rosa-weiß gestreiften Puffärmeln herauskamen. Und das gutmütige runde Gesicht, gerötet und zu ihm emporgehoben, glänzte vor Entzücken.

Ein bißchen merkwürdig ist es Lott, daß diese gute Person mit ihrer Schwester "richtig wie Freundinnen" geworden ist.

Die traurigen Erfahrungen der Eltern mit Lott und Hans scheinen Betty die Hoffnung zu geben, daß sie sie jetzt vielleicht nicht gar zu streng urteilen werden. Sie ist doch nun auch seit ein paar Jahren schon ganz anständig, bloß den alten Kapitän, und von was muß ein Mensch schließlich leben. Sie hurt doch nicht herum, und unter Kontrolle war sie niemals. Und sowas wie mit ihrem Alten, das passiert doch in ganz ordentlichen Familien, bloß die Eltern denken immer, überall geht es so zu wie bei ihnen und in Steenbeek.

"Nach meiner Meinung bist du genauso eine anständige Frau wie jede verheiratete Frau, aber kein Tüpfelchen anders. Und da du ihm sogar treu bist, könnte man sagen: noch anständiger als viele von ihnen; aber ich halte diese Treue für kein moralisches Plus."

"Nein, da hast du aber doch unrecht," meint Betty skandalisiert. "Das ist doch klar: wenn man nicht verheiratet ist, das ist doch nicht, wie es sich gehört, da muß man nun ja auch ehrlich sein. Und die Treue – na, ohne Treue keine Anständigkeit, das ist doch klar."

Lott seufzt und gibt es auf. "Das ist doch klar –" So sind sie alle. Sag dem Sklaven: "Du bist frei geboren" – er haut dir seine Ketten um den Kopf. Sklave bin ich, das ist doch klar, denn ich bin ein Sklave mit Moral.

Aber vielleicht gerade deswegen fühlt sie eine gerührte Zärtlichkeit zu dieser kleinen großen Schwester, die so ehrlich an der Erkenntnis ihres eigenen moralischen Minderwertes festhält. Und sie verspricht ihr, gleich morgen bei der Mutter die Verhandlungen für eine eventuelle Versöhnung zu beginnen.

Im Lauf des Gesprächs hat Lott ein paarmal ihren Mann erwähnt.

“Und du bist also – ” sagt Betty zögernd.

“Genauso anständig wie du, in punkto verheiratet. Bloß daß ich mir zufällig mein Brot selbst verdiene, mit Schreiben.”

“Ja, das scheint ja nicht üppig zu sein.” Sie hat sich sicher schon alles genau angesehen vorhin, den einsamen Harzer Käse auf dem Fensterbrett und das halbe Schwarzbrot im Schrank. Die Viertelpfundstüte, aus der Lott den eben gekauften Zucker in die Schale schüttete, war auch recht aufschlußreich – . “Mehr bringt euch das nicht ein? Weißt du, ich hab es ja nicht glauben wollen, meine Freundin hat es mir erzählt, die kennt eine vom Gänsemarkt, die ist mal hier oben gewesen wegen irgendeiner Sache mit ’ner Strafe oder ’ner Klage, wo du was für sie geschrieben hast, und ganz umsonst. Na, für dich finde ich es ja dumm, daß du nicht mal dein richtiges Auskommen hast für deine ganze Arbeit. Aber es ist doch schön, daß es sowas gibt.” Mit einem drolligen Gemisch von Rührung und Mißbilligung sieht Betty die Schwester an.

Gerade will sie gehen, da klopft es, und ein junger kräftiger Bursche in kurzen Hosen kommt herein.

“Tag, Hermann. Da lernst du gleich mal den Schwager meines Mannes kennen, Schwesterchen.”

Ungewiß sieht Betty in das frische, offene Jungensgesicht: “Richtig Schwager?”

Lott lacht. “Ja, na, ich sagte dir doch, daß deine moralischen Maßstäbe olle Kamellen sind. Dieser siebzehnjährige Jüngling hat Redys Schwester geschwängert, die jetzt sechzehn Jahre alt ist.”

Vor Schrecken setzt Betty sich wieder hin. “Das ist aber doch – ! Nein.”

Der Junge ist leicht errötet unter seinem blonden Krauskopf, aber es ist doch ein gewisser Stolz in seiner Stimme: “Doch. Natürlich, es wäre besser gewesen, wir hätten uns vorgesehen, aber wir waren eben noch zu dumm. Kein Mensch hat einem ja was erklärt. Und jetzt ist bloß das Dumme, daß die arme Deern es allein mit ihren Eltern abzumachen hat. Aber wir halten zusammen. Wenn die sie rausschmeißen – ich kann arbeiten. Ich arbeite bei meinem Vater, und die Jungs schmeißt man ja nicht raus, weil sie – weil sie ein Kind kriegen, nicht?” Und jetzt wird er rot bis über die Ohren.

“Na, das ist denn ja auch aller Ehren wert, junger Mann, das muß ich sagen. Alle haben nicht so ’n Glück gehabt.”

“Nun mußt du nicht denken, daß ich die Sache sehr spaßhaft fände,” fällt Lott ein. “Das hab ich ihm natürlich gesagt, und kräftig: es ist fürchterlich, einem sechzehnjährigen Organismus eine Schwangerschaft zuzumuten. Zum Glück ist sie kräftig gebaut und gut entwickelt, aber trotzdem – . Und wenn das Kind da ist, fängt es ja erst an; selbst ein Kind noch mit ihren sechzehn Jahren.”

“Ach ja, alles Gute ist eben nicht beisammen,” seufzt Betty. “So, nun muß ich aber laufen. Schade, daß ich deinen Mann nicht... Also, morgen nachmittag bei mir? Meine Adresse hast du? Schön. Machs gut.”

In der Tür stößt sie mit Redy zusammen. Dem fließt gleich nach der ersten Minute das “Schwesterchen” so leicht von den Lippen, als wenn er sie immer gekannt hätte.

“Der reine Familientag heute!” stöhnt er. “Eben bin ich meinem andern Schwager begegnet, dem bleichgesichtigen Esel. Wahrhaftig, wenn ich nicht wüßte, daß seine teure Berta viel zu reizlos ist... Errötend hat er mir gestanden, daß sie schon das zweite erwartet. Hätt ich ihm gar nicht zugetraut.”

Lott sieht Bettys entsetztes Gesicht und lacht: “Na, die hat allerdings das nötige Alter, und sie ist sogar verheiratet, mit allem Klimbim.”

“Und doch glaub ich, daß die kleine Göre glücklicher ist als ihre große Schwester mit ihrem tranigen Bankbeamten.” Redy haut dem Jungen kräftig auf die Schulter. “Was, du Kinderschänder? So ein verdammter Grünschnabel, und will schon machen wie die Alten! Als ich in eurem Alter war...” parodiert er gravitätisch.

Betty ist gegangen. Die drei schmoren sich an dem niederen Kochöfchen, das ziemlich weit in das Zimmer hineingestellt ist, damit man nicht bloß dem lieben Gott die Füße wärmt.

Hermann ist eigentlich bloß gekommen, um Redy zu sagen, daß sie heut abend mal wieder Holz klauen können auf dem Hof von seines Vaters Meierei. “Wird auch Zeit, wie ich sehe. Der Thron ist schon mächtig zusammengeschrumpelt.”

Ist doch ein braver Bursche. Ganz allein ist er daraufgekommen, als er sah, wie es hier zugeht. Ohne ihn hätten sie manchen Tag klappern müssen; und ihr Brot trocken gegessen.

Mit einemmal springt er auf und greift sich an den Schenkel. “Donnerwetter, da hab ich doch vor lauter Neuigkeiten – ” und holt aus der Tasche ein Papier, aus dem die zerlaufende Butter tropft. “Aber der Käse, der muß noch gut sein, den hab ich in der andern Tasche.”

Spät in der Nacht kommen sie mit ihren Säcken voll schöner Holzscheite angepustet.

“Na, nun muß ich aber machen, daß ich in die Falle komme!” – und schon ist der gute Junge weg.

Redy baut fachmännisch die gleichmäßigsten Scheite an der Wand auf wie einen breiten, hohen Sitz, hängt die rote Steppdecke an zwei Nägel und breitet sie darüber: “So, da hast du wieder deinen Thron, Liebste. Und ein paar solide Stücke als Schemel für deine Füße.”

Er reicht ihr ritterlich die Hand zum Hinaufsteigen und rückt an dem Schemel, bis er die rechte Höhe hat, und stellt unendlich behutsam ihre Füße darauf. “So – Liebste – ”

Und da sitzen sie wie schon oft in der wattigen Stille der Nacht, angestrahlt von der Kerze zu ihren Füßen, und sagen gar nicht viel. Lott hat eine Hand in seinen glatten Haaren auf ihrem Schoß, die andre hält er spielend zwischen den seinen, nah seinen Lippen. Dann und wann sagen sie die törichten Worte, die Liebende nie müde werden, einander zu sagen.

Und einmal erhebt Redy sich auf die Knie, zieht ihren Kopf ganz nahe zu sich heran und sieht aufmerksam in ihre Augen. “Ah – nun seh ich doch endlich mal ganz genau, woran es liegt, daß deine Augen bei bestimmten Gelegenheiten so unerhört strahlen! Drollig...” Für einige Augenblicke verliert er sich in forschender Betrachtung. “Eigentlich ist das ganz einfach: für gewöhnlich ist deine Iris ein ungenau meliertes Grau und Blau, aber jetzt haben sie sich geteilt, ein starkblauer Grund und darauf – das ist eben die Hexerei! – auf diesem absoluten Blau schießen von der Pupille aus schwarze... schwarze Ausrufezeichen zum Rand, mal länger, mal kürzer. Schwarze Strahlen, wahrhaftig! Und ein ganz schmaler, schwarzer Saum außenrum. Eine dolle Wirkung macht das.”

Sie errötet vor Freude. Und wieder träumen sie in den schmalen zitternden Lichttropfen der Kerze hinein. Bis er langsam sagt: “Wenn du jemals mit einem andern... Ich will es nie wissen, hörst du? Du *darfst* es mir nicht sagen. Ich könnte es nicht ertragen.”

“Aber Liebster, dann wäre doch eine Lüge zwischen uns,” sagt sie erschreckt.

“Solange du mich liebst, ist es keine Lüge. Solange du mich liebst, ist das – nichts. Ein Verkehrsunfall. Und du wirst doch nicht aufhören, mich zu lieben, um einen andern?”

Sie streichelt seine Haare. “Du weißt, daß ich schon zwei zu gleicher Zeit liebte. Aber : liebte!”

“Ich weiß, du Henkersweib – . Lieber wäre mir, ich hätte es nicht gewußt. Und ich will es nicht wissen. Die vorher waren – ich kann es nicht ertragen, daran zu denken. Und wenn es wieder geschehen sollte – ich *will* es nicht wissen, das noch viel weniger. Wenn es auch nur eine Passade sein sollte – wie damals, mit deinen taumelnden Sternen.”

Sie lacht, obwohl sie seinen eifersüchtigen Schmerz spürt, wie er so zwischen den Zähnen spricht. “Bist du närrisch, Liebster? Du weißt, wie ich dich liebe. Und doch kann ich dir nicht versprechen, daß es nie sein könnte.” Sie beugt sich vor. “Aber du – du mußt mir versprechen, es mir zu sagen.”

“Wirst *du* es denn ertragen können?”

“Nein,” sagt sie mit verbissenen Zähnen. “Daß du es mir sagst – das will ich. Aber die Tatsache werde ich nicht ertragen können. Du darfst es nicht. Du darfst es nicht. Und wenn – dann müssen wir voneinander gehen.”

Etwas Wildes, Herrisches ist in ihr aufgestanden, elementar wie ein jäh losbrechender Sturm. Es hilft nichts, daß sie sich sagt : Aber Lott, ist das deine Konsequenz, deine Logik, deine Gerechtigkeit? Einfach und klar steht es in ihr wie ein geschriebenes Gesetz : Ich – ja. Du – nein. Ich will es vielleicht einmal, und dann muß ich es. Du darfst es nicht.

Und dabei ist sie ganz eingebettet in Liebe für ihren Redy. In der glücklichen Torheit aller Liebenden haben auch sie den Mythos wiedererfunden : daß sie einander durch Äonen und durch unzählige Verkörperungen gesucht haben, daß sie in einem fernen verklungenen Leben schon einander gehörten . . . Und immer wieder verdichtet sich die Verzückung ihrer Liebe zu einem trunkenen oder zarten Gedicht. Sie schreibt sie in dasselbe Heft, auf deren ersten Seiten die Verse aus jener Zeit stehen, da sie noch einsam sich mit ihrer Liebe quälte.

Der Vater hat sich nicht so sehr gesträubt, wie Mutter und Töchter es gefürchtet hatten. Aber dann stellt sich heraus, daß er sich niemals wohl und unbefangen fühlen kann mit seiner ältesten Tochter. Der Mutter gesteht er, daß es ihn ganz einfach schaudert in ihrer Gegenwart, und dies Gefühl erschreckt ihn auch wieder. – Viele Schicksalsschläge müssen ihn noch zermürben, bis ihm nach Jahren in dieser Tochter der einzige Mensch bleibt, der ihm nahe ist.

Betty hat wohl selbst gespürt, daß das Beisammensein mit ihrem Vater beklemmend ist. Nie dringt sie darauf, nach Haus zu kommen, wenn er da ist.

Die Mutter in ihrer resignierten Frauenart findet sich leichter wieder mit Betty zusammen, aber auch zwischen ihnen bleibt immer eine Fremdheit. Dennoch scheint Betty zu wissen, daß sie wohl nicht mehr erwarten konnte, und schon der Gedanke, nach Hause kommen zu können, sooft sie mag, macht sie froh und stolz. Wenn sie in die Tür kommt, äußert sich ihre Freude meistens so lärmend, daß es mit ihrer harschen Stimme der Mutter ein wenig die Ohren zerkratzt. Nachher sitzt sie stundenlang friedlich bei der Mutter, mit einer Handarbeit beschäftigt (“Nein, also faulenzen, das ist mir unmöglich!” – und wenn sie es auch ein bißchen zu sehr unterstreicht, die arme Deern), und das Gespräch geht seinen friedlichen Gang.

“Sie ist doch eigentlich ein sehr vernünftiger Mensch geworden,” vertraut die Mutter Lott an. “Und sie hat durchaus moralische Prinzipien und nimmt sie ernst. Ja, ich weiß, dir gelten diese Prinzipien nichts,” sagt sie mit beinahe schüchternem Lächeln. “Aber deine Freiheit ist ein gefährlich Ding – . Es ist doch wohl gut, daß es Prinzipien gibt, an die schwache Menschen sich halten können. Sie hat uns auch beim ersten Wiedersehen gesagt, wie sehr sie bereut, und das war ehrlich. Und hauptsächlich, ich selbst muß mir immer wieder sagen: wir wissen ja gar nicht, wie weit wir selbst schuld daran sind, daß es so mit ihr gekommen ist.”

Ja, auch Lott kommt jetzt häufig wieder nach Haus, aber der Anlaß ist immer nur “rein geschäftsmäßig”. Sie ist mit der Mutter übereingekommen, daß sie die Arbeit von Frau Pirnau macht, die ohnehin mehr Stellen hat, als sie schaffen kann, und daß sie ebenso bezahlt wird. Anders kann die Mutter ihr nicht helfen: zum erstenmal in ihrer Ehe überwacht ihr Mann argwöhnisch ihre Ausgaben, um zu verhindern, daß “dem Kerl” was zukommt. Er hat der Mutter gesagt: Wenn sie kommt – das Schönste und das Beste, und soviel sie nur essen kann; aber keine trockene Brotkruste mitnehmen. Nun hat Lott es so eingerichtet, daß die Mutter ihr die Stunden, die sie länger braucht als Frau Pirnau, mit Briketts bezahlt, und die holt sie aus dem Keller, wenn sie schon Auf Wiedersehen gesagt hat. Natürlich weiß sie, daß die Mutter weiß, daß sie viel mehr nimmt, als ihr für ihre Arbeit zukäme. Sie steckt den großen Rucksack so voll wie es nur geht, und dann schleppt sie ihn mit zähem Eigensinn und verbissenen Zähnen den langen Weg nach Haus: nein, eine Straßenbahn nimmt sie nicht, das ist rausgeworfenes Geld.

Das Zeilenhonorar, das Karl Ross angesetzt hat, ist wirklich selbst bei ihrer bescheidenen Lebensweise einfach ungenügend und wird mit Fortschreiten der Inflation immer ungenügender. Vielleicht, wenn sie es ihm auseinandergesetzt hätten, wäre er ganz bereit gewesen, es zu erhöhen; aber darauf kommen sie beide nicht. Sowenig wie sie daraufkommen, ihren wechselnden periodischen Mitessern klarzumachen, daß das, was weg ist, nicht so einfach wieder heranzuschaffen ist.

Wenn sie die Graphologie nicht hätten –

Schon seit längerer Zeit hat Lott sich eingehend damit beschäftigt; immer schon haben Schriften sie stark beeindruckt, und schließlich wollte sie die Sache mal von Grund auf kennenlernen. Sie hat sich einen dicken Wälzer von ^[48] angeschafft und ihn auch nicht verkauft, als sie den Rest der verfügbaren Bücher aussortierte. Manche Stunde, in der H.-K.-Diele, haben sie sich damit amüsiert, den Freunden die Wahrheit zu sagen aufgrund von Schriftproben.

Denn Redy macht auch mit. Er macht es nach dem Gefühl, er hat Buchwissen nicht nötig. In der Tat stimmen ihre Analysen meistens überein. Wenn Lott zögert, sich auszusprechen – Redy ist sich seiner Sache immer sehr sicher.

Und dann ist Karl Ross eines Tages auf die Idee gekommen, noch zur Zeit, als Freund Jule bei ihnen wohnte, im Pranger ein “Graphologisches Institut” zu inserieren. Seitdem erscheint die Anzeige ständig. Und sie haben eine ganz hübsche Einnahme dadurch.

Manchmal kommen die Leute selbst, hauptsächlich Frauen. Da die Anzeige unter dem Namen des Herausgebers läuft, kommen sie zu Karl. Der sagt ihnen dann, sein Graphologe wohne in Blankenese und wünsche nicht, persönlich aufgesucht zu werden. Er meint, es würde dem Renommee seines Graphologen schaden, wenn man sieht, wie jung sie sind.

⁴⁸Lücke, Name fehlt im Original.

Sie nehmen ihre Sache ernst. Jeder macht erst seine Analyse allein, und dann vergleichen sie und haben manchmal lange Diskussionen über zweifelhafte Punkte. Sie verdienen ihr Geld sicher nicht umsonst.

Und die Leute scheinen zufrieden zu sein, obwohl sie ihnen durchaus ihre Meinung sagen; sie empfehlen sie weiter.

Manchmal bekommen sie so etwas: "Dieser junge Mann bewirbt sich um eine Stellung in meinem Geschäft. Wollen Sie mir bitte sagen..." Oder: "Ich möchte dies junge Mädchen als Stütze annehmen, möchte aber vorher wissen..." Dann natürlich streichen sie vor allem die guten Seiten heraus, während sie den "Herrschaften" selbst mit Vergnügen, wenn auch mit geschickter Höflichkeit, die miesen Züge unter die Nase reiben, die sie in ihrer Schrift gefunden haben. – Freund Jule war immer ganz hingerissen von ihren Fähigkeiten.

Daß man für sowas noch Geld dazukriegt, ist wirklich amüsant. Und trotzdem würde es noch immer nicht reichen. Wenn man nur von Essen leben könnte – du meine Güte!, für das ihre brauchten sie nicht viel zu arbeiten. Aber sie *müssen* zum Beispiel ins H.-K. gehen jeden Abend, um nicht ganz den Kontakt mit normalen und zivilisierten Menschen zu verlieren; natürlich nehmen sie da selten mehr als eine Tasse Kaffee, aber immerhin. Und in dieser scheußlichen Bude *braucht* man Blumen, um ein Mensch zu bleiben. Und dafür braucht man Vasen, nach und nach: man kann einen hohen Strauß nicht in eine niedere Schale stellen, und umgekehrt.

Ja, es ist ein wahrer Segen, daß Lott sich mit ihrer Mutter für diese Arbeit geeinigt hat und daß sie noch hin und wieder die zusätzlichen Briketts bringen kann. Es ist ihr Ehrgeiz, daß ihnen jedenfalls das Nötigste nicht mangelt.

Wenn man so eine Last Briketts auf dem Rücken hat – und vor allem, wenn man vorher schon Wäsche gewaschen hat –, nimmt der Steindamm überhaupt kein Ende. Der Hauptbahnhof kriecht heran, als wäre er am Horizont festgewachsen. Wenn man dann aber erstmal die ewig lange Eisenbahnbrücke hinter sich hat, dann hat man es ja auch bald geschafft. Und doch hat Lott gerade bei dem letzten Stück häufig das Gefühl, das sie als Kind überwältigte, wenn sie die letzten hundert Meter bis nach Hause vor sich sah: nie wird sie es schaffen können. Und dann schafft man es doch, natürlich. Man schafft alles, was man will. Dann nimmt sie sich jedesmal vor: nein, das nächste Mal nimmst du lieber ein paar Briketts weniger. – Aber das nächste Mal nimmt sie doch wieder bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Das primitive Öfchen verschlingt auch unheimlich viel!

Neben Karls Ladentür hält sie erstmal an, um zu verpusten, damit sie nicht mit so platzend rotem Kopf in Erscheinung tritt.

Im Laden hört sie bekannte Stimmen.

Redy nimmt ihr den Rucksack ab, mit einem besorgten Blick in ihr Gesicht: "Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht soviel schleppen!" Mit einem glücklichen Lächeln läßt sie sich auf den Stuhl fallen und begrüßt flüchtig Karl Ross und den dritten: einen hochgewachsenen Mann in härterer Kutte, die nackten Füße in Riemensandalen; ein dunkler Christuskopf mit etwas fettig strähnigem Haar, das sich auf den Schultern leicht kräuselt, und ein üppiger gepflegter Vollbart.

"Was sagst du dazu – dieser Schurke hat uns kaufen wollen! Mit einer Schachtel Zigarren!" Redy klopft auf die Schachtel, die er unter den Arm geklemmt trägt.

“Nun, wenn du mich durchschaut hast – ” antwortet die Heiligengestalt mit einer Stimme, nach der man sich auf der Straße umdrehen würde, so tief und voll und melodisch reich ist sie.

“Der Papa hat natürlich gesagt: wird mit Dank angenommen” – anschaulich fegt Redy mit breiter Geste über den Ladentisch, als wenn er was zusammenraffte – “aber vom Pranger – keine Zeile! Uns kauft man nicht!”

“Und du bist natürlich derselben Meinung wie dein Bedecker,” tönt die herrliche Stimme aus dem weiten Brustkasten des Heiligen.

“Natürlich bin ich derselben Meinung!” lächelt Lott freundlich und wischt sich verstoßen den Schweiß von der Stirn, der immer wieder hervordringt. “Du weißt doch am besten, daß die Frauen immer derselben Meinung sind wie ihr Bedecker. Und *du* weißt auch sehr gut, daß ich mir gelegentlich vorbehalte, meine eigene Meinung zu haben, selbst unter dem Risiko, daß sie sich mit Redys deckt. *Wir* brauchen uns doch nichts vorzumachen, nicht?”

“Hab ich ihm ja gesagt,” kräht Redy vergnügt. “Wir brauchen uns nichts vorzumachen. Herzlich verbunden, wenn du uns zugkräftige Schlagzeilen lieferst wie neulich, aber andersherum – können wir leider nicht dienen.”

“Wo hast du denn deine Frauen?” fragt Lott erstaunt, die sich jetzt erst einer gewissen Öde um den großen Mann bewußt wird.

“Ach, die haben alle noch nicht gelernt, die platte Materie mit dem Geist zu überwinden. Liegen alle im Bett. Influenza oder eine ähnlich lächerliche Einbildung. – Laßt die Toten ihre Toten begraben!”

“Na, wenn das man nicht deine Influenza war,” zwinkert Redy. “Mit der neunschwänzigen Katze, was? So wie neulich!”

Der hebt seine schönen weißen Priesterhände in einer feierlichen Geste. “Mein teurer Freund, ich habe dir schon neulich zu erklären versucht, aber sie haben Ohren und hören nicht – : es gibt Momente, wo man der Materie nur die Materie entgegensetzen kann.”

Lott erhebt sich: “Na, palabriert man ruhig weiter. Ich geh rauf mich hinlegen.”

Louis Haeusser ^[49] ist ihr zuwider geworden, seit Redy neulich nach Haus kam und erzählte, daß er ihn angetroffen hat, wie er, am Vormittag betrunken, eine kurze Peitsche mit mehreren schmalen Lederriemen über seinen stöhnenden Frauen schwang.

Sie hat ihn schon kennengelernt zu der Zeit, als sie noch todunglücklich war wegen Redy. Damals fing er gerade an, in Hamburg von sich reden zu machen. Sie ist zu einem seiner Vorträge gegangen, um mal selbst zu sehen, was mit dem Kerl los ist.

Unerhörte Eintrittspreise, gestuft wie im Theater, und der große Saal gesteckt voll, überwiegend “besseres” Publikum; erstaunlich, wie zahlreich auch die Männer vertreten waren.

Fast eine Stunde nach der angegebenen Zeit – man hatte geräuschvoll protestiert, aber keiner war gegangen – kam er in seiner härenen Kutte vom Hintergrund des Saals durch den Mittelgang zum Podium vorgeschritten. Sofort war alles lautlos still.

Mit intensiver Aufmerksamkeit folgte Lott mit den Augen seinem langsamen Schreiten: den eindrucksvollen Kopf geneigt mit geschlossenen Augen, die Hände in einer inbrünstigen Geste vor der Brust gefaltet – das packende Bild völliger Versunkenheit und Konzentration.

⁴⁹Es handelt sich um Ludwig Christian Haeusser (1881-1927).

Der ist ein ganz großer Mensch oder ein ganz großer Schauspieler, dachte sie. Bewundernswert in beiden Fällen.

Noch auf dem Podium hielt er das Publikum nur durch seine reglose, in sich versenkte Haltung einige atemlose Minuten lang in Bann. Man hätte gemeint, ein Sakrileg zu begehen, wenn man auch nur einen Finger bewegt hätte.

Bewundernswert – in beiden Fällen.

Als er dann seine Stimme erhob – wahrhaftig, das kann man eine gottbegnadete Stimme nennen. *Die kann* mit den Menschen machen, was sie will.

Aber vielleicht weil Lott auf diesem Gebiet vom Fach ist, blieb sie beobachtend kühl.

Was er sagte, waren zum großen Teil ihr vertraute Gedanken: Konfuzius; Christus; manches, was sie von der indischen Weisheit mitgekriegt hat; einiges, das ihr erleuchtend neu war; und alles mit einer kühnen Konsequenz bis ins Extreme vorgestoßen. Richtig, wunderschön, stimmte ihr kritisches Urteil begeistert zu.

Und als er sich mit flammenden Augen vorbeugte und seine machtvolle Stimme wie ein rollender Donner über die Köpfe fegte: „Ihr Hurenpack, ihr stinkende Höllenbrut, ihr scheinheiligen Krämerseelen und Bauchpriester!“, dachte sie jubelnd: Recht hast du; gibst ihnen tüchtig!

Rasender Beifall am Ende des Vortrages. Haben sie die Schimpfe auf sich bezogen und danken sie dafür, oder meint jeder, nur sein Nachbar sei damit gemeint und es geschehe ihm recht? Wie ich ja auch –

Die große Frage blieb: wer ist er?

Als sie nachdenklich auf die Straße trat, sah sie nicht weit vor sich seine hohe Gestalt in der Kutte, an seinen Seiten einige Frauen. Er hatte wohl ihren Blick gespürt. Er blieb stehen, wandte sich um und sah ihr aufmerksam entgegen, bis sie vor ihm stand.

„Na, wie denkst du über das, was ich da eben gesagt habe?“ sprach er sie an.

„Nun, ich muß sagen, daß ich da viele meiner Gedanken bestätigt gefunden habe,“ erwiderte sie zurückhaltend. Sie spürte seinen durchdringenden Blick. Sie warf den Kopf zurück und sah ihm in die Augen. Fühlte: dies ist ein Kampf.

Ihre Blicke klammern sich ineinander, zwei nackte Ringer.

„Nur fragte ich mich jetzt eben, ob hinter diesen Worten auch ein ganzer Mensch steht.“ Sie spricht mit Anstrengung, aber kalt und klar.

Meinen Willen gegen den seinen stemmen. Du wirst mich nicht –

„Und jetzt weißt du es –“ sagt er langsam, kaum fragend.

Auch sie spricht ganz langsam. „Nein – jetzt weiß ich es noch immer nicht.“ Der Gedanke selbst scheint sich ganz am äußersten Rande ihrer Lippen zu formen. Ihr ganzes Hirn ist geballte verbissene Wehr gegen den machtvollen Zugriff dieser Augen. Sie hat keinen Körper mehr: alles Leben flutet zu den Augen heran und wirft sich in den Kampf.

Halten – halten – mich behalten. Ihn zwingen, daß er abläßt. Ihn zwingen – . *Ihn zwingen* – . *ICH* – !

Es war eine ungeheure Kraftprobe. Dann gleiten seine Augen zur Seite, und Lott fühlt ein Siegesgefühl in sich aufschäumen auf einem Grunde herber Enttäuschung.

Er setzte sich wieder in Bewegung. „Und wie denkst du über die Idee, die du da gehört hast?“

Lott ging an seiner Seite, hörte aufmerksam zu und antwortete gelassen.

„Ich habe dich kennenlernen wollen,“ sagte er, als sie sich zum Abschied die Hände reichten. Bluff, dachte sie. „Und jetzt kennen wir uns –“ Es ist wieder nur halb eine Frage.

“Ja, ich glaube, jetzt kennen wir uns.” Und der leise Spott in ihrem Lächeln ist mit Trübe gemischt.

“Sei ruhig – du wirst mich noch kennenlernen!” sagt er mit der souveränen Autorität eines ungeheuren Selbstbewußtseins.

“Ich bin ruhig.”

Ruhig und traurig wie ein Grab, hätte sie sagen mögen.

Später hat er noch öfter versucht, sie unter die Macht seiner Augen zu zwingen. Jetzt ist es ihr schon eine kalte Routine geworden, ihm ihren Blick hinzuhalten wie einen spottfunkelnden Schild. Weiß er noch immer nicht, daß er über sie nichts kann? Denn klug ist er. Hätte sie an jenem ersten Abend die Überzeugung gehabt, daß er der Mensch ist, den seine Worte erfüllen und der seine Worte erfüllt – sie wäre der glücklichste Mensch gewesen und wäre ihm demütig und glücklich in alles gefolgt.

Wenn sie die Frauen sieht, die ihm demütig und glücklich in alles folgen, hätte Lott Lust, sich auf ihre soliden Kinnbacken und auf ihre hohe und feste Stirn zu klopfen: gut, wenn man das hat! – Diese Frauen sind alle vom gleichen Typ: Complexus sympathicus stark prädominant, die ganze Lebensintensität scheint auf die Partie von Wangen und Nase konzentriert; runde Stirn, weiche Kiefernlinie, schwaches oder fliehendes Kinn. Ja, das hätte ihm wohl gefallen können, einen Vogel wie Lott Babendeerde in seinen Händen zu halten!

Frauen aus den besten Familien, gebildet, kultiviert, sympathisch; die meisten von der rührenden hilflosen Schönheit der Märtyrerinnen. Immer um ihn sein zu dürfen, ist eine hohe Gnade, deren nur wenige seiner Anhängerinnen teilhaftig werden: drei Schwestern von 25 bis 35 Jahren, und noch eine oder zwei. Er haust mit ihnen und einigen anderen in der weitläufigen Wohnung der Schwestern am Eppendorferbaum. Hier hat er sein Hauptquartier, von dem aus er seine apostolischen Reisen in andere Teile Deutschlands unternimmt. Man sagt, von den vier Oberstaatsanwälten Hamburgs seien drei ihm sympathisch gesinnt (“Cherchez la femme,” kommentiert Redy grinsend), sonst könnte er seinen Unfug nicht so ungestört ausüben, ausgerechnet in Hamburg. Wie er sagt, war er bis zu seiner Erweckung teils Sektfabrikant, teils Rennstallbesitzer in Frankreich. Im Abendanzug muß er eine blendende Figur gewesen sein. Vielleicht ist seine jetzige Einnahmequelle ergiebiger als die früheren, die Schecks von unbekannter und Frauenhand strömen ihm zu “für sein Werk”. Allmählich ist sein Einfluß und sein Zynismus derart gewachsen, daß der Pranger gegen ihn Front macht.

Er gibt tolle Summen aus, wenn er mit seinen Frauen eine Nacht in einem Puff fantastische Liebesfeste veranstaltet, unter der Devise “ICH heilige alles”.

In der Tat, so schreibt er sich: ICH. Seine Schrift ist die eines Größenwahnsinnigen: hoch, steil, acht Zeilen ohne Zwischenraum bedecken ein Schreibmaschinenblatt. Einmal schickte er eine Karte, ganz ausgefüllt mit den Worten: “Lott! ICH liebe Dich.” Und auf der Adressenseite hingequetscht: “Spencer liebe ICH auch.”

Im allgemeinen ist er intelligenter, wenn er etwas erreichen will. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, den Pranger zu seinem Sprachrohr zu machen, wenigstens sooft wie möglich etwas darin zu veröffentlichen. Darum kommt er jetzt häufig zu Karl Ross, und der schickt dann immer eins der Kinder rauf: ob Lott oder Redy nicht mal runterkommen möchten. Als Herausgeber hat natürlich er zu entscheiden, und er ist derselben Meinung wie sie: keine Zeile – aber er hat das Gefühl, daß der verdammte Kerl ihn glatt einwickeln könnte.

Neulich behauptete Karl, nachdem sie lange in Martas Küche gesessen hatten mit Louis Haeusser und seiner ganzen weiblichen Gefolgschaft, er hätte eine Filzlaus auf dem Küchentisch gefunden. Ja, er hätte gesehen, wie der sich unter seiner Kutte kratzte, und nachher hat er mit den Fingern auf dem Tisch getrommelt...

Redy tippte sich an die Stirn wie in einer plötzlichen Erleuchtung: "So – so, Filzlaus – " Und als sie nachher oben waren, sagte er: "Weißt du was, mein liebes Kind: wir haben Filzläuse."

Lott starrte ihn entgeistert an.

Es ist wahr, sie haben beide schon so ein merkwürdiges Jucken gespürt die letzte Zeit...

"Mal nachsehen," entscheidet Redy resolut. "Der Papa kennt ihre Anatomie vom Frisch-fromm-fröhlichen her."

Sie haben nachgesehen. Sie hatten Filzläuse.

Lott war niedergeschmettert. Sie waschen sich doch wie die Prinzen, den ganzen Tag schleppt Redy das Wasser von der halben Treppe herauf, neben dem Klosett. Sie nehmen ihr "Bad am Samstagabend" in der Badeanstalt, und wenn sie noch so klamm sind. Sie wechseln ihre Bettwäsche wie zu Hause. Wo können sie das gekriegt haben? Das gemeinsame Klosett? Die zierliche adrette Erna von der halben Treppe hält es immer so hübsch sauber und will nie zugeben, daß Lott sich damit befaßt: "Neeneee, lassen Sie doch man! Da versteh ich mich doch besser drauf!" Und wirklich, sie ist ein pieksaubereres Weibchen, ihr mit dicken Rosenbuketts tapeziertes Zimmer ist immer wie eine Puppenstube mit lauter Festons und Rüschen überall und gestärktem Tüll, und immer blinkweiße Handtücher für ihre Besucher. Wo können sie bloß...

"Schließlich ist es ja egal, wovon einem schlecht wird," meint Redy philosophisch. "Das Wesentliche ist..."

Ein paar Tage sind sie noch herumgegangen in ihrer stummen Schande, dann ist Redy zu Karl Ross um Rat fragen gegangen. Und der, so ruhig als wenn es sich um spröde Hände handelte: "Ganz einfach – Schwarze Salbe aus der Apotheke."

Dann hat Redy sie rasiert – wie zärtlich er das gemacht hat! Sie kam sich durch die widerlichen Parasiten wie geschändet vor und flehte: "Nein, nicht küssen! Erst wenn wir wieder rein sind!"

"Dann habe ich aber nicht mehr deine nackte Haut, so weich!" flehte er dagegen, mit heißen Augen.

"Dann rasierst du eben nochmal!" lachte sie.

Gott sei Dank, jetzt sind sie wieder rein. – Sie haben die Schwarze Salbe aufbewahrt, und das war klug, denn später haben sie sie noch einmal gebraucht.

Daß sie haben Freund Jule gehen lassen – nein, das war nicht gut von ihnen. Aber sie konnten schon wirklich nicht mehr. Den ganzen Tag seine umständliche, zitatentreiche Gegenwart. Bis Mittag der nervenzerreibende Anblick, wie er da zwischen den armseligen Decken und zerrissenen Mänteln lag, die Karl und Lott zusammengebettelt haben; dies im Schlaf gänzlich zerfallene bleiche Gesicht, mit dem dunklen Schlund des Mundes, das unaufhörliche Schnarren, Röcheln, schmerzvolle Krieschen, das er mit seinem Alkoholdunst ausatmete. Und wenn sie abends vom H.-K. zurückkamen, war immer die Frage: warten wir, oder können wirs noch vorher riskieren, uns unserer Liebe zu freuen? Das ist

schließlich auch kein Zustand, auf die Dauer. Denn manchmal kam er schon vor der Polizeistunde nach Hause. Manchmal kam er auch erst, wenn sie schon eingeschlafen waren, und es war sicher nicht seine Absicht, wenn sein unschuldiges betrunkenes Gemurkse und Gegreine sie jedesmal aufweckte; das machte die Sache aber nicht besser. Und dann ging es endlos wie jede Nacht, die ewiggleiche, erschütternd wahre, ermüdende Litanei auf dem Rande ihrer Matratze, der Kneipendunst aus seinen Kleidern, der Schnapsatem –

Manchmal erbrach er auch, würgend und schwer. Dann war es immer Redy, der aufstand und es kaltblütig wegputzte. Lott bewunderte ihn dafür. Und kein Fenster, das man öffnen konnte.

Trotzdem, es hätte noch länger gutgehen können, aber dann kam er eines Nachts gerade in einem Moment hereingetorkelt, in dem man junge Eheleute nicht stören soll. Es war ganz einfach für die Nerven zuviel.

Redy spürte Lott neben sich wie in einem Krampf von dem Umbruch. Ihretwegen war es, daß er nach einigen Minuten eisigen Schweigens, in die der schluchzende Mann neben ihnen den armseligen splinterigen Faden seiner heiseren Klagen hineinhechelte, grob sagte: “So, und jetzt ist es genug. Jetzt geh mal schlafen.”

Abgerissen war der Faden, das jämmerliche Gesicht hob sich ihnen zu, tränennaß: “Ich habe es doch schon gefühlt: ich bin euch zur Last. Ich hab euch schon so oft gefragt, ihr hättet es mir sagen können! Das habe ich nicht ...”

“Ach Mensch, hör auf! Seit zwei Monaten jeden Abend dieselbe Leier, das kann doch einem Schwein zuviel werden! Nun leg dich hin, und morgen reden wir weiter.”

Ja, er hat es schon gefühlt. Er hat sie oft und oft gefragt, und immer haben sie versichert: aber nein. Sie haben es ihn auch nicht merken lassen wollen, aber seine überfeinerte Empfindlichkeit des Ausgestoßenen hat die Wahrheit erkannt, die sie selbst nicht wahrhaben wollten.

Schluchzend: “Ich bin euch zur Last!”

“Nein, du bist uns nicht zur Last, aber wir wünschen, daß du dich hinlegst und uns in Frieden läßt.”

“Also, ich bin euch zur Last?”

Sie schweigen.

“Ich bin euch zur Last – !” Theatralisch.

“Ja, du bist uns zur Last, zum Donnerwetter!” brüllt Redy ihn an, vorgebeugt, außer sich.

“So – . Dann geh ich.”

“Tu, was du willst,” sagt Redy kurz. Er hat sich wieder zurückgelehnt, die Hände hinterm Kopf.

Nahe vor ihren Augen stützt die bleiche, schwammige Hand sich auf den Rand der Matratze, schwerfällig erhebt er seinen aufgeschwemmten Körper. Mit gesenktem Kopf geht er langsam quer durchs Zimmer, er schwankt nicht mehr. Sie schweigen. Sie verbeißen trotzig die Zähne und sehen vor sich hin auf die saubere weiße Decke. Sie hören ihre Herzen klopfen und sie hören die Tür hinter ihm zuklappen. Sie hören das Schurren der zweiten Tür und wie er schwer die Stiege hinabtrappt, Stufe um Stufe: es poltert laut in dem stillen Haus.

Dann ist er fort.

Daß man nie so gut *sein* kann, wie man gut *fühlt*. Daß man das kann: wissen, man hat schlecht gehandelt, und doch die Folgen seiner Schlechtigkeit genießen.

So war es mit ihnen, sie konnten nichts dagegen machen: trotz aller Scham und aller Sorge fühlten sie sich erleichtert und befreit, und sie fühlten allmählich ihre Nerven ruhiger werden, weil sie ihren Bruder haben in die Nacht hinausgehen lassen.

Bei der alten Hulda geht es heute sehr lebhaft zu. Sie feiert die Rückkehr ihres Freundes aus vierjährigem Kittchen. Er ist jetzt 73 Jahre alt. Es war nicht seine erste Strafe.

Man hört grobes Geschnacke, greinendes Altweiberlachen, dünnes, blechiges und heiseres Gesinge, vom harten Aufstoßen von Krücken skandiert: "Ännchen von Tharau – " und "Holde Blume Männertreu – " und "Der schönste Platz, den ich auf Erden hab, das ist die Rasenbank an meiner Eltern Grab".

Vorhin haben sie Ziegenlieschen auf ihren Krücken ankommen sehen, Huldas Freund schob sie geduldig von hinten Stufe um Stufe hinauf. Wenn sie nicht eine Menge Kleider auf sich trüge, wäre sie wohl ebenso dürr wie die Krücken, zwischen denen sie hängt, lang und gebückt, mit dem Geierschnabel einer alten siebzigjährigen Hexe in den staubiggrauen Rüschchen und Krausen einer zerdrückten Nachthaube.

"Wenn das man gutgeht," meinte Karl Ross bedenklich, als er Ziegenlieschen zwischen ihren Krücken an seinem Laden vorbeischwingen sah. "Die beiden alten Weiber sind ja wie verrückt eifersüchtig. Früher hat er immer die eine verdroschen, wenn er mit der andern schlief. Dies Ziegenlieschen, die ist ein ganz gemeines Biest. Die alte Hulda ist ja man bloß ein gutmütiges armes Aas."

Auch die Wand zwischen Huldas Zimmer und der Küche ist mit Scheiben versehen, und es hängt nichts davor außer dicken Spinnweben.

Einmal hat Redy da hindurchgesehen, als nach einem Freier – ein ganz ordentlich angezogener älterer Mann – der zweite auftauchte, ein ebenso anständiger Kleinbürger. "Der wartet um diese Zeit immer an der Ecke, und wenn er sieht, daß der hier rauskommt, dann geht er rauf und – na, ihr könnt euch ja denken," sagte Karl.

Das hat Redy sich angesehen, um Studien zu machen. "Nein, komm her, das *mußt* du sehen," sagte er halblaut zu Lott hin. "Da sitzt sie und läßt sich . . ." – "Nein, danke, ich will nicht," gab sie kurz zurück, steif vor Abwehr. Wie konnte Redy so etwas tun? Nicht so sehr Frage der Ästhetik, aber schließlich ist das Privatangelegenheit dieser Leute. Man horcht nicht an Türen.

Er kam auch gleich zurück, mit einem Gesicht, als wäre er seekrank, und spülte sich den Mund. "Da kommt dir ja der Kaffee von der Konfirmation wieder hoch," sagte er, sich schüttelnd. – Er hat nicht wieder zugesehen.

Jetzt werfen sie einen Blick auf das Heimkehrfest des alten Sträflings. Da sitzen sie um den Tisch voller Flaschen, die drei alten Gespenster. Hulda in der Sofaecke, verfallene Matrone in speckigen Lumpen; es sieht aus, als hätte sie sich zur Feier des Tages sogar das breite runzelige Gesicht gewaschen, und die spärlichen grauen Haare sind säuberlich an den Kopf gepflastert. Die beiden anderen sitzen einander gegenüber, steif und dürr auf Stühlen, die Köpfe im Singen zurückgeworfen. Die Augäpfel glitzern, rot durchsetzt, die Münder sind schwarze Löcher mit bräunlichen Zahnstummeln: "Holde Blume Männertreu . . ."

Ein Glück, daß sie sich das nicht den ganzen Abend anzuhören brauchen. Betty hat sie eingeladen, eine kleine Tour zu machen. Mit einemmal hat Betty Lust gekriegt, mal ein bißchen fidel zu sein. – So wie sie aussieht, könnte man sie direkt ins H.-K. einführen; aber sowie sie den Mund aufmacht, ist es aus. Und sie würde auch einfach die Sprache der andern nicht verstehen. Arme Deern. (Auch Lott muß sich oft Mühe geben, ihre

gewohnte Ausdrucksweise für sie "in Deutsch" zu übersetzen.) Lott schämt sich nicht ihrer Schwester, aber das paßt einfach nicht zusammen. Sie schämt sich auch ganz gewiß nicht ihrer Mutter oder Karl Ross', aber es würde ihr nie einfallen, sie in die H.-K.-Diele zu bringen: verschiedene Kontinente, die man am besten sinngemäß jeden an seinem Platz läßt.

Sie gehen erstmal mit Karl und Marta in die Wirtschaft drüben, zum Anschneiden; nachher wollen sie in ein eleganteres Lokal, das Karl kennt. – Und da bleiben sie sitzen. Und es wird ein elend trister Abend.

Ein Weilchen ist Betty auch ganz aufgekratzt, sie lacht mit ihrer zerbrochenen Stimme, wie wenn verbeulte Blechbüchsen hintereinander herköllern. Warum ist es gerade dies Lachen, das in Lott das Bild des stolzen kleinen Mädchens wachruft, das mit heller Stimme am Waldrand sang, an einem strahlenden Sommertag; und vor ihnen wogte leise das gelbe Ährenfeld.

Aber dann wird Betty bald trüb und immer trauriger, und während sie einen Schnaps nach dem andern kippt, erzählt sie Lott, die neben ihr sitzt, von den vergangenen Jahren. Die drei auf der Bank gegenüber unterhalten sich friedlich und trinken auch nicht schlecht. Die Mauer aus Klaviergehämmer trennt die Schwestern selbst von ihnen.

Immer die alte Leier. Nicht mal ihr bitteres Schicksal war ihr einzig eigenes. Aber darum war für sie jeder Tag dieser bitteren Jahre nicht weniger bitter. Der Gedanke, daß viele andere Menschen auch nichts zu essen haben, lockert ja auch nicht um eine Spur die Zange des Hungers.

Ein Schlachtergeselle war es, der zu den Leuten liefern kam, bei denen sie als Stütze mit Familienanschluß war. Er kriegte bald seinen Willen, sie war siebzehn Jahre alt; sie war seiner brutalen Männlichkeit verfallen vom ersten Blick an. Dann ging sie mit ihm davon, und er ließ sie "laufen". Er war nicht sanft. Kurz bevor sie mündig wurde, nahm ein anderer sie mit sich; "und ich Knallkopp war doch richtig weg in den". Erst war er auch gut zu ihr. Dann heirateten sie, und dann begann es wie zuvor. Als er von einem Lastwagen überfahren und getötet wurde, heulte sie wie ein Schloßhund.

So ist das Résumé, das Lott sich nachher von der Geschichte machte. Betty wirft es hin in einzelnen Brocken, was sie gerade am meisten peinigt, schmeißt sie raus: da – so war es; so hat man mit mir gemacht; und so. Und noch dies –

Das kleine Mädchen, das mit heller Stimme am Waldrand sang.

Zum Schluß hat Betty das heulende Elend gekriegt. Sie ist völlig zusammengesackt, und sie waren alle froh, daß sie sie bloß bis nach drüben zu schleppen hatten. Sie muß schon bei ihnen schlafen heute.

"Dann kannst du ja zu uns runterkommen," sagt Karl Ross zu Redy. "Für eine Nacht packen wir die beiden Kinder in ein Bett, und du nimmst das Sofa in der Küche."

Aus Huldas Zimmer kommt ein mächtiger Radau, und der Gestank in der Küche ist wahrhaft unerträglich geworden.

"Na, wenn die sich man nicht noch das Kloppen kriegen heute," äußert Karl schnaufend. Es war nicht leicht, die halb besinnungslose Betty die Stiege hinaufzutransportieren, einer unter den Achseln, der andre an den Beinen. "Schön, also – . Gute Nacht, Lott."

Lott wird nervös, während sie sich bemüht, der ächzenden Frau auf ihrer Matratze das Korsett zu lösen; sie versteht sich nicht auf das Zeug. Was für einen Spektakel die da drüben machen!

"Na, laß man den Papa mal ran, der kennt sich in 'nem Klempnerladen aus," meint Redy endlich gemächlich.

Lotte kuckt sehr scharf zu, wie er den schlaffen Frauenkörper manipuliert. Als er ihr den Schlüpfen über die Füße streift, erkennt Lott bewundernd, welch ein Zauber in einem Frauenschöß liegt: Betty hat zu starke Hüften und Schenkel für ihre zierlichen Beine, und doch ist es wunderschön anzusehen. Aber Redy sieht gar nichts an, er ist so sachlich bei seiner Beschäftigung, als wenn er eine Schneiderpuppe handhabte. Und er wirft die Decke über sie hin wie über einen Autokühler.

Da drüben kreischen sie wie eine Hölle voller Sadisten.

“Nein, das geht nicht mehr.” Lott richtet sich auf und sieht Redy erbleichend an. “Die schlagen sich da ja tot.”

“Ja, aber wir können uns unmöglich da reinmischen. Schließlich sind sie bei sich zu Hause. Und morgen ist garantiert alles wieder in Butter.”

Sie stehen einander gegenüber mit verstörten Augen und lauschen. Heulendes Geschimpfe, dünne Schreie wie splitternde Knochen zwischen andern Leuten wie –

wie ein Schlachter klatschend auf rohes Fleisch schlägt.

“Nein!” schreit Lott auf und fliegt hinüber.

“Verdammte Schweinebande!” Ein Brüllen, ihr selbst unbekannt. Sie packt den Kerl und schmeißt ihn zurück, daß er hintenüber krachend gegen etwas fällt. Hätte sich was brechen können, fährt ihr der Gedanke durch.

Da kniete er über der alten Frau in einer wäßrigen Lache am Boden, die grauen Zotteln mit einer Faust gepackt, und mit der andern, weit ausholend, immer in ihr Gesicht hineingeschlagen.

Redy hat schon die dürre Hexe beiseitegeschoben: die stand gebückt gegen den Tisch gelehnt und stach und hieb mit einer Krücke in die schwabbelige Brust der alten Hulda: “Hat noch Titten, das Aas – . Hat noch Titten, das Aas – ”

Unaufhörlich grummelt sie es weiter, wie verhext, mit einer ungeheuren Intensität des Hasses.

“Maul halten!” fährt Redy sie an. Sie schweigt augenblicklich.

Alte Hulda. Das ist kein Gesicht mehr. Die Unfaßbarkeit alles menschlichen Jammers in einem Stück leidenden Fleisches.

Wie kann es Krieg geben, denkt Lott verzweifelt.

“Redy – ” Flehend blickt sie ihn an. Gleich wird sie in verzweifelte Tränen ausbrechen.

“Geh runter und frag Karl, was man da machen kann,” sagt er bestimmt.

Als sie mit Karl und Marta heraufkommt, hat Redy schon den alten Kerl auf das Sofa kommandiert, “und nicht gemuckst!” Ziegenlieschen steht am Tisch, sieht auf ihre Feindin nieder und schlubbert haßerfüllt vor sich hin.

Die ruhige Sachlichkeit, mit der Karl und Marta die Sache tatkräftig anfassen, bringt auch Lott wieder ganz auf die Beine. Vorsichtig heben die beiden Männer die stöhnende alte Hulda auf das verwahrloste, unbezogene Bett. Marta hat eine Schüssel starkes Essigwasser mitgebracht und alte Handtücher und Lappen.

“Hast du Zitrone? Machst ihr was zu trinken.”

Sie entblößen die alte faltige Brust und legen eine Kompresse auf die blutunterlaufenen Stoß- und Schlagstellen. Mit sanfter Hand hat Marta Blut und Schleim von Nase, Mund und Hals gewischt. Zwei Kompressen bedecken das Gesicht und auch das eine offene Auge, dessen Flehen unerträglich ist. Das andere ist von einem Schlag dick geschlossen. Wangen und Nase: eine unförmige bläuliche Geschwulst. An Stirn und Schläfen ist die Haut blutig aufgeschlagen. Das rohe, aufgesprungene Fleisch einer scheußlichen Frucht, die das Kinn und bis zur Nase bedeckt: das war der Mund.

“Und du, Ziegenlieschen, machst, daß du wegkommst, und ’n bißchen dalli! Und wehe dir – ! So ein altes Mistvieh, hab ich doch gleich gerochen: den ganzen Tag hat sie unter sich gemacht. Kuck mal ihren Rock an!”

Mit tückischem Blick klemmt sie ihre Krücken unter die Arme und stelzt sich hinaus.

Sie beschließen, den Alten hierzulassen. “Obwohl du es ja nicht verdient hast, du Totschläger! Wenn die zwei nicht drüber zugekommen wären, wärst du doch wiedermal reingeflogen, und diesmal für immer, du dämlicher Idiot!”

Der hat noch kein Wort gesagt, sieht sie nur immer starr an mit den kleinen, trüben Metallscheiben der Iris mitten im schmutzigen Weiß des Augapfels, zwischen den wimperlosen Lidern: wie das Auge eines bösen alten Raubvogels einen durch das Käfiggitter anstarrt.

Lott hat sich jetzt ganz gefaßt, und sie schickt die andern runter zum Schlafen. Hier genügt einer zum Aufpassen und Kompressenwechseln. Sie würde sich doch nicht zu Betty schlafen legen. Redy geht nur zögernd.

“Aber du kommst gleich angerannt, wenn was los ist?”

Sie legt die Arme um seinen Hals: “Mein Liebster – als du zu Karl runtergingst, war ich auch ganz ruhig, denn ich wußte... Nun tu mir mal dasselbe, nicht? Nun weiß ich ja, daß man Menschen anschreien muß...”

So verbringt sie die Nacht zwischen den drei Menschen, in der dicken Pestluft von Unrat und Schnaps und verdunstendem Brennsprit. Sie wechselt vorsichtig die Kompressen, flößt etwas Zitronensaft in den Spalt des aufgebrochenen Fleisches, wischt Schleim und Blut ab, die immer wieder hervorbrodeln. Hin und wieder lauscht sie nach Betty, und ständig hält sie den Alten im Auge. Der liegt auf dem Sofa, ihr zugekehrt, und sein kaltes, verzweifelt böses Raubvogelauge starrt sie an. Wenn er eine Bewegung macht, fährt sie ihn an, und er schiebt sich in seine alte Stellung zurück.

Ununterbrochen, mühsam wie trübes Wasser aus einem verstopften Rohr, quillt unter der Kompresse hervor eine dünne, jammervolle Klage. Dann und wann sagt Lott: “Ja, alte Hulda – ja, mein armes Kind...” Und da keine Stirn da ist, streichelt sie tröstend die gichtverkrümmten, graurunzeligen Hände, die leblos auf dem gewölbten Bauch liegen.

Von Zeit zu Zeit quietscht Betty drüben zitternd auf in ihrem Traum, wie ein kleines Kind.

Sie hat nur die Augen von Raubvögeln gesehen, die in Gefangenschaft leben: trübe und verzweifelt böse. Wie mögen sie sein in der Freiheit?

Kapitel 3

Überall aus grauen Höfen heben jetzt magere Blütenbäumchen schüchtern
lächelnde Sehnsuchtarme

Am Grund von Häuserschluchten recken steile Sträucher grünen Schrei
zum spärlichen Licht

Unter ärmlichem Wäschegebaumel auf schmalen Balkonen kniet das gläubi-
ge Leuchten stiller Stiefmütterchen und sonniger Primeln

In Schatten schmutziger Mauern geklebt ängstet karge Erde sich hinter
spießenden Eisenstaketen

Doch in Hoffnung Gesätes streckt nur bettelnde Händchen fahl und krank
aus vergiftetem Boden

lächelt einmal zum ewigen Zwielight und stirbt.

Das hat Lott geschrieben, als sie noch nicht in der Altstadt wohnte. Jetzt sieht sie es an. Welche Poesie! So möchten die in der Altstadt es wohl haben. Sonnige Primeln – . Ratten haben sie, die nachts vor ihren Fenstern pfeifen. Nur die zwei letzten Zeilen, die passen auch hierher.

Lott ist schwanger. Als sie sich dessen zum erstenmal bewußt wurde, durchzog eine schwebende Süße ihren ganzen Körper.

Und dann wurde ihr eisig klar : Hier darf ich jetzt nicht bleiben. In dieser ewig dämmerigen Bude, in dem Geruch von Tod, von Moder und Verfaulen. In dieser Altstadt, wo alles schmutzig, häßlich und gemein ist – die Häuser, die Menschen – die Kinder selbst.

Die Wohnungsnot ist groß, alle verfügbaren Räume werden vom Wohnungsamt bewirtschaftet. Selbst Familien mit Kindern müssen jahrelang warten, bis sie an die Reihe kommen. Die “möblierten Zimmervermieterinnen”, diese scheußliche Rasse, profitieren von dem Zustand, indem sie schamlose Preise verlangen; und sie bekommen sie, natürlich.

Wenn Redy zu seinem Vater arbeiten ginge, könnten sie sich auch ein gesundes möbliertes Zimmer leisten . . .

Auch Redy war glücklich, als sie ihm sagte, daß sie ein Kind haben werden. Aber er teilt nicht ihre Ängste um die Notwendigkeit, hier herauszukommen.

“Aber kleines Mädchen,” meint er väterlich und streicht ihr sanft über den Kopf, “wir sind doch nicht so den äußeren Dingen verhaftet ! Du formst unser Kind doch weit mehr mit deiner seelischen Substanz als mit Luft und Nahrung. Wieviele große Männer sind

in elenden Verhältnissen aufgewachsen! Du nimmst alles viel zu sehr vom intellektuellen Standpunkt. Natürlich, ganz schön wär es ja, sowieso. Aber wenn du dir Kummer machst, schadest du unserm Kind weit mehr, meine Baabe.”

Das weiß sie auch, aber das macht die Sache nicht anders. Sie ist immer überzeugt gewesen: während einer Schwangerschaft würde sie die ganze Zeit auf dem Lande leben. Nicht so sehr wegen “der guten Luft”, aber um sich und das Kind mit Frieden und Harmonie zu durchtränken.

Sie steht an dem breiten Fenster, das doch sowenig Licht hereinläßt, und sieht durch die dickbestaubten Quadrate auf die schimmelig graue Häusermauer schräg gegenüber, auf die von irgendwoher ein Widerschein der Sonne fällt.

Oh, der Frühlingsbaum mit seinem wehenden Brautschleier, die inbrünstige Stille der Wiesen und die klare singende Frühlingsweite...

Jetzt spürt sie, welch eine quälende Last all das ewige Sorgen und Rechnen und Ängsten, all das Rennen und Schleppen um das tägliche Ungefähr-Sattwerden ihr bedeutet. Monatelang hat sie es tapfer und froh und stark allein getragen, hat sich dagegen angestemmt und es wie eine Schande vor sich selbst nicht wahrhaben wollen, wie schwer es war. Nun ist sie plötzlich ohne Kraft. Und jetzt darf es nicht mehr sein. Noch ist es wie eine Selbstanklage: ich bin so schwach und laß mich so leicht verdüstern.

Der unendlich wehmütige Sang voll Ruhesehnsucht und Kampfmüdigkeit aus dem “Kornett” klingt in ihr auf, und es ist wie ein feiner Schmerz in allen ihren Gliedern: “Rast. Gast sein einmal...”

Jetzt muß Redy ihr helfen. Jetzt wird Redy ihr das alles abnehmen.

Redy ist liebevoll und zärtlich. Sie ist ihm dankbar für jedes liebe Wort. Aber das ist nicht genug jetzt.

Oh Redy, wann wird Deine Liebe so sein, daß du um meinetwillen – und für unser Kind, du! – die Unbequemlichkeit einer täglichen Arbeit auf dich nimmst?

Darum bitten kann sie ihn nicht. Ihr überempfindlicher, starrer Stolz kann nicht bitten. Aber sie wartet. Sie wartet mit zitterndem Herzen.

Wenn sie allein ist, wirft sie sich hin in einem Weinen, daß das Herz gar nicht mehr mit will und Kopf und Leib zu zerspringen scheinen. Und die Hände sind ganz weit weg von ihrem Körper und betteln: Hilf – hilf mir doch.

Aber da ist keiner, der hilft und gut ist und stark und ihr das alles abnimmt, was jetzt zuviel auf ihr lastet.

Sie schämt sich ihrer Schwachheit. Müßte sie nicht gerade jetzt immer stark und froh sein? Aber es hilft nichts, daß sie es sich sagt. Ihre Kraft ist am Ende, wieder einmal.

Jeder Atemzug, den sie in der Stickluft ihrer eingeschlossenen Bude tut, pocht in sie hinein: Hier gebären müssen – . Das darf nicht sein.

Unausweichlich drängt sich der Gedanke hervor: ich werde wohl mein Kind töten müssen.

Lott hat sehr sachliche Ansichten über die Abtreibung. Aber dies Kind, das sie vom ersten Augenblick an gewollt hat mit einem so seligen Glück, es ist schon ganz ihr Kind, wenn es auch noch ein formloser Fötus sein mag.

Oft denkt sie: sie könnte fortgehen irgendwohin und ihr Kind ganz in Stille tragen und ganz tief ruhig sein. Aber wird sie nicht doch noch an ihn gebunden sein, ihn spüren und seine Unruhe? Dann wird auch sie nicht ruhig sein können, wie sie es sein muß.

Aber wenn sie ihr Kind tötet um seiner Schwachheit willen – wird das dann nicht immer entsetzlich zwischen ihnen stehen?

Wie sehr er sie alleinläßt !

Sie schlägt sich gegen ihre Liebe wie gegen eine erstickende Umarmung. Und mit angstvollem Mißtrauen gegen sich selbst spürt sie in sich hinein : was ist das, was sie an ihn gefesselt, geschmiedet hält ? Sind es nicht doch vielleicht Rudimente von gefühlverquickter, durch Generationen ins Unbewußte, Unkontrollierbare gegangener "Moral" : Verpflichtung, Treue, Verantwortung. Oder, beschämender noch, schmähhlicher : Hörigkeit.

Beides : Unfreiheit, Bedingtheit, Nicht-ganz-wahrer-Mensch-Sein.

Sie glaubt wirklich, sie könne über ihre Liebe urteilen, in die sie doch ganz verwurzelt ist.

Tage und Nächte und Wochen schlägt sie sich so verzweifelt im Dunkeln. Wenn Redy friedlich neben ihr schläft, kauert sie auf dem Kopfpolster, sinnt und grübelt und ringt und begreift nicht, daß er schlafen kann.

Aber dann kommt eine Nacht, da sie sich jauchzend von neuem ihrer Liebe ergibt, in der Erkenntnis : sie ist das Unbedingte, und die ganze Qual ist nur, weil die kleinen menschlichen Bedingtheiten – seine Schwäche, ihre Störrigkeit – widerspenstig, unduldsam auseinanderstreben und doch das Unbedingte – ihr Einssein – nicht auseinanderreißen können.

Und : die Armut. Die gefährlichste Bedingtheit. Ja, Redy ist der feinste, liebevollste Mensch, der zärtlichste, besorgteste Gatte; seine Schwäche ist nur die andere Seite seiner zarten Seele, die nicht gehärtet ist für den Kampf mit den groben Anforderungen eines armen Lebens. In einem Leben ohne Not und Sorgen würde er ihr nie Kummer und Qual bereiten, würde sie die glücklichste Frau sein.

Wird Lott ihre Liebe kaputtmachen lassen von der Armut ? Das, in der Tat, wäre die elendste Bedingtheit und Unfreiheit !

Und mit eins begreift sie auch, warum er so friedlich neben ihr ruhen konnte : er, der den Quellen näher ist als sie mit ihrem Kopf, der ihr in allem im Wege ist – er wußte ohne Grübeln und Pein alles, was sie sich mühsam hat erquälen müssen.

In dieser Nacht, da er neben ihr schläft, hat sie sich ihm ganz und bedingungslos hingegeben. Komme, was kommen mag.

Leise weckt sie ihn mit einer Umarmung : jetzt ist unsere wahre Hochzeit. Und ist so beglückt dankbar, daß er sich nachher sanft von ihrem Leibe hebt, der ihn doch so gern entruhend getragen hätte. Er aber bedenkt, gütiger als sie, ihr Kind.

Karl Ross hat ein Kind gestohlen.

Er hat Lott vorher gefragt, ob er es eventuell für eine Weile zu ihr bringen kann : ein paar Stunden, eine Nacht, ein paar Tage – man weiß nicht.

Das ist ein kleines Mädchen von sieben Jahren, das man seiner Mutter wegnehmen will. Das Jugendamt hat gefunden, es sei gefährdet bei ihr, und nun soll es in Fürsorge kommen.

Alle Kinder müßte man aus der Altstadt nehmen; aber anderswohin als in die Fürsorge. Oh, wenn Lott zu sagen hätte, nicht viele Eltern würden ihre Kinder behalten, unter den Bürgern ebensowenig. Es gibt so viele begabte und bewußte Erzieher jetzt, Männer und Frauen; ihnen müßte man die Kinder anvertrauen, so wie sie es schon sah : ein Einfamilienhaus, ein Garten, zwei, drei Menschen, die acht oder zehn Kinder in ihrer Hut haben und sie so zu erziehen verstehen, daß aufrechte, schöne Menschen aus ihnen werden.

Wie soll die Menschheit anders werden, wenn immer wieder unerzogene, unfreie und feige Menschen ihrer Brut ihre Unerzogenheit, Unfreiheit und Feigheit als moralische Struktur und "höchstes Gut" mitteilen?

Karl Ross hat die Mutter zu Lott gebracht: eine kleine ausgemergelte Frau mit scharfen Zügen und strähnigem Flachshaar; schwere knotige Arbeitshände, eine bissige Stimme. Eine unangenehme Person, wie man so sagt, nervös, verbittert, gehässig bis zur Hysterie.

Das Kind hat es sicher nicht gut bei ihr.

Karl sagt: sie muß ihren Mann miternähren, sie macht jede Arbeit, die sie findet, manchen Tag gelingt es ihr, einen Umzugsmann zu ersetzen, und sie schafft die Arbeit wie ein Mann. Das Brot ist nicht zu reichlich bemessen. Vielleicht sagt er noch nicht alles.

Das Kind hat es nicht gut in der Fürsorge.

Nicht das eine, nicht das andere!

Aber das gibt es nicht: es gibt nur das eine oder das andere.

Die Mutter scheint mit einer animalischen Verbissenheit an ihrem Kinde zu hängen. Die beiden wollen dem Kind die Freiheit erhalten mit ihrem Elend und allem, was dazugehört. – Die Fürsorge ist etwas Schreckliches.

Schwer wird es Lott, zu sagen: Gut, du kannst auf mich rechnen.

Wie es überhaupt gelang, so etwas Verrücktes durchzuführen! Das Kind stand auf dem menschenvollen Bahnsteig neben dem Beamten, der es in die Fürsorgeanstalt bringen sollte. Karl Ross kommt heran, nimmt das Kind bei der Hand, und ehe der Beamte überhaupt die winzigkleine Leere an seiner Seite merkt, ist Karl mit dem Kind schon fast am Ausgang des Vorortsbahnsteigs, wo die Mutter wartet. Aber dann wird der Alarm gegeben, und die Hetze beginnt. Die Altstadt ist nahe am Bahnhof; die drei rennen in das erste Haus, das sie kennen, die Treppen hinauf, klettern durch die Dachluke. Und es ist eine Jagd über die schiefen und krummen niedrigen Dächer der Altstadt. Karl Ross das Kind an sich gepreßt, die Mutter wie eine gesträubte Katze die Verfolger über Dächer hinweg anfauchend.

Sie finden helfende Hände an einem Dachfenster, rutschen hinein, durch Wohnungen, Fenster, über Höfe – die ganze Altstadt ist auf ihrer Seite.

Sie haben sie nicht gekriegt.

In der Nacht hat Karl das Kind zu einem Genossen gebracht, der weit draußen wohnt. Wenn es immer da bleiben könnte, denkt Lott.

Ein Kerl ist er, der Karl Ross! Das wird ihn teuer zu stehen kommen. Natürlich haben sie ihn erkannt; bekannt genug ist er ihnen.

Ketty Guttmann, die gerade ein paar Tage später bei ihm war, meinte: "Das ist dann gleich *ein* Abwaschen: in ein paar Monaten wird hier wohl sowieso was losgehen. Und wie immer werdet ihr Anarchisten die ersten auf den Barrikaden sein." Ihr Lächeln zeigt ihr ganzes kräftiges Gebiß. "Und wenn die Revolution gewonnen ist, werdet ihr die ersten sein, die wir an die Wand stellen."

"Das weiß ich," sagt Karl friedlich, in seinen Stuhl zurückgelehnt. "Wenn wir euch lassen."

"Ach, ihr paar Idealisten! Unsere Leute, die mit euch auf den Barrikaden standen, werden euch doch selbst ausliefern, wenn wir es verlangen. Na, aber diesmal ist kaum Aussicht dazu. Da werdet ihr wohl alle zusammen ins Kittchen spazieren. Und dann

können sie dir die Strafe für diesen Gesetzesbruch auch gleich mit aufbrummen.”

Ja, es wird immer unruhiger in Hamburg, in ganz Deutschland. Die immer rapider anschwellende Inflation bringt die Arbeiter immer erbarmungsloser um den Lohn ihrer Arbeit.

Die Druckereiarbeiter streiken. Karl Ross hat mit den Leuten von der Gewerkschaft gesprochen, und sie haben zugegeben, daß der Pranger herauskommen darf, wenn er selbst mit seinen Freunden die Arbeit macht. Karl reibt sich die Hände: morgen wird der Pranger als einzige Zeitung in ganz Hamburg erscheinen! Gleich ein paar Tausend mehr auflegen.

Eine Nacht hindurch arbeiten sie zu vierten: der Druckereibesitzer, Karl, Redy, Lott. Ihr geben sie natürlich die Frauenarbeit, Falzen und so; aber sie sieht, daß die von Karl und Redy auch nicht wesentlich interessanter ist.

Schon nach kurzer Zeit fühlt Lott ihren Kopf wie ausgeleert. Und dann stopft er sich langsam mit dumpfer Watte voll, ganz hartgepreßt ist sie zuletzt. Das ist das erstemal in ihrem Leben, daß sie einen Kopf hat, in dem nichts – aber nichts – vor sich geht, stundenlang. Es ist nicht nächtliche Müdigkeit: nachts ist sie heller wach als am Tage.

Als der grauende Morgen auf der Straße ihr allmählich die Watte aus dem Kopf pustet, steigt in Lott eine grenzenlose Bewunderung auf: seit Generationen machen Menschen nichts als sowas, und unter welch anderen Bedingungen, zu Anfang der Industrialisation! Welch zäher, unwiderstehlicher Drang steckt in den Menschen, die als Arbeiter geboren sind, daß sie sich Schritt um Schritt ihre Menschenwürde erobert haben.

Die Gewohnheit? Ja, die würde wohl höchstens machen, daß sie völlig verblöden und zu Tieren oder Maschinen werden.

Karl Ross imponiert ihr immer mehr. Natürlich, sie hat längst begriffen, daß er nicht aus “Idealismus” seine Frau aus einem Bordell geholt hat, sondern weil Menschen seines Schlages gar keinen Idealismus nötig haben, um die Dinge und Verhältnisse vernünftig anzusehen und so, wie sie wirklich sind.

Schade, daß er sich doch hin und wieder mal lebensgefährlich besäuft. Es geschieht nur selten. Dann flüchtet Marta mit den Kindern sich jedesmal zu ihnen, und “der Papa” geht hinunter, um Karl ins Bett zu bringen.

Einmal kam auch Erna, die kleine Adrette von der halben Treppe, zitternd vor Angst bei ihnen an: “Der hat sich doch wieder mal so besoffen – . Wenn der das kriegt, denn ist doch nichts zu machen – ”

“Bleiben Sie man ruhig hier die Nacht,” sagte Redy väterlich.

Karl hat ihnen erzählt, wie Erna auf den Strich gekommen ist. Ihr Mann ist ein schwerer Junge, und einmal hat er ein paar Jahre abgekriegt. Inzwischen “hat sie sich nicht gehalten”, und als er wieder rauskam, sagte er: “So, wenn dir das gefällt, denn mach das man weiter, aber dann will ich auch was davon haben.”

Und für eine Nacht haben sie einen ganz unerwarteten Logierbesuch bekommen.

Ein unscheinbares Frauchen, gegen die Vierziger, kommt eines Morgens zu ihnen herein; eben ist sie aus dem Zug gestiegen. In der Bahnhofsbuchhandlung hat sie im Vorbeigehen eine Zeitung ausgehängt gesehen mit der Schlagzeile “Der Heilige und sein Eigentum”. Damit kann doch nur Er gemeint sein. Oh, sie wußte, daß sie auf diesen Weg geführt sein würde. Sie hat sich die Adresse der Zeitung aufgeschrieben und so ist sie zu ihnen gekommen. Sicher können sie ihr sagen, wo er wohnt.

Mit der Einfachheit des wahren Fanatismus erzählt sie, sie habe ihr Häuschen und ihr Gartengrundstück und ihre Möbel und ihre Hühner und Kaninchen verkauft, ihren Mann und ihre Kinder verlassen, und nun bringt sie das Geld Louis Haeusser für sein Werk; und sie will von ihm geistig geschwängert werden. Sie hat ihn einmal gehört, das war die Erleuchtung; sie ist ihm nachgefahren, um noch mehr seiner Vorträge zu hören, und eines Tages war ihr Entschluß gefaßt, und sie hat ihn ausgeführt. Ihr Mann, ihre Kinder – das sind alles leibliche, materielle Bindungen. “Er soll mich geistig schwängern.”

Sie hat denselben Typ wie alle Frauen Louis Haeussers, ein bißchen vergrößert und versimpelt durch die stete Betätigung in ihrem engen häuslichen Kreise.

Was sollen sie ihr sagen? “Verrückten kann man keine Vernunft zusprechen,” zuckt Redy resigniert die Achseln.

Sie ist voll unverbrüchlicher Zuversicht: sie hat alle leiblichen Bande zerrissen, alles irdische Hab und Gut von sich getan: Er wird sie geistig schwängern. Wenn sie dies sagt, kommt eine leise Verzückung über sie.

Und sie geht, Louis Haeusser den Preis ihrer materiellen Bindungen für sein Werk zu bringen.

Nach Stunden kommt sie zurück. Ihr Gesicht scheint plötzlich mager und zusammengefallen.

Er hat das Geld genommen, aber er hat sie weggeschickt. Sie sei noch nicht reif, um seinen Geist zu empfangen.

Jetzt versuchen Lott und Redy, ihr vorsichtig zuzureden: wenn sie doch zu ihrem Mann und ihren Kindern zurückkehrte? Sie schüttelt den Kopf: Nein.

In sich versenkt sitzt sie schweigend da, bis zum Abend; sie scheint nicht zu bemerken, was um sie herum vorgeht.

Diese Nacht bleibt sie bei ihnen, und Lott hat den Eindruck, daß sie die ganze Nacht intens wach gewesen ist. Am Morgen ist ihr Gesicht wie nach einer schweren Krankheit: ganz wie von innen verzehrt.

Sie will zu ihm gehen, ihn bitten, sie zu lehren, ihr zur Reife zu verhelfen. Wie kann sie allein auf sich gestellt reifen? “Er ist alles.”

Sie ist noch nicht lange fort, da kommt die pudelhaarige, ewig aufgeregte Rosa aus Schützenstraße 23 herüber und erzählt mit den verrücktesten Einzelheiten, daß der Heilige bei ihnen mal wieder die Bude auf den Kopf gestellt hat heute nacht; seine Frauen? – natürlich waren die dabei, wie immer. Er hat mit dem Geld bloß so rumgeschmissen und geschrien, das habe ihm eine gebracht, weil sie – hihi – von seinem heiligen Geist angebufft werden wollte.

Als sie diesmal zurückkommt, ist sie der Verzweiflung nahe. Er hat sie angeschrien, sie eine Hure geschimpft, die ihn mit ihrem schnöden Mammon kaufen, besudeln, korrumpieren wolle; er hat ihr gesagt, er habe ihr schmutziges Geld dahin geschmissen, wo es hingehöre: in einen Hurenstall, und er hat sie beinah mit den Händen rausgeworfen.

Jetzt werden Lott und Redy dringender: das einzige ist doch für sie, zurückzukehren. Vielleicht ist das der Weg, auf dem sie reifen muß. Wenn ihre Gastfreundschaft ihr genügt, soll sie ruhig noch die Nacht hierbleiben.

Sie sitzt eine Weile wie abwesend da, dann sagt sie: “Ich will ein bißchen hinausgehen.”

“Du, für das Reisegeld könnten wir heute abend im H.-K. sammeln. Die werden sich totlachen. Für so ’ne arme Irre wird jeder schon ein paar Groschen loslassen.”

Sie ist nicht wiedergekommen, und sie haben nie wieder von ihr gehört.

Der Pranger ist eingeladen worden, einen Vertreter zum I. Internationalen Sexualforscherkongreß nach Berlin zu senden. Lott hätte schrecklich gern daran teilgenommen. Karl Ross scheint der Meinung zu sein, daß sie den Pranger am besten vertreten würde; Redy findet auch, sie sei eigentlich diejenige, welche. Aber beide fürchten wegen ihres Zustandes: die Reise in der vierten Klasse und die langen Sitzungen. Bei ihren späteren Schwangerschaften denkt Lott manchmal kopfschüttelnd daran zurück: Du meine Güte, es waren noch die allerersten Monate. Und körperlich macht ihre Schwangerschaft ihr nicht die geringsten Beschwerden. Nicht ein einziges Mal ein Übelsein, nichts. Nur das Rauchen ist ihr zuwider geworden, sie hätte es auch ohnehin aufgegeben. Die andern können rauchen, soviel sie wollen, das stört sie nicht.

Aber es ist so wohltuend zu spüren, daß man ihr Fürsorge und Schonung entgegenbringt – ganz verwöhnt kommt sie sich vor. So läßt sie Redy nach Berlin fahren.

Sie hatte sich vorgenommen, die ganze Woche, die Redy fort sein wird, bei der Mutter zu verbringen, um ein wenig zu helfen, um ein paar Groschen zu verdienen und um ein wenig reinere Luft in die Lungen zu kriegen, für ein paar Tage. Denn wohl hat sie sich überzeugt, daß nichts ihre Liebe zerstören darf – die Notwendigkeit bleibt doch nicht weniger gebieterisch, aus allen Kräften für ihr Kind zu sorgen. Nur ist der Aufenthalt zu Hause jetzt alles andere als eine Erholung. Die Mutter hört nicht auf zu jammern, zu predigen. Nein, damit tut sie ihrem Kind auch nichts Gutes. Und böse kriecht sie in ihre Bude zurück: eine merkwürdige Art haben die Menschen, ihre Liebe zu äußern! Die Mutter sowohl wie Redy. Und immer ist sie diejenige, die die ganze Schuld und Verantwortung auf sich herumschleppt.

Sie hat nicht viel zu tun, sie haben gemeinsam die kommende Nummer des Pranger zusammengestellt vor Redys Abreise. Sie liegt auf ihrem Bett in der dämmerigen Bude und fühlt sich beklommen und schuldig an allem.

Es fällt ihr nicht auf, daß sie Karl die ganzen Tage nicht zu sehen kriegt. Sie will keinen Menschen sehen jetzt. Am liebsten hätte sie überhaupt ihre Tür zugeschlossen; aber das geht ja nicht.

Ja, sie hat auch allen Grund, sich beklommen und schuldig zu fühlen. Da ist eine Sache, die sie in sich selbst zurückgedrängt hat; und sie hatte beschlossen, Redy nie davon zu sagen. Erst jetzt ist sie ihr wieder aufgetaucht, mit einer ganz andern Verantwortlichkeit als sie zu haben schien damals, als sie geschah.

Es ist schon ziemlich lange her, an einem Abend, als Redy allein ins H.-K. ging, weil Lott Kopfschmerzen hatte. Das passiert ihr nur selten, aber wenn sie diese Kopfschmerzen hat, dann ist sie zu nichts zu gebrauchen. Jede geringste Bewegung, jede Wahrnehmung zuckt eine weißglühende Nadel durch ihr Hirn, jeder Gedanke ist eine schmerzhaft Anstrengung. Dann ist das einzige, ganz allein zu ruhen und so lange wie möglich zu schlafen.

Dann kam der junge Schwager Hermann und begann zu schwatzen. Und dann, aus heiterem Himmel, wurde er zudringlich. Schließlich wurde er fast böse in absoluter Verstandlosigkeit: Warum nicht? Ich bin doch auch nicht schlecht zu euch. Und schließlich ließ sie ihm seinen Willen. Um ihn los zu sein, und weil er "doch auch nicht schlecht zu ihnen war". Und aus Furcht, er würde ihnen sonst nichts mehr bringen.

Lott verbot sich nachher, eine innere Katastrophe davon zu machen. Unbegreiflich ist es ihr: sie hat doch sicher schon hundertmal in ihrem Leben Nein gesagt, und gegenüber ebenso zäher Zudringlichkeit. Und sich in ihren Handlungen nach den eventuellen materiellen Folgen zu richten – das ist wahrhaftig nicht ihre Art. Die Kopfschmerzen – ? Aber auch das ist nicht ihre Art, in ihren Niederlagen nach mildernden Umständen zu kratzen, so wie man im Keller zwischen den vom Frost verdorbenen Kartoffeln herumspatscht, um vielleicht noch einige gute darunter zu finden.

Nein, mein Kind. Das hast du geschehen lassen, und da ist nichts anderes zu tun, als es zu dem übrigen Packen zu fügen.

Sie fängt jetzt an, kalt und sachlich zu konstatieren: So bist du. Sie hat sich für stolzer, für selbstbewußter gehalten.

Dies ist genau, als hättest du eine Ohrfeige eingesteckt, um was zu fressen zu kriegen. Und das kalte Brennen, das diese Feststellung in ihr hervorruft, soll ihr ein Stachel sein, was Erfreulicheres aus sich zu machen, was Anständigeres. Nicht: eine anständigere Frau; aber einen anständigeren Menschen: mit härterem, ganzerem Stolz.

Und jetzt muß sie mit der Möglichkeit rechnen, daß das Kind nicht von Redy ist. Auf ihre unregelmäßige Menses kann sie sich nicht verlassen. Das kann erst annähernd das Datum der Entbindung ergeben. Annähernd: bei aller Mühe kann sie den Abend nicht mehr genau situieren. Damals hat sie an diese Möglichkeit nicht im entferntesten gedacht.

Nein, Redy sagt sie nichts davon. Selbst wenn sie eine absolute Sicherheit haben sollte.

Ihr wäre lieber gewesen, daß Redy stark wäre wie sie, und sie hätte es ihm sagen können. Nicht als Verfehlung gegen ihn – es war nur eine gegen sie selbst.

Dies jetzt allerdings, die Frage der Vaterschaft, geht ihn ganz gewiß im höchsten Maße an.

Sie findet es nicht so ungeheuerlich, daß sie sich beide werden sagen müssen: vielleicht ist dies Kind nicht von ihm. Interessant kann es sein, ihrer beider Leben lang in dem Charakter des Kindes zu suchen und zu fragen: ist es – ist es nicht – ? Und das nächste Mal *werden* sie ja sicher sein, daß Redy der Vater ist.

Aber wie sie in allem mit seiner Schwäche rechnen muß, so muß sie auch dies Schweigen als Verantwortung und vielleicht als Schuld auf sich nehmen. – Redy, der nicht einmal den Gedanken an ihre früheren Geliebten, an eine flüchtige Passade ertragen kann. Nicht nur einmal hat er es ihr gesagt.

Hermann, dieser kräftige, unkomplizierte Junge, gibt sicher einen gesunden Samen. Und ihr Redy wird doch seinen Teil haben an dem Kinde. Jedes Lächeln auf seinem Gesicht, jeder Gedanke, der von ihm kommt, wird Lotts Kind formen und es zu ihrem gemeinsamen machen, schon jetzt. Und vielleicht einmal, viel später, wenn sie alte Leute und abgeklärt sind, wird sie ihm sagen: "Weißt du, Redy..."

Ruhig und präzise denkt Lott dies durch. Sie weiß, daß sie damit eine monströse Vergewaltigung an Redys Bewußtsein vornimmt.

Und dann schiebt sie es beiseite. Denn ihr tiefster Sinn weiß doch: dies Kind ist ihres und Redys, auch leiblich. Warum ist sie noch nie schwanger gewesen bis zu dieser erfüllten Zeit? Warum haben sie sich gesucht durch Lebenszeitalter, sich gefunden durch soviel Pein hindurch, wenn sie ihr vereinigt Leben nicht in *einem* Wesen weitergeben sollten? Dann wäre alles ohne Sinn.

So bleiben, die ganze Zeit hindurch, beide Gedankengänge nebeneinander in ihr bestehen: die Objektivität, die ohne Zwinkern den Dingen ins Gesicht sieht, und diese Art von Mystizismus, die hinter den Dingen ein Wesentlicheres zu erkennen glaubt, hinter

dem sie sich doch nicht versteckt und verkriecht.

Redy hat seine Sache sehr gut gemacht in Berlin. Er hat ein glänzendes Referat gehalten über ihre Arbeit, ihre Ziele, ihre Stellungnahme zu den zur Diskussion stehenden Themen. Stolz bringt er einige Fotos, die ihn an der Seite Magnus Hirschfelds und anderer internationaler Größen zeigen. "Zuerst bin ich mir fast vorgekommen wie ein spittelter Schuljunge zwischen all den pompösen internationalen Bärten," vertraut er Lott an. "Du wärst die einzige Frau da gewesen." "Dann wäre ich ja gerade an meinem Platz gewesen," meint sie trocken.

Zum Glück hat er auch viel neuen, interessanten Stoff mitgebracht, und einige Kongreßteilnehmer haben ihm versprochen, ihnen Arbeiten zu schicken, die sie zur Veröffentlichung verwenden können. Lott und Redy wußten auch manchmal schon fast nicht mehr, was zu schreiben, obwohl sie schon längst alle Aspekte des sozialen Lebens und alle Idiotien der menschlichen Denkroutine im Pranger unter die Lupe zu nehmen. Dann hat Redy manchmal eine Nadel zwischen die Blätter der Bibel gesteckt und sich von dem Text inspirieren lassen, auf den gerade sein Auge fiel. Es kommt vor, daß der Drucker an die Wirtschaft gegenüber telefoniert: es fehlten ihm noch soundsoviele Zeilen. Dann läuft Redy hin und diktiert aus dem Stegreif irgendeine witzige, entsprechend lange "Briefkastenantwort" in die Setzmaschine. – Man schreibt sich aus.

Als sie nach Redys Rückkehr das erste Mal zu Karl Ross hinuntergehen, ist Louis Haeusser gerade da. Der breitet mit einem öligen Lächeln ein Blatt vor ihnen aus mit dem Kopf des Pranger und einer Riesenschlagzeile: "ICH bin Der, Der kommen wird."

Karl sagt kläglich: "Ja, ihr habt recht, wenn ihr mich totschatzt. Ich konnte nicht gegen an, gegen den Hund. Der behext einen."

"Aber es stand doch alles schon im Satz, wie wir es abgeliefert haben!"

"Wir haben es rausgenommen und meinen Text gesetzt," lächelt der Heilige. "Überstunden hab ich bezahlt – ! Ihr wißt, Geld ist mir nichts."

Was hilft es, daß sie ihm alles mögliche an den Kopf werfen ? Er hat sie überlistet, für einmal.

Karl steht da und schämt sich zu Tode. Jetzt kann er sich selbst nicht mehr erklären, wie er sich hat einwickeln lassen. Der ist gerade mal gekommen, als die beiden weg waren, und dann hat er ihn bearbeitet; er hat ihn "einfach dusselig geredet".

Lott sieht den schönen Mann an, der hoch und siegreich dasteht mit seinen starken, schlaun Augen. Fast wundert es sie, daß er über sie nichts vermocht hat. Vielleicht nur, weil er sie in einem Moment, wo ihre Kritik wach war, merken ließ, daß er sie beherrschen wollte.

Robert Babendeerde hat sich von seiner Frau erweichen lassen: sie können es nicht verantworten, ihre Tochter mit dem werdenden Leben in ihrem Schoß in einer solchen Umgebung zu lassen; wenn sie nicht vernünftig genug ist, müssen ihre Eltern es für sie sein. Er willigt ein, ihr laufend ein möbliertes Zimmer zu zahlen. Da es auf den Preis nicht ankommt, haben sie bald eins gefunden, in einer breiten, ruhigen Vorstadtstraße. Hoch, luftig, geräumig, mit zwei richtigen Fenstern. (Die Drehwurm-Möbel sind natürlich äußerst lächerlich.) Wie hell ein Zimmer sein kann !

Frau Kalewski, ihre Wirtin, ist ein mächtiger Turm. Mit ihrem mickrigen, verschrum-pelten kleinen Mann hat sie sechzehn Kinder gehabt, von denen bloß vier im Kindesalter gestorben sind, und bei dem siebten Jungen hat der Kaiser ihnen eine Tasse mit Gold-verzierung geschenkt.

Frau Kalewski kommt bald dahinter, daß ihre Mieter nicht richtig verheiratet sind. Sie wird energisch: das geht nicht, sie kann wegen Kuppelei verklagt werden. Wenn sie nicht heiraten, kündigt sie.

Lott will an ihrem Prinzip festhalten: wir brauchen weder Stempel noch Schein. Das Beispiel geben, mit dem eigenen Leben, daß man das nicht braucht. Redy ist vernünftiger: was brauchen wir den Idioten was vorzuleben, wenn ihnen doch der Mut fehlt, es nachzumachen; sogar das Organ, es zu begreifen. Und mit jeder andern Wirtin wird es ihnen ebenso gehen. Das Kuppelei-Gesetz existiert, soviel sie auch im Pranger dagegen angerannt sind. Sie kennen es auswendig.

“Warum sollen wir unsere Firma nicht handelsgerichtlich eintragen lassen? Für uns ändert das doch nichts!”

Eine Weile widersteht sie. Aber sie weiß, sie darf jetzt nicht in die Pestluft bei der alten Hulda zurückkehren. – “Ihrem Kinde einen ehrlichen Namen geben” – kommt für sie nicht in Betracht. Ihr Name *ist* ehrlich, und wenn ihr Kind was taugt, wird es sie später umso mehr achten und lieben; und wenn nicht – dann wird es sie sowieso nichts angehen.

Schließlich gibt sie nach; gut, sie werden ihre Firma handelsgerichtlich eintragen lassen.

Sie geht zu ihrem Vater, um ihn zu bitten, Trauzeugen zu sein. Sie denkt, ihm damit wenigstens *die* Freude zu machen, daß seine Tochter keine uneheliche Mutter sein wird.

Sie hat ihren Vater nur selten gesehen die letzte Zeit, und wenn sie einmal zu Hause zusammentrafen, gab es immer eine gezerzte, lastende Atmosphäre. Meistens ging er dann schweigend aus dem Zimmer.

Jetzt steht sie ihm gegenüber und sieht, daß sein dichtes Haar eisengrau ist und an den Schläfen schon silbern. Sein Gesicht ist farblos, und während sie spricht, wirkt es von einer noch fahleren Blässe wie überpudert. Und mit einemmal ergreift es sie, wie das Leben die schönen männlichen Züge ihres Vaters zu einem immer strengeren Adel gemeißelt hat.

Er steht mit dem Rücken zum Fenster, und im Schatten schimmern seine verdunkelten Augen unnatürlich groß. Er antwortet nicht gleich. Mit Anstrengung beginnt er zu sprechen, und in seiner verhaltenen Stimme bebt seine ganze verzweifelte Liebe zu diesem trotzigem, verrannten Kind.

Er bittet sie. Er bittet sie, nicht diesen Mann zu heiraten, der sie unglücklich machen wird. “Dein Zimmer wird immer für dich bereitstehen. Lieber sollst du mit einem unehelichen Kind zu mir kommen...”

Das erschüttert sie. Sie möchte sich ihm an den Hals werfen: “Vater – !” Nur die eine Liebkosung. Aber dann würde er glauben, sie habe sich ergeben – und das wäre noch grausamer. Sie geht hinaus, als seien ihre Beine mit Stricken verknotet.

Redy hat bei seinem Vater nicht mehr erreicht.

Der hat ihn angeschnauzt: ob er sich über ihn lustig machen wolle, man setzt nicht so Kinder in die Welt, und wenn seine Frau was taugte, hätte sie ihn lange zu ihm an die Drehbank geschickt und sich drum gekümmert, daß ihrem Kind die gesicherte Zukunft nicht verlorengeht, die hier ganz bereitliegt. – Sie lachen sich halbtot.

Nun, da die alten Herren die Ehre ausgeschlagen haben, nehmen sie Bobby und Antonio, Frau Ellys Mann, zu Trauzeugen. (Sie ist immer von der gleichen, leicht hysterischen

Freundschaftlichkeit, wenn Lott und Redy sie mal besuchen kommen.) Antonio leiht Redy seinen Smoking, sie haben die gleiche Statur, und: "Fabrikdirektor und Schriftsteller macht sich nicht schlecht als Trauzeugen," urteilt Redy.

Als sie unterschreiben soll, sagt Lott energisch: "Ich unterschreibe aber mit *meinem* Namen, ich bin nicht die Sache dieses Mannes hier – " und ist ganz bereit, sich allen Ernstes in eine längere Diskussion zu stürzen.

Der Standesbeamte wischt sich die Stirn: "Unterschreiben Sie, was sie wollen." Diese drei Schriftsteller – sie ist ja auch eine – haben schon soviel geulkt und die feierliche Handlung mit Sarkasmen verbrämt, daß er am Ende seiner Kräfte ist.

Und Lott schreibt in das gewichtige Buch: "Charlotte Babendeerde-Spenzer". Mehr kann sie wirklich nicht tun für den kahlköpfigen Herrn in der berufsmäßigen Feiertagsaufmachung, der ihr ängstlich auf die Finger sieht.

Die gute Mutter hat es sich nicht nehmen lassen, ihrer Tochter einen prächtigen Blumenstrauß zu bringen, und sogar was Gutes zu essen hat sie rausgeschmuggelt; aber sie sind froh, als sie wieder fort ist: so unglücklich saß sie da und mußte immer mit ihren Tränen kämpfen. Die Leute haben wirklich ein Talent, sich das Leben schwer zu machen um nichts.

Da man die Feste feiern soll, wie sie fallen, und dies offenbar eins ist, leisten sie sich mit ihren Trauzeugen eine Sitzung "wie einst im Mai" auf der Alsterlust, die besten Plätze in einem guten Kino, und beschließen den Abend im H.-K. mit einigen Curaçaos. (Redy ist erschreckend konservativ!) Hier werden sie von allen gerührt oder scherzend beglückwünscht. Wenn sie nicht in allen die herzliche Anteilnahme so deutlich gespürt hätte, wäre Lott kratzig geworden: was die aus so einer zwangsweisen Meldeamtsregister-Angelegenheit machen! Und nennen sich moderne Menschen.

Bobbys Gertrude hat ihnen sogar einen wunderschönen Keramiktopf mit einem Busch Vergißmeinnicht ins Haus geschickt. "Ausgerechnet Vergißmeinnicht," ärgert sich Redy. "Meint sie damit, wir sollen Reklame für sie machen, damit ihr bald dasselbe Glück blüht? Lieber hätte sie ein Pfund Butter reingesteckt oder eine vernünftige Banknote; sie hat es doch. Aber daß andre Leute außer ihrem Bobby auch leben müssen, das ist ihr noch nicht aufgefallen.

Und dann kommen sie ganz unerwartet zu einer Art Hochzeitsreise.

Ein Brief von Hans ist gekommen. Er arbeitet als Knecht bei einem Bauern, fast seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis. Mit seiner elegantesten Handelsschulschrift mit vielen Schnörkeln und Schwüngen schreibt er, daß er seine Fehler eingesehen hat und sie aufrichtig bereut, und daß er ein neues Leben beginnen möchte; ob er zu seinen Eltern zurückkehren darf.

Lott er bietet sich, hinzufahren und sich den Jungen mal anzusehen. "Wenn es ihm so lange nichts ausgemacht hat, uns in Angst und Schrecken zu lassen ..." grollt der Vater. Aber dann bezahlt er doch die Reise für sie und Redy, damit sie nicht allein fährt in ihrem Zustand.

Lott hat Mühe, in dem klobigen, sturen Bauernknecht mit den riesigen ungelenken Pranken ihren Bruder zu erkennen. Wenn sie sein Gesicht mit der dicken Stupsnase und den kurzen, fleischigen Lippen betrachtet, ist ihr immer, als läge da auf dem eigentlichen, lebendigen Gesicht eine dicke Schicht von erstarrtem Teig. Nur in den munteren, zärtlichen braunen Augen ist noch der alte Hans.

Er führt sie in seine Kammer. Herrgott – der Verschlag hinten im Pferdestall, mit dem Pferdegeschirr an den rohen Bretterwänden und einer kleinen Luke. Genauso wie die Knechtskammern in Steenbeek. Und derselbe Geruch, den sie als Kind spürte, wenn sie beim Versteckspielen in der Scheune einmal neugierig die Nase hineinsteckte; das ist jetzt der Geruch ihres Bruders. Sein Sonntagsanzug ist ein miserabler Schund und hängt auf ihm ich-weiß-nicht-wie. Er ist sehr froh über die paar Hemden von Redy, die sie mitgebracht haben als Leute, die wissen, was los ist.

Sie hätte ihn nicht fragen brauchen, warum er damals nicht gleich nach Haus gekommen ist nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis. Sie wußte ja seine Antwort: weil er sich schämte. – Du mein lieber Schreck, denkt sie, warum müssen denn unsere anständigsten Gefühle sich mit der hirnlosesten Grausamkeit äußern? Und in diesem Stoßseufzer nimmt sie sich selbst keineswegs aus.

Das Schlimmste: er ist unvorstellbar versimpelt. Nein, er muß hier raus. Er war doch ein Junge von einer hellen, wachen Intelligenz; jedenfalls, bevor er zu den Soldaten ging. Da wird es wohl angefangen haben.

Die Bauersleute sind voll Lobes über ihn, die Frau streicht vor allem seine Herzenseigenschaften heraus. “Er gehört wie zur Familie,” und das bestätigt Hans auch. – Daher ist er auch so verblödet, denkt Lott grimmig; hätte ihm besser ein Zimmer im Haus gegeben.

Sie ist von einer freundlich-kühlen Herablassung zu den Leuten, an der bewußt der Gedanke teilhat: wir kommen von einem ganz andern Hof; keine Ehre für meinen Bruder, zu eurer Familie zu gehören.

Als sie am zweiten Tag heimfahren, sagt Redy bewundernd: “Du warst wiederum ganz groß. Die sind ja aus der Ehrfurcht gar nicht rausgekommen. Ich glaube, du könntest dein Leben lang bei der alten Hulda hausen und aus ihrem Nachtopf essen, du würdest immer aussehen und dich benehmen, als wenn du nur Harvestehude kennst.”

Der Vater läßt sich überzeugen, daß es nur an ihm liegt, ob sein Sohn ganz verkommt oder wieder zu einem zivilisierten Menschen werden soll. Er nimmt ihn wieder auf und läßt ihn mit sich arbeiten. Sie machen zwei Schichten von je zehn Stunden. Jetzt hat er wenigstens nicht mehr den Ärger, daß soviele eventuelle Kunden ihm aus der Nase gehen, während er nicht da ist.

Mit dem schwindelnden Ansteigen der Inflation wird die Stiefelputzerei eine immer glänzendere Einnahmequelle, “für Proleten wie uns”, wie der Vater bitter sagt. (Selbst daß er seit dem Krieg angefangen hat, Zigaretten statt Zigarren zu rauchen, ist ihm ein Beweis seiner Proletarisierung.) Ausländer, “die bei sich zu Haus nichts zu beißen und zu brechen haben”, überschwemmen die Stadt und das ganze Land und schmeißen mit den fabelhaftesten Trinkgeldern rum. Und Robert Babendeerde ist sein eigener Herr: sooft er es für nötig hält, erhöht er die Preise, auch für seine Pächter natürlich. Sie haben darum keinen Kunden weniger; manchmal haben sie kaum die Zeit, ihr mitgebrachtes Essen zu verzehren. Aber das läßt Robert Babendeerde sich nicht nehmen: “Gehen Sie lieber an den Ausgang, da steht mein Kollege, bei mir müßten Sie zu lange warten.” Man muß ein Mensch bleiben und nicht wegen der paar Kröten sein Essen runterschlingen wie ein Hund, oder es hinschmeißen, aufspringen und weiterwachsen; gerade wenn man in der Toilette essen muß.

Kapitel 4

Karl Ross hat den Pranger verkauft. Im besinnungslosen Suff verkauft. Am nächsten Tag rennt er mit dem Kopf gegen die Wand, aber da ist nichts mehr zu machen: der Pranger ist gemäß allen Regeln verkauft. An zwei finstere Analphabeten, einen durch Schieberei reichgewordenen Maurermeister und einen gleichartigen Kumpan.

Da sitzen sie in Martas Küche mit ihren Specknacken und einem schmierigen Grinsen auf den feisten Gesichtern: "Verstehn Sie, wir möchten, daß was Herzhafteres draus gemacht wird, was Interessanteres, was mehr – so 'n bißchen . . ." Er schielt zu Lott hinüber, die mit hochmütig-feindlichem Gesicht dasitzt.

"Also mehr so 'n bißchen eine Schweinerei – ?" zischt Redy.

"Höhö," lacht er hustend. "Gott, das Wort – . Naja, schließlich – das ist es ja. Würde ja ganz anders ziehn. Bombengeschäft draus zu machen."

Kalt vor Wut geht Lott hinaus.

"Denn machen Sie man ein Bombengeschäft draus, Herr. Aber nicht mit uns." Und Redy folgt seiner Frau.

Der Pranger hat noch einige Monate vegetiert, dann ist er eingegangen.

Es ist bitter, wenn das, was deinem Leben einen Inhalt gab, dir plötzlich genommen wird. Aber für Lott und Redy ist das noch nicht alles. Ihre Weigerung, den Pranger "zu einem Bombengeschäft zu machen", bedeutet für sie: der nackte Hunger.

Nichts mehr, wovon zu leben. So gut wie nichts. Das einzige: die gelegentlichen Einnahmen aus Schriftanalysen. Auch die werden spärlicher, weil die Anzeige fehlt.

Wenn es geht, essen sie einmal pro Tag. Das genügt zum Leben. Sie verkaufen und versetzen nach und nach das bißchen, was sie haben; vorsichtig, damit es reicht. Sie leihen überall, wo es nur geht, soviel es nur geht. Aber das ist so schrecklich: es ist, als bestehle und betrüge man die Leute; die heut geliehene Summe wird in kurzer Zeit nichts mehr sein.

Die Mutter will Lott nicht mehr arbeiten lassen. "Nein," sagt sie mit einer Energie, die sie fast hart erscheinen läßt, "jetzt ist es an deinem Mann, für dich zu arbeiten. Entweder geht er zu seinem Vater arbeiten, oder du kommst zu uns. Lotte, du bist es deinem Kind schuldig!"

Oh, wenn man Lott Moral predigen will – ! "Ich bin es meinem Kind schuldig, zu seinem Vater zu stehen," trotzt sie und geht hinaus. Sie hat keinen Bissen angerührt, um ihre Mutter zu strafen.

Ganz im stillen denkt sie auch die ganze Zeit, mit banger Hoffnung, daß es gut wäre,

wenn ihr Redy sich entschlösse, zu seinem Vater zu gehen. Aber sie kann ihn nicht hinschicken. Sie kann nicht einen Menschen – sie kann nicht ihren Liebsten in die Sklaverei schicken. Auch um ihres Kindes willen nicht. Wir leben zusammen oder wir sterben zusammen. Und da wir leben, können wir doch nicht so einfach sterben, nur weil es an Mitteln zum Leben mangelt! Irgendetwas *muß* sich finden.

Sie gehen jetzt öfter mal zu Frau Elly und den wenigen anderen Bekannten, die “ein bißchen was haben”. Meistens glückt es auch, daß man sie zum Essen dazubleiben bittet oder ihnen wenigstens irgendwas vorsetzt. An solchen Tagen essen sie natürlich zu Hause nichts. Die paar Sachen, die sie zu verschauern haben, dauern machen; durchhalten. Einmal am Tage genügt.

Die Donnerstagabende bei dem Doktor Herzmann sind auch nicht zu verachten, da gibt es Tee mit Zucker. Und einmal, als die Diskussion besonders scharf war und nicht zu Ende kam, hat seine Frau sogar ein paar gestrichene Brötchen rausgerückt. Aber nur ein einziges Mal; im allgemeinen ist da nicht viel los mit der Diskutiererei.

Auch so ein größenwahnsinnig gewordener Individualist, dieser junge Dr. phil. mit seiner frösteligen, dekadenten Körperlichkeit. Er gibt ein Monatsblatt heraus, das auf den Namen “Ich” hört; eine ermüdende Einseitigkeit an dionysischen, narzißtischen Dithyramben in Vers und Prosa, auf sehr anständigem Papier sogar. Es muß ihn ein schönes Stück Geld kosten, denn außer ein paar persönlichen Bekannten liest es wohl kein Mensch. Und kaufen – !

Er hat Lott und Redy gefragt, ob sie nicht gelegentlich daran mitarbeiten wollten.

“Wir können uns wahrscheinlich auch zu den Individualisten rechnen, aber doch von einer ganz andern Gattung, Mann!”

“Das ist es eben: ich möchte das Blatt zu einer Tribüne machen, auf der der Kampf der Meinungen loyal ausgetragen wird. Erst wenn die ganze Vielfalt der existierenden Individualismen sich darin ausspricht, ist sein Zweck erfüllt. Bis jetzt . . .”

Redy klopf ihm auf die Schulter: “Kennen wir, Bruder. Seit einem Jahr haben wir zu zweit wöchentlich eine Zeitung vollgemacht. Aber, Prinzip ist Prinzip: wir arbeiten nur gegen Bargeld.”

Dr. Herzmann hebt die Arme in einer klassischen Geste, Redy antwortet mit der gleichen.

An diesen Donnerstagabenden kommt ein ganz bunter Kreis zusammen, lauter männliche Wesen. Ein paar semmelige Literaten, zwei, drei stämmige junge Kommunisten, ein älterer Anarchist mit bedächtiger Sprechweise, langsamem, zähem Gedankengang und ein paar großen, starken Ideen, unverrückbar wie Felsen; und ein verwaschener Abklatsch des großen Heiligen, der es nur zum wallenden Haupt- und Barthaar gebracht hat über seinem vernachlässigten braunen Anzug.

Zu diesen aussichtslosen Diskussionsabenden gehen Lott und Redy den langen Weg hauptsächlich wegen der zwei oder drei Tassen Tee mit Zucker. Es kommt vor, daß einer der Anwesenden sein Abendbrot mitgebracht hat. Dann sieht Lott nicht hin, zieht nur den Duft von Brot und Schmalz und Mettwurst ein, mit einem kleinen, kindlich sehnsüchtigen Wunsch: “Wenn ich ihm sagte, *wie* ich Hunger habe, würde er mir sicher was geben . . .”

Als Dr. Herzmann eines Abends sagt: “Als meine Frau meinen Sohn geboren hat –”, ärgert Lott sich so, daß sie nicht wieder hingehen. *Meine* Frau – *meinen* Sohn! – Schade um den Zucker.

Vielleicht ist in Lotts tiefstem Innern doch eine heimliche Anklage gegen Redy? Dann

hat sie sie aber gründlich verdrängt, denn bewußt ist es ihr nicht.

Sie ist manchesmal ungeduldig mit ihrem Liebsten. Man kann nicht sagen, daß sie es erst geworden wäre, seit sie es sich leisten kann. Auch als sie noch stumm um seine Liebe kämpfte, hat sie ihm niemals ihre Stimmung verborgen. Nur war es ihm damals wohl gleichgültig. Jetzt aber, seit er sie und nur sie liebt, ist er oftmals unglücklich, wenn sie sich mit einemmal fast feindlich gegen ihn abschließt. Manchmal wegen eines Nichts. Dann geht sie stumm neben ihm her, das Gesicht erstarrt. "Hab ich dir was getan, meine Baabe?" bittet er dann. Und sie, selbst aufrichtig gequält: "Was es war, weiß ich schon selbst kaum mehr, Liebster – . Du hast eben was gesagt, was mir weh getan hat. Wirklich, ich will gar nicht muckschen, aber das ist, als hätte man mir über den Kopf gehauen, aber kräftig – und jetzt muß ich warten, bis es vorüber ist." Schuldbewußt geht er dann neben ihr her, und sie ist wie in einen Stein hineingesunken, sie scheint ihn gar nicht zu spüren an ihrer Seite. Sie *will* nicht launenhaft sein – jetzt, wo er sie so glücklich macht mit seiner Liebe! – und sie *ist* ihm nicht böse, aber sie *kann* nichts dagegen machen, wenn so eine jähe Verletzung in ihr wie eine Erstarrung hervorruft.

Man kann es auch nicht der Schwangerschaft in die Schuhe schieben. Solange Lott sich kennt, kennt sie diese unüberwindlichen Verstimmungen. Auch als sie ein Kind war, hat ein Nichts genügt, um sie innerlich zu verstören, und so tief und nachhaltig, daß sie den Anlaß kaum selbst noch wußte, wenn sie ihr Gleichgewicht noch lange nicht wiedergefunden hatte.

Lott versucht, literarische Arbeiten bei Hamburger Zeitungen anzubringen. Sie kennt jemanden am "Generalanzeiger" und am "Fremdenblatt". Die bedauern unendlich. "Was meinen Sie wohl, wieviele Abonnenten abspringen würden, wenn ein Name bei uns auftauchte, der jede Woche im Pranger erschienen ist! Und die Annoncen-Abteilung! Ein Skandal – ! Tut mir schrecklich leid. Ich persönlich natürlich, das wissen Sie ja – " Einer hat gemeint, wenn sie unter Pseudonym schriebe, dann könnte er es wohl vor seinem Chef verantworten; sie dürfe nur nicht vergessen, auch an der Kasse mit ihrem Pseudonym zu quittieren.

Aber das gibt es bei Lott nicht. Wenn ihnen mein guter Name nicht paßt, dann paßt mir ihre schmierige Zeitung schon lange nicht. Sie braucht ihn nicht zu verstecken. Punkt.

Zäh klammern sie sich an den Gedanken: da sie doch leben, können sie doch nicht so einfach sterben, nur weil ihnen ein paar lächerliche Groschen fehlen. Das wäre ja sinnlos. Irgendetwas *muß* kommen. Vielleicht kommt es nicht eher, als bis sie das letzte Buch verkauft und das letzte Hemd versetzt haben und die letzte Reservezelle ihres Körpers verbraucht. Der menschliche Organismus ist ja so widerstandsfähig. Aber kommen wird etwas.

In dieser Zeit taucht Tamara eines Tages bei ihnen auf.

Sie sieht frisch und so mädchenhaft leicht aus in ihrem hellen, luftigen Sommerkleid. Plötzlich fühlt Lott ihren schweren Leib und ihr verhärmtes Gesicht und alles, was die ganze vergangene Zeit und zuletzt der Hunger aus ihr gemacht haben.

Was will sie bei uns, jetzt? Will sie –

Einsilbig sitzt Lott in ihrer Sofaecke und beobachtet Tamara. Hat sogar was zugelernt, die Kleine. Hat kokettieren gelernt. Mit den Augen, mit den Hüften – aber sehr dezent.

Und dann kann sie nicht mehr beobachten, versinkt in Angst und aller Qual, die sie

je um Redy gelitten und die jetzt von neuem aufbricht.

Sie beginnt unerträgliche Schmerzen im Leib zu spüren. Stumm geht sie zum Diwan hinüber und streckt sich aus. Manchmal hört sie das Gespräch der beiden nur wie von ferne: Tamaras schwächliches Miauen, Redys knarrende Arroganz. Sie zwingt sich, dann und wann ein harmloses Wort einzuwerfen. Sie sollen nichts merken. Wenn das Schicksal ihn ihr jetzt nehmen will – sie wird die Hände öffnen, jetzt kann sie nicht mehr kämpfen. Jetzt, da er ihr so unendlich viel teurer geworden ist.

Eine Ewigkeit schwingt sie an dem Seil ihrer Qual.

Es ist spät geworden, Redy muß mit Tamara hinuntergehen, um ihr die Haustür aufzuschließen. Lott liegt unbeweglich, die Hände um ihren Leib gespannt: wenn seine Liebe nicht mehr mein ist, hat nichts mehr Sinn.

Da steht er in der Tür, atemlos vom raschen Treppenspringen, sieht ihr ins Gesicht: “Meine Baabe!” Und er ist neben ihr und umschlingt sie, und sie empfängt sein Lächeln wie ein neugeschenktes Leben und bettet ihre erlösten Tränen hinein.

Sie haben besprochen, daß Lott morgen Tamara zum Kunsthändler König begleiten soll, als Anstandsdame. Lott hat es nur widerwillig zugegeben. Sie hat nie eine Anstandsdame gewollt, sie will auch keine sein. Aber diese Tamara habe gedacht...

Tamara hat ihm was von ihren kunstgewerblichen Arbeiten verkaufen wollen, da hat er gesagt: “Kommen Sie in meine Wohnung, ich hab jetzt keine Zeit; da können wir in Ruhe drüber sprechen.”

Ein widerwärtiger, fatter kleiner Kerl, ein glatzköpfiges Schwartengesicht. Er verbirgt nicht seinen Mißmut über die Anstandsdame, läßt sich auch nicht stören.

Lott kommt sich aufs ärgerlichste grotesk vor in ihrer Rolle, fast als sei sie mit einmal um Dezennien gealtert und entstellt und bucklig und mit einer Alte-Tanten-Mantille und entsprechendem Häubchen geschmückt. Ist nicht in ihrer Irritation auch ein klein wenig dies: daß in einem Beisammensein von zwei Frauen und einem Mann sie ganz und gar nicht als Frau in Betracht kommt, sondern lediglich als störender Begleitumstand? Aber sie hat nicht lange Zeit, sich selbst zu sezieren. Was sich jetzt vor ihr abspielt, hätte sie nie für möglich gehalten.

In kurzer Zeit hat Herr König es dazu gebracht, daß Tamara sich auf den Diwan legt. Und seine kurzen fetten Hände kriechen kennerisch ihre Beine hinauf, unter den Rock, die Schenkel hinauf –

Tamara liegt da, hilflos, schiebt mit ihren weichen, schwachen Händen an den seinen, die nicht rücken – schiebt das Kleid wieder hinunter über seine Hände, als sei es das Wesentliche, daß da nichts zu sehen und alles ordentlich und faltenlos ist. “Oh, Herr König – . Ach nein, Herr König – ”

Mit harten Augen beobachtet Lott die Szene; die Buckel, die die dicken Hände unter dem Kleid machen; das schwache, gewährenlassende Abwehren des Mädchens.

Nein. Das ist – . Die hat keinen Hunger, sie hat alles, was sie braucht, sie ist nicht betrunken, nicht verrückt von einer inneren Katastrophe. Die – ? Nein. Wäre sie es, so wäre sie nicht fähig, es unter blühendem Jungmädchentum zu verstecken. Das ist nicht mal “der Ruhm” oder der Weg zur künstlerischen Erfüllung. Ein paar kunstgewerbliche Klamotten will sie verkaufen. Redy hat sie nicht so weit kommen lassen. Aber er hat ihr auch nichts abkaufen können. Jetzt ist er der erste Mann, von dem sie sich so berühren läßt, dieser widerliche alte – . Lott denkt das schlimmste Wort, das sie Redy jemals hat aussprechen hören.

Das ist es eben: Redy und vielleicht noch andere seines Schlages haben ihr Tugendgeweine respektiert, da brauchte sie sich weiter nicht anstrengen. Dieser macht sich nichts daraus, und da...

Einmal kann Lott die Entwicklung der hündischen Gier auf einem Mannsgesicht als unbeteiligter Zuschauer betrachten. Bis zum hündischen Leiden ist es noch nicht gekommen. Dann wird sie auch gehen. Und am liebsten gleich. Sie würde sich bloß wie eine lächerliche Moraltute vorkommen.

Sie hat sich wohl doch störend bemerkbar gemacht. Herr König richtet sich auf, zieht mit genüßlicher Langsamkeit die Hände unterm Kleid hervor und zieht die Weste über seinem runden Bauch glatt.

“Ja – kommen Sie lieber morgen wieder. Dann sprechen wir weiter darüber. Aber kommen Sie lieber allein, hören Sie?”

Lott ist schon an der Wohnungstür, fast trampelnd vor nervöser Ungeduld. Und während sich hinter ihrem Rücken noch ein paar schwächliche “Ach nein, Herr König –” hören lassen, schießt ein kalter Haß in ihr auf, daß sie fast erstickt. Daß Redy, daß sie sich um so etwas Billiges so lange geplagt und gekrampft hat –

Erst auf der Straße holt Tamara sie ein. Kaum ist sie neben ihr, fährt Lott sie hart an: “Willst du mir sagen, weshalb du wolltest, daß ich *dazu* mitkomme?”

Hilflos: “Ach, ich weiß doch nicht...”

“Ich weiß es auch nicht! Ich dachte, du brauchtest meine Gegenwart, um verschiedenes zu verhindern. Hast du gedacht, ich würde anfangen, mit lauter Stimme Moral zu predigen, um dich auf dem Tugendweg zurückzuhalten? Oder meinst du, es würde mir imponieren, daß Herr König Appetit hat auf dein Kalbfleisch? Das sag ich dir –” und bricht ab. Ach, wozu.

“Ach, Lott...”

“Na, mach man so weiter. Adieu.” Sie berührt kaum ihre Hand, dreht sich um und geht so schnell davon, als wäre sie nie schwanger gewesen. – Verdammt, jetzt muß sie den ganzen weiten Weg zu Fuß machen. Und kaum einen von den leckeren kleinen Kuchen hat sie essen können da oben, so hat es ihr den Appetit verschlagen. Als vernünftiger Mensch hätte sie zumindest ein paar davon einstecken können.

Als Charlotte Babendeerde eine alternde Frau war, dachte sie: hier hätte sie vielleicht dem Mädchen helfen müssen. Dies mochte ihre Stunde der Entscheidung sein. Vielleicht trug sie doch einen heimlichen Bruch in ihrem Wesen, der sie ohne Wehren auf Herrn Königs Diwan hinlegte.

Aber jetzt ist Lott dazu nicht fähig.

Sie haben nichts mehr zu verkaufen, nichts mehr zu versetzen. Die Schriftproben kommen immer spärlicher. (Redy bringt die Analysen “persönlich” hin, um die Briefmarke zu sparen.)

Manchmal wundert Lott sich: wie lange wir schon keine Blumen mehr auf dem Tisch gehabt haben. Aber es handelt sich gerade um Blumen.

Zu ihrer Mutter geht sie nicht mehr. Wir kommen durch, alle drei, oder wir krepieren alle drei. Etwas muß kommen. Wenn Redy sich entschließen wollte...

Wenn sie einmal gegessen haben, sagen sie sich: nun können wir wieder zwei, drei Tage leben.

Nach diesem Schema regeln sie ihre Besuche-um-zum-Essen-dabehalten-zu-werden.

Bei diesen Besuchen produzieren ihre schwindelnden Gehirne einen funkelnden Witz – . Redy unternimmt mit einer solchen Verve, Frau Elly, die einige Tage allein ist, zu verführen, daß die arme Frau, in allen Gliedern zitternd, Lott beiseite nimmt, flehend: “Sag ihm, um des Himmels willen, er soll aufhören – . Ich bin am Rande meiner Kraft.” Und Lott, gutmütig und amüsiert, gibt Redy ein Zeichen mit den Augen.

Überhaupt, sie lassen sich keineswegs völlig herabdrücken, sie denken nicht die ganze Zeit an ihren Hunger. Es ist erstaunlich, wie Körper und Hirn sich an den Zustand chronischen Ausgehöhltheits gewöhnen. Besser vielleicht, wenn man, wie sie jetzt, selten ißt, als wenn man seinen Körper mit regelmäßigen ungenügenden Mahlzeiten zum besten hält, wie es während des Krieges der Fall war. Und ihre Zuversicht wird nur ekstatischer: etwas muß kommen.

Seit kurzem hat Lott wieder angefangen, Belletristik zu lesen. Zwei Jahre lang hat sie den Vorsatz durchgeführt, den sie bei Schreyer gefaßt hatte. Jetzt liegt sie halbe Tage auf dem Diwan, alles um sich vergessen, und wie ausgedörrtes Erdreich den Sommerregen auftrinkt, so schluckt sie gierig Buch um Buch in sich hinein. Sie liest, was sich gerade findet, natürlich. Aber neben der einfachen Anteilnahme des Lesers an den geschilderten Schicksalen erwacht jetzt in ihr eine bewußte “berufliche” Stellungnahme zu literarischen Werken. Früher, in dem Alter, wo man mit dem Bleistift in der Hand zu lesen pflegt, galten ihre Randbemerkungen ausschließlich den Gedanken, die in einem Buch ausgedrückt waren; die Schönheiten des Stils genoß sie naiv-empfangend, und wenn sie ein Buch ablehnte, weil es schlecht geschrieben sei, so war es, ohne dem Warum des Eindrucks “schlecht geschrieben” auf den Grund zu gehen. Jetzt beginnt sie, schriftstellerische Leistungen vom Handwerk her zu beurteilen. Ah, die farbigen, saftigen Schilderungen Felix Timmermans’ – eine Offenbarung! Manchmal lacht sie leise vor Entzücken: wie das gemacht ist! Erstmal muß man richtig sehen, riechen – wahrnehmen lernen, sagt sie sich überwältigt, dann kann man anfangen und zu schreiben versuchen. Mein liebes Kind, außer Gedichten kannst du noch gar nichts.

Und eines Tages findet sie Knut Hamsun. Da ist sie ganz still vor Ehrfurcht.

An einem heißen Nachmittag sind sie auf dem Wege zu Karl Ross, den sie nicht neppen, aber den man doch mal besuchen muß. Unterwegs haben sie bei einem recht unerfreulichen Individuum Rast gemacht. Ein Tabetiker, der sich mit Malariakuren noch einigermaßen am Rande des mentalen Verfalls hält; ein Säufer, der im Suff seine Frau erbarmungslos prügelt und im normalen Zustand vor ihr zittert und kriecht. Sie sind nur hineingegangen, um eine Weile auszuruhen; zu neppen ist da nichts: der Kerl versäuft alles, was sich in seinem Herrenkonfektionsladen befindet, obwohl seine Frau die Eigentümerin ist; er ist längst unter Kuratel.

Er hat ihnen Bier vorgesetzt. Und mit einemmal sinkt Lott mit dem Kopf vornüber vom Stuhl.

Mit einem ganz entrückten Lächeln wacht sie aus ihrer Ohnmacht auf. Wie schön war diese Sekunde, als alles um sie herum zurückwich, sich auflöste, und sie in sich selbst hineinsank wie in eine schwebende Leere. Sie mag sich gar nicht aus diesem Empfinden lösen... Lott ist noch nie ohnmächtig gewesen; sie hätte es oft sein mögen, um dies wieder zu erleben.

Die verhärmte Frau, die soviel um ihr eigenes Bestehen und das ihres blassen kleinen Töchterchens mit dem eigenen Mann zu kämpfen hat, setzt Lott zwei Spiegeleier vor und wärmt ihnen dann noch beiden einen Teller Erbsensuppe, “obwohl Herr Spenser es ja

nicht verdient hat". Lott kommt es vor, als wenn sie noch nie etwas so Teures gegessen hätten.

Und dann sitzen sie zu Hause auf der Bettkante, eng umschlungen, und weinen; sie weinen wie zwei verirrte Kinder. Und Lott begreift: ja, wir sitzen da wie zwei Kinder, die "Erwachsene" spielen wollten, und nun hat man sie beim Wort genommen.

Am nächsten Tag geht Redy zu seinem Vater um Arbeit bitten. – Das also war es ganz einfach, was "kommen mußte".

Es dauert lange, bis er zurückkommt. Lott freut sich: da gibt es sicher eine schöne, rührende Familienszene.

Dann kommt er ganz still herein, und sein Gesicht ist grau. Wie er ihre frohen, erwartungsvollen Augen sieht, fängt sein Gesicht an zu zittern, er dreht sich ab und sagt an die Wand hinauf: "Tja – er will mich nicht haben – . Das wäre ja doch bloß für einen Tag, meint er – und nachher – "

Eis schiebt sich durch alle Poren in ihren Körper hinein.

Das ist das Ende.

Dann sieht sie ihren Redy, wie er da abgewandt steht, und hört wieder den Klang von zurückgedrängten Tränen in seiner Stimme. Sie steht auf, durchblutet von mütterlichem Erbarmen und von Zuversicht, und nimmt ihren Liebsten fest in den Arm: "Es *wird* etwas kommen. Etwas *muß* kommen. Da es dies nicht war – . Du wirst sehen, mein Liebster. Mir ist nicht mehr bang."

Gegen Abend kommt Redys jüngste Schwester, ein blondbezopftes Schulmädchen, mit einem Zettel von seiner Mutter: Sie hat mit seinem Vater gesprochen, morgen früh kann er zur Arbeit kommen. Und in der Markttasche bringt sie Milch, Brot und Butter.

Er wird an die Drehbank gestellt, und da ist er seelenvergnügt. Sein Vater zahlt ihm den vollen Meisterlohn.

Es sind noch knapp zwei Monate bis zur Entbindung.

Lott lächelt still vor sich hin, wenn sie sich nachmittags aus dem Fenster neigt, um ihren Liebsten ankommen zu sehen: nein, jetzt kommt sie sich ganz vor, als spiele sie die Frau, die auf ihren Mann wartet, wenn er von der Arbeit kommt.

Der Reichtum, den Lott jetzt in den Händen hat! Was man sich alles kaufen kann! Es ist die Zeit, wo man bei närrischen alten Trödelhändlern, die nicht auf dem laufenden sind mit den Valutakursen, herrliche Sachen fast für nichts haben kann. Lott kauft elf Davenportteller, eine feine Alabasterschale, einen "echten" Samowar, alle möglichen schönen Dinge, die sie mit einem herzpressenden Entzücken in die Hände nimmt. Und immer steht das Zimmer voller Blumen.

Sie verbringt sogar vierzehn milde goldene Herbsttage in einer kleinen Pension auf dem Lande, in einem fast schmerzenden Glück des Friedens und der Stille, während ihr armer Liebster arbeiten muß und nur sonntags für einige Stunden zu ihr kommt.

Birken im Goldgeschmeide tanzen
Vor blassem Seidenblau
Und schleierndem Duftgespinst.
Buchen lodern in Brand
Ach, oder bluten still Erde zu.

Flammen stehn zu beiden Seiten
Des Wegs, den wir schreiten.

Falbes Gold umbrandet und Purpur
Den selig zögernden Fuß.

Nur wie durch einen wattierten Vorhang kommen die Geräusche der Welt zu ihnen. Erst als der Aufstand der Hamburger Arbeiterschaft zerschlagen ist, erfahren sie davon; und daß Karl Ross einer der ersten auf den Barrikaden war und einer der letzten, die sich festnehmen ließen. Jetzt sitzt er im Gefängnis, und die von der K.P.D. aufgezogene Rote Hilfe, die allen Kämpfern Pakete ins Gefängnis schickt und ihren Familien hilft, kennt ihn nicht.

Die Unterdrückung des Aufstands hat ein kurioses persönliches Nachspiel für Lott.

Redys junge Schwester Lore hat entbunden, und Lott geht jeden Tag zu ihr in die Entbindungsanstalt. Dabei muß sie den Eilbeck-Kanal überqueren; es gibt nicht wenige Brücken über den Kanal.

Eines Tages kommt sie an die Brücke, über die sie meistens geht. Da stehen Neugierige, glotzen, schwatzen. Eine lose hingestellte Barriere schließt den Zugang zur Brücke ab, und ein Schild mit klotzigen schwarzen Buchstaben: "Halt! Wer weitergeht, wird erschossen."

Eine Wut springt auf in Lott. Nicht einmal Wut eigentlich: Indignation. Die sind wohl verrückt geworden, wollen mich hindern, meinen Weg zu gehen, mit groben Drohungen noch dazu! Wär ja noch schöner.

Und schiebt resolut die Barriere zur Seite und geht. Sie geht ruhig und gelassen, in sich ein festes Fundament von Trotz: das wollen wir doch mal sehen.

Hinter ihr ist es plötzlich lautlos still. Idioten, denkt sie, wenn ihr euch eine solche Herausforderung gefallen laßt! Wenn die da vorn ebensolche Dickköpfe wären wie ich, dann müßten sie eigentlich schießen, nur um den Gaffern zu beweisen, daß ihr Wort gilt. Aber eben: man tötet nicht einen Menschen, nur um Gaffern was zu beweisen.

Drüben steht ein Soldat im Stahlhelm, fuchelt aufgeregt. Ein Offizier kommt heraus, und beide sehen gespannt und stirnrunzelnd Lott entgegen, die mit ihrem gewohnten Ernst gleichmütig angewandert kommt.

"Entschuldigen Sie, aber ich muß zu meiner Schwägerin, sie liegt in Wehen und sie will mich sehen." Ihr hochmütiger Ton ist ein wenig von Nettigkeit gemildert; die waren ja auch nett.

"Aber haben Sie denn das Schild nicht gelesen?" Der junge Schnösel von Offizier ist ganz aufgeregt. (Der Soldat ist auch so ein Milchbart.)

"Natürlich, aber ich konnte mir nicht denken, daß Menschen auf eine Frau schießen." Jetzt ist ihre Stimme wärmer, und sie sieht dem Offizier mit einem Anflug von Herzlichkeit in die Augen. (Daß sie schwanger ist, konnten sie bei ihren ersten Schritten auf der Brücke kaum sehen.)

"Nun gut, aber auf dem Rückweg nehmen Sie lieber eine der andern Brücken, da nach rechts rüber, selbst wenn es einen kleinen Umweg macht. Die sind nicht gesperrt."

"Gewiß, wenn es andere Brücken gibt, die nicht gesperrt sind!"

Sie geht geradeaus, solange die sie sehen können, und dann erst biegt sie nach rechts ab und muß jetzt tatsächlich einen kleinen Umweg machen, um zu der Entbindungsanstalt am Kanal zurückzukommen: die waren nett, da will sie ihnen auch nicht die Enttäuschung bereiten, daß ihre Nettigkeit überflüssig war. – Wahrscheinlich haben die Barmbeck abgesperrt; die andern Brücken, "nach rechts rüber", führen schon nicht mehr direkt in die Arbeitergegend.

Eigentlich hätte sie diesem jungen Mann sagen können: wenn es lebensgefährlich ist, über eine Brücke zu gehen, dann sperrt man sie solide ab, so daß das Betreten unmöglich ist, und ohne martialische rhetorische Schreckschüsse; und keinem Passanten wird es einfallen, eine Kletterpartie zu veranstalten.

In der Entbindungsanstalt kann sie sichs nicht versagen, jeden Tag am Auskunftschalter nach *Frau* Spenzer zu fragen. Jedesmal antwortet ihr die gleiche gereizte Richtigstellung: "*Fräulein* Spenzer, bitte." Dann korrigiert Lott unerschütterlich: "Da sie ein Kind hat, dürften Sie wissen, daß sie eine Frau ist, rein klinisch." Manchmal fügt sie auch eine kleine Randbemerkung über den Takt hinzu. Du mein lieber Schreck – bring den Leuten Vernunft bei – !

Die kleine Deern hat einen kräftigen, gesunden Bengel zur Welt gebracht. Die Großeltern sind so stolz und glücklich, als sei er ihr eigenes Werk.

Sie waren überhaupt fabelhaft, die alten Leute, als die sechzehnjährige Lore ihnen "ihren Fehltritt gestand"; was in einer recht ruhigen und sachlichen Form geschehen zu sein scheint, nur zum Schluß brach die arme Kleine in Tränen aus. Kein böses Wort haben sie ihr gesagt; und es muß ein grausamer Schlag für sie gewesen sein: dies Kind, kaum aus der Schule entlassen. Von Heirat wollten sie nichts wissen. "Ihr seid beide noch dumme Gören, damit wartet man noch ein paar Jahre, dann kann man sehen. Solange bleibst du hübsch zu Hause mit deinem Kind."

Die ganze Zeit, noch ehe sie wußte, wie ihre Eltern es aufnehmen würden, war das kleine zierliche Mädchen bewundernswert; so vernünftig, resolut und tapfer. Sie sagt dasselbe wie ihr Hermann: "Natürlich, es wäre besser, es wäre nicht passiert. – Aber wenn das Kind erst da ist, werde ich es auch schon lieben," fügt sie dann hinzu. – Wie mit einer kleinen Frau konnte man mit ihr sprechen.

Redys Mutter ist eine schlanke, feingliedrige Frau, mit einem solchen Ausdruck von Resignation in dem stillen, durchscheinend blassen Gesicht, daß es einem weh tut. Der Vater ein gemütlich prustendes Walroß, selbst sein struppig hängender Schnauzbart ist wie bei einem Walroß. Schade, vor allem für die Mädchen, daß keins der Kinder die herbe Schönheit der Mutter geerbt hat; alle gleichen sehr ihrem Vater.

Lächelnd denkt Lott: Aber wie dieser Alte wird mein Liebster später doch nicht werden.

Sie nimmt es ihnen nicht übel, daß sie ihre Schwiegertochter nicht lieben – aber ganz und gar nicht lieben: statt ihren Sohn auf den Weg der Rechtschaffenheit zurückzuführen...

Jetzt hat Lott auch nicht lange mehr zu warten.

Je näher die Entbindung rückte, umso quengelig wurde Frau Kalewski, ihre Wirtin: sie will kein Baby in ihrem Zimmer, alle ihre guten Möbel werden ruiniert, und das Geschrei nachts! Ihr Mann ist so empfindlich; sie müssen sich was anderes suchen.

Ihr Mann...! Sie sind sprachlos vor Verblüffung. Und die sechzehn Kinder – ? Aber vielleicht haben die allmählich eine Babyphobie in ihm hervorgerufen.

Sie kann sie nicht hinaussetzen, aber sie kann einem das Leben vergällen, wenn sie es drauf anlegt. Die kann es sicherlich, und nicht schlecht. Und Lott muß in ihrer Küche kochen und waschen; und wenn sie es nicht mehr erlaubt?

Lott wandert durch die Straßen mit ihrem schweren Leib und mit schwerem Herzen: vier Wände des Friedens für mein Kind.

In dieser Zeit wurzelte sich wohl in ihr die Gewohnheit fest, die sie ihr ganzes un-
stetes Leben lang nicht verlor: das Suchen nach einer Heimstätte, das Träumen von vier
Wänden um ihr Leben herum. Immer wird sie ihr Zuhause in einem Kofferchen mit sich
herumschleppen müssen.

Die Gewohnheit: die Fassaden und vor allem die Seitenmauern der Häuser absuchen
nach einem leeren Fenster. In Hamburg und überall in der Welt gibt es so viele schnurrige
Häuser in halbvergessenen Straßen, da denkst du immer: in dem Giebel wohnt sicher kein
Mensch. Und du träumst: da vielleicht kannst du hausen. Verfallen – ? Mein Gott: je
verfallener, desto hoffnungsvoller. Vier Wände, die dein Zuhause umhüten.

Und wie sie weitergeht, sieht sie die vier Wände, gerade wie sie in dem Haus sein
müssen, das sie eben sah, und sie macht sich in ehrsiger Arbeit daran, sie wohnlich zu
machen, ganz realistisch, mit dem, was sie hat und erreichen zu können hofft. Zuletzt
schmerzt ihr der Kopf, so intensiv war sie dabei, sich alles vorzustellen und sich auszu-
denken, wo sie dies herkriegern und wie sie das einrichten könnte. Einen Sessel müßten wir
haben vor dem Fenster, man sieht da ganz hübsch auf die pittoreske Kanalecke...

Schließlich nimmt sie sich ein Herz und fragt. Aber immer gehört das Fenster zu einem
bewohnten Zimmer, wo ein alter Onkel der Familie haust, oder es ist eine Werkstatt, oder
die Leute können bloß da ihre Wäsche zum Trocknen hängen, es ist ja auch nur der
nackte Boden ohne Verschalung und alles. Wie die Zeit fortschreitet, kommt es Lott vor:
ein Boden ohne Verschalung und alles kann doch ganz romantisch sein. Sie braucht vier
Wände, um ein Kinderbettchen hineinzustellen... Aber wenn sie dann sagt: "Gott, das
würde für meine Zwecke genügen," sehen die Leute sie mißtrauisch an, als meinten sie,
sie wolle da eine Falschmünzerei aufmachen oder serienweise kleine Kinder umbringen.

Und sie geht weiter, tastet weiter mit den Blicken die alten Häusermauern ab.

Ihre Stunde kommt heran, und sie hat nichts gefunden.

Die Wehen beginnen an einem Sonnabendabend, während sie mit Redy im H.-K. sitzt.
Sie läuft nicht gleich fort, sie weiß, daß es bei der ersten Entbindung lange dauert. Es ist
auch nicht schlimm, nur hin und wieder ein leises Ziehen. Es macht sie froh und auch
ein wenig stolz, mit welcher Anteilnahme die Freunde in ihr erblassendes Gesicht sehen,
wenn es sie packt, und ihre Bewunderung zu spüren, wenn sie trotzdem gleichmütig das
Gespräch fortsetzt.

Da es stundenlang nicht schlimmer wird, beschließt sie: wir gehen nach Haus. Sie hat
keine Lust, eventuell noch tagelang mit einem bißchen Ziepen in einem schrecklichen Saal
voller Geschwätz zu liegen. Frau Elly, die den Oberarzt von Lohmühlen kennt, hat sich
versprechen lassen, daß Lott in ein Zweite-Klasse-Zimmer kommt, aber es ist möglich, daß
nicht sofort eins frei ist.

Und dann geht es doch nicht mehr.

Es ist ein weiter Weg von Eilbeck bis zum Lohmühlenkrankenhaus.

Sie gehen bei den Eltern vorbei und wecken sie, um ihnen Bescheid zu sagen. Lott
leuchtet vor Glück.

Die Eltern haben ihnen Geld für eine Taxe gegeben. "Ach, iwo, die wissen ja von
nichts," sagt Lott draußen. "Man soll sich gerade tüchtig bewegen, umso leichter kommt
es. Dafür kaufst du mir lieber ein paar schöne Nelken."

Und sie geht vorsichtig, auf ihren Redy gestützt. Wenn die Wehen aufsteigen, fällt
sie ihm um den Hals, lachend und stöhnend und so glücklich froh zu spüren, wie er sie
angstvoll mit starken Armen hält.

Als die Schwester sie rasiert, denkt sie mit einem fernen Lächeln: wie die das macht! Redys Finger waren zärtlicher –

Da schießt ihr das Wasser aus dem Leib, der Schwester gerade über die Hände. “Oh verzeihen Sie,” stammelt Lott mit brennendem Kopf, “ich konnte nicht – es kam so –”

“Macht nichts. Ist das Fruchtwasser. Da können Sie auch nichts machen. Haben zu lange rumgestrampelt, ehe Sie herkamen, Muttchen!” meint die Schwester mißvergnügt.

Der Sonntagmorgen dämmt noch nicht.

Geburt.

Die Welt hört auf zu sein.

Wehen.

Manchmal ist es Tag in dem hohen, weißgekachelten Saal, manchmal liegen ihre Augen im Schatten einer starken Lampe, die auf ihren Leib gerichtet ist.

Verlassen auf dem Grund einer keuchenden Hölle, ausgeliefert dem rasenden Sturm der Wehen.

Wenn sie für unendlich süße Minuten der Stille sich auf einer hellen Oberfläche des Atemholens schweben fühlt, begreift sie, staunend, warum es heißt: Wehen. Sie wehen gellend wie zusammengepreßter Sturm mit der eisigen Schärfe einer brennenden Klinge durch dich hindurch, spalten dich, zerklüften dich, reißen das Rückgrat aus deinem Leib. Und wehen rasend, gellend, wehen – . Und jeder heulende Millimeter Sturm, der schneidend hindurchrast, reißt den gellenden Schmerz in immer unmenschlichere tobende Kaskaden von brüllendem Nichtmehrkönnen.

Sie brüllt. Sie heult nach Redy. Redy muß bei ihr sein. Nur er kann ihr helfen. Seine Hand auf ihrer Stirn – Redy – !

Und ist wieder hinweggerissen vom schreienden Höllensturm der Wehen.

Hin und wieder kommt eine Schwester, schlägt die Decke zurück, schaut und geht kopfschüttelnd wieder fort. Hin und wieder ist jemand da, der sagt: “Pressen Sie –” Und fügsam hört sie den Anweisungen zu und preßt. Sie will ja alles, alles – Redy – !

Wehen und Wehen und Wehen –

Sie weiß nichts mehr von Tag und Nacht. Nur die eisige Schlucht zwischen Rückgrat und Körper, durch die sich das brüllende Feuer der Wehen reißt.

Sie weiß nichts mehr von Redy.

Am Dienstagnachmittag nimmt der Arzt die Zange.

Eine hohe geriffelte Glaswand, durch die Sonne bricht. Ein junges Gesicht, das sich mit brüderlich gutem Lächeln über sie neigt: “Stützen Sie Ihr Knie fest gegen mich. So. Und auf der andern Seite gegen meinen Kollegen. Fest. Gleich haben wir es geschafft. Hören Sie mich – ?”

Ihre Lippen sind aus Holz, und das Lächeln, das dem unbekannten Bruder antworten will, zerbröckelt wie Gips in ihrem vom Schreien zerklüfteten Gesicht.

“Sie müssen jetzt ganz wach bleiben, ganz aufmerksam. Wenn der Arzt sagt: Pressen Sie – . Wenn er sagt: Nachlassen –”

Etwas tun können. Nicht mehr ausgeliefert sein. Sie findet noch einen Willen. Ihr Wille verknotet den dünnen, atemlosen Rest von zerrissenem Leben zu wachem Gehorsam.

Pressen – Nachlassen – Nachlassen – Pressen – Pressen – *P r e s s e n* –

Das harte, brennende Eindringen des Stahls. Die trockene, versengende, widerstrebende Masse, ungeheuer herausquellend, die sie zersprengt in einem Schrei –

Schweigen, ganz gestillt.

Und da ist der eine Augenblick, der dich sterbliches Geschöpf lebend in die Hand der Ewigkeit legt. Der einzige Augenblick im Leben, der jenseits aller Worte ist wie der Tod.

Warmes glitschiges Zappeln zwischen den ermattet zitternden Schenkeln – ein kleines Tier, weich und warm und naß, zappelt in deinem Blut, Gliederchen schlagen weich an dein erlöstes Fleisch –

Mein Kind.

Und das blutwarme blutnasse Zappeln an deinem zitternden Fleisch sprengt dein Wesen, weitet dich unermesslich in erschütternde Seligkeit als hieltest du in deiner Brust das Sternezittern im unendlichen Raum.

Nein. Kein Wort kommt da heran.

Immer wird Charlotte die Männer bedauern, weil dies ihnen verschlossen ist.

[⁵⁰]

Alf.

Neun Tage hat das Kind gelebt.

Nie schien es zu schlafen: fast jedesmal wenn die Schwestern in sein Körbchen sahen, das am Fußende von Lotts Bett hing, fanden sie seine Augen offen. Und Lott spürte mit Entzücken, durch die schwanken Eisenrippen ihres Bettes, wie das Kind sich bewegte; manchmal schien es ihr gar, als werfe es sich ganz kräftig auf die Seite.

Wenn im grauenden Morgen die Nachtschwester die Kinder zurückbrachte, sagte sie lobend: “Der kleine Alf ist so ein artiges Kind! Er weint nicht *einmal* die ganze Nacht.”

Auch bei Tage schreit er fast nie. Nur manchmal läßt er, wie er so an der Mutter Bett hängt, ein zartes Tönchen hören, wie vergnügt; und das scheint ihr das Süßeste auf der Welt.

Nur wenn es an die Brust gelegt wird, schläft es regelmäßig ein.

Lott ist eine sehr aufreibende Patientin. Über alles, was sie und ihr Kind angeht, hat sie ihre eigene, festumrissene Ansicht, und sie will, daß danach verfahren wird. Die Schwestern beglückwünschen sich alle, daß sie in einem Einzelzimmer liegt; sie hätte den ganzen Saal verrückt gemacht.

Wenn das Kind an der Brust einschläft und die Schwester es, Kopf nach unten, unter die kalte Wasserleitung hält, mit ein paar ermunternden Klapsen auf den kleinen Podex, protestiert Lott heftig. Die Schwester weiß es natürlich besser. Sowie das Kind wieder an ihrer Brust liegt, schläft es wieder ein. Und die Marter beginnt von neuem, und Lott protestiert immer heftiger.

Und bei jeder Stillung ist es dasselbe, und jedesmal schreit und tobt Lott aufgeregter.

Sie zieht die Milch mit einem Saugapparat aus ihren schmerzenden Brüsten, die hart

⁵⁰ Anmerkung der Autorin: “‘Geburt’ Frau Bayer geschickt.”

sind wie Holz. Das Kind nimmt auch die Flasche nicht.

Die Schwestern geben sich Mühe; sie legen das Kind andern Frauen an. Da wird Lott so aufgeregt, daß sie Fieber bekommt: "Der Einfluß fremder Frauen – !"

Schließlich wird das Kind auf künstlichem Wege ernährt. Lott tobt: "Sie legen es doch fremden Frauen an!"

Die Schwestern sind Engel: "Aber nein, Muttchen, beruhigen Sie sich doch, um Gotteswillen; es schläft bei andern ebenso ein wie bei Ihnen."

Dabei ist es das schönste Kind, da ist Lott ganz objektiv. Es ist nicht verschrumpelt, nicht verhungert, nicht von der Zange verunstaltet. Groß und kräftig.

Zu jeder Stillung wird es wieder angelegt, damit es sich endlich gewöhne; und jedesmal schläft es so süß, während die Milch ihm ganz von selbst aus den fiebernden Brüsten über das Mäulchen springt.

Und Lott hat Milch für zwei! Einmal legt man ihr ein fremdes Kind an. Und sie kann es nicht helfen, daß sie fast mit Grauen auf dies arme, elende, verhutzelte Tierchen sieht, das sich gierig an ihrer sprengenden Brust festtrinkt. Sie schämt sich und schaudert fast vor sich selbst: so wenig wahre Liebe hast du, Lott.

Aber an diesem Grauen hat auch der Gedanke teil: und wenn man mir meinen Alf, *mein Kind*, ausgetauscht hätte – hätte ich es erkannt? Ich hätte mit derselben Liebe dies Unglückswürmchen genährt und es mein Leben lang geliebt als mein Kind. Wie kann es anders sein? Und doch will sie nur ihr eigenes Kind als das ihre lieben, das sie aus ihrem Leibe geboren hat und aus ihrer Seele neun Monate lang geformt und genährt.

Und Redy – ? fragt sie sich. Sie weiß nicht das Datum ihres "Fehltritts", aber soweit sie es in ihrer Erinnerung durch andere Umstände fixieren kann, ist es sehr möglich, daß Redy ein Kind als das seine lieben wird, das nicht aus seinem Samen stammt. Aber nicht dies und nicht ihr Schweigen bedrückt sie mehr. Bis jetzt hat sie geschwiegen, um ihm nicht dies aufzuerlegen, das zu schwer für ihn wäre; es auf sich zu nehmen, und sei es als Schuld. Jetzt aber meint sie zu erkennen: das Kind ist souveränes Reich der Mutter. Das ist kein Ausweichen; es ist eine Erkenntnis aus dem Erlebnis der Geburt.

Höchstens spürt sie gelegentlich die detachierte Freude des Experimentators: wie wird dies Kind sein, dessen Same vielleicht von dem einen, ihr fremden Mann in sie gelegt wurde und das alle psychischen Einflüsse von dem erhält, durch den ihre Seele lebt? – Und wir werden andre Kinder haben, und sie werden auch leiblich Redys Kinder sein.

Eifrig pumpt Lott sich die Milch ab, um sie den Kindern zu geben, deren Mütter nicht genug haben. Einen Teil davon tut sie in ein Fläschchen und gibt es Redy, der täglich kommt. Und leise ist dabei auf ihrem tiefsten Grund die zärtliche, herrische Mütterlichkeit: so wird er ganz mein.

Wenn er an ihrem Bett sitzt, klein und mager, mit dem geliebten blassen und hageren Meerkatzengesicht, die klugen Augen hinter der Hornbrille scheinend vor Liebe und Glück, dann ist sie ganz durchtränkt von Liebe und von ihrem Einandergehören. Und ihr Zweifel an seiner Vaterschaft gibt keinen Schatten. Diese Tage, die sie miteinander durchlitten um des Kindes willen, als er durch die Straßen raste, irr vor verzweifelter Angst, haben sie fester als je aneinandergebunden – Same oder nicht Same.

Am achten Tag kommt eine Schwester herein, schaut in das Körbchen – reißt das Kind in Hast heraus und verschwindet. Lott ruft, schreit, tobt. Dann wird sie still und fühlt ihr Herz in schmerzhaft harten Schlägen pochen: mein Kind –

Nach einer ganzen Zeit kommt der Oberarzt herein mit seinem ganzen weißbekit-

telten Gefolge. "Ihr Kind – wir werden alles Menschenmögliche tun – zwei Spezialisten aus der Stadt zugezogen – Komplikation am Gehirn, wahrscheinlich die Folge der Zange, unvermeidlich – werden für alles Ihre Zustimmung einholen – jetzt halten wir eine Lumbalpunktion für unerlässlich."

Lott muß die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht zu schreien: Lumbalpunktion! Als tauchte man ihr selbst die Nadel ins Rückgrat.

Dann sagt sie rauh: "Wenn es nötig ist –"

Hilflos ausgeliefert fühlt sie sich und ihr Kind. Was weiß sie denn!

"Es ist nötig."

Am nächsten Tag, als Redy kommt, bringt man ihnen das Kind und legt es auf Lotts Bett. Man hat es ein wenig seitlich gelegt.

Da liegt es und atmet schwer. Seine Augen sind auf die Mutter gerichtet, und es sind nicht die Augen eines Säuglings, der acht Tage erst gelebt hat. Das ganze Leid der Welt spricht daraus, als hätten sie schon alles erlebt und alles verstanden.

Und wie dieser Blick ihres Kindes sie durchdringt, öffnet er eine ganz andere, schmerzlichere – eine wahrere Tiefe ihrer Liebe.

Nie ist dieser Blick aus ihrem Hirn verschwunden.

Sie haben wohl beide schon begriffen –

Als am nächsten Morgen, früher als sonst, Redy still ins Krankenzimmer tritt, beginnt Lott zu weinen. Ihr Kind ist tot.

Jemand kommt, während Redy noch bei ihr sitzt. "Entschuldigen Sie, aber bei Ableben von Neugeborenen stellen wir immer diese Frage: wollen Sie es selbst bestatten, oder wollen Sie, daß es mit in den Sarg eines Erwachsenen gelegt wird?"

In einer Aufwallung ruft sie: "Ich will es haben, es ist mein Kind! Ich will es selbst irgendwo im Walde begraben."

Mitleidiges Lächeln. "Das ist nicht gestattet. Begräbnisse dürfen nur auf Friedhöfen stattfinden."

Und schon erkennt sie, daß dieser Aufschrei aus einer jugendlichen Romantik kam, die jetzt wohl für sie vorbei ist. Sie sieht die Augen, voll von unendlichem Leiden. Was darin ihr eigen war, was daraus sie durchdrang, lebt nicht mehr in den gebrochenen Augäpfeln der kleinen Leiche.

Ein Begräbnis veranstalten, mit allem Klimbim; seine wahre tiefe Trauer an einen Haufen Äußerlichkeiten kleben, sie davon aufsaugen lassen; in einer Reihe schmaler Erdhügel einen Erdhügel mieten, um zu wissen: was darunter zerfällt, war einmal das flüchtige Gefäß für diesen Lebensfunken: mein Kind? Gießkanne schwenken, Stein setzen, den unwiederbringlichen Verlust dieses einzigen Lebens ersetzen, überschmieren wollen mit Händevoll Sachen, Geschäftigkeiten – . Sentimentalität wie der Wald. Unwahr. Und feig.

Ruhig sagt sie: "Sie können es zu einer andern Leiche in den Sarg legen."

Man bringt Lott in einen andern Flügel der Gynäkologischen Abteilung, damit sie die andern Babys nicht hört.

Die grauhaarige Frau, mit der sie jetzt das Zimmer teilt, hört eine Weile ihr leises Weinen an, dann sagt sie sanft zurechtweisend: "Aber nun weinen Sie doch nicht die ganze Zeit, das macht es ja auch nicht anders. Ich hab meinen Jungen verloren, als er 23 Jahre alt war; das ist ganz was andres als ein Neugeborenes."

Sofort hört Lott auf zu weinen. Sie spürt eine dumpfe Ruhe in sich und wie ein Eingeschüchtertsein: ja, das ist ganz was anderes, begreift sie. Und denkt beinahe mit Entsetzen: aber wer bin ich denn, daß so ein Vergleich mir meinen Schmerz abnehmen kann wie eine tote Haut? Aber dann wird sie ihres Verlustes in einer ganz andern Tiefe ihres Wesens inne als einer ausgebrannten Öde, und sie erkennt: auch die Tränen waren noch schwächliche Äußerlichkeiten, Sachen – ein Mittel, sich an einer atembaren Oberfläche seines Schmerzes zu halten.

Als die alte Frau erfährt, daß das Kind erst heute gestorben ist und daß es neun Tage alt geworden ist, entschuldigt sie sich gutmütig. Ja, siehst du wohl, denkt Lott mit freudloser Befriedigung. Aber die grausam bittere Erfahrung des nackten Schmerzes hast du mich doch gelehrt, und da bin ich nun.

Lott will nicht im Krankenhaus bleiben.

Der Oberarzt selbst bemüht sich: sie muß unbedingt drei Wochen liegen nach einer solchen Entbindung und nach allem, was dann folgte. Sie bleibt bei ihrem Willen, und sie muß unterschreiben, daß sie das Krankenhaus auf ihre Verantwortung verläßt.

Der "Mäzen" holt sie mit seinem Wagen ab. Behutsam helfen die beiden Männer ihr die Treppen hinunter und in den Wagen. Still sitzt sie neben dem guten Menschen mit dem bekümmerten Gesicht und sieht auf ihre leeren Arme.

Du stehst immer wie am Abend
Und siehst immer nur in dunkles Feld.

Immer ist der Himmel trüb
Und was vom Glücksein dir verblieb
Ist nur ein heller Stern
Der fern funkelt
Und winkt
Als sei er ein Fenster von deinem Haus
Das weit liegt
Und in dem du nie heim sein wirst.

Redy

Während Lott Tage und Nächte hindurch mit den Wehen kämpfte und die irre Angst, sie zu verlieren, an seinem Herzen zerrte, lief Redy verzweifelt herum, ein willigeres Dach zu finden. Endlich, als das Kind schon geboren war, machte Frau Kalewski sich selbst auf und verschaffte ihm eins. In einer breiten "Terrasse", parterre, wohnt ein alter Mann, der ihm von seiner Wohnung ein Zimmer und die sehr saubere Küche für einen geringen Preis vermietet und ihm auch billig einige schöne alte Möbel verkauft.

Ihre Fenster gehen auf einen graugepflasterten Hof hinaus, eng wie ein Lichtschacht. Und sie haben doch immer das merkwürdige Glück, auf die unwahrscheinlichsten Gestalten zu stoßen! An Ungewaschenheit und Ungelüftetheit gibt dieser Alte, bärtig wie ein Weihnachtsmann, es in nichts der Hulda nach. Dazu ist er nicht ganz richtig im Kopf. Jedesmal wenn er seine Mieter sieht, klagt er ihnen, wie er während des Krieges 136 Goldstücke in seinem Küchenschornstein versteckt hatte, und die hat ihm jemand da

rausgestohlen. Vielleicht hat das ihm den Knacks gegeben. Wenigstens trinkt er nicht. Trotzdem, wenn man in den kleinen Vorplatz seiner Wohnung tritt, ist da ein ganz kräftiger Gestank, daß man meint, man könne die Luft in Stücke schneiden: Moder, Muff, und als wenn die Wände Atem und Dunst des alten Mannes, der bei immer geschlossenen Fenstern zwischen ihnen lebt, jahrelang eingesogen hätten und sie nun wieder ausatmen. Bei der alten Hulda war die Luft schärfer, dünner, gleichsam zersetzt und zersetzender; hier ist sie erstickend dick. Ganz unerträglich ist es in den zwei Zimmern, die ihm geblieben sind und wo sich viele gute Möbel und tausend Sachen übereinanderstapeln; er sagt, er habe früher zwei große Wohnungen gehabt.

Hier wenigstens haben sie ihre Fenster, die sie öffnen können; und wenn sie auch nur auf den von Fenstern eingegitterten Lichthof hinausgehen. Wenn Lott zu dem Alten ins Zimmer geht, muß sie sich das Taschentuch vor Mund und Nase halten; zum Glück macht es dem harmlosen Mann nichts aus. Aber er hat so interessante Sachen, die er einem verkauft, wenn er die Laune danach hat, und nicht teuer. Auch ihre Freunde, die zu ihnen kommen, gehen manchmal zu ihm hinein, um einen kleinen Handel mit ihm zu machen oder auch nur um das Unikum in seiner Trödelhöhle zu sehen, wo er Nacht für Nacht angezogen auf einem nackten Sofa schläft. Einem ist es dabei passiert, daß er hinausrennen und erbrechen mußte.

So einer ist dieser Alte: Weihnachten haben Lott und Redy schon manche Woche bei ihm gewohnt; da kommt er und fragt: "Was ich sagen wollte – ich hab Ihnen doch einen Tisch verkauft, als Sie hier einzogen; war da nicht ein Kamm in der Schieblade? Nein? Na, dann weiß ich nicht... Das ist aber wirklich ärgerlich: nun will man sich mal kämmen, und dann hat man keinen Kamm!" Und als er später einmal mit Grippe ins Krankenhaus kam, klagte er noch lange nachher sehr erbost, daß man ihn da gebadet und rasiert und jeden Tag gewaschen hat – als wenn er dreckig wäre.

Lott und Redy leben fast ausschließlich in dem Zimmer, das hinter der Küche liegt; so ist die Küche wie ein Puffer zwischen der dicken Stickluft des alten Mannes und ihrer eigenen Atmosphäre. Redy hat die Wände des Zimmers neu gestrichen, gleich nach Lotts Heimkunft; er hat sie derweilen in der Küche gebettet. Sie sind für absolute Farben, sie wollen nichts Gebrochenes und Gemischtes und sie haben Rot gewählt. Ein dunkles, schweres Rot bis an die hohe Decke hinauf, das auf den Kalkwänden aussieht wie schmutziger Purpur oder wie leicht geronnenes Blut. Sie sind ganz zufrieden damit, obgleich es den Raum sehr dunkel macht. Erst mit der Zeit merken sie, daß diese Farbe auf die Dauer doch wohl keinen guten Einfluß auf das Gemüt ausübt.

Lott liegt zwischen den schweren, dunkelroten Wänden, die alles Licht auffressen. Sie ist zu früh aufgestanden. Wie es nun mal so ist: man schlüpft schnell mal aus dem Bett, bloß ein bißchen Ordnung schaffen, damit der Liebste sich nicht damit plagen braucht, wenn er von der Arbeit kommt – ein Mann versteht es auch nicht so richtig – und legt sich rasch wieder hin; das war ja gar nichts. (Sorgfältig spannt sie dabei ihre Bauchmuskeln, damit sie keinen Hängeleib bekommt.)

Aber das Unglück ist geschehen. Ein dünnes Blutfädchen rinnt ohne Unterlaß. Und als sie dann ganz aufsteht, weil die vorgeschriebene Zeit vorbei ist – und das Blut nun wird sich schon von selber geben! – wird es zu einem strömenden Faden. Bald hat sie keine Kräfte mehr.

Sechs Wochen liegt sie so. Jeden Nachmittag, wenn Redy nach Haus kommt, sieht er seine Baabe blasser, schmaler, apathischer und ihm unaufhaltsam immer weiter entrückt.

Die Ärztin macht Einspritzungen; der Schenkel schwillt an, wird schmerzhaft hart, als sprengten Holzkloben die Gewebe auseinander. Der Blutfaden sickert ohne Unterlaß und spült ohne Unterlaß das Leben aus ihrem Leib.

Maria ist gekommen und hat sich erboten, Lott zu pflegen. Fast mit Haß sieht Redy sie mit ihren langsamen Bewegungen herumhantieren; da geht die rum, das blöde, fette Mastodont, frisch und gesund, und seine herrliche einzige Baabe gleitet ihm weg zu den Schatten.

Redy denkt an Dr. Warlies, den Naturheilarzt, der Lott ihre ganze Mädchenzeit hindurch behandelt hat. Redy ist sehr für Naturheilbehandlung, aber dies ist der Arzt seiner Schwiegereltern; von denen kann nichts Gutes kommen. Aber dann kommt ein Tag, wo Lott auf seinen Gruß nicht mehr antwortet, als er nach Haus kommt. In einer Panik von Angst läuft er Dr. Warlies telefonieren.

Nach zwei Tagen sind die Blutungen gestillt. Lott taucht wieder zum Leben auf.

Als sie zum ersten Mal mit vernehmlicher Stimme etwas zu essen verlangt und ihn dabei mit ihren immens gewordenen Augen ganz klar und beinah munter ansieht, fühlt Redy, daß sein eigenes Leben ihm wiedergegeben ist. Wenn dies blöde treue Mastodont nicht im Zimmer wäre... So kann er nur Maria auf den Rücken hauen, daß es klatscht: "Siehst du wohl, du dickes Kamel? Unkraut vergeht nicht! Nun aber aufgetragen, daß es bloß so wackelt!"

Kurz darauf gibt Redy die Arbeit bei seinem Vater auf. Es ist zu fürchterlich, Tag um Tag an die Drehbank gefesselt zu sein, wenn man nur immer neben seiner wiedergeschenkten Frau sitzen möchte. Und jetzt hat es doch keinen Sinn mehr, stimmt Lott ihm zu. Um ihretwegen soll ihr Liebster sich sicher nicht versklaven.

Schon seit Jahren hat Lott die Gewohnheit, wenig zu schlafen. Meistens war es die Arbeit, ein anderesmal verrückte Geselligkeit. Seit ihre Liebe zu Redy ihre Erfüllung fand, war es köstlich, sich über seinen Schlaf zu neigen, in der Stille der Nacht. Alle ihre verzückten und innigen Liebesgedichte sind in solchen Nächten entstanden.

Nun beginnt sie, sich vor dem Schlaf der Nächte zu fürchten. Immer geschehen dann ihrem Kind schreckliche Dinge, und atemlos, ohnmächtig reißt und zerzt sie an ihrer Traumgefangenheit und kann ihm nicht helfen. Oder es schmiegt sich in ihren Arm, es liegt an ihrer Brust, daß ihr Herz in Seligkeit aufzittert – und dann wacht sie auf in den dunklen Raum, der so erstickend leer und stumm ist.

Sie hat versucht, ihre tödliche Trauer in Gedichten aus sich herauszusagen; Worte zu finden, die sie lösen können. Es gibt nichts als oberflächliches, ungenügendes Geseime, Hirnprodukte, Sentimentalitäten. Nichts, das, sich befreiend, aus ihren tiefen Herzkammern aufgestiegen wäre, in die ihr Schmerz blockiert ist. Nichts.

Ein paar arme Zeilen vielleicht tasten am nächsten zu ihm hin:

Schwer tropft der Traum von meiner Stirn
Und bohrt und hakt sich wieder fest.
Hüte dich vor der Nacht!
Die Sterne haben ihre Lichter ausgedrückt.
Alle Dinge lassen mich fallen.
Ich hatte ein Kind
Und jetzt hab ich es nicht mehr.

Jetzt in ihren wachen Nächten beugt sie sich wieder über den schlafenden Geliebten an ihrer Seite und hüllt ihn ein in alle Mütterlichkeit, die sinnlos in ihr stockt. Da entsteht noch dann und wann ein wahres Gedicht. Alle mit dem gleichen Klang: "Ich bin deine Mutter."

Bald schreibt sie keine Gedichte mehr. Das eine haben sie nicht auszusprechen vermocht. Jetzt verdorren sie.

Ist es das schlimme Ausbluten, ist es die Überblendung ihrer Liebe durch das Muttergefühl – für eine lange Zeit vergißt Lott, daß sie eine Frau ist. Eine Nacht kommt, da Redy sie nehmen will und sie sich ihm still und entschieden versagt. Kein Wort fällt, nur in ihren Augen gehen banges Fragen und traurige Antwort hin und wider.

Sie will keine resignierte Ehefrau sein, die die Umarmung des Mannes über sich ergehen läßt. So ist nicht ihre Liebe. Und sie will nicht ein neues Kind empfangen, wenn sie nicht den Mann – den Geliebten – begehrt.

[⁵¹]

Einmal beobachtet Gustel sie, die ganz gedankenlos, mit unbewußt mütterlicher Geste Fanzelum auf ihren Knien hält und während des Gesprächs mit abwesendem Lächeln in das bizarre Leidensgesicht schaut. "Lott und ihr Baby!" will er scherzend ausrufen – aber er bringt die Zähne noch gerade rechtzeitig wieder zusammen bei dem Gedanken . . . Und mit einemmal wird der lustige Gustel ganz nachdenklich. Er ist kein dummer Kerl, und während einer Liaison mit einer Psychoanalytikerin hat er unversehens einiges für seine Bildung profitiert. Sieh mal an, denkt er, das sieht ja ganz so aus, als wenn diese Lott, der das Genre "tändelndes kleines Mädchen" so fremd ist, sich in dieser Puppe, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein Symbol geschaffen hätte für ihr totes Kind.

⁵¹Der folgende Absatz steht bereits im Kontext des folgenden Kapitels. Vgl. insbesondere Seite 443.

Kapitel 5

Es kommt vor, daß man Leuten begegnet, die eine rührende Ähnlichkeit mit Menschen haben.

Redy

Und zahlst du auch zehntausend Mark für ein Brikett,
Und machst du die Kochkiste dir zum Bett,
Und hast du keine Kohlen zum Überwintern –
Aber hab Sonne, hab Sonne im H. . . erzen !

Der kleine Pianist der “Jungfrau”

“Die Jungfrau” – ein wunderbarer Name für ein literarisches Kabarett, wenn man es darauf anlegt, die Spießer zu skandalisieren.

Angefangen hat es ganz im Scherz. “Kinder, man müßte ein literarisches Kabarett machen! Mit dem, was wir jeden Tag an Witz verpulvern . . .” Eine verrückte Bande junger Schriftsteller, Maler, Schauspieler; Lott war die einzige Frau bei der memorablen Sitzung, Dr. Nebbich der einzige Vertreter der vergangenen Generation.

Dann hat einer einen Finanzmann gefunden, der in der “Alhambra” einen vielfältigen, außerordentlich mondänen und lukrativen Nachtbetrieb hält, und dem es wunderbar in den Kram paßt, auch die leerstehende Bühne rentabel zu machen. Er mischt sich sogar nicht in ihr Programm, sofern die Einnahmen seine Zugkräftigkeit beweisen und die Kosten für die Bühnenausstattung auf ein Minimum beschränkt sind. Was beides zu seiner Zufriedenheit erreicht wird.

Die Bühnenbilder werden in unermüdlicher Begeisterung fast ausschließlich von Gustel und Andy gepinselt. Zwei tolle Kerle, Maler, denen die drolligsten Ideen für Sketche und burleske Gesangsszenen aus allen Poren spritzen. Nur die zwei auf der Bühne in einer halbimprovisierten Szene von horripilanter Blötheit, und die Zuschauer beißen sich unter dem Tisch in die Knie vor Lachen.

Für die Requisiten muß häufig Lott herhalten. Auf dem runden Kupfertablett ihres Samowars kredenzt die ungetreue Favoritin dem Sultan Abdul Schlafmir Bey den Schlummertrunk, während das Bäuchlein des Samowars den Hintergrund möblieren hilft (“das ist Kupfer, das blänkert, das wirkt türkisch”); Paulchen Kemp braucht – und, oh Schreck, *verbraucht* mit seinen kräftigen Händen! – ein kleines weißes Tischtuch, wenn er

Charlie Chaplin als Barbier pantomimt; Andy stülpt sich Lotts schönen alten Florentiner Hut auf den schwarzhaarigen Schädel und schmückt sich kokett mit Spitzen und flatternden Seidenbändern, um sich als sehnsuchtsvolle ältliche Herbergswirtin "irgendwo in den Abruzzen" von dem diabolischen Räuberhauptmann Gustel in einer girrenden Liebeszene betören zu lassen, ihren – seinen – mehlsackdicken impotenten Mann zu erdulchen. Und Andy ist beinah nochmal so lang wie Gustel – es ist wunderschön.

Der gute Andy mit seiner beängstigenden knochenlosen Schlaksigkeit und den sanften dunkelbraunen Augen in dem Gesicht weich wie vielgekneteter Ton, mit dem er überzeugend ein altes Weib spielt, ohne sich schminken zu brauchen, ist im Umgang ein stiller, weicher Mensch. Gustel, zierlich wie ein Schuljunge, hopst federnd wie ein wahres Springteufelchen auf seinem verkürzten Bein, und sein Gesicht eines Affenbabys ist dauernd in grotesker Bewegung von irgendeinem lustigen oder boshaften Einfall; er hat einen tollen Erfolg bei den Mädchen.

Unversehens ist Redy Maschinenmeister und technischer Beirat geworden und "Mann für alles, wofür man ein bißchen solide Kenntnisse braucht" : er ist der einzige, der den ganzen Abend nicht eine Minute hat, um in den Saal hinunterzukommen. Leider fällt es den andern erst nach einer ganzen Weile ein, daß seine Arbeit ja auch bezahlt werden muß, und als der Finanzmann Manieren macht, drohen sie mit Streik. Der Gauner – natürlich weiß er ganz genau, daß Redy ihm wahrscheinlich zwei Leute erspart, die sich nach Tarif bezahlen ließen. "Seine Künstler" kommen ihn billiger.

Nun, die andern haben alle anderweitige Engagements oder einen Monatswechsel von zu Haus. Lott muß sehen zwei Menschen am Leben zu erhalten mit den paar Pfennigen, die jetzt endlich, beim rasenden Sturz der Mark, nach langwierigen Verhandlungen von Woche zu Woche gezahlt und mühevoll erhöht werden. Lott selbst hat kein Kabarett-Talent, so leid es ihr tut, sie kann nur mal eine Idee geben für die Regie, für einen Sketch, für eine Replik, aber das wird nicht bezahlt.

Trotzdem ist sie fast jeden Abend in der "Jungfrau". Immer kommen ein paar Freunde hin, um sich das Programm nochmal anzusehen, und wenn einer hinter der Bühne gerade mal nichts zu tun hat, macht er auch mal schnell einen Sprung an ihren Tisch.

Lott ist ganz schmal und schlank geworden, und ihre etwas müde oder nachlässige Haltung läßt sie noch größer erscheinen. Das kurzgeschnittene Haar hat für lange Zeit seine sprühenden Wellen verloren und legt sich glatt hinter die zierlichen Ohren mit den angewachsenen Ohrläppchen. Wenn sie in ihrer absorbierten Art gelassen durch den Saal geht, folgt ihr manch erstaunter Blick: sie hat sich angewöhnt, in der "Jungfrau" ein Monokel zu tragen, und sie trägt es mit einer Nonchalance, als sei sie damit geboren. Man muß zugeben, daß es gut zu ihrem kantig schmalen Jünglingsgesicht steht und seiner hochmütigen Herbheit. Aber den meisten scheint eine solche Frivolität nicht zu ihrem Gesichtsausdruck zu passen: ernst bist zur Finsterkeit und so abwesend, daß es abweisend wirkt; erst im Gespräch belebt es sich überraschend, und ein herzliches Lachen kann es ganz weich und sogar schön machen. In ihr Lachen ist Redy ganz besonders verliebt. Es schießt heraus, als hätte es erst eine harte Kruste von schwerem Ernst durchbrechen müssen, und das gibt ihm einen tiefen Klang siegreichen Jubels. "Charlotte das Streitroß" hat Redy anfangs ihr Lachen genannt, das fand sie recht originell, aber das "Roß" ... "Läuten der Siegesfanfaren" – das hört sich schon besser an, wenn es auch dem Kitsch gefährlich nahekommt.

Meistens trägt sie ein kaffeebraunes Wickelkleid, auf das unsymmetrisch einige große goldene Spinnen in weitgespannten silbernen Spinnennetzen gestickt sind; wie eine zweite

Haut liegt es auf ihrem Körper. Es ist ein Meisterwerk von Frau Elly, ebenso wie die russische Kasak mit dicken bunten Wollstickereien; *da* liegt Frau Ellys künstlerische Begabung! Aber sie war todbeleidigt, als Lott so etwas andeutete. (Jetzt fängt Lott übrigens an zu merken, daß wenn sie sich auch noch immer nicht nach der Mode richtet, es im Gegenteil den Anschein hat, als richte die Mode sich nach ihr; es wird wohl so sein, daß sie die Entwicklung der Mode "vorfühlt" und ihr nur voraus ist: das, womit Lott im vorigen Jahr erstauntes Aufsehen erregte, wird heute allgemein als Mode getragen.)

Wie vergessen hängt meistens über ihrem Arm ein drolliges Gewurschtel, eine Schlenkerpuppe, die sie sich mit viel Spaß selbst verfertigt hat und auf die sie unvermutet einige Aufträge bekommt, teils mit, teils ohne; auch eine Mode, die sie zumindest hat lancieren helfen. Ihr komischer Fanzelum gefällt ihr allerdings weit besser als die steifen, süßlichen Machwerke, die man später auf jedem dritten Diwan thronen sieht. Ein langer, dünner Balg von schwarzem Samt wie eine schlechtgestopfte Wurst, die langen, schlenkerigen roten Arme und giftgrünen Beine dünn wie Federhalter; und auf dem weißen Seidengesicht, zwischen Pierrothut und schwarzer Tüllkrause, eine grotesk-schmerzliche Grimasse. Eigentlich kam der Ausdruck zufällig, weil Lott nicht sticken kann. Als das Ding fast fertig war, fragte jemand, ob das ein Männlein oder Weiblein sei, und darauf hat sie ihm höchst sichtbarlich seine Attribute angefügt; ganz ohne Zynismus, kindlich vergnügt über den hübschen Einfall. Fanzelum ist ein Mann, so muß er auch haben, was einem Mann gebührt. Wenn sie abends durch den Saal geht, zeigt sie Fanzelums Gemächte nicht extra her, aber es ist ihr auch egal, wenn man es sieht. Unter dem kurzen steifen Ballerinenröckchen von schwarzem Tüll ein stattlicher schwarzseidener Penis mit einer rotseidenen Eichel, und das pralle Hodensäckchen aus giftiggrüner Seide, in dem zwei Erbsen sich gegeneinanderschieben lassen.

Es soll Leute geben, die sich von dergleichen sexuell exzitieren lassen, oder die bei einem solchen Anblick in helle Entrüstung ausbrechen, was wohl auf dasselbe herauskommt. Eine Mentalität, die Lott unbegreiflich ist. Es ist doch nun mal so, daß der Sexus existiert, von der Wiege bis zur Bahre hat man ununterbrochen Gelegenheiten, seiner Existenz bewußt zu sein – der wir unsere Existenz danken, schließlich; und er ist das Einfachste und Natürlichste, und dabei Anlaß zu den schönsten Erlebnissen. Arme Leute, die Symbole brauchen und nicht in ihrem eigenen Leben genügend Anlaß zu persönlicher sexueller Erregung finden! Selbstverständlich, es macht ihr Spaß, bei Gelegenheit die Spießer damit zu schockieren. Und das ist teils das harmlose Vergnügen der Gassenbengel, die an fremder Leute Klingel ziehen, teils die ernsthaftere Befriedigung ihres unentwegt streitbaren Geistes, auch auf diese Weise den Leuten ein klein wenig dazu zu verhelfen, ihre Scheuklappen abzutun.

Merkwürdig ist es, daß Lott, der das Genre "tänzelndes kleines Mädchen" fremd und widerwärtig ist und die als Kind schon früh aufhörte, mit Puppen zu spielen, jetzt dauernd diesen Balg mit sich herumträgt. Merkwürdig ist es auch, daß sie bei ihrer eingewurzelten Gewohnheit der Selbstbeobachtung sich nie nach dem Motiv dieses plötzlichen "Fimmels" fragt. Es ist ihr eben so eingefallen, und es ist drollig. Nur wenn sie im Gespräch oder auch allein, ganz gedankenlos mit unbewußt mütterlicher Geste Fanzelum auf ihren Knien hält und mit verlorenem Lächeln in das bizarre Leidensgesicht schaut, rührt dieser Ausdruck ganz vage etwas in ihr an, und es kommt ihr vor, als sei er doch "irgendwie richtig". Aber weiter geht es nicht.

Es ist wohl so, daß ihre verwaiste Mütterlichkeit, der sie den lügenerischen Trost der Grablegung und Grabpflege versagte, sich in dieser Puppe ein Symbol geschaffen hat für

ihr totes Kind.

Manchmal sitzt an ihrem Tisch auch ein hoher Gast. Der Finanzmann, so hartleibig er mit seinem Ensemble ist, läßt sich in einer Sache nicht lumpen: jeden Monat verschreibt er sich eine große Kanone aus Berlin. Claire Waldoff läßt sich nur die unumgänglich nötige Zeit hinter der Bühne sehen, und die andern sind froh, wenn sie sich wieder in eine Taxe verfrachtet hat mit ihrer Zofe, ihrer Portweinflasche, ihrem Hündchen und ihrer umfangreichen, alles in Anspruch nehmenden Verve und Liebenswürdigkeit. Hans Reimann dagegen, der geistreiche Parodist menschlicher Borniertheit, der die sächsische Mundart zu einem unnachahmlichen Kunstmittel erhoben hat, der setzt sich gern in den Saal zu den Verrückten, und Redy grinst, als er sieht, daß auch er auf die entzückende seelenvolle Schnute Lus hereinfällt, des "Prominentenhüchens aus Liebe zur Kunst".

Dies wunderschöne Mädchen scheint in der Tat den stillen Ehrgeiz zu haben, mit allen erreichbaren Prominenten mindestens einmal zu schlafen. Lott ist ihr im Lauf der Jahre schon ein paarmal begegnet und hatte immer eine seltsam gespaltene Stellung zu ihr. Sie fühlte sich von Lus klassischer Schönheit wie immer beinahe eingeschüchtert und angezogen von ihrer Fähigkeit, sich dem andern einzuschmiegen, in seiner Stimmung mitzuschwingen, dabei dem Moment die Tönung seelenvoller Melancholie gebend. Aber das eben war der Anlaß, daß Lott ihr und der eigenen Hinneigung zu mißtrauen begann, schon zu der Zeit, als sie sich in der Freideutschen Jugend begegneten, einer Zeit also, wo Lott selbst gern in Sentimentalität schwelgte. Und vielleicht, ohne es zu wissen, hat Lu ihr zu mancher Korrektur und zu schärferer Kritik an sich selbst verholten. Bei aller gegenseitigen Mühe ist es nie zu einer Freundschaft zwischen den beiden Mädchen gekommen; Lott konnte nicht hinwegkommen über das, was sie Schlabbiges in Lus Wesen spürte, zu Weibliches und Entliehenes. Ihr verschwommenes, ausschließliches und wollüstiges Pant-schen in Gefühlsmomenten, ohne gedankliches Rückgrat und ohne eigene Substanz und ehrliches persönliches Beteiligtsein schien ihr immer mehr unecht und unwahr und eine Karikatur eines Teils von ihr selbst: wenn sie, Lott, nicht ihr "Köpfchen" hätte, würde sie vielleicht ebenso in kurzen, flachen Glitzerwellchen von Emotionen auf der Oberfläche des Seins dahinplätschern und dabei innerlich trocken und ungestaltet bleiben, statt sich von der Tiefe des Lebens ganz durchrauschen und formen zu lassen.

Als Lott ihr jetzt in der "Jungfrau" wieder begegnet, fühlt sie sich zum erstenmal frei von ihrer Anziehung und von dem beschämenden Ähnlichsein, und amüsiert-kalt.

Eigentlich ist Lu ein glücklicher Mensch: sie nimmt ihre nervlichen Empfindungen für seelische Erlebnisse, und wie ein weicher Teig nimmt ihr Hirn alle Eindrücke auf: leicht, oberflächlich und gleich wieder verschwindend. "Wenn man mit Lu spricht, kann man immer feststellen, mit wem sie heute nacht gerade geschlafen hat," bemerkt Redy.

Lott hat sie gern an ihrem Tisch, sie ist angenehm dekorativ. Ein sanfter haselnuß-blonder Madonnenscheitel über einer niedrigen Stirn, ein gerades, etwas knorpeliges und enges Näschen; behexend ist der Ausdruck schluchzender Hilflosigkeit auf dem sensuellen Mund und der seelenvolle Blick, den sie von Jahr zu Jahr bezaubernder kultiviert. Aber unter all dem weichen Weihnachtskuchenschimmer ist eine knorpelige Knochigkeit, starke Kiefer, ein hartes Kinn. Lott kennt ihre Mutter, der sie stark ähnelt: eine keifende Pfennigfuchserin. Nun, ein paar Jahre wird sie noch Prominente sammeln können.

Dagegen ist Lott froh, daß Lu abends nicht mit zu ihnen kommt. Zuviel ostentative Seele; nie hat sie dies Mädchen herzhaft lachen sehen oder ein spaßiges oder geistreiches Wort von ihr gehört. Im Gegenteil, die Lustigkeit der andern weckt bei ihr ein Lächeln

schmerzlicher Ferne (das ihr ausgezeichnet steht).

Ja, abends kommt meistens eine ganze Bande mit zu ihnen hinaus. Die düstern Wände treten zurück und lassen den Raum größer erscheinen, der schöne Mahagonitisch des Alten spiegelt die gemütliche Petroleumlampe wider und den kupfernen Samowar, unter dem das bläuliche Spiritusflämmchen zuckt. Und soviele ihrer auch seinen mögen, jeder findet eine Sitzgelegenheit, und Lott hat die drolligsten alten Tassen während der Zeit ihres Reichtums bei den Althökern gekauft.

Ein bläßlicher, zynischer Literat, der zauberhafte Eßpakete von seiner Mutter bekommt, stiftet manchmal eine leckere Unterlage für den Tee, und der eine oder andere bringt eine Kognakflasche aus geheimnisvollen Tiefen zum Vorschein. Die Aschenbecher füllen sich und die Luft wird dick zum Schneiden, während sie oft bis zum Morgengrauen beisammensitzen. Die Leistung des Abends, das neue Programm, die Schwächen und Lächerlichkeiten des lieben Nächsten, Probleme der Kunst, komische Erlebnisse, lärmende Scherze – alles das würfelt und kollert durcheinander in friedlichen Einzelgesprächen und scharfen oder vergnügten Diskussionen.

“Nein – jetzt seh ich mir das schon tage- und wochenlang an,” meint eines Abends der bleichgesichtige Literat. “Das ist ein Phänomen: je später es wird, umso größer werden Lotts Augen. Die andern kriegen immer kleinere Schweinsäuglein, je näher der Morgen kommt – bei ihr sieht man von dem ganzen Gesicht schließlich nur noch die Augen.”

Lott lächelt ihm zu. Das hat er hübsch gesagt, so voll Bewunderung, wie man es seiner unterstrichenen Blasiertheit gar nicht zugetraut hätte. Sie mag ihn sonst nicht sonderlich gern, es gibt zuviele seiner Art jetzt. Auch sie kann, wenn sie will, freche Verse à la Wedekind fabrizieren, aber wenn nichts weiter dahintersteckt, ist das ein bißchen mager. Bei der “Jungfrau” ist er nur Außenseiter, er hat es auch nicht nötig. Der Typ des verwöhnten Einzigen, einer von denen, deren Unglück es wahrscheinlich ist, daß es ihnen immer zu gut ging. Ein schwindelnder Monatswechsel von zu Haus, den er sich umgehend in Valuta umwechselt (sogar seine Wäsche schickt er nach Haus zum Waschen); dazu macht er noch Schiebergeschäfte, für die er den halben Tag im Alsterpavillon herumhockt. Eines Abends bringt er eine Probe von einer seiner Waren mit, Kokain; und um die Wirkung recht überwältigend zu demonstrieren, auch die kleine Maya, Lus ältere Schwester. Eine kleine lesbische Tänzerin, sogar Mary-Wigman-Schülerin, die aus reiner Passivität mit jedem Mann schlafen geht, der Lust auf sie hat. Dies hübsche schläfrige Mädchen, dessen naives Gesicht unter der Schminke schon leise Spuren der Ermüdung zeigt, ist dumm wie Stroh; aber wenn sie ihre Dosis Koks intus hat, wird sie spritzlebendig und entwickelt einen Witz, daß die Geschicktesten Mühe haben mitzukommen.

Das muß man auch mal probieren!

Herrlich ist die kristallene Kälte und die nackte, eisig-schwebende Klarheit, die sich von der Nase aus im Gehirn ausbreitet; es ist, als wenn die eigenen Gedanken einem visuell durchsichtig würden. Aber nach zwei, drei Malen gibt Lott es auf. Das fehlte noch. Die natürliche Kälte und Klarheit ihrer Gedanken genügt ihr vollauf.

Andy bleibt manchmal länger als die andern, seiner Vorortsbahn wegen. Dann gehen Lott und Redy aber schlafen, und Andy darf sich halb ausgezogen, um seinen Anzug nicht zu verknautschen, auf Lotts andere Seite legen, zwischen die zwei Decken. Sie machen die Lampe aus, und nun atmen nur noch die drei glühenden Pünktchen ihrer Zigaretten in dem stillen, dunklen Raum. Die mattleuchtende Kurve, wenn einer die Zigarette zum Munde führt; das hellere Aufglimmen bei dem saugenden Zug, der schwache Widerschein auf dem ruhenden Gesicht, im Weiß der Augäpfel. Manchmal hocken alle drei Glühwürmchen

zugleich über dem blanken Aschbecher auf Lotts Brust, daß das Kupfer warme Reflexe gibt und Lotts schmale haltende Hand undeutlich schimmert. Sie sprechen nur wenig, verträumt und halblaut. Andy liegt unbeweglich auf dem Rücken, und Lott spürt, wie sein ganzer Körper gespannt ist. Zuweilen schiebt er sanft seinen Arm unter ihren Nacken, und sie läßt es schweigend geschehen. Wenn er spricht, ist seine Stimme weich und von dunkler Zärtlichkeit.

Und dann, eines Morgens, als alle schon gegangen sind, kommt Andy an, der diese Nacht unter ihnen fehlte. Selig, leise singend, ganz leicht schwankend wie eine volle Ähre im Sommerhauch. Und aus allen möglichen Taschen zieht er verheißungsvolle Flaschen hervor mit tollen Etiketten. Er ist heute nacht in der "Alhambra" geblieben, um eine Dekoration zu Ende zu pinseln. Er hatte keine Lust, sich bis zur ersten Vorortsbahn auf irgendwelche staubigen Leinwände schlafen zu legen, und ist ein bißchen auf Entdeckungsfahrt gegangen. Und er hat was entdeckt! Eine Bar mit unvorstellbaren Vorräten an Flaschen, lauter erste Marken, wie diese hier. "Wenn der Kerl uns anständig bezahlen würde, wäre es natürlich eine Schweinerei, aber so ist die Schweinerei seit langem auf seiner Seite, findet ihr nicht? Und wir haben nun endlich die Möglichkeit, auf unsere Kosten zu kommen!"

Leise singend setzt er sich auf den Rand ihrer breiten Matratze, entkorkt die Flaschen eine nach der andern mit seinen teigigweichen, beängstigend biegsamen Händen, und sie kosten aus Teegläsern und blinzeln sich zu: da hätten wir uns ja einmal bezahlt gemacht! Für wieviel mag der Schurke so einen Stoff ein Kognakgläschen voll verkaufen?

Als umsichtiger Mensch hat Andy auch gleich einen Abdruck des Schlüssels mitgebracht, und Redy läßt sich nicht erst bitten, noch am selben Tag einen Nachschlüssel herzustellen.

Jetzt werden die Nachtsitzungen erst richtig! Die Bude platzt fast auseinander von dem Singen, Lärmen, Tanzen und Gitarreschlagen. Manchmal räumt Lott eine Flasche beiseite: nicht nötig, daß sie sich totsaufen. Ein andermal, wenn die Jungens nicht ran konnten an "ihren" Vorrat, weil der Kerl da noch herumstrich, holt sie sie nonchalant unter lautem Applaus aus ihrem Versteck hervor.

Sie ist jetzt ganz froh, daß außer einem gelegentlichen Auftreten Mayas keine Frauen dabei sind und daß offenbar keiner der Jungens schwul ist; so bleibt es eine saubere, handfeste Sauferei unter Männern, und wenn sie bis an den Himmel springen vor besoffenem Übermut. Und sie mögen so betrunken sein, wie sie wollen – Lott gegenüber irrt sich keiner in der Adresse, und der Teufel weiß, daß sie sich nicht als Moraltante aufspielt, sondern mit ihnen trinkt und spaßt wie einer und sich vor den Worten nicht fürchtet. Sie sitzt in die Causeuse zurückgelehnt und regiert die ausgelassene Bande mit einem Fingerwink.

"Gustel, möchtest du mal Wasser aus der Küche holen? – Redy, man muß Spiritus aufgießen. – Nun setz dich mal für eine Weile hierher, mein Junge, und schnapp nicht vollkommen über; hast du ein Streichholz?"

Und selbst beim Trinken werden ihre Augen immer größer und strahlender, je weiter die Stunden voranschreiten.

Endlich haben sie es erreicht, daß der Finanzmann sie jeden Abend dem Kurs entsprechend zahlt. Es war auch schon unhaltbar: wenn Redy das Gehalt für die Woche brachte, konnte selbst ein Zauberünstler es nicht für eine Woche dauern machen: von Tag zu Tag fällt der Wert der Mark so, daß man heute gerade noch ein Streichholz bekommt für

die Summe, mit der man gestern ein Brot kaufen konnte. – Und wenn jemand kommt, muß man ihm etwas anbieten; die Jungens kommen nicht auf den Gedanken, daß es ihren Freunden nachher am Nötigsten fehlen kann, und Lott und Redy sind nicht die Leute, um sowas Mickriges zu sagen. So kommt es oft genug vor, daß sie sich nachts die Liköre in einen ziemlich nüchternen Magen gießen. Und Lott merkt beschämt, daß sie immer gespannter darauf wartet, ob der bleichgesichtige Literat wohl eine Unterlage mitbringt.

Sie ist auf dem besten Wege, eine gerissene Hausfrau zu werden. Sie hat zum Beispiel die geniale Idee gehabt, daß Geflügelerbsen und Kükenreis auch für Menschen eine vorzügliche Nahrung darstellen, und so billig! Ein bißchen peinlich, in demselben Laden immer nur das zu kaufen, und immer nur in kleinen Mengen, jetzt wo sie Tag für Tag das Geld bekommt. Aber sie könnte doch tatsächlich Hühner haben und zum Beispiel ihr Futter immer frisch haben wollen. Und sie macht ein Gesicht, als ob sie Kaviar und Lachsschinken verlangte. – Es ist die Zeit, wo die Hausfrauen unbedingt bis elf Uhr ihre Einkäufe machen müssen, weil fünf Minuten später der Kurswechsel ihre Millionen und Milliarden wertlos gemacht hat.

Nun passiert es manchmal, daß der Kerl die Abendkasse unter den Arm nimmt und sich zur Zahlung nicht wieder sehen läßt. Die wütenden Proteste "seiner Künstler" am nächsten Tag lassen ihn völlig kalt. Dann haben Lott und Redy für den nächsten Tag wieder nicht viel zu kratzen. Die Summe ist ohnehin für einen Menschen an einem Tage herzlich knapp. Und wenn etwa gar eine der vielen ärgerlichen Ausgaben zu machen war, die das Leben so mit sich bringt – Miete zahlen, Schuhe besohlen – nun, dann können sie sich eben auf den nächsten Tag freuen, wo es nach dem Fasten doppelt gut schmecken wird. Dann lassen sie sich aber auch nicht lumpen, sondern schlemmen mit Haferkakao, Rundstücken und frischen Bruchbücklingen, die man, noch warm, ganz nahebei in einer Räumerei kaufen kann. Jahrelang ist das ihr Mastkur-Menü.

Seit einiger Zeit haben sie auch Clementine zu ernähren. Sie ißt nicht viel, aber sie ißt auch längst nicht alles. Mit Geflügelerbsen und Kükenreis kann sie sich nun einmal nicht anfreunden, aber man muß auch ihrer exotischen Herkunft manches nachsehen.

Redy brachte sie eines Tages nach Haus, an seine Brust geschmiegt wie ein kleines Kind, und unter seinem schützenden Mantel lugte nur der zierliche Monkeykopf mit dem klugen dunklen Gesichtchen und den flinken Perlengaugen hervor.

Eben hat er sie in vollem Familiendrama gefunden, erzählt er aufgeräumt, das sie leider unlegbar hervorgerufen hatte. Er ist zu Lichtenfelder gegangen, einem sympathischen Menschen, den sie in der Jungfrau kennengelernt haben; einer von denen, die einen mit der Rasse der Bürger einigermaßen aussöhnen können. – Da sah er Clementine wie eine kleine Furie kreischend durch Lichtenfelders Schneideratelier fegen, die Stoffe über den Boden schleppen, die Nadelschachteln umkippen, Scheren herumschmeißen – die Arbeiterinnen waren zur Tür geflüchtet, und Lichtenfelder galoppierte fluchend in komischen Sätzen hinter dem Miniaturungetüm her und kriegte es auch schließlich an der nachschleppenden Kette zu fassen. Der große, breite Mann zitterte nicht weniger als die zierliche kleine Äffin vor Aufregung, während er die Kette wieder an ihrer Stange befestigte, aber die paar Klappe, die er dem Tierchen gab, waren wenig überzeugend. "Ich hab sie vorhin zu hart gestraft für eine Kleinigkeit," sagte er kläglich zu Redy, "das hat sie so in Wut gebracht. Ich bin zu nervös die letzte Zeit." Und er wischte sich den Schweiß von dem fleischigen Gesicht und sah besorgt auf das schmale, gesträubte Körperchen, das noch immer hysterisch bebte.

“Tja, wenn man nervös ist, soll man sich nicht mit Tieren abgeben,” machte Redy doktoral und streckte sachte die Hand aus, um Clementine zu streicheln.

“Vorsicht! Mann!” warnte Lichtenfelder. “Wenn sie in diesem Zustand ist, kratzt und beißt sie jeden Fremden.”

“Mich? Beißt sie nicht. Sie kennen noch nicht meine geheimnisvollen Beziehungen zu Tieren und allem Animalischen. Soo...” Sanft begann er den kleinen runden Kopf zu streicheln, der sich vor der ruhigen Annäherung seiner Hand ein wenig geduckt hatte. In zögerndem Stakkato streckte Clementine den dünnen Arm aus, als sei sie ihrer Reaktion noch nicht sehr gewiß – und dann legte sich das schmale, dunkle Händchen auf seinen Ärmel und lag da vertrauensvoll ganz still.

Nun, und dann sind sie übereingekommen, daß es sowohl Herrn Lichtenfelder als auch Clementine guttun wird, mal eine Weile voneinander auszuruhen. “Und ich seh ja, Ihnen kann ich sie anvertrauen, Sie haben das richtige Gefühl und die richtige Hand für so ’n kleines Wesen.” Die Trennung schien ihm richtig schwerzufallen. Redy mußte ihm versprechen, Clementine öfters mal mit in die Jungfrau zu bringen, damit er sich überzeugen kann, ob sie nicht etwa Heimweh nach ihm hat.

Das tut Redy auch, und er freut sich jedesmal diebisch, wenn Clementine zwar Freude an den Tag legt, ihren angestammten Herrn zu sehen, aber von seinem Arm bald wieder zu Redy hinübersteigt und sich mit einem resoluten “Hier bin ich, hier bleibe ich” in seiner Armbeuge installiert.

Lott seufzt manchmal ein bißchen im stillen über die neue unnötige Belastung ihres Budgets und die neue unnötige Verantwortung; denn schließlich kann man ein unschuldiges Tier nicht hungern lassen. Aber Redy ist so froh mit seinem Äffchen, daß sie sich roh vorkäme, wenn sie ihm das zerstören wollte wegen schäbiger Pfennigfragen. Man muß sich eben einrichten. Gelegentlich denkt auch mal Gustel oder einer der anderen daran, einen Apfel oder ein paar Nüsse für Clementine mitzubringen. Das nimmt sie dann mit aristokratischer Nonchalance in Empfang, sie läßt sich auch streicheln und kraulen und hofieren, aber zu niemandem hat sie das innige Verhältnis wie zu Redy. Wenn er nach Haus kommt – durch drei geschlossene Türen hindurch scheint sie das Geräusch des Schlüssels in der Wohnungstür wahrzunehmen, und gleich wird sie lebendig. Dann reckt sie sich auf, und oftmals muß Lott diskret die Begrüßung der beiden abwarten, ehe sie selbst an die Reihe kommt.

Lotts Verhältnis zu der kleinen Äffin ist längst nicht so harmonisch; aber längst nicht. Lichtenberger hat Redy schon gesagt, daß Clementine Frauen nicht leiden mag. Wahrscheinlich die durch keine Kulturheuchelei verdrängte Animosität des Geschlechts. Vor allem wenn Lott sich nachts auszieht, faucht sie manchmal vor offener Feindseligkeit. Redy will sich kaputt lachen, so unerwartet das Objekt so unverhüllter weiblicher Eifersucht zu sein.

Dabei nimmt er Clementines Lage im Grunde völlig ernst. Es tut ihm leid, daß er das arme Tier nicht decken lassen kann. Lichtenfelder meint, exotische Tiere, die in Gefangenschaft großgeworden sind, haben keine gesunde Nachkommenschaft.

“Ja, wozu hält man sie denn in Gefangenschaft?” sagt Lott erzürnt. “Wenn sie nicht mal das von ihrem Leben haben können, was jeder Spatz auf der Straße hat!” Lott hat auch von sich aus keine einfache, unmittelbare Beziehung zu der kleinen Äffin, aber so sehr sie Redys und Lichtenbergers liebevolle Vertrautheit mit dem Tierchen bewundert, findet sie doch auch reichlich viel unbedachten Egoismus darin. “Wenn ihr sie wirklich liebtet, würdet ihr es einfach nicht ertragen können, welch ein verstümmeltes Leben sie

bei euch führen muß,” meint sie. Man braucht ja Clementine nur richtig betrachten, dann weiß man, daß sie nicht glücklich ist. Wie sie da auf ihrem Stuhl hockt, unbeweglich, den Kopf dem sonnelosen Fenster zugekehrt – soviel Kummer und Melancholie ist in dem dunklen Faltengesichtchen, daß es einem ganz trist ums Herz wird. Bei jedem andern Tier ist die Gefangenschaft vielleicht weniger ergreifend. Aber dies Gesicht, in dem zugleich die Hilflosigkeit des Säuglings und die Weisheit eines ganz alten Menschen zu liegen scheint, ist uns zu nahe, als daß wir seine stumme Sprache nicht verstünden. Ja, manchmal erinnert es Lott an den letzten Ausdruck, den sie an ihrem Kind gesehen hat. – Und wie kann man sich als der Herr eines Wesens fühlen, das so bewundernswert feine, intelligente Finger hat, neben denen die schönsten Menschenhände ungeformt und klobig wirken?

Bei schönem Wetter gehen sie mit ihr spazieren, Clementine muß an die frische Luft, sonst wird sie tuberkulös. Dann kuschelt sie sich unter Redys Mantel an seine Brust, als wenn sie dahin gehöre. Bald läßt Redy sich auch frei laufen, und er ist nicht wenig stolz über das Aufsehen, das sein Äffchen erregt. (Lott hat ihr ein hübsches kleines Kleidungsstück aus grauem Samt gemacht, damit sie sich nicht erkältet.) Als Clementine das erste Mal im schwarzen Zweiggewirr eines Baums verschwunden war, wurde es Lott ein wenig bänglich: wenn ihr nun die Freiheit zu gut schmeckt? Und Gustel und Andy, die gekommen waren, um Clementines Spaziergang beizuwohnen, feixten sich erwartungsfroh an. Redy blieb gelassen ein Weilchen stehen, dann rief er sanft: “Komm, Clementine – komm, komm, komm . . .” Und schon kam sie in leichten, eleganten Sätzen zu ihm zurück.

Hat er wirklich nicht einen Moment die Befürchtung gehabt, sie könne nicht gehorchen? wunderte Lott sich. – Nein, natürlich, denn wäre er seiner selbst nicht völlig sicher gewesen, so *hätte* sie nicht gehorcht.

Und dann nimmt das Zusammenleben mit Clementine jählings ein Ende.

Eines Abends ist Redy allein in die Jungfrau gegangen, Lott fühlt sich nicht wohl und will sich früh schlafen legen. Langsam kleidet sie sich aus und ertappt sich bei dem Gedanken: es ist doch ganz angenehm, mal allein zu sein bei dieser Beschäftigung. Sie streift das Hemd ab, reckt sich ein wenig und legt prüfend die Hände um ihre Brüste. Dabei hat sie nicht acht auf Clementine, die sie mißgelaunt beobachtet.

Und plötzlich fährt das Tier in einem gestreckten Satz mit gellendem Gekreisch auf Lott los.

Der Angriff kam so unerwartet, daß Lott mit einem lauten Schrei zurückprallt und in kopflosem Schrecken aufs Bett flüchtet. Clementine fauchend hinterher.

Die Kette ist los –

In besinnungsloser Panik springt Lott zum Fußende herab, rennt um den Tisch herum, hetzt in zwei langen Sätzen über die Causeuse und wieder aufs Bett, das entfesselte kleine Ungetüm auf ihren Fersen, mit teuflischem Geschrei. Dann erst wird ihr das Groteske dieser Flucht und dieser Verfolgung bewußt, sie kehrt sich ihrer Feindin zu, packt sie mit einer Hand um den schmalen Brustkasten und hält sie von sich fort, mit der andern Hand tastet sie nach der Kette. Ihre Hände fliegen, sie zittert am ganzen Körper, und ihr Herz tobt, als müsse es gleich platzen. “Wart, du Teufelin, du Untier,” droht sie mit rauher Stimme.

Clementine wehrt sich nicht. Sowie das große unbehaarte Weib sich auf seine Überlegenheit besonnen hat, scheint die kleine Hexe sich ihrer Inferiorität bewußt geworden zu sein.

Jetzt kommt Lott sich äußerst lächerlich vor. Aber wie groß und drohend das Tier erscheint, wenn es sich auf seinen langen Hinterbeinen aufrichtet, den ganzen Körper

streckt und so mir-nichts-dir-nichts auf dich losfährt mit seinem diabolischen Kreischen!

Nein, in die Küche bringt sie Clementine nicht; sie hat es nötig, sich selbst zu beweisen, daß sie keine Angst vor ihr hat – wenn sie fest angekettet ist. Auch das Licht löscht sie nicht, und an Schlafen ist überhaupt nicht zu denken. Es ist natürlich ganz einfach eine Angelegenheit der Nerven.

Eine solche Eifersuchtsszene findet Redy denn doch ein bißchen zuviel. Es amüsiert ihn, aber am nächsten Tag bringt er Clementine ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurück.

Lott ist es recht; das wird das Problem des täglichen Lebens vereinfachen. Und sie hat jetzt auch eine andere Sorge.

Sie ist wieder schwanger.

Diesen Abend sagt sie es Redy. Sie gehen allein an der Alster entlang nach Hause.

Diese Schwangerschaft ist für Lott nicht die herzsprengende Freude wie die erste. Sie ist noch sehr erschöpft, die Konzeption muß stattgefunden haben wenige Monate, nachdem sie von dieser mörderischen Bluterei aufgestanden ist. Und die materiellen Verhältnisse...

Aber sie will keinen Abort machen. Es wird doch schön sein, ein Kind zu haben. Die materiellen Verhältnisse werden sich fügen müssen. Das wird wohl heißen: Redy wird sich wieder in die Sklaverei fügen müssen. Aber erst, wenn es gar nicht mehr anders geht.

Auch Redy ist eher beklommen, als er es erfährt. "Dann wird also unser Alf uns wiederkommen", sagt er schließlich ein wenig matt.

Warum sagt er so? An seinem Ton versteht sie, daß er auch nicht mehr daran glaubt. Das war ein nebeliger Trostversuch, die ersten Tage, als sie aus allen Poren bluteten und als ihre Tränen abgedrosselt waren. *Man braucht etwas*, es ist nun mal so.

Lott legt die Arme auf seine Schultern: "Liebster, Alf war wohl nur einmal. Aber es wird unser Kind sein, und wir werden es lieben, nicht?" Und eine schmerzliche Liebe zu diesem Kind, dem sie nicht von der ersten Minute an mit Glück entgegensah, erfüllt sie, als sei eine starke Ader in ihr aufgebrochen und überfülle alle Gewebe mit warmem Blut.

Er drückt sie an sich.

Leise klatschen die kurzen Wellchen ans Ufer, kühler Nachatem weht von der weiten Wasserfläche herüber; ihre abgespannten Gesichter schimmern blaß unter der unsicheren Helligkeit, die aus dem bewölkten Himmel sickert.

Am nächsten Abend kommen sie vor die verschlossenen und versiegelten Türen der Alhambra.

Der Finanzmann scheint es zu toll getrieben zu haben mit Schiebergeschäften oder anderen Sachen – sie haben nie genau erfahren, was da los war –, und man hat ihn hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Da stehen sie nun, die ganze Korona. Wer einige persönliche Dinge hinter der Bühne gelassen hat, kann ohne viel Hoffnung wochenlang dahinterherlaufen.

Sie machen sich auf die Suche nach einer andern Bühne.

Es gelingt ihnen, eine Abmachung zu treffen mit dem Gewerkschaftshaus. Aber natürlich, es ist nicht das. Das mondäne Publikum und die Ausländer werden nicht ins Gewerkschaftshaus kriechen, um ein kesses Kabarett-Programm zu suchen. Die Jungfrau siecht noch einige Wochen dahin, dann wird sie zu Grabe getragen.

Die Freunde finden alle, daß sie Ausspannung nötig haben, und jeder fährt zu sich nach Haus. Recht haben sie: nach so langen Monaten von Arbeit und Sauferei...

Lott und Redy kennen schon die Ausspannung, die ihrer wartet.

– Seidne Kissen träumen Glanz von Frauenleib. –
Ich habe Hunger.
– Wie Pelz den schimmernden Nacken kost ! –
Leise verblättert mein Weinen
In die starre Nacht.
– Batist lächelt über prahlenden Lenden. –
Not frißt mein Leuchten.
Ich war schön.
Oh ein rieselndes Bad –
Meine Zunge fiebert im Duft köstlicher Gerichte.
Aber wir haben seit Ewigkeiten kein Brot mehr geschmeckt.

Kapitel 6

Armut *ist* eine Schande.

Ketty Guttman

Paroxismus der Inflation.

Springflut der Arbeitslosigkeit.

Marasmus des Hungers.

Der alte Spenzer hat vor zwei Monaten das Wahnsinnigste getan, was ein Mensch beim wütenden Einsturz des Markwertes machen kann: er hat seine Maschinenbude für eine astronomische Summe deutschen Papiergeldes verkauft. Und dann war er zu ehrlich oder zu ängstlich (oder zu dämlich, wie Redy meint), es gegen das gesetzliche Verbot in Valuta einzutauschen. Im Fiebersturm der Inflation zerstäubt der Kaufpreis in kurzer Zeit zu nichts.

Vielleicht war ihm schon keine andere Möglichkeit mehr geblieben. Er beschäftigte zuletzt nur noch drei Mann, sicher gingen die Geschäfte nicht sehr gut. Aber er war doch sein eigener Herr in dieser Werkstatt, die seine Familie ernährte. Er war wohl vor allem müde geworden und mutlos, weil die letzte Hoffnung, den Sohn an seiner Seite zu sehen als eine frische, aktive, verlässliche Kraft, zunichte geworden war.

Jetzt ist er Werkmeister bei Blohm und Voss.

Wäre das nicht im Kaufkontrakt festgelegt worden, der alternde Mann hätte auch diese Stellung nicht gefunden. Die Arbeitslosigkeit ist groß, und sie wächst unaufhörlich.

Die Arbeitslosigkeit ist groß, und sie wächst unaufhörlich: es wäre sinnlos, wollte Redy herumlaufen nach Arbeit suchen, während so viele Leute mit langjährigen glänzenden Zeugnissen auf der Straße liegen. So sagen sie sich ein für allemal.

Es gibt Arbeitslosenunterstützung für die, die gearbeitet haben und ihre Arbeit verloren haben. Redys Vater könnte ihm vielleicht eine fingierte Bescheinigung ausstellen, aber er ist zu wütend auf ihn und zu ängstlich-ehrlich; Redy braucht es nicht mal versuchen und sich umsonst demütigen.

Jetzt kann Lott auch nicht mehr bei ihrer Mutter arbeiten, um ein paar Groschen zu verdienen. Seit einigen Monaten haben ihre Eltern ein Siedlungshäuschen draußen vor der Stadt, Ziel ihrer jahrelangen Träume und Wünsche. Mit der Stiefelputzerei freilich, so glänzend auch die Einnahmen sind, wären sie nicht so weit gekommen; der Prozeß, den Robert Babendeerde gegen die Besitzerin des Gartenrestaurants geführt hat, ist nach

Jahren endlich zu seinem erwarteten Ende gekommen, und der Schadensersatz, den sie zahlen mußte, hat ihnen ermöglicht, sich in diese Siedlungsgenossenschaft einzukaufen.

So lohnt es sich nicht einmal, gelegentlich hinzugehen, um da mal was zu essen zu kriegen; des Kindes wegen hätte Lott es sonst wohl getan. Aber wenn sie das Fahrgeld hat, um zu den Eltern hinauszufahren – dafür kann sie auch ebensogut ein Stück Brot kaufen und es mit Redy zusammen verzehren.

Ohnehin ist es nicht sehr lustig zu Hause. Das Verhältnis zu ihrem Vater ist ganz unnatürlich geworden. Seit ihrem Entschluß, die Leiche ihres Kindes zu einer andern Leiche in den Sarg legen zu lassen, ist seine Tochter ihm fast unheimlich geworden: klinisch wahnsinnig oder verbrecherisch entartet, scheint er sich zu fragen. Beide Elternpaare haben sie damals beschworen: sie würden doch die Kosten für das Begräbnis auf sich nehmen. Ja, sie hat genau an die Kosten gedacht, als sie zu dieser Entscheidung kam. Daß sie nicht “Trauer angelegt” hat, ist ihnen natürlich auch ein Zeichen von Herzensroheit. Arme Trottel.

Lott weiß, daß die beiden Mütter sich gelegentlich sehen. Spöttisch fragt sie sich: wie machen sie denn das mit ihren gemeinsamen Klagen, jede ist doch überzeugt, daß das Kind der andern das ihre in Pflichtvergessenheit, Not und Verderbnis gerissen hat.

Anfangs haben sie eine Hoffnung: der Onkel von dem “Ich”-Herzmann, auch ein Dr. Herzmann, gibt eine Zeitschrift für Ärzewartezimmer heraus; er nimmt Lott einen sehr gut geschriebenen Artikel über Kinderlieder und Kinderreime ab und verspricht ihr, öfter was in der Art von ihr zu drucken.

Sie bekommt das Belegexemplar und stürzt mit ihrem letzten Groschen ans Telefon. Wieviel Honorar mag es geben? Sie haben darüber noch gar nicht gesprochen.

“Ah, Herr Doktor – guten Tag. Wissen Sie, der Artikel macht sich wirklich ausgezeichnet in dem Heft.”

“Nicht wahr? Sie haben bemerkt: wir haben ihn direkt als Leitartikel aufgemacht. Nochmals: mein Kompliment.”

Stille. Stockend: “Und wie ist es mit – mit dem Honorar?”

“Bitte? Ho- . Aber liebe gnädige Frau, von Honorar war doch keine Rede! Was meinen Sie, wo ich hinkommen würde, wenn ich – . Ich habe doch noch kaum Abonnenten. Vielleicht später, wenn es überall eingeführt ist – ”

“Aber das hätten Sie mir vorher sagen müssen!” ruft sie mit verzweifelterm Zorn. Essen müssen wir, hämmert es in ihr.

Die sirrende Stille im Draht ist wie ein Überlegen. – “Nun gut, hören Sie, nein, ich will Sie nicht ganz enttäuschen. Wenn Sie auf einen Sprung bei mir vorbeikommen wollen, können wir es gleich regeln. – In einer Stunde? Gut. Gehorsamster Diener, gnädige Frau.”

Sie kommt knapp rechtzeitig angehastet. Der Weg nimmt fast eine Stunde, und sie war in einem recht nachlässigen Aufzug zur Telefonkabine gelaufen.

Breit hingelehnt in seinen Schreibtischsessel macht Dr. Herzmann ihr den Vorschlag, für seine Zeitschrift Abonnenten zu werben; sie könne einen gewissen Prozentsatz für sich einbehalten und damit auf ihre Kosten kommen. “Bemerken Sie bitte: ich schlagen Ihnen einen weit höheren Prozentsatz vor, als man sonst Akquisiteuren zubilligt.”

“Bemerken Sie bitte: ich bin kein Akquisiteur,” gibt sie mit herrischer Kälte zurück.

Er breitet die fetten weißen Hände aus: “Aber liebe gnädige Frau, das ist es ja! Eben deswegen werden Sie einen ganz anderen Erfolg haben. Ich versichere Ihnen: Sie werden einen Tagesumsatz erreichen . . . ”

Sie ist so vor den Kopf geschlagen und von Hunger gehöhlt und gewürgt von dem Gefühl, frech übers Ohr gehauen worden zu sein – erst nachher auf der Treppe fällt ihr ein: sie hat ihm ja kaum was von alledem gesagt, was sie ihm hätte sagen müssen. Ihre Knie zittern vor Schwäche, als sie sich auf den Rückweg macht.

Aber sie hat eingewilligt. Was soll sie anderes machen.

Als Lott ihr erstes langes Kleid trug, gab es eine Rote-Kreuz-Sammlung auf den Straßen; auch sie hatte sich begeistert als Sammlerin eingeschrieben. Und dann war der ganze lange Tag ein nicht endenwollendes Hinziehen träger und quälender Minuten. Immer wieder schielte sie zu den andern jungen Mädchen hin, die sich strahlend auf jeden Passanten stürzten und ihm mit kokettem Lächeln eine papierne Kornblume, “die Lieblingsblume unseres Kaisers”, ungefragt an den Rockaufschlag hefteten wie eine hohe persönliche Gunst. In Lott zog sich alles stachlig zusammen, wenn sie nur von weitem jemanden kommen sah: den mußt du jetzt ansprechen – betteln. Und mit verstocktem, todfinsterem Gesicht ging sie auf die Leute zu, jeden Schritt gegen ihren inneren Widerstand erkämpfend. Nichts half es, daß sie sich sagte: aber es ist für unsere armen Verwundeten! Es war ein qualvoller Tag, und je weiter er ging, umso mehr fühlte sie sich in einen harten Krampf geballt, so daß sie manchmal fast in Tränen ausgebrochen wäre.

Jetzt hat sie nicht einmal den Ansporn: es ist für eine gute Sache. Nein, für sich selbst ist Lott nicht sehr tüchtig.

Aber sie geht. Ich kann alles, was ich will. Sie geht unentwegt treppauf, treppab, straßenauf, straßenab, die Probehefte in ihrer Mappe. Die kalte, herablassende Indifferenz, mit der sie dem öffnenden Dienstmädchen sagt: “Bitte, ich möchte Herrn Doktor persönlich sprechen –”, bahnt ihr meistens ohne weiteres den Weg. Aber wenn sie dann ihrem “Kunden” selbst gegenübersteht...

Sie kennt schon den ersten prüfenden Blick und die darauffolgende Geste zuvorkommender Aufmerksamkeit; aber dann spürt sie nur noch das würgende Knäuel im Hals, und wenn sie mit belegter Stimme und wenigen stockenden Worten ihr Anliegen vorbringt, ist bei ihrem Gegenüber fast immer der Umschwung da, mehr oder weniger grob. Sie weiß: jetzt müßte sie geschickt und leicht sprechen, in sicherem Plauderton auf die Wichtigkeit der psychologischen Atmosphäre eines Wartezimmers hinweisen –

Aber sowie der abwinkt, sagt sie erschrocken: “Oh – dann bitte, verzeihen Sie –”, schiebt die Hefte linkisch in die Mappe zurück und hat nur einen Wunsch: wieder hinter der Tür zu sein.

Oh, sie gibt sich nicht nach. Sie hält sich an der Kandare. Und hin und wieder kommt es doch vor, daß einer ein Abonnement unterschreibt und ihr das Geld dafür auf den Tisch legt, meistens mit der gutmütigen Geste: das tu ich wirklich nur deinetwegen, armes Kind. Dann klingelt sie mit frischem Mut an der nächsten Doktorswohnung.

Aber sie merkt bald: öfter als ein, zwei Mal pro Tag kann sie darauf kaum rechnen. Diese Knochen wollen nicht einsehen, warum sie mit einigemal Geld ausgeben sollen für die Unterhaltung ihrer Patienten; nanu, bis jetzt ist es doch befriedigend gegangen mit dem Auslegen zufälliger alter Scharteken von anno dunnemals!

Redy ist immer so gut zu ihr, wenn sie nach Haus kommt, ein starres Gestrüpp verhakter Nerven. “Ich würde es dir ja gerne mal abnehmen, arme Baabe,” sagt er traurig. “Aber ich kann das nicht. *Ich kann das nicht.* Und unser Kind macht dir noch nicht zuviel zu schaffen?”

“Oh nein,” lächelt sie dankbar zu ihm auf. Sie ist froh, daß man ihr die Schwangerschaft noch nicht ansieht. Dann hätte sie sich ebensogut an die Straßenecke stellen können: “Eine notleidende werdende Mutter . . . ”

Und wieder ein Tag, an dem sie nichts, aber nichts erreicht hat. Es geht schon auf den Abend zu. Nein, sie gibt es nicht auf, bis – . Und sie merkt, wie es gefährlich im Halse zerrt.

An einer Tür öffnet der Doktor selbst, ein hochgewachsener Mann. Sie ist aus ihrer Routine geworfen. Sie hatte ihre unnahbare Gefriermiene “für das Mädchen” aufgesetzt. Nun kann sie kaum sprechen.

“Bitte, treten Sie doch ein,” sagt er hastig.

Und als er ihr Anliegen verstanden hat: “Aber das ist doch keine Beschäftigung für *Sie* !” Und in seinem fassungslosen Ton ist “armes Kind” und noch mehr.

Mit verdunkelten Augen sieht sie zu ihm auf und begegnet einem guten, warmen Blick. Noch ein bißchen dieser Anteilnahme und ich werde anfangen zu blöken wie ein mutterloses Kalb.

“Anscheinend doch,” lächelt sie bitter. Ganz von selbst kommt es heraus, wieso dies ihre Beschäftigung geworden ist: Bezahlung für ihren Artikel.

“Das ist unerhört – das ist vollkommen unzulässig! Sicher einer von meinen Rassebrüdern . . . Bitte, wollen Sie mir sechs Abonnements geben ? Und ich rate Ihnen ernsthaft : geben Sie dem Kerl nichts von diesem Geld, er wird nichts gegen Sie unternehmen. Er ist es, der Sie betrogen hat. – Nein, geben Sie mir doch zehn Abonnements. Ich werde sie für Sie vertreiben,” lächelt er.

Als Lott an diesem Abend nach Haus kam, wie durchspült von der Güte dieses fremden Menschen, wußte sie, daß sie nicht weiter mit den Heften hausieren gehen wird. Die Härte der andern macht dich hart, aber ihre Güte nimmt dir manchmal auch die Härte, die du gegen dich selbst gewandt hast.

Verkaufen. Versetzen. Rundherum Schulden machen. Neppbesuche. Mit Vorsicht gehandhabt, hält das einem eine ganze Zeit den Kopf über Wasser. Des Kindes wegen macht Lott sich noch keine großen Sorgen: Alf war so groß und kräftig – zu groß und kräftig eben.

Eine Möglichkeit gäbe es . . . Eine ganz einfache Möglichkeit sogar. Lott denkt häufig daran, und es ist nicht möglich, daß nicht auch Redy daran denkt. Er könnte bei ihrem Vater Stiefel putzen. Aber sie kann es nicht über sich bringen, ihm davon zu sprechen, noch weniger als damals von der Arbeit bei seinem Vater. Er selbst muß sich dazu entscheiden. Und wie die Not steigt und alle Masse in ihren Hirnen verschiebt, verschwindet der Gedanke an diese Rettung manchmal für lange Zeit aus Lotts Gedächtnis.

Nachher war sie froh, daß Edwin Bartels in dieser ersten Zeit ihres Hungers und nicht später auf die merkwürdige Idee kam (pervers, sagt sie zornig bei sich), sie zu besuchen. So haben sie wenigstens noch die paar guten Möbel und einige von den Dingen, die einen Raum wohnlich machen.

Da sitzt er mit seiner breiten, soliden Gestalt und dem ernsten und offenen und ehrenhaften Gesicht. Lott gibt sich Mühe, alle peinigenden Gedanken in eine dunkle Ecke zu schieben und nur die lebenswürdige Gastgeberin zu sein, die sich an so manche interessante Diskussion erinnert.

Warum muß denn der Unglücksmensch so bekloffen sagen, während er sich kaum umzusehen wagt: "Sie leben doch eigentlich sehr arm hier, nicht wahr?"

Im ersten Moment ist sie fast entrüstet, sie findet, sie kann ganz stolz sein auf ihr "Heim"; freilich, die andern haben die Bude bei der alten Hulda nicht gekannt. Aber dann sieht sie plötzlich mit seinen Augen: ja, es *ist* arm hier. Tisch, Causeuse, die zugedeckte Matratze, paar Stühle – Schluß; und der Kanonenofen, auf dem man kochen kann. Die Wände wie geronnenes Blut, und vor dem Fenster der trübe Schacht des Hofes.

"Ach wissen Sie, abends ist es ganz gemütlich hier," sagt sie matt.

Redy macht schneidig: "Du sollst dein Herz nicht an die Dinge hängen."

Eigentlich ist er bewundernswert: von einer kaltblütigen Unbefangenheit, als wenn er von der Existenz dieses Mannes noch nie vorher gewußt hätte.

Als wolle er die Aufrichtigkeit, mit der er in das Leben dieser beiden Menschen eingescnitten hat, mit seiner Aufrichtigkeit über sein eigenes Leben aufwiegen, erzählt Edwin Bartels, daß er sich verlobt hat. Ja, seine Mutter hat ihm keine Ruhe gelassen, das Haus braucht einen Erben, die Familie eine Fortsetzung. Und sie ist ein Mädchen mit den besten Eigenschaften, ein ausgeglichener Charakter, er wird sicher ein glückliches Leben mit ihr führen.

Sicherer als mit mir, denkt Lott und kann gerade noch ein schiefes Hohnlächeln abfangen und zu einem herzlichen "Oh, dessen bin ich sicher!" umgestalten. (Mit Redy hat sie sich manchmal bei dem Gedanken amüsiert: sie hätte Bartels geheiratet, Redy wäre ihr Chauffeur geworden, und sie wäre in kürzester Frist mit ihm auf- und davongegangen.) Dabei zwickt es sie doch: noch einer, der nicht sein Leben lang ihr nachtrauern will. – Lott, du bist verrückt.

"Ja, übrigens," sagt Edwin Bartels mit seiner bedächtigen Sprechweise, "Sie müssen mich entschuldigen; ich hatte heute so viel im Kontor zu tun, und ich wollte auch pünktlich zu Ihnen kommen – ich hatte nicht die Zeit, meine Brote zu essen, die ich ins Kontor mitgenommen habe." Er zieht ein stattliches Päckchen aus seiner Aktentasche. "Wenn Sie erlauben, könnte ich das jetzt eigentlich nachholen."

"Oh verzeihen Sie, wir haben gar nicht die Gewohnheit, nachmittags... Sie müssen mich für eine schlechte... Ich hab nicht daran gedacht, und ich habe gerade nichts im Hause, was ich Ihnen..." Lott stammelt, ihr Gesicht brennt, als müsse ihr gleich das Blut aus der Haut springen. Ich bin froh, dir Tee und Zucker anbieten zu können. Wenn du meinst, daß das so leicht war... "Gerade" nichts im Hause. Nichts. Nichts. Seit – ach. Aber ihn will sie das nicht sehen lassen. Und sie haßt fast diesen Mann, der ihr die Nase in ihre Armut hineinstößt, wie einem jungen Hund in seinen Unrat.

Es ist wohl vor allem Redy zu verdanken, daß das Gespräch sich einigermaßen angeregt entwickelt. Lott ist erschöpft, als sie endlich die Wohnungstür hinter ihrem Besucher geschlossen hat.

Im Zimmer findet sie Redy über das vergessene ungeöffnete Brotepackchen gebeugt, vergnügt schnüffelnd. "Na, der Besuch hat sich wenigstens mal gelohnt," strahlt er. "So 'n Koofmich wird sich keine Margarine auf seine Stullen schmieren, schätze ich."

Und sie sehen sich an mit glänzenden Augen.

Dabei fühlt sie eine scharfe Klaue an ihrem Herzen: sollte er es absichtlich vergessen haben – ?

Sie werfen sich darauf mit ihrem tagelangen Hunger, sie sitzen auf der Causeuse und kauen und genießen und fühlen die Klammer um den Magen und den Kopf nachlassen, und sie fühlen sich warm und froh werden.

“Die Leute leben!” kaut Redy. “Schinken, Eier – . Gesegnet sei der Tag – ”

Da klingelt es.

Sie sehen sich in die tödlich erblassenden Gesichter mit den unwiderstehlich herabsinkenden Kinnladen wie in einen Spiegel, und sie fühlen ihr Rückenmark zu Eis werden.

Das ist er – er hat gemerkt, daß er seine Brote... und nun kommt er und sieht die ganze schamlose Nacktheit unseres Elends.

“Ich geh nicht hin,” bringt Redy zwischen den Zähnen hervor.

Sie brauchen qualvolle lange Minuten, bis sie soviel Verstand zusammenbringen, um sich mit Sicherheit zu sagen, daß jemand wie Edwin Bartels nicht nach zehn Minuten umkehren wird, um ein vergessenes Päckchen Butterbrote zu holen.

Aber sie können nicht mehr weiteressen.

Rund um sie werden immer mehr Menschen arbeitslos. Aber die armselige Summe, die jenen wöchentlich ausgezahlt wird und die zum Leben zuwenig, zum Sterben zuviel ist, scheint ihnen ein schwindelnder Reichtum. Sie kennen nur noch zwei Menschen, die in einer ähnlichen Armut leben wie sie. Das ist ein Studenten-Ehepaar, sympathische, intelligente Menschen. Er ist Werkstudent – aber wenn es nichts zu werken gibt – ?

Wenn Lott und Redy “in der Stadt zu tun haben”, gehen sie jedesmal zu ihnen hinauf und sitzen eine Weile bei ihnen in dem trüben möblierten Zimmer mit dem durchdringenden Geruch nach Säugling und trocknenden Windeln. Und während sie Literatur und Philosophie diskutieren, verfolgt Lott auf den immer hagerer und fahler werdenden Gesichtern der andern ihre eigene Veränderung.

Sie machen sich wohl immer gegenseitig ein wenig Mut, wenn die einen sehen, wie die andern die verzweifelte Not tragen. Aber die Frau hat ein kleines Kind an der Brust. Das erscheint Lott viel schrecklicher als ihre eigene Lage.

Manchmal wird Lott von Dr. Elsenstedt zum Essen eingeladen, der Frauenärztin, die sie seit einigen Jahren kennt; aber immer nur Lott allein. Redy drängt, daß sie hingeht: “Ich hab keine Lust, dich nochmal aus den Latschen kippen zu sehen.”

Dr. Elsenstedt ist eine hohe und schlanke Gestalt mit einem schönen, etwas männlich herben Gesicht und tiefen dunklen Augen voll ernster Güte. Ihre Wohnung, die voller Madonnenbilder hängt, ist ganz getränkt von harmonischer Stille. Lott begreift nicht, daß sie nicht schon längst verheiratet ist. Wäre sie ein Mann, sie wäre durch Feuer und Wasser gegangen, um diese Frau zu gewinnen.

Sie sehnt sich nach einer Freundschaft mit ihr, aber Dr. Elsenstedt verbirgt nicht ihren Mangel an Achtung für Redy und ihre Überzeugung, daß Lott eines Tages “über ihn hinwegkommen” wird. Natürlich, jedes kritische Wort, jeder nur erratene Gedanke von Geringschätzung bestärkt Lott in einem trotzigem und ritterlichen Zu-ihm-Halten: ihr kennt ihn alle nicht – ihr seid alle Spießer.

Dr. Elsenstedt hat sie einmal in der Bude bei der alten Hulda besucht, und die jetzige scheint ihr nicht viel angemessener. Sie war außer sich, als Redy die Arbeit bei seinem Vater aufgab, während seine Frau noch so schwach war. – Schade, daß diese wunderbare Frau diese Grenzen hat, denkt Lott. Oft erkennt sie etwas wie Mitleid in dem Blick der dunklen Augen. Dann kriecht sie sofort in ihr Schneckenhaus zurück. Keine Veranlassung zum Bemitleiden; ihr wißt nicht, wie reich ich bin in meiner Liebe und in dem armen Leben, das ich selbst mir gewählt habe.

Aber wenn sie in dem ruhigen, stillen Zimmer sitzt, in das die Sonne hereinflutet, an dem runden Tisch, auf dem nichts fehlt von all den schimmernden Dingen, die eine Mahlzeit erst zu einem ästhetischen Genuß machen, hört sie manchmal wie einen Schatten von Edwin Bartels Stimme: "Sie leben doch eigentlich sehr arm . . ." Und sie kommt sich irgendwie ungewaschen und wie in Lumpen vor.

Sie geht immer seltener zu ihr, obgleich es immer dringender nötig gewesen wäre.

Zähe kriechen die hungerleeren Tage über sie hin. Die ausgehöhlten Wochen und die durchkrampferten Monate scheinen zu versinken wie nicht gewesen, aber sie liegen in ihrem Hirn wie zitternde Gallertblöcke – gefährliche Zerrspiegel.

Lott schreibt an ihre Mutter.

"Ich habe Euch wieder einmal angelogen."

Ja, sie hat sie wieder einmal angelogen. Warum sind Eltern so, daß man ihnen nicht die Wahrheit sagen kann? Im Lauf der Jahre hat sich in Lott den Eltern gegenüber eine bedenkenlose Lügenroutine entwickelt, die ihr längst "de la bonne guerre" scheint. Jetzt, um das Gestöhne nicht zu hören, hat sie ihnen nicht gesagt, daß das Kabarett, das ihnen Brot gab, aufgehört hat zu existieren. Das ist nichts. Aber eines Tages ist sie zur Mutter gegangen und hat ihr erzählt, in der Jungfrau probten sie jetzt eine urkomische Szene, deren Hauptwitz im endlosen Wäschezählen und -verzählen bestehe; ob die Mutter ihr nicht so viele Betttücher wie nur möglich dafür leihen könne? Mit allen Schwüren, daß keins verlorengehen würde. Redy ist doch die ganze Zeit hinter der Bühne!

Und dann hat sie den ganzen Stapel Betttücher, so viele, daß sie fast einknickte unter der Last, ins Leihhaus gebracht.

Die Mutter hat Briefe über Briefe geschrieben, sie hat Hans geschickt. Lott sagt: die Szene hat so viel Erfolg gehabt, daß sie ins neue Programm übernommen worden ist. Und so von Monat zu Monat. Sie könnte natürlich weiterswindeln und behaupten, alles sei gestohlen worden – nichts zu machen. Aber das wäre schon zu unanständig.

Also, die Zähne zusammen und reingesprungen ins Eiswasser: "Ich habe euch wieder einmal angelogen."

Was wollen sie? Natürlich ist es eine Schweinerei. Aber diese Schweinerei hat ihr ermöglicht, noch heute hier zu sitzen und diesen Brief überhaupt zu schreiben.

Zu verkaufen, zu versetzen – ach, längst vergessen. Das Zimmer ist ausgeräumt, das Bücherbord leer. Kein Krümel alter Zeitungen oder alter Fetzen – alles zum Lumpenhändler gebracht; gibt auch ein paar Pfennige, ein Stück Brot, um am Leben zu bleiben. Es ist sogar erstaunlich, was man immer wieder für den Lumpenhändler auszusortieren findet; im Prinzip alles, was das Leihhaus und der Althändler nicht annehmen wollen.

Jetzt hat Lott sogar "das Männlein, das in den Dornen saß" ihrem Bruder Hans gebracht. Alle ihre armen Schmuckstücke sind zu ihm gewandert. Und wie er mit ihr geschachert hat, während seine hübschen braunen Augen sie zärtlich und schlau anlächelten. Sie erwartete ihn dann immer im Hauptbahnhof, wenn seine Stiefelputzer-Dienstzeit zu Ende war.

Er hat sich fein herausgemacht, der Junge. Cut und Smoking und alles, und sonntags macht er mit seiner Madonna wahnsinnig teure Probeflüge über Hamburg – mal eben. Von Herzen hätte sie ihm gegönnt, nur daß er ihr einen Preis macht wie irgendeinem Fremden, der zu ihm in die Toilette kommt und ihm ein Zigarettenetui oder sonstwas anbietet, "weil er gerade mal in Verlegenheit ist" (oder weil er es geklaut hat) . . .

Aber "das Männlein, das in den Dornen saß", das hat sie ihm nicht verkauft; nur als Pfand gelassen. Das will sie wiederhaben – wenn es möglich ist. Er war unzufrieden: "‘Das Männlein, das in den Dornen sitzt’ – gerade das hätte ich meiner Madonna schenken wollen, vielleicht hätte sie dann begriffen... ", und eine Melancholie verschleiert seine Augen, wie warmer Anhauch ein kaltes Glas. – Sieh, sieh – auch du, Bruder... Und mit einemmal wird er ihr ganz menschlich nahe.

Oh, für seine Madonna ist er von einer verrückten Großzügigkeit, das ist immerhin sympathisch und verwandt. Aber mit seiner Schwester, von der er weiß, daß sie Hungers krepirt mit einem Kind im Bauch... Er ist korrekt, ohne Frage. Neulich brachte er ihr die Hemden zurück, die sie ihm vor einem guten Jahr in seine Knechtskammer gebracht haben. "Ich hab gesehen, daß dein Mann eins trägt, das schon mächtig ausgefranst ist. Und ich hab mir jetzt auch für die Arbeit bessere gekauft," sagt er gönnerhaft.

Schon sind sie wieder auf ihrem Standard: einmal essen, zwei Tage leben. Die Neppbesuche werden fast ihre einzige Nahrungsquelle. Bei diesen Besuchen versäumen sie nie, sich einen Stapel alter Zeitungen und Zeitschriften geben zu lassen, "zum Lesen und für diverse anderweitige Zwecke". Der Lumpenhändler muß sich fragen, warum sie nicht ihren ganzen Stock auf einmal bringen. – Wieder mal zwei Tage gewonnen.

Und dann kommt der Tag, wo sie erfahren...

Sie sind zu dem sympathischen, intelligenten Studenten-Ehepaar gegangen. Es war eine merkwürdige Atmosphäre von Verstörtheit in dem Haus. Türen standen offen, Leute schwatzten mit unterdrückten Stimmen auf der Treppe.

Und dann sagte man ihnen, daß die zwei Menschen sich heute nacht mit Gas vergiftet haben. Sich und das Baby.

Über aller Erschütterung, und stärker als sie, ist in Lott eine Empfindung, ein Gedanke, spontan wie ein Reflex:

Das haben sie an unserer Statt getan.

Denn da, plötzlich, begreift sie, wie nahe sie selbst diesem Ende gewesen sind.

Das heißt: wir werden weiterleben. Ja – und wie – ? Wir sind ja schon über und über...

Einmal ist Redy gar auf die Idee gekommen, mit Maria – mit Maria! – einen "Coup" zu machen. Sie ist Gouvernante bei reichen Leuten, manchmal ist sie allein im Hause. Lott ist schon hin und wieder zu ihr gegangen.

So wollen sie es machen: ein einem solchen Einhüte-Abend soll Maria den Schlüssel unter die Fußmatte vor der Haustür legen, sie werden kommen, ausräumen und Maria fesseln und knebeln wie es sich gehört. Maria soll nachher sagen, sie habe den Schlüssel für ihre Freundin hingelegt, wie schon öfters, sie fürchte sich nachts allein in dem großen Haus. Und dann seien statt ihrer Freundin zwei Kerle gekommen.

Durch diese Abmachung sehen sie Maria vor jedem Verdacht geschützt. Für sie selbst sieht es beträchtlich wackeliger aus, das ist klar. Aber ein junger Mann muß Glück haben, bekanntlich.

Natürlich hält Maria nicht durch. Noch ehe es soweit ist, kommt sie zitternd und zagend an: Nein, sie kann es nicht, sie hat zuviel Angst. Und die beiden sind doch heimlich

froh und erleichtert.

Sie weinen nicht mehr. Sie sind nicht mehr zwei verirrte Kinder. Sie sind zwei struppige, gesträubte Tiere, die sich mit Zähnen und Krallen ans Leben klammern.

Trotz der Geschichte mit den Laken ist Lott zu Peters Geburtstag eingeladen worden, und Peter scheint mehr Verstand zu haben als sein Bruder: er ist selbst gekommen, die Einladung zu überbringen, und hat das Fahrgeld hinterlassen. Redy besteht darauf, daß sie hinfährt: "Dann kannst du dich mal einen ganzen Tag auf Vorrat vollschlagen – belohnt sich besser, als die paar Groschen Fahrgeld zusammen zu verjubeln."

Sie nimmt sich vor, auch einige Kostproben für ihren Liebsten beiseitezubringen. Wenn die ihrem hungernden Mann nicht ein armseliges Stückchen Kuchen gönnen – !

Und dann hat sie der Mutter einen Ring gestohlen.

Anna Babendeerde besitzt nur zwei Ringe außer ihrem Trauring, sie trägt sie nur an hohen Feiertagen. Für gewöhnlich liegen sie mit ihren andern paar Schmuckstücken in ihrem Schmuckkästchen, auf der Kommode im Schlafzimmer; es ist unverschließbar.

Eine Sekunde vorher hatte sie noch nicht daran gedacht. Aber sie ist wie ein schweifendes Tier geworden; immer auf der Suche nach Beute, nach Nahrung.

Lott weiß, daß es ein Wahnsinn ist, als sie mit fliegenden, plötzlich eiskalten Fingern den goldenen Ring mit den Rubinen nimmt (sie hat noch soviel Verstand, den mit den Opalen liegenzulassen, die die Mutter Tränensteine nennt; den liebt die Mutter besonders). Es *kann* nicht lange dauern, bis die Mutter es bemerkt, und dann kann nur sie in Frage kommen.

Wild-verzweifelt ist sie zu der frechsten Lüge entschlossen.

Nachher saß sie noch stundenlang im Kreis der Familie.

Redy schien tief erschrocken, aber man muß leben, nicht wahr? Gold steht hoch im Preis. Natürlich hat der Juwelier sie elend betrogen, aber es war doch wieder mal ein beträchtlicher Aufschub.

Bald kommt eine Karte von ihrer Mutter, die sie bittet, zu ihr zu kommen; sie habe etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen.

Lott fährt hin; sonst wird vielleicht die Mutter herkommen, und Redy, "um seine Frau vor Beleidigungen zu schützen", könnte das Schlimmere zum Schlimmen fügen. Und – ich allein werde genug Schmutz machen können.

Sie fühlt ihr Gesicht wie ein fahles Stück Eis, als sie der Mutter gegenübertritt. Sie wagt sie nicht zu umarmen.

"Lotte, hast du meinen Ring genommen?" Noch nie hat sie die Züge der Mutter so wie in durchscheinenden Stein geschnitten gesehen. Sie hört ihre Stimme wie durch unaufhörliches Rauschen zu sich dringen.

"Deinen Ring? Ich? Welchen Ring?"

Sie ist zu allem entschlossen. Sie wird die Brüder –

Sie rennt im Zimmer herum. (Die Erregung unerträglicher Scham und Erniedrigung in Empörung "umgestalten"! Und weiß doch: mit diesem Gesicht...) Sie sucht Erklärungen: vielleicht hat der kleine Helmut damit gespielt, das Ding steht ja immer unverschlossen da, und der Ring kann ihm weggerollt sein.

"Ich habe das ganze Zimmer umgekehrt, Hans und Peter haben alle Möbel abrücken müssen. Glaubst du, ich würde so leicht eins meiner Kinder verdächtigen?"

"Eins deiner Kinder? Mich! Nur mich! Hast du schon daran gedacht –" Ihre Stimme wird unsicher.

“Lotte – !” Jetzt ist ein solches Entsetzen in den Augen der Mutter, daß sie verstummt. Sie zwingt sich : nicht aufgeben, nicht zugeben – . Sie stößt sich weiter. Mit versagender Stimme : “Schon einmal – hast – ”

Sie kann nicht weiter. Nein. Das ist Schändung.

Da sieht sie das zarte kleine Gesicht ihres Brüderchens, in dem die vergrößerten Augen voll Fragen und Angst von einer zur andern gehen.

“Den Jungen hast du bei dieser Unterhaltung wohl nicht beiseitehalten können!” schreit sie rauh. Und stürmt hinaus.

Anna Babendeerde hat die Sache vor ihrem Mann verheimlicht, so lange es ging. Die Feiertage sind selten. Aber sie hat bestimmt, daß nach ihrem Tode Lott den Ring mit den Tränensteinen haben soll, den einzigen, der geblieben ist.

Du wachst des Morgens auf mit schwindelndem Kopf und begreifst : deswegen sieht man dir die Schwangerschaft noch so wenig an, weil das Kind ja Platz genug hat in deinem leeren Bauch.

Du stehst nicht auf : Bewegung verbraucht Kräfte, verlangt Nahrung. Und dein Hirn, das fast so kalt und klar ist wie im Kokainrausch, arbeitet nur an einem : etwas zu finden, das euch noch für einen Tag an diesem Leben hält. Da verrutschen dir manche Moralbegriffe; auch die, die du dir selbst geschmiedet hast. Und wenn du eine rettende Idee gefunden hast, siehst du sie nicht genau auf ihre Sauberkeit an; sie ist der Sieg des Lebens über den Tod.

Sie haben den ganzen Tag auf der Matratze gelegen, unter den Decken : in diesem sonnelos feuchten Zimmer ist es jetzt gegen den Herbst schon recht kühl, und viel Körperwärme ist nicht vorhanden.

Sie haben nicht viel gesprochen.

Die Hirne sind müdegedacht.

Ehe die Dämmerung ganz das Zimmer füllt, erhebt Lott sich. Sie stützt ihr Taschenspiegelchen gegen das Fenster und legt vorsichtig ein wenig Puder und Lippenrot auf. So wird es echter sein. Dann zieht sie sich sorgfältig an.

“Nanu, willst du noch wo hingehen ?” fragt Redy aus den tiefen Schatten des Zimmers.

Sie wendet den Kopf halb zu ihm hin. “Ja – Grete muß gleich kommen. Wir wollen zusammen losgehen. Nach Sankt Pauli.”

Er hat begriffen. Seine Finger brauchen lange, bis sie das Funzelchen entzündet haben : in einer alten Bohnerwachsschachtel zusammengeschmolzene Kerzenreste, in einem Korkschwimmer ein Wollfaden als Docht. Seit vielen Wochen ihre einzige Beleuchtung; es brennt so sparsam, daß man es gar nicht weniger werden sieht. Man kann kein Wort dabei lesen, aber zum Lesen haben sie ja den ganzen Tag Zeit genug.

“Komm mal her, Baabe,” sagt er unsicher.

Sie setzt sich zu ihm mit ihrem blassen, abgemagerten Gesicht, in dem nichts ist als eigensinnige, selbstzerstörerische Entschlossenheit, und die großen, verdunkelten Augen voll verzweifelter Hohn. “Was willst du – . Wir können nicht krepieren. Weißt du noch etwas anderes ? Liebster – ”

Sie holt das alte Argument von Alfred Findler hervor, das einzige, das in ihrer Erinnerung geblieben ist und jetzt gefährlich erweitert : den Vergleich des Körpers mit einem Handschuh. Was ihn auch berührt, es vermag mein Ich nicht anzutasten.

Bei so etwas ist auch nicht viel zu diskutieren. Man sagt Ja oder man sagt Nein. Oder man schweigt, ein Besiegter, und läßt den andern nach seinem Willen tun.

Sie sind beide froh, als Grete kommt.

Sie passen nicht gut zueinander für ihre gemeinsame Unternehmung. Grete, ein hübsches, kräftiges arbeitsloses Proletariermädel, hat sich auch so fein und lecker gemacht wie möglich. Mein lieber Schreck, denkt Lott, sie wäre anziehender gewesen in ihren alltäglichen Nippchen. Nur, sie sind beide Novizen, das hält sie zusammen.

Grete ist nicht die einzige "anständige Arbeiterin", die sich nach langer Arbeitslosigkeit entschließt, die Anständigkeit den Leuten zu überlassen, die sich diesen Luxus leisten können. Was soll man tun? Das Stempelgeld ist zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel. Und es scheint, daß die "Sitte" ein bißchen durch die Finger sieht bei der allmählich zunehmenden Anzahl von Frauen, die eine Vorliebe für stundenlange abendliche Spaziergänge in sich entdeckt haben. – Gretes Freund, auch arbeitslos seit zwei Jahren, darf natürlich nichts davon wissen. Na, sie wird ihm erzählen, sie hätte hin und wieder eine Aushilfe zu machen. Der wird sich ja freuen, wenn sie ihn mal zu einer Portion Kartoffelsalat mit Knackwurst einladen kann! Oder Erbsensuppe – ja, die Erbsensuppe bei Aschinger ist auch wunderbar, und da gibts noch ein Brötchen dazu.

Auf der Reeperbahn dauert es nicht lange, bis ein Mann sie anspricht. Lott sieht ihn von der Seite an und will weitergehen: sie ist doch nicht verrückt, irgendsoein mickriger Angestellter. Aber Grete, ängstlich, die Gelegenheit zu verpassen, zieht sie mit sich. Sie sitzen in einem riesigen, lärmenden Tingeltangel, glücklich über die paar Kuchen, die der Kavalier spendiert, sie zünden eine Zigarette an der andern an und empfinden wie einen Reichtum die halbgerauchten, die sich in ihren Taschen ansammeln. Der Kavalier gibt sich enorme Mühe, das Gespräch in Gang zu halten. Grete, das frische, redselige Geschöpf, ist völlig verbiestert und steif wie ein Garderobenständer. Und Lott ist noch einsilbiger. Sie spöttelt innerlich über den Kavalier, über Grete, sie höhnt über ihre eigene Armseligkeit und über diesen armseligen avortierten Versuch zur Unzucht. Immer klarer wird es ihr: nicht nur der erste Versuch ist damit avortiert, sondern jeglicher. Auch Lott hat ihre Grenzen. Auch ihr Wille vermag nicht alles in ihr zu zwingen.

Sie hat sich mit Grete zusammengetan in der Hoffnung, daß sie sich gegenseitig Mut machen würden, daß eine vor der andern keinen Rückzieher riskieren würde, den man leichter macht vor einem allzu schweren Entschluß, wenn man mit sich allein ist. Oder sollte unbewußt das Gegenteil sie zu dieser Kompagnonschaft veranlaßt haben? Zwei so verschiedene Männer, wie sie verschiedene Frauen sind, hätte sie schwerlich zusammen angetroffen. Ein Mann der auf Grete "geflogen" wäre, hätte mit Lott nichts anzufangen gewußt, und umgekehrt. Dieser unglückliche Kavalier ist beinahe schon die Probe aufs Exempel.

Nach endlosem Sitzen, die Ohren kaputt von der barbarischen Blechmusik, sehen die beiden jungen Frauen sich unsicher an, und jede sieht auf dem holzigen Gesicht der andern das gleiche Bewußtsein der Aussichtslosigkeit, den gleichen Wunsch nach Erlösung.

"Na, jetzt wird es wohl Zeit, daß wir nach Haus kommen."

Und verabschieden sich von dem Kavalier, ohne zu bemerken, ob er enttäuscht oder erleichtert ist.

Stunden sind sie fortgewesen.

Lott ist froh, daß Grete noch mit zu ihnen kommt; das wird alles sachlicher machen.

Redy liegt da, wie sie ihn verlassen haben: die mageren Arme hinter dem Kopf, vor der Wand von geronnenem Blut, im kranken Dämmer der agonisierenden Funzel.

Lott sieht sein armes Gesicht und läuft zu ihm hin:

“Nichts, nichts – es war nichts, es ist nichts – . Liebster ! Wir taugen nicht dazu.” Und dann erst legt sie die Hände auf seine Augen, deren Blick sie nicht ertragen kann.

Haben sie jetzt den tiefsten Grund ihrer Erniedrigung erreicht ? Noch nicht. Eins blieb ihnen noch.

Sie wissen ja gut, mit welchen Infamien man Geld machen kann. Sie wissen auch, von wem man sie bezahlt bekommt.

Pornographische Bilder zum Beispiel.

Lott macht pornographische Zeichnungen. Sie malt sie sogar an.

Sie weiß ja, wie man sowas macht, hat genügend Vorlagen gesehen.

Im Grunde sind ihre Zeichnungen naiv und harmlos. Hätte sie sie irgendwo gesehen, sie hätte mitleidig mit den Achseln gezuckt.

Aber sie macht sie selbst. Einen Tag lang macht Lott Babendeerde pornographische Zeichnungen, um sie zu verkaufen.

Redy sitzt daneben, kritisiert und gibt Ratschläge.

Sie sind erstarrt, wie Marionetten. Sie versuchen, eine gewisse Abteilung in sich fest zuzuschrauben, Herrenmenschen zu spielen, die über jeder Moral stehen, denen alles erlaubt ist. Minutenlang vergessen sie gar, wozu dies dienen soll, nehmen es für einen verrückten Jux. Sie sehen sehr darauf, daß die Zeichnungen ästhetisch einwandfrei sind. “Wenn ihnen das nicht paßt . . . ”

Aber das sind nur kurze Minuten mitleidiger Anästhesie, hervorgerufen durch die unfaßbare Scheußlichkeit ihres Vorhabens. Der Deckel auf ihrem Innern hält nicht ganz dicht. Nie in ihrem ganzen Leben hat Lott sich so angespien gefühlt wie diesen einen Tag. Und hat trotzdem weitergemacht.

Sie haben die Zeichnungen nicht verkauft. Sie haben sie nicht einmal jemandem angeboten. Sie haben sie in einer dunklen Ecke versteckt, wie ein Tier seinen Kot verscharrt. Aber sie waren doch imstande, einen ganzen Tag hindurch, dies zu wollen.

Zerstören will Lott die Dinger nicht. Sie möchte es wohl, aber sie wagt es nicht. Ihr ist, als würde sie den Frevel noch größer machen, wenn sie diese Zeugnisse ihrer Erniedrigung beseitigt. Sie hat sie für ihr Leben aufbewahrt, als Erinnerung an den Tag, da sie sich selbst am tiefsten in die Seele spuckte.

Kapitel 7

Für einige friedevolle Wochen hat Lott tagsüber ein paar Kinder betreut. Als ihr Bekannter kam, es ihr vorzuschlagen – “Sie werden nicht wie eine Untergebene behandelt werden, es sind meine Freunde, und ich habe ihnen ein wenig gesagt, wer Sie sind, und daß Sie momentan . . . ” –, wollte Redy noch Geschichten machen: “Meine Frau soll nicht Dienstmädchen spielen!”

Lott sah ihn ironisch an: “Du bist wahnsinnig, armer Freund. Erstmal: soll nicht – ? Es handelt sich um Lott Babendeerde. Also – ? Und dann: was soll sie sonst?”

Wie eine Schwester war sie zu ihr, die zarte junge Frau mit dem feinen, klaren Gesicht wie eine Gemme unter der Masse dunkler Haare. Sie konnte nicht ahnen, daß Lott in der Wärme ihrer einfachen Herzlichkeit manchmal fürchtete, das harte erstickende Knäuel in ihrer Brust würde in erschütternden Tränen herausbrechen. Güte spürte sie hier, Fürsorge . . . Nicht die herablassende Güte der reichen Frau zu einer, die in Not ist; es war die Güte, die eine Mutter einer Schwangeren entgegenträgt. Manchmal sagte Lott lächelnd zu ihr: “Aber vergessen wir nicht, daß ich bei Ihnen bin, um für Ihre Kinder zu sorgen, und nicht, damit Sie für mich sorgen!”

“Ach ja, aber den ganzen Tag die Kinder, das ist so ermüdend, ich weiß es, ich habe sie jetzt seit Wochen allein gehabt. Den Mädchen will ich sie nicht überlassen.”

Aber die Kinder sind gut und weich und süß wie frische Buttersemmelchen mit goldglänzenden Zuckerbäckchen. Wenn Lott im Frieden des Kinderzimmers bei ihnen sitzt wie in einem stillen, warmen Nest, dann spürt sie den harten Knoten in sich sachte zerschmelzen. Und die Kleinen haben sie ganz von selbst “Tante” genannt.

Diese zarte junge Frau hat auch um ihre Liebe gekämpft und hat den Willen ihres Vaters besiegt, und sie ist sehr stolz darauf. Für seine Begriffe eines reichen Besitzers von Kaffeeplantagen in Costa Rica lebt sie im bittersten Elend in ihrer Fünfstückerwohnung mit allem Komfort, zwei Dienstmädchen und Gouvernante. “Nun ja,” sagt sie naiv, “schrecklich beschränkt ist es ja auch in den paar Zimmern, und recht arm ist hier alles. Aber das kann mich nicht von meinem Mann trennen!”

Da legt Lott den Kopf auf die Sessellehne zurück und lacht laut und herzlich. Hätte eine andere so zu ihr gesprochen, es wäre ihr wie eine Verhöhnung erschienen und wie ein giftiger Stachel in ihr steckengeblieben. Aber der kindlichen Ahnungslosigkeit dieses gütigen, weltfremden Wesens kann sie nicht böse sein. “Ma femme-enfant” nennt ihr Mann sie. Und die beiden schönen jungen Menschen beten sich an.

Und dann kam viel zu früh der beklemmende Moment, wo die junge Frau ihr sagte: “Jetzt dürfen Sie nicht mehr länger arbeiten. Jetzt müssen Sie zu Hause bleiben und

dürfen nur noch an Ihr eigenes Kind denken.”

Nichts erschien auf Lotts Gesicht von ihrer inneren Panik, und ihre Stimme blieb gemessen, als sie einige Argumente versuchte. Hätte sie ihr sagen müssen, was das für sie bedeutete? Sie konnte es nicht. Denn das hätte so ungefähr geheißen: behalte mich weiterhin aus Gnade, da du mich nicht mehr arbeiten lassen willst.

Aber sie wußte: hätten sie nur jeden Tag die reichlichen belegten Brote als einzige Mahlzeit gehabt, die sie jetzt täglich als ihr Abendessen nach Haus brachte – es wäre manches ungeschehen geblieben.

Der Winter ist da. Der Ofen ist verkauft. Die Entbindung ist in zwei Monaten.

Jetzt entschließt Redy sich: er möchte bei seinem Schwiegervater Stiefel putzen.

Lott fühlt sich wie verdummt: warum jetzt – erst jetzt? Wie oft in diesen hungerfiebernden Monaten hat sie zitternd gehofft, er möge sich dazu überwinden! Darum bitten konnte sie ihn nicht. Schließlich war es ihr oft für eine lange Zeit aus dem Kopf gerutscht. Aber wenn sie das Wahnsinnigste unternahm – dann war wohl immer auf ihrem Grund die wilde Hoffnung, dies möge ihn endlich dazu stoßen.

Hat er sich den siebten Monat von vornherein als Termin gesetzt, weil es das vorige Mal ebenso gegangen ist?

Gleichviel. Wird der Vater jetzt noch einwilligen? Lott geht, darum zu bitten.

Wieder ist es die Mutter, die den Vater berennen muß; die seinen bitteren Auslassungen standhalten muß, die sich oft zum wütenden Toben steigern.

“Sie soll den verfluchten Kerl laufenlassen, sie soll zu uns kommen mit ihrem Kind, kein böses Wort wird sie hören! Aber er hat sie verrückt gemacht, daß sie Ehre und Gewissen nicht mehr kennt, daß sie ihre Eltern belügt und betrügt und bestiehlt, daß sie ihr eigen Kind auf den Misthaufen geschmissen hat! Und du verlangst jetzt von mir, daß ich mit ihm arbeite, daß ich jeden Tag mit diesem Lumpenhund spreche!”

Unermüdlich, unerschütterlich findet das Herz der Mutter neue Argumente, besänftigende Worte. Tagelang erreicht sie nichts, als das Feuer von Haß und verzweifelter Liebe immer höher aufflammen zu machen.

“Nach Haus kommen soll sie, ist das zuviel verlangt? Schon längst wär sies ihrem Kind schuldig gewesen, wenn sie noch einen Funken gesundes Gefühl im Leibe hätte! Du natürlich, du steckst mit ihnen unter einer Decke, dein sauberer Schwiegersohn hat dich auch schon rungekriegt, der Polichinelle! Du wirst noch...”

Die Mutter hält an sich; sie schluckt runter. Sie kennt ihren Mann. Sie ist getrost: Weihnachten steht vor der Tür.

Und der Vater gibt nach und schickt seine Söhne mit einem Sack Kohlen und einem großen Lebensmittelpaket zu seiner ungebärdigen Tochter, deren Starrsinn wieder einmal den seinen besiegt hat. Er will nicht, daß Redy schon über die Feiertage die Arbeit anfängt.

“Ich will sein Gesicht nicht sehen während der Heiligen Tage, das ist zuviel verlangt,” grollt er. “Soll er sich erstmal Kräfte anessen und ein paar Tage wie ein Mensch leben mit – mit seiner Frau. Werden es nötig haben. Und wenn er denkt, daß das ’ne leichte Arbeit ist...”

Redy fand es recht schäbig, was sie schickten: “Corned beef, Gänseschmalz – genau wie für arme Leute. Sie selbst werden das nicht fressen an ihrem Heiligen Abend!” So daß seine Frau schließlich sagte: “Na hör mal!”

Vorige Weihnachten – das war eine Woche, bevor Redy die Arbeit bei seinem Va-

ter aufgab, und so war er noch einigermaßen in Gnade bei der Familie – haben sie einen Feiertag gemeinsam bei Tante Else und ihrem Mann verbracht, als einzig möglichen Kompromiß; selbst in diesem Moment wollte der Vater nicht heruntergehen von seinem “Der Kerl kommt mir nicht über meine Schwelle!”. Das war nur möglich gewesen die eine Nacht, als seine Tochter mit ihrem Mann zu ihnen kam um zu sagen, daß ihre Stunde gekommen sei; da hat keiner von ihnen an das Verbot gedacht.

Lott und Redy, die sich bei den friedlichen Familiengesprächen zu Tode mopsten, spielten heuchlerisch alle “heiligen” Platten auf dem Grammophon ab und legten dann Tanzplatten. Und bei einem besonders schönen, maßvollen Tango kam Lott die Lust an, einmal – das erste Mal – mit ihrem Mann zu tanzen.

Was war es, das die Züge des Vaters so verfinsterte? War es der Gedanke: Ihr Kind ist noch keine drei Monate unter der Erde – oder die Qual, seine Tochter so hingegeben in den Arm dieses Mannes geschmiegt zu sehen?

Nachher versprach Onkel Ernst, genießerisch schmunzelnd, eine besonders amüsante Platte. Und da quietschte es los, vulgär: “Ach, mein Otto hat ’ne Flöte!”

Was so ein kleines Schweineliedchen offenbaren kann!

Lott beobachtete die Gesichter: Tante Elses großer, stattlicher Mann – ein Mann mit einem Herzen so gut wie Butter, übrigens – hatte ein schmatzendes Kennerlächeln auf seinem feisten Bonvivantgesicht. Tante Else war überraschend: sie, die noch vor drei Jahren eine garantierte Jungfrau war und sicher ohne einen Begriff für die Finessen zweideutiger Tingeltangeliedchen, fühlte sich offenbar irgendwo gekitzelt und nahm dasselbe so unschuldsvoll von allen andern an (doch alles verheiratete Leute, nicht?), daß sie sich nicht mal die Mühe gab, ihr aufgedrehtes Lächeln zu verbergen. Ihrem Vater sah Lott deutlich an, wie quälend peinlich ihm diese verdeckten Zotigkeiten waren vor seiner Frau und seiner Tochter; es ist nicht ausgeschlossen, daß er seinen Schwager nachher beiseitegenommen hat. Die Mutter war herrlich, rührend in ihrer absoluten Verständnislosigkeit, mit der naiven, etwas dummen Verlegenheit dessen, dem die Pointe eines Witzes entgangen ist, den die andern in seiner Gegenwart genießen.

Natürlich, Lott setzte ihr hochmütigstes, gelangweiltestes Gesicht auf, während Redy sich ans Fenster stelle und gegen die Scheiben trommelte; sie hätte ihn dafür küssen mögen.

Wahrhaftig, in ihrem Kreis reden sie noch ganz anders, ein-, zwei- und dreideutig, aber auf jeden Fall ist Geist drin, und keinem von ihnen wird sich auch nur ein Barthaar heben, nicht mehr, als wenn sie über Schnee oder Regen scherzten. Aber diese schleimigen Spießer, die sich entrüsten, wenn eine Frau offen für mißhandelte – von ihnen mißhandelte! – Frauen eintritt und die Prostitution zu diskutieren wagt, und die beim Anhören solcher platten Zotigkeiten am liebsten gleich in die Federn springen möchten!

Nein, Lott hat zum letzten Mal an einem Familienzauber teilgenommen, das hat sie sich an dem Nachmittag versprochen.

Der Vater läßt Redy wissen, daß er die ersten Tage mit ihm arbeiten soll, zum Einarbeiten; nachher werden sie sich mit Hans in drei Schichten ablösen und so, daß jeder mal bei Tage, mal bei Nacht arbeitet.

Fast das erste Wort, das Robert Babendeerde seinem Schwiegersohn sagt: “Ich kann einen Mann nicht achten, der seine Frau vor der Ehe berührt. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel, das *mußte* ich Ihnen sagen. – Und jetzt will ich Ihnen zeigen, wie Sie Ihre Arbeit zu machen haben.”

Er ahnt nicht, daß nur die Verblüffung Redy hindert, vor Vergnügen über diesen "gut gelungenen Scherz" zu explodieren. Lott hat ihm längst gesagt, daß sie "ein Kind der Liebe" ist, sie ist beinahe stolz darauf.

Während der paar Tage, die Robert Babendeerde für nötig hält, um Redy "einzuarbeiten", ist er von ernster, reservierter Freundlichkeit zu ihm, wie zu einem Angestellten, Redy von reservierter Zuvorkommenheit. Es gefällt dem Alten zu sehen, daß Redy geschickt ist und es liebt, wenn er schon arbeitet, seine Sache gut zu machen; denn das merkt man, ob einer sich anstrengt, weil er einen Aufpasser hinter sich stehen hat, oder ob er die Arbeit sorgfältig macht, weil es ihm gefällt. Er ist auch sonst anstellig, weiß dies und das zu reparieren, und im Lauf der Zeit kommt er gelegentlich mit kleinen Bastelideen für praktische Verbesserungen, die der Alte anerkennen muß. Wenn sie eine direkte Anrede nicht vermeiden können, sagen sie "Herr Babendeerde" und "Herr Spenzer". Redy merkt rasch, daß Schwiegervater bei jedem groben oder losen Wort die Stirn runzelt, und verkneift sie sich daraufhin. Er verkneift es sich sogar für diese paar Tage, mit seinem mitgebrachten Essen in den Wartesaal zu gehen, wozu er fest entschlossen ist; aber er will auch Schwiegervater nicht vor den Kopf stoßen mit etwas, das ihm als taktlose Aufspielerei erscheinen müßte.

Sie sind wohl beide recht erleichtert, als Robert Babendeerde die Anlernzeit als beendet erklärt und sie sich nur noch beim Schichtwechsel sehen.

"Weißt du," sagt Redy diese ersten Tage zu seiner Frau, "ohne Zweifel kann unsereins mit weniger moralischem Bauchgrimmen eine solche Arbeit machen als dein armer Alter mit seinen Hottentotten-Ideen von sozialem Standard. Aber ich muß dir sagen: wenn einer mir ein Trinkgeld reicht – da muß ich doch verdammt erst zweimal runterschlucken! Bloß, man sagt sich, es wäre höchst ärgerlich, das dauernd auszuschlagen wie ein standhafter Zinnsoldat. Die meisten scheinen wirklich der Meinung zu sein, es gehöre sich so, und die Trinkgelder geben wahrhaftig fast die größte Einnahme. Und das Geld ist dekorativer in meiner als in seiner Tasche, sag ich mir. Also halt ich mich an die Spielregeln."

Nun kann Lott wieder ihren Liebsten verwöhnen, wenn er von der Arbeit kommt, einen unerschöpflichen Reichtum klug anwenden und sich ohne Sorgen auf ihr Kind freuen.

Die gute Frau Spellmann, die Näherin, die "früher bessere Tage gesehen hat", hat der Mutter ein Jäckchen und ein Hemdchen gebracht: die hat Lott als Baby getragen, dann hat die Mutter sie Frau Spellmann für ihr Enkelkind gegeben, und jetzt wird Lott sie ihrem Kind anziehen! Ganz gerührt betrachtet sie das etwas vergilbte Jäckchen aus molligem Piqué mit den gestickten Festons und das Hemdchen aus feinstem Leinen mit zarten Frivolitätenspitzen an Hals und Ärmelchen: das hat die Mutter vor vierundzwanzig Jahren für sie gemacht, ihr Kind der "sündigen Liebe".

Mit ungewohnter Sanftmut geht sie dem schnurrigen Kauz, ihrem alten Wirt, um den Bart, und sie kriegt ihn herum, daß er ihnen noch ein Zimmer seiner Wohnung abtritt; es geht nach vorn heraus auf die breite "Terrasse" und hat Licht und Luft wie eine normale Parterrewohnung. Sogar ein paar Möbel läßt er ihnen wieder billig ab; sie hätten sonst auch gar nicht alle Platz in dem einzigen Zimmer, das ihm geblieben ist.

Als Redy das nächstemal eine Woche tagsüber zu Hause ist, macht er sich gleich daran, die scheußlich tapezierten Wände zu streichen. Sie sind immer noch für absolute Farben, aber diesmal wählen sie Indigoblau, und es ist wirklich schön, auch auf die Dauer. Er scheuert sogar auch den Fußboden sehr schön sauber, er weiß, das darf er seiner Baabe jetzt nicht mehr zumuten; noch knapp einen Monat ist es bis zu dem Tag, den er mehr fürchtet als sie.

Aber sie kann ihn tagelang nicht dazu bringen, die Fenster zu putzen. Und man kann doch die schönen Gardinen von der Mutter nicht vor Fenster hängen, die dick sind von jahrealtem Schmutz! Man kann wirklich nicht einmal leben in einem Raum mit solchen Fenstern, und Lott ist wahrhaftig kein Scheuerteufel.

“Ach, das hat doch keine Eile. Ja, ein andermal,” sagt er lahm. Und sitzt und hat den ganzen Tag nichts zu tun.

Da holt Lott zornig die Trittleiter und macht sich kurzentschlossen selbst ans Fensterputzen, mit finsterem Gesicht und verbissenen Lippen.

Eine Stunde später fangen die Wehen an.

Sie haben beschlossen, die Entbindung diesmal zu Haus zu machen. Lott graut es, wenn sie nur an das Krankenhaus denkt. Aber noch ist nichts vorbereitet, natürlich. Resolut macht Lott sich daran, alles Nötige in Ordnung zu bringen. Währenddes läuft Redy zu Dr. Elsenstedt; sie ist auf Krankenbesuche gegangen. Als sie nach ein paar Stunden kommt, findet sie Lott am Herd stehen und Pfannkuchen backen.

“Ja, man soll sich doch so lange wie möglich bewegen,” sagt sie ruhig – und muß sich plötzlich an der Herdstange festhalten, mit einem krampfigen Lächeln.

“Aber Sie unglückliches Kind, doch nicht, wenn die Wehen zu früh kommen! Hätten Sie sich gleich hingelegt, vielleicht wären sie noch wieder zurückgegangen.”

Das Kind kommt schon in dieser Nacht, und so leicht, daß Lott sich vor Staunen nicht zu lassen weiß und sich vorkommt, als hätte sie das Schicksal betrogen.

Aber die Hebamme ist nicht zufrieden. Kaum läßt sie sich Zeit, das Kind zu baden, wickelt es in ein warmes Tuch und legt es in die Sofaecke, neben den glühenden Ofen. Dann beugt sie sich wieder über das Bett, mit gerunzelter Stirn. Sie preßt den Leib der Wöchnerin; eine Welle von Blut schießt heraus. “Die Nachgeburt ist noch nicht heraus. Laufen Sie so schnell wie möglich zu Fräulein Doktor!”

Nach kurzer Zeit kommt Redy zurückgehetzt: “Sie ist nicht da, das Mädchen hat aus dem Fenster gekuckt und gesagt, sie weiß nicht, wo sie ist.”

Die Hände der Hebamme flattern, sie wirft einen Blick auf die Uhr, ihre Worte überstürzen sich: “Das ist unmöglich – . Sie hat mir gesagt, ich soll sie sofort – . Sie hinterläßt immer die Adresse – . Aber laufen Sie, suchen Sie irgendeinen Arzt! Es geht um alles! Wenn die Nachgeburt nicht spätestens eine halbe Stunde nach der Entbindung – ”

Redy ist schon nicht mehr da.

In verzweifelter Spannung sieht die Hebamme die Uhrzeiger vorschnellen. Immer wieder knetet sie den Leib, immer wieder bricht ein Schwall von dickem Blut hervor. Sie sieht in das rasch zerfallende Gesicht, in die vergehenden Augen. “Bleiben Sie wach, um des Himmels willen!” fleht sie.

Redy kennt keinen einzigen Arzt. Er stürzt in die nächste Wirtschaft. Adreßbuch, Straßenadreßbuch – schreibt sich eine heraus. Hier um die Ecke.

Endlich erscheint ein verschlafener Kopf am Fenster. “Ich bin nicht vom Dienst heute nacht. Immerhin, Sie könnten – ”

“Wer ist der Arzt vom Dienst?” schreit Redy heraus. Fast wäre der schon verschwunden.

“Tja, das – weiß ich nicht. Auf dem Polizeirevier können Sies erfahren, und an jeder Apotheke ist es angeschlagen.”

Redy erinnert sich: ja, eine Apotheke, hier nahebei. Gottseidank, daß ihre blödsinnigen Pokale ihn immer ärgerten, wenn er an dem Schaufenster vorbeiging; sie sind keine Apothekerkunden.

Er findet die Apotheke, den Anschlag, das Haus des Arztes. Wieder ein Kopf am Fenster. Wie lange es braucht, die paar Worte herauszuhetzen!

“Tut mir leid, ich habe eine Verletzung am Finger. Damit kann ich eine solche Operation nicht machen.”

“Nennen Sie mir einen andern Arzt!” Sekunden tropfen. Blut tropft. Schwall von Blut. Meine Baabe –

“Ja, da versuchen Sie es mal bei dem Doktor Huber, der wohnt . . . Warten Sie mal – ” Verschwindet. Sekunden. Sekunden.

Da ist er wieder.

Die Adresse im Hirn festgenagelt, fegt er durch die verlassenen Straßen. Der Schweiß stürzt an ihm herab. Dein Blut stürzt – “Versuchen Sie es . . . ”

Die Qualewigkeit, bis das Fenster aufklirrt.

“Können Sie bezahlen?” fragt eine krätzigte Stimme.

“Natürlich, die Versicherung – ”

“Die Versicherung – lieber Mann! Wenn ich da hinterherlaufen wollte – ”

“Aber – . Hund! Verbrecher!” Das Herz springt ihm aus der Kehle. Das Fenster oben ist schon zu. Er schmettert die Fäuste ans Haustor, daß die Haut aufspringt.

“Eine halbe Stunde – ” Wie lange schon? Ach, Stunden, Stunden!

Eine Wirtschaft. Adreßbuch. Das Bier tröpfelt, Blut tröpfelt. Der dicke rote Glatzkopf dreht den Hahn, es schießt heraus –

Er rennt. Keuchend. Klingelt. Fleht –

“Ja, warten Sie, ich komme sofort.”

Baabe!

Ein baumlanger, breitschultriger Mann. Sie hetzen.

In dem überhitzten Zimmer, von kläglichem Kinderquäken durchspinnen, wirft der Arzt nur einen Blick auf das leichenfahle Gesicht mit den geschlossenen, tief eingesunkenen Augen, aus dem die Nase knochig und übergroß hervorragt wie ein scharfkantiger, polierter Stein. Er ergreift das schlaaffe Handgelenk; der Puls ist nicht mehr zu finden.

“Keinen Zweck mehr. Zu spät. Ich würde die Frau nur umsonst quälen.” Er wechselt ein paar halblaute Worte mit der erschöpften, resignierten Hebamme, die das “Zu spät” schon zu wissen schien, und wendet sich zum Gehen.

Da stellt Redy, der kleine Redy, sich in die Tür: “Sie kommen hier nicht lebendig raus, ehe Sie nicht alles versucht haben,” sagt er mit kalter Entschlossenheit.

Der Riese sieht aufmerksam auf ihn herab – zuckt die Achseln und geht wieder ins Zimmer zurück.

Die aufreizende Ruhe, mit der er die Ärmel bis über die Ellbogen aufkrepelt. Hände wie Schaufeln, Arme wie Masten. Das soll –

Die stillstehenden Minuten, während er sich die Arme seift. Aber das Gesicht nimmt schon den gespannten Ausdruck vor dem Kampf an.

“Machen Sie sie wach. Sorgen Sie dafür, daß sie die ganze Zeit die Augen offenhält. Wenn sie uns inzwischen wegrutscht, ist sie hin.”

Redy setzt sich auf den Bettrand, ganz nah neben ihren Kopf. Er ruft sie, wieder und wieder. Matt öffnet sie einen Blick, der ganz weit weg ist. Er spricht zu ihr, hart. Er zieht ihren Blick heran, heran . . . Sie ist da. Er hält sie.

Sie wollte schon nicht mehr. Sie war schon weit fort auf dem dunklen Wege. Er hat sie zurückgezwungen. Ihm verdankt sie ihr Leben.

Die Schaufelhand gräbt sich in ihr zerrissenes Fleisch. Der Schlachterarm taucht in

ihr Blut. Das Wühlen, Reißen, Krachen, Zerschneiden ohne Ende in ihrem Leib.

Sie schreit. Sie heult, wie sie noch nie im Leben heulte, wie nie ein Mensch heulte. Kein Tier heult so.

Redy schreit sie an, verzweifelt, brutal: "Mach die Augen auf! Halt die Augen offen!"

Immer wieder reißt er ihren Blick her. Sie beißt sich in ihm fest, sie beißt durch Mantel- und Jackenärmel ein blutiges Mal in seinen Arm und heult noch, heult –

Steinklötze, Felsmassen, Gebirge von Geheul erfüllen das Zimmer.

Mit eins fällt das betäubende Geheul in sich zusammen, wie eine ausgeleerte Ader zusammenklappt. Langsam drehen sich die Augäpfel nach oben.

Der Arzt stöhnt in angestrengter Spannung. Die Hebamme macht einen Schritt, um nach der bleichen Frau zu sehen. Redy schreit in zorniger Verzweiflung in ihren vergehenden Blick hinein: "Augen auf!"

Und plötzlich, aus der letzten Not ihres ausgebluteten, von Wühlen und Reißen und Brechen unmenschlich gemarteten Leibes ein tiefes, zitterndes Stöhnen:

"Vater..."

Als Lott am frühen Morgen mit einem blassen Glückslächeln aus ihrer Erschöpfung erwacht und Redy ihr ihr zartes kleines Mädchen in den Arm legt, merkt sie mit einemmal, daß sie gehörig Hunger hat. Der arme Redy – darauf war er nicht vorbereitet. Er hat während seiner Wache an ihrem Lager die letzten Pfannkuchen verzehrt, nichts Rechtes ist im Hause, die Läden sind noch geschlossen. Er kann nur eine Pfanne voll Bratkartoffeln machen.

Lott ist noch dabei, einen tüchtigen Teil davon mit gutem Appetit zu verzehren, ihr Kind im Arm, als es schüchtern klingelt. Eine verstörte Nachbarin fragt: "Wie geht es? Gott! Die ganze Terrasse hat ja heut nacht gebebt, arme kleine Frau! Wir haben uns alle gefragt... Sowas hat kein Mensch noch gehört!"

Kaltblütig macht Redy: "Tja, schön wars nicht, aber jetzt ißt sie schon wieder Bratkartoffeln."

"Ist doch gottsunmöglich!"

Zwei Minuten später erscheint die Gute wieder und bringt die Milch ihrer Kinder: in einer halben Stunde kann sie frische kaufen, und die sind noch beim Anziehen.

Und sie kommen alle, die Arbeiterfrauen aus der Terrasse, mit ihren harten Gesichtern und ihren groben Händen und den Augen voll Schwesterlichkeit. Und sie bereden sich, daß sie reihum die Suppe bringen wollen, solange die junge Frau liegt; der junge Mann versteht es wohl doch nicht so recht, und er muß ja auch arbeiten gehen.

Lott denkt an den Wochensuppentopf, der zu Hause im Geschirrschrank steht und nur bei hohen Gelegenheiten mal herausgenommen wird. In dem hat die Mutter mit ihrer Schwester Else, als sie noch Kinder waren, armen Wöchnerinnen im Dorf die Suppe gebracht. Das Ding, in der Form eines Milchtöpfes, ist von herzerreißendem Geschmack: die türkisblaue Fayence bildet ein Stück Baumstamm nach, an dem in dickem Relief ein Vogelnest klebt mit hungrig aufgesperrten Schnäbeln; und die Vogelmutter mit langem Schwanz klammert sich an den Nestrand und steckt ein Würmchen in einen der schreienden spitzigen Rachen. Die Mutter liebt diesen Topf über alles, und Lott, die Ästhetin, hat sich schon seit langem gesagt: Wenn es etwas gibt, was ich von den Eltern erben möchte, dann ist es dieser lächerliche, häßliche Wochensuppentopf.

Alle Menschen sind so gut. Die gute alte Frau Pirnau kommt mit einem winzigen und so teuren Primelsträußchen und ist ganz enttäuscht, Redys älteste Schwester schon beim

Spülen der durchbluteten Laken und Tücher zu finden. Ja, Lott hatte zugegeben, daß ihre Schwägerin diese Arbeit macht, einem Fremden darf man doch sowas nicht zumuten; aber jetzt begreift sie, daß sie Frau Pirnau, die sie als Schulkind mit Hängezöpfen kannte, nicht als Fremde ansehen darf. Und als die unermüdliche Alte dann noch überall sauber und ordentlich gemacht hat und kein Geld dafür nehmen will, versteht Lott auch, daß sie sie nicht kränken darf, und ist mit stillem Lächeln die arme junge Frau, der Frau Pirnau ihre Arbeit schenken kann.

Ein bitterer Tropfen fällt in den himmelblauen Milchbecher ihres Glücklicheins: Dr. Elsenstedt hat ihr Mädchen fristlos entlassen. Natürlich lag wie immer die Adresse auf ihrem Schreibtisch, über die sie zu erreichen war. Das ältliche Mädchen, das schon zehn Jahre lang ihren Haushalt führte, scheint ihre Abneigung gegen Redy angenommen zu haben, bis zu hysterischem Haß gesteigert. – Lott, in ihrem jungen Mutterglück und der Freude, doch durchgekommen zu sein, möchte gern Gnade vor Recht ergehen lassen. Aber Dr. Elsenstedt ist nicht zu bewegen: „Nein, das ist eine Frage des Prinzips.“ Das sieht Lott ja auch ein, aber es ist doch peinigend, wenn man selbst der Anlaß ist, daß ein Prinzip angewandt wird.

Die Mutter kommt jeden Tag, und sie ist voll Bewunderung, wie geschickt Redy sein Töchterchen zu baden und anzuziehen versteht. Die kleine Deern ist kerngesund, aber so winzig, daß Redy statt der Windeln seine Taschentücher nimmt. „Sonst kriegt sie noch krumme Beine, wenn man ihr so viele Lumpen dazwischenstopft. Genug, wenn einer in der Familie krumme Beine hat.“

„Reiterbeine hast du,“ ruft Lott entrüstet vom Bett her. „X-Beine, das wäre peinlich, weil es die spezifisch weibliche Form ist. Aber so ’n bißchen nach außen gebogen wie bei dir, das ist betont männlich, und das steht einem Mann sehr gut an.“

„Reiterbeine, Reiterbeine, dein Papa hat Reiterbeine!“ singt Redy schallend und mißtönig in das Quäken des Babys hinein, während er es im Takt frottiert. „Und du, mein Kind, kriegst wunderfeine, X-geformte Weiberbeine!“

„Du bist meschugge!“ schreit Lott in das kakophonische Duett hinein und hält sich lachend die Ohren zu. Und die gute Mutter sitzt ein wenig benommen daneben.

Aber der komische Vater! Natürlich ist er gleich am ersten Tag gekommen, um seine Tochter zu umarmen, glücklich und bewegt. Wie allen Besuchern erklärt sie ihm, daß nur das Geschlechtsteil noch nicht fertig entwickelt ist bei ihrer kleinen Frigga, aber das wird sich in den kommenden drei Wochen normal ausbilden. Er bleibt stumm und blickt zu Boden, und Lott sieht auf seinem Gesicht fast so etwas wie Indignation, daß sie „von so etwas“ spricht. Nun, sie will annehmen, daß es die wahre Scham ist, die sich aus den ihr gegebenen Formen nicht lösen kann. Welch ein närrischer Mensch, der Vater!

Mit einem heimlichen, zärtlichen Lächeln blickt sie auf sein gesenktes Profil. Sie hätte ihm sagen mögen, und sei es nur auf die ungeschickteste, ungenügendste Weise, daß sie in dem schlimmsten Augenblick der vergangenen Nacht seinen Namen rief. Aber das ist ja so unmöglich zwischen ihnen beiden.

Von der ganzen entsetzlichen Nacht ist dies am stärksten in ihrer Erinnerung geblieben, bebend gegenwärtig. Sie hat Redy nicht sagen können, woher dieser Schrei kam. Sie versteht seinen eifersüchtigen Schmerz, daß sie nicht ihn rief, der ihr beistand, den sie liebt. Sie wollte nicht einmal mit ihm darüber sprechen. Das ist etwas, das man nicht teilen kann.

Schon einmal Erlebtes klang wieder auf in diesem Schrei...

Es war, vertausendfältigt, dieselbe geheimnisvolle Erschütterung wie fünf Jahre zuvor, wenn sie, ganz versenkt in die Rolle der Haidebraut, diese Anrufung aus der dunklen bebenden Tiefe ihres Leibes aufsteigen fühlte. Und jedesmal war dieser inbrünstige, in sich verhaltene Schrei für sie der intensivste Moment des ganzen Dramas, wenn sie auch nicht begriff, warum dies und nicht der Schrei nach dem Geliebten sie am stärksten packte.

In dieser Anrufung und in dieser Erschütterung lag wohl auch damals schon nicht nur künstlerisches Erleben. Und künstlerisches Erleben kann wohl nicht in solche Tiefen hinunterreichen und über solche Zeit hinweg, daß es in dieser Sekunde grauenvoller leiblicher Not ein solches Echo gäbe.

Wenn sie jetzt dem Schrei nachhorcht, den Nachschwingungen der Erschütterung, die sie noch in sich spürt, dann ahnt sie, wie stark das dunkle Band ist, das sie an ihren Vater hält.

Nie hat sie einen Namen mit einer solchen Inbrunst genannt.

Es war das letzte, das in ihr blieb, als sie auf dem dünnen Seil schwankte über dem Abgrund des Todes. ^[52]

Ein paar Wochen später sind sie alle arbeitslos.

Der alte Babendeerde hat es wirklich nicht um seine Pächter verdient, er hätte ihnen die ganzen Jahre hindurch eine ganz andere Pachtsumme abzwicken können. Und jetzt haben sie ihm einen solchen Streich gespielt.

Um die Zeit, wo sein Pachtvertrag mit der Eisenbahndirektion erneuert werden mußte, sind sie ihm zuvorgekommen und haben ihrerseits, als Genossenschaft, darum eingereicht. Der gewaltige Herr, Babendeerdes einstiger Bekannter, war gerade nicht da – und eines Tages wird dem alten Babendeerde von seinen Pächtern ein Papier unter die Nase gehalten, aus dem hervorgeht, daß sie jetzt die Herren über alle Stiefelputzstände des Hauptbahnhofs sind und daß er hier nichts mehr zu suchen hat. Natürlich haben sie es gerade auf den Stand in der Toilette abgesehen, immer hübsch im Trocknen, mit dem beträchtlichen Nebenverdienst durch die Waschstände; und wenn einer sich in Muße das Hosentürchen zuknöpft und sieht dabei den Stiefelputzstand, kommt ihm eher die Idee: “Eigentlich könnte ich mal . . .”, als wenn er im Gewühl durch Aus- oder Eingang hastet.

Alles Toben, alle Beschwerden bei der Eisenbahndirektion halfen nichts. Der neue Kontrakt ist ordnungsgemäß aufgesetzt, unterschrieben, unterstempelt und alles.

Oh, sie wollen keine Unmenschen sein, seine bisherigen Pächter: sie bieten ihm an, einen Stand zu übernehmen, aber draußen und nur für eine Schicht.

Tagelang ist kein Tropfen Blut mehr in dem gezerrten Gesicht Robert Babendeerdes. Er läuft zu dem Besitzer eines Gartenrestaurants, nicht weit von seiner Siedlung: ob er damit rechnen könne, daß er ihn sonntags und bei sonstigen Veranstaltungen als Aushilfe nimmt, beim Ausschank, als Kellner – egal was. Er geht zu den Nachbarn, die er kennt: ob sie nicht meinen, daß sie ebensogut ihm wie irgendeinem Fremden die Arbeit zahlen können, ihren Garten umzugraben, ihren Zaun zu streichen und was es sonst noch so gibt.

Und als er von beiden Seiten eine Zusage hat, überläßt er seinem Sohn Hans den Stiefelputzstand, den man ihm zur Verfügung gestellt hat. Er will nicht der Pächter seiner Pächter sein, es würde ihm die Galle zerfressen, wenn er da wieder stehen müßte, wo er vor Jahren angefangen hat und wo er erkannte, daß hier für mehrere ein gutes Auskommen

⁵²Im Original: “Es war das letzte, das in ihr blieb, als sie auf dem dünnen Seil schwankte, das Tod und Leben trennt.”

zu finden ist.

Es sind nur ein paar Stiefelputzstände, aber es ist doch ein Werk, wenn auch ein ganz bescheidenes, das der alternde Mann aufgerichtet hat, wie er es konnte und verstand, und das den Seinen Brot und Sicherheit gab. Und nun haben sie es ihm aus der Hand geschlagen.

Bald tut Mutter Erde ihr heilendes Wunder: endlich kann er in seinem großen Garten so arbeiten, wie er es gewünscht hat in seiner stinkigen Herrentoilette, seit sie hier draußen leben. Er gräbt und hackt, setzt und begießt unermüdlich, und der Garten lohnt es ihm mit seinen Früchten und mit seiner Freude.

Einmal, in einem Moment der Bitterkeit, sagt Anna Babendeerde zu ihrer Tochter, während sie zu ihrem Mann hinaussieht, dessen Kopf sich über den Spaten bückt, schimmernd grau wie altes Silber: "Hätte er in seinem Hotel nur halbsoviel gearbeitet wie jetzt in seinem Garten, statt den großen Herrn zu spielen – dann hätte er diese Arbeit für ein paar Kohlköpfe nicht nötig gehabt."

Redy hat er geraten, sich mit seinem Stiefelputzkasten auf den Jungfernstieg zu stellen. In dem Riesenverkehr eleganter flanierender Menschen wird er sicher seinen Tagesverdienst finden.

Redy besorgt sich den Gewerbeschein und stellt sich guten Mutes auf die Jungfernstiegbrücke. Und mit einemmal merkt er, daß, so bedrückend es sein mag, tagtäglich in der Herrentoilette zu hocken, sie doch wie der Schutz eines Zeltes war. Hier steht er wie nackt mit seinem Stiefelputzkasten unter den vorüberflutenden Blicken, gleichgültigen, neugierigen. Und wenn sie dich auch gar nicht beachtet haben – du meinst, alle sehen dich an.

Es ist ein Glück, daß die alten Freunde aus der H.-K.-Diele es sich zum Sport machen, ihm Gesellschaft zu leisten. Da stehen sie auf der luftigen Brücke in der lauen Frühlingssonne, flachsen über die Vorübergehenden, lassen sich die Schuhe reklameputzen, daß sie glänzen wie tiefe Spiegel, und führen lose Gespräche mit den hübschen kleinen Mädchen, die auch auf dem Jungfernstieg ihr Brot suchen.

Redy meint ehrlich, das Reklameputzen an seinen Freunden sei sehr wichtig. Aber sicher geht mancher eventuelle Kunde vorüber, weil es ihn nicht gelüstet, sich unter eine Schar lachender und spöttelnder junger Dandys zu mischen.

Und dann noch dies: die Inflation ist vorbei. Die Ausländer, die das Geld wie besoffen herumschmissen, sind verschwunden. Und ein Hamburger stellt sich nicht so leicht auf offenem Jungfernstieg hin, um sich die Schuhe putzen zu lassen; die Leute kucken.

So bringt Redy jeden Tag nur wenige Pfennige nach Haus. Wenn niemand bei ihm steht, ist er bald so entmutigt und entnervt, daß er schon nach kurzer Zeit seinen Kasten im Café an der Ecke unterstellt und bedrückt und erleichtert zugleich die warme Hut seines Hauses sucht.

Nun, Lott weiß auch damit hauszuhalten, sie ist ja andres gewöhnt. Sie hat es auch gar nicht nötig, sich extra zu pflegen: immer sind ihre Brüste prall gefüllt, ihr Kleines trinkt und trinkt, und niemals kommt es auf den Grund des Brunnens.

Sie sind glücklich in ihrem indigoblauen Zimmer, auch mit der magersten Kost.

Da zieht eine tückische Hand ihnen das Dach über dem Kopf weg.

Der schnurrige alte Kauz ist gestorben, und es finden sich Erben, die froh sind, auf diese Weise zu einer Wohnung zu kommen. Lott und Redy sind nur Untermieter, sie haben kein Stück Papier in der Hand, das ihnen das mindeste Recht gäbe. Sie müssen die

Wohnung räumen.

Ein möbliertes Zimmer nehmen ? Redy verdient nicht soviel, um die Miete zu bezahlen, selbst wenn sie nicht essen brauchten. Und wer nimmt ein Baby in ein möbliertes Zimmer ?

Kapitel 8

Nun sind sie doch da angelangt : Lott muß mit dem Kind zu ihren Eltern ziehen. Redy haust mal hier, mal da bei Freunden, meistens bei dem treuen alten Fritz.

Dem ist er, wie es unvermeidlich war, schon vor längerer Zeit einmal begegnet. Und da hat Redy es nicht ausgehalten und hat gefragt, wie es denn damals mit seiner Kasse geworden wäre.

“Na mein lieber Mann, die hast du uns ja in einer schönen Unordnung hinterlassen! Wir haben nichts aus deinen Büchern verstehen können und haben ganz neu mit dem gerade Gegebenen wieder angefangen. Wie kann man auch so mir-nichts-dir-nichts mit einer Frau in die Welt rausrennen, ohne einem Menschen was zu sagen? Muß ja mächtig gebrannt haben.”

Redy hatte ein ungläubiges Lächeln: sollte er so taktvoll sein? Und dann ist er mit ihm nach Hause gegangen, zu seiner rundlichen, apfelbäckigen Frau Eva, und da, in der gemütlichen Fensterecke des hellen, freundlichen Mansardenzimmers, neben Frau Evas Nähtischchen, saß er vornübergebeugt, breitbeinig, die Ellbogen auf den Knien, die Augen am Boden, und hat ihnen alles gesagt. Sie haben gar nicht viel Worte gemacht, und sie sind seine Freunde geblieben wie ehemals.

So froh ist er wohl nie zu seiner Baabe heimgekommen wie an jenem Tage.

Auch Lott hat seitdem die zwei prächtigen Menschen kennengelernt.

Einmal hat sie ein beklemmendes Erlebnis bei ihnen gehabt. Das war während ihrer letzten Schwangerschaft. Sie saßen alle vier in dem gemütlichen Mansardenzimmer und hörten auf dem Vorplatz Frau Evas Töchterchen rumoren, das gerade zu kriechen begann. Wie gewöhnlich stand die Wohnungstür offen, nur ein Gittertürchen war eingeklinkt, das dem kleinen Ding gefährliche Reisen verbot. So saß es auf dem Vorplätzchen ganz in der Tageshelle, die durch das Glasdach über dem Treppenhaus strömte.

Mit eins lauscht Frau Eva. Still ist es auf dem Vorplatz. Sie springt auf – und schon schreit es draußen jammervoll, staccato, und Gepolter, wie ein Kürbis die Treppe hinunterkollert.

Sie stürzen hinaus, das Gittertürchen ist offen – und da fällt das Kleine kollernd, plumpsend von Stufe zu Stufe und schreit schon nicht mehr.

Und Lott, ans Geländer gelehnt, während die Mutter dem plumpsenden Bündelchen nachstürzt, spürt in dem Bruchteil einer Sekunde, wie von dem Bild, das ihre Augen aufnehmen, Schrecken und Mitleiden in ihr aufbäumen – und plötzlich schiebt eine große Hand, eine isolierende Scheibe sich dazwischen: Nicht weiter, sonst gefährdest du *Mich*. Kein Akt des Willens, der Gedanken: Instinkt.

Und steht da und sieht nur – sieht nur und fühlt nichts. Sieht das kleine Kind mit dem Köpfchen voran noch eine Stufe tiefer fallen, da, wo die Treppe einen Winkel macht – sieht es so stumpfsinnig unbeteiligt, als wäre es ein Bündel Kleider.

Und jetzt lähmt das Entsetzen vor der brutalen Bedingtheit einer Schwangerschaft sie so, daß Fritz sie sacht am Arm schüttelt: “Um Gotteswillen, regen Sie sich nicht so auf! Sehen Sie: es ist ihm nichts passiert!”

Lott und Redy haben ihrem Töchterchen den Namen gegeben, den das Kind von Eva und Fritz trägt: Frigga. Lott ist nicht gerade begeistert von dem Namen, aber Redy hat es so sehr gewünscht. Und der Name paßt zu ihr: sie ist silberblond, mit den blauen Augen, die man jemals sah.

Nun haust Redy wieder bei diesen gastfreundlichen Menschen und räumt ihr Sofa nur, wenn sie Besuch von Verwandten oder Genossen bekommen. Dann geht er meistens zu Berthold Reinicke.

Der kam eines Abends bei ihnen an, als sie noch ihre Wohnung hatten. Es klingelte so schüchtern, daß sie beide fast meinten, sie hätten sich getäuscht. Und als Redy die Tür öffnete, stand da ein schlanker junger Mann und sagte unsicher: “Ich komme durch Andy Hratschek...”

Mehr brauchte Redy nicht. “Wer Andy sagt, sagt Du zu mir,” krächte er und zog den Fremden ins Zimmer, wo Lott in der Sofaecke saß und ihr Kind stillte.

“Baabe, da ist ein hoffnungsvoller Jüngling, den hat Andy uns geschickt!”

Lächelnd hob sie die Augen zu dem Fremden auf: ein bildschöner, großer Junge, so jung noch. Schlecht gebändigte dunkle Locken über einem blassen knabenhaften Gesicht, und unwahrscheinlich dunkle Augen.

Muß ich da etwa was zudecken? dachte sie unter den etwas verwirrten Blicken des Jungen. Nein; wer sich an einer stillenden Mutter aufteilen kann, der soll zum Teufel gehen.

Und sein Ausdruck ist nicht danach. Er ist wohl vor allem verwirrt, in die Intimität fremder Menschen hineingefallen zu sein. Er ist knapp zwanzig Jahre alt und zum ersten Mal von zu Hause fort; bisher hat er bei seinen Eltern in Halle gelebt, und jetzt hat er in Hamburg eine Stellung in einem Buchladen angenommen. Er ist Bibliothekar, aber heutzutage... Und Andy hat ihm gesagt, bei seinen Freunden würde er willkommen sein, und da er wirklich mutterseelenallein ist in der großen Stadt, so hat er sich erlaubt –

“Gut gemacht, Bruder, gut gemacht. Wer sich nichts erlaubt, der nichts gewinnt. Und wie ich schon soeben sehr richtig bemerkte: wer von Andy kommt... Mein Haus ist dein Haus,” freut sich Redy, der auf Lotts Wink den Teekessel aufgesetzt hat.

Berthold Reinicke ist wirklich rührend nett, so gar nichts von der kaltschnäuzigen Brillanz, die sie bei ihren meisten Freunden kennen. Sofort adoptieren sie den sympathischen Jungen, und Lott freut sich: da hat sie noch einen zu bemuttern.

Er ist in das indigoblaue Zimmer gekommen, als wenn er nach Haus ginge. Erst später ist in Lott die Ahnung aufgetaucht, daß das Bild, das seine verwirrten Augen als erstes im engen Schimmer der Petroleumlampe aufnahmen, in ihm geblieben ist mit der Stärke sehnsüchtiger Liebe.

Jetzt ist Redy manchmal sein Gast, fürs Schlafen. Wenn er ihn zum Essen einlädt, bekommt er recht oft eine Absage. Auch bei den Fritzens ißt Redy nicht häufig. Sie sind nicht reich, sowenig wie Bert.

Seinen Stiefelputzkasten hat er bald in die Ecke geschoben. Nur für sich selbst – er

ist doch kein Idiot. Hat Schwiegervater ihm seine Frau genommen, so soll er sie auch ernähren. Andere Arbeit – jetzt ist wirklich keine Aussicht mehr. Die Inflation ist vorbei, aber die Arbeitslosigkeit schwillt riesengroß über das ganze Land. Jetzt findet keiner mehr Arbeit; Tausende verlieren täglich die ihre.

Vor Jahren, als Arbeit zu haben war und er nicht unters Joch kriechen wollte, ist es ihm leichter gefallen, sich bei Freunden, Genossen und Bekannten “durchzufressen”. Jetzt, wo man sagen kann, daß es nicht seine Schuld ist, wenn er keine menschenwürdige Arbeit findet, jetzt scheut er sich mehr und mehr, zu neppen.

Allerdings, er hat seine Baabe, die immer an ihn denkt. Aber reich ist das gewiß nicht, was sie ergattern kann. Sie bügelt die Hemden und Hosen ihrer Brüder, stopft ihre Strümpfe, und dafür bezahlen sie sie. Oh, sie sinkt deswegen nicht in eine dienende Stellung herab; sie bleibt die überlegene große Schwester, die den jungen Rotznasen gehörig die Meinung geigt, wenn sie es für nötig hält.

Mit Peter versteht sie sich ausgezeichnet. Er ist ein prächtiger Bursche geworden, mit seinen zwanzig Jahren breitschultrig und einen Kopf größer als die große Schwester. In ihm ist am stärksten der gesunde Bauernschlag der Mutter ausgeprägt: das starke, eigensinnige Kinn, der feste, schmale, beinahe harte Mund, der ganze kantige Knochenbau des langen Gesichts. Und die großen starken Hände, die einen Pflug packen und führen können oder einen Stier. Aber die verschmitzten blauen Augen unter der hohen Stirn sprühen von raschem Witz, und Lott bedauert jahrelang, daß dieser Kerl als Handlungsgehilfe hinter dem Ladentisch hockt, statt als zweiter Grock seinen Weg zu machen. Immerhin, Lott kennt sich aus in Witzigkeit und Humor: wie dieser Bengel mit unbewegtem Gesicht die horripilantesten Blötheiten vorbringt und die geistreichsten Wortverschiebungen improvisiert – sie weiß, daß seine Art einzig ist. Aber sie hütet sich, ihm zu sehr zuzureden. Sie will sich nicht die Verantwortung für ein Schicksal aufladen, sie hat genug mit dem ihren zu tun.

Wie kommt es nur, daß der ruhige, vorsichtige Bauernsinn jetzt so in ihm überwiegt, daß er am sicheren Ladentisch festhält? Als Kind war er anders. Daß er der Mutter Geld weggenommen hat, als er klein war, das war nur Dummheit. Aber er war der einzige von den Kindern, der nicht sofort gehorchte – aber längst nicht sofort –, wenn sie abends vom Spielen hereingerufen wurden. Die älteren Geschwister riefen nach ihm, schalten, drohten – er lief fort, um weiterzuspielen, und es war ihm egal, seiner Tracht Prügel sicher zu sein, wenn er sich endlich einfand. Und als er sich ein Bein brach – da mochte er sechs Jahre alt sein –, er weinte nicht und schrie nicht, und saß da mit gepreßten Lippen in dem kleinen, schmerzverzogenen Gesichtchen.

Manchmal sieht Lott den frischen blonden Burschen an mit einem geheimen Lächeln und denkt: mein Lieber, mit uns beiden hätte es fast etwas Interessantes geben können.

Es ist noch gar nicht so lange her, einige Wochen nur. Peter saß auf ihrem Bettrand in dem indigoblauen Zimmer, sie waren allein, sie scherzten und lachten, und Lott fühlte froh, wie mühelos verwandt sie sind. Eine solche schrankenlose Wärme war zwischen ihnen, ihre Augen lächelten so lustig und zärtlich-vertraut ineinander... Am liebsten hätte Lott den schönen, kräftigen Jungen in die Arme genommen. Und es wäre das Einfachste und Natürlichste von der Welt gewesen.

Gleich gab sie sich eins auf die Finger: mein liebes Kind, du weißt ja gar nicht, was das bei ihm anrichten kann und wie er es auffassen wird – eher gründlichst verkehrt. Hättest ihn ein bißchen erziehen müssen.

Aber es hätte für sie beide ein wunderschönes Erlebnis sein können.

Nun hätte Lott aber mindestens sechs Brüder haben müssen, um mit der Fürsorge für ihre Hemden, Hosen und Strümpfe ihren Redy zu ernähren. Sie muß andere Mittel finden.

Sie näht sich tiefe und breite Taschen und hängt sie sich unter das Kleid. Und sie wird unheimlich geschickt, sie zu füllen. Sie hat die Verantwortung dafür, daß ihr Liebster zu essen hat; und es ist ihr Stolz, dieser Verantwortung so gut wie möglich nachzukommen. Sie weiß genau, auf welche Weise sie die Speisekammertür aufzuklinken und zu schieben hat, damit sie nicht knarrt. Und sobald sie allein in der Küche ist, huscht sie hinein und sieht, was da zu klauen ist. Nur ist es selten, daß nicht jemand sich in dieser großen, freundlichen Wohnküche aufhält, deren "Küchenabteilung" durch einen Vorhang abgetrennt werden kann. Aber selbst wenn sie der Mutter bei der Küchenarbeit hilft und die ihr sagt: "Da, häng mal den Speck wieder weg" – dann ist sie imstande, ein Messer zu fassen und schnell im Dämmer der Speisekammer eine Scheibe herunterzuschneiden – und in die Diebstasche. – "Was machst du denn da so lange?" fragt die Mutter argwöhnisch (sie hat längst bemerkt, daß hier und da sich Löcher graben, die nicht auf ihrem Herd und Tisch entstanden sind). – "Ach, es ist so schwierig, hier im Dustern den Bindfaden richtig über den Nagel zu kriegen." Oder: "Mir ist grade mein Strumpfband aufgegangen." Nie ist sie um eine Erklärung verlegen, und ihre Stimme ist unbefangen, nur die fliegende Röte auf ihrem Gesicht kann sie verraten. Dann bückt sie sich und bastelt an ihrem Schuhband, um die Röte erklärlich zu machen.

Fast täglich schallt Redys Pfiff am Gartenzaun. Dann wirft sie alles hin und hastet hinaus, und umso glücklicher, je schwerer ihr Raub ihr um die Beine schlägt. Jeden Tag macht er den weiten Weg zu Fuß mit nichts im Magen – Armer, Liebster. Denn sie mach noch so verzweifelt gerissen stehlen, sie wagt auch nicht zu übertreiben, und es ist doch nie genug, um einen Mann richtig zu ernähren. Die paar Pfennige, die die Arbeit für die Brüder abwirft, braucht er für Zigaretten. Und es ist schrecklich, daß sie selbst auch laufend etwas Geld braucht: eine Briefmarke, ein Shampoo – . Ein Glück, daß sie wenigstens jetzt nicht raucht, seit dem Beginn der Schwangerschaft.

Einmal sieht Robert Babendeerde, über seine Beete gebückt, wie sein Schwiegersohn auf der Straße pfeift, und sieht seine Tochter aus dem Haus stürzen, ihm entgegenrennen, in seine Arme fliegen –

Außer sich läuft er ins Haus. "Wenn ich das noch einmal erleben muß," schreit er seine Frau an, "daß meine Tochter am hellichten Tage vor allen Leuten zu ihrem Galan rennt! Wie sie aussieht, mit fliegenden Haaren, nicht angezogen, wie eine..." Er verbeißt das schlimme Wort.

Begütigend meint die Mutter: "Na, schließlich ist er ihr Mann! Da können wohl die Leute nichts Böses drin sehen, und wir können sie auch nicht hindern."

Seine Faust haut auf den Tisch, daß alles springt: "Wer ernährt sie? Dieser Lumpenhund, der... Seine Arbeit hingeschmissen, kaum daß er angefangen hat! Ein sauberer Mann, der nichts kann als Kinder in die Welt setzen, und dann: geh, laß sie von deinem alten Vater ernähren! Aber daß du mir hübsch gesprungen kommst, wenn ich pfeife! – Und das soll ich mit ansehen?"

Die Mutter weiß, wie gefährlich es ist, ihm zu widersprechen, wenn er in diesem Zustand ist; aber sie möchte doch die Tatsachen richtigstellen. "Nun, das Kind, das nährt sie ja noch selbst, und sie tut auch was für ihre Essen, ich brauche ja jetzt Frau Pirnau

nicht mehr, das – ”

“Steh ihr noch bei! Und damit ist der Kerl entschuldigt?” Erregt hämmert er kurze, harte Schläge auf den Tisch. “Mach, was du willst, ich will mit ihr nicht darüber sprechen, aber das sag ich dir: er soll sich hüten! Wenn ich ihn nochmal nach meiner Tochter pfeifen sehe, gibts ein Unglück! Mag dann kommen, was da will.”

Und mit schweren Schritten geht er aus der Küche.

Die Mutter spricht mit Lott, warnend, beschwörend. “Natürlich, kein Mensch kann dir verwehren, deinen Mann zu sehen, aber du kennst deinen Vater. Um des lieben Friedens willen ist es besser, ihr verabredet euch irgendwo in der Nähe zu einer bestimmten Stunde, und daß er sich hier am Garten nicht mehr sehen läßt.”

Nun, Lott ist kein Unmensch. Um des lieben Friedens willen gibt sie nach und weiß auch Redy zu überzeugen. Die Mutter, um ganz sicher zu gehen – sie weiß doch, wie ihre hartköpfige Lott sich von Redy um den Finger wickeln läßt und wie wenig es braucht, um das leicht entflammte Geschöpf aufsässig zu machen –, schreibt an Redy einen guten, vorsichtigen, ermahnenden Brief, in dem sie an seine Vernunft und sein Verständnis appelliert.

Postwendend kommt die Antwort. Von einer überlegten insolenten Arroganz, daß sie nicht zu Ende lesen kann. Ihre sonst so resignierten Augen flammen dunkelblau. “Da, lies mal, was dein Mann mir schreibt,” sagt sie mit versagender Stimme zu ihrer Tochter. Ihr zitternder Finger hält eine Zeile fest:

“Die unverschämten Prätentationen einer schäbigen Kellnerseele . . . ”

Lott fühlt sich erblassen vor Zorn und vor Scham für Redy. “Das ist unerhört,” bringt sie mühsam heraus. “So etwas durfte er nicht schreiben – . Mutter – ”

Sie nimmt sich vor, ihm harte Vorwürfe zu machen. Fühlt er denn nicht, daß er auch sie damit beleidigt? Aber als er ihr am nächsten Tag entgegenkommt, klein und mager, mit den müde hängenden breiten Schultern, aber der weitausholende Schritt immer noch stämmig und die Augen hinter der dickgerandeten Brille groß und scheinend vor Liebe in dem hageren Meerkatzengesicht – da findet sie nicht mehr die Worte und nicht den Ton. Fast zärtlich kommen die Vorwürfe heraus, und seine schöne Hand schlägt sie spielerisch in den Wind.

Allmählich sind ihre Treffpunkte immer näher der Stadt, und immer unmöglicher wird es ihnen, sich zu trennen. Zu Haus aber wartet das Kind und will gestillt werden, alle vier Stunden.

Immer zu spät entreißt sie sich Redys Flehen: “Eine Minute noch, einen Kuß . . . ” Dann hetzt sie, rennt, um die fliehenden Minuten zu überjagen. Jetzt müßte sie schon da sein . . . Und bis an den Horizont dehnt sich die staubige Chaussee, immer neue Krümmungen entrollt der steinige Feldweg; die Luft zittert vor Sonnenglut. Lott hastet und läuft. Sie fühlt ihr Blut hart an die Wand des Halses klopfen, das Herz angestrengt pumpen, und der Schweiß springt ihr aus der Haut und die Milch aus den Brüsten und manchmal auch die Tränen aus den Augen, vor verzweifelterm Grimm: ein paar armselige Groschen, und wir könnten so glücklich sein. Aber sie hat nicht den einen armseligen Groschen für die Straßenbahn, die sie noch zeitig genug zu ihrem Kind bringen könnte. Und dazu weiß sie: sie dürfte nicht so rennen, sich nicht so erhitzen – es kann dem Kind schaden, wenn sie es jetzt gleich anlegt. Und es kommt vor, wenn sie angekeucht kommt, daß die Mutter sie hart schilt. Dann wird sie trotzig und wild in ihrer Hilflosigkeit und Schuldbewußtheit; was sagt sie es ihr denn, sie weiß es selbst! Und es ist *mein* Kind. Und es ist so süß und gut und geduldig, und noch nie hat ihm meine erhitzte Milch geschadet.

Es ist auch so schwer, immer nur allein die Vernünftige zu sein. Redy schätzt nicht die seelenlose Mechanisierung der modernen Kinderpflege. "Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch hat keine Frau sich nach der Uhr gerichtet für die Stillung ihres Kindes. Wenns ging, hat sie stundenlang an der Brust rumgeschleppt, so daß es bloß die Schnute aufsperrten und zuklappen brauchte, um dran zu sein. Wenns nicht ging, hat sie eben bißchen auf die Leine gehängt. Und was sind da für Propfen draus geworden! Und unser Kind..."

Manchmal nimmt Lott ihre kleine Frigga auf den Arm, trifft sich an der nächsten Straßenbiegung mit Redy, und sie gehen zwei Stunden weit hinaus zu seiner Schwester Bertha, die da in einer Siedlung wohnt.

Ihr Bankbeamter ist jetzt auch stellungslos, aber er bezieht wenigstens Arbeitslosenunterstützung. Und "mit der Zähigkeit der Dummheit", wie Redy sagt, fährt er fast täglich in die Stadt, in der Hoffnung, doch etwas zu finden. Selbst seiner vernünftigen Frau tut es um die Fahrgroschen leid. Es *ist* aussichtslos. Die Schlangen der Arbeitssuchenden und Unterstützten vor den Schaltern der Arbeitsämter nehmen kein Ende.

Bevor das erste Kind kam, war Bertha eine aktive und geschätzte Parteifunktionärin der S.P.D. Warum hat diese intelligente, energische, völlig reizlose Frau nur diese "weiche Nudel" geheiratet? Es ist der Kamerad, mit dem Redy seinen verrückten Seeraub unternommen hatte. Jahrelang hat er um Bertha geworben, zäh und unverdrossen; bis sie sich, wahrscheinlich in der Erkenntnis, keinen andern zu finden, ohne Illusionen mit diesem Mann verheiratete, der ihr an Intelligenz weit unterlegen ist. Manchmal preßt sie ihre zwei Kleinen an sich: "Und wenn ihr auch doof sein werdet, ich hab euch doch lieb und werde euch immer lieben." Und in den klugen Augen hinter der Brille ist soviel bewußte Resignation und Spott über sich selbst...

Auf dem langen Weg zu ihr hinaus tragen Lott und Redy das schwere Bündelchen abwechselnd. Es ist kaum zu glauben, was für eine Last so ein kleines Dingelchen wird, wenn man lange damit geht; und man muß ja auch Windeln und Tücher zum Wechseln mitnehmen.

Welch eine Pest ist so eine große Stadt! Du bist lange heraus, du gehst und gehst, und immer neue Siedlungen, immer Häuser, nirgend ein stiller grüner Platz oder ein Wald, wo du mit deinem Liebsten ganz allein sein kannst.

Denn sie verlangen nach einander mit der ganzen ungebärdigen Leidenschaft ihrer jungen Körper, ihrer Liebe und des barbarischen Zwangs, der sie nur mit Kleidern behängt und in zivilisierten Umgebungen sich einander nähern läßt.

"Wir sind verrückt. Heute nacht kommst du zu mir. Ich hab mit Fritz und Eva gesprochen. Sie meinen, solange das Sofa nur nicht zusammenbricht..."

Diesen Abend nach der letzten Stillung kommt Lott angezogen herunter. Sie findet die Mutter allein in der gemütlichen Wohnküche, gottseidank; "der" wäre imstande gewesen...

"Ich bin morgen früh zu der ersten Stillung zurück," sagt sie kurz. "Legst du den Hausschlüssel wohl wieder in das Fensterchen? Ich will meinen Mann sehen."

Die Mutter fühlt sich ängstlich beklommen und ist froh, daß Lott zur Küchentür hinausgeht, die zu dieser Abendzeit immer noch mal auf- und zugemacht wird.

Der Weg ist weit bis ins Innere der Stadt, und noch viel weiter scheint der Rückweg, erschöpft. Aber wie schön sind die frischen Gärten im stillen Morgenlicht! Lott fühlt sich schwebend und voll andächtiger Süße.

Sie hat sich zeitig genug entrissen, das Kindlein wird nicht erst schreien brauchen. Jetzt will sie keinen Menschen mehr sehen außer ihrem Kind.

Aber schon erhebt sich im Schlafzimmer der Eltern die zornige Stimme des Vaters. – So, dem paßt das nicht. Am liebsten wäre sie gleich hinübergegangen, aber sie erinnert sich und wartet, bebend vor ungeduldiger Entschlossenheit, bis sie seine Pantoffeln hinunterschlurfen hört. Bis jetzt haben sie beide einen Zusammenstoß vermieden, aber jetzt muß reiner Tisch gemacht werden, wie der Vater sagen würde.

Äußerlich ruhig tritt sie ihm entgegen (und spürt mit heimlichen Aufzittern aus ihrem Halsausschnitt einen Hauch vom Duft dieser Nacht). “Vater, ich möchte mit dir sprechen.”

“Was hast du mir zu sagen, meine Tochter?”

Oh, wie sie diese falsche Güte haßt, unter der der Ausbruch lauert. Seit ihren Kinderjahren haßt sie diesen Ton.

“Irre ich mich, oder hat es dir etwa wirklich nicht gepaßt, daß ich heute nacht nicht zu Hause war?”

“Nein, du irrst nicht – . Nein, es hat mir wirklich nicht gepaßt!” Seine Stimme steigt in der Stärke. “Meine Tochter hat sich nachts nicht rumzutreiben!” Krach – ! auf den Tisch.

Ich bin nicht meine Mutter, die sich einschüchtern läßt. Hochmütig wirft sie den Kopf zurück. “Ich war bei meinem Mann,” sagt sie mit gefährlicher Freundlichkeit.

“Solange du bei mir im Hause wohnst, hast du zu keinem Mann zu laufen!”

Jetzt schießt auch in ihr der verhaltene Zorn hoch. “Ich geh zu *meinem* Mann, hör auf, mich zu beschimpfen! Er ist mit mir verheiratet, und er hat das Recht, mit mir zu schlafen! Und selbst wenn er es nicht wäre!”

Dem alten Mann steigt die Zornesröte ins Gesicht, daß seine Tochter so zu ihm zu sprechen wagt. (Lächerliche Heuchelei, zwei Kinder hab ich, und er ist auch lange genug verheiratet, um zu wissen, daß man da nicht mit Bauklötzchen spielt.)

“Recht!” donnert er. “Hast du keine Scham im Leibe? Recht! Euch hört man bloß immer von Recht reden, euch! Er hat das Recht – und dein alter Vater hat die Pflicht, seine Kinder zu füttern? Erstmal hat er seine ehelichen Pflichten zu erfüllen, zum Donnerwetter! Und dann kann er mir mit ehelichen Rechten kommen! Und hier in meinem Hause herrscht das Recht, das ich für richtig halte! Solange du in meinem Hause lebst – ,” er skandiert seine Worte mit dem Fingerknöchel auf dem Tisch, “hast du dich nach mir zu richten! Und ich verbiete dir ein- für allemal – ”

“Bin ich eine Gefangene in deinem Hause?” braust sie auf.

Sie sind entfesselt. Sie schreien sich an, sie überschreien sich. Jeder wendet seinen Rest von Vernunft an, um den andern so tief wie möglich zu verwunden.

Die Mutter sitzt zwischen ihnen, bleich und bebend – machtlos. Aber nicht um die Welt würde sie hinausgehen. Vielleicht kann sie doch das Schlimmste verhüten.

Die Luft im Hause ist nicht mehr zu atmen. Lott rennt zu ihrem Mann, bei Tag oder bei Nacht, kommt abgehetzt, erhitzt oder toderschöpft zurück. Der Vater tobt, die Mutter ist froh, wenn sie Lott beiseitehalten kann und allen wütenden Schmähungen allein begegnen. Dann zittert Lott vor Begier, in den Kampf zu springen. Aber die Mutter hat sie so flehentlich gebeten . . .

Wieder einmal ist die arme Mutter zwischen Hammer und Amboß. Gewiß, sie muß Lott recht geben in diesem Streit. Aber sie hält es doch für nötig, ihr ein wenig Rücksichtnahme und Mäßigung anzuempfehlen. “Mein Gott, so wie die Sachen liegen, kannst du dir doch

genug sein lassen, wenn Redy einmal die Woche herauskommt und du einmal die Woche zu ihm gehst. Wenn dein Vater sähe, daß du ihm in vernünftigen Maße entgegenkommst . . . ”

Aber Lott, gereizt, ihrem eigentlichen Widersacher aus dem Wege gehen zu müssen, fährt ihr dann aufgebracht entgegen: so wie die Sachen liegen, ist sie schon unglücklich genug, und sie denkt nicht daran, sich das bißchen Glück, das sie sich nimmt, auch noch beschneiden zu lassen. “Und das ist eben dein Fehler gewesen, liebe Mutter, daß du ihm immer ‘in vernünftigen Maße entgegengekommen’ bist! Deswegen trägt er sich ja jetzt so – wie ein größenwahnsinniger Berserker!” Und in dem Gefühl, daß auch die Mutter nicht zu ihr steht, verfällt sie ganz wieder in die lieblose, patzige Art ihrer Jugendzeit.

Sie weiß nicht, wie treu die Mutter zu ihr steht. Gewiß, auch sie grämt sich unaufhörlich über die unglückliche Wahl ihrer Tochter. Aber nie wird sie ihrem Mann begreiflich machen können, daß er jetzt weit über jedes vernünftige Ziel hinausschießt – oh, wie gut sie das weiß! Hat er je sein Unrecht einsehen können, wenn er sich verrannt hatte? Je heftiger er sich verrannt hatte, umso starrköpfiger war er immer überzeugt von seinem Recht.

Und in diesem Fall – Anna Babendeerde ist sicherlich ohne den mindesten Arg in psychologischen Feinheiten, aber manchmal kommt es ihr ganz so vor, als tobe in seinen Zornausbrüchen die wilde Eifersucht des Mannes, der es nicht hindern kann, daß die geliebte Frau einem andern angehört.

Trotz aller entmutigenden Erfahrungen versucht sie ihn zur Vernunft zu bringen. Aber kaum hat sie die ersten Worte gesagt – “Bin ich nicht mehr Herr in meinem Hause?” braust er auf. “Kannst auch du nicht mehr verstehen, was sich für einen Mann gehört? Wird ein Mann von Ehre und Gewissen so gegen seine Frau handeln? Frau – Frau – ! Ich erkenne diese Ehe nicht an!” Er schreit immer lauter. “Hinterm Zaun ist sie geschlossen! Einen Mumpitz haben sie gemacht aus dem heiligen Sakrament der Ehe! Hätte sie Stolz im Leibe – ! Verdienen hätte er sie müssen, hart und bitter, das hätte sie von ihm verlangt – dann hätte ich meine Tochter in ihr erkannt! Weggeworfen hat sie sich an den Kerl! Mit ihm rumgestreunt wie eine – ”

“Vergiß nicht, wenn du das sagst . . . ” Die Frau spricht ganz leise und blickt auf die blassen, blaueädrten Hände in ihrem Schoß.

Er sieht sie an, und sein Gesicht verändert sich plötzlich.

“Willst du das vergleichen?” fragt er mit unterdrückter Stimme. “Gott im Himmel weiß – und du weißt es, wie ich es bereut habe, daß ich dir das antat. Aber ich hab dir ein Heim zu bieten gehabt, und wir waren schon verlobt und aufgeboten. Und ich hab mich mein Leben lang geplagt, um euch das tägliche Brot zu schaffen.” Er bricht von neuem los und zeigt seine schwieligen Hände her: “Ihr schaff ich noch heute das tägliche Brot ran, und sie macht mich zum Gespött in meinem eigenen Hause! Nichts im Kopf als diesen Hundsfoß! Sie wird uns noch bestehlen und alles ihrem Galan hinschleppen! Aber jetzt ist Schluß! Ich bin der Herr in meinem Hause! Frieden will ich haben in meinem Hause! Nicht mehr sehen will ich sie! Wenn sie noch einmal zu diesem Schweinehund läuft, schmeiß ich sie raus – !!”

“Das kann dein Ernst nicht sein!” Die Stimme der Mutter ist beschwörend. “Du kannst sie nicht mit dem kleinen Kind auf die Straße – ”

“Das – ist – mein – Ernst – ! Schluß! Mein Wort ist mein Wort! Sie hat sich danach zu richten! Wenn nicht – ich – schmeiß – sie – raus – !!”

Die Fenster klirren von seinem tobenden Gebrüll.

“Wenn du deine Tochter rauswirfst, geh ich mit ihr,” sagt die Mutter mit farbloser Stimme.

Er sieht seiner Frau in das tödlich blasse Gesicht, in dem die Augen flammen. Es ist ihm wie ein Schlag ins Herz: sie ist zu allem entschlossen. Zu allem.

Ohne ein Wort geht er hinaus und wirft die Tür, daß die Wände zu zittern scheinen.

Am nächsten Tag macht er Lott durch die Mutter einen Vorschlag: er will ihr einen Monat Miete für ein möbliertes Zimmer oder was immer zahlen, "als letzte Abfindung".

Sie nimmt an, ohne sich zu besinnen.

"Liebe Lotte, ich wäre wohl morgen gern zu Dir gekommen, Dir ein paar Blumen zu bringen, aber ich fürchte, daß ich stören könnte bei Dir an diesem Tage. Vielleicht komme ich einen dieser Tage mal vormittags zu Dir. – Ich wünsche Dir alles Gute für Dein neues Lebensjahr! Deine Mutter."

Und da erinnert Lott sich an die neue Auffassung, die sie in den letzten Jahren zu Hause eingeführt hatte: daß der Geburtstag eines Kindes ein Ehrentag der Mutter ist. Aber das hat sich wohl wieder verloren. – Dieser Gedanke, und die Karte der Mutter, gibt ein unbehagliches Gefühl, wie von Schuld.

Müde sitzt Lott auf dem Bettrand, nah am Fenster. Das Mondlicht macht ihre Hände bleich, die lang und schmal über die gekreuzten Knie hinabhängen. In ihr ist nichts als Bitternis.

Nun hat er sie verlassen.

Hätte sie gefühlt: er tut es nur, damit ich mit dem Kind in Frieden bei meinen Eltern lebe – sie hätte es nicht zugelassen, und er hätte ihr nachgegeben.

Aber es war Flucht. Es war zu schwer für ihn, dies weiter zu ertragen, das durch das Kind und so durch sie hervorgerufen war. Er konnte nicht mehr. Und noch drängt sich durch die Bitterkeit ein: Armer Liebster in der kalten Welt, ohne Dach, ohne den warmen Schutz einer liebenden Nähe...

Und wohin will er laufen? "In die weite Welt, auf die Große Straße – Vagabund. Die ganze Erde unter mir und Gottes weiten Himmel über mir." – Vielleicht kann man in solchen Minuten nicht anders als zitieren.

Ja, es *ist* schrecklich, dies Leben. Unerträglicher selbst als das Hungern zu zweit in ihrer purpurdüsteren Höhle.

So schnell war der eine glückliche Monat herum. Aber sowie sie die Miete nicht mehr zahlen konnten – . Oh, diese zwei Megären! Die knochige Alte und ihre ältliche, dickbusige, jungfräuliche Tochter mit der Hakennase zwischen den plumpen Backen, bleich wie gedunsenes Aas.

Wenn Lott in der Küche stand, ihr armseliges Süppchen zu kochen (Haferflocken sind billiger als Brot, und sie geben Milch), dann standen sie hinter ihr und keiften und schimpften, erobost und gemein. Und Lott stand mit gesenktem Kopf, krampfhaft beherrscht, und schwieg. Was konnte sie ihnen sagen?

Und einmal packte die Tochter, als Lott aus der Küche gehen wollte, sie vorn bei der Bluse, kreischend – . Lott schlug ihr die Faust auf die Knöchel, daß sie losließ, und hob noch einmal die Faust in so rasend entfesselter Wut, daß die beiden schreiend flüchteten.

Seitdem kocht sie ihre Haferflocken im Zimmer. Man kann sie auch roh essen, wenn man keinen Spiritus hat. Und für das Kind hat sie immer genug Milch; das Süße.

Aber seitdem geiferten die beiden vor der Zimmertür, unermüdlich. In der Altstadt hat Lott bei niemandem eine solche Ausdauer erlebt, Schmutz aufeinanderzuhäufen.

“Das nennt sich verheiratet – das fickt rum in anständiger Leute Wohnung – das hat nicht mal was Anständiges zu fressen! He du, Schneppe, kriegst du seinen Schwanz hoch mit deinen Haferflocken? Oder machst du...”

Das Unfaßbarste an dem allen ist für Lott immer der unersättlich ausgeatmete Hohn über ihre Armut.

Redy ging meistens morgens weg und kam abends wieder. Er suchte Arbeit. Ja, er suchte wirklich Arbeit, und einmal hat er gar zufällig was gefunden; zehn Tage lang irgendwelche Schreibereien in einer Bibliothek für einen Bekannten, der krank war. Das hat ihnen für lange Zeit Haferflocken gegeben und dem Kind Tomaten.

Wenn Redy zu Haus war, wagten ihre Wirtinnen doch nicht so laut und so direkt vor ihrer Tür zu schimpfen; dann knurrten sie im Hintergrund. Sie schienen den ganzen Tag nichts weiter zu tun zu haben als auf dem dunklen Vorplatz herumzustreichen wie Hyänen.

Bei schönem Wetter ist Lott manchmal morgens mit Redy weggegangen. Dann packte sie Windeln für den ganzen Tag ein, Schwämmchen, Schlüsselchen, Frottiertuch – eine ganze Karawane. In den nahen Anlagen ist ein Wasserhahn. Und dann holte Redy sie abends auf ihrer Bank ab.

Aber wenn sie allein zu Haus war, wagte sie nicht hinauszugehen. Sie saß da, ihr Kind im Arm wie einen Talisman, oder bewegte sich lautlos, geschüttelt von panischem Schrecken vor den gehässigen Stimmen, die Schmutz und Gift durch die dünnen Türbretter spritzten. Daß ihre Milch bei dem allen ihrem Kind immer bekam...

Manchmal dachte sie: die Tür aufreißen! Aber es konnte eine Prügelei geben, und das – schon der Gedanke daran machte sie fast erbrechen.

“Mach dir nichts draus, arme Baabe. Du bist doch so eine große Frau, so ein Gepöbel kann dich ja gar nicht erreichen.” Er erhob die Stimme – draußen rodeten Frauenkleider, grummelte verhaltene Wut – . “Aber wenn sie einmal in meiner Gegenwart sich ein lautes Wort erlauben sollten, dann werden sie mal meine Handschuhnummer zu schmecken kriegen – Frau oder nicht Frau!”

Das Schrecklichste ist, daß die ja ein Recht haben, ihr Geld zu verlangen, und daß sie wußten, als sie hier einzogen, sie würden es ihnen nicht geben können, wenn nicht ein Wunder geschähe.

Und nun hat Redy es nicht mehr aushalten können.

Sie greift nach der Tabakschachtel und dreht langsam eine Zigarette. Es war ein Unfug, daß sie wieder zu rauchen begonnen hat, gerade jetzt. Neulich hat Redy gesagt: “Mein lieber Schreck, Baabe, nimm doch mal wieder eine Zigarette. Das ist ja beängstigend, wie madonnenhaft du geworden bist!”

Ausgerechnet Lott – madonnenhaft! Lachend hat sie nachgegeben. Und nun braucht sie es schon wieder.

Das Zigaretten-drehen ist eine gute Übung, um sich zu kontrollieren: darauf achten, daß die Hände ganz ruhig sind.

Zu ihren Eltern gehen, jetzt, so, eine Besiegte – . Das ist so unmöglich, wie einen Granitberg in sich hineinzufressen. Aber der unhörbare Schlaf ihres Kindes, der seine Stille durch das Zimmer webt, sagt: Du *wirst* den Granitberg in dich hineinfressen.

Noch nicht. Noch nicht morgen. Noch nicht, solange...

Sei Pfiff. Sein Pfiff tönt unter ihrem Fenster.

Sie ist am Fenster, beugt sich hinaus: da unten steht er, klein, elend, das blasse Gesicht zu ihr gehoben.

“Ja – ” Ein unterdrückter jauchzender, klagender Schrei. Der Schlüssel fällt.

In diesem Moment, in dem zitternden Glück der Liebe, des Wiederhabens, das betäubend in ihrem Blut aufwallt, fühlt sie zum erstenmal die feine kalte Nadelspitze der Verachtung auf ihrem Herzen :

Auch das hat er nicht gekonnt.

Oh du – die große Einsamkeit mit Gottes Himmel über mir ist nicht für jedermann. Ach ja, die Nestwärme, und wenn auch die Schlangen rundum spucken . . .

Und dann sitzt er neben ihr und schluchzt in ihrem Arm : “Ich konnte nicht . . . Baabe, ich kann nicht ohne dich leben.”

“Mein Liebster, wollen wir froh sein, daß du das nicht kannst. Man soll nicht höher spucken, als man springen kann,” tröstet sie mit liebevollem Spott.

Kapitel 9

Auf der Großen Straße liegen die Vogelbeeren wie Blutstropfen, wenn die Windsbraut die Kronen der Bäume nächtens gekämmt hat. Die Wagen holpern darüber hin und zermahlen sie zu einem traurigen Brei. Oder es kommen die dreckigen Dorfkinde und reihen sie auf Fäden, hängen sich die Ketten um den Hals und singen :

Schön Ännchen saß auf einem Stein,
einem Stein,
einem Stein . . . ”

mit der Strenge und Eintönigkeit einer Liturgie.

Und ein Pennbruder steckt seiner Schickse etliche Büschel ins selten gekämmte Haar, daß sie auf festen braunen Beinen einherschreitet wie eine Bacchantin.

Auf der Großen Straße gehen Menschen mit schweren Gesichtern und zerrissenen Schuhen, und jedem Auto, das blank und hochmütig vorbeischnurrt und ihnen Kot aus aufgewühlten Pfützen auf die Kleider und bis ins Gesicht spritzt, werfen sie Verwünschungen nach. Ich aber habe des Nachts mit meinem Kind im Chausseegraben gelegen, unter rieselndem Regen; und ich verstehe den Kerl, der jedem unbewacht stehenden Wagen sein Messer in die Reifen stößt.

Auf der Großen Straße zieht ein Heer von Arbeitslosen – Arbeitswilligen – eine graue Kette zwischen die Städte. Noch können sie nicht die Hand ausstrecken, gehen von Haus zu Haus um Arbeit bitten. Aber da es das eine nicht gibt, kommt das andere ganz von selbst. Und allmählich lernen sie, die gemurmelte Bitte mit ergreifenden Einzelheiten aus ihrer angeblichen Lebensgeschichte zu würzen, Treuherzigkeit im feuchtschimmernden Blick. Willige Lehrmeister sind den willigen Schülern die zünftigen Tippelbrüder, die niemandem untertan sein wollen, leibliche Kinder der Mutter Landstraße; die reut jeder Groschen, den sie dem Herbergsvater in den Hals schmeißen müssen. Dazwischen wandern die Stiefkinder dieser Welt, finster und scheu, das Zuchthaus im Blick.

Wenn sie einander begegnen, die Pennbrüder, grüßen sie “Servus” und tauschen Erfahrung und Meinung. Selbst Regenwetter kann sie nicht ganz verdrießen, denn sie wissen, daß ihnen dann eher ein Topf heißen Kaffees oder

ein Rest von Mittagessen gewiß ist. Und wenn einer gar eine tüchtige Schickse findet, die ihm das “Klinkenputzen” abnimmt und ihm des Nachts ein weiches Pfühl bereitet – dem ist das Leben Honig.

Ja, die Kunden wissen eine Frau auf der Straße zu schätzen, ihr Jammern findet einen leichteren Weg zu den grobgefühten Bauerngemütern. Und wenn mal eine abends in eine Penne kommt, hat sie immer am meisten zu verschachern. Auch solchen begegnete ich, die nicht einmal zum Betteln mehr fähig sind. Zerlumpt, vom Schnaps zerstört, möchten sich an jeden hängen, lassen alles mit sich geschehen, wenn ihnen nur ein voller Buddel winkt. Aber eine große Trauer hängt um jene, die mit ihren Kindern dem Manne auf die Große Straße folgten, die ein Weg schien zu dem Glück von Arbeit und Verdienst. Wie ich es sah: Zwei Kinder in der geräumigen Karre und eine nebenher, und hintendran klappert melodisch das Töpfchen. Mit Körbeflechten und Schrubberbinden fristet so eine Nomadenfamilie ihr Leben. Ich traf sie am sonnigen Tag: die Kinder wälzen sich im Gras, die Mutter steht am Bach und wäscht, der Vater arbeitet auf Vorrat, und über qualmendem Reisigfeuer hängt das Mittagessen. Und schmerzlich glimmt im Blick der Frau der Neid, daß ich nur *ein* Kind habe. Und wenn tagelang der Regen niederrauscht und das brüchige Wachstuch über dem Wagen überall durchrinnt und die armen Würmer in ihrem engen, dunklen, wackligen Gefängnis um die Wette jammern und husten – da blutet viel Jammer und Mutterweh auf der Großen Straße.

Auf der Großen Straße wird viel geprahlt und gekohlt. Oh, wenn man die Kunden so erzählen hört, muß man denken, sie könnten sich nicht bergen vor all dem guten Essen, das ihnen angetragen wird – und alles auf ihr verfluchtes Mundwerk hin. Sie – oh, sie haben es den Leuten erst richtig gegeben, aber dann haben die auch abgeladen – oha! Und du hörst zu und wunderst dich nur. Mal läßt sich auch wohl Schimpfen hören über schlechte und teure Pennen, über grobe Gemeindevorsteher und Herbergsväter. Aber ohne Aufhören geht das Schmusen und Schwärmen von glücklichem Fraß und guter Bleibe. Zumeist mag es so sein, daß ein glücklicher Tag den beißenden Kohldampf mancher Woche übersonnt.

Auf der Großen Straße ist sommers hohe Zeit. Hinter jeder Hecke kannst du “Platte reißen”, zur Decke ist gerade recht, sternezerlöchert, der warme rauschende Himmel, und die Frösche singen rundumher. Der grämliche Herbergsvater kriegt dich nur zu sehen, wenn vom Regen alles an dir und das Fleisch bis an das Knochenmark zerweicht ist. Sonst tippelst du die Städte schnell hindurch.

Aber wenn die Nächte länger und kühler werden, der Regen hartnäckiger und schwieriger das Trocknen der Kleider am Feldrain, werden die Kunden stiller und nachdenklicher. Noch ist es lustig, mit blanken harten Füßen durch das blanke harte Blätterzeug zu stoßen – aber nachts fällt schon der Reif, und bei Tage wird man auch nicht mehr recht warm. Die Kräftigsten und Unternehmenden haben sich schon beizeiten über die Grenze gemacht – nach Dalmatien zu, in die Türkei. Mit ihnen die Tüchtigsten der Schicksen, ein freches Liedchen auf den Lippen, die Schuhe zur Schonung an einem Bindfaden über der Schulter, und mit den braunen Beinen fest auf der Erde: “Heut noch lacht uns der Sonnenschein, heute sind wir noch jung!”

Für die andern steht am Ende des Herbstes grau und böse das Arbeitshaus voll Kohlsuppengeschmack und mit Stapeln muffig-schwerer Decken.

Nur selten einer geht daran vorbei – trotzig in den Winter hinein.

Vergnügt und verklammert läuft er auf der Großen Straße, die Hosenbeine in die Stiefel gestopft, ein Ding von einem Schal um den Hals geknotet und sorglich über der Brust verspreitet, die Hände in die Hosentaschen verkrochen, und zwischen Ärmelrand und Tasche brennt das bläulich-rote Armband der Haut.

Einsam ist er, ein schwarzes Komma auf der grauen zerknitterten Ebene. Wohl hat er keine Konkurrenz mehr, und die Leute sind zugänglicher und barmherziger. Aber es fehlt ihm, daß er keinem Servus sagen kann. Brumm und sträubig stehen die Bäume, und ein Rudel Krähen schrägt tief und plump über das Feld.

Auf der Großen Straße liegen die Schicksale wie blutende Beeren, und die der Sturm auch unreif von den Ästen riß. Der Tank des Lebens geht darüber hin und zermalmt sie, und ein Regen wäscht die staubigen toten Reste fort, daß keine Spur mehr bleibt von ihnen auf der Großen Straße.

Alle Wartesäle vierter Klasse, nachts, sind sich gleich. Die graue anonyme Gedrücktheit. Das Schmälerwerden des Atems in der verbrauchten, kohlestaubbeschwerten Luft. Die resignierten Gruppen der polnischen Schnitter mit ihren Säcken und Bündeln, wie von plumper Hand grob aus Lehm herausgeschmiert und auf den schmutzigen Fußboden gepatzt. Ein Kind greint; das gewürgte Stöhnen eines Schlafenden. Scharren und Räuspern, ein trockener Husten. In der Tiefe des Saals, träge und eintönig, holpert Gespräch, wie mit Lappen umwickelt.

Der dämmernde Morgen drängt seinen grauen Staub durch die hohen verstaubten Scheiben.

Lott legt die Füllfeder hin und lehnt sich zurück, entspannt. Sie hat eine glückliches Lächeln; wie ein ermatteter Ringer, einer, der gesiegt hat. Gut ist das, was die da heute nacht geschrieben hat. Oh, sie weiß, daß es gut ist. Vielleicht hat sie noch nie so gute Prosa geschrieben. So lange ist es her, daß ihre Gedichte versiegt sind. Es war ja auch nicht möglich, daß alles in ihr steril geworden wäre. Jetzt wird sie anderes schaffen können; keine Lyrik mehr, um das eigene Ich gefaltet wie die dünnen Hände einer zögernden Knospe.

Schon in der vorigen Nacht hat es angefangen, in ihr zu arbeiten.

In dem engen, stickigen Hotelzimmer warf Redy sich unruhig im Bett neben ihr herum. Auch sie fühlte sich wie fiebrig. Noch hatte sie das ratternde Schütteln des Lastwagens in allen Nerven, der sie mit ihrem endgültig zerbrochenen Kinderwagen am Rand der Großen Straße aufgelesen hatte.

Die erste Stunde auf dem leeren Anhänger – das war schrecklich. Von beiden Seiten, auf Rucksack und Bündel hockend, lagen sie halb über dem niedrigen Wägelchen und preßten es mit aller Kraft nieder, um das Springen und Schleudern zu dämpfen, das sich durch die Federn und eine intakte, eine zerbrochene Achse unerträglich vervielfältigte. Die erschreckten Augen der Kleinen bei dieser ruppigen Transportmethode! Und wahrhaftig, verwöhnt ist es nicht: manch holperiger Waldweg hat es durchgeschüttelt.

Angstvoll las Lott auf den weißen Steinen am Straßenrand die endlosen Kilometerzahlen ab, die sich so quälend langsam verminderten, während ihr geballtes Grüppchen über den schüttelnden Boden des Anhängers geschlittert wurde, von vorne nach hinten,

von hinten nach vorn. Die Kumpels, die sich einer nach dem andern im Fahren über die Wagenwand geschwungen hatten, haben ihnen gutmütig angeboten, sie bei ihrer "Obliegenheit" abzulösen, aber sie haben doch vorgezogen, selbst auf dem Posten zu bleiben. Dann, bei einem Bahnübergang, hat der Chauffeur, dieser gute Mensch, ihnen erlaubt, mit ihrer Karawane auf den Vorderwagen umzuziehen. Und dann wurde es ganz erträglich.

Jetzt konnte sie sich sogar freuen über die mühelose rasche Fahrt unter dem Vorüberwehen der schon dünnen Blätterschatten. Es zeigte sich, daß auch hier der Straßenrand mit Obstbäumen bepflanzt war; die Pennbrüder standen weit hinausgereckt an den Seiten des Anhängers und rissen die Früchte von den Ästen, reichten auch Lott und Redy welche hinüber.

Und in gutgezieltem Bogen spuckte Lott einer vorüberkutschierenden fetten Bäuerin einen Pflaumenkern auf den Hut: "Die hätte uns sicher keine Milch gegeben, das sieht man der doch an!"

Oh – diese Jagd nach der Milch! Daß auch die Muttermilch gerade versiegen mußte, ehe sie auf die Landstraße gingen. Nun, sieben Monate hatte sie vorgehalten, trotz allen Darbens und aller Aufregungen. Das aber haben sie sich nicht vorgestellt, wieviel Angst und wieviel Nerven es kosten würde, auf dem Lande Milch für ein Baby zu kaufen. Dafür hatten sie doch immer noch Geld! Nicht nur einmal hat eine Bauersfrau bei einer Reihe von Kühen im Stall gesessen und stumpfsinnig den Kopf geschüttelt: "Nee – die brauch ich alle für meine Ferkel und Kälber." Nicht nur einmal sind sie im Gewaltmarsch durch drei Dörfer gerast. Wer nicht den passenden larmoyanten Ton finden kann, um diese Kartoffelsackseelen zu rühren... Und dieser Pastor, der breit und verdaulich aus dem Fenster lag! Sie hatte ihn gebeten, verzweifelt über die Sturheit der Bauern, ihr mit seinem Ansehen, mit einem vernünftigen Wort bei einem seiner Gemeindeschäfchen zu helfen; er hat sie grob abgefertigt wie eine lästige Bettlerin.

Diesen Pflaumenkern hat die Frau für sie alle auf den Hut gekriegt. Und das war noch viel zuwenig.

Wie sie sich Berlin immer mehr näherten, tauchte immer wieder ein zerzauster, sonnverbrannter Kopf über der Wand des Anhängers auf, schwang ein Tippelbruder sich geschickt herauf. Man fing an, sich stadtfrein zu machen. Kämmen wurden herumgeliehen, Gürtel, Hemden, Strümpfe getauscht.

Und dann, nach vier Stunden Fahrt, standen Lott und Redy unvermittelt und ein bißchen verloren mit dem Wrack ihrer Familienkanone und der ganzen heteroklitischen Aufmachung von Landfahrern am Bahnhof Zoo, unter der verheißungsvollen Apotheose der Lichtreklamen, die gellend die Augen peitschten. Kaum haben sie dem Chauffeur die Hand drücken können, so eilig fuhr er weiter.

"Siehst du, ich hab dir ja gesagt: nur Berlin ist Großstadt, unsere teure Vaterstadt ist unheilbar Provinz. Hier dreht keine Fliege auch nur den Schwanz, selbst wenn du dich blau anstreichst und auf den Händen gehst und Bäh-Bäh machst."

Einer von ihnen hatte die geniale Idee, sich an die Bahnhofsmission zu wenden; "Frauen und Mädchen" – nun, Lott ist eine Frau, und sie hat ein Mädchen. Man konnte immer mal sehen. Und das gute, älterliche Frauchen, angerührt von ihrem Schicksal, hat ihnen ein Hotelzimmer für die Nacht bezahlt.

Und dann lag Lott da, zu Tod müde und überwach. Und die gedämpften nächtlichen Geräusche der großen Stadt, die mit dem fahlen Laternenschein durch das Fenster sinterten, wurden das graue Grundgewebe, über das sie wie einen dichten Gobelin die farbigen Fäden der Worte zog, mit denen die Bilder der vergangenen Wochen in ihr lebendig

wurden.

Morgens hat Lott sich stadtfrein gemacht. Ein Glück, daß das dunkelblaue Wickelkleid nicht mal zerknautscht ist; oft hat sie es nicht herausgeholt inzwischen. Der Hut ist ein bißchen ausgefallen in seiner schlichten männlichen Strenge, mit dem breiten Schwung der Krempe (sie hat ihn sich umpressen lassen aus einem lächerlichen Bibi; nicht mal ein Band wollte sie drum haben, ist schöner so); aber sein Grau ist von derselben Tönung wie der sparsame Besatz des Kleides. Befriedigt strich sie sich über die Hüften, während sie ihre schmale langbeinige Silhouette im Spiegel prüfte: erstaunlich *comme-il-faut* sieht sie aus, immer noch. Sie weiß nicht, wie rührend dieser Hut die jünglinghafte Herbheit ihres Gesichts unterstreicht, mit den schon reichlich nachgewachsenen Haaren, die sich in einer dicken Welle gegen den Stamm des Halses einrollen.

Sie weiß auch nicht, daß sie sich immer mehr angewöhnt hat, das Kinn vorgereckt zu halten, stets verbissen in überharter, konzentriertester Anstrengung. Das gibt ihrem Profil eine in sich gesammelte, wie ekstatische Kühnheit, als strebe sie einem fernen Ziel zu, ohne Besinnen durch alle Widerstände hindurchschneidend. – Und dabei war ihr Ziel täglich ein wenig Milch und ihr Traum ein gesichertes Dach.

Der arme Redy sieht schon recht abgeschabt aus in seinem alten und einzigen Anzug, bös mitgenommen von sechs Wochen Landstraße. Da hilft auch das emsigste Bürsten nicht viel.

Trotzdem hat er sich dann gleich morgens auf den Weg gemacht, um die ^[53] aufzusuchen, die ihn während ihres Gastspiels in der „Jungfrau“ mit inständiger Liebenswürdigkeit eingeladen hatte: „Falls Sie jemals nach Berlin kommen sollten...“

Nach Stunden kam er zurück, müde und zerschlagen. Das Mädchen hat ihm seine Karte zurückgegeben: „Die gnädige Frau bedauert, sie erinnert sich nicht...“ Oh, der hilflose, würgende Zorn der Erniedrigten!

Dann sind sie stundenlang ohne Plan und Ziel durch die Straßen gezogen. Den nutzlosen Kinderwagen hatten sie gleich abends auf der Gepäckstelle abgegeben, mit Kochtöpfen, Gitarre und allem Entbehrlichen. Aber mit einem Baby gibt es soviel Unentbehrliches. Das ist jetzt alles mit dem Kind zusammen eingepackt und mit einem rot und braunen Plaid sicher umwickelt. Ein enormes Bündel, und welch eine Last, wenn man es so mit den weitgespannten Armen gegen den Leib preßt. Redy hatte seinen Teil an dem riesigen prallgefüllten Rucksack mit ihren eigenen Sachen zu schleppen.

Sie könnten versuchen, „bei den Zeitungen anzukommen“. Man könnte auch versuchen, ins Schlaraffenland hineinzukommen. Und sie haben kein geeignetes Manuskript, um sich einzuführen. Ich müßte das schreiben, was heute nacht in mir begonnen hat, dachte Lott. Das, vielleicht...

Zweimal war inzwischen die Fütterungszeit des Kindes herangekommen. Dann schielten sie durch die Scheiben von Kneipen, und wenn sie eine leer fanden, nahm Lotte sich ein Herz. (Redy wartete dann solange draußen, wegen der Sparsamkeit.) Und sie hatte auch beide Male Glück, eine gutmütige Frau anzutreffen, die ihr ein Schlüsselchen mit warmem Wasser gab um ihr Kind zu waschen beim Windelnwechseln. Die eine sagte gar: „Wenn Se den Kaffee bloß bestelln, weil Se denken... nee, det lassen Se man. Man hat ja ooch 'n Herz.“

„Warum bring' Se Ihr Kind nich in det Säuchlingsheim von de Heilsarmee?“ hat die andere ihr geraten. „Die sind doch for sowat da!“

⁵³Lücke, Name fehlt im Original.

Oh nein! Nicht mein Kind!

Sie haben sicher unnötig viele Kilometer gemacht, bis sie auf den Schlesischen Bahnhof stießen und beschlossen, auch hier bei der Bahnhofsmision anzuklopfen.

Damit haben sie allerdings nicht dasselbe Glück gehabt wie den Abend vorher; aber längst nicht. Sie haben tatsächlich naiv gehofft, sie könnten so reihum alle Bahnhöfe von Berlin abklappern und auf diese Weise einige Nächte Bleibe gesichert haben.

Diesmal war es eine spitznäsige, dürre alte Jungfer, katholisch obendrein. Das konnte ja nicht gutgehen. Als erstes fragte sie argwöhnisch, mit einem schiefen Blick auf ihre nackten Hände: "Ja, sind Sie denn überhaupt verheiratet?" Und als Redy ihr mit verhaltenem Grimm die Heiratsurkunde vorzeigte: "Ja – das! Das ist ja bloß vom Standesamt. Das ist doch für uns ohne Wert! Nein, wenn sie nicht kirchlich getraut sind..." Wie die wimperlosen Äuglein glimten von der Lust, grausam zu sein im Namen eines hohen Prinzips!

Dann aber hat sie "trotzdem was für sie tun wollen" und hat sich zum Bahnhofsvorsteher bemüht, um für sie die Erlaubnis einzuholen, diese Nacht im Wartesaal zu verbringen. Lott hat ihr recht unverblümt gesagt, daß sie dafür ihre ganze christliche Aufpusterei nicht nötig hätten.

Aber wer weiß – in einem Hotelzimmer hätte sie sicher süß und selig geschlafen, und alles, was in der vorigen Nacht anfang in ihr zu arbeiten, wäre unauffindbar weggerutscht.

Als sie ihr Kindlein auf der Bank installiert hatte und sich an den breiten Tisch setzte, langsam ihre Füllfeder aufschraubte – da spürte sie schon dies heimliche Brennen, eine glosende, vibrierende Wärme ohne Hast; und die tiefergreifenden Atemzüge, wie ein ruhiger, machtvoller Blasebalg. Und der triste Rahmen dieses Wartesaals war wohl auch gerade die richtige Atmosphäre für das, was sie zu schreiben hatte.

Sie reicht Redy die Blätter hinüber, der eben den Kopf aus seinen Armen gehoben hat und sie aus rotgeränderten Schlafaugen unter den verstrubbelten Haarsträhnen rührend blöd anlächelt.

Jetzt wird auch das Kind gleich dran sein. Mit rosigen Bäckchen schläft es in seinem komischen Bündel. Was wird jetzt weiter mit uns werden, du armer Wurm? Nur ein Tag und zwei Nächte in Berlin und schon fast keine Windel mehr. Die verbrauchten hat sie alle hübsch gespült in der Damentoilette; aber wo soll man sie trocknen? Jetzt stecken sie alle, in eine Gummiunterlage gewickelt, in dem Paket, das unter anderem auch das Kind enthält.

Wieviel Plage hat es damit schon unterwegs gegeben! Sie sind entschieden zu spät im Jahr auf die Idee gekommen, zu dritt das auszuführen, was Redy allein nicht fertigbrachte: auf die Landstraße zu gehen, "die ganze Erde unter mir und Gottes weiten Himmel über mir". Oh, sie haben ernsthaft geglaubt, die Große Straße würde sie irgendwohin führen, wo es Arbeit gibt, für Redy, für sie beide – egal was. Arbeit, ein Dach über dem Kopf, das tägliche Brot. Zitternd erhofftes höchstes Glück.

Aber fast täglich begegneten sie sovielen ledigen jungen Kerlen, kräftigen, die gleich ihnen zu jeder Arbeit bereit sind und keine finden. Da kann man es Bauersleuten nicht verdenken, daß sie sich nicht mit einer Familie behängen wollen. Und sie sehen beide nicht aus, als könnten sie viel grobe Arbeit schaffen: die typischen Intellektuellen mit ihren Brillen und ihrer Sprache, und ausgemergelt dazu.

Dennoch – jedesmal wenn eine gutmütige Seele ihnen riet: "Gehen Sie mal da und da hin, ich hab gehört, die suchen jemand," haben sie sich mit neuer Hoffnung auf den Weg

gemacht.

Und einmal dachten sie schon, es sei ihnen geglückt, und ganz unerwartet. Es war ein älteres Ehepaar in einem stillen ländlichen Gasthaus. Die gutmütige Frau hatte Lott erlaubt, das Kind in der Küche zu baden, in einer etwas schmierigen Schüssel. Dabei hatte Redy Gelegenheit gefunden, sich erkenntlich zu zeigen: seine Frau hatte sich an dem henkellosen Wassertopfdeckel die Finger verbrannt, und nun war er dabei, aus einer zerbrochenen Wäscheklammer, einem Ende Draht und einigen aus Blech geschnittenen Scheiben einen neuen Griff zu fabrizieren und sachgemäß festzunieten. Das mochte der Frau gefallen haben. Sie klagte, daß man heutzutage auf dem Lande keine ordentlichen Dienstleute mehr finden könne: das junge Volk denke bloß daran, sich zu amüsieren, zum Tanz zu laufen, in die Stadt ins Kino... Dabei, wahrhaftig, totarbeiten brauche man sich bei ihnen sicher nicht, dafür war das Anwesen viel zu klein. Aber sie wurden beide langsam zu alt, um alles allein zu schaffen, ihr Mann brauche jemand auf dem Feld, und ihre eigene Gesundheit war auch nicht mehr zum besten, die Haus- und Stallarbeit wurde ihr allein zuviel, und sonntags müsse jemand Verlässliches dasein, um in der Gaststube einen Handschlag zu geben. Und da hat Redy gesagt: Na, da wären sie beide doch wie gesucht und gefunden. Der Mann kam dazu, und es wurde wohl eine Stunde lang bedächtig darüber geredet und alles hin- und herüberlegt. Wie Lott mit einemmal reden konnte, und welche Hausfrauentugenden sie in sich entdeckte, ganz ehrlich überzeugt! Den braven Leuten schien es immer mehr einzuleuchten, daß sie zwei die Richtigen für sie wären. Ja, und dann könnten sie die große Stube oben haben, die sei ja eigentlich nicht für die Dienstleute, aber sie sähen ja, sie seien ordentliche Leute und wohl auch was Besseres gewohnt und würden nichts ruinieren.

Die große Stube oben... Mit einemmal tat Lott der ganze Körper weh, und in ihrem Leib zitterte es wie ein Schluchzen: ein gesichertes Dach, gesichertes Brot – zu Ende die Irrfahrt, die Ängste, der Krampf...

Und dann, mit ihrem langsamen Überlegen, zogen die Leute sich wieder zurück von dem, was schon beinahe abgemacht war: nein, sie seien doch zuwenig an solche Arbeit gewöhnt, sie würden es nicht schaffen können. Nein, das sei doch nichts für sie. Und dabei blieb es, so angstvoll überzeugend Lott und Redy ihnen auch zuredeten.

Wie das tat, als der sichere Hafen der großen Stube oben, mit friedlicher Feld- und Hof- und Stallarbeit sich immer weiter von ihnen zurückzog...

Und dann gingen sie aus der warmen, nahrhaft dunstenden Küche wieder hinaus, unter die schwerhängenden Regenwolken, auf die Große Straße.

Wieviel Regen sie gehabt haben! Immer hat Lott es geliebt, in den Regen hinauszulaufen; man ist dann so schön heimlich eingesponnen von den dünnen, grausilberigen Vorhängen der Regenfäden, in der rieselnden menschenleeren Stille, und so warm in sich geschränkt. Schon als Kind ging sie gern im Regen spazieren, das Cape um die Schultern, gut zugeknöpft, die Kapuze über – und dann nahm sie doch ihr Schirmchen und faßte es ganz kurz, so daß die gespannte Wölbung fest auf dem Kopf lag; und träumerisch entzückt lauschte das kleine Mädchen dem Trappeln der singenden Silberfüßchen, das ganz fein in der Kopfhaut vibrierte.

Ach ja – aber wenn du keinen wasserdichten Mantel und keinen Schirm hast und keine heilen Schuhe, kannst nicht nach Haus gehen und die Kleider wechseln, und wenn du dein Kind unter eine graue Zeltbahn verbannen mußt und angstvoll denken: Wie werden wir jetzt Feuer ankriegen – dann sieht die Sache ganz anders aus.

Nicht immer bot sich ihnen so eine Holzbude direkt an der Landstraße, so "ganz von selbst", wie das eine Mal, als gegen Abend der Himmel rasch bedrohlich dick und dunkel wurde, und sie waren weit entfernt von jeder Ortschaft. Wenn sie das Wetter draußen gehabt hätten! Ihre Zeltbahnen hätten da nichts ausgemacht. Kaum waren sie zehn Minuten drin, da überschäumten Regenstürze die knatternde Dachpappe, der Sturm warf sich keuchend gegen die dünnen Bretter und bog sie wie donnernde Segel, preßte sich knallend durch die handbreiten Spalten – und immer wieder warf Lott sich schützend über ihr Kind: gleich wird alles über uns zusammenbrechen. Und plötzlich – aus strahlend vorbeifliegendem Wagen jagen kristallene Messer über sie hin, und im Sturm herüber flattert übermütiges Frauenlachen wie Champagnergischt und zerstiebt mit dem Blitz des dahinschießenden Gefährts. Und in der noch dichter gewordenen Dunkelheit bleibt nur ein Staunen, daß es so etwas gibt.

Und wenn sie Wasser gebraucht hätten, um das Kind zu waschen oder die Wäsche, fand sich keins. Ohnehin beschränkte die ganze Waschung sich oft darauf, das kleine Ding mit den unteren Extremitäten in den Kochtopf zu stippen. Oh mein Kind, du hast mich gut verwittert. Manchesmal hat Lott das kleine Popochen mit der Zunge gesäubert. Redy fand das übertrieben: "Warum spuckst du nicht auf eine Ecke der Windel und reibst es damit ab?" – "Eben – weil es reibt." – "Du hast einen glatten Hygienefimmel, mein Baabemädchen."

Oh, aber tüchtig war er, Redy, das muß man anerkennen. Wie oft hat er den Wagen repariert, ehe er völlig in die Brüche ging; es war sicher ein solides Ding, aber doch nicht gebaut für diese Belastung und für die Strapazen dieser Wege und Unwege. Redy kriegte den Tick, jeden krummen Nagel, jedes verrostete Drahtende aufzuheben; kann immer mal nützen; und es *hat* genützt. Ein Glück, daß er jede Technik in den Fingerspitzen hat. Lott ist unvorstellbar dumm und hilflos in allen diesen Sachen.

Über Hunderte von Kilometern säumen winzige Kochlöcher ihren Weg, die Redy mit Geschick und Präzision in die Straßenböschung grub für das Spiritusköcherchen, fünfmal am Tag, für das Kind. Und mit klitschnassen Zweigen und einem Tropfen Spiritus kriegte er ein Feuer in Gang, für die Kartoffeln, die sie für sich kochten, oftmals durch eine Pilzern- te bereichert. Welch ein Segen, das alte Gesetz vom Mundraub: man darf an Feldfrüchten soviel nehmen, wie man an Ort und Stelle verzehrt. Wäre das nicht gewesen, dann lägen ihre gebleichten Gebeine längst irgendwo am Wege. In unheimlichen Quantitäten haben sie ihre Feld- und Waldfrüchte verputzt; dem Mangel an Fett ist schlecht abzuhelfen.

Und es war kein Spaziergang, und nicht einmal eine Wanderung, diese sechs Wochen. Wagen und Rucksack waren bis zur letzten Möglichkeit beladen mit einem halben Haushalt. Ein Glück, daß die junge Frau, deren Kinder Lott einige Wochen betreute vor ihrer Entbindung, ihr diesen niedrigen Wagen schenkte. Peinliches Aufsehen erregte dies aus Amerika importierte Ding aus weißem Korbgeflecht allerdings; noch nirgends sieht man diese Form. Aber so ein hohes, schaukelndes Ding, wie es üblich und elegant ist, wäre wohl jeden Tag dreimal umgekippt bei ihren irrenden Nebenwegen auf der Suche nach Milch, nach Wasser, nach Arbeit, nach einem schützenden Dach. Und wenn es immer Wege gewesen wären! Wie oft haben sie sich "verfranz", wenn sie einen Richtweg nehmen wollten, und dann ging es über braches Feld, steinige Abhänge hinauf, durch grundlosen Sand. Oder es stellte sich unvermutet eine steile, regennasse Lehm Böschung in den Weg, und sie mußten den schwerbepackten Wagen hinaufziehen und -stemmen. Da haben sie manchesmal die wilde Trunkenheit gekannt, die eine Überspannung aller Kräfte zu geben

vermag.

Und wenn du mal nachts in einem Städtchen stehenbleibst, der Schlag der Schritte sich in die Gassen verkriecht – du machst den Atem still und lauschst, bis der Marschtakt aus dem Blut verronnen ist –, dann atmen die verhangenen Fenster dich an. Ein Heimchen zirpt und zirpt – Ächzen – Schnarchen – da eilt hell eine Uhr, da polkt eine gewichtig die Zeit auseinander – Möbel raunen – . Mit einem Male hörst du Geräusche aus allen Fenstern fallen, Gesichte und Gedanken, alles verdrückte nächtliche Leben – . Dünn winselt straßenweit ein Hund, das Herz beginnt hart und schwer zu schlagen, und die Geräusche branden in die Stille wie ein Schrei, der den Lauschenden erdrücken will.

Drei blecherne Glockenschläge jagen den Spuk in seine Löcher zurück, aber du bist erst froh, wenn draußen auf der weiten Straße der Wind deine Haare fängt, der zu den Bäumen spricht.

Lott wandert durch die Straßen von Berlin, in den Armen das schwere unförmige Bündel mit ihrem Kind.

Jetzt hat sie keine Windel mehr.

Sie hat sich an das Säuglingsheim von der Heilsarmee erinnert: da kann sie sicher Windeln bekommen. Sie kann ja ihre dalassen, wenn sie es wollen. Und so schleppt sie ihr großes Bündel, in dem das flaumige Köpfchen sich fast verliert, durch endlose Straßen. Wirr wird der hungerleere, übermüdete Kopf von dem ungewohnten Getöse, dem unaufhörlichen Brausen und Schwellen des Wagenverkehrs, dem unruhigen Fluten der Menschengesichter. Und das Herz wird immer schwerer von dem bangen Nichts, in dem sie herumwandert.

Mit Redy hat sie abgemacht, daß es sinnlos ist, miteinander herumzulaufen und sich alle beide zu ermüden. Er wartet auf sie am Schlesischen Bahnhof.

In den Büros der Heilsarmee schickt eine mißgelaunte, fahlgesichtige Angestellte sie zur andern. Keine ist zuständig. Weiberzeug, christliches.

“Sowas machen wir hier nicht! Windeln – ! Wieso denn?”

Lott hält ihren schweren aufsteigenden Zorn mit beiden Händen nieder. Mein Gott – sie *braucht* eine Windel. Sie beharrt, beschwörend und ungläubig vor soviel stupidem Unverständnis, und merkt erbittert, wie ihre Stimme zu zittern beginnt.

“Wenn Sie vielleicht wollen, daß Ihr Kind hier bei uns zugelassen wird, müssen Sie einen schriftlichen Antrag stellen. Aber Windeln! Was für ’ne Idee!”

Eine meint achselzuckend, leicht spöttisch: “Versuchen Sies doch mal drüben im Städtischen Kinderkrankenhaus, vielleicht haben die Windeln zu verschenken.”

“Schweinebande!” schreit sie heraus und schmeißt die Tür.

Die vier Stunden sind längst herum. Das Kind ist hungrig. Vorher muß sie eine Windel haben – . Es ist so geduldig mit seinen großen ernsten Augen.

Ihr kommt nicht der Gedanke, daß es schlimmstenfalls auch einmal ohne Windel gehen könnte. Sechs Wochen lang hat sie täglich hinter einem halben, einem Viertelliter Milch hergehetzt, mit dem zwingenden Bewußtsein: du *mußt* es schaffen. Jetzt ist in ihrem zerquälten Kopf die fehlende Windel der Ausdruck ihrer ganzen ausgewogenen, hoffnungslosen Not geworden.

Im Kinderkrankenhaus, am Kopf einer breiten Treppe, steht ein baumlanger, vier-schrötiger Mann in irgendeiner Uniform. Langsam steigt Lott zu ihm hinauf und hebt die flehenden Augen.

Das ist die letzte Hoffnung.

Ein paarmal setzt sie zum Sprechen an. Kein Wort kann sie hervorbringen.

Und mit einemmal bricht sie in lautes haltloses Weinen aus und beugt ihren Kopf auf das Gesicht ihres Kindes, geschüttelt.

Ein junger Arzt in weißem Kittel kommt hastig aus einer Tür: "Was ist – ?", sieht bestürzt auf die fassungslos schluchzende Frau, den Riesen, der mitleidig ihre Arme stützt.

"Was ist Ihnen ? Bitte, sagen Sie mir ! Kann ich Ihnen – "

Sie hebt das tränenüberströmte Gesicht, sieht die ergriffenen Männer, spürt brüderlich bereite Güte. Noch immer kann sie nicht sprechen. Da hält sie ihm ihr Kind entgegen, in einer hilflosen Geste.

Kapitel 10

Am frühen Sonntagnachmittag sind sie durch Havelberg gekommen. Alle braven Spießbürger auf dem geruchsaamen Verdauungsspaziergang. Wie sie glotzen, wie sie tuscheln, wie animiert sie sich fühlen, weil diese merkwürdige Familienkarawane ihnen Stoff gibt zum Schwatzen, Gelegenheit, ihre träge Hirnmasse ein bißchen in Bewegung zu bringen!

Lott macht sich steif und gerade, macht ihr Gesicht hart. Redy krümmt seine Schultern noch mehr, beißt die Zähne aufeinander, daß die Kiefer hervortreten. Einer spürt im andern Wut und Scham, so zur Schau gestellt zu sein.

Sie müßten nach dem Weg fragen. Vorher hat jemand ihnen gesagt: "Hauptsache, sehen Sie sich vor, daß Sie nicht auf den Haveldeich geraten, das ist ein ganz schlimmer Weg."

Redy widersetzt sich: "Nein, nicht stehenbleiben, nicht fragen, nicht diese Idioten anreden! Raus, bloß raus hier!" Mit einer Gequältheit, daß Lott die Achseln zuckt und mit noch härterem Gesicht den Wagen weiterschiebt.

Endlich haben sie die Gasse der Spießbrutenaugen hinter sich. Und sind auf einem Weg, der ganz nach einem Deich aussieht. Jetzt begegnet man überhaupt keinem Menschen mehr, den man fragen könnte.

Ein fürchterliches Kopfsteinpflaster, der Wagen springt und rüttelt. Auf beiden Seiten überschwemmte Wiesen. Und über die unübersehbare Wasseroberfläche braust ein eisiger Wind und wirft sich wütend gegen die breite Fläche des verhängten Wagens. Der Druck ist so stark, daß Lott bald einen Krampf in Händen und Armen fühlt von der Anstrengung, den Wagen in gerader Linie weiterzuführen. Und durch die graue Zeltleinwand glaubt sie die ernstesten, bang erstaunten Augen ihres Kindes zu sehen bei dem unaufhörlichen Schütteln auf dem holprigen Pflaster.

"Nein." Entschlossen bleibt sie stehen. Bis in den Horizont zieht sich der schnurgerade Strich des Deiches.

Da kommt ihnen jemand entgegen. Lott fragt. "Ja, Sie können hier auch gehen, aber ob Sie über die Havel kommen, ist bei dem Hochwasser sehr fraglich."

Also zurück.

Redy verliert völlig den Kopf. Nein, ausgeschlossen. Nicht wieder durch die Hölle sonntagnachmittäglich-kleinstädtischer Gafflust. Er verbeißt sich in

seinen Eigensinn. "Es wird hier schon richtig sein, nun sind wir schon so weit gegangen . . . "

Alle ihre Argumente prallen ab an seiner verzweifelten Weigerung. Sie sieht auf das graue Gefängnis des Kindes, sie spürt das Rütteln des Wagens in den Armen und bis in den Leib hinein; weit hinten sieht sie den Strich des Deiches im Horizont verschwinden.

"Ich kann nicht nochmal da hindurch! Alles andere – "

Stumm und zornig packt sie den Griff des Wagens und geht weiter vorwärts.

Wenn Redy gewußt hätte, wieviel dieser Weg ihn kosten wird an Lotts Liebe, er hätte wohl doch seinen feigen Eigensinn überwunden.

Sie haben nicht gefragt, wie lang der Deich ist.

Stunde um Stunde schüttelt der Wagen sich über das scharfe Kopfsteinpflaster, immer wieder, trotz aller verbissenen Anstrengung, vom Druck des Windes auf die andere Seite des Weges gepreßt. Wie behext starren die Augen auf das graue, knubbelige Band des Deiches, das immer neue Kilometer aus dem schweren grauen Horizont haspelt. Links und rechts die Trostlosigkeit der grauen, gekräuselten Wasserfläche, aus der verkrüppelte Weiden aufragen.

Was ist dies für ein Deich? Sie kennen die Deiche an der Nordsee, da hat man auf der einen Seite das Meer, aber auf der andern liegen die saftigen Wiesen, in die man hinuntersteigen kann, wenn es einem da oben zu zugig wird. "Haveldeich." Wie der Mann redete, scheint die Havel erst am Ende der endlosen Kilometer zu sein. Wahrscheinlich hat man diesen erhöhten Weg quer durch ein regelmäßig überschwemmtes Gebiet gebaut.

Stunde um Stunde schüttert jeder Katzenkopf des Pflasters ein schmerzvolles Echo bis tief in Lotts Leib hinein. Sie wechseln kein Wort. Die Gesichter brennen unter der Peitsche des Windes. Die Ohren sind voll von seinem eintönigen Sausen und von dem entnervenden Lärm der holpernden Wagenräder. Lott ist verzweifelt und versteint vor Zorn und Verachtung; Zorn und Verachtung auch für sich, daß sie nachgegeben hat. Und so verzweifelt, daß sie manchmal fast glaubt, dies könne nicht wahr sein, dieser höllische Deichweg, der kein Ende nimmt. Ein Kauschmar.

Es beginnt zu dunkeln, und jedes von ihnen beginnt zu überlegen: was tun, wenn die Nacht uns hier überrascht? Weitergehen auf dem schmalen Kamm, unter dem lichtlosen Himmel? Uns hinkauern, unter dem schneidenden Wind, inmitten der Wasseröde?

Da taucht ein Dorf auf, das sie beherbergt.

Am nächsten Morgen geht es weiter, noch manche Kilometer, noch manche Stunde. Niemand hat ihnen sagen können, ob sie über die Havel kommen werden. Sie wagen nicht sich vorzustellen . . .

Der Wind geht noch scharf, aber die dünne Sonne tut ihr Bestes, um zu wärmen. Endlich erreichen sie die verbreiterte Havel, und in einer pitschenden Wiese kauern sie sich in den Schutz hoher Schilfdiemen. Sie lauschen auf das eintönige Singen des Windes in ihrem Rücken und warten.

Und dann kommt ein freundlicher Mann mit einem breiten Havelkahn vom andern Ufer herüber und setzt sie über. Und als sie ein wenig beklommen fragen, was sie schuldig seien, meint er gutmütig: "Ach, Sie sind ja wohl doch arbeitslos. Das lassen Sie man."

Sie haben das Kind im Krankenhaus behalten. "Es ist freilich kerngesund, aber da es nicht so platschig fett ist wie andre, schreiben wir ruhig: lebensgefährlich unterernährt. So entgehen wir den langen Aufnahmeformalitäten. Und Sie haben die Hände frei für die erste Zeit in Berlin."

Ehe Lott ging, kam eine junge Ärztin zu ihr, und nach ängstlichen Versicherungen, daß sie wohl wisse – und daß heutzutage kein Mensch – und daß es nur eine Geste einfachster Solidarität –, legt sie ihr einen Zehnmarkschein in den Schoß, und ein Päckchen: das habe eine Schwester eben aus der Küche geholt, bißchen Brot und so. "Das Leben *ist* schwer, ich weiß es. Aber es wird auch schon noch wieder anders kommen für Sie!"

Diese Nacht schlafen sie im "Fröbel". Dies kostbare Geld dürfen sie nicht ausgeben für ein Hotel; sie wissen nicht, wie lange es ihnen vorhalten muß.

Je näher sie Berlin gekommen sind, um so häufiger haben sie die Kunden vom Fröbel reden hören: eine Einrichtung der Stadt Berlin, die jedem Obdachlosen eine Schlafstelle und eine Morgenmahlzeit gibt, drei Nächte nacheinander, ohne übertriebene Formalitäten. Eine Herberge zur Heimat in industriellen Ausmaßen. Viele Hunderte, vielleicht einige Tausende, schlafen da jede Nacht.

Aber sie leisten es sich, großspurig mit der Straßenbahn zur Fröbelstraße hinauszufahren: Lott hat schon wieder viele Kilometer in den Beinen und zwei schlaflose Nächte hinter sich. Wie wohltuend es ist, so zu sitzen und gefahren zu werden! Zum erstenmal geschieht es ihr jetzt, vom Schlaf überwältigt zu werden. Sacht schwimmt man aus sich heraus, treibt, gewichtlos, körperlos... Plötzlich stößt man auf Grund und wird in sein Gehäuse zurückgestoßen. Und nach einigen Augenblicken schwimmt man wieder weg, widerstandslos... Das ist äußerst wohlig in der kurzen Zeitspanne, da man es noch wahrnimmt. Aber es gibt ein beschämendes Gefühl von Gewalt-über-sich-verlieren, wenn man merkt, daß man absolut nicht dagegen an kann.

Der Fröbel ist nicht die erste Herberge zur Heimat, mit der sie Bekanntschaft machen. Sie haben unterwegs schon einige erlebt. Vor allem die letzte Zeit, als es schon reichlich kühl war und der Boden dauernd durchweicht.

Die einzigen Gesetze, die was taugen, sind aus recht alter Zeit, und meistens werden sie dem alten Fritzen zugesprochen. So das vom Mundraub (die Bepflanzung der Chausseen mit Obstbäumen soll der Gute auch angeordnet haben) und dann dies, auch äußerst sympathische: jeder Obdachlose muß von der Gemeinde untergebracht und abends und morgens verköstigt werden, in der er sich bei Anbruch der Nacht gerade befindet. Klar, nicht das eine und nicht das andere ist im Interesse der Habenichtse gemacht, sondern als Vorbeugungsmaßnahme gegen sie; aber sie profitieren doch höchst angenehm davon.

Als Lott zum ersten Mal bei drohendem Abendhimmel vorschlug: "Wir melden uns obdachlos!", hat Redy sich erst mächtig gesträubt. Ganz leise ziepte sie der Gedanke: Lieber, hättest du dich doch gegen anderes so energisch gewehrt. Ach ja, und jedesmal wenn sie sich so einer plötzlichen Energieaufwallung unterordnete, haben sie schön was auf den Deckel gekriegt. Armer, es ist ja nicht seine Schuld, daß er nicht wie sie seine Pelle hart machen kann. Aber wie schwer macht es das Leben!

Nun, ihre "romantische Schnapsidee", wie Redy es nannte, hat sich als äußerst vernünftig erwiesen, und es hat sich gelohnt, daß er ihr gefolgt ist.

Es war eine mittelgroße Stadt; sie gingen aufs Rathaus. Wie gewöhnlich war es Lott, die ihren Fall auseinandersetzte. Der Wachhabende sah sie ratlos an: "Aber ich kann Sie doch nicht in die Herberge schicken, zu all den Landstreichern in den großen Schlafsälen!" Lott hatte schon ein beruhigend-nonchalantes "Gott, warum nicht?" auf den Lippen, da

machte er ihnen mit unsicherer Stimme den Vorschlag, sie in einer Arrestzelle unterzubringen. Herrlich war die Nacht in der geräumigen Zelle, luftig und sauber, und die breite Pritsche, die dicken frischen Strohsäcke, der Stapel Decken. Unter vielen Entschuldigungen wurden sie eingeschlossen: "Die Vorschriften, Sie verstehen!" Und morgens brachte man ihnen nicht nur den obligaten Graus von Gefängniscaffee, sondern auch ein paar derbe Stullen mit Apfelmus und – ein Milchbrötchen fürs Kind. Wahrhaftig, manchmal findet man Menschlichkeit da, wo man es am wenigsten erwartet. Sie haben der Korporation der Polizisten manche Verallgemeinerung abbitten müssen im stillen.

Einmal gab der Vorsteher eines Dorfes ihnen gar einen Zettel für das Wirtshaus, wo sie in einem richtigen Zimmer mit richtigen Betten schliefen! Schliefen bei dem sonntäglichen Gegröle, aus dem immer besoffeneren Gastzimmer, von Stahlhelmliedern.

Dies war allerdings der einsame Strahlengipfel der Beherbergungen.

Immerhin, meistens haben die Ortsvorsteher, wenn Lott zu ihnen kam, für sie eine individuelle Lösung für nötig gehalten, um sie nicht dem Kontakt mit dem "Lumpenzeug" auszusetzen. Wenn Lott auch von wegen "Lumpenzeug" nicht derselben Meinung ist, so fand sie doch eine persönliche Schlafstelle sehr sympathisch. In Dörfern besteht das Obdach zumeist aus einem wackligen Schuppen mit einer ältlichen Strohlage. Lott und Redy waren schon zufrieden, wenn der Schulze sie in seine Scheune einlud.

Freilich, von der vorschriftsmäßigen Beköstigung haben sie nicht viel gesehen. Sie wäre auf Kosten des Gemeindegelds gegangen, aber sie anzubieten verbot dem Schulzen wohl seine Berufsehre; und von seinem eigenen Brot eine Scheibe abzuschneiden... Und sie haben es nie fertiggebracht, auf ihr verbrieftes Recht der Obdachlosen zu pochen.

Sowenig, wie sie je haben betteln können. Sie haben es gewollt, fast schon aus Jux; wenn schon, dann muß man auch das mal mitgemacht haben. Aber es ging einfach nicht. Wenn es dazu kam, fand Lott jedesmal, so großen Hunger hätten sie nun ja doch noch nicht. Redy hatte mehr Mut; aber er kam auch nur zögernd bis an die Türklinke, und dann kehrte er schleunigst wieder um. Dabei haben die Kunden ihnen alle Schliche und Finessen dieser Kunst gutwillig eröffnet.

Wenn so der eine oder der andere gelegentlich ein Stück Weges mit ihnen tippelte oder sich bei ihrer Raststelle zum Schnacken einfand, hörte Lott meistens schweigend zu. Und manchesmal fühlte sie ihr Herz verklemmt bis zum Schmerz von der unerbittlichen Hoffnungslosigkeit dieser Schicksale. Arme, unglückliche Menschen. Sie vergaß, daß es ihr selbst nicht besser ging und daß sie sogar schlechter als jene für dies Leben gerüstet war. Und selbst wenn sie sich vorstellte, es müßte immer so weitergehen – . Wie einen unzerstörbaren Kern fühlte sie in sich einen geheimnisvollen, schwer zu benennenden Reichtum, der für immer verhindern würde, daß sie je so wirklich arm und elend sein würde wie diese Menschen, über denen die Wolfsangel des Vagabundenlebens sich unentrinnbar geschlossen hatte.

Die braven Kerle, die mit Redy bald das kameradschaftliche Du fanden, begegneten ihr immer mit respektvoller Fremdheit; so ungefähr: was will die denn hier zwischen uns? Dabei war sie einfach und nett zu ihnen, so wie sie es zu allen Menschen ist; freilich ist es ihr nicht bewußt, wie distanzierend ihre einfache Nettigkeit wirkt. Einer hat mal vorwurfsvoll zu Redy gesagt, während sie an einem Seeufer ihre Wäsche spülte: "Du hättest deine Frau aber nicht mitnehmen dürfen, für die ist dies Leben nichts." – "Na, andere..." – "Andere! Kuck dir die Frau doch an, die paßt doch nicht zu sowas!" – Redy war sehr stolz.

Diese primitiven und meist recht rauhen und rohen Gesellen waren die einzige Kategorie von Menschen, die während dieser schweren Wochen ihnen Kameradschaft gezeigt haben, mit denen sie nicht kämpfen mußten. Die paar Male, wo sie von anderer Seite Menschlichkeit erfuhren, sind an den Fingern abzuzählen – und vielleicht gar nur *einer* Hand. Und dann waren es immer die Armen, die Verständnis zeigten und halfen; ach, es handelte sich ja meistens nur um den unglücklichen halben Liter Milch! Und manchmal war ein Wort warmer Anteilnahme die beste Stärkung, daß sie ihren Weg mit besserem Mut unter die Füße nahmen.

Auch Frau von Bentzow ist ja arm. – Da ist Lott an einem trüben Nachmittag zu einem kleinen Vorwerk hinübergegangen, das einige hundert Meter von der Straße entfernt lag. Auf dem Hof fand sie eine mittelgroße, grauhaarige Frau mit verwittertem Jägerhütchen, stämmig in einem derben Lodenmantel und plumpen Männerstiefeln, beim Holzaufstapeln, die Hände in großen faltigen Lederhandschuhen. Als sie sich ihr zuwandte – aber das ist ja das Gesicht eines gebildeten Menschen! Ja, und sogar genau das, was man distinguert nennt. Wie kommt das in diesen groben Anzug hinein, zu dieser Arbeit? Das war so unerwartet, daß Lott auf den gewohnten Worten stolperte, mit denen sie Bauersleute anzureden pflegt.

Zehn Minuten später stürmte sie armschwenkend, mit leuchtenden Backen den Weg hinunter zu Redy, der resigniert neben dem Kinderwagen saß. “Eine verwunschene alte Königin! Eine verwunschene alte Königin! Und sie hat uns zum Essen eingeladen und für die Nacht, und es ist eine Dame, und sie ist riesig interessant!”

Als sie hinaufkamen, fanden sie die alte Dame schon beim Kaffeemahlen neben dem singenden Kessel.

In den zwei weißgekalkten Zimmern mit winzigen Fenstern standen gedrängt kostbare Möbel der verschiedensten Stilarten, die in diesem armseligen Rahmen eine fantastisch unwirkliche und wunderbar harmonische Stimmung erzeugten. “Ja, als ich mich entschloß, vor meinem Schwiegersohn das Feld zu räumen, hab ich es mir nicht nehmen lassen, mir die Möbel auszusuchen, die mir am liebsten sind,” erklärte ihre Gastgeberin später. “Und wenn man vierzig Jahre lang in einem Haus gelebt hat, dann findet man in jedem Zimmer ein Stück, an dem eine besonders teure Erinnerung hängt . . . ”

Wie das tut, einmal wieder an einem schön gedeckten Tisch zu sitzen, mit dieser Frau, deren leichte, sichere Gesten unmerklich den harten Krampf der Landfahrenden in ihnen zu lösen scheinen. Ach, ihr lieben, guten, braven, klobigen Landstraßenkumpane!

Und wie es tut, einmal wieder ein “kultiviertes Gespräch” zu führen! Frau von Bentzow hat nicht nur die angemessene Bildung ihres sozialen Milieus; sie hat Lily Braun gut gekannt, die blaublütige Sozialistin, und Helmut von Gerlach, den Begründer und Leiter der pazifistischen Wochenschrift “Die Welt am Montag”. Und sie kennen gerade einen Mitarbeiter der Welt am Montag von Hamburg her, Dr. Fischer. Nun erzählen sie auch von ihrer Arbeit am Pranger ^[54], und diese vornehme alte Frau ist voll Anerkennung und Respekt.

Und das Schönste ist, daß ihre Gastgeberin nicht weniger froh ist als sie, endlich einmal sich mit gebildeten Menschen unterhalten zu können. Sie hat es schon viel länger entbehren müssen als sie beide. “Der alte Mann, den Sie da vorhin Holz hacken sahen, ist wochenlang mein einziger Umgang. Er ist Forstaufseher, ein prächtiger Kerl, er hat schon auf dem Gut gearbeitet, als ich als junge Frau herkam. Gelegentlich kommt auch

⁵⁴Auch im Original hier nur “Pranger”.

einer von den alten Tagelöhnern herüber, um bei der schweren Arbeit einen Handschlag zu geben. Bezahlen kann ich sie nicht, aber sie wollen mich nicht im Stich lassen.”

Ihr Schwiegersohn hat sie allmählich aus dem großen Herrenhaus hinausvergrault, an dem Lott und Redy heut mittag vorbeigekommen sind (dabei haben sie einige der bitteren Betrachtungen der Heimatlosen getauscht angesichts des riesigen, hochmütigen Gebäudes und der nicht endenwollenden Parkmauer). Rechtlich konnte ihr Schwiegersohn nichts machen, sie hat sich freiwillig auf dies einsame Vorwerk zurückgezogen, sie wollte ihren Frieden haben. Sie hätte natürlich Ansprüche auf eine standesgemäßere Lebenshaltung stellen können, aber sie wird sich doch das Leben nicht mit Prozessen vergiften. “Und meine Tochter ist eine oberflächliche dumme Gans,” konstatiert sie ruhig, ohne Bitterkeit. Sie ist auch nicht verbittert, daß sie ihre letzten Jahre unter diesen primitiven Umständen verbringen und ihre eigene Magd sein muß. Vom Schloß schickt man ihr genau das Lebensnotwendige herüber; aber was braucht sie denn mehr. “Verbittert war ich, solange ich mir die Anmaßung meines Schwiegersohns gefallen lassen mußte. Jetzt habe ich Ruhe und Frieden, meine tägliche Beschäftigung und meine paar Bücher.” Als wirkliche Entbehrung empfindet sie nur, daß ihr der Gedankenaustausch mangelt, und als großen Kummer, daß ihr Flügel hier keinen Platz hat. Lott hat schon vorhin ihre feinen, gepflegten Hände bewundert, die sie vor jeder Arbeit in Mannshandschuhe steckt. Bei alledem ist nichts von duldender Resignation an ihr – sie hat ein resolut zugreifendes Wesen und einen munteren Humor.

Zum erstenmal im Leben sagt Lott “gnädige Frau”. Und es ist ganz natürlich und von selbst gekommen. Hätte es diesen Ausdruck des Respekts nicht gegeben, so hätte sie einen erfinden müssen.

Lott hat ihr beim Anrichten des Abendessens behilflich sein wollen, aber mit einem schönen Lächeln sah die alte Frau der jungen in das schmale Gesicht: “Ich denke, Ihnen wird wohl ein bißchen so zumute sein, wie Rilke es im Kornett sagt: Rast. Gast sein einmal . . .”

Und da spürt Lott, wie alle Bitternis aus ihrer Müdigkeit wegschmilzt. Das hat das Verständnis dieses Menschen ihr alles abgenommen.

Es war spät in der Nacht, als die alte Dame sie, mit schaumleichten Decken, plusterigen Kissen und blütenweißen Leintüchern beladen, in den unbenutzten Schafstall begleitete und ihnen half, auf dem dicken, duftenden Heu ein Lager zu bereiten. Sie hat ja nur ein Bett.

Erst bei der Rast am nächsten Mittag entdecken sie, daß die mütterliche Frau ihnen einige gute, nahrhafte Sachen in den Kinderwagen gesteckt hatte. Warum hat sie das getan – sie hat sich sicherlich beraubt!

Durch Frau von Bentzow haben sie überhaupt erst das Gesetz vom Mundraub erfahren. “Ich habe lang genug meine Güter selbst verwaltet, um darüber Bescheid zu wissen!” lachte sie.

Und noch ein anderes schönes Erlebnis, ganz am andern Ende der sozialen Stufenleiter: die zwei kleinen Mädchen, Landarbeiterkinder. Während Lott im Ort herumlief nach Milch und Redy auf dem leeren Marktplatz neben dem Wagen saß, hatten sie angefangen, aus einiger Entfernung mit dem Kind zu schäkern. Und als Lott enttäuscht und verzweifelt zurückkam, liefen die Kleinen nach Haus: “Warten Sie mal!” Und kamen bald wieder mit Milch; nein, die Mutter wolle sie nicht bezahlt haben. Standhaft schlugen sie sogar den angebotenen Groschen aus: “Das werden Sie schon noch selbst gebrauchen können.” Krümelchen von acht und zehn Jahren, und wissen und verstehen schon so viel.

Während die Wirtin einer ziemlich als Kretscham aufgemachten Herberge zur Heimat ihnen für ein Glas Milch zwanzig Pfennige abnahm, mit der Miene der großmütigen Spenderin, und zwei Mark für zwei Strohsäcke für eine Nacht. Und sie waren noch froh, sie zu bekommen, nicht auf dem vollgespuckten Boden liegen zu müssen; und hatten wahrscheinlich noch Glück, daß sich keine "Bienchen" drin befanden, denn in dieser kommerziell betriebenen Herberge wurde auf hygienische Vorschriften keinen Wert gelegt.

Das wurde in einer anderen umso gründlicher nachgeholt; da hat der gestrenge Herbergsvater, dem der Feldweibel aus allen Knochen knarrte, sämtliche Nähte sämtlicher Kleidungsstücke, die sie auf dem Leibe gehabt hatten, vor einer starken Birne sorgfältig inspiziert. Es war für den Braven sicher ein unerhörter Aufschwung über sein gewohntes Ich, daß er ihnen des Kindes wegen gestattete, ihr Gepäck bei sich zu behalten; der Vorschrift nach dürfen die Kunden nur behemdet ins Stroh kriechen und müssen alle Habseligkeiten zur Aufbewahrung abliefern. Ach, es gehört schon recht viel Humor dazu, bei solchen Dingen wie dieser Bienchen-Inspektion nicht aus der Haut zu fahren!

Es gab auch Momente, wo der gesündeste Humor versagt hätte. Die Jugendherberge in N. : der Gemeindevorsteher hatte sie dahin gewiesen aus dem üblichen Grund. Sie waren die einzigen Gäste, und als sie am Morgen Sturm und Regen draußen toben sahen, freuten sie sich : jetzt haben sie doch ein Dach über dem Kopf, solange das Wetter anhält. Dann kam der Gemeindediener, ein vierschrötiger, vollgefressener Kerl, zwei Köpfe größer als Redy. "Na, noch nicht raus ? Sie wollen sich hier wohl einnisten ?" bölt er los. Und hört auf nichts, packt den Wagen, schubst und drängt Redy zur Tür. Nicht mal Zeit hat er ihnen gelassen, ihre Sachen einzupacken, das mußten sie draußen im strömenden Regen machen.

Bebend vor Wut rannte Lott zum Ortsvorsteher, und der, verkniffen : "Ja, da kann ich nichts bei machen, die Jugendherberge, da hat bloß der Gemeindediener drüber zu sagen. Aber wenn Sie zu ihm gehen und ihn bitten, läßt er Sie wohl noch."

Bitten – den Hund – !

Aber als sie zurückkam, stand das Wägelchen da so unglücklich unter den klatschenden, windgetriebenen Regengüssen, und Redy war noch mit dem Einpacken nicht fertig geworden.

Und dann ist Lott doch zu ihm gegangen, zu dem Hund, und hat ihn gebeten. Und er hat sich bitten lassen.

Jetzt werden sie also mal sehen, wie die Stadt Berlin mit ihren Obdachlosen verfährt.

Natürlich müssen sie sich gleich trennen; Männerabteilung, Frauenabteilung. Nun, das war nicht anders zu erwarten.

Bis Lott von der gewaltigen Büromaschinerie durch die weitläufigen Gebäude bis in den trüben Schlafsaal voll Armeleutegeruch gemahlen wird, fühlt sie sich ganz klein und zerquetscht und aller Persönlichkeit beraubt. Eine eilige, uninteressierte Beamtin hat ihr ein Bett angewiesen, und da sitzt sie nun.

Was ist denn los ? fragt sie sich. Wo ist deine Selbstsicherheit, deine Überlegenheit ? Du hast doch schon ganz andere Winde dir um die Ohren pfeifen hören. Wie kann der Fröbel dich so reduzieren, als seist du ein kleines Pensionatsmädel, das plötzlich hier hereingestoßen wird ? Es ist wohl die unheimliche Unpersönlichkeit und Entpersönlichung dieses großen Apparats. Zum ersten Mal in ihrem Leben ist Lott eine Nummer. In ihrem schrecklichsten Elend hat sie immer Menschen gegenübergestanden – und wenn es war, um mit ihnen zu kämpfen, wenn sie auch unterlag. Und immer stand sie ihnen gegenüber

als Lott Babendeerde. Jetzt hat sie schon mehrmals immer dieselben Fragebogenfragen beantwortet und noch niemand hat ihr ins Gesicht gesehen, in dieser Riesenanlage zur Konservierung des Elends in einer der Gesellschaft zuträglichen Temperatur.

Sie ist wohl auch ein bißchen müde und abgespannt. Man muß sich aufraffen. Sie hat sich doch gefreut, hier wieder Neues kennenzulernen. Sie gibt sich einen Schubs, schluckt den ängstlichen Kloß "Pensionatsmädchen" hinunter und beginnt eine nach der andern ihre etwa zwanzig Gefährtinnen zu betrachten, die sich hier alle sehr gemütlich und zu Hause fühlen. Viel geschwätzt wird nicht, gottseidank. Die meisten hocken stumpfsinnig auf ihrem Bettrand, einige haben einen geöffneten Sack auf dem Schoß und kauen mit animalischer Genüßlichkeit.

Die Resignation in den zusammengesunkenen Gestalten, in den Gesichtern, die wie mit einem stumpfen Messer zerkerbt sind. Ein Erbarmen preßt ihr das Herz zusammen. Auf der Landstraße sind Frauen selten. Aber hier – . Sie sieht das riesige Gebäude, Saal an Saal, und in jedem, Bett neben Bett, gestrandete Schicksale, Frauen mit dem Bettelsack. Und eine Zeile aus einem Gedicht, das sie einmal las, weht in ihrem Gedächtnis auf: "Und war doch einmal eines Mannes Rausch und Heimat . . . "

Die vergiftende Stickluft hier! Und so schöne große Fenster, an der ganzen Längswand. Sie erhebt sich und öffnet das Fenster neben ihrem Bett. Aber da geht es los! Erst versucht sie zu widerstehen, aber das Geschrei von allen Betten ist so ohrenzerreißend, daß sie resigniert den Kampf aufgibt. Gott ja, die haben frische Luft mehr als ihnen lieb ist. Dieser gemütliche Mief gibt ihnen wahrscheinlich die Illusion eines Zuhause.

Und sie sitzt und fragt sich, ob sie nicht aus Schwäche und Feigheit nachgegeben hat. Da kommt eine frische junge Frau in sportlichem Kostüm – eine Beamtin sicher – mit raschen, weiten Schritten herein. Sie geht gerade auf Lott zu, wirft eine volle Mappe auf das Bett nebenan und läßt sich auf den Bettrand fallen. Mit freundlichem Lächeln wendet sie Lott ihr volles Gesicht zu: "Na, da hab ich ja mal angenehme Nachbarschaft! Sie sind zum erstenmal hier, sicher?"

Sie ist Stenotypistin, seit langer Zeit arbeitslos; und seit sie ihr Zimmer nicht mehr zahlen konnte, haust sie hier. Den Männern gegenüber ist die Verwaltung sehr streng: drei Tage, nicht länger. Aber in der Frauenabteilung lassen die Vorschriften alle Möglichkeiten zur Verlängerung des Aufenthalts. "Die hier sind fast alle Dauermieterinnen. Die da drüben," sie weist mit dem Kopf in die Richtung, "die die ganze Zeit so energisch redet, die ist hier als Stubenälteste eingesetzt."

Warum gerade die? Eine gehässige, dürre alte Hexe, einäugig. Die hat am meisten gefuchelt vorhin bei Lotts Lüftungsversuch. Freilich, energisch ist sie wohl.

Das junge Mädchen zuckt die Achseln. "Gott, warum – vielleicht, weil sie schon am längsten hier ist; vielleicht, weil sie den Beamtinnen am besten um den Bart zu gehen weiß. Jedenfalls hat sie ein fast unumschränktes Bestimmungsrecht hier im Saal."

"Du mein lieber Schreck!"

"Tja, das ist nicht immer angenehm. Aber wenn wir dauernd die Beamtinnen hier drinnen hätten, das wäre noch ungemütlicher. Und ich sag Ihnen: sie versteht den Respekt aufrechtzuerhalten. Wenn zwei sich das Hauen kriegen, und das ist nicht selten, dann bringt sie sie besser auseinander als ein halb Dutzend Beamtinnen."

"Ja, reden wir mal von den Beamtinnen! Hier müßten doch Frauen sein, die sich um jeden Fall persönlich kümmern, denen es wirklich am Herzen liegt, in diesem Elend zu helfen und die nicht bloß daran denken, ihre acht Stunden rumzukriegen, und möglichst ungeschoren. Es gibt doch jetzt – "

Fast zärtlich mitleidig sieht die andere sie an: "Ach, Sie ahnungsloser Engel! Ja, man sagt, es gebe solche Frauen. Aber sicher nicht so viele, wie nötig wären, überall, wo Not ist. Und möglich ist es auch, daß man abstumpft. Das Elend ist eben zu riesengroß."

Sie fühlt sich hier ganz wohl. Natürlich, man kann sich was Besseres vorstellen, ohne seine Fantasie zu überanstrengen. Aber es ist doch ein Glück, daß es sowas gibt. "Ein bißchen wie bedingtes Kittchen kommt es mir vor," lacht sie. "Ich glaube, die Atmosphäre im Gefängnis muß ähnlich sein. Alle sind gehässig zueinander, weil sie zwangsweise hier zusammengesteckt sind, und alle haben die Sehnsucht nach einem Zuhause. Aber ich laß mich nicht unterkriegen. Für mich ist es ja auch nur ein Übergang."

Spontan gibt sie Lott allerhand Tips. In jedem großen Warenhaus ist ein "Treffpunkt"-Raum, herrlich geheizt, mit Schreibgelegenheit, ausgelegten Zeitschriften, die meisten sogar mit bequemen Sesseln; da kann man stundenlang sehr gemütlich sitzen, kein Mensch kümmert sich um einen. Dasselbe in den Zeitungsverlagshäusern, da kann man sich sogar von den Angestellten sämtliche Jahrgänge sämtlicher in diesem Verlag erscheinenden Zeitungen geben lassen und sie ganz gründlich durchstudieren, wenn man Lust hat. Und am Pariser Platz, da wohnt eine Familie Friedländer, ein wahrer Palast, aber das soll ihnen gegönnt sein: jedem, der hinkommt um Hilfe zu bitten, sind zehn Mark gewiß, und ohne Fisematenten, riesig taktvoll. Und es kommen einige hin jeden Tag, sowas spricht sich rum. Jawohl, sie ist auch schon mal dagewesen, schon lange; und sie hat nicht die Gewohnheit zu betteln. Sie kann es Lott bloß wärmstens empfehlen.

Lott war so bis an die letzte Grenze müde, und doch dauert es eine lange Zeit, bis sie einschläft. Sie bewundert die frische, robuste Spannkraft ihrer Zufallsbekannten. Nein wahrhaftig, die läßt sich nicht unterkriegen. Umso mehr schämt sie sich ihrer eigenen Schwäche.

Sie fühlt eine beklemmende Öde um sich. Der stille Atem ihrer kleinen Frigga^[55] fehlt ihr. Ihre Hände sind so gewöhnt, immer mal hinzutasten, nachts, zwischen die Decken, an das mollige Körperchen, ob sie es auch schön warm hat. Meistens haben sie es zu warm eingepackt unterwegs, das ist auch nicht gut; aber besser zuviel als zuwenig. Ob ihr bang ist unter den fremden Menschen? Sie kennt ja nur ihre beiden Gesichter. Aber es war nötig, mein Kind, es war nötig. Und es wird nicht für lange sein.

Ach ja, es war wohl auch dies plötzliche, unvorbereitete Entrissensein, das sie so weinerlich gemacht hat heute abend.

Und ihre Verwaistheit und ihre schlaflose Erschöpfung läßt allerhand trübe Gedanken auftauchen, peinigende Erinnerungen. Sie sieht sich wieder mit Redy auf dem Bett sitzen in dem freundlichen Mansardenzimmer, hört... Wie unbedacht man manchmal schwafelt und vor sich selbst mit einer Abgebrühtheit protzt, die man gar nicht empfindet.

Eigentlich hat die Geschichte aufs erfreulichste angefangen.

Die hübsche junge Lehrersfrau in dem sauberen Häuschen. Nein, sie hätten keine Kühe, sie bekämen selbst nur täglich einen Liter. Aber während sie Lott ansah, kam schwesterliche Sympathie in ihren Blick. Und ehe Lott viel gesagt hatte, gab sie ihr ihren eigenen Liter und packte ihr den Arm voll mit Brot und Butter und Eiern und wollte von keiner Bezahlung hören. "Ich schäme mich ja, daß es so wenig ist, womit ich Ihnen helfen kann..."

Das war morgens gewesen. Und am späten Nachmittag, als sie nach einem tüchtigen Marsch auf einer stillen Waldlichtung rasteten und überlegten, ob sie es riskieren könnten,

⁵⁵Im Original hier "Frigga" durchgestrichen und durch "Ilka" ersetzt.

hier ihr nächtliches Zelt aufzuschlagen, kam die junge Frau mit ihrem Mann angeradelt. Jeden, dem sie begegnet waren, hatten sie gefragt, ob er ihrer kleinen Karawane begegnet sei, und so hatten sie sie ja finden müssen, obwohl sie sich wieder einmal von der Großen Straße entfernt hatten.

Ja, dem jungen Lehrer war eingefallen, daß noch vor einigen Tagen ein Fabrikant in L., nicht weit von hier, einen Chauffeur suchte; und da Lott seiner Frau gesagt hatte... Und wenn das nichts würde, dann habe er in B. einen Freund, auch Lehrer, ein feiner Kerl. Bis morgen abend würden sie hinkommen, er würde sie sicher für die Nacht aufnehmen, das Lehrerhaus sei groß und geräumig. Und der würde sie dann weiterempfehlen, so daß sie doch immer hier und da einen Anhalt hätten. In diesen schlimmen Zeiten der Arbeitslosigkeit, wo die Begabtesten unverdient in Not kommen können, müssen wir zusammenhalten. Und er gab ihnen ein Buch, das seinem Freund gehörte; daran würde er schon erkennen, daß er Freunde vor sich habe.

Die Chauffeurstellung war schon besetzt. Nun, das war nicht das erstemal, daß sie auf eine vage Angabe hin einen Versuch machten, und ihre Hoffnung war nicht groß gewesen.

In B. fanden sie das Lehrerhaus voll fröhlichen Trubels. Kinder rannten geschäftig hin und her, überall wurden Girlanden gemacht, Kostüme anprobiert – . Morgen, Sonntag, sollte das Erntefest sein. Ein junger Kollege war auch da, der emsig bei der Arbeit war.

Sie wurden freundlich, wenn auch eilig aufgenommen; fast als habe man sie schon erwartet. Sie mußten entschuldigen, es sei noch soviel zu tun, aber vielleicht sei es ihnen selbst lieb, wenn sie nach ihrem langen Weg erstmal ein wenig zu sich kämen. Wenn sie es nicht eilig hätten, könnten sie ja bis Montagmorgen bleiben, morgen abend habe man dann alle Muße, um Bekanntschaft zu machen.

Nach dem Abendessen wurden sie in ein freundliches Mansardenzimmer geführt, durch das offene Fenster schien breit und rot die Abendsonne herein.

Mein Gott, welch ein Glück es bedeuten kann, sich für vierundzwanzig Stunden geborgen zu wissen!

Da saßen sie auf dem Rand des frischbezogenen Bettes, und die Dankbarkeit gegen die gastfreundlichen Menschen pulste in ihnen wie ein warmes Nest voll neugeborener Küken.

“Was für anständige Menschen,” sagte Lott halblaut.

“Wahrhaftig – . Und so taktvoll,” setzte Redy hinzu.

“Bis Montagmorgen!”

Und sie sahen sich glücklich an, und jedes zählte in Gedanken die Mahlzeiten, die das darstellte.

Und Redy mit seinem unverbesserlich schnodderigen Mundwerk krächte: “Na, die werden wir ja mal schwer schädigen!”

Da hören sie plötzlich hinter der Wand jemanden sich laut und vernehmlich räuspern. Es war schrecklich.

Als hätte man ein Korrosiv in das flaumige weiche Nest ihrer Freude geschüttet, und all die zarten warmen Tierchen wären stachlige, kratzige kleine Unwesen geworden.

Vielleicht wäre es besser gewesen, jener wäre nicht so taktvoll gewesen, ihnen zu verstehen zu geben, daß er ihr Gespräch hörte. Die unbefangene Fortsetzung hätte ihm vielleicht gezeigt, daß sie nicht so schlimm waren, wie es sich anhörte.

Es lag wohl ganz einfach an der Geschäftigkeit der letzten Festvorbereitungen, daß man sich am nächsten Tag nicht viel um sie kümmerte; so war es ja abgemacht worden. Aber jetzt schien es plötzlich die Bedeutung zu haben, daß man sich von ihnen zurückzog. Wie zwei arme Seelen im Fegefeuer irrten sie morgens im Garten umher, während

die Kinder ab und zu liefen und die letzten Girlanden fortschleppten. Sie konnten ihre Gedanken nicht von dem fatalen Zwischenfall befreien. In welchem Licht standen sie jetzt vor diesen Menschen da, die sie aufgenommen hatten wie Freunde! Sie konnten ja nicht wissen, wie harmlos Redys Ausruf gemeint war und daß die ganze Schnoddrigkeit eigentlich eine Mimikry der Rührung und der Scham war.

Nein, man konnte das peinliche Mißverständnis nicht so andauern lassen. Zehnmal war Lott auf dem Sprung, zu dem Mann zu gehen, ihm zu erklären... Er würde sicherlich verstehen, und dann würden die Beziehungen noch besser sein als zu Anfang. Aber es wird ihr ja wohl ewig unmöglich sein, etwas zu tun, was einer Rechtfertigung ähnlich sieht.

Und endlich haben sie es nicht mehr aushalten können, und als sie den Lehrer eilig ins Haus kommen sahen, ging Lott ihm nach und sagte steif, es sei doch wohl besser, sie gingen jetzt weiter, sie verlören sonst zuviel Zeit.

“Nun, wenn Sie meinen...” – höflich, reserviert. Er war ein so gerader Mensch, daß er nicht einmal versuchte, Bedauern auszudrücken.

Und sie sind weggegangen wie ertappte Sünder.

Immer wieder wird diese Geschichte Lott nachgehen. Sie war so dumm, unnötig und peinigend. Daß sie damit die Weiterempfehlung verloren haben, die der erste Lehrer ihnen in Aussicht stellte – das bedauern sie nur flüchtig. Das Schlimmste daran ist ja nicht einmal, daß sie wie gewerbsmäßige Nepper dastanden, sondern daß diese guten Menschen das häßliche Gefühl haben mußten, ihr einfaches Vertrauen sei so übel aufgenommen worden. Und vielleicht, ein nächstes Mal, wenn wieder ein Mensch ihre Hilfe braucht, werden sie sich mißtrauisch zurückhalten.

Und wie schon manchesmal, klingt in Lott Ketty Guttmanns leidenschaftlich verhaltene Stimme auf: “Armut *ist* eine Schande.”

Die lange, verschlafene, stumpfsinnig-geduldige Schlange der Frauen, am frühen Morgen. Scheußlich, warum drängen sie sich so eng aneinander? Ist doch Platz genug.

Lott, noch halb benommen von dem kärglichen Schlaf, stellt sich an und macht es den andern nach: von einem langen Brett eine umgestülpte Blechtasse nehmen; sie der robusten Angestellten mit fleckiger Schürze und aufgekrepelten Ärmeln, rechts neben der Schlange, hinhalten für einen Schlag “Kaffee” aus dem Riesenbottich, der auf dem Boden steht. Na, wenn das ihre Hygiene ist! Jede Frau streift ihren Rock dran, und manche darüber. Mit dem Brotkorb links ist es noch schlimmer, weil er niedriger ist. Lott hat schon manches gesehen, seit gestern abend, was ihr absolut unzulänglich scheint.

Das gefüllte Blechgefäß verbrennt einem die Finger. “Na, wolln Se oder wolln Se nich? Denkt wohl, se kriegt et noch extra uff ’n Tablett serviert!” Die derbe Brotverteilerin links schubst ihr einen Brotkanten in den Kaffee, daß das heiße Getränk ihr über die Finger rinnt.

“Schreien Sie mich nicht so an! Was fällt Ihnen ein! Sie sehen doch –”

“Ick seh doch, seh doch! Noch frech werden! Na sowat!”

Die Schlange hat sie schon weitergeschoben.

Endlich heraus aus diesen schmutziggrauen Gängen, die aus allen Poren Elend und Gemeinheit filtern, aus diesen lastenden dunkelroten Rauten (dasselbe schwere Rot wie geronnenes Blut, wie sie es in ihrer Hungerhöhle hatten).

Der Ausgang für die Frauen ist zu einer andern Straße hin als der Männerausgang. Schnell rennt Lott zur Fröbelstraße herum: bloß Redy nicht verpassen.

Von der Straßenecke aus sieht man den Ausgang kaum als einen Schlitz im roten Mauerwerk. In unruhiger Reihe drängen eine nach der andern die grauen Elendsgestalten heraus, holperig – plumps, die Stufe hinab, mechanisch, widerstandslos. Wie harte Stücke grauen Kotes quillt es heraus, von innen gedrängt, plumpst die Stufe hinunter und kollert hierhin und dahin.

Nein, diese Vision ist zu scheußlich. Mit raschen Schritten geht Lott auf die Mitte des Fahrdamms, bis sie den roten Schlitz verbreitert vor sich hat. Jetzt sind es Menschen, die aus einer Tür kommen; arme, geschlagene, verstümmelte Menschen.

Ein breitschultriger Grüner, auf den wagenleeren Fahrdamm gepflanzt, regelt den Verkehr der Besiegten, die in gelichteten Reihen nach verschiedenen Seiten davonschlurfen, ohne einmal den Schritt anzuhalten. Lott stellt sich nicht weit vom Grünen auf, etwas zurück, um ihn nicht zu stören. So kann Redy sie nicht verfehlen.

“Weitergehn!” schnauzt der Grüne, ohne den Kopf zu wenden.

War etwa sie gemeint? Was die Leute hier für Manieren haben!

“Könn’ Se nicht hören? Weitergehn, hab ich gesagt! Woll’n wohl was aufgebrummt kriegen?” bellt er und schwenkt zu ihr herum.

“Wie können Sie – . Reden Sie doch anständig zu einem Menschen!” schreit Lott – und merkt zornig, daß ihre Stimme leicht zittert, als wären die Tränen nicht weit.

“Ach so – ” Der scheint etwas verlegen. “Aber was woll’n Sie denn hier? *Die* Straße ist doch um diese Zeit bloß für die Penner!”

“Ich warte hier auf meinen Mann,” sagt sie mit der Energie der Hilflosigkeit. “Wir haben heut nacht da drin geschlafen.”

Erst kuckt er ein bißchen verdutzt. “Na, denn bleiben Se man ruhig da stehn und warten Se man,” meint er dann begütigend. “Wissen Se, sowas ist man hier nicht gewöhnt. Wollt Ihnen ja nischt Böses tun.”

“Sie müssen sich die Leute eben vorher ansehen,” sagt sie belehrend und erschrickt: da hat sie ganz verkehrt geantwortet; zu keinem Menschen darf er so ruppig sein. Das ist ja direkt Verrat.

Gottseidank, da grüßt Redys aufgeräumtes Lächeln. Sie hätte auch neben dem Kerl nicht stehen bleiben mögen, der sie ihre Schwäche erkennen ließ.

Es ist noch zu früh, um zu Dr. Fischer zu gehen, der an der Welt am Montag arbeitet; ihm wollen sie den Aufsatz anbieten, den Lott die Nacht zuvor schrieb. Sie kennen ihn von Hamburg her; einen Monat lang war er Conferencier der “Jungfrau”. Da hat Lott zu ihrem Erstaunen gesehen, daß ein Mann, der geistreiche Bücher zu schreiben weiß und ein angenehmer Plauderer, ein interessanter Vortragsredner und ernsthafter Diskussionspartner ist, deswegen noch lange nicht geeignet ist, seinen Witz in der richtigen, spritzigen Form von der Rampe aus dem Publikum mitzuteilen: die nettesten Witze blieben fast wirkungslos, weil er sie zu dozieren schien, statt sie elegant zu verpulvern. Es hat ihr manchenmal ins Herz gekniffen um den Mann, den sie schätzte wegen seiner Bücher und wegen seiner Persönlichkeit. Sie hatten weiter keinen Kontakt mit ihm. Hans W. Fischer, der reife Mann, war in Hamburg ein wenig das Orakel und der Ratgeber einer breiten Schicht der Jugend; und Lott liebt es nicht, mit jemandem zu tun zu haben, der sich zu ihr stellen konnte wie zu einer eventuell zu beratenden Jugend.

Ein bißchen fröstelnd sitzen sie jetzt in der wässerigen Herbstmorgensonne auf der Bank eines dürrtigen Grünplatzes.

“Was, Matratzen habt Ihr? Ich sage ja, die Frauen werden doch immer bevorzugt! Wir haben auf dem nackten Drahtgeflecht gepennt, mein Kind; wenn du dirs ansehen willst

– ich hab immer noch die genaue Zeichnung auf dem Rücken. Und nicht etwa séparé – einer am andern. Fast hundert Mann in einem Saal. Mensch, hätte man die Luft in Stücke geschnitten, du hättest einem den Schädel damit einhauen können. Und die ganze Nacht waren welche am Kartenkloppen. Ich hab einen sehr sympathischen Kollegen gehabt auf meinen Drahtspiralen; irgend so 'n arbeitsloser Koofmich, so sachte am Versacken. Aber äußerst begabt: fast hätte ichs nicht gemerkt, als er mir das Mäppchen unterm Kopf wegziehen wollte. Wir haben es uns auch weiter gegenseitig nicht übelgenommen.”

Er öffnet die Mappe: “Na, wollen uns nochmal dein Meisterstück ansehen.” Da krabbelt etwas Flaches, Rundes, Braunes hurtig über das aufgefaltete Manuskript. Hastig schüttelt Redy es in weitem Bogen auf den Weg. “Mein liebes Kind, das nenn ich Glück! Wär relativ peinlich gewesen, Dr. Hans W. das zu präsentieren.” Und mit doktoraler Gravität: “Dieses war eine Wanze.”

Manchmal mangelt Lott entschieden der Sinn für Komik; sie springt auf, schüttelt sich in nervöser Abscheu und zieht Redy zu einer andern Bank hin. Sie hat noch nie eine Wanze gesehen, es soll ein besonders widerliches Ungeziefer sein. Und dieser hurtig krabbelnde Fleck ist ihr jetzt wie ein Stempel unter all ihren heimlichen Demütigungen.

“Nein, da geh ich nicht wieder hin heut nacht! Ausgeschlossen!” sagt sie energisch. “Jetzt haben wir eine Nacht einigermaßen normal geschlafen; wenn es nicht anders geht, gehen wir die nächste wieder auf irgendeinen Bahnhof.”

Sie spricht nicht ihren ganzen Gedanken aus: daß sie sich mehr noch als vor den Wanzen davor fürchtet, noch einmal die erschreckende, beschämende Verminderung ihrer selbst zu erleben.

Wenn Frauen es mit Gefühlen haben, ist ihnen mit Logik nicht beizukommen. Das muß Lott immer wieder bei sich feststellen, und kann doch nichts daran ändern.

Sie kamen durch das Städtchen, in dem der sentimentale Liebhaber wohnt, der komische, mit Klassikern überfütterte Kerl, der sie vor Jahren hat Paul Ackermann abspenstig machen wollen. Schon tagelang vorher haben sie abgemacht, daß Lott ihm einen Besuch machen wird.

Sie hat sich zu diesem Zweck stadtfrein gemacht. – Leicht ist ihr dieser Gang nicht geworden. Aber: ich kann alles, was ich will. Und er ist ein anständiger Mensch, er wird ihr sicher, ohne daß sie direkt darum bitten muß, mit ein paar Groschen unter die Arme greifen. Sie haben es verdammt nötig, sie packen ihren großen Kochtopf immer höher voll mit Kartoffeln und Pilzen, und wenn sie ihn leergegessen haben, fühlen sie sich doch nicht satt, nur schwer.

Er saß hinter dem Ladentisch, als sie hereinkam. Langsam erhob er sich: “Lotte – !”, mit ungläubigem Staunen; und langsam kam er um den Ladentisch herum auf sie zu durch den großen leeren Raum, wie gezogen. Den Kopf auf der hohen Gestalt ein wenig vorgestreckt, als habe der es eiliger als die zögernden Beine, und die Hände hielt er ihr offen entgegen, in einer rührend linksischen Gebärde. Er schien sich gar nicht bewußt zu sein, wie er sich bewegte.

“Daß Sie mich erkannt haben!” sagte sie mit etwas belegter Stimme, als er ihre beiden Hände hielt, und sah in sein Gesicht hinauf: voll Unruhe war es, als wehrte er sich noch gegen eine aufsteigende Freude. Mein Gott, sie hat nicht bedacht, daß sein Leben wahrscheinlich seither recht ereignislos verlaufen ist und daß das kleine Erlebnis, das für sie längst im Abgrund der Zeiten

versunken ist, für ihn von ernsterer Bedeutung war. Wenn sie gewußt hätte, wie es ihn mitnehmen würde, hätte sie doch wohl vorgezogen, weiterhin mit Kartoffeln und Pilzen die tägliche Anstrengung auszugleichen.

Und um die Sache gleich eindeutig zu machen, sagte sie als erstes: "Ja, ich bin jetzt verheiratet, und wir haben ein Kind, und – ja, ich bin – glücklich." Und blickte dabei hartnäckig auf ihre Hand, die die Zigarette hielt.

Als sie zu Redy zurückkam, der von der Stadt neben dem Kinderwagen wartete, sah sie an seinen scharfgespannten Zügen, daß ihm auch nicht sehr wohl war. Und der heimliche Groll, der sich in ihr angesammelt hatte, sank zurück.

Dann ging Redy einkaufen: Brot, Margarine, Wurst, Zigaretten und sogar Tee und Zucker, und sie haben eine herrliche Mahlzeit gehalten. Im Übermut des Gesättigtseins fühlten sie sich wie Spießgesellen, und Lott tat, als hätte dieser Gang ihr gar nichts ausgemacht.

Sie haben im Stadtgefängnis übernachtet; das schien in diesem Städtchen das gewohnte Obdach für die Landstreicher zu sein. Hier aber war es ein enges, muffiges, schmutziges Loch. Sie legten eine Zeltbahn über den stinkenden Strohsack und wagten kaum noch sich auszustrecken.

Morgens verlangte der Stadtdiener von Redy, er solle den Eimer leeren und säubern. Da ist Redy aber einmal energisch geworden! Sie hätten schon während der Nacht zu ihrem Unglück festgestellt, daß der Eimer anscheinend seit Wochen benutzt und nie ausgeleert worden ist. – Ob er denn wirklich so dämlich aussehe, sich mit einem von andern verpesteten Scheißer zu befassen? – Der hat nicht darauf bestanden.

Während Lott den Kinderwagen durch den schweren Kot des vernachlässigten Hofes steuerte, spürte sie auf ihrem Gesicht die scharfe Grimasse eines Lächelns bei der Vorstellung, wie ihrem Freund zumute sein wird, wenn er nachher durch den Stadtklatsch erfährt, welch interessante Belegschaft das Pennerloch diese Nacht gehabt hat. So genau hat sie ihm das alles gar nicht erzählt.

Nein, es ist einfach widersinnig, Redy ausgerechnet wegen dieses Besuches anzuklagen. Aber eine Bitterkeit gegen ihn ist in ihr steckengeblieben, sie kann nichts dagegen machen.

Kapitel 11

Endlich haben sie das Leben, diesen widerspenstigen, ewig stoßbereiten Riesenhammel, bei den gewundenen Hörnern gepackt. Und sie werden nicht wieder loslassen. (Das walte Gott. So es einen Gott gibt, was Gott geben möge, wie Redy sagt.)

Ein Schritt, zwei Schritte – und sie sind drin in der Berliner Zeitungswelt und haben sich schon ein hübsches Plätzchen erobert.

Hans W. Fischer war so reizend, wie sie es nicht anders erwartet hatten. Er hat sie mit einem Kollegen bekanntgemacht, sie haben das Manuskript gleich gelesen und angenommen und bezahlt, mit tausend Entschuldigungen, daß die Welt am Montag keine Bombenhonorare zahlen könne. Und haben ihnen geraten, sich wegen engerer und einträglicher Mitarbeit an den Mosse-Verlag zu wenden; bei dem Redakteur Bubeling von der Volkszeitung könnten sie sich auf sie beide berufen.

Nun, mit dem Honorar in der Tasche und soviel Aussichten vor sich haben sie sich erstmal ein richtiges Mittagessen geleistet. Gleich neben dem Haus der Welt am Montag fand sich der Speisezettel eines Mittagstisches angeschlagen, sehr vernünftige Preise. Gott, was es alles für gute Sachen zu essen gibt! Es ging viele steile Stufen in einen Keller hinunter, aber wie sauber und gemütlich war es da! Weil es nicht Tischzeit war, waren sie die einzigen Gäste. Die behäbige Wirtin hielt sie mit ihren leuchtenden, glücklichen Augen sicher für ein Liebespaar. Und so fühlten sie sich auch. Ach, die vergangenen Jahre haben sie und ihre Liebe auf eine reichlich harte Probe gestellt.

Nachher haben sie in ihrer Herzensfreude der guten Frau, die mit so freundlichem Lächeln und den Gesten einer Mutter ihnen all die nahrhaften Sachen auf den Tisch stellte, gesagt, daß sie jetzt gerade eben angefangen haben, aus dem Schlamassel heraus und wieder auf die Beine zu kommen. Und sie hat ihnen ganz gerührt die Hände geschüttelt und ihnen herzlich Glück gewünscht.

Sie haben sich aber doch entschlossen, den Tip von Lotts Bettnachbarin vom Fröbel auszunützen; sie wissen noch nicht, wann es wieder Geld geben wird, und sie müssen ein Zimmer haben.

Es war wirklich höchst einfach. Eine Halle aus weißem Marmor, ein nettes älthches Portiersehepaar. Lott, die wie gewöhnlich die Verhandlungen übernahm, hat kaum drei Worte gesagt, da geht der alte Mann hinaus, und die Frau winkt ab: "Schon gut, lassen Sie man." Und da standen sie und fühlten sich ein wenig merkwürdig in der hohen, schweigenden Halle, und Lott fühlte die Haut auf ihrem Gesicht ganz straff und starr werden. Dann surrte ein diskreter Aufzug, die Gittertür klappte im Dämmer des Hintergrunds, eine farblose ältere Frau mit strengen und etwas müden Zügen kam auf sie zu und reichte

ihnen einen Briefumschlag: "Bitte, wenn das Ihnen nützlich sein kann – es freut mich sehr. – Oh bitte!" wehrt sie ab und wendet sich schon wieder dem Aufzug zu.

"Das ist die Sekretärin!" murmelt die Alte.

Das ganze hat keine fünf Minuten gedauert.

Draußen fühlt Lott ihre Kleider ganz klebrig auf dem Körper.

Und dann haben sie ein Zimmer gemietet. In der Linienstraße, 1. Hof rechts, 2 Treppen.

Begeistert ist es nicht, sie haben erst gezögert. Aber es war billiger als die vorher angesehenen. Mit gutem Grund allerdings: es ist kein Korridor in der Wohnung, von der Treppe kommt man gleich in die Küche hinein, von da in das möblierte Zimmer, von da in das Schlafzimmer des Vermieters. "Ich geh aber bloß morgens raus und abends rein, den ganzen Tag bin ich in der Küche. Und ich bin ganz allein und 'n ruhiger Mensch."

Ja, das sieht man, daß er ein ruhiger Mensch ist. Wohl in den Fünfigern, lang und hager, stark vornübergebeugt, mit so einem resignierten und gedrückten Ausdruck in den tiefen, schlaffen Falten des langen Schafsgesichts. Die dunklen Augen wehmütig und ein bißchen trübe, über der glänzend blassen Stirn spärliches dunkles Haar, ein wenig unordentlich und schweißig.

Er schien rührend froh und sogar überrascht, daß sie sich stehenden Fußes für sein Zimmer entschlossen. Vielleicht hat er das Geld sehr nötig gehabt. Den werden sie aber nicht mit der Miete sitzenlassen.

Grauvoll geschmacklos ist das Zimmer, das muß man zugeben. Aber es ist ja nur für den Start.

Man könnte meinen, Lott und Redy sammeln absichtlich so drollige Vermietertypen. Herr Stulle ist auch so ein Kauz. Manchmal kommt seine Tochter zu ihm, ein blasses, weiches Geschöpf von vielleicht achtzehn Jahren, mit schaumig-lockigem Blondhaar. Dann hört man aus der Küche seine schmerzlich grollende Stimme und ihre spärlichen Einwürfe, meistens schüchtern piepsend, manchmal kläglich trotzend. Man hört ziemlich viel durch die dünne Wand, ob man will oder nicht. Sie treibt sich rum, dauernd hat sie einen andern Kerl – . Einmal hat es auch ein paar schallende Ohrfeigen gegeben. Nachher gehen sie dann ins Schlafzimmer hinüber: Herr Stulle gebeugter und resignierter als gewöhnlich, das hübsche junge Ding hinter ihm drein, ergeben.

"Na, das ist doch wohl nicht möglich!" sagt Redy eine Weile später, richtet sich auf und lauscht.

Doch, offenbar ist es möglich. Diese Töne in diesem Rhythmus gibt eine Matratze nur in einem ganz bestimmten Fall von sich.

Redy kratzt sich heftig in den Haaren hinterm Ohr: "Da könnte der Kerl einem ja direkt imponieren! Bloß, diese Leute behängen diese an sich schöne und lobenswerte Freiheit meistens mit betrüblichen Komplexen und Gewissensgemurkse, wenn sie es nicht einfach als stumpfsinnigen Reflex ausführen."

Eines Tages kommt die blonde Herumtreiberin an, als Lott allein zu Haus ist. Sie kommen ins Gespräch, die Kleine ist bedrückt, und schließlich kommt es heraus, daß sie Herrn Stulles Frau ist. "Ja, er sagt immer, ich wär seine Tochter, weil er sich schämt, weil ich so jung bin. Er ist auch extra hierher umgezogen, damit keiner wissen soll... Er ist ja auch gut, er ist ja herzensgut, immer nimmt er mich wieder auf, aber – ", und bricht in ein bitterliches Weinen aus.

Leid können sie einem alle beide tun.

Herzensgut ist er, wahrhaftig; und mit einem Mann ist überhaupt immer besser auszukommen als mit einem Frauenzimmer: schon am ersten Morgen hat er gar nichts dagegen gehabt, daß Lott in seiner Küche mit seinem Eisen ein Hemd für Redy bügelte und seiner Hose wieder die längst vergessenen vorschriftsmäßigen Kniffe verlieh. So sah er denn doch wieder ganz präsentabel aus für den schicksalsschweren Gang zu Mosse.

Aber beim Anblick der Marmortreppe im Mossehaus, mit ihrem breiten, hochmütigen Schwung, verläßt ihn plötzlich der Mut.

“Nee du, da geh ich nicht rauf. Ich trau mich nicht, wahrhaftig.”

Sie sieht sich das an: na, so überwältigend ist das wirklich nicht, wie die Treppe weiter oben um den Aufzug herumkriecht. Nicht mal ein doppelter Paradeaufgang.

“Da gehst du viel besser allein. Du wirst die Sache schon wunderbar schmeißen. Was brauchst du mich dazu!”

Sie zuckt kurz die Achseln, preßt die Lippen zusammen und wendet sich der Treppe zu.

Die Anmeldung ist ein bißchen anstrengend, weil Lott darauf besteht, Dr. Bubeling ihre Karte hineinzuschicken, auf die sie geschrieben hat: “Auf die Empfehlung von Dr. Fischer und Dr. Gerber von der Welt am Montag.” Sie gehört doch nicht zu denen, die sich auf vorgedruckten Formularen anmelden!

Mit einem resignierten Seufzer nimmt schließlich der Mann am Schalter ihre Karte und geht damit fort.

Äußerlich ganz gelassen sitzt Lott da in dem menschenleeren Warteraum, in ihrer gewohnten lässigen Haltung; ein Bein über das andere geschlagen, ein wenig vorgeneigt, die gekreuzten Hände über das Knie hinabhängend. Sie ist auch nicht aufgeregt, sie ist sogar ein wenig müde. Als hätte die eine Nacht in einem richtigen Bett, in dem für einen halben Monat vorausbezahlten Zimmer alle Müdigkeit der harten umgetriebenen Wochen erst in ihr an die Oberfläche geschwemmt. Aber unter diesem Schleier melancholischer Müdigkeit ist der feste Kern der Entschlossenheit: ihren Mann zu stehen und zu siegen.

Ein Gefühl, als fixiere man sie, macht sie aufblicken. Undeutlich sieht sie ein Gesicht hinter dem Schalter, das sofort verschwindet. Dann wird die Tür hastig geöffnet, und ein kleiner rundlicher Mann mit frischen Backen und beginnender Glatze eilt auf sie zu, mit einem strahlenden Lächeln, als habe sie ihm persönlich eine ganz große Freude gemacht: “Gnädige Frau – !”

Lott müßte wirklich ganz vernagelt sein, um nicht gleich zu merken, daß es sich hier um die beliebteste Abart des Kam-sah-siegte handelt. Auf *eine* Weise mußte sie ja siegen.

Als sie einfach, in beinah unbeholfenen Worten, sagt, daß sie so ziemlich gradewegs von der Landstraße kommt mit Mann und Kind, bekommen die lebhaften braunen Augen Dr. Bubelings einen tieferen Schimmer; ohne es zu wollen, hat sie neben dem Enthusiasmus für die anziehende Frau nun auch noch den Beschützerinstinkt des Mannes wachgerufen.

Erst nach einer längeren angeregten Unterhaltung entzieht sie sich der Huldigung seiner hübschen Augen. Er hat nur einen flüchtigen Blick auf die ersten Zeilen ihres Manuskripts geworfen: “Erziehung? Können wir immer brauchen.” Er will es gleich in Druck geben, dann kann sie morgen das Honorar hier an der Kasse abholen. (“Oder wenn Sie etwa gleich was brauchen?” – schüchtern.) Hat sie gebeten, ihm laufend “irgendwas” zu schreiben, “und dann schicken Sie mir Ihren Gatten, dem könnte ich Referate geben.

Arbeit werden Sie schon haben für uns!”

Ja, Arbeit haben sie wirklich genug, dank dem guten Dr. Bubeling. Auch Lott übernimmt gelegentlich ein Referat, wenn es eine Sache ist, die sie interessiert, oder wenn Redy keine Zeit hat. Sogar zu dem Debut eines jungen Komponisten hat er sie geschickt. Lott hat ganz erschrocken abgelehnt: “Nein, das können wir nicht machen. Wir haben wohl ein gewisses Musikverständnis, aber wir sind theoretisch absolut ungebildet. Man würde doch dem armen Jungen unrecht tun, mit vagem Gewäsch – ” “Ach,” meint er achselzuckend, “wenn Sie meinen, daß die andern, die zu sowas geschickt werden, mehr davon wissen! Das nehmen Sie nur ruhig mit, ich habe keinen Musikspezialisten.

Bitteren Schweiß hat es sie gekostet, zu versuchen, dem jungen Musiker gerecht zu werden, ohne zu offensichtlich zu faseln.

Aber Alexander Moissi haben sie brillant verhauen. Oh, Lott kann seine schmalzige, tremolierende, unwahre Art nicht ausstehen. Sie hat Dr. Bubeling gleich darauf vorbereitet, als er ihr die Karten für den einzigen Rezitationsabend des berühmten Tragöden gab. Er stockte ein wenig und meinte dann, schmunzelnd: “Na, wenn Sies nicht gar zu schlimm machen! Er kommt schon ein bißchen aus der Mode, das ist wahr; man fängt an, ihn zu kritisieren, also können wir auch ruhig . . . ” Wieviel Politik und Diplomatie die Journalistik erfordert!

Wie Redy auch bald festgestellt hat: “Die Reichhaltigkeit des Frühstücks, das man den Journalisten kredenzt, ist immer im genauen Verhältnis zur Fragwürdigkeit der Sache, zu deren Kenntnisnahme man sie eingeladen hat. Und natürlich, die Kaviarbrötchen, die Liköre und Klassezigaretten sind nur die Krümel der Krümel für uns obskure Pinscher, so ’n Auf-den-Kopf-tatschen für den Hund des Herrn, mit dem man seine Geschäfte macht.”

Und der gute Dr. Bubeling hat schon einigemale Maleschen gehabt mit allen möglichen Abteilungen und Instanzen seines Blattes wegen irgendwelcher Stellungnahmen – ach, nicht einmal das! – harmloser Äußerungen Lotts in ihren Referaten und Aufsätzen. Zum Beispiel so etwas: er hatte sie beauftragt, über den Weihnachtsmarkt auf den Straßen zu schreiben. Der Artikel war sehr gut geworden, einmal erkannte sie wieder ganz sich selbst in diesen Blättern. Da macht die Annoncenabteilung Krach, weil Lott zum Schluß den Lesern nahelegt, bei diesen armen Leuten zu kaufen, die den ganzen Tag im Schlackschnee klappern: die blaugefrorenen Gören mit ihren Hampelmännern, die knorrigen, knubbelnasigen Alten mit selbstgefertigten Ruten und Besen, die klapprigen Mütterchen mit ihren Lamettatüten. Es hätte genügt, daß Bubeling den letzten Satz herausgenommen hätte (der Artikel stand schon im Satz), aber er weiß, daß Lott böse wird, wenn man sie verstümmelt. Nun, bezahlt werden die einmal angenommenen Artikel sowieso, auch wenn sie nachher “aus technischen Gründen” zurückgezogen werden. Aber gerade diesen Aufsatz hätte Lott brennend gern gedruckt gesehen.

Sie schreibt auch regelmäßig kleine Geschichten für die “Morgenpost”. Auch Dr. Bubeling nimmt ihr solche Skizzen ab. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, sie gründlich auf eine solide Basis zu bringen. “Sehen Sie,” sagt er und weist auf die Zeichnungen, die ihre letzte Erzählung begleiten, “der Junge verdient bei uns monatlich 2000 Mark. Dahin müssen Sies auch bringen, eher bin ich nicht zufrieden.”

Ja, da sind sie allerdings noch nicht, und aus gutem Grund: sie haben ihre kleine Frigga natürlich längst wiedergeholt aus dem Krankenhaus, und die nimmt viel Zeit. Deswegen will Lott sie jetzt zu ihren Eltern bringen. (Und nicht nur deswegen; Linienstraße 1. Hof rechts, 2 Treppen ist kein Ort für ihr Kind.) Zu ruhiger Arbeit kommt sie nur nachts;

bei Tage ist immer das Kind da, die Kinderwäsche, Kocherei, Einkäufe, die Gänge zur Redaktion fast jeden Morgen. Redy meint, es sei günstiger, *sie* gehe hin – augenzwinkernd. Gott, vielleicht hat er recht.

Wie umständlich und zeitraubend ist aber auch das Kochen in diesem hohen, röhrenförmigen gußeisernen Ofen! Etwa in Brusthöhe kann man ein Türchen öffnen, da ist die eigentliche Feuerstelle sehr praktisch mit einem Deckel versehen, den man abnehmen kann. Aber es ist zu hoch. Wenn man nicht alle paar Minuten Holz, Papier und Pappe nachsteckt, um die Kartoffeln wieder zum Kochen zu bringen, können sie den halben Tag da stehen, ohne gar zu werden. Herr Stulle hätte vielleicht gar nichts dagegen gehabt, daß sie in seiner Küche kocht, aber der Gedanke, sich dann unweigerlich die ganze Zeit mit ihm unterhalten zu müssen – das wäre entschieden noch ermüdender, als wenn man bei sich selbst herummurkst. Und da sie immer noch froh und glücklich ist, keine Geldsorgen mehr zu haben, wird es ihr nur undeutlich bewußt, wie belastend das primitive Leben in dem einen Zimmer ist, wo man sich immer um sich selbst herumdreht, während das Kind kräht und unterhalten werden will und Redy ihre Aufmerksamkeit für irgendeine Bastelei verlangt oder für den angeregten Bericht eines amüsanten Journalistenklatsches.

Gelegentlich wundert Lott sich – aber hauptsächlich über sich selbst –, daß in ihrer Ehe sich derselbe idiotische Dreh eingefahren hat wie überall: vor ein paar Jahren hättest du Lott mal sagen sollen, daß sie wie alle Frauen Hausfrau spielen würde, obendrein! Hat sie gar nicht eingesehen: “Nicht bei mir! Wenn ich, was anzunehmen ist, beruflich tätig bin, wird der Mann hübsch seinen Teil an Hausarbeit leisten. Ich verstehe auch nicht mehr davon, und ich fühle mich keineswegs von göttlicher Vorbestimmung zur Hausfrau geweiht. Strümpfe stopfen – jeder Mann kann Strümpfe stopfen, so gut wie ich. Warum soll *ich* einem Mann seine Strümpfe stopfen?” Aber irgendwie hat sich die Sache wohl schief eingelaufen; Lott ist Hausfrau wie jede andere, stopft ihrem Mann die Strümpfe wie jede andere – und kommt nur selten und flüchtig darauf, daß das doch eigentlich recht komisch und verkehrt ist. Ja, eigentlich war Redy viel williger, sich mal an den Herd zu stellen, solange sie allein waren und beide nicht viel zu tun hatte; die wenigen Male, wenn dann überhaupt was am Herd zu tun war.

Einmal hat sie mit Redy ganz vernünftig darüber gesprochen. Natürlich, im Prinzip ist er mit ihr ganz einverstanden, aber in der Praxis wird er eben mit Löchern in den Strümpfen herumlaufen, meint er friedlich-vergnügt. Und das geht Lott gegen die Ästhetik. Immerhin steckt er seit diesem Gespräch doch gelegentlich mal eine Handvoll Pappe in den Ofen, aber das bleibt mehr eine symbolische Geste.

Seine Referate nehmen auch schrecklich viel Zeit, oft geht ein halber Tag drauf, und dann gibt es nachher nur eine ziemlich kurze Notiz. Dr. Bubeling hat ihnen durch die Blume zu verstehen gegeben, daß sie durch die Berechnung ihrer Spesen... Aber dazu sind sie einfach zu beschränkt.

Die Referate, die Lott übernimmt, kosten allerdings weniger Zeit, aber das ist einfach weil sie sich gleich nach der Sitzung hurtig auf die Socken machen muß: das Kind wartet, die Wäsche – . Während es Redy wohl zu gönnen ist, mit seinem neuerwachten Selbstbewußtsein noch eine Weile mit den Kollegen zu flanieren und zu flachsen. Es ist sogar von Wichtigkeit, Beziehungen anzuknüpfen, sie sind noch ganz isoliert in Berlin, und man kann auf diese Weise mal ganz interessante Tips kriegen.

Schade ist es, daß er sich nicht zur “Produktivität” zwingen kann wie Lott. Vielleicht hat er recht, so versaut er wenigstens nicht das, was eventuell Wertvolles in ihm steckt. Man kann ihn auch nicht der Faulheit anklagen, irgendwie beschäftigt ist er immer. Wie

er in allen handwerklichen Sachen geschickt ist, so versteht er sich auch aufs Buchbindern, und er hat eine sehr schöne Mappe für ihre Belegexemplare hergestellt. Und mit großer Liebe und Sorgfalt klebt er jeden Aufsatz und jedes Referat ein, säuberlich mit den entsprechenden Daten versehen. Das kann immer mal nützen. Naja, recht hat er wahrscheinlich. Lott wäre nie auf die Idee gekommen. Wenn man ihr nicht beim Abheben des Honorars automatisch die Belegexemplare in die Hand drückte, hätte sie wohl selten einen ihrer Aufsätze gedruckt besessen. So kontrolliert sie vor allem, ob man ihren Text genau respektiert hat, und dann interessiert die Sache sie nicht mehr.

Um aber ihren Eltern zu beweisen, was für ein Kerl ihr Redy ist, zeichnet Lott gelegentlich einen ihrer Aufsätze mit seinem Namen, wenn sie meint, ihr persönlicher Stil sei nicht zu sehr darin ausgeprägt. Sie will ihre Eltern zwingen, eine gute Meinung zu haben über den Mann, denn sie sich erwählte.

Freilich, ein klein wenig nimmt sie es ihm doch übel, daß sie zu solchem Schwindel greifen muß. Aber sie hat damals vor drei Jahren beschlossen, daß Redys Unzulänglichkeit in materiellen Dingen ihrer Liebe nichts anhaben soll, und daran hält sie sich mit beiden Fäusten. Wenn es einem gutgeht, ist es auch gar nicht so schwer. Und was es noch leichter macht: es kommt ihrer Herrischkeit entgegen, immer die Verantwortliche zu sein und diejenige, die die Barke dirigiert und flotthält. So spürt sie nur manchmal eine leise Ungeduld wie das Ziehen von beginnenden Zahnschmerzen, ihn immer "irgendwie beschäftigt" zu sehen, ohne daß es sich schwarz auf weiß ausdrückt. Diese Irritation ist wohl vor allem ihrer ständigen Übermüdung und Überarbeitung zuzuschreiben; auch deswegen ist es gut, daß sie das Kind eine Weile nicht mehr haben wird.

Leider bleibt der Zahnschmerzen-Zustand nicht immer latent. Es kommt vor, daß sie recht kurz angebunden ist mit ihrem Redy. Hätte er es ihr übelgenommen und scharf geantwortet, so hätte es sicher eine häßliche Szene gegeben. Aber er kennt ja seine Lott schon so einigermaßen: bloß nicht anstoßen, kommt schon von allein wieder zu sich. Meistens genügt auch so eine kleine Entladung, um ihr das Gleichgewicht wiederzugeben. Das ist weniger schlimm als wenn sie sich, wie früher schon, ohne ersichtlichen Grund in einer schweigenden Verstimmung isoliert. Dann geht er vorsichtig um sie herum, bis sie seine Bedrücktheit spürt und als anständiger Kerl sich bemüht, aus ihrem Nebelloch herauszukommen.

Und sie, die sich so ausgiebig schwarz auf weiß äußert – sie wird ihren Stil verpatzen, ihre Gestaltungsfähigkeit verflachen, das sieht sie von Zeit zu Zeit erschreckend deutlich. Oh, nur von Zeit zu Zeit. Meistens bildet sie sich sogar was ein auf ihre "geistige Fruchtbarkeit": sie wandert eine Weile im Zimmer umher und knobelt in sich hinein; es dauert nicht lange, da hat sie eine Idee, einen Konflikt, eine menschliche Verwicklung, die man zu einer Erzählung verarbeiten könnte; sie wandert noch eine Weile hin und her, dann steht es ziemlich fertig in ihr da, und in einer Nacht ist dann meist so eine Erzählung geschrieben. In der nächsten Nacht abgeschrieben, morgens auf die Redaktion gebracht – sicheres Geld.

Ja, aber –

Wahre Freude hat sie, wenn sie sitzt und arbeitet und sich quält und siegt und wieder nicht zufrieden ist und dann schließlich, nach Tasten, Mühsal und Jubilieren doch etwas geschafft hat, von dem sie sieht: besser kann ich es jetzt nicht machen. Und es ist besser als der vorige Versuch. Manchmal sind es wirklich nur Versuche, die keine "Geschichte" bilden: Naturbilder, Schilderung von seelischen Vorgängen, Beschreibung eines Menschen.

Zu andern Malen ist es eine zusammenhängende Erzählung, und sie weiß, daß sie druckreif ist und Wert hat und unvergleichlich viel besser ist als die blasse, glatte Sammelware, die sie so auf Bestellung liefert. Aber es ist immer dieselbe Geschichte: "Nein, sowas können wir unsern Lesern nicht bieten. Ist ja alles grau in grau und schwarz auf schwarz. Sowas wollen die gar nicht wissen."

"Aber Sie haben doch den Ständler genommen! Das ist doch eine ganz trübsinnige Geschichte."

"Ja, aber die ist anders geschrieben. Gefühlvoll. Während hier – da schmeckt einem ja nachher das Schinkenbrot nicht mehr."

Oder das Thema ist zu ausgefallen, l'art pour l'art. Da hat sie zum Beispiel die Idee gehabt, über die Hexe Lott zu schreiben. Sie war glücklich; die Naturschilderungen: so ist es wirklich; so saftig und ursprünglich sind sie ihr gelungen wie noch nie zuvor. Und die psychologischen Vorgänge in diesem primitiven Geschöpf, nun, da hat sie ja Gelegenheit genug gehabt, so etwas ähnliches zu studieren. Keiner kann ihr erzählen, daß das nicht wahr sei. Aber –

"Aber es ist doch gut geschrieben!" ruft sie entrüstet.

"Natürlich ist es gut geschrieben. Zu gut eben. Das ist kein Zeitungsstoff. Nein, bleiben Sie lieber bei Ihren gewohnten kleinen Geschichten, die sind sehr gut geschrieben. Sie haben einen flüssigen Stil, sehr viel Klang drin, es vibriert so 'n bißchen in der Tiefe – genau soviel, wie unsere Leser es lieben."

Und es ist dasselbe Lied bei Volkszeitung und Morgenpost.

Einmal haben sie gedacht, jetzt hätten sie eine Zeitung nach ihrem Sinn. Redy kam eines Tages ganz aufgepulvert mit einer interessanten neuen Zeitung an: "Die Welt am Abend". Herrlich, wie die Leute es wagen, revolutionär zu reden! Lott rannte sofort hin, um ihnen einige ihrer Schwarz-in-schwarz-Geschichten anzubieten. Sie haben sie gleich angenommen, und seitdem arbeitet sie regelmäßig auch für diese Zeitung. Hin und wieder gehen sie mal einen der Redakteure besuchen, abends; erst waren sie froh, daß die offenbar so sehr ihre persönliche Bekanntschaft suchten. Aber seit sie weiß, daß das Blatt von der K.P.D. aufgezogen ist, ist Lott weniger begeistert von der Sache; erstens ist es dann keine Tat, ein revolutionäres Blatt herauszubringen und zu halten, wenn solche Fonds dahinterstehen und wenn man ein Bonzeneinkommen dafür bezieht; und ihre persönliche Bekanntschaft wird sicherlich nur gesucht, um sie für die Partei zu chartern, ahnungslose Engel. Und außerdem hat Lott es der Partei nicht verziehen, wie sie Karl Ross mitgespielt hat, als er für die Teilnahme am Aufstand im Gefängnis saß.

Und diese wollen nun wieder die Linie "Klassenkampf" zu betont. Und es hat nicht lange gedauert, bis Lott sich mit dem Redakteur und anschließend mit dem Chef verkracht hat, weil man sinnentstellende Satzänderungen in einer ihrer Arbeiten vorgenommen hatte, was die ganz richtig und selbstverständlich fanden.

Inzwischen hat Lott, und sogar mit Leichtigkeit, gelernt, ihre Geschichten jeweils schon gleich bei der Konzeption auf die Zeilenzahl einzustellen, die ihr diesmal zur Verfügung stehen wird, sie entsprechend zu komprimieren oder auseinanderzuwalzen. Sie ist stolz darauf wie auf ein Taschenspielerkunststück.

Ja, sie verdirbt sich. Aber erstmal muß man aus dem Schlamassel herauskommen. 2000 Mark pro Monat und pro Nase verdienen. Dann kann man anfangen, ernsthaft zu arbeiten.

Und jetzt wird sie ihre kleine Frigga zu den Großeltern bringen, in den Garten, in die Sonne. Die kleinen süßen Rosenwängchen werden immer zartfarbiger.

Und dann gehörig die Ärmel aufkrepeln. Und wenn sie sich richtig rausgerappelt haben, dann werden sie ein hübsches Häuschen mit einem Garten mieten, ihr Kind wiederholen und ein glückliches Leben führen und ernsthaft arbeiten.

Lott ist sehr stolz, bei der Gelegenheit dieser Reise den Eltern das erste von selbst-erworbenem Geld gekaufte Kostüm vorführen zu können; mit 24 Jahren, das ist nicht zu früh. Auf dem Weg zu Mosse sah sie es in einem eleganten Schaufenster als einzigen "Appetithappen": Modell, geschnitten und nach Maß zu nähen, 120 Mark. Noch nichts hatte sie bisher gesehen, das ihr gefallen hätte; aber dies – ! Begeistert – eine Linie! Und so billig – überhaupt geschenkt. Aber gerade hatten sie für die nächsten Tage kein Geld übrig. Redys Anzug war wirklich erstmal das Wichtigste gewesen.

Sehr wichtig sogar, aus zweierlei Gründen. Und daß der alte Anzug trotz der sorgfältigst gebügelten Kniffe schon gar zuwenig repräsentativ aussah, war nicht der wichtigste. Aber mit einemmal war es Lott so vorgekommen, als mache dies schäbige Kleidungsstück ihren Mann auch männlich armselig aussehen und als wäre darin vielleicht der Grund zu suchen... Sie ist nun mal eine oberflächliche Ästhetin, es ist beschämend, aber damit müssen sie ganz einfach rechnen. Und vielleicht sind einige vernünftige Erwägungen nicht unwesentlich, um eine auf die Dauer glückliche Ehe zu gewährleisten. Man muß den Tatsachen ins Gesicht sehen.

Sie hat ihm von ihren Überlegungen nichts sagen wollen, um ihn nicht zu kränken. Aber als er nichts davon hören wollte, schon jetzt die Summe für einen guten Maßanzug auszugeben – "Nee, wozu denn? Erst will ich meine Baabe fein ausgepuppt sehen!" – sie hatte die Brauen hochgezogen und gerade noch ein "Na, wenn deine Liebe das nötig hat!" zurückhalten können – da mußte sie ja damit herausrücken. Sie sagte es so vorsichtig und liebevoll wie möglich, aber ruhig und mit klaren Worten. "Siehst du, Redy – mir scheint, daß... Du weißt, ich bin eine lächerliche, oberflächliche Ästhetin. Und ich habe die letzte Zeit bemerkt, daß ich nicht so – naja, so wild auf dich bin, wie es sein mußte. Und mir scheint, daß wenn du leckerer aussähest...", sie zuckte die Achseln. "Ich bin nun mal so, nichts zu machen."

Er war ein wenig bestürzt, sie hat ihm ihre Ansicht gründlich auseinandergesetzt, daß es vor allem ihre alberne Bedingtheit und Ungenügendheit sei, damit er es nicht tragisch nimmt und die Sache ihr richtiges Maß behält, und dann sind sie zu dem Schneider gegangen, den Bubeling ihnen empfohlen hat.

Oh ja, Redy sieht jetzt unvergleichlich leckerer aus in seinem neuen Anzug. Nur schade, daß Lott vor lauter Arbeit kaum Zeit hat, ihn anzusehen.

Aber dies Kostüm darf ihr deswegen doch nicht entgehen.

Ganz aufgepulvert von dem ewig weiblichen "Das muß ich haben, oder ich werde nie mehr glücklich sein" rannte sie den guten Bubeling an: "Lieber Doktor – !" Oh, die Hexe Lott weiß ganz genau, wie sie ihn anzulächeln hat, damit er ganz wegschmilzt und zu den gräßlichsten Taten bereit ist.

Als verheirateter Mann erfaßt er auch gleich die ganze kapitale Wichtigkeit dieser Angelegenheit, und sachlich rechnet er die 120 Mark in Zeilen um. "Ja, dann schreiben Sie mir doch mal..." Aber sie braucht das Geld jetzt gleich, morgen ist das Schneiderwunder vielleicht schon weg! Gut, also wird er die Annahme mehrerer Manuskripte fingieren; "Die Initiative des Kindes", "Moderne Keramik" und eine kleine Erzählung, die sich etwa "Am Seeufer" betiteln könnte. Er wird, wie schon manchesmal, Herrn Simon unter seine Decke ziehen, den gestrengen Herrscher der Kasse, der sonst sehr genau ist mit der Vorschrift,

daß Artikel erst bezahlt werden, wenn sie gesetzt sind. Zu ihr ist er immer riesig nett; Lott vermutet, daß Bubeling ein bißchen Reklame für sie gemacht hat mit ihrem romantisch-traurigen Schicksal.

Bert Reinicke hat Lott am Bahnhof empfangen (zugleich mit dem Bruder Hans). Er hatte ein paar wunderschöne Rosen für sie und war strahlend glücklich, sie wiederzusehen. Lott hat sich auch schon auf ihn gefreut, er ist so ein reizender Junge und ein treuer Freund; als sie auf der Landstraße waren, hat er ihnen an die zwei postlagernden Adressen, die sie ihm gegeben hatten, je fünf Mark geschickt, der gute Junge. Ohne das und die gleichen Sendungen von der guten Mutter wären sie überhaupt nicht durchgekommen, trotz aller Feld- und Waldfrüchte.

Ja, sie will soviel wie möglich mit ihm zusammen sein diese paar Tage, die sie in Hamburg bleibt, das verspricht sie ihm von ganzem Herzen.

Nun sitzt sie ihm im H.-K. gegenüber. Wieder hat er ihr Blumen gebracht, Nelken, ihre Lieblingsblumen. Lott ist nicht verwöhnt von derartigen männlichen Aufmerksamkeiten, wahrhaftig. Sie fühlt selbst, wie ihr Blick schimmert, mit dem sie ihm dankt. Und als sie seinen unwahrscheinlich dunklen, großen Augen begegnet – aber der Junge liebt sie ja! Und schön ist er... Wie ein süßer, dünner Schaum wölkt es in ihr auf.

Sie hat fast vergessen, wie das ist...

All die alten Freunde sind da, die sie fröhlich begrüßen und die sich so herzlich über ihren guten Start in Berlin freuen.

Nur Bobby fehlt. Seine Gertrude hat ihren Willen durchgesetzt: eines Tages ist sie aus dem väterlichen Hause fortgegangen, nur ein Kofferchen in der Hand, sie haben geheiratet, und jetzt leben sie in München. Wovon – ? Nun, Bobby hat eine geschickte Feder, und der alte Herr wird wohl doch seine Tochter nicht ganz im Stich gelassen haben.

In Berlin sind sie noch recht allein; sie gehen gelegentlich mal zu Dr. Bubeling und seiner netten Frau, selten zu Dr. Fischer; sie haben Lothar Schreyer aufgesucht, der sie sehr herzlich empfangt, und sie nehmen häufig an den Abenden des "Sturm" teil. (Da wurde Lott eines Abends von Herr v. M. begrüßt: "Wie Sie sich verändert haben! Ich habe Sie nur an Ihrem Mund wiedererkannt.") Aber kein bunter, lebhafter Kreis, in den man nur eintreten braucht, um sich wie bei sich zu fühlen.

Und während der heiteren Gespräche über die Neuigkeiten von beiden Seiten, in der lieben alten schnodderigen Spezialsprache, ist Bert vor allen andern ihr gegenwärtig, erregend. Das schöne Ebenmaß seines jungen Gesichts, dessen feine Haut wie von innen durchschienen ist; der schlanke Körper, lässig hingelehnt und doch schweigend ihr entgegengespannt.

Er mischt sich fast nicht ins Gespräch, aber all die andern, mit denen sie so angeregt plaudert, nimmt sie immer mehr nur wie auf einem zweiten Plan wahr.

Und langsam verdichtet sich der feine, betäubende Schaum, den seine Augen in ihr aufgestiebt haben, zu einer steigenden Welle von Rausch, in die sie sich beglückt und widerstandslos hineinschmiegt.

Nach zwei Stunden verabschieden sie sich. Lott will noch ein bißchen Zigeunermusik hören, so recht schmelzend und schmalzig. "Was meinen Sie, wir haben keine Zeit, auch nur die Nase in ein Café zu stecken! Arbeit, Arbeit – . Diese paar Tage habe ich was nachzuholen."

Süß ist es, wie das Verlangen allmählich jede Zelle des Körpers füllt bis zum Sprengen. Man fühlt sich taumelig schwach und unüberwindlich machtvoll zugleich – als könne man

die Weltkugel in seinen Armen tragen. Schon wissen sie beide, wie dieser Abend enden wird.

Als er sie auf der Straße, knabenhaft überwältigt, in seine Arme nimmt, denkt sie plötzlich unter seinem Kuß: Der Tripper – . Damals, als sie noch in Hamburg waren, hat Redy ihr einmal erzählt, daß er sich in einem Puff einen Tripper geholt hat, der kleine Idiot; ob er ihn richtig auskuriert hat?

Ah – diese eine Nacht ist alles wert.

Für den nächsten Nachmittag haben sie sich bei Karl Ross verabredet.

Der hat sich beträchtlich “verbessert”; er wohnt jetzt in der Steinstraße, in einer ausgebauten Dachwohnung. Die Zimmer mansardiert und ein bißchen eng, aber hell und luftig, endlich mal menschenwürdig.

Langsam steigt Lott die Treppen empor; sie lauscht auf ein süßes Gefiedel im Hof: fahrende Musikanten, scheinbar Geige, Gitarre und Schifferklavier; sie haben sich gut miteinander eingespielt. Sie wirft einen Blick durch das Fensterchen, an dem sie gerade vorbeikommt.

Da stürmt es in raschen Sätzen hinter ihr die Treppe herauf: Bert, mit frohem Gesicht und leuchtenden Augen.

Freundschaftlich streckt sie ihm die Hand entgegen (es war eine herrliche Nacht, und aller Rausch hat sich gesättigt). Aber der Junge sieht ihre Hand gar nicht, er umarmt sie, wie ein Liebender am endlichen ersten Morgen die Geliebte umarmt, mit dieser einzigartigen dankbar beglückten Zärtlichkeit.

Er sieht auch nicht ihr erstauntes und dann gerührtes Lächeln unter seinen Küssen. Aber vielleicht spürt er, wie ihre warme Freundschaftlichkeit sich sachte umschmilzt: Fast roh kommt sie sich vor, daß für sie mit der einen Nacht alles vorbei ist, während sie für ihn erst ein beglückender Anfang ist. Sie gibt nach, sie öffnet sich seiner jungen Zärtlichkeit und läßt sich von ihr hinwegtragen. Und mit einemmal sind sie ein Liebespaar.

Unten auf dem Hof beginnt das Musizieren von neuem. Lott fühlt sich erblassen, fast als wenn sie eine Gänsehaut auf dem Gesicht kriegte. “Ave Maria” spielen sie da unten. (Aber das sind ja Künstler!) Sie läßt sich auf die Stufe gleiten und lehnt den Kopf an die Mauer, beschämt von ihrer Ergriffenheit. Ach, es ist Jahre um Jahre her, daß sie keine klassische Musik mehr gehört hat. Gelegentlich ein Abend moderner Musik im “Sturm”, bei der du kalt bleibst wie eine Hundeschнауze, und dann die Kaffeehauskapellen.

“Ist das nicht schön?” lächelt sie den Geliebten an, ganz schüchtern.

Jetzt ist es still auf dem Hof. Mein Gott, die werden weggehen, und sie hat ihnen nicht gedankt. Sie springt auf – herrlich, das Fenster läßt sich öffnen – kramt in ihrem Täschchen und wirft ein Fünzigpfennigstück hinunter. Sie sind gerade am Weggehen. Der Gitarrist beugt sich weit vor und sammelt das Geldstück auf. Jetzt grüßen sie dankend und lächelnd zu ihr hinauf: zwei noch junge Gesichter, ein älterer Mann. Nein wirklich, wie gewerbsmäßige Ständler sehen sie alle drei nicht aus. Die einen gehen auf die Landstraße, die andern auf die Höfe.

“Können Sie La Serenata di Toselli?” ruft sie hinunter. Man muß wieder auf die Beine kommen, und das ist jetzt das Richtigeste für ihre Stimmung.

Wahrhaftig, die *sind* Künstler.

Immer wieder heben sich die Gesichter der Musikanten während des Spiels, und ihr Lächeln grüßt die zwei jungen glückstrahlenden Köpfe in dem engen Treppenfenster.

“Du, die bringen dir ganz persönlich ein Ständchen,” raunt Bert an ihrem Ohr.

“Natürlich, das ist auch viel hübscher, als wenn sie für die schäbigen paar Groschen täten.”

Nun muß sie sie aber noch belohnen. Noch ein Fünzigpfennigstück fliegt. Aber mein lieber Schreck, das ist so häßlich. Und sie nestelt das frische Veilchensträußchen los, das sie auf die hübsche altmodische Art vorhin an ihren Jackenaufschlag steckte, und mit einer leichten Handbewegung läßt sie es fallen. Wieder ist der Gitarrist der Flinkste: ein Satz, und er hat das duftende Bällchen im Flug aufgefangen. Und da drückt er es an seine Lippen! Ist das nicht entzückend? Und Lott, die reservierte Lott, antwortet, indem sie die zusammengelegten Fingerspitzen an ihren Mund hält und ganz leicht die Kußhand hinabwirft. Wieviel spielerische Grandezza wir entwickeln, wenn wir verliebt sind!

Bei Karl Ross gibt es eine böse Neuigkeit: für einige Wochen hat er einen jungen Genossen beherbergt, der sich verstecken mußte, und der hat ihre jetzt vierzehnjährige Tochter geschwängert.

“Aber dann war es doch kein Genosse!” ruft Lott außer sich.

Karl hat ein bitteres Lächeln: “Ach meine liebe Lott, wenn du meinst, daß es unter Anarchisten bloß Idealisten oder auch bloß anständige Kerle gibt! Aber wenn ich den Schweinehund zu fassen kriege, ich schlag ihm den Schädel ein! Mit einem vierzehnjährigen Kind macht man das nicht!”

Mit ihrem frühreifen Mulattentyp ist das Mädchen schon gut entwickelt, und wenn man sie daraufhin ansieht, vielleicht auch begehrenswert in ihrer kälbischen Molligkeit. Aber wahrhaftig – Karl hat recht.

Um die arme Marta kann einem leid tun. Nun hat sie ihre Kinder so ehrbar hochgebracht, ihnen einen so guten Vater gegeben – “Alles haben sie gehabt, die beste Erziehung, und kein schlechtes Beispiel!” Und nun muß sie dieser Schlag treffen, sie und das arme Kind und den armen Karl, dem die Kinder längst die eigenen geworden sind.

“Nee, du hast schon recht gehabt, Karl: es gibt keinen Gott im Himmel!” So sagt sie jedesmal, wenn eine besonders krasse Ungerechtigkeit des Schicksals sie außer sich bringt, ob es nun ihr oder andern geschehen sein mag.

“Na, und deine Maria, das Herzchen? Weißt du da schon das Neueste?” An Martas boshaft glitzernden Augen merkt Lott schon, daß nun was ganz Gesalzenes kommen wird. “Na, die hat sich von Fritz aufstemmen lassen!”

“Fritz, du weißt doch, den du nicht sehen konntest, der kleine Fahrradmarder,” hilft Karl ihrem Gedächtnis nach.

“Maria! Von Fritz! Von dem widerlichen, pockennarbigen, schmierigen . . .” Lott lehnt sich steif ins Sofa zurück.

Marta nickt eifrig. “Aber ganz verrückt war sie nach dem, kann ich dir sagen. Immer kam sie im Laden angerannt: Ist Fritz nicht da? Und natürlich, er hat sie auch laufen machen wollen. Da hat sie aber doch nicht mitgemacht. Ist ausgerückt. Verschwunden. Vielleicht mit ’nem andern, wer weiß?”

Jetzt lacht Lott hell heraus. “Nein, das glaub ich, daß sie da nicht mitgemacht hat! Ahnungsloser – . Ich frag mich überhaupt –”, und plötzlich wird sie rot und bricht ab: “Na, vergessen wir nicht: wir haben hier Jugend im Hause.” Es amüsiert sie selbst, aber sie kann nichts dagegen machen: die zynische Bemerkung über die Frau und den Akt ist ihr in der Kehle steckengeblieben vor diesem Jungen, dessen Liebe zu erwidern sie sich vor fünf Minuten gewährt hat. Zärtlich sieht sie ihn einen Augenblick an. Da fängt sie einen raschen Blick zwischen Karl und Marta auf. Sollten sie schon bemerkt haben – ?

Ein Wunder wäre es nicht: wie er da vorgebeugt sitzt und sie die ganze Zeit entzückt anschaut! Nun, sie werden geschmacklose Zärtlichkeitsdemonstrationen vermeiden, aber sie sieht keinen Grund, Indifferenz zu heucheln. Sie haben nichts zu verstecken.

Schön ist er: die reine, kühne Linie von der Schläfe zum Kinn, wie sie nur bei jungen Menschen so rein und kühn zu sehen ist. Wenn er ihr doch einmal wieder sein Profil zeigen wollte! Auch das ist so: rein und kühn – . Lott, du bist verliebt wie ein Backfisch.

Auch von Ketty Guttman gibt es Neues zu berichten. Sie ist zur Opposition gegangen, zu den Trotzkisten. Mit der Partei ist sie aufs Messer verfeindet. “Na, darauf hab ich ja bloß eigentlich die ganze Zeit gewartet,” meint Karl. “So ’ne intelligente Frau, die konnte ja nicht immer dabeibleiben, wo sie doch die ganze Maschinerie so klar erkennen mußte.”

Lott hat keine Ahnung von politischen Fraktionen; aber daß Ketty zur Opposition gegangen ist, imponiert ihr. Also ist sie doch eine wahre, aufrichtige Revolutionärin!

“Und was ist aus dem Heiligen geworden?” erinnert sie sich.

“Och der – der ist ganz einfach verschwunden. Man hört nichts mehr von ihm. Vielleicht hat er seinen Laden anderswo aufgemacht, vielleicht hat er sich zurückgezogen mit seinem Raub – keine Ahnung.”

“Das sollte mich eigentlich wundern, wenn der so vernünftig berechnend gewesen wäre, während der Zeit seiner ‘Größe’ Gelder anzusammeln, die er dann friedlich irgendwo als Rentner verzehrt. Aber was wissen wir schließlich von Menschen, und von diesem gar!”

Die alte Hulda haust immer noch da oben in ihrer Buchte, sie säuft immer noch Brennspritus, wenn sie sich leisten kann, aber es geht ihr schlecht: ihr erster Kunde kommt nicht mehr, vielleicht ist er gestorben. Und seitdem interessiert es den andern auch nicht mehr.

Ihr Freund sitzt wieder mal, und diesmal wohl gründlich: man hat Ziegenlieschen erdrosselt aufgefunden, und wer sollte es gemacht haben, wenn nicht er? “Ich denke mir, er hat es gar nicht so böse gemeint, bloß ’n bißchen hart zugeedrückt, als er mal so ’n Wutanfall hatte,” meint Karl friedlich. “Und so ’n olles Gestelle, da knackst denn leicht mal was.”

... Die verzweifelt bösen, trüben Raubvogelaugen, die sie eine Nacht lang anstarrten. Das Herz krampft sich ihr zusammen um den alten Mann, dessen Leben ein Wechsel war zwischen dem Gefängnis und den Buchten von Hulda und Ziegenlieschen.

“Oh, man müßte mehr tun können, Karl! Nicht bloß immer schreiben. Etwas tun, damit die Kinder, die hier aufwachsen, nicht dasselbe Leben haben. Daß sie nicht hier aufwachsen.”

“Ja, meine liebe Lott, was sollen wir noch tun? Wir tun wohl, was wir können. Wir sind ja immer da, wo es nötig ist. Direkte Aktion, das ist die Hauptsache. Vielleicht noch mehr Propaganda machen, schlagende, eindeutige, mit unseren Broschüren – ”

Und da sind sie wieder in ihren Diskussionen.

Lott hat die Reise so eingerichtet, daß sie an der Silberhochzeit ihrer Eltern teilnehmen kann.

Wie sie den besonderen Geruch der Familienfestlichkeiten wiedererkennt, der wie ein dünner warmer Körper im ganzen Hause schwebt! Auf dem klaren Grunde des vorhergegangenen Großreinemachens, das noch einen Hauch von schneeiger Frische und Bohnerwachs zurückgelassen hat, das Aroma von Kaffee, Kuchen, Likören, männlichem Zigarrenrauch und dezenten Parfüms, und vom Vorplatz her der leicht erregende animalische

Dunst aus den regenbesprengten Pelzkragen und Muffs der Tanten. Und all diese Düfte sind eins mit den warmen heiteren Wellen der vielfältigen Gespräche, aus denen zuweilen wie ein voller Ball das Lachen eines Mannes abspringt, oder wie ein funkelnder Spritzer der helle Ausruf einer Frauenstimme.

Mutter und Tochter sind in der stillen, sonnedurchfluteten Küche beschäftigt, die Torten aufzuschneiden. Lott hat alles allein machen wollen, sie ist ja froh, wenn Pflichten sie der Verwandtschaftsunterhaltung entheben. Aber vielleicht hat die Mutter auch aus dem Trubel der allgemeinen Fröhlichkeit entrinnen wollen.

“Mutter, du solltest doch wirklich an diesem Tage gar nichts tun,” versucht Lott noch einmal. Und mit einiger Anstrengung, da dies Klischee ihr widerstrebt: “An deinem Ehrentage!”

“Ach ja, an meinem Ehrentage!” seufzt die Mutter. Den ganzen Tag war ihr Gesicht starrer wächsern als gewöhnlich, und ihre blassen Lippen schmaler; sehr voll stiller Würde, fand Lott, wenn auch nicht sehr froh.

Die Mutter setzt sich. Sie läßt das Messer aus den Händen gleiten und starrt wortlos aus dem Fenster. Und wie Lott sie so ansieht und plötzlich eine tiefe Bitterkeit in ihren müden Zügen sich ausprägen sieht, muß sie sich auch setzen, jach ergriffen und angstvoll still.

Und da sammelt sich Wasser in den verloren starrenden blauen Augen, schwer drängt sich eine Träne hervor, die die Wimpern nur zögernd fallenlassen; und noch eine. Diese hoffnungslos schmerzlichen Tränen einer gealterten Frau, die an diesem Tage sieht, daß sie nicht glücklich gewesen ist, und daß sie wie betrogen und mit leeren Händen dasteht.

“Wenn du glaubst, mein Kind, daß ich froh bin heute – . Zuviel hat . . . ”

Lott sitzt ganz still. Nur mit ihren Blicken wagt sie die Mutter zu umarmen. Jetzt hingehen, die Mutter streicheln, was Tröstendes sagen – es wäre ein plumpes Hineindrängen in widerwillig Preisgegebenes.

Und, oh mein Gott, als wenn es möglich wäre zu trösten, wenn ein Mensch *so* am Ende seines Lebens steht.

Kapitel 12

Der Winternachmittag füllt die Straßen Berlins mit schmutzigfeuchter Dämmerung. Verstört hastet Lott durch die Linienstraße, an ihrem Haus vorbei und weiter. Manchmal jammert sie halblaut vor sich hin. In der Manteltasche, fest von ihrer Faust umschlossen, brennt ihr Berts Brief mit seinen törichten Liebesworten. Den hat sie eben abgeholt, postlagernd.

Als sie auf die Post ging und Redy irgendeine dumme Ausrede sagte für den späten Gang, fühlte sie sich gereizt gegen ihn und wie gedemütigt, daß er sie zu solch unwürdigen Ausflüchten zwang; und trotzig: Du hast es so gewollt!

Als sie dann am Schalter stand und wie eine kleine Schülerin den Brief ihrer heimlichen Liebe verlangte, fand sie es eher lustig. Aber plötzlich hat sie begriffen, was das bedeutet.

Hätte sie nur eine schöne Nacht mit Bert verbracht und wäre dann heiter und bindungslos weiter ihres Weges gegangen, es hätte ihrem Leben mit Redy nichts anhaben können, daß sie ihm nichts davon sagte.

Schon als sie mit Bert diese Hintenrum-Korrespondenz verabredete, fühlte sie sich gepreßt: Schliche, Verheimlichung, Lüge. Aber Redy wollte es ja nicht anders.

Seit sie vor einer Woche aus Hamburg zurückgekommen ist, hat die Leere, die das Kind hinter sich ließ, den Gedanken an Bert fast in dieselbe Domäne mit aufgenommen: eine Sehnsucht, von der nicht zu sprechen ganz natürlich ist. Und nun haben die knabenhaft verliebten Worte Berts sie erkennen lassen, daß sie die Bindung, die sie einen Moment mit ihrem freien Willen zugelassen hat, nicht so einfach als lächelnde Erinnerung in sich tragen kann. Daß sie diesen schönen Jungen liebt und sich nach ihm sehnen wird die ganze Zeit. Und das zu verheimlichen, ihre Sehnsucht auf Schleichwegen spazierenzuführen, wird eine tödliche Gefahr sein für ihre Liebe zu Redy.

Denn sie liebt ihn ja noch. Es ist nicht mehr die verzückte Selbstvergessenheit der ersten Zeit; ach, schon lange nicht mehr. Sie ist oft ungeduldig gegen ihn in ihren Gedanken und Schlimmeres – ja, ein dünner Tropfen Mißachtung ist in ihre Liebe zu Redy gesickert, und mit allem Argumentieren kann sie ihn sowenig entfernen, wie man einen Tropfen Essig aus einer Schale voll Wasser mit einem Löffel herausnehmen kann. Oft hätte sie ihn anders sehen mögen; ja – männlicher. Aber das kann nicht ihre Ehe zerstören, dies schmerzlich teure Gut aus Liebe und Kameradschaft und tiefster Vertrautheit, das ihr gemeinsames Leben geschaffen hat.

Nun aber dieser heimliche Gang, dieser verheimlichte Brief – und wenn es so weitergeht? Oh Redy, warum bist du so schwach! Diese Lüge schneidet zu tief ein in unser Leben, und sie wird uns trennen.

Redy merkt während der nächsten Zeit, daß seine Baabe schweigsamer und in sich gekehrter ist als gewöhnlich. Sehr gesprächig ist sie ohnedies nicht, und es kann passieren, wenn er irgendetwas äußert, daß sie erstaunt die Brauen hochzieht: "Das hast du schon mal gesagt." Als wenn man so im täglichen Verkehr alle Gedanken nur einmal ausspräche, alle Ereignisse nur einmal abhandelte, und dann – in die Mottenkiste. Wahrhaftig, wenn alle Leute ihre Zunge sowenig abnützten wie seine Baabe, die Welt wäre ein stiller Ort.

Jetzt spürt er, daß sie gepeinigt ist, daß sie etwas mit sich herumträgt. Die Trennung von dem Kind so schwer zu nehmen, die doch nur vorübergehend ist! Ach, diese Baabe-Mutter. Alles ist sie ganz und absolut. Wenn sie liebt, dann liebt sie mit einer Begeisterung und Ausschließlichkeit, daß einem angst und bange werden kann; wenn sie Mutter ist, dann leckt sie der kleinen Blage, wenn es nach ihrer höchst subjektiven Meinung sein muß, die vier Buchstaben ab, statt wie ein vernünftiger Mensch darauf zu spucken. Einen Teller würde sie nie ablecken, die Ästhetin!

Eines Tages sagt sie ihm: "Bert hat geschrieben."

"Ah, ein Brief gekommen? Wann denn?"

"Ja – als du weg warst." (Verdammte Schwindelei, wie das weiter frißt! Aber jetzt ist Schluß damit.) "Er will übers Wochenende nach Berlin kommen."

"Wunderbar!" Redy haut vergnügt auf den Tisch. "Wahrhaftig, ich freu mich wie ein Affe, den Jungen mal wieder zu sehen. – Aber sag mal, hat er denn eine Erbschaft gemacht, daß er mal eben so für 'n paar Stunden rübergondelt? Denn schließlich, alte Freunde – gut und schön; aber das kost 'ne Kleinigkeit, gnä' Frau. Oder sollte er," Redy zwinkert vergnügt, "irgendein kleines Mädchen hier haben und uns bloß so en passant die Ehre geben? Was auch noch höchst anerkennenswert wäre."

Lott zerrt an den weißbroten Fransen der idiotischen Tischdecke und sagt stockend: "Ja, weißt du – er wollte eigentlich nur zu mir kommen." Und jetzt sieht sie ihn mit angstvollen Augen an.

"Was – wieso? Versteh ich nicht. Nur zu..." Sein Ausdruck ist fast blöd vor Verständnislosigkeit.

"Er möchte diese – diese paar Stunden mit mir allein verleben. – Und ich auch," setzt sie widerstrebend hinzu.

Er starrt. "Was – was sagst du?" Seine Züge zerfallen, erschreckend.

"Ich glaube, du hast schon verstanden." Sie spricht sachlich, fast hart. Sie konnte es nicht anders sagen; es gehört ein so schrecklicher Mut dazu, es überhaupt fertigzubringen. Und so wird sie ihm am besten helfen, seine Nerven zu behalten.

"Also – habt – ihr –"

Die Worte fallen abgehackt. Sie nickt.

Die Hände auf seine Augen legen, deren Blick sie nicht ertragen kann; wie schon einmal.

"Liebster, vergiß nicht, daß ich dich liebe!" sagt sie beschwörend.

Schwerfällig erhebt er sich. Seine Schultern fallen schwer und rund nach vorn, während er durchs Zimmer geht; mein Gott, wie bei Herrn Stulle. Er stellt sich ans Fenster und sieht auf den Hof hinaus. Die Hände auf seinem Rücken krampfen sich fest und fester zusammen. Die Fingerknöchel schimmern leichenweiß.

Sie holen alle beide Bert vom Bahnhof ab.

"Wenn es nicht zu vermeiden ist, dann können wird ebensogut die Nacht zu dritt verbringen," hat Redy gemeint, mit sarkastisch gezogenem Mund. "Dann weiß ich wenig-

stens, woran ich bin, dann hab ich auch meinen Teil davon. Und da du, wie du behauptest, uns beide liebst . . . ”

“Fragt sich noch, ob Bert einverstanden ist,” hat sie zögernd zu bedenken gegeben. “Ich – ja, ich glaube, ich kann mir nichts Schöneres vorstellen . . . ”

“Mänade, Hexe!” knurrte er. “Mit was hab ich mich behängt!”

“Ja, aber du, Liebster, wirst du dich nicht überheben? Vielleicht ist es doch nicht so einfach, wie du dirs jetzt vorstellst,” warnte sie.

“Überheben? Schon geschehen, keine Angst. Nein, da du Offenheit unvermeidlich fandest – wenn schon offen, denn schon offen. So bleibt es mehr im Rahmen der Familie; einer erweiterten Familie, gewissermaßen. Also, auf ein offenes Dreieck! Prost!”

Am letzten Morgen taucht Lott mit einem verzückten Lächeln aus ihrem Traum hervor. Oh, diese überirdisch süße Musik, von der noch ihr ganzer Körper getränkt ist! Daß ein Traum einem ein solches Glück geben kann . . . Sie rührt sich nicht, um seine Atmosphäre nicht zu zerstören, und sie ist froh, daß Redy noch schläft.

. . . Schöne Marmorgruppen standen in langen Reihen in einer riesigen, schuppenartigen Halle, die von warmem Sonnenlicht durchflutet war. Und sie drei – Lott, Redy, Bert – gingen langsam von einer Gruppe zur andern. Und die Musik – diese schwebende, unwirkliche Musik, die sie bis ins Herz hinein mit Glück durchdrang.

Bert macht ein recht bestürztes Gesicht, als er Redy neben der Geliebten erblickt.

“Na, da bist du ja, du Ehebrecher, du Verräter der heiligsten Freundschaftsbande!” knarrt Redy und klopft ihm auf die Schulter.

“Ja, ich hab es Redy gesagt,” fällt Lott rasch ein. “Ich hab dir ja damals schon gesagt, ich will keine Heimlichkeiten.”

“Na nu weene man nicht, wirst sie schon haben, deine Süße,” meint Redy ironisch vor dem unglücklichen Gesicht des Jungen. “Keinerlei Absicht, euch zu stören. Ich schlage vor, daß wir erstmal zu uns gehen einen genehmigen, was? Eure – naja, was-weiß-ich-wievielte Brautnacht bißchen begießen. Nachher habt ihr immer noch Zeit und Gelegenheit . . . ”

Lott hat Berts Arm genommen und ihn leise an sich gepreßt. Unterwegs beobachtet sie ihn: er war einverstanden, ja, aber ein bißchen hilflos. Es ist fast, als wenn sie und Redy wie zwei Spießgesellen den ahnungslosen Jungen in einen Hinterhalt lockten. Wenn er Redys eigentlichen Vorschlag ablehnt, werden sie natürlich das Programm ändern. Man darf ihm auch nicht zuviel zumuten, schließlich hat er noch nicht viel abgekrigt von ihrer Freiheit und Vorurteilslosigkeit diesen Dingen gegenüber. Für sie hat sich, seit sie Redys Vorschlag annahm, die ganze Atmosphäre ihrer Erwartung geändert: das heimlich eingeschlossene, bräutlich fiebernde Glück, mit dem Geliebten zusammen zu sein, hat sich gesteigert zu einem anders erregenden Glück bei dem Gedanken an eine Nacht mit den beiden Männern, und zugleich ist ein kälteres Moment der Überlegung hinzugekommen: sie wird wohl dauernd den Kopf klar behalten müssen, Komplikationen vorbeugen . . .

Die geschmacklose Bude bei Herrn Stulle ist direkt geheimnisvoll schön und festlich. Blumen, das weiche Licht hoher Wachskerzen in funkelnden Gläsern, Flaschen und Gläser und ein vielversprechender Imbiß auf dem schimmernden Damasttuch von zu Hause, und Blumen überall.

Herr Stulle ist schon schlafen gegangen. Lott verschwindet für einen Augenblick in der Küche, während Redy die erste Flasche entkorkt. Sie will sich schön machen für Bert; raffiniert schön, das weiß sie. Eigentlich ist es nichts, die ganze Raffinesse liegt in der

Einfachheit. Auf jeden Fall ist es sehr wenig: ein feiner weißer Voilestoff, mit sparsamen königsblauen Zeichnungen wie Wellen oder geschlängelte Fische; und der nackte Körper, der undeutlich hindurchschimmert.

Als sie wieder hereinkommt, sieht sie schon geleerte Gläser vor ihnen stehen, und Redy sagt eben mit warmer Überzeugung: "Na, wo würdet ihr denn das so haben, in irgendeiner muffigen Hotelbude! Der Rahmen, mein Sohn – nicht zu unterschätzen. – Tja, wir zwei Prätendenten haben eben schon auf dein Wohl angestoßen!" ruft er Lott zu. Hat er denn...

"Oh – !" macht Bert mit stockendem Atem, als er Lott erblickt. Mit der weichen und königlichen Sicherheit der begehrten Frau tritt sie an seinen Sessel und sieht ihm lächelnd in die Augen. "Gefall ich dir so?"

"Das Porzellankleid!" sagt er leise, voll Bewunderung. Er ist ein wenig blaß und sehr ernst geworden. Wie gegen seinen Willen hebt er die Hand und streicht scheu über ihre Hüfte. "Du bist..."

"Eine raffinierte Hexe ist sie, sag es man gleich!" kräht Redy. "Das hat sie extra im Hinblick auf dich veranstaltet, dies – Gewand, um dich zu betören. Natürlich, für so 'nen alten Ehekrüppel wie mich..."

"Aber nun vergiß mal über der Verpackung nicht den Inhalt!" lacht sie leise und neigt sich auf den jungen Mund, der ihr durstig entgegenkommt. Rückhaltlos hingegeben schmiegt sie sich in seinen Arm (Redy hat es so gewollt, nun muß er auch...). Und der Rausch des Sieges springt in ihr auf, als sie spürt, daß Berts Verkrampftheit sich löst und bedenkenloses Begehren an ihr Fleisch pocht.

Mit beiden Händen hält Redy ihnen im Schwung zwei volle Gläser hin, er hat einen merkwürdigen Ausdruck, scharf gezogen, und die Augen glänzend – von Übermut oder Verzweiflung? Sie stoßen an: Ex!, und aus Berts Armen beugt Lott sich verlangend zu Redy hinüber und vergißt sich unter seinem wühlenden Kuß, während Berts Finger leise über ihren gestreckten Körper gehen. Und mit eins findet sie sich auf den Knien beider Männer gebettet, unter ihren liebkosenden Händen, wie von einer verzehrend süßen Musik durchsprüht.

Schließlich war gar nicht viel darüber zu reden: es ergibt sich ganz natürlich, daß sie diese Nacht zu dritt verleben.

Dies kann nur schön sein, wenn alle drei hemmungslos und ohne Vorbehalt sich von der Stunde tragen lassen und dem Fest der Körper.

Und es *ist* ein Fest.

Redy ist erstaunlich: nichts ist ihm anzumerken von Schmerz oder Eifersucht, wenn er seine Frau in der Umarmung des andern Mannes in Verzückung sieht. Ganz frei gibt er sich dem natürlichen Impuls hin, der ihn rasend entflammt in ihren Schoß wirft, der noch eben unter Berts Schenkeln zuckte. Und sie biegt sich dem einen wie dem andern entgegen, selig, lachend, entfesselt.

Bert scheint es nicht so leicht zu sein, sich loszulassen. Ganz ungehemmt war er nur in der ersten, so lange ersehnten Umarmung. (Taktvoll hat Redy ihm die Ehre der Prämissen gelassen.) Dann aber sieht er wehmütig auf die Geliebte, die ihren Mann mit der gleichen Lust umschlingt wie ihn und mühelos, aus dem Rhythmus des einen entlassen, in den des andern sich findet.

Bald spürt Lott, in seiner Umarmung, daß das, was Redy wie sie steigert und be-
rauscht, Bert immer härter blockiert. Das darf nicht sein. Geistige Getränke soll man nur mit Maß genießen bei solchen Gelegenheiten; aber –

Und als jetzt nach dem Verebben der Wollust Redy in ihren Arm zurücksinkt, bittet sie: "Ein Glas Wein!"

Bert springt auf, wie erlöst, und sie folgt ihm mit den Augen: sein feinhäutiger Körper hat noch ein wenig die rührende Schlaksigkeit eines jungen Hundes, und seine Hüften dürften schmaler sein. Nun, so fällt Redys disharmonische Körperlichkeit nicht so sehr gegen ihn ab.

Lächelnd streckt sie sich Bert entgegen, nimmt das Glas aus seiner Hand und trinkt. Dann zieht sie ihn zu sich nieder und hält das Glas an seine Lippen. Trinkt wieder, beugt sich zu Redy hinüber und gibt auch ihm zu trinken. Wie man jede seiner Bewegungen genießt in diesen befreiten Stunden, und wie man es genießt, daß zwei Männer jede deiner Bewegungen wie ein Geschenk empfangen!

Sie arrangiert eine kleine Knusperpause. Sie ruht hochgebettet, stolz und sicher in ihrer Nacktheit, und die Männer dienen ihr wie Pagen. Beglückt merkt sie, wie aus dem melancholisch verkapselten Knaben wieder der zärtlich werbende Mann wird. Diese Nacht darf nicht in dummer Sentimentalität versickern. Ah – ist es nicht schön, dies Fest? Niemandem tun sie Böses damit, wenn sie nur selbst frei es wollen.

"Trink, du!" Sie hält Bert das Glas entgegen, und ihre Augen überströmen ihn mit Zärtlichkeit, die bittet und verspricht in einem.

Eine der unzähligen kleinen Taktfragen dieser Nacht: welchen Kosenamen soll sie Bert geben? "Liebster" ist wirklich ausschließlich für Redy; aber wenn Bert das dauernd hört, will er auch was haben. Zum Glück kann man "Du" sagen auf eine Art, daß der Angesprochene dabei alle Engel im Himmel für sich persönlich musizieren hört.

"Gib mir auch, du!" Und sie trinkt den letzten Schluck Wein aus seinem Mund, und seine Arme, die sie nur locker hielten, pressen sich stärker um ihren Leib.

"Bert!" ruft Redy. Er hat einen Würfelbecher in der Hand. "Knobeln wir, wem sie gehören soll, die Hexe Lott!"

Eine Spur von Angst wird in ihr wach: das kann gefährlich werden, wen es auch treffen mag. Aber sie hat wohl doch ein wenig zuviel getrunken, und die Lust, Einsatz zu sein bei diesem tollen und doch nicht ernstesten Spiel, stiebt alle Bedenken fort.

"Komm – auf dir selbst wollen wir dich auswürfeln, auf diesem wonnevollen Leib, unserm süßesten Zeitvertreib!"

Willig, mit ihrem leisen Lachen tief in der Kehle, gleitet sie von den hochgetürmten Rückenkissen herab. Und auf ihrer schimmernden Bauchdecke, die sich von dem hohen Brustkorb straff niederschwingt zur Wölbung der Schenkel und dem zarten beschatteten Hügelchen, zeichnet der stülpende Lederbecher ein rosiges Rund, rollen die kalten Würfel. Plötzlich mit gespanntem Ernst hocken die Männer zu beiden Seiten ihres lebendigen, leis atmenden Tisches.

Redy siegt beim ersten Wurf. Redy siegt beim zweiten Wurf. Und Redy siegt beim dritten Wurf.

Lott lächelt. Es ist das unbewußte Lächeln süßer Willenlosigkeit der Frau, die dem angehört, der Sieger blieb im Kampf um ihren Besitz. Gleich überdeckt von Gedanken: Oh, ich bin froh für ihn; so ist es ja schließlich auch, ihm gehört sie an, trotz Bert; also eigentlich nichts Neues. – Hätte Bert "gesiegt", so hätte sie das gleiche gedankenferne Lächeln des gewonnenen Weibes gehabt.

Aber da merkt sie, daß die Männer es scheinbar bitter ernst genommen haben. Redy jubiliert, stolz und wie endgültig befreit von einer verheimlichten Qual, in seiner bestätig-

ten ^[56]. Und Bert hockt da ganz bestürzt, als hätte dies Würfelgeklapper wirklich eine schicksalhafte Bedeutung.

Energisch schnipst sie das dumme Zeug von ihrem Bauch.

“Kinder, macht doch keine Geschichten! Das wußten wir ja schon länger, daß ich deine Frau bin. Und solange es uns beiden Freude macht, deine Geliebte!” lächelt sie Bert zu. Und sie legt die Arme um ihre nackten Körper und zieht sie sanft zu sich nieder.

Jetzt hätte sie vielleicht dem “Besiegten” betont den Vorzug geben müssen, um sein offenbar stark gesunkenes Selbstbewußtsein wieder aufzurichten. Aber zu sehr darf sie auch Redys bedrohte Sensibilität nicht vergessen. Und wenn man bei einer solchen Angelegenheit vorsichtig lavieren muß, dann läßt man schon besser die ganze Geschichte.

Redy streicht jetzt ganz unbekümmert den Sieger heraus.

“Jetzt bist du meine, du!” Hart nimmer er sie in seine Arme, schiebt Bert rücksichtslos zur Seite, und unter seinem ungewohnt herrischen Gesicht, seinem brutalen Zugriff zittert sie auf und hebt ihm ihren Schoß entgegen, in wilder Fügsamkeit.

Bert hat wohl den tieferen Akzent der Leidenschaft gespürt, mit dem sich die zwei Menschen vor ihm einander geben. Jetzt zum ersten Mal suchen Lotts Lippen, keuchend von Redys Stößen, nicht mehr den Mund des Jungen, liegen gefangen unter Redys wüthen Küssen. Redys Finger kneten den Frauenkörper auf und ab und lassen keinen Platz für die zaghaften Hände des Jungen. Ausgeschlossen fühlt er sich, beiseitegeschoben in einer sichtbaren Entscheidung. Und er, dem nie der Gedanke einer solchen wilden Dreiheit gekommen wäre, kann nicht kämpfen, nicht “sich beweisen” mit prahlerischen Mannesleistungen.

Jetzt hätte Lott seine schlimmere Gehemmtheit spüren müssen, vorsichtig mit ihm sein, einführend. Aber sie ist entfesselt. Sie weiß kaum, wie sehr sie ihn eben, zum ersten Mal, draußen gelassen hat. Sie greift nach ihm.

Er ist gehorsam. Er weiß schon im voraus seine schmachvolle Niederlage.

Zu spät wird sie gewahr, daß sie zu rasch war. Er hat die Arme um ihre Schultern geschlungen und verbirgt sein Gesicht an ihrem Hals, in brennender Scham.

Das bringt sie zu sich. Sie beißt sich die Lippen.

Das Schlimmste ist, daß ihm das schon damals passiert ist. Nach einer verrückten Nacht und einem Tag Arbeit noch eine Nacht auszufüllen, das kann man nicht von jedem Mann verlangen; von Redy auch nicht, notabene. Der arme Junge hat sich damals schon halbtotgeschämt, sie hatte die größte Mühe, ihn zur Vernunft zu bringen. Und jetzt dies – er wird sich einen moralischen Knacks holen und sich für gottweißwie verächtlich halten. Aber heute – das war ja gleich zu sehen, daß nur seine dummen unaufgeräumten Vorurteile ihn hemmten.

Und nun stehen wir da und können versuchen, das wieder einzurenken. Und an dem allen ist wieder mal sie schuld.

Wie instinktiv hat sie angefangen ihn zu streicheln, sanft und beruhigend. Zornig blitzt sie Redy an, der schon den Mund zu einer schnodderigen Bemerkung öffnet.

“Verzeih mir, du,” sagt sie leise mit ihrer warmen Stimme.

Bert zittert auf, und sie muß wider Willen lächeln.

“Ich war roh – wir waren beide roh. Wir hätten wissen müssen, daß dies nicht so einfach für dich ist. Daß du noch sämtliche Eierschalen deiner guten Erziehung irgendwo kleben hast. Aber, du – wir beide, du und ich, wir dürfen auch nicht vergessen, daß es

⁵⁶Lücke, Wort fehlt im Original.

für Redy – auch nicht einfach ist, nicht?“ Sie preßt ihn ein wenig, und es kommt ein Nicken zurück. “Siehst du. Und weil ich Redys – ich hab doch gesehen, wie es Redy zumut war; und da schien mir dies die beste Lösung. Und dabei hab ich dich eben ein bißchen überschätzt. Das heißt, nun versteh mich um Gotteswillen nicht auf die unglücklichste Weise falsch, du närrischer Junge! Ich meine: deine gedankliche Entwicklung überschätzt, jawohl, mein Junge. Denn alles, was dich hier hemmt, sind doch Präzepte, die du unbe-sehen übernommen hast.”

Sie spürt, daß er nicht einverstanden ist. “Ah – das weißt du wohl noch nicht, daß auch unsere Gefühle zum Teil in den Bahnen laufen, und unsere körperlichen Reaktionen desgleichen – in den Bahnen, die die überkommene Moral ihnen vorzeichnet?“ Sie lacht leise in sich hinein und sagt dann weich: “Du glaubst doch wohl, daß Redy mich liebt? Und daß es ihm schrecklich war, als... Nun ja, du hast gesehen, wie ungehemmt er sich hingeben konnte. Weil seine ganz natürlichen Reaktionen nicht mehr von Großmutter's Moralkodex verdrängt werden. Und so, siehst du, hab ich geglaubt, würdest du auch reagieren in unserm Kontakt. Und wir hätten Redy viel Kummer erspart. Und nun hab ich *dir* Kummer gemacht stattdessen, du!“ Sie küßt seine dicken, verstrubbelten Locken, die ganz nah vor ihrem Mund sind. “Das wollte ich nicht,” sagt sie leise. Die ganze Zeit hat sie nicht aufgehört ihn zu streicheln, ruhig, als striche sie über das glänzende Fell eines Hundes. Nun merkt sie, wie er sich ein wenig entspannt.

“Nein, nein – das ist noch nicht alles,” sagt er mühsam in ihre Halsmulde hinein. “Oh – ”

Sie lächelt über seinem Kopf. “Oh, ich weiß woran du jetzt denkst. Ja meinst du denn,” sagt sie mit einem Anflug von Entrüstung, “daß ich den Wert eines Geliebten an der Menge der vergossenen Spermatozoen messe? Erstmal war hier deine Gehemtheit der Grund und nichts weiter. Und wenn du glaubst – ” Sie hat wieder ihr tiefes kehliges Lachen, unter dem Bert aufzittert, und blinzelt Redy begütigend zu – . “Wenn du glaubst, daß Redy immer so ein Teufel ist wie heute nacht... ”

“Oho!” grölt Redy dazwischen.

“So,” meint sie kampflustig (sie weiß, worauf sie hinauswill), “wenn du zum Beispiel eine ganz ausnahmsweise produktive Nacht hinter dir hast, und einen Tag Arbeit, mein lieber Redy – dann wirst du dich am nächsten Abend ganz friedlich auf die Seite drehen und herzlichst Gute Nacht wünschen. Und schnarchen wie die drei gerechten Kammacher. Stimmts?”

Redy gibt sich nicht geschlagen. “Das käme auf die Frau an,” brummt er.

Das war ein bißchen hart – der Ahnungslose! Fast hätte sie sich verraten, aber sie fängt sich noch ab. “Die Frau – ! Schließlich bin ich die Frau, mit der du zu tun hast. Hoffe ich wenigstens. Na, und so tüchtig du dich auch heut gezeigt hast, die nächste Nacht wirst du garantiert nichts kaputt machen. Und wenn du sogar noch eine ganz andere Frau neben dir hättest.”

“Genügt mir vollauf,” knurrt Redy. Ihm scheint Lotts ausschließliche Zärtlichkeit für Bert allmählich auf die Nerven zu fallen. Nun ja, sie kann da nichts sagen, sie hat ja keine Pein bei dieser Sache. Aber wenn ein bacchantisches Fest in einen Eiertanz zwischen Gefühlen und Sentimentalitäten ausartet...

Auf jeden Fall, jetzt muß sie erstmal diesen armen Jungen, das Opfer ihrer unbedachten Rücksichtnahme auf Redy, wieder auf seine moralischen Beinchen bringen. Sollten Redy inzwischen die seinen einknicken, dann kann sie sich ihm ja anschließend zuwenden, gestärkten Mutes durch den einen Erfolg.

“Und dann, außer allem...”, sie spricht in Berts Lockengewirr hinein, eindringlich, langsam, “ist ja noch nicht aller Tage Abend. Und das heutige Arrangement keine stehende Einrichtung.” Ganz leise: “Verstehst du mich, du?” Sie wagt nicht zu Redy hinzusehen. “Oder willst du jetzt nichts mehr von mir wissen, weil ich so...”

Da gleiten seine Arme pressend an ihrem Körper herab und umschlingen hart ihre Hüften. Sie hat ein Lächeln der Befreiung und des Sieges. Sacht nimmt sie seinen Kopf, der noch immer in ihrer Halsmulde vergraben ist, sieht ihm in die Augen und spürt, wie sie dabei den Ausdruck der Angst absichtlich in ihrem Blick verstärkt.

Seine Augen sind ganz schwarz und wie blind, aber dann erfassen sie die Angst in ihrem Blick, und leise steigt ein glückliches Lächeln in seinem bleichen Gesicht auf. Und sie sagt in seine Augen hinein, mit kaum bewegten Lippen: “Ich will nicht, daß dies das letzte Mal ist, du!”, und wandelt den Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Augen in heißes Bitten. (Welch eine Schauspielerin sie ist!)

Er wirft sich auf ihren Mund, noch ein wenig linkisch, wie ein Kind, dem die Mutter eben verziehen hat und das sich noch ein wenig schämt, aber endlich befreit. Und der Kuß tut das übrige.

Nun wird es aber Zeit, daß sie sich um Redy bemüht. Der sitzt auf dem Bettrand und folgt der Szene mit einem verkrampften Hohnlächeln.

Aufatmend legt sie ihre Hand auf die seine, preßt sie fest und sagt bittend: “Redy, eine Zigarette!” Und dabei sieht sie wieder *ihn* ganz beschwörend an. (Nein, Kinder, ihr überanstrengt mich wirklich ein bißchen reichlich.)

Und wie er schon achselzuckend aufstehen will, nimmt sie zart seine Hand und küßt sacht und lange die Innenfläche, einatmend, mit geschlossenen Augen. Eine Geste, die sie nur ganz selten hatte, und nun schon seit langer, langer Zeit nicht mehr. Die ungefähr bedeutet: du mein angebeteter König. Eine Geheimsprache aus ihrer beider Leben, und die Bert nicht wehtun kann, weil er sie nicht versteht.

Redy hat verstanden. Er neigt sich über sie, und mit seinen starken Händen streicht er ihr hart das Haar nach hinten, daß die Haarwurzeln schmerzen und die Stirnhaut ganz straff wird. Und wie eine Sonde tauchen seine Augen, die jetzt durchsichtig grau sind um das erweiterte Schwarz der Pupillen, in die ihren. Und jetzt antwortet sie *ihm* mit einem Blick voll Angst und Versprechen.

Bert liegt in ihrem Arm, ein getrösteter Knabe, in dem die Lust zu spielen wieder erwacht.

Lott allein hat Bert zum Bahnhof begleitet.

Als der Zug aus der Halle rollt, beugt er sich weit aus dem Fenster, und auf seinem übernächtigen Gesicht ist plötzlich ein gequälter Ausdruck, in seinen weit geöffneten Augen fast ein Entsetzen.

Sieht er mich jetzt so, wie er sich meiner nicht erinnern möchte?

Ah verdammt, daß sie kaum Geld bei sich hat! Sie wäre auf den fahrenden Zug gesprungen und hätte alles getan, damit dieser Ausdruck, an dem sie schuld ist, nie wieder in seine Züge kommt.

Wie rasend kommt sie zu Hause an. “Ich fahr nach Hamburg,” sagt sie mit verbissener Entschlossenheit.

Redy stockt einen Moment. “Dann fahr ich mit.”

Sie fühlt sich nahe am Ausbrechen. Aber ihre Augen und ihre Stimme sind kalt: “Ich will hinfahren – Berts wegen, du weißt es. Und diesmal wird es kein Dreieck sein, das

sag ich dir. Er hat es wirklich nicht ganz vertragen können, scheint mir. Nun muß ich sehen . . . ”

“Ah, immerhin, er ist doch kein Säugling!” Redy ist es, der ausbricht. “Wenn er da nichts begriffen hat, dann war er eben der ganzen Sache nicht wert, dann . . . ”

Der kalte Spott in Lotts Augen erinnert ihn an gewisse Regeln des Fairplay, und besänftigter fährt er fort: “Überhaupt, nun sei doch mal für fünf Minuten vernünftig, Baabe. Alles hat seine Zeit, wie schon der olle Rauschebart in der Bibel sehr richtig bemerkte. Wir müssen doch endlich auch mal an uns selbst denken!” Er zuckt die Achseln, kaustisch: “Wenn es so steht, wie du behauptest, hat ja dieser Verkehrsunfall weiter keine nachteiligen Folgen für – für unser Leben, deins und meins und Friggas, nicht? Und ich meine, es wäre an der Zeit, uns nach einer passenden Wohnung umzusehen. Dauernd reden wir von einem Häuschen . . . ”

“Natürlich, aber vorher muß ich das in Ordnung bringen, was wir da vielleicht unbedachterweise kaputtgemacht haben,” sagt sie mit dem Ton einer leidenschaftslosen Feststellung, den er so gut kennt.

Es vergehen drei Wochen, bis sie endlich die gemeinsame Reise ins Werk setzen können. Gerade hatte die Mutter Anschaffungen zu machen für die Kleine, und es ist natürlich Ehrensache, daß das Geld dafür sofort abgeht, ebenso wie der laufende “Pensionspreis”. Sie wollen auch nicht mit ängstlich abgezählten Groschen in Hamburg ankommen. Und Redy, obwohl er sich nichts anmerken läßt, scheint über den Zusammenbruch seines Glückes zu grübeln und tut keinen Federstrich.

Von Bert kommt die ganze Zeit keine Nachricht, und sie verzehrt sich in Unruhe: Was ist mit ihm? Peinigt er sich da, der närrische Junge? Aber sie wagt es auch Redy nicht anzutun, daß sie einfach allein losfährt.

Morgens kommen sie in Hamburg an. Wie es nicht anders möglich ist – das “Der Kerl kommt mir nicht über meine Schwelle!” besteht immer noch –, geht Lott zu ihren Eltern, Redy zu den seinen. Sehen werden sie sich wohl nur im H.-K. während dieser Tage.

Wenn man einen ausgiebigen Mittagsschlaf einlegt, geht so ein Tag im Schoße der Familie ganz schnell herum. Zufällig kommt Betty nachmittags und bricht in lautes Entzücken aus über das unverhoffte Wiedersehen – es ist wirklich sehr nett. Und die kleine Frigga, die ihre Mutter schon nicht mehr kannte, hat bald ihre Scheu überwunden und sitzt friedlich auf ihrem Schoß, mit der neuen Puppe spielend.

Ehe sie sich am Bahnhof trennten, hat Lott ihrem Mann vorgeschlagen, noch heute mit dem Kind zu seinen Eltern zu kommen. Er hat abgewehrt. “Ach iwo denn, ich weiß ja gar nicht, wie ich meinen Tag hinbringen werde, wahrscheinlich hau ich mich gleich in die Falle. Und du wirst am besten ein gleiches tun in Voraussicht dessen, was du dir vorgenommen hast.”

Eigentlich kann er sich fabelhaft beherrschen. Er schien gar nicht so niedergedrückt, wie sie es gefürchtet hatte.

Sie hat Bert nicht geschrieben, sie will ihn überraschen. Nun wartet sie auf ihn in seinem Zimmer, nach Geschäftsschluß. Stunden über Stunden wartet sie, bis sie ganz steif wird in dem unbequemen Sessel, raucht unzählige Zigaretten, mehr und mehr überwältigt von der dumpfen Lähmung der Enttäuschung.

Um zehn Uhr sieht seine Wirtin herein, ein buckliges, verschüchtertes altes Frauchen: “Fräulein, ich glaub . . . Ich wollte jetzt eigentlich schlafen gehn, Fräulein . . . ”

Rasch wirft sie ein paar Worte auf ein Blatt Papier und steigt neben der kleinen Buck-

ligen die Treppe hinunter. Die erklärt ihr angelegentlich, es sei noch nie vorgekommen, daß ihr Zimmerherr nicht gleich nach Geschäftsschluß nach Haus gekommen sei. "Er ist ja so 'n solider junger Mann, Fräulein . . . "

Will sie ihn ihr anempfehlen, oder will sie sie rügen, daß sie offenbar gekommen ist, um den soliden jungen Mann auf Abwege zu führen? – Wichtigkeit.

Wohin nun? Sie hat keine Ahnung, wohin er gegangen sein kann, Und sie merkt, daß sie im Grunde gar keine Lust hat, ihn zu suchen. Vor allem fühlt sie sich gereizt, wie ein Kind, das seinen Willen nicht gekriegt hat.

Ins H.-K.? Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß er ausgerechnet heute gerade dahin gegangen sein sollte. Und mit Sicherheit wird sie Redy da treffen. Und seinen begreiflichen Triumph möchte sie nicht sehen.

Am nächsten Tag bekommt sie einen Brief von Bert. "... Ich habe ein Mädchen kennengelernt, wir lieben uns, und wir wollen uns heiraten. Es ist besser, liebe Lott, daß wir uns nicht mehr sehen."

Wie es nicht anders zu erwarten war, ist ihre erste Reaktion ein zorniges "Das werden wir sehen!". Aber der ehrliche Kerl in ihr konstatiert: Schmerz ist es nicht, was da in ihr aufwallt, nur die scharfe Enttäuschung ihres Eigensinns, daß es anders gegangen ist, als sie es sich in den Kopf gesetzt hat, und daß da schon eine andere das Trösteramt übernommen hat. Langsam drängt sich ein Gefühl der Erleichterung durch (nur das "liebe Lott" kränkt scharf ihre dumme Weibeseitelkeit). Und mit einemmal wird ihr klar, daß die Liebe zu Bert ihr unmerklich entglitten ist, daß da nichts mehr geblieben war als ihr Eigensinn und das drängende Gefühl der Verantwortung: das wieder in Ordnung bringen, was sie angerichtet hat.

Wann denn hat ihr Gefühl zu Bert sich gewandelt? Sollte sie so brutal animalisch sein, daß doch seine männliche Ungenügendheit – ? Ach, es ist wohl ganz einfach, weil sie erkannt hat, daß auch er ein weicher Mensch ist, weil auch er vor allem die überlegene Kraft und das Verantwortungsgefühl in ihr in Anspruch genommen hat; und von einer so gearteten Liebe hat sie wohl gründlich genug.

Ein Glück, daß ich nicht meiner sentimentalen Gewohnheit gemäß einen Haufen Blumen mitgenommen und bei ihm gelassen habe, denkt sie amüsiert.

Abends im H.-K. sieht sie Redy in seiner alten Stammecke, umgeben von den alten Freunden. Gottseidank, das Wiedersehen scheint ihn zerstreut und aufgemuntert zu haben. Aber als er sie erblickt, kommt ein gespannter Ausdruck in seine Züge. Sie setzt sich ihm gegenüber, und während sie rundherum Hände schüttelt, reicht sie Redy den Brief hinüber. Sie ist ihm dankbar, daß er keinen Kommentar macht. Ganz nebenbei wirft sie hin, als er ihr den Brief schweigend zurückgibt: "Reisende Leute soll man nicht aufhalten."

Sie sind leichtsinnig gewesen, man kann es auch Redy nicht verdenken, daß er seine Zahlungsfähigkeit genießen und seine Erlösung feiern wollte: in zahlreicher Bande sind sie durch die Nachtlokale gezogen. Der nächste Abend, Dr. Nebbichs Geburtstag, endet auf dieselbe Weise, und am folgenden Morgen muß Lott feststellen, daß ihnen nicht mehr genug Geld für die Heimreise geblieben ist.

Ihre Eltern anpumpen – ? Scheußlich. Und kurzentschlossen setzt sie sich hin und schreibt einen reizenden Brief, expreß, an Herrn Simon ^[57], den Kassengewaltigen bei Mosse: ... er müsse sie wohl oder übel auslösen, mit der telegrafischen Anweisung einer Akontozahlung. Sie ist zufrieden mit dieser Verzögerung: das gibt ihr noch einen Tag

⁵⁷Im Original "Martin" durch "Simon" ersetzt.

mit ihrer kleinen Frigga; ein bitterer Moment war es doch, als das Kind sie nicht mehr erkannte, und auch ihr war die blühende Puttenschnute schon unheimlich fremd geworden.

Prompt kommt die gewünschte Summe an, und für Lott ist es wie ein Sieg: sie weiß, daß Herr Simon damit gegen die heiligsten Gesetze seiner Kassenführung verstößt. So kann sie also doch noch etwas erreichen, sei es nun als Frau oder als "geschätzte Mitarbeiterin".

Sie geht zu ihrem Kind hinaus, das in der luftigen Gartenlaube, eingemummt wie ein Wollbällchen, in seinem Ställchen rumort, kauert sich zu ihm hin und erzählt ihm: "So, nun wollen wir mal für eine Weile versuchen, ein bißchen vernünftig zu sein. Mal wieder zu arbeiten anfangen. Ein hübsches Häuschen anschaffen, mit ebenso schöner Sonne wie hier, aber keine dummen Gemüsebeete, bloß lauter Rasen für Frigga, dick wie ein Bärenpelz, und auch ein paar Blumen für Lott. Und dann bleiben wir immer beisammen. Das wird aber schön sein!"

Und die Kleine, die ihr aufmerksam und ernst zugehört hat, patscht die molligen Händchen zusammen und kräht vor Vergnügen, als hätte sie alles verstanden.

Kapitel 13

“Baabe! Baabe, wo bist du? Da hab ich dir jemand mitgebracht, Baabe!” ruft Redy schon von der Haustür her.

“Richard Prießnitz, mein neuester Freund. Auch so einer, der die Liebe zu dem ewig Schönen et cetera im Busen trägt. Aber vernünftig genug, daraus keinen schnöden Broterwerb zu machen. Nennt sich stattdessen stolz Sekretär.”

“Stolz – ! Sie machen mich unmöglich, Mann.”

Lott konstatiert die Art, wie sie den Fremden prüfend anblickt. Wird sie denn jetzt jedem Mann so gegenüberreten, mit der schweifenden Witterung des freien Tieres? Ist es wirklich schon so weit mit uns, Redy?

Gewiß, niemals, selbst in der Zeit ihrer innigsten Liebe zu Redy, hat ihre Weiblichkeit sich völlig auf ihn zurückgefaltet. Immer war sie sich männlicher Gegenwart bewußt gewesen und ihrer eigenen Wirkung auf jeden Mann; das funktionierte einfach von selbst, ganz am Rande ihrer sonstigen Beziehungen zu diesen Männern, und ohne Zusammenhang mit dem, was Redy gehörte. Aber all das war ganz anders gewesen als dies jetzt. Der machtvolle Kern ihres sexuellen Lebens war doch ihre Liebe zu Redy gewesen, und alles andere spielerische Fioritüren, von derselben Bedeutung wie eine Arabeske auf ihrem Kleid. Jetzt wird ihr klar, daß das Suchen nach einem Partner in den Mittelpunkt ihres Triebens getreten ist – und wie stark das für sie wiegt, das weiß sie.

Richard Prießnitz ist eine sehr anziehende Erscheinung. Verdammt kluge Augen unter der offenen Stirn, die Züge kräftig herausgearbeitet, aber nicht brutal, keine Unze Fleisch zuviel oder zuwenig in dem länglichen Gesicht, und ein energischer, noch junger Mund. Er ist groß und schlank, breite, gerade Schultern, schmale Hüften.

Seine ruhigen Bewegungen sind leicht und sicher, und er hält sich wunderbar. Eine von den Gestalten, auf denen der schäbigste Konfektionsanzug wie vom ersten Schneider wirken würde.

“Er wollte erst gar nicht mitkommen,” erzählt Redy aufgeräumt. “Hatte Angst, dir so unvorbereitet ins Abendbrot zu fallen. Hab ihm aber gesagt, daß es direkt ein gutes Werk von mir wäre, dir mal ’n netten Menschen ins Haus zu bringen. Ich sag Ihnen ja: wenn sie nicht auf die Redaktion gehen müßte, würde sie wochenlang nicht die Nasenspitze von ’nem Menschen sehen. – Na, das ist überhaupt das erste Mal, seit wir hier draußen wohnen – . Feierlicher Moment, sozusagen. Da muß ich doch mal eben in den Laden rüberlaufen und sehen – . Gibst du mir mal eben ein paar Groschen, Baabe?”

Nachher führt Redy seinen neuesten Freund im ganzen Haus herum; alles muß er besichtigen, vom Keller mit der Zentralheizung bis zu dem geräumigen Boden, wo Redy

sich eine Werkstatt einzurichten gedenkt. Lott hat ein duldsames Lächeln für seinen Stolz und Eifer. Im Grunde ist sie ebenso stolz und froh wie er, daß sie dies hübsche und hübsch möblierte Häuschen haben mieten können für einen beängstigenden Preis; sie ist nur nicht so harmlos aufrichtig wie er, es so zu zeigen. Noch ist es ihnen selbst ein wenig neu, es ist kaum zwei Wochen her, daß sie es bewohnen.

Lott ist gerade in einem ihrer Anfälle von Ordnungmachen; nach dem Abendessen, während des Plauderns, nimmt sie die Schachtel vor, in die sie alle vertüdeten Fäden getan hat, wie sie sich im Lauf der Jahre in Nähkasten und Nähtäschchen ansammeln; ein großer Plusch: Wolle, Zwirn, Seide.

Die beiden Männer sehen auf die gehaltenen Bewegungen ihrer schönen sensiblen Finger, die wie lauter intelligente Einzelwesen die Verknotungen und Eindrehungen entwirren.

Mit raschem Entschluß zerzt Lott den lockeren farbigen Ballen in drei Teile, schnipst Redy eins hin und reicht auch dem Gast eins hinüber, mit einem Lächeln, in dem der Spaß an dem guten Einfall das Ewigweibliche mildert. "Da, Kinderlein. Tut auch mal was."

"Nun, schließlich kann ich mich auf einen berühmten Vorgänger berufen –"

Das Lächeln, mit dem Richard Prießnitz sich gehorsam an die Arbeit macht, gefällt ihr; er scheint die kleine Szene genau richtig zu beurteilen.

"Ach ja, natürlich," spottet sie. "Das ist entschieden sicherer, als etwa selbst mal Vorgänger zu sein. – Nein, aber wahrhaftig, es ist mir noch immer selbst unfaßbar: stellen Sie sich vor, daß ich diesem Mann da die Strümpfe stopfe! Dabei bin ich keine Suffragette, gar nicht nötig. Einfacher gesunder Menschenverstand. Oder, wenn Sie wollen, die Neigung, sein Leben nach unvoreingenommenen Gedankengängen einzurichten. Und mir muß sowas passieren! Ich komme mir selbst wirklich äußerst lächerhaft vor."

"Na, lassen Sie man, diese Frau zieht uns noch allen die Zipfelmütze bis über die Ohren," kommentiert Redy gutgelaunt. "Und dabei habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß sie ihren Namen von einer Hexe übernommen hat: die Hexe Lott."

Nein, diese Ahnungslosigkeit geht schon zu weit. Nicht genug, daß er ihr einen Mann zuführt, der ihr gefallen muß – nun macht er auch noch gefährliche Reklame für sie.

Morgen bringt die Mutter die kleine Frigga.

Ja, sie bringt das Kind, und sie wird es wohl gleich wieder mit zurücknehmen müssen. Diesmal ist Redy wohl wirklich im Ernst fortgegangen.

Lott hat noch das kurze klackende Einschnappen der Haustür im Ohr, das in dem stillen Haus bis ins Schlafzimmer hinauf vernehmbar war. Hierher war sie gegangen, um aus dem Wege zu sein. Außerdem wollte sie es für das Kommen der Mutter mal ein bißchen gründlich in Ordnung bringen.

Sie hielt mit Staubwischen ein; aber sie zwang sich, unbeweglich auf ihrem Platz zu bleiben, die Panik des Mitleids niederzuhalten, das zitternde Aufatmen des Befreitseins stark genug dagegenzustemmen.

Unerträglich waren diese vergangenen Wochen.

Das haben sie sich beide nicht vorgestellt, als sie vor zwei Monaten dies Häuschen mieteten, daß die endlos gezerzte Agonie ihrer Ehe sich darin abspielen würde.

Mein Gott, von ihr aus hätte keine Agonie zu sein brauchen. Im Gegenteil: hätte Redy sich damit abfinden können, für sie hätte eine Liaison mit dem einen oder andern Mann ihre Gemeinschaft mit Redy auf ein höchst glückliches Gleichgewicht gebracht.

Aber seit er sie mit Richard "überraschte", ist es völlig aus. Es war einfach eine

Geschmacklosigkeit von ihm. Als er allein ins Schlafzimmer hinaufging und sie beide alleinließ, wußte er ganz genau, was geschehen würde. Die Luft war so vibrierend geladen, daß ein Milchkalb Bescheid gewußt hätte. Es hätte ihm sogar schon genügen können, daß sie das Porzellankleid anzog, um Richard zu empfangen. Diesmal natürlich dezent mit der allernötigsten Unterwäsche – sehr eleganter Unterwäsche, die sie vor noch nicht langer Zeit mit Redy zusammen ausgewählt hatte.

Wenn sie es nicht so verrückt eilig gehabt hätten, um sogar die elementarste Ästhetik sämtlicher Präliminarien außer acht zu lassen, wäre Redy wahrscheinlich gerade in den Schlußakt hineingefallen; und für ein solches Zerreißen hätte sie ihn auf immer verabscheut. Aber was er noch sehen konnte, war entschieden reichlich genug und eindeutig. Er hat sich auch gleich zurückgezogen, wie ein geprügelter Hund.

Lott zuckt zusammen unter diesem Wort, das sie nur dachte, wie unter einem Schlag. Wie stark ein paar Jahre zwei Menschen miteinander verbinden können, daß alles, was dem andern geschieht, einen selbst verwundet; ja, daß alles, was man dem andern auch nur in Gedanken antut, auf einen selbst sich zurückwendet.

Und seitdem war es kaputt, gründlich kaputt; eine stille Hölle in dem sonnigen Haus, von dem sie angenommen hatten, daß es so etwas wie ein friedliches blühendes Familienglück einschließen würde.

Die endlosen Diskussionensquälereien. Auch vorher, als es um Bert ging, haben sie schon was zusammendiskutiert. Aber jetzt wurde es einfach krankhaft bei Redy. Immer wieder dasselbe aufgeschürft, endlos. Zum Herzbrechen leid tat er ihr, und doch fühlte sie sich manchmal kalt werden und sogar gelangweilt und gereizt. Stunden lag er auf dem Diwan mit seinem blassen unglücklichen Gesicht, seinen starren leidenden Augen. Und wühlte immer in denselben Fragen, denselben Tatsachen herum. Hätte sie es getrieben wie er, so hätte keins von ihnen auch nur einen Strich getan. So saß sie währenddes am Schreibtisch und arbeitete – es sind ja nicht sehr absorbierende Sachen – und hörte dabei Redys Klagen zu. Aber wirklich ganz aufmerksam. Wenn er eine Pause machte, antwortete sie Punkt für Punkt auf alles, was er gesagt hatte. Es war ja immer dasselbe. Und sie konnte auch kaum anders, als ewig dieselben Argumente wiederholen, die zum Kernstück die schlichte Binsenweisheit hatten: Liebe ist kein Butterbrot; wenn man sie zweien gibt, hat keiner darum weniger.

Nein – wie er litt; es *war* nicht mehr anzusehen.

Aber was konnte sie tun? Sagen: ich liebe nur dich? Versprechen: ich will es nicht wieder tun?

Sie braucht diesen Mann Richard wie die Luft zum Atmen. Und wenn nicht ihn, so wird sie andere brauchen. Und es ist nicht ihre Schuld, daß Redy ihr Leben nicht mehr ganz ausfüllt, daß sie sich eine Ergänzung suchen muß. Das hat sie ihm nicht mal gesagt. Sie wollte ihn nicht noch mehr herabdrücken.

Aber statt beinahe die Angeklagte zu sein, die sich entlasten muß, wäre es im Grunde ehrlicher gewesen, ihm aufzuzeigen: da und da und da – Redy, da hast du nicht genügt. Du hast mich überlastet, du hast mich unzählige Male alleingelassen; die ganze Schwere unseres Lebens, mich ließest du sie tragen. Und ich bin eine Frau, und ich habe Sehnsucht danach, eine Frau zu sein und mich, wie unsere Großväter so rührend sagten, an die starke Eiche einer authentischen Männlichkeit anzuschmiegen.

Aber jetzt hatte er schon überschwer an dem zu tragen, was ihre Verschuldung schien, zumindestens ihre brutale Ichsucht, ihr Mangel an Verantwortungsgefühl und liebevoller Rücksicht. Und so etwas – Vorwürfe, Kritik, Urteil – das überläßt man jedem Menschen

selbst. Sie kann es von andern nicht ertragen, dann darf sie es andern auch nicht antun.

Alles das hat nicht gehindert, daß Richard noch ein paarmal gekommen ist, und daß sie die Nacht ungestört auf dem breiten Diwan des Wohnzimmers zugebracht haben.

Jetzt war Redy überhaupt zu keiner Arbeit mehr fähig. Vorher schon, ehe Richard auftauchte, hatte er sich eine merkwürdige Arbeitsmethode angewöhnt. Mit großen Schwung setzte er sich morgens an den Schreibtisch; begann alle Schiebladen und alle Papiere sorgfältig zu ordnen, durchzusehen, zu klassieren, jeden Tag von neuem; wenn sie von der Redaktion zurückkam, saß er vor dem blanken Papier mit absorbiertem Miene; wenn sie das Essen auftrug, erhob er sich mit der Art eines Mannes, der ein gewichtiges Tagewerk vollbracht hat – und das Papier war immer noch makellos weiß, der Schreibtisch allerdings in tadelloser Ordnung.

Nein, Lott, jetzt bist du schon gehässig. Er übernahm doch damals noch gelegentlich ein Referat; das warf er mit seinem schneidigen Stil fast im Stehen hin. Und schließlich hatte er damals doch schon schon an der Geschichte mit Bert zu knabbern. Ah – und Bert hatte nicht daran zu knabbern? Und sie – ? Ja, sie hat den Jungen aufgeopfert und seine feine Liebe, sie hat ihn auf ein Streckbett seelischer Mißhandlungen gezwungen, um Redys willen. Wer weiß...

Es klingelt, kurz.

Welcher von beiden ist es?

Sie spürt die harte Grimasse abwehrender Verachtung: vielleicht hat er schon wieder genug von seinem Heroismus.

Richard. Er steht da mit der reservierten Haltung eines Gentleman, der noch nicht weiß, was ihm beschieden sein wird.

Mit einem langen Ausatmen schmiegt sie sich in seine Arme, die der unerwarteten Begrüßung erfreut nachkommen.

“Du bist allein?”

Mit einem sarkastischen Lächeln: “Du hast es gesagt.”

Sie zieht ihn in den Vorplatz, hebt den Arm in einer langsam sich streckenden Geste und schiebt den Vorhang zurück, hinter dem sie ihren Toilettentisch installiert hat, neben dem engen Badezimmer. (Noch in Hamburg schien ihr ein schmales Glasbord unter einem kleinen Spiegel, vor dem man sich stehend zurechtmachte, durchaus genügend in seiner anspruchslosen Sachlichkeit.)

“Ich hab dich gar nicht erwartet,” lächelt sie seinen Augen im beleuchteten Spiegel zu. Sie öffnet die flache Puderdose und stäubt sich mit der Riesenquaste aus feinen Schwannendaunen über die Nase, mit spielerisch-flüchtiger Sorgfalt – eigentlich nur um der Geste willen, die sie freut. Diese Quaste ist auch eine kürzliche Anschaffung, und sie ist heimlich verliebt in ihr Cachet von Weiblichkeit.

Auf dem dunklen Hintergrund des Spiegels versucht sie sein Lächeln zu begreifen, das ihr so gut gefällt. Aber das ist doch, zum Donnerwetter – ja, ohne Zweifel, dies Lächeln sagt: kleines Mädchen, das spielt. Und so hat es auch vorher schon manchmal gesagt. Diese Entdeckung kratzt Lott; aber sie kratzt sie nur “im Kopf”. Seinem Charme kann sie sich nicht entziehen. Und sie wendet sich langsam zu ihm um, der sacht die Arme um sie legt, und hebt ihm ihren Mund entgegen.

Sie liegen lange in den Vormittag hinein in dem breiten Doppelbett, das von den weitgeöffneten Fenstern her immer voller mit spritziger Frühlingssonne überschwemmt wird.

Lott ist in einer ihrer seltenen Erzähllaunen. Vielleicht, weil jetzt ein Schlußstrich gemacht ist. Sie spricht nicht von Redy. Von weiter zurückliegender Vergangenheit, und mit einer Rückhaltlosigkeit, die sie erstaunt. Von einem kommt sie ins andere.

Richard hat den Kopf aufgestützt und betrachtet sie aufmerksam.

“Na, nun aber Schluß,” bricht sie endlich resolut ab, wirft sich zu ihm herum und streicht ihm mit weicher Geste über Schulter und Brust. “Mir ist ja schon der Hals ganz trocken. Wie kann man nur – ! Ich hab dich stundenlang gepfählt, glaub ich. Ich weiß, daß meine Art zu erzählen nicht gerade sehr passionierend ist,” sagt sie beschämt.

Sein anziehendes Lächeln ist von Zärtlichkeit und Nachdenklichkeit vertieft. “Nein, das kann man in der Tat nicht behaupten. Merkwürdig erzählst du. Als wenn es dir um jedes Wort leid täte, das du losläßt, so schmeißt du es einem an den Kopf. Eigentlich monologisierst du. Du kümmerst dich gar nicht darum, ob dein unglücklicher Zuhörer mitkommt. Deine Worte sind im Grunde nur – Stichworte für deine Gedanken. Soll ich dir mal was schrecklich Weises sagen: selbst wenn du es gerne möchtest, hast du immer Angst, dich preiszugeben – in Worten jedenfalls,” setzt er hinzu und küßt sie leicht.

“Ah?” sagt sie überrascht. “Da hast du recht, glaub ich. Ich glaube sogar, man deformiert die Schilderung, und beinah absichtlich: man benutzt burleske oder zumindest summarische Ausdrücke, um – nun ja, den wahren Klang zu verdecken, den die Sache für einen selbst hat, nicht? Naja, man will doch nicht – eben, wie du sagst: sich preisgeben. Aber dann soll man schon lieber gleich den Mund halten, statt andre Leute zum Narren zu halten! Eigentlich,” meint sie erstaunt, “hab ich darüber noch gar nicht nachgedacht, mich bloß immer geärgert, daß mein Erzählen so holterdipolter rauskommt.”

“Im allgemeinen, scheint mir, hast du eher die Neigung, zu sehr über alles nachzudenken, was in dir vorgeht, nicht?”

“Zu sehr!” entrüstet sie sich. “Mir scheint das eine sehr empfehlenswerte Übung. – Aber hör mal, ich fange an zu merken, daß meine Kenntniss der *Éducation amoureuse* noch manche Lücken hat. Ist es deine Taktik, daß du deiner jeweiligen Geliebten mit klugen Randbemerkungen über ihren Charakter – nun ja, dich interessanter machst, indem du ihr zeigst, wie interessant sie doch ist?”

“Gott, weißt du – zum Glück oder Unglück kann von einem Charakter meistens kaum die Rede sein.”

“Sehr geschickt, sehr geschickt!” freut sie sich mit zärtlichem Spott.

Sie fühlt sich wunderbar aufgetan heute morgen, in der seltenen, sorglosen Verlängerung der Nacht, neben dem schönen langgliedrigen Körper des Mannes, an den nichts Lastendes und Hakendes sie bindet. Man kann das, was sie zueinanderzieht, vielleicht nicht einmal Liebe nennen; höchstens eine ganz unbeschwerte, fast spielerische, sehr reizvolle Abart. Schön wäre es, ihn jede Nacht neben sich zu haben. Und sie reden auf die glücklichste, müheloseste Art dieselbe Sprache. Wenn sie eine Weile miteinander leben würden, solange es andauert?

Sie hat noch kaum darüber nachgedacht, da hat sie ihm schon den Vorschlag gemacht, so einfach, als wenn es sich um einen Spaziergang handelte. Er scheint sie schon ganz gut zu kennen: er faßt ihn genauso einfach auf, wie er gemacht ist, ohne Hintergedanken zu vermuten. Aber er möchte auch nicht die flüchtigste und leiseste Bindung irgendeiner Gemeinsamkeit. “Gerade Menschen wie wir können ihre Freiheit gar nicht eifersüchtig genug bewahren.”

“Freiheit!” ruft sie aus. “Wenn du das Freiheit nennst, da deine undeutliche Angelegenheit bei dem komischen Kerl! Ich dachte gerade, du würdest froh sein, da herauszu-

kommen.”

Er dreht langsam und nachdrücklich den Kopf hin und her. “Oh nein; das ist das beste Maß der Freiheit, das ich mir materiell leisten kann.”

“Na, ich danke!”

Er ist Sekretär bei einem schnurrigen Hagestolz. Ohne Rückhalt, amüsiert, hat er ihnen schon bald erzählt, daß er kaum was zu “sekretären” hat, sondern alles mögliche zu tun: Tee machen, Abendessen herrichten, mehr oder weniger die ganze Hauswirtschaft eines anspruchslosen Junggesellen, der ihn so ziemlich gehen und kommen läßt, wie er selbst es sich einrichtet. Wenn Richard nicht so ausgesprochen männlich wäre, hätte man in dem Gemuschele noch ganz was andres vermuten können.

Ihr wird ein bißchen kühl, und plötzlich gefällt Richard ihr gar nicht mehr so gut, weil er so etwas als Freiheit bezeichnen kann, statt sich mit allen Kräften da herauszureißen.

“Na, und dann: hast du schon darüber nachgedacht, wie sich das mit uns zweien materiell gestalten würde? Du, intellektuelle Frau!” meint er zärtlich und schnipst ihr leicht die Wange.

“Ja, das ist doch nicht das Wesentliche,” sagt sie leichthin.

Langsam wird es nun aber Zeit, daran zu denken, daß sie heut abend ihre Mutter und ihr Kindchen zu empfangen hat. Es ist schrecklich: sie kann sich nicht dazu zwingen, laufend Ordnung zu halten. Das Wohnzimmer natürlich, das hält man schon aus ästhetischer Notwendigkeit einigermaßen instand, das Schlafzimmer aus hygienischer. Aber die Küche ist immer ein wahrer Abladeplatz. Und jedesmal wenn sie einen guten halben Tag drangesetzt hat, um wieder klarzukommen, nimmt sie sich vor: so, von jetzt ab aber – ! Und nachher ist es immer wieder dieselbe Geschichte. In jeder Wohnung müßte eigentlich eine Schreckenskammer schon vom Architekten vorgesehen werden, wo man laufend alles hinsteckt, was man gerade aus den Händen los sein will, und wenn sie bis zur Decke voll ist, räumt man mal auf und aus.

Der Mutter aber will sie doch einen ordentlichen Haushalt vorführen, soweit wie möglich sogar für ihre Begriffe. Lott fühlt sich ganz stolz, der Mutter ein solches Haus als ihre Wohnung zeigen zu können: seit der Altstädterstraße haben wir es doch schon recht weit gebracht! Nur daß Redy gerade jetzt auf die Idee kommen mußte... Die Mutter wird nicht gerade beglückt sein, daß nun wieder etwas auf der andern Seite bei ihr nicht in Ordnung ist.

Nein, die Mutter ist nicht beglückt. Erstmal dauert es eine Weile, bis sie das “Redy ist weggegangen” richtig begreift als “endgültig, für immer”. Niedergeschmettert fragt sie: “Wie ist denn das gekommen?”

“Nun ja, ich hab einige Ehebrüche begangen, und das hat ihm nicht gepaßt,” sagt Lott kurz.

Gerade treten sie aus dem Bahnhof. Die Mutter bleibt stehen, aufgebracht: “Na, das ist aber doch – ! Erst stellst du die ganze Welt auf den Kopf, um deinen Redy zu haben – und nun machst du sowas! Nein, ich versteh dich wirklich nicht.”

“Nein, natürlich nicht,” erwidert Lott störrisch, mit demselben verschlossenen Trotzgesicht, das sie als Kind aufsetzte, wenn die Mutter sie nicht verstand.

Schüchtern lächelt sie ihr Kind an, das aus den Armen seiner Großmutter sie mit großen fremden Augen ankuckt. Ach ja, nur ein paar Monate, und schon kennen wir uns nicht mehr. Das ist einfach beängstigend: man hätte ihr ein ganz anderes Kind bringen können, und sie hätte es annehmen *müssen* als das ihre. Absolut unbekannt sind ihr diese

frischen drallen Rosenbäckchen, das ganze, noch so anonyme kleine Ding. Was redet man denn von Banden des Blutes?

Und dabei hat sie diese ganze Zeit, seit sie das Kind von sich gegeben hat, Nacht für Nacht bange Träume um es gehabt. Bei Tage hat sie oft kaum daran gedacht, aber nachts peinigte ihre verwaiste Mütterlichkeit sie mit fürchterlichen Dingen, die ihrem Kind geschahen; ähnlich wie es nach Alfs Tod war. Nur, wenn sie jetzt aufwachte, brauchte sie nur die Klammer des Traums von ihrer Stirn streichen und wußte aufatmend, daß es in guter Hut ist.

“Es hat sich aber wunderbar herausgemacht bei euch,” lobt sie.

“Oh ja, nicht?” Stolz blickt die Großmutter auf das Kleine, das sich so vertraut in ihren Arm schmiegt und vorhin von seiner Mutter gar nichts wissen wollte. “Nur, sie läuft noch nicht. Du hast ja verlangt...”

“Braucht sie auch nicht. Das kommt schon noch,” sagt Lott ruhig. “Sie ist ja auch erst etwas über ein Jahr.”

Und zum unzähligsten Mal in ihrem Leben hört Lott von ihrer Mutter, daß *sie* schon mit zehn Monaten ganz allein durch die Stube lief.

“Tja, ein Wunder, daß ich keine krummen Beine gekriegt hab bei solcher Dressur,” meint Lott. Ehe sie ihr Kind bei den Eltern ließ, hat sie ihnen einen sehr voluminösen Kodex von erzieherischen Verhaltensmaßregeln unterbreitet. Unter anderm: Nicht schlagen; das überhaupt in Riesenlettern über die ganze Front ihres Erziehungsgebäudes; oh, sie erinnert sich noch zu gut der mörderischen Revolten, die jeder Schlag in ihrer kindlichen Seele entfesselt hat, und dem will sie ihre Kinder nicht aussetzen. – Nicht “laufen lehren”; wachsen lassen, sich ruhig entwickeln lassen, es soviel wie möglich sich selbst überlassen, nicht hätscheln und tätscheln und das kleine Pflänzchen verbiegen mit plumpen Liebesdemonstrationen. Und zum Beispiel auch nicht dies idiotische “Kille-kille”, mit dem man die zarten kindlichen Nerven in Unordnung bringt. Der Vater hat all diesen neumodischen Ideen ein wenig ironisch zugehört, aber die Mutter war auf erstaunliche Weise mit ihr einverstanden. In den letzten Jahren hat sie oft in ihren kargen Mußestunden Lotts Bücher über moderne Erziehung in die Hand genommen; sie ist nicht sehr überzeugt, daß ihre eigene Erziehungsmethode sehr richtig gewesen wäre.

“Und wem findest du nun, daß sie ähnlich sieht?”

Lott schmunzelt. Das hat ja nicht ausbleiben können. Wem soll schon dies blanke Appelschnutgesichtchen ähnlich sehen! Sie kann da wirklich nichts entdecken, alles ist noch möglich. “Weißt du, da bin ich immer noch der Meinung wie die Schwester damals im Krankenhaus: von hinten – der ganzen Familie!”

“Ach, du mußt doch immer...” Die Mutter ist beinahe gekränkt. “Bei uns finden alle, sie sieht mir ähnlich!”

“Ah – ? Das wäre eigentlich die beste Lösung,” sagt sie warm.

Während ihrer beiden Schwangerschaften hat sie gelegentlich zu Redy gesagt: “Wenn es ein Junge wird, muß er mir ähnlich werden, ein Mädchen dir. Wirklich, die kleine Nase, der große, schwellende Mund – der jetzt sogar ‘modern’ ist – und die etwas schiefgesetzten Augen über den starken Backenknochen – eine sehr reizvolle Frau würde es geben. Während meine festen und harten Züge einem Mann sehr gut anstünden.”

Aber wahrhaftig, wenn ihre Tochter ihrer Mutter nachschlagen würde, das wäre doch wohl vorzuziehen.

Lott hat wirklich gedacht, sie würde mit Mutter und Frigga per Taxe nach Haus fahren. Nun hat sie aber gestern Redy alles irgend entbehrliche Geld geben müssen, damit

er einen Fonds hat für den Anfang seiner Alleinheit. Übermäßig viel war es ohnehin nicht. Aber er kann ja seine Arbeit für die Zeitung wieder aufnehmen. Das wäre auch das Gesundeste für ihn, sich mal ein bißchen zusammenzunehmen.

“Nein, Mutter, du tust diese Tage mal gar nichts,” sagt Lott am nächsten Morgen sehr entschieden. “Es wird dir nicht schaden, dich mal ein bißchen auszuruhen. Hier bist du zu Besuch.”

“Naja, aber das Hühnchen, das Vater für dich geschlachtet hat ? Das wird wohl besser sein, daß ich mich darum kümmere,” meint die Mutter mit der Schalkhaftigkeit, die so rührend ist, weil man sie so selten an ihr sieht.

“Ja, das,” gibt Lott vergnügt zu. “Das wäre wirklich besser. Wie soll ich wissen, wie ein Hühnchen zubereitet wird ! Aber setz dich erstmal ein bißchen in die Sonne, wir können ja das zweite Frühstück ein bißchen reichlicher machen und dann später essen.”

Nach dem ersten Schreck und der spontanen Entrüstung scheint die Mutter das Verschwinden des Schwiegersohns schon ziemlich verschmerzt zu haben. Es war Lott nicht schwer, sie zu überzeugen, daß es materiell nicht die mindesten Veränderungen für sie mit sich bringen würde. Und der Gedanke, wie befriedigt ihr Mann diese Neuigkeit aufnehmen würde, war auch recht tröstlich. Auch wenn Lott ihnen Zeitungsausschnitte mit seinem Namen sandte, hatte er immer noch was zu grummeln : “... gespannt, wie lange das dauert ! Bei dem Kerl gibts doch kein Aushalten !”

Und wenn sie gelegentlich mal mit sorgenvollem Gesicht vor sich hinkuckt – mein Gott, das ist eine unglückliche Angewohnheit. Die Menschen scheinen sich beinahe für verpflichtet zu halten, sich immer und um alles zu grämen, auch wo gar kein Grund dazu ist.

Lott ist unbeschwert froh, während sie das Wohnzimmer in Ordnung bringt. So eine friedliche Atmosphäre ist in ihrem Häuschen – die stille Fröhlichkeit von ihnen dreien, Frauenzimmern – äußerst ausruhend und entspannend. Redy dazwischen wäre nur störend gewesen. Und die Mutter ist wahrscheinlich ganz froh, das Kleine wieder mitnehmen zu können. Wie sie es liebt !

Ja, sie wird die Mutter nach Kräften verwöhnen, solange sie hier ist. Gute, arme Mutter.

“Lotte, dein Mann kommt !” Hastig ist die Mutter vom Garten hereingekommen.

“Mein Mann !”

Vielfältig stiebt es in ihr auf : Zorn, Abwehr, Müdigkeit und Ungeduld – und angstvolle Freude – ja, und auch herzpressende Liebe; oh, sie wußte gar nicht, daß soviel noch in ihr so spontan ihm entgegenfliegen würde. Ach, aber diese Liebe hat ganz die Färbung des Beschützerinstinkts der Mutter für ihr Sorgenkind.

Da kommt er herein mit schweren, nach vorn fallenden Schritten. Die Lippen zusammengepreßt, alle Muskeln des blassen mageren Gesichts strängig gespannt bis zur Verzerrung. Schwer läßt er sich auf einen Stuhl fallen.

Lott steht am Fenster und sieht auf ihn hin. Zum Schreien weh tut es, ihn so zu sehen : besiegt, hoffnungslos geschlagen; und sich selbst dessen bewußt. Mit einer letzten Anstrengung, das Gesicht zu bewahren.

“Nun ?” sagt sie weich.

Er sitzt da wie fremder Besuch, der sich ungemütlich fühlt, denkt sie plötzlich. Nur auf der Hälfte des Stuhls, die Knie übereinandergeschnitten; und in sich zusammengesunken,

als wäre er erschöpft von zu langem Herumwandern.

“Nun?” nimmt er nach sekundenlangem Schweigen ihr Wort auf. Seine Stimme ist bitter. “Nun – ich kann nicht, wie du siehst. Ich kann es verdammt nicht.” Er zieht die Winkel des breiten Mundes hart nieder, als wolle er verhindern, daß sie in einem Schluchzen aufzittern.

Sie tritt zu ihm und legt die Hand hinter ihm auf die Stuhllehne.

“Aber dann ist es doch gut,” sagt sie warm. “Dann müssen wir eben beieinanderbleiben. Mußt du, meine ich – ich wollte ja die Trennung nicht.”

“Nein, natürlich,” gibt er sarkastisch zurück. “Wozu auch? Du hattest ja alles, was du brauchtest.”

“Redy.” Ihr Ton ist etwas ungeduldig. “Fangen wir doch nicht von neuem an. Das ist absolut...”

“Ja – ja – ja –” unterbricht er sie in einem Ausbruch nackter Verzweiflung. Wie nach vorn gezogen sinkt sein Kopf in seine Hände. Die langen kräftigen Finger graben sich in seine Haare. “Ich weiß, ich weiß – es ist absolut – es – ist – ab – so – lut –”

So hat sie ihn noch nie gesehen. Daß er nur nicht anfängt zu weinen.

“Redy,” bittet sie. “Liebster –”

Wie still es im Hause ist! Die Mutter ist sicher wieder hinausgegangen.

Leise geht Lott zu den Fenstern hin und schließt sie. Und nun wird es noch stiller im Zimmer. Sie setzt sich ihrem Mann gegenüber und sieht voll gepeinigten Mitleids auf die Finger, die langsam und wie mühevoll in den glatten sandfarbenen Haaren wühlen. Es ist so still, daß sie zu hören glaubt, wie seine Zähne aufeinander mahlen.

“Redy – wir müssen wissen, was wir wollen,” mahnt sie endlich.

Das rastlose Arbeiten seiner Hände hört langsam auf.

“Na schön,” macht er resigniert mit verklemmten Zähnen. Zieht die Finger noch einmal hart durchs Haar, bis zum Nacken. Er richtet sich auf und versucht eine ungezwungene Haltung anzunehmen. “Also, reden wir mal – von einem eventuellen neuen Anfang.” Es fällt ihm schwer, die Hoffnungslosigkeit in seiner Stimme mit betonter Sachlichkeit zu überdecken. “Auf die bunte Reihe deiner Galane willst du natürlich nicht verzichten, nach diesem allen?”

“Redy, du weißt...” sagt sie bittend.

Seine Augen suchen auf dem Boden, in den Winkeln. In seinem Gesicht ist ein gehetzter Ausdruck, den man auslöschen möchte...

“Na schön,” winkt er müde ab. “Und deine Familie hat sich inzwischen hier installiert, wie ich sehe?”

“Installiert – . Redy, red doch keinen Quadratunfug.” Wie zu einem Kranken sprech ich, denkt sie.

“Naja, deine Mutter – die scheint sich hier ja schon ganz zu Hause zu fühlen.”

“Das war zu hoffen! Sie bleibt ja nur für ein paar Tage,” meint sie begütigend.

Peinlich muß ihm dies alles allerdings sein, vor ihrer Mutter.

“Ein paar Tage? Ein paar Tage halt ich es nicht aus,” sagt er schroff. “Deine Familie hat sich nicht so zu mir verhalten, daß ich wünschen möchte, sie bei mir im Hause zu haben.”

“Tja, darum wirst du wohl kaum herumkommen,” lächelt sie, ein wenig müde. Wieder eine Komplikation.

“Du weiß, ich habe immer gesagt: ich habe keine Familie geheiratet, sondern eine Frau. Ihre Familie kann mich kreuzweis.”

Das ist vollkommen idiotisch, in diesem Zusammenhang. Sie seufzt. "Und – ?"

"Und – ? Und ich möchte, daß sie uns baldmöglichst in Frieden läßt. Und zwar heute noch."

"Na Redy, du willst doch nicht verlangen, daß ich meine Mutter rausschmeiße! Die paar Tage wirst du schon noch aushalten."

"Nein!" schreit er leise auf, verzweifelt. "Siehst du nicht, daß ich am Ende bin? Ich *kann* deine Mutter nicht um mich ertragen jetzt! – Ich *kann* es nicht, Baabe," sagt er ruhiger, flehend. "Mein Gott, denkst du denn, dies alles war so einfach für mich? Ich hab doch nichts mehr – kein – kein... Wenn ich hier bleibe, dann kann ich nur mit dir allein bleiben. Keinem andern Menschen!"

"Ich kann immerhin nicht von meiner Mutter verlangen – " sagt sie bestürzt.

"Warum nicht? Baabe – ! – Drollig, wie deine Liebe sich geändert hat," sagt er bitter. "Jetzt rangiere ich also schon nach deiner Mutter. Und ich kann nicht – ich kann sie nicht ertragen, jetzt. Oh, wenn du wüßtest..." Er starrt aus dem Fenster, ganz zusammengesackt. Schärfer pressen sich die Kiefer heraus.

"Redy, verlang nicht das von mir!" sagt sie beschwörend, die Augen groß und angstvoll auf seinem Gesicht.

Seine Stimme ist schleppend und tonlos, grübelnd: "Ja, das ist eben bloß die Frage, ob du mich liebst. Ob du mich noch genug liebst, um den Besuch deiner Mutter abzukürzen. Ist denn das zuviel, Baabe? *Wir* müssen doch miteinander leben. Ob sie nun einen Tag mehr oder weniger hier ist! Und für mich bedeutet das – alles. Dann kann ich wieder glauben, daß... Sie oder ich. Ich kann nicht mehr, Baabe."

Sie starrt in sein Gesicht, in dem eine verbissene, verzweifelte Energie sich ausprägt, an der alle Vernunft abprallen wird. Und auch sie ist nicht mehr fähig zu überlegen: wenn ich mich weigere, dann wird er vielleicht auch bleiben, oder wiederkommen. Was jetzt in ihr vorgeht, ist kein Denken mehr.

Der schneidende Schmerz seiner unerträglichen Demütigung; das Bewußtsein: du hast ihn dazu getrieben; die Scham für ihn und das Verlangen, ihn wieder anders zu sehen; mütterliches Erbarmen, die Ritterlichkeit des Starken, den der Gebrochene anruft; ihre rätselhafte Schwäche: zuzeiten nicht Nein sagen zu können – alle Verwurzelungen ihres gemeinsamen Lebens, alles, was er bisher von ihr verlangte, alles, was sie je für ihn tat, und wohl auch uralte, instinktive Weibestreue – quirlt unklar durcheinander in Schlammwogen von Impulsen.

Ich darf ihn nicht verlassen. Ich muß es auf mich nehmen.

"Gut," sagt sie hart. "Abgemacht." Und mit finsterem Gesicht geht sie aus dem Zimmer.

Sie findet die Mutter auf der Bank hinter dem Haus, und sie sagt es ihr, wie sie alles Entscheidende sagt: brüsk, ohne Vorbereitung. "Aber ich meine natürlich, nicht gleich sofort – nicht heute schon," setzt sie mit versagender Stimme hinzu.

Oh, das Gesicht der Mutter, ihre Augen.

Kein Wort hat sie gesagt. Sie starrt ihre Tochter an, und unerträglich langsam wandelt ihr Ausdruck sich von Ungläubigkeit zum Begreifen.

Und dann beugt sie langsam den Kopf in ihre dünnen blaugeäderten Hände und beginnt zu schluchzen; stoßweise, rauh. Es ist eine solch abgrundtiefe Verlassenheit um sie. Und jeder zerbrochene Ton, der ihre Schultern beben macht, reißt wie eine ausgeschaltete Klinge das Herz der Tochter auf.

Das war der Preis.

Dies ist das Fürchterlichste, das ich je begangen habe. Oh – Mutter. Einzige, teuerste Mutter. Nie – nie in Ewigkeit wird mir das verziehen werden können.

Redy, *die* Zerreißprobe war zu hart für das mürbe Tuch meiner Liebe.

Und sitzt starr aufrecht, mühsam den schweren zerbröckelnden Panzer ihres Versprechens um sich klammernd, neben der leise schluchzenden Mutter.

Dann erhebt sich die alte Frau, soviel stiller und müder noch als zuvor, und geht in die Küche, um noch das Hühnchen zu braten, weil ihre Tochter sich nicht darauf versteht.

Kapitel 14

Nun sind die teuren neuen Seidenstrümpfe hin. Lott hat sich die von der Sonne verbrannten Beine eingeölt und nachher nicht mehr daran gedacht . . . Heut muß sie nun eben so mit den gefleckten Strümpfen auf die Redaktion gehen, sie hat nur noch dies eine gute Paar. Und Geld dafür ausgeben, jetzt, wo ihnen wieder mal das tägliche Brot mangelt !

Sie hastet durch den morgenfrischen Wald. Und was ihr noch nie passiert ist : sie hat keine Augen für seine Schönheit, kein Gehör für die vielen feinen Stimmen, die seine Stille spinnen. Ihre Stirn ist angestrengt gefurcht, sie ist ganz absorbiert in Rechnereien : der Artikel wird kaum mehr als dreißig Mark geben, das reicht nicht hin und nicht her. Wenn man so ganz abgebrannt ist . . .

Wenn sie mit ihren Rechnungen, die sich zumeist in Bildern abspielen, zu dem Augenblick kommt, wo sie in einen Bäckerladen gehen und Brötchen kaufen wird, rinnt ihr der Speichel im Munde zusammen, und sie riecht den frischen Duft des knusprigen Gebäcks, als brähe sie es schon mit ihren Händen auf. Und sie hastet angestrengter.

Es ist fast eine Stunde von ihrem See bis zur Bahnstation, und dem kleinen Wecker scheint der Klimawechsel nicht zu bekommen; nie weiß man, woran man ist.

Plötzlich hält sie den Schritt an : vor ihr auf dem mülligen Sand des Weges liegt eine kleine kreierte Waldmaus. Wie hypnotisiert starrt sie auf diesen Hapfen verendeten Fleisches. Schwerfällig formt der Instinkt einen Gedanken : Ob es sich lohnen wird, das aufzuheben und damit zurückzugehen bis zu ihrem Zelt ? Es ist so winzig – aber es ist doch etwas zu essen.

Dann schüttelt sie sich auf : Du bist verrückt; kreierte Tiere kann man doch nicht essen. Kopfschüttelnd und beschämt läuft sie weiter.

Ja, da sind sie nun wieder : zwei Monate die Miete nicht bezahlt, da haben sie ihre Sachen, die sie inzwischen aus Hamburg kommen ließen, zusammengepackt, in den Keller gestellt, haben wieder mal das Nötigste aufgepackt und sich zu einem zwangsweisen sommerlichen Camping hier an diesem schönen See installiert. Manchmal hat es doch sein Gutes, daß Redy reichlich viel Zeit vertrödelt, mit allen möglichen Leuten zu schwatzen : sie kennen ja die Umgebung von Berlin nicht; da hat ihm einer seiner vagen Bekannten mal zufällig diesen See gerühmt, und so wußten sie wenigstens wohin.

Freilich, hätte er weniger Zeit vertrödelt und stattdessen was getan, dann hätten sie das nicht nötig gehabt. Aber er war wie paralysiert, er konnte scheinbar gar nicht wieder zu sich kommen. Auf dem Boden hatte er sich ein “Kabinett” eingerichtet, einen Schreibtisch unter der Dachluke und allerhand Bastelzeug, und behauptete, sich da sehr wohlfühlen. Jedenfalls kam er stundenlang nicht herunter. Saß da und starrte in die Luft. Grübelte

wahrscheinlich. Wenn er in den Garten ging, dann immer auf die Seite, wo das Kind nicht war. Nun hätte Lott ja ganz gern gesehen, daß, wenn er schon nichts tat, er wenigstens ein Auge auf das Kind gehabt hätte. Passieren konnte ihm nichts in dem umzäunten Garten, aber die kleine Kröte war scheinbar doch ein bißchen verwöhnt worden bei den Großeltern. Lange ließ sie sichs nicht gefallen, ohne Gesellschaft zu bleiben. Sie kroch auch schon mit einer solchen Geschwindigkeit durch die Gegend, daß man genug zu tun hatte, ihr dauernd ihre paar Spielsachen hinterherzutragen: den guten alten Fanzelum, der erst jetzt in den winzigen Händen des Kindes anfängt ramponiert auszusehen, und seine Frau, Fanzeline, die Lott ihm gegeben hat; schade, ihre Attribute sind nicht so wirkungsvoll geraten, Lott hat überhaupt das ganze Frauenzimmer zu rosig und blond gestaltet.

Wieviel Zeit man jetzt mit dem Kind verlor! Zum großen Teil lag es auch an Lotts Prinzipien. Zum Beispiel darf man Kindern nur verbieten, was schlecht oder schädlich ist. Nun, das Nähtischchen ausräumen ist weder schlecht noch schädlich. Und so war das erste zappelnde Verlangen der kleinen Frigga, jeden Morgen, wenn sie ins Wohnzimmer hinuntergetragen wurde, nach dem Nähtischchen, und dann saß sie seelenvergnügt auf der Mutter Schoß und ließ sich Zeit – gab aber auch nicht eher Ruhe, bis der letzte der zahlreichen Knöpfe am Boden lag und die letzte Garnrolle, sich abwickelnd, in einen Winkel gerollt war. Es war eine schreckliche Arbeit, das alles wieder zusammenzulesen, aber Lott sah sich wirklich nicht berechtigt... Und Schliche oder Mißbrauch seiner Intelligenz darf man schließlich auch nicht anwenden gegen so ein wehrloses Geschöpfchen, etwa den Nähtisch in die Küche stellen und dann heuchlerisch bedauernd die Hände auseinanderbreiten: "Weg!" Man muß dann eben den Zeitverlust wieder aufholen, indem man ein bißchen später in die Nacht hineinarbeitet.

Und man arbeitet später in die Nacht hinein, und wenn man dann morgens ins Kinderzimmer kommt – und nicht mal spät! – ist das Kleine schon längst wach, hat das Bettchen schmutzig gemacht, sich selbst über und über beschmiert und gar davon gegessen. Da hat Lott manchmal geweint vor hilfloser Entnervung. Es ist zu schrecklich anzusehen, so ein unschuldiges, bis in den Mund hinein mit Kot verschmiertes Gesichtchen.

Und dann all die Arbeit, bis man das alles wieder sauber hat. Aber sie *hat* nur nachts Zeit zur Arbeit, und man *muß* doch auch ein paar Stunden schlafen. Daß kleine Kinder auch immer so früh aufwachen!

Sie hat sie aber nicht vernachlässigt, ihre kleine Frigga. Redy ist der Meinung, daß kleine Kinder nur in weiß gekleidet sein dürfen, und darin gibt Lott ihm recht. Aber ein weißes Kleidchen muß sauber sein, und beim Herumkriechen im Garten... Mindestens zweimal täglich hat Lott der Kleinen das Kleid gewechselt. Sie ist ganz stolz, daß sie alle selbst mit der Hand genäht hat. Kinderkleidchen sind so horrend teuer. Wahrhaftig, viele Menschen würden nicht so lange mit sowenig Schlaf auskommen, wie sie es treibt. Aber sie kann es offenbar vertragen.

Es ist wahr, Lott war nicht zufrieden, daß Redy sich zu nichts aufraffen konnte und alles ihr allein überließ. Sogar zu den Redaktionen ging er nie mehr, und da sie nicht oft fort konnte, war manchmal der letzte Groschen ausgegeben, und sie mußte den Weg von ihrem Vorort in die Stadt zu Fuß machen, zwei Stunden.

Gesagt hat sie ihm nie etwas; sie wird ihn noch nicht keifend an die Arbeit treiben, wie irgendeine böartige Megäre. Wenn er nicht von selbst weiß... Gedacht hat sie oft: Oh Redy, du machst doch alles so verkehrt wie möglich. – Sonst war er ganz der alte, schnodderig und überlegen.

Eigentlich hätte er allen Grund gehabt, langsam wieder ganz normal zu werden, Lott

hatte keine Gelegenheit mehr, ihm Kummer zu machen: Richard war mit seinem Hagestolz nach Italien gefahren. Und schließlich, mein Gott – sie sucht ja die Männer nicht mit der Laterne.

Und eines Abends ist Freund Jule ihr wieder über den Weg gelaufen. Ein Wunder, daß sie zu der Tageszeit mal in der Stadt zu tun hatte. Sie erkannte sofort seinen runden, wie gepolsterten Rücken in dem armseligen Jäckchen, wie er da auf der andern Straßenseite traurig und müde vor sich hinschlurfte.

“Jule!” schrie sie heraus und eilte auf ihn zu. Gerade streckte er die Hand nach der Klinke einer Kneipentür aus. Ganz glücklich fühlte sie sich, ihn wiederzutreffen, mit der ätzenden Beimischung des Schmerzes, ihn noch ein bißchen mehr zerfallen und aufgeschwemmt zu finden. Gleich nahm sie ihn unter den Arm und nahm ihn mit nach Haus. Und dann machte sie ihm ein Bad und gab ihm heile Strümpfe und ein sauberes Hemd, und sie haben ihn richtig ein bißchen gefeiert. Sie haben was an ihm gutzumachen.

Es war peinigend, daß er anfangs gar nicht den vertrauten Ton der alten Kameradschaft wiederfand. Nicht als wenn er ihnen etwas nachtrüge; schlimmer: er hatte die verlegene, gequälte Dankbarkeit des armen Mannes, dem man eine Wohltat angedeihen läßt. Es war direkt, als ob er aufatmete, als er erfuhr, daß es ihnen gerade wieder mal ziemlich dreckig ging. Ihnen aber war es auch seinetwegen nicht recht, sie hätten ihn so gern mal richtig verwöhnen mögen, sagen können: nun gehst du mal eine Weile nicht mehr ständeln. Natürlich, zum Essen reichte es immer noch, was die Zeitungen einbrachten, es war nicht so, daß er etwa wieder für sie . . . Das wäre auch nicht möglich gewesen, seine Einnahmen waren in diesen Jahren noch gesunken. Er machte seine stundenlangen abendlichen Tournéen eigentlich nur noch aus dem Gesetz der Trägheit. Und seine Stimme – als wären ein paar Blätter dünnen verbogenen Blechs in seiner Kehle aufgehängt und kratzten gegeneinander, kaum hörbar. Oh ja, er war noch mehr heruntergekommen. Manchmal packte einen der Schrecken, wenn man morgens ins Wohnzimmer kam, wo er auf dem Diwan schlief, so widerwärtig war der Dunst. Das haben sie in der Bude bei der alten Hulda gar nicht so stark bemerkt.

Aber alle diese Verkommenheit war nur äußerlich. Er war ganz dasselbe lautere Schwärmer- und Kindergemüt wie zuvor. Das Greinen und Weinen hatte er sich abgewöhnt; als hätte er selbst das Gefühl gehabt, daß das gar nicht die hoffnungslose Traurigkeit seines Lebens ausdrücken kann. Manchmal, wenn sie ihn betrachtete, dachte Lott mit kaltem Entsetzen: wie lange wird er dies Elendsleben noch durchstehen? Und wozu?

Er ist bei ihnen geblieben, bis sie das Haus verlassen mußten.

Denn allmählich wurde es immer klarer: die teure Miete würden sie nicht mehr aufbringen können; es war hoffnungslos. Ein paarmal ist Lott zu dem Hausbesitzer gegangen und hat ihn gebeten, Geduld zu haben; ihr Mann sei lange krank gewesen, und dieser Ausfall der Einnahmen . . .

Einmal hat ihnen eine Chance gewinkt. Aber es war zu spät. Zufällig ist sie Dr. Fischer begegnet. “Wenn ich Ihre Adresse gehabt hätte – ! Ich hätte eine ausführliche Arbeit von Ihnen brauchen können, über Ihre Landstraßenerlebnisse. Wir haben da eine literarische Zeitschrift, die jeden Monat unter einem bestimmten Thema steht. Diesmal hätte Ihre Sache vorzüglich hineingepaßt.”

“Aber vielleicht ist doch noch genug Zeit?”

Er sah in ihr müdes Gesicht, das plötzlich leidenschaftlich gespannt wurde. “Kind, wie wollen Sie es schaffen können? Ich müßte es in drei Tagen haben. Ich habe schon etwas anderes hineingesetzt, aber das könnte ich zurückziehen und ein andermal . . . Dann

müßte Ihr Aufsatz aber unbedingt die entsprechende Länge haben: tausend Zeilen. Und in drei Tagen, ohne Vorbereitung – das brauchen Sie ja schon beinahe für die technische Arbeit des Schreibens.”

“Aber drei Tage – das sind auch noch drei Nächte! Und wir haben über die ganze Geschichte Notizen gemacht – . Vielleicht schaffen wir es doch!”

“Versuchen Sie es... Ich würde mich ehrlich für Sie freuen. Unsere Zeitschrift bezahlt gut, so ein langer Artikel kann einen für eine Weile herausreißen.”

Sie haben es versucht. Diesmal hat auch Redy tüchtig mitgemacht. Tausend Zeilen, ohne über das Thema nachdenken zu können... Man müßte es nach Gesichtspunkten gruppieren, so ähnlich wie in dem ersten kleinen Aufsatz. – Aber das erforderte Überlegung, gründliche Durcharbeitung – unmöglich. Falls nicht gerade einer von ihnen vom Heiligen Geist visitiert wird, wird die ganze Anstrengung umsonst sein, die sie da unternehmen.

Offenbar wird keiner von ihnen vom Heiligen Geist visitiert. Sie gehen ihren Notizen nach, von Tag zu Tag. Es wird eine oberflächliche Reportage, ein ödes Aneinanderreihen von Begebnissen, deren Wiederholungen lähmend wirken; ohne führende Idee und ohne den wahren lebendigen Klang, der den Leser packen würde. Alles bleibt ungeformt, und auch der Stil ist zwitterhaft: einmal überwiegt Redys schnodderiger Ton, ein andermal herrscht eine lyrische oder elegische Note von Lott vor. Das macht die Sache abwechslungsreicher, versuchen sie sich einzureden.

Sie haben ja nicht einmal die Zeit, viel zu korrigieren! Nachdem die ersten Seiten “hingehauen” sind und der durchgängige saftlose Stil eingefahren ist, macht Redy sich ans Abschreiben, während Lott am Konzept weiterarbeitet. Wenn sie zu lange nach dem richtigen Ausdruck sucht, hilft Redy ihr mit einer seiner schmissigen Formulierungen weiter. Sie halten sich mit überstarkem Kaffee, kalten Duschen und Schlafersatztabletten wach. In der dritten Nacht kippt Redy um. Sie läßt ihn schlafen, den Rest kann sie auch allein schaffen. Sie bringt es noch fertig, vormittags das Manuskript abzuliefern; es durchzulesen war sie nicht mehr fähig – sie begriff nichts mehr. Ihre ganze Hirntätigkeit beschränkte sich auf ein blödes Verwundern über die taube Langsamkeit ihrer Wahrnehmungen und über die Empfindung, als bewege sie sich in einer zähen, luftleeren Masse von flüssigem Glas.

Als nach drei Tagen das Manuskript zurückkam, sahen sie sich schweigend und erblässend an. Sie wunderten sich kaum; erst jetzt, mit ausgeruhtem Kopf konnten sie beurteilen, welche wertlose Schusterei sie da zusammengeschludert haben. Und dennoch – das bange Bewußtsein der entgangenen Rettung ist beklemmender als die Scham über ihr Krampfprodukt.

Ehe sie auf den verrückten Ausweg mit dem Camping kamen, ist Lott auf eine mindestens ebenso verrückte Idee verfallen. Noch jetzt spürt sie ein böses, finsternes Frohlocken, wenn sie an Redys tief entsetztes Gesicht denkt: nur Frauen können wohl so wirklich amoralisch sein. Wenigstens in ihren Gedanken. Denn sowas auszuführen – sie kennt sich ja schon.

Sie hatte Heinz Adelbert, dem sentimental Liebhaber, damals bald das Geld zurückgesandt und hat dann noch gelegentlich Briefe mit ihm gewechselt. Angenehm war es, ihm ihren endlichen Sieg über die materiellen Widerwärtigkeiten mitteilen zu können. Allerdings, als sie dann allmählich wieder auf Grundeis gerieten, wurden Lotts Briefe spärlicher; es ist so anstrengend, schwindeln zu müssen, und nicht spaßhaft, den neuen Bankerott zu gestehen.

Und dann hat sie eines Tages zu Redy gesagt: "Wie denkst du darüber – das könnte uns aus der Patsche helfen: ich könnte dem guten Adelbert schreiben, daß wir uns getrennt hätten – oder besser, daß du mich verlassen hättest, das ist wohl richtiger, um den gewünschten Effekt zu erzielen. Und daß die Not jetzt groß wäre und so weiter und so fort. Gott, ich versteh ja zu schreiben, nicht? Und ich werde ihm taktvoll, aber deutlich suggerieren, daß nun endlich seine Stunde geschlagen hat. Die unglückliche verlassene Frau, die sich dem lange geseufzt habenden Ritter in die Arme wirft. Und ich versteh nichts von Menschen, wenn er nicht sofort angesetzt kommt und einen Modus vivendi arrangiert." Ihr grausam kaltes Lächeln vertiefte sich langsam. "Du müßtest dann eben, je nachdem, ganz oder von Fall zu Fall ausziehen. Sinn hätte die Sache natürlich nur, wenn es eine Sanierungsaktion auf der ganzen Linie wäre. An seinem guten Willen liegt es sicher nicht."

Mit welchem Entsetzen er sie angestarrt hat! Aber das schien ihm noch immer nicht klar zu werden, daß sie ganz einfach die Karre nicht mehr allein aus dem Dreck schieben konnte. Mein Gott, wie müde man sich fühlen kann – !

Und dann kam der Tag, wo Redy plötzlich vom Garten hereinstürzte, hilflosen Schrecken auf dem Gesicht: "Der Hauswirt!"

Auch Lott wurde dunkelrot. Sie hätte in ein Mausloch kriechen mögen. "Baabe, ich kann es nicht ertragen, ich kann mit dem Mann nicht reden, ich kann ihn nicht sehen!" sagte er flehend.

Befremdet sah sie ihn an: ja natürlich "kann man es nicht" – und wenn es sein muß, kann man es eben doch.

"Baabe, sei gut, komm – . Ich – . Es genügt doch, wenn einer mit ihm redet, und du kannst es viel besser. Ich – ich geh in den Keller, und du schließt mich da ein!"

Nur einen Blick warf sie auf ihren Mann. Dann wandte sie sich mit zusammengepreßten Lippen zum Schlüsselbord und nahm den Kellerschlüssel. Er war schon an ihr vorbei und die Kellertreppe hinuntergeschlüpft.

Vielleicht hat Redy es in seinem Sinne irgendwie doch nicht ganz verkehrt gemacht, daß er durch seine Passivität sie zu diesem verzweifelten Ausweg des Dauercampings zwang. Hier ist er doch in vielen Dingen der Mann, der alles versteht, von dem sie mit ihrer Unbegabtheit in technischen Dingen abhängt, dessen Findigkeit und Meisterschaft sie anerkennen muß. Und hier ist er auch unverdrossen aktiv in seinen wechselnden männlichen Obliegenheiten.

Allerdings macht er einen genauen Trennungsstrich zwischen seiner und ihrer Beschäftigung, genau wie der zurückgebliebenste Spießer. Gerade daß er sich um das Kind kümmert, wenn sie in die Stadt fahren muß.

Das Schreiben scheint er ein für allemal vergessen zu haben. Und sie – wie sollte sie jetzt noch zum Schreiben kommen, mit der unvorstellbar primitiven, umständlichen Campingwirtschaft und mit dem Kind, das in Windeseile dem Seeufer zukriecht oder einen sandigen Abhang hinabpurzelt, das man keinen Augenblick aus den Augen lassen darf. Und jetzt hat sie die Nächte nicht mehr. Sie ist froh, wenn sie wöchentlich einen Artikel zusammenstopfelt.

Das Wesentliche ist jetzt nur noch, daß es immer für das Kind reicht. Oh, da sind sie vorsichtig: auch jetzt ist noch genug da, daß es für ein paar Tage alles hat und auch sein tägliches Obst. Das ist das einzige, was dies Leben noch erträglich macht. Da ist es schon nicht so wichtig, wenn sie selbst sich ein bißchen den Gürtel schnüren müssen. Aber all

dies ist Stagnation, so kommen sie nicht weiter und nicht einmal heraus.

Nein, die ganze Geschichte ist hoffnungslos – hoffnungslos verfahren.

Gut, daß Dr. Bubeling in Magdeburg ist, wo er eine neue Zeitung aufzieht. Vor ihm hätte sie sich geschämt, daß sie beide mit ihrem dummen Betragen all seine freundschaftlichen Anstrengungen, ihnen aus der Patsche zu helfen, zunichte gemacht haben.

Sein Vertreter, ein semmelblonder jüngerer Mann mit Riesenhornbrille, nimmt ein Papier in die Hand. "Ich hätte hier was – wenn es Sie interessiert? Die Dame ist gerade gekommen, als ich nicht hier war, und sie hat dies hinterlassen. Durch Dr. Bubeling habe ich schon von ihr gehört. Eine sehr interessante Frau, scheint es. Sie setzt sich dafür ein, die Werke eines kürzlich verstorbenen Schriftstellers bekannt zu machen. Soll allerhand Talent gehabt haben. Es handelt sich da um einen Abend, an dem aus seinen Werken vorgelesen werden soll, aber sie hat scheinbar noch nicht den geeigneten Künstler gefunden oder was – . Daran mangelt es immerhin nicht in Berlin, sollte man meinen, und zu jedem Tarif! Also jedenfalls, ich werd nicht ganz klug draus. Wenn Sie hingehen wollen, können Sie die Sache ja als Vorbericht aufmachen, wissen Sie. Ganz unverbindlich natürlich, wir wissen ja gar nicht – . Nur, Dr. Bubeling hat ja wohl versprochen, da irgendwas zu tun. Lassen Sie sich ein paar Daten geben und so."

Eine Hoffnung ist in Lott hochgeschossen: vielleicht kann sie diesen Leseabend übernehmen? Sonst ist sie nicht sehr begeistert. Diese "interessanten Frauen", und wenn sie sich noch als Egeria einer verstorbenen verkannten Größe aufmachen – die haben meistens etwas Verstiegenes, um nicht zu sagen Hysterisches an sich. Und wenn das Unglück etwa noch will, daß sie nicht gerade alt ist... Mit Frauen ihres Alters kann Lott schlecht zurechtkommen. Ungewollt betont sie ihnen gegenüber ihren herablassenden Hochmut; falls sie nicht gerade von der Art Dr. Elsenstedts sind, aber die trifft man einmal in fünfzig Jahren. Und die andern spüren es und quittieren die aufrichtig hervorgekehrte Überlegenheit mit herzlicher Abneigung.

Mißgelaunt sieht sie an sich hinab: lecker sieht sie aus, um zu einer interessanten Frau zu gehen, die wahrscheinlich Geld hat! Die getigerten Ölstrümpfe, die bequemen, aber schon etwas altersmüden Schuhe, und dies Kleidchen, das sie aus einem billig gekauften Rest von einer kleinen Schneiderin hat machen lassen; der Schnitt, nach ihren eigenen Angaben, ist apart. Aber eine Frau sieht doch gleich, was das gekostet hat; während bei einem Mann immer der persönliche – na, oder sagen wir schon: weibliche Eindruck den Ausschlag gibt.

Im fünften Stock wohnt sie. Wahrscheinlich eine ausgebaute Dachwohnung. Die sind manchmal sehr schön, und sehr teuer.

Der erste Blick gibt einen wunderbaren Eindruck: eine niedere Halle, in der glatte Säulen wie helle starke Stämme die Decke aus dickem geriffeltem Glas tragen, durch die das Tageslicht geheimnisvoll gedämpft hereinsinkt. Es ist fast wie eine Unterwasserbeleuchtung. Der Boden aus dicken Glasquadern wie schwarzes Eis, und die glatten Wände cremig getönt wie die Säulen. Nur hier und da im Hintergrund der spiegelnde Glanz eines schönen alten Möbels. Und eine Stille... Ganz feierlich geweitet fühlt man sich.

Die sympathische alte Frau kommt zurück, mit einem netten Lächeln: "Bitte, wenn Sie nähertreten wollen? Fräulein Gebhard erwartet Sie."

Und da tritt ihr das feinste und schönste Frauenbild entgegen, das sie je gesehen hat.

Eine Königin und eine Heilige. Lott möchte sich die Haare ausreißen wegen dieser kitschigen Worte; aber so ist diese Frau, wahrhaftig. Hoch und schmal – fast nicht vorhanden

in dem unmodisch langen schwarzen Kleid. Und unter schlichtem dunklen Haar leuchten die Stirn und unendlich tief und groß die Augen. Wahre Menschengenossen. Lott fühlt sich plötzlich schrecklich klein und mies und aus Lehm gebacken mit all ihren irdischen Verwurzelungen vor diesen Augen.

Aber jetzt löst eine schwesterliche Vertrautheit das durchdringende Prüfen in Christine Gebhards Blick, und mit herzlichem Lächeln streckt sie Lott die Hand hin. Ihr Händedruck ist fest und warm, die Hände sind erstaunlich groß und kräftig, schöngeformt.

Während sie dann beieinandersitzen und Christine Gebhard ihr erklärt, worum es sich handelt, kann Lott sich nicht lassen, immer tiefer hineinzugehen in dies Gesicht. Eine Heilige, ja; aber keine süße Gipsheilige. Man sieht, daß sie nicht mehr ganz jung ist, wohl gegen die dreißig Jahre; aber von dem, was sonst das Älterwerden in die Gesichter hineinzeichnet, den menschlichen Leidenschaften, steht nichts in diesem Antlitz. Und doch ist es nicht leer. Reife ist darin, Ernst und wahrer Geist, Verstehen. Ja, diese Reife ist imstande, Dinge zu verstehen, die sie selbst nie berührten, denkt Lott plötzlich.

Der königlich stolze Mund: nicht der Affenstolz wie bei mir und allen andern – der Begriff des Stolzes inkarniert. Und sieh mal an, sie hat sogar einen sehr entschiedenen Willen; und wiederum nichts von der erdklumpigen Brutalität oder dem kindischen Eigensinn, mit dem unser aller Wille verpatzt ist. Wenn man sich den Geist mit einem Willen begabt vorstellen könnte – und wenn man sich das überhaupt *vorstellen* könnte –, dann wäre es unter der puren Linie dieser Kiefer und dieses sicheren Kinns.

Christine Gebhard hat ihr erklärt, daß sie in der Tat einen Leseabend veranstalten möchte und daß sie in der Tat noch niemanden hat, dem sie diese Aufgabe anvertrauen könnte. “Sie verstehen: ich glaube, um ein Werk richtig wiederzugeben, muß man seinen Gehalt ernstnehmen. Nicht daß man wörtlich von allem überzeugt sein müßte. Brennmachers ganzes Werk trägt stark religiösen Charakter, und diese Durchdringung durch den Glauben ist sogar sein eigentlicher Sinn und Wert. Natürlich kann ich nicht von einem Sprecher verlangen, daß er seine Überzeugungen teilt, das ist auch nicht nötig. Aber *es ist* ein Unterschied, ob irgendein fader Dandy diese Verse deklamiert, mit leerem Pathos, oder ob ein ernster Künstler imstande ist, sich in ihren Sinn hineinzusetzen, selbst wenn er geistig auf einer ganz anderen Basis steht.”

“Ich weiß nicht... Vielleicht könnte ich es machen,” meint Lott unentschlossen. Ausgerechnet religiöse Lyrik – auf die Möglichkeit wäre sie in hundert Jahren nicht gekommen. Aber man kann immer mal sehen. Sie erzählt von ihrer Arbeit bei der Kampfbühne, vom Prolet-Kult. Christine bringt ihr einige maschinengeschriebene Manuskripte: “Sehen Sie, ich dachte, hieraus lesen zu lassen, das ist ein größeres symbolisches Drama, der Vortragende könnte natürlich selbst die Partien auswählen. Und dann hier, einige kürzere lyrische Stücke, mit demselben Gehalt.”

Bei “symbolischem Drama” hat Lott doch die Nase krausgezogen. Zögernd sagt sie: “Wissen Sie – wenn Sie mir die Manuskripte für ein paar Tage anvertrauen wollten, dann könnte ich mal sehen... Vorausgesetzt, daß Sie glauben, ich sei fähig dazu in dem Sinne, den Sie vorhin...” lächelt sie.

Noch einmal wird Christines Blick prüfend. “Ja,” sagt sie dann einfach.

Und Lott fühlt sich ganz durchtränkt von Stolz und Beschämung; wie früher manchmal in der Schule, wenn sie ihre Arbeit schlecht fand und gelobt wurde. Diese Frau hat ihr gesagt: Ich halte dich für einen anständigen Kerl.

“Ich bin nämlich eine ganz verhärtete Gottlose,” betont sie. “Eine ganz entschiedene

Gegnerin der Kirche und der Religion.”

“Aber das hat doch keinerlei Wichtigkeit. Auch für Gott hat das keinerlei Wichtigkeit.” Mit einem Lächeln, mit dem sie einem Kind antworten würde, das sie darauf aufmerksam macht, daß auf dem Weg, den des Königs Wagen nehmen wird, ein winziges Kieselchen liegt.

Außer ihren Eltern hat Lott seit undenklichen Zeiten keinen Menschen im Ernst das Wort “Gott” aussprechen hören. Aber es schockiert sie nicht; das ist wahrscheinlich für Christine Gebhard derselbe Begriff wie “alles Gute und Hohe” oder so; also im Grunde sind sie sich ganz einig.

Da Lott es für nötig hält, gelegentlich die Grundlagen ihrer Ansichten zu überprüfen, ist sie, während sie in Berlin wohnten, zweimal mit Redy in eine Kirche gegangen. Eine in der Arbeitergegend um den Gesundbrunnen: geschmacklos und billig wie aus buntem Pappmaché, ohne die mindeste Würde oder Weihe. Und in den Dom, in den sich bekanntlich zu Kaisers Zeiten “die Allerhöchsten Herrschaften begaben, um dem Höchsten zu danken”: geschmacklos und protzig wie eine sehr exklusive Musichall für Parvenus: je teurer und vergoldeter, desto mehr imponiert es ihnen.

Nun, das Gebäude ist nicht das Wesentliche. Aber was man da zu hören bekam – vor allem, was man den Arbeitern vorsetzte, die allerdings nicht sehr zahlreich waren –, schien Lott einfach atemberaubend in seiner präntiösen Schaumschlägerei. Gewiß, Religion ist nicht Angelegenheit des Verstandes, sie hatte sich auch so ziemlich auf Metaphysik eingestellt. Aber es war weder das eine noch das andere. Man hätte den Leuten Honolulu vorgeredet, sie hätten ebensoviel davon gehabt. Und die paar Leutchen saßen auch gänzlich ungerührt da.

Nein, so ist Christine Gebhards Gottesbegriff ganz gewiß nicht.

Immerhin ist Lott froh, daß sie im weiteren ihren Glauben nicht mehr erwähnt. Sie bleibt noch lange bei ihr sitzen, sie sind wie altvertraute Freundinnen, und jedes Wort bringt sie einander näher.

Es ist ein entspannendes Ausruhen in diesem stillen, harmonischen Raum mit den gepflegten alten Möbeln.

Wie es unvermeidlich ist, kommt Lott auf ihr Camping zu sprechen. Natürlich, wenn sie Leuten davon erzählt, macht sie es auf als eine verrückte Ferienidee, und alles staunt, denn noch ist es als Mode nicht im Schwange. Aber Christine Gebhard kann man nicht anschwindeln; und mit einemmal hat Lott ihr verraten, wie es ihnen wirklich geht, auf ihre trockene, sachliche Art.

Christine Gebhard erhebt sich rasch: “Bitte entschuldigen Sie mich einen Augenblick.” Und kommt gleich zurück und kredenzte ihr ein Glas Portwein und drei schöne Pflirsche. “Das wird Ihnen wieder Kräfte geben,” sagt sie schwesterlich besorgt.

Da muß Lott doch heimlich in sich lächeln: Ach du wunderbare, ahnungslose Kristallseele! Wenn du meinst, daß sowas das Rechte ist für einen seit Tagen leeren Magen...

“Aber ich hab grade eben Honorar bekommen, und ich hab schon ein paar Brötchen gegessen,” verteidigt sie sich errötend.

“Nun, umso besser; aber ich glaube, dies wird Ihnen mehr Gutes tun als das Mehl- und Wassergemengele.” Und beginnt von anderem zu sprechen. Nach einer Weile macht sie Lott den Vorschlag, ihr Gast zu sein, solange es nötig sei.

“Ich bin aber eine ganze Familie,” macht Lott sie aufmerksam.

“Oh, ich glaube, Platz genug würden Sie haben. Sehen Sie, ich benutze ja nur dies Arbeitszimmer und mein Schlafzimmer nebenan. Sie müßten sich zufriedengeben mit dem

Wohnzimmer und – ja, leider ist das Schlafzimmer noch nicht recht instand, es sollte noch in den freibleibenden Boden hinaus ausgebaut werden, aber dann ist die Arbeit auf halbem Wege unterbrochen worden. Die Wände stehen, aber die Decke fehlt. Sie sehen da in das Dachgebälk hinauf.” Sie sieht Lott mit ganz ängstlichen Augen an, als müsse sie um Entschuldigung bitten. “Schön ist es nicht, aber meine Brüder haben da schon mal eine ganze Zeit gewohnt. Auf jeden Fall sind da zwei Betten. Kommen Sie, ich zeig es Ihnen, dann können Sie entscheiden.”

Sie führt sie herum. Auch das Wohnzimmer hat schöne alte Möbel, so friedevoll. “Sehen Sie, da haben Sie auch einen Sekretär, da können Sie in Ruhe arbeiten. Und ich könnte...” sagt sie überlegend und öffnet noch eine Tür, “ich könnte Ihnen auch noch das Eßzimmer abtreten, aber es könnte sein, daß ich es gelegentlich brauche – oh, nur höchst selten! – wenn ich einmal jemanden zum Essen habe.”

“Oh, das ist das hübscheste Eßzimmer, das ich jemals sah!” sagt Lott bewundernd. Bis jetzt scheint man für die Räume, in denen die Mahlzeiten eingenommen werden, nur die mittelalterliche Schwere und Düsternis für bekömmlich zu halten; je schwerer und düsterer, desto vornehmer. Selbst Lothar Schreyer hatte in seiner vom Bauhaus eingerichteten Wohnung ein erstaunlich aus dem Rahmen fallendes “bürgerliches Eßzimmer”. Dies hier ist hell, heiter, einfach, ein wahres Fest für die Augen.

“Oh, es gefällt Ihnen? Und wissen Sie, wie ich dazu komme?” Ein ganz schalkhaftes Lächeln zeigt sich jetzt auf dem schönen Gesicht. “Das sind die uralten Möbel aus der Küche meiner Großmutter, ich habe sie mir erbettelt, als die Küche modernisiert wurde und diese wunderbaren Stücke in die Rumpelkammer kommen sollten. Sehen Sie, wie das geschnitzt ist! Und jeder Stuhl anders, jeder hat seine Persönlichkeit, möchte man sagen. Natürlich waren sie alle dunkel gebeizt, und Brennmacher liebte in lichter Umgebung zu essen. Da hab ich alles in diesem Elfenbeinton lackieren lassen, die Wände hell streichen – und das ganze Zauberwerk war nicht mal teuer.”

“Dieser feine schwarze Strich, der die Schlichtheit und den Schwung der Hauptkontur betont, ist wundervoll,” sagt Lott begeistert und geht mit zärtlichem Finger der Linie nach. Und beide sind froh, in der andern dieselbe Freude zu finden.

“Hier im Eßzimmer könnte ich einen Tisch hinstellen lassen, da neben dem Fenster, da könnte Ihr Gatte arbeiten.” In Lott steigt eine leise Hoffnung auf: vielleicht wird er wirklich in dieser Umgebung, in der Nähe dieses Menschen, wieder Lust und Mut zur Arbeit bekommen!

Wie genau und präzise diese Frau, die gar nicht ganz auf der Erde zu sein scheint, an die tausend praktischen Einzelheiten eines längeren gemeinsamen Wohnens denkt! Lott wäre viel schusseliger gewesen, ihr wäre alles erst nach und nach eingefallen, und wenn es vielleicht schon zu spät gewesen wäre. Und alles sagt sie einfach und ohne Umschweife, ohne zu verletzen und ohne Furcht, zu verletzen.

“Nicht wahr, Ihr Kind halten Sie im Wohnzimmer? Dann wäre das Eßzimmer wie ein Dämpfer zwischen ihm und meinem Raum. – Ja, das Badezimmer – bitte, wenn Sie die Wanne benutzen wollen? Dann sagen Sie nur Frau Hinrichs jedesmal nachher, daß sie sie säubert. Sie weiß schon, wie ich es wünsche. Ihren Gatten möchte ich allerdings bitten, sich mit diesem Tub zufriedenzugeben. Ja, mit Ihren Kleidern, das wird unbequem sein: es wäre mir lieb, wenn Sie hier nichts aufhängen. Ich werde auch meine Sachen wegnehmen. – Nicht wahr,” sagt sie mit einem herzlichen Lächeln, “wir wollen die Wohnung miteinander teilen, aber jeder will sein abgeschlossenes persönliches Leben dabei behalten, auch in den praktischen Einzelheiten. Und damit wir uns sowenig wie möglich

stören, tut man am besten, alle Einzelheiten vorher festzulegen, daß man die Grenzen klar sieht. Ich glaube, Sie sind auch ein Mensch, der feste Abgrenzungen liebt und kein plumpes Durcheinander schätzt.”

Lott ist glücklich. Daß diese Frau, die sie noch vor ein paar Stunden nicht kannte, ihr mit einer solchen Wohnung ein unschätzbares Geschenk macht, ist schon ein Grund, um froh und von viel Bangigkeit erlöst zu sein. Aber das ist nicht das Wesentliche. Mit einem solchen Menschen die Wohnung teilen, selbst unter der strengsten Abgrenzung des persönlichen Lebens – welch ein Reichtum !

“Sie sind eine erstaunliche Menschenkennerin – oder Sie haben viel Mut. Denn wenn Sie sich getäuscht hätten ?”

Die andere gibt ihr Lächeln zurück: “Ich habe mich nicht getäuscht. Ich biete meine Gastfreundschaft selbst guten Bekannten nicht so leicht an, ich bin beinah schon wunderbar in meiner Manie des Alleinseins und der Stille, die ich um mich brauche. Aber ich weiß, Ihre Nähe wird mich nicht stören – im Gegenteil.”

Wie einfach es ist, mit einem warmen Blick eine Freundschaft zu besiegeln !

Halb beschämt, halb belustigt erzählt Lott nun, mit welchen Gedanken sie hergekommen ist. “Und das ist nun ja wahr: ein bißchen billig seh ich schon aus in diesem Fähnchen!” Und dabei zieht sie ängstlich den Rocksaum so tief wie möglich über ihre langen Beine hinunter: wenn sie schon die Mode mitmacht, so liebt sie ihre Tendenz überzubetonen; die Tendenz ist jetzt auf kürzere Kleider, da hat sie das ihre schon ganz frivol kurz machen lassen. Und wie vornehm wirkt Christine in der unmodischen Länge des ihren !

“Sie werden immer wie eine Dame aussehen,” erklärt sie ruhig. “Und wenn Sie aufs schlimmste gekleidet wären.” Und Lott ist viel stolzer darauf, als wenn alle ihre bisherigen Freunde ihr hundertmal etwas ähnliches gesagt hätten.

Der erstaunte und sogar ganz leise belustigte Blick, den Christine Gebhard bei der Vorstellung auf Redy ruhen und dann zu Lott hinübergehen ließ... Im Grunde war Lott auf das Urteil über ihren Mann gefaßt, das in diesem Blick lag. Einen feinen Stich gab es doch; aber es ist nur noch die Eigenliebe, der es schmerzlich ist, daß Christine mit ihrer Einschätzung recht hat. Ach nein, es ist nicht mehr wie mit Dr. Elsenstedt, als Lott sich um eines solchen Blickes willen wild und feindselig in den Panzer – in die Welt ihrer Liebe – zurückzog. – Drei Jahre ist es erst her.

Später einmal, als zwischen den zwei Frauen die Rede auf Redy kommt und Lott etwas krampfhaft bemüht seine guten Seiten ins Licht setzt, sagt Christine, die mit einem ruhigen Lächeln zugehört hat: “Ohne Frage, Herr Spenser hat manche wertvollen Eigenschaften, er ist kein Durchschnittsmensch. Aber Sie passen nicht zueinander. Und Sie werden über diesen Mann hinwegkommen. Und sogar bald.” Sie sagt es so einfach, wie sie alles sagt.

Lott nickt. Eigentlich bin ich ja schon über ihn hinweggekommen, denkt sie. Sie sagt es nicht, denn dann hätte Christine ohne Zweifel gefragt: “Ja, warum sind Sie denn noch...”

Ja, warum – ? Es ist wohl das: über den Mann ist sie hinweggekommen, ja; aber mit einem Menschen wird man nicht so einfach fertig, nachdem man soviel mit ihm durchlebt

hat.

Nie hat Lott etwas ähnliches gekannt wie diese Freundschaft mit Christine Gebhard. Diese einfache, selbstverständliche Verbundenheit, die keines "allmählichen Kennenlernens" und keiner Bestätigung bedarf, und der jede Gefühlsschwelgerei fremd ist. Ähnlich war vielleicht der innere Zustand während der ersten Tage jeder Liebe – auch da war man ganz erfüllt von dem beglückenden Bewußtsein, einander rückhaltlos und fragenlos aufs innigste nahe und verwandt zu sein. Hier aber fehlt das moussierende Fieber jener Erlebnisse, und die bald zutagetretenden Zerrungen und Haken, die die beiden Liebenden erkennen lassen, daß sie nicht nur Freunde, sondern auch zugleich Gegner sind ^[58].

Bei aller Vertrautheit und aller Freude darüber bleiben die festgelegten Grenzen der persönlichen Lebenskreise streng aufrechterhalten; manchmal vergehen Tage, während derer sie sich kaum sehen. Und fast jedesmal ist es Christine, die ein längeres Beisammensein herbeiführt.

Bald kennt Lott Christines Leben in seinen wesentlichsten Zügen; ein Leben, das nach Christines Willen nur dazu dienen soll, Brennmachers Werk zu ermöglichen und bekannt zu machen. Zu ihrem Erstaunen erfährt Lott, daß diese Frau immer völlig arm war und auch jetzt keinen Pfennig besitzt. Mit zweiundzwanzig Jahren hat sie, das Mädchen aus alter Offiziersfamilie, das Elternhaus verlassen und eine Stellung in einem Büro angenommen, damit Brennmacher das tägliche Brot gesichert sei, der damals, achtundvierzigjährig, sein erstes Drama schrieb. "Anderthalb Jahre lang hab ich in einer Badewanne geschlafen und nichts als Haferflocken gegessen," das erzählt sie so einfach ... "Aber jetzt hab ich ein wahres Grauen vor Haferflocken!"

Sie weiß auch drollige Geschichten aus jener Zeit zu erzählen: wie der Kompagnon ihres Chefs eines Tages, während er ihr einen Brief diktierte, die Arme auf die Lehne ihres Stuhls legte; Christine, empört, springt auf und gibt ihm eine schallende Ohrfeige. "Ich habe mich nachher schrecklich geschämt," lacht sie und wird noch jetzt ein wenig rot. "Denn er hat mir so ehrlich versichert, ihm sei gar nicht der Gedanke gekommen, man könne seine Geste als Mangel an Achtung auffassen. Aber ich war nun mal so erzogen ..."

Und Lott fragt sich mit zärtlicher Boshaftigkeit, ob die junge Christine wohl auch so temperamentvoll reagiert hätte, wenn sie, wie man so sagt, ein ausgeglichenes Geschlechtsleben geführt hätte. Denn das wird ihr bald klar, ohne daß Christine ein Wort darüber sagt: Brennmachers Frau war sie nicht. Alles, was sie tat, hat sie aus reiner Begeisterung für sein Werk getan und für den wertvollen Menschen, den sie in ihm erkannte.

Wie hätte sie sich auch in den alternden Mann verlieben können; er war schwer und plump, er litt an Asthma, hatte geschwollene Beine und mußte zuzeiten an zwei Stöcken gehen.

Für ihn aber, der im vertrautesten Umgang mit dem schönen Mädchen lebte, sah die Sache sicher anders aus ...

Und eines Tages, fast ohne ein erklärendes Wort, legt Christine eine dünne Mappe maschinengeschriebener Gedichte in Lotts Hände. Zum erstenmal sieht Lott sie leise befangen. "Das hat noch nie ein Mensch gelesen, und außer Ihnen wird niemand es jemals zu sehen bekommen." Und mit ihrem leisen Schritt geht sie hinaus.

Ehe sie ein Wort gelesen hat, weiß Lott, was das Heft enthält – mit einem leisen Staunen, daß die stolze, schamhafte Frau ihr dies anvertraute.

"Mein weißes Mädchen." Ja, es *sind* Liebesgedichte. Aber so scheu, so verhalten – so

⁵⁸Randbemerkung der Autorin: "!!".

schamvoll bemüht, jeden Ausdruck dieser unmöglichen Liebe mit einem Wort der Verehrung und reiner Zuneigung zu überdecken, daß Lott manchmal ungewiß wird in ihrer Meinung. Nur in einem ist es ihm nicht gelungen, da schreit die zurückgedämmte Leidenschaft und die klare Erkenntnis des "unmöglich" in verzweifelter Offenheit aus jeder Zeile.

Lott läßt das Heft sinken. Sie sieht ihn vor sich, den fünfzigjährigen, plumpen Mann, in dem die Welt einer späten Liebe brennt. Der sich nie verschwendet hat und der weiß, seine Kraft ist ganz trotz aller Krankheit, seine Umarmung ist stark und kann eine Frau beglücken – und der herumgeht und sich die Fäuste beißt, weil sein entstellter Körper keine Liebe hervorzurufen vermag. Oh, wie oft mag er all die edlen Eigenschaften verwünscht haben, die sie in ihm verehrt und die doch nicht fähig sind, in dem geliebten Mädchen die Frau zu wecken.

Lautlos ist Christine wieder hereingekommen.

Lotts Blick ist noch verstört von ihrer Vision. Sie sieht die Freundin an und begreift, daß die Geste, die der konventionelle Takt erfordern würde – das Heft schweigend beiseitelegen, eventuell noch mit einem tiefen, verständnisvollen Blick – hier theatralisch, unecht wäre.

"Sie wissen, daß er Sie geliebt hat –" sagt sie mit halber Frage.

"Ja, das weiß ich." Stolz ist in ihrer ruhigen Stimme; der beinahe kindliche Stolz und die Freude der Frau, die einen Menschen gefunden hat, der würdig ist zu wissen: sieh, auch ich bin geliebt worden – und von welchem Menschen!

Ganz weiß sie sicher nicht, was es bedeutet, so zu lieben, denkt Lott.

Und dann sprechen sie von andern Dingen.

Es ist nun nicht so, daß die zwei Frauen beieinander saßen und Redy draußen ließen. Sie haben sehr schöne, interessante Abende zu dritt in Christines stillem Zimmer, während der riesige schwarze Kater Sybarit lautlos und geschmeidig über die dunklen, spiegelnden Möbel streicht, in lässiger Majestät.

Redy hat nichts gespürt von dem augenblicklichen und endgültigen Urteil, das Christine über ihn gefällt hat. Und natürlich ist in der ruhigen Liebenswürdigkeit, mit der sie ihm begegnet, nichts davon zu erkennen. Er fühlt sich hier sehr wohl, und niemals scheint er Langeweile zu haben. Lotts Hoffnung, er möge wieder zu arbeiten anfangen, hat sich nicht erfüllt. Er hat den Tisch, den Christine für ihn im Eßzimmer hinstellen ließ, in Besitz genommen und "eingerichtet" – und dabei ist es geblieben. Ganz dekorativ sieht es ja aus.

Ihrer Gewohnheit nach sagt Lott ihm nie ein Wort. Erst als sie alt zu werden begann und Muße hatte, über ihr Leben nachzudenken, begriff Charlotte, daß *sie* in ihrem Leben mit Redy der schuldige Teil war: sie war die Stärkere, sie hätte ihn leiten müssen. Ihm sagen: Redy, du mußt das und das tun. Und sicher hätte er es vergnügt und ohne Widerstreben getan – froher als jetzt, da sie ihn in seinem schlaffen Nichtstun versacken läßt. Wohl hat sie versucht, die materielle Verantwortung zu erfüllen, die Redys Ungenügendheit ihr auferlegte. Aber in alledem hat sie nur ihren starren Stolz eigensinnig hochgehalten und gemeint, Redy müsse denselben Stolz besitzen und sich selbst zu führen wissen.

Aber niemand kann über seinen Schatten springen, nicht Redy und nicht Lott.

Jetzt, während Lott den Vortrag von Brennmachers Werken vorbereitet, ist er sehr aktiv interessiert und unterstützt sie absolut in ihrer Meinung, daß der etwas fremdartige Stoff am vollsten durch die etwas fremdartige Sprechtechnik Lothar Schreyers wiederge-

geben werden kann. Sie ist froh und begeistert bei dieser Arbeit: die für sie so abwegigen religiösen Spekulationen Brennmachers, die kaum durch symbolische Figuren sichtbar gemacht werden, scheinen ihr durch diese Sprachbehandlung zu eindringlicher, lebendiger Darstellung zu gelangen.

Christine, nachdem Lott ihr die Hauptstücke vorgesprochen hat, erbittet sich eine Nacht Bedenkzeit. Und dann sagt sie ihr, daß sie sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen könne, die Worte, die ihr so oft von Brennmacher in schlichter Weise vorgelesen worden sind, auf so "destillierte" Art gesprochen zu hören. Vergebens sucht Lott ihr klarzumachen, daß dasselbe schließlich bei jeder dramatischen Schöpfung der Fall sei: wenn der Autor seinen Freunden ein Drama vorliest, wird er es sicher niemals sprachtechnisch ausgearbeitet haben, er übermittelt gewissermaßen ihren Hirnen das intellektuelle Rohmaterial, das erst von dem Darsteller zu einer vollen phonetischen Wirkung gestaltet wird. Und gerade Brennmachers Schöpfungen, die selbst so "destilliert" sind, nur die Essenz der Dinge behandeln – sie in gebräuchlichem Sprech- oder Deklamationston wiederzugeben, ist flach und ungenügend; gerade ihnen ist diese neue Technik angemessen, die die menschliche Stimme als ein Instrument benutzt und das Wesentliche in reinen Tonwerten ausdrückt, ohne den unzureichenden Versuch, "Gefühl hineinzulegen".

Christine bleibt bei ihrer Meinung, mit freundlicher Bestimmtheit, und ohne die kränkende Befürchtung, sie könnte Lott damit kränken.

Der Leseabend, von einem jungen Schauspieler auf begabte und taktvolle Weise ausgeführt, versammelt ein zahlreicheres Publikum, als Lott und Redy erwartet hätten. Dem sozialen Standard nach in der Mehrzahl ein erlesenes Publikum, fast ausschließlich ältere Leute; unter den Männern einige interessante, gut durchgearbeitete Köpfe.

Sie erfahren von Christine, daß es zum größten Teil Bibelforscher sind, zu denen sie durch Brennmacher seit Jahren gehört. Und ganz einfach sagt sie ihnen, daß einige ihrer Freunde seit langer Zeit ihr alle materiellen Sorgen abgenommen haben. Sie zahlen ihre Miete, geben Frau Hinrichs das Nötige, damit sie ihr zu essen macht und für sie sorgt – sie kümmert sich um nichts als um ihre Aufgabe: Brennmachers Werk bekannt zu machen.

Zu essen – nun, damit macht sie keinen Menschen arm. Frau Hinrichs, mit der Lott dieselbe Sympathie verbindet wie mit allen alten Frauen, klagt ihr manchmal ihren Kummer: "So kann ein Mensch doch nicht existieren! Mein Lebtage hab ich noch niemand sowenig essen sehn: die Kruste von 'ner Schrippe mit 'n Hauch Butter drauf und 'n Pitzelchen Schinken, und denn gerade noch ein Apfel oder was. Bloß kein Fett, sogar vor Butter grauelte es ihr." Und eines Tages sagt die schlichte alte Frau das erstaunliche Wort: "Sie ist ja man bloß noch eine reine Seele Gottes." Ja, es ist, als lebte Christine nur durch ihren Willen, der auf das eine konzentriert ist.

Da aber weiß sie sehr realistisch, umsichtig und geschickt sich aller Trümpfe des materiellen Lebens zu bedienen. "Ja, sehen Sie doch meine großen Füße und meine riesigen Hände an, darin zeigt sich mein gesundes Erbteil: meine Familie ist eine sehr bodenständige Rasse." Neulich hat sie es erreicht, daß ein Theaterdirektor sie empfangen wollte; da hat sie an der letzten Straßenecke eine Taxe genommen, um großartig vorzufahren. "Die Leute benehmen sich dann ganz anders," lächelt sie.

Ein wenig ungewiß sieht Lott sie an: "Aber der Direktor hat Sie doch kaum vorfahren sehen?" – "Das ist ganz gleich; der Portier hat es gesehen, er hat den Schlag aufgemacht und sein Trinkgeld bekommen – und die Art, wie man dann angemeldet wird..."

Darin mag sie recht haben. Aber im Grunde hat ja ein Mensch wie sie so etwas gar nicht nötig. Jeden Theaterdirektor und jeden Verleger, dem sie gegenübertritt, wird sie

mit der ruhigen Macht ihrer Persönlichkeit zwingen, ihr zu Willen zu sein: er wird ihr versprechen, das Manuskript zu lesen, und er wird es sogar lesen. Dann aber wird er ihr sagen müssen, wie es bisher immer der Fall war: daß Brennmachers Auffassung leider für sein Haus ganz ungeeignet sei. Und sie wird weiter suchen und versuchen, mit der unerschütterlichen Überzeugung ihrer Mission. Denn sie glaubt es nicht nur ihrem toten Freund schuldig zu sein, sondern auch den Menschen, ihnen seine Botschaft mitzuteilen. Und sie will nichts davon hören, wenn Lott ihr sagt, daß diese Botschaft nur von einem kleinen Kreis auserwählter Geister verstanden werden könne. Zu denen Lott sich selbst nicht zählt, aber das beschränkt in nichts ihre Freundschaft und bedingungslose Verbundenheit.

Hat nicht Christine, wenn auch auf ganz andrem Gebiet und auf ihre ganz andere Art, sich eine ähnlich unmögliche Aufgabe gestellt wie Lott, als sie sich für die Prostituierten und eine Erneuerung der sexuellen Moral in die Schranken warf? Nun, Lotts kämpferischer Elan wird immer Dinge finden, für die sie sich einsetzen kann. Christines Leben aber ist ausschließlich auf dies eine Ziel gerichtet. Und was wird sein, wenn sie erkennen muß, daß es unerreichbar ist?

Das Bewußtsein von Christines tragischem Irrtum – denn für einen so ganzen Menschen wie sie wird es tragisch sein – macht ihr die Freundin nur teurer. Und es irritiert sie, wenn Redy sich so herablassend anerkennend und ein bißchen väterlich amüsiert über Christine äußert. Daß er so zugekorkt sein kann gegen wahren Wert! Da hat ja die alte Frau Hinrichs ein echteres Gefühl. Diese einfache Frau, die Brennmacher noch kannte und ihrer schlichten Moral gemäß eigentlich ganz schlimme Verdächtige hätte haben müssen über das Zusammenleben der beiden Menschen, verehrt Christine wie eine Heilige. Und Lott wird es bald klar, daß die prächtige Alte in ihrer mütterlichen Fürsorge mehr Zeit an Christines Haushalt wendet als die Stunden, für die sie bezahlt bekommt.

Eines Abends haben sie wieder lange zu dritt beisammengesessen und geplaudert und dem schönen lautlosen Schreiten des schwarzen Katers über alle Möbel zugesehen. Es gefällt Lott ungemein, daß Christine das starke, riesige Tier niemals hätschelt und tätschelt. So eine Allerleuts-Katzenliebhaberei hätte die Freundin in ihren Augen vermindert.

“Sybarit ist eine erstaunlich selbständige und selbstbewußte Persönlichkeit, er ist sicher in innerster Seele überzeugt, daß er der Herr des Hauses ist,” lächelt Christine. “Ich bin nur stillschweigend von ihm geduldet. Seit er erwachsen ist, ist er noch nicht einmal gekommen, sich von mir streicheln zu lassen, und das ist schon einige Jahre her. Und mir ist es sehr recht so, Schoßtiere schätze ich nicht sehr. So kann ich sitzen und ihm zuschauen und mich an seiner unvergleichlichen Anmut freuen – und wirklich, ich habe eine Achtung vor diesem Tier, das so stolz und selbstbewußt in seiner Sphäre bleibt – sich selbst treu bleibt, nicht wahr? – und sich nicht zu servilen Scharwenzeleien mit Menschen herabläßt. Wenn die Zeit herankommt, daß er sich zu Katzendamen hingezogen fühlt, sorgen wir dafür, daß ein Fenster offenbleibt, er bleibt dann für einige Tage fort und kommt meistens recht zerraut zurück – sehen Sie, ein Ohr ist ihm ganz zerrissen. Aber auf diese Weise hat er dann die übrige Zeit einen wundervoll ausgewogenen Charakter.” Christine hat wohl das leichte Erstaunen ihrer Zuhörer bemerkt – es ist in der Tat überraschend, diese Frau, die allem Irdischen so fern scheint, von der Liebeszeit eines Katers sprechen zu hören. “Ja, meinen Sie denn, ich hätte . . . Oh nein, ein verstümmeltes Wesen hätte ich nicht um mich ertragen können. Und was ein Mensch sich aus freier Entscheidung auferlegen kann,

wodurch er wachsen und sich veredeln *kann* (Lott ist ihr dankbar, daß sie das “kann” betont) – das wird ein Verbrechen gegen das Tier, dem nur so ein volles Leben möglich ist.”

Redy bestreitet lebhaft die Möglichkeit, daß ein Mensch sich durch geschlechtliche Abstinenz veredeln könnte, auch Lott sieht es eher so an, daß seltene Menschen *trotz* sexueller Enthaltsamkeit keinen Knacks kriegen brauchen. Und die Diskussion führt dazu, daß sie von ihrer Arbeit am Pranger erzählen. Lott mit ihrer ungeschickten und trockenen Art zu berichten hätte sicher nicht viel darüber zu sagen gewußt, soweit es sich nicht um Prinzipielles handelt, aber Redy ist bekanntlich ein begabter Erzähler. Nur manchmal, wenn er zu sehr ins Anekdotenhafte verfällt, unterbricht Lott ihn, um ihn auf das Wesentliche zurückzuführen. Sie werden beide ganz froh und warm, während sie ihre Erinnerungen auskramen. “Weißt du noch – ?”

“War doch ’ne schöne Zeit, was, Baabe?”

Christine hat ohne ein Wort zugehört.

“So etwas Schreckliches gibt es also wirklich – ” sagt sie jetzt. Ihre Stimme ist harsch, und nun bemerken die beiden ihre Blässe und die Schwärze ihrer Augen. “Ich habe schon ungenau etwas darüber gehört, aber ich hielt es für häßliche Erfindungen. Wenn ich nicht wüßte, daß ich Ihnen glauben muß... Die unglücklichen Frauen!” setzt sie leise hinzu.

Redy erholt sich rasch von seiner Verblüffung. “Tja, gnädiges Fräulein, in was für einer Welt leben Sie denn?” meint er amüsiert. “Schade, daß wir unsere Belegexemplare mit allem andern in dem Keller des Hauses deponiert haben, das... Sonst hätten wir Ihnen jetzt gleich mal einige Proben unserer Beredsamkeit vorlegen können.”

Lott überlegt: “Aber etwas hätte ich doch... Mit meiner lächerlichen Sentimentalität hab ich einige der rührendsten Freundschaftszeichen aufbewahrt, die wir damals bekommen haben. ‘Unsern treuen Freunden am Pranger’ – erinnerst du dich, Redy? Und ich weiß sogar, wo das steckt. Überhaupt ein Segen Gottes, mein unfehlbares visuelles Gedächtnis, bei meiner chronischen Unordnung: von jedem kaputten Strumpf erinnere ich mich noch nach Wochen, in welcher Ecke ich ihn zufällig mal gesehen hab,” lacht sie und erhebt sich. “Einen Augenblick nur...”

Christine kommt ihr nach auf den Boden, wo die Koffer stehen. Und als Lott sich mit den bunten Weihnachtskarten in der Hand aufrichtet, ergreift Christine sie sanft bei den Schultern und zieht sie an sich, und für einen Moment fühlt Lott die Berührung ihrer weichen und festen Lippen auf ihrem Mund, wie die schöne Wölbung einer halbgeschlossenen Rose.

Im Bruchteil einer Sekunde hat Lott diese impulsive Geste vorausgesehen – dann, als sie geschah, spürte sie dennoch Überraschung für eine ebenso unwägbare Zeitspanne. Aber als sie sich jetzt unter dem armen Licht der Bodenbeleuchtung bei den Händen halten und sich in die Augen lächeln, glücklich, diesen Ausdruck ihrer schwesterlichen Liebe gewagt zu haben, jubelt es in Lott: oh diese einzige Frau, der alles einfach ist und selbst die “kritischste” Geste, weil ihre Echtheit nichts “Kritisches” kennt.

Ohne ein Wort gehen sie zu Redy zurück. Ihre Hände lassen sie erst vor der Tür los.

Später abends, während sie noch einmal die Empfindungen dieser unvergeßlichen Minute überprüft, denkt Lott mit einem ganz leisen Verwundern: nein, weder bei Christine noch bei ihr war die leiseste sinnliche Anziehung. Aber wie es auch werden mag – immer wird es richtig sein.

Redy hat doch ein feines Gefühl für das, was seine Baabe angeht. “Na, was habt ihr denn da auf dem Boden getrieben?” fragt er väterlich gemütlich. Da hätte sie mit

geheucheltem Erstaunen behaupten können, was jeder harmlose Mensch angenommen hätte: daß Christine ganz einfach austreten gegangen ist. Aber sie merkt auch, welch ein vertrauter Freund er ihr ist, da sie den Wunsch verspürt, ihm dies Erlebnis mitzuteilen, das doch zu ihrem schönsten und heimlichsten Eigentum gehört. Während sie schamvoll und errötend nach Worten tastet, die erkennen lassen, ohne preiszugeben, kommt er ihr lächelnd zur Hilfe: "Nu ja, sags doch: ihr habt euch geküßt! Das hab ich sofort gewußt, als ihr hereinkamt. Ihr habt ja beide ganz illuminiert ausgesehen!"

Lott ist in einer schrecklichen Hetze. Wiedermal hat das Kind heut morgen das ganze Bettchen und alles nur Erreichbare schmutzig gemacht, und sogar die Matratze. Eine schauerhafte Arbeit. Sie kann auch nicht die Wohnung in Unordnung lassen, wenn sie weggeht; sie ist nicht bei sich zu Haus. Und nun ist schon wieder Fütterungszeit – sie wirft einen Blick auf die Uhr – und sie wird sicher zu spät zur Redaktion kommen. Bei dem Kerl müßte man überhaupt das berühmte Schild im Büro anbringen: "Die Herren Redakteure werden gebeten, erst zu gehen, nachdem sie gekommen sind."

Nein. Heut muß Redy mal das Kind füttern. Eben ist er vom Schlafzimmer herübergeschlendert gekommen, jetzt liegt er da im Sessel, die Hände in den Hosentaschen, die Beine von sich gestreckt, und pfeift träumerisch vor sich hin.

Sie geht ins Schlafzimmer hinüber, zerrt nervös die Kittelschürze herunter. Ach, aber es ihm sagen, wenn er es nicht von selbst weiß! Gereizt fühlt sie sich.

Gleich darauf kommt sie angezogen zurück. "Hör mal, Redy, könntest du nicht die Kleine einmal füttern? Ich komm sonst wirklich zu spät."

Nonchalant zieht er die Schultern hoch und sagt mit Seelenruhe: "Nein, das kann ich nicht."

Sie fährt herum, sieht ihn da im Sessel liegen, wie er den ganzen Tag irgendwo herumliegt. Eine wahnsinnige Wut braust in ihr auf, sie reißt Jacke und Hut ab und schleudert sie zusammengeknäult in die Sofaecke.

Gleich hat sie sich wieder in der Gewalt. Aber als sie dann das Kind auf dem Schoß hat und mit tiefer, verhaltener Stimme zu ihm spricht, spürt sie ihr Herz noch in harten Stößen arbeiten, und das Löffelchen in ihrer Hand zittert leicht. Sie wird bald keine Lippen mehr haben, wenn sie sie immer so zusammenkneift.

Redy ist inzwischen verschwunden. Sie will ihn auch nicht sehen jetzt.

Nun ist es tatsächlich zu spät geworden. Man kann einem Kind nicht seinen Brei und sein Obst im Gewaltmarsch hineinjagen. Na gut, dann wird sie sich während der "gewonnenen" Zeit mal den Stopfkorb vornehmen. Sie setzt das Kind in seinen Park und geht ins Schlafzimmer. Da liegt Redy auf dem Bett, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Sein Anblick macht ihr ganzes Wesen in Verachtung und Feindschaft erstarren wie schrundiges Eis. Sie geht am Fußende der Betten vorbei zur andern Tür, wo der Arbeitskorb steht. Und plötzlich sagt sie mit harter Stimme:

"Arschloch!"

Schreck schlägt ihr wie ein elektrischer Schock durch den Körper, ihr Fuß stockt, aber sie zwingt sich, im selben Tempo weiterzugehen. Sie geht geradewegs auf den Boden hinaus, und da lehnt sie sich an die Wand, mit ganz weichen Gliedern.

Wenn so etwas möglich ist – dann haben sie schon zu lange miteinander gelebt. Wenn solch ein Wort fallen kann in einer Ehe, dann ist es aus. Dann ist es schon so aus, daß sie sich schämen müssen, es nicht vorher schon klar gesehen zu haben aus Mangel an Mut und Aufrichtigkeit; nicht vorher schon voneinander gegangen zu sein, damit etwas so

Häßliches nicht das Ende sei von etwas, das einmal eine klingende Liebe war.

Mit gesenktem Kopf wandert Lott auf dem Boden auf und ab.

Sie wird das Kind zu den Eltern bringen, dann hat sie die Hände frei, für sich selbst von neuem anzufangen. Ach ja, zu den Eltern – ! Wenn du sie brauchst, mein Kind . . . Und in einem Augenblick begreift sie: gedankenlos, rücksichtslos – lieblos hast du an dem Lebensmark deiner Eltern gezehrt; genauso ohne Gefühl und ohne Skrupel, wie eine kräftige junge Pflanze der Mutterpflanze alle Kräfte herauszieht.

Die Mutter hat ihr verziehen. Oh, diese Mutter – . Lott hat ihr verzweifelte Briefe geschrieben, aufrichtig verzweifelte. Und gleich auf den ersten hat sie mit Liebe und Verzeihen geantwortet. Aber Lott hat sich nicht verziehen. Ihr Leben lang wird sie sich nicht verzeihen.

Also – das Kind zu den Eltern bringen. Und die Mutter umarmen, umarmen, daß sie spürt . . .

Mosse wird sie Redy überlassen, da ist er schon eingeführt. Und er wird schon arbeiten müssen, wenn er allein ist. Sie errötet vor Scham über den häßlichen Gedanken, der dabei in ihr aufsteigt. Oh, zu lange, zu lange . . . Feig war sie, wie immer. Und hat damit nur erreicht, daß es jetzt in gemeiner Niedrigkeit endet, daß ein solcher Gedanke möglich ist –

Eine Weile später geht sie wieder ins Schlafzimmer. Er liegt noch da. Im Vorbeigehen wendet sie flüchtig den Kopf zu ihm hin: “Bitte, willst du mal eben hinüberkommen ? Ich hab dir etwas zu sagen.”

Ist es ihr Ton, ist es ihr Gesicht – . “Ja, gewiß,” sagt er zuvorkommend und erhebt sich eilfertig.

Teil V

Die Übergabe

Kapitel 1

Jetzt sind die heißesten Tage im Jahr. Jede Straße Berlins ist ein wabernder Backofen. Die Wagen auf dem aufgeweichten Asphalt mahlen die Hitze zu brennendem Staub, der dir dörrend in die Lungen sinkt. Wenn die Straßenbahn an dir vorbeifegt, wirft ihre grelle Lackwand dir kochende Luft ins Gesicht, wie der Blendschirm einer eben ausgemachten elektrischen Heizsonne. Der Lärm selbst scheint vor Hitze zu flirren.

Redy ist auf der Redaktion gewesen. Der bleichgesichtige Schöps, der da jetzt an Bubelings Stelle hockt, schien erst gar nicht recht zu wissen, was aus ihm zu machen. Hat ihn antichambrieren lassen, der Hund. Noch ein Wunder, daß er überhaupt zu ihm rausgekommen ist. "Ich bin der Mann von Lott Babendeerde," hat er ihm schließlich sagen müssen, und dann natürlich, mit vielen Entschuldigungen...

Die ganze Zeit mahlen seine Zähne so hart aufeinander, daß sie knarren. Ja, der Mann von Lott Babendeerde. Er lacht trocken in sich hinein, wie er da auf der sonnüberglühten Straße dahingeht, daß seine Schultern schuckeln. Husch! – die Lerche. Gewesen.

Nein! –

Seine rotgeäderten Augen brennen.

Diese Christine Gebhard ist aber auch ein kaltschnäuziges Aas. Mit Sentimentalitäten gibt die sich nicht ab. "Wollen Sie bitte bemerken," hat sie Lott vor ihrer Abreise gesagt, oder doch jedenfalls en substance, "daß ich *Sie*, teuerste Freundin, gebeten habe, mein Gast zu sein, und einen gewissen Herrn Spenzer von vornherein nur als äußerst lästiges Anhängsel betrachtet habe. Da Sie sich nun besagten Anhängsels entledigt haben, sehe ich für mich weiter kein Motiv, nicht desgleichen zu tun." – Womit wir also wieder mal auf der Straße ständen.

'türlich, auf ein paar Tage sollt es ihr nicht ankommen, hat sie gesagt, bis ich mit meinem nächsten Honorar mir ein Zimmer nehmen kann. Aber wer Redy nicht gerne sieht, wird ihn überhaupt nicht sehen. Ist ja auch das herrlichste Sommerwetter, bei Mutter Grün zu schlafen das einzig Wahre.

Die Hexe Lott. Das Henkersweib. Wie sie zu ihm gesprochen hat. Als wenn jedes Wort in einem extra tiefgekühlten Eisschrank gelegen hätte. Gibts nicht? Bei ihr gibts das. Und wie. Hat er auch nicht gedacht, daß sie ihren berühmten Super-Polarton ihm gegenüber anschlagen würde. Tja – mit uns können Sies ja machen, gnä' Frau. Mosse überläßt sie ihm. Sieh mal an. Arbeiten. Erst bricht sie einem das Rückgrat kaputt, und dann sagt sie: Du kannst ja arbeiten. Sie weiß nicht – nein, sie weiß wirklich nicht...

Na, jedenfalls wollen wir jetzt mal eben sehn. – Das Antikriegsmuseum soll er besprechen. Ein berühmter Anarchist soll es aufgezogen haben, den soll er natürlich diskret

unter den Tisch fallen lassen.

Antikriegsmuseum – gestatten Sie mir zu lächern! Sensibilitäten. Krieg – das einzig Wahre. Besseres könnte einem jetzt gar nicht passieren. Und dann nichts als rein in so 'ne Kiste, und alles zerstöppert, was sich unter Gottes Himmel rumtreibt, Freund oder Feind. Ein Maschinengewehrchen. Und nicht eher Ruhe geben, als bis die blaue Himmelswiese blank ist wie ein Arsch. Ach – ! Und seine nervösen Finger machen leise und wollüstig die Geste, als schlössen sie sich um die Hebel, die ihn über die Erde und über sich selbst hinausreißen. Wieder Mann sein.

Aus, hat sie gesagt. Es ist aus. – Es kann nicht aus sein. *Das ist unmöglich.* Solange sein und ihr Leben nicht aus ist, ist das nicht aus.

Oh meine Baabe – !

Er spürt ein Brüllen wie einen salzigen Blutquell in sich hochsteigen, unwiderstehlich. – Mensch, du kriegst ja 'n Hitzschlag. Und unbekümmert um eventuelle neugierige Blicke lehnt Redy, der korrekte Redy, seine Stirn an die kühlende Scheibe eines Schaufensters, mit geschlossenen Augen. Deine Hände, Baabe. Deine Hände sind leise Vögel an einer singenden Quelle, und an jeder Stelle, wo du mich rührst, ist es zutiefst.

Er reißt sich zusammen. Nicht überschnappen. Haltung bewahren. *Es kann nicht sein.* Sie kommt ja wieder zurück, und dann wird er . . . Schon jetzt, noch heute, ihr schreiben. Er läßt sie nicht los. Er kann sie nicht loslassen. Da sie ihn nicht losläßt.

Also, wie bemerkten Sie soeben sehr richtig? Allerdings – Antikriegsmuseum. Antikriegsmuseum – Anarchist. Anarchist – sehr wichtiger Tip. Kennen wir doch. Alte Garde. Karl Langer, Karl Ross, Paul Pott. Da fühlt man sich noch unter Menschen. Vielleicht Beziehungen anknüpfen.

Der lange, im Ergeschoß liegende Saal ist angenehm kühl und still. Nur in einer dämmerigen Ecke nahe am Eingang ein paar Leute, reden halblaut, wie schläfrig miteinander.

Natürlich sind sie riesig erfreut: eine Zeitung will sie besprechen! Passiert ihnen gewiß nicht alle Tage.

Redy hat einen Brummschädel, als wenn er drei Tage und drei Nächte nichts als gesoffen hätte, aber davon abgesehen ist er blendend in Form. Subtil gibt er zu verstehen, daß diese Anregung eigentlich von ihm ausgegangen ist, denn schließlich, bei Karl Langer hat er nicht bloß einmal im Zigarrenladen gesessen, von Karl Ross schon ganz zu schweigen. Und falls sie etwa den Pranger kennen sollten – habe die Ehre: Fabian Fallbeil. Oh bitte, ganz meinerseits. “Nur um Irrtümern vorzubeugen: ich gehöre prinzipiell keinem Verein an. Da müßte man sich ja für die Dummheiten und Schweinereien von andern verantwortlich fühlen! Und,” zwinkernd, “auch bei uns soll sowas vorkommen, Dummheiten und Schweinereien, was?”

Die andern beteuern sofort, daß der Anarchismus keine Vereinsangelegenheit ist und daß ganz bedeutende Genossen, Individualisten, sich bewußt außerhalb aller Gruppierungen halten.

Natürlich kann man nicht anders, als gleich auf Du zu sein.

Das Antikriegsmuseum – in der Tat mit viel Mühe und Geduld und so zusammengestellt. Aber im Grunde – was da wirklich los war, das kann man ja nicht zeigen.

Ernst Friedrich, der den ganzen Laden aufgezogen hat, gibt es ohne weiteres zu: das sagen fast alle, die draußen gewesen sind. Aber sie sagen auch: es ist doch gut, daß wenigstens ein solcher Versuch gemacht wird, den Menschen den Appetit auf den nächsten

zu nehmen. "Und sieh mal dies Buch: Nie wieder Krieg. Nichts als authentische Fotos. Siehst du: der Begleittext zu jedem Bild ist in vier Sprachen. Und es geht tatsächlich in die ganze Welt hinaus. Du, da ist ein Material drin – ! Wenn du eins mitnehmen willst?" [59] – Er ist ziemlich klein und bläulich, noch jung, mit hellblonder Mähne.

Ein anderer geht mit ihnen herum, der gelegentlich mal ein phlegmatisches Wort einwirft. erinnert ein bißchen an Karl Ross. Schon weil er denselben Anzug aus braunem Rippelsamt trägt. Nicht ganz so bullenhaft quadratisch, bißchen dünnere Knochen und mehr Fett. Das Gesicht in kräftigen Farben, nicht gerade feiner, aber minder als bei Karl. Auch bei ihm ist das dunkle Haar ein bißchen fettig, und ein plusteriger Schnauzbart.

Redy ist froh, als sie herum sind. Pflichtbewußt hat er Notizen gemacht, das zeigt immer her. Jetzt klappt er sein Büchlein zu und schraubt wohlgefällig seinen Beinahe-Montblanc ein. "Na, Kinder, nach getaner Arbeit ist gut trinken. Ich für meine bescheidene Person würde ein Faß vor den Hals nehmen."

Der im braunen Rippelsamt, Hannes geheiß, schlägt vor: "Ich hab ein paar Zitronen zu Haus, und Zucker. Wenn du mit rüberkommen willst? Es ist nicht weit. Und da ist es gemütlicher und billiger als in der Kneipe."

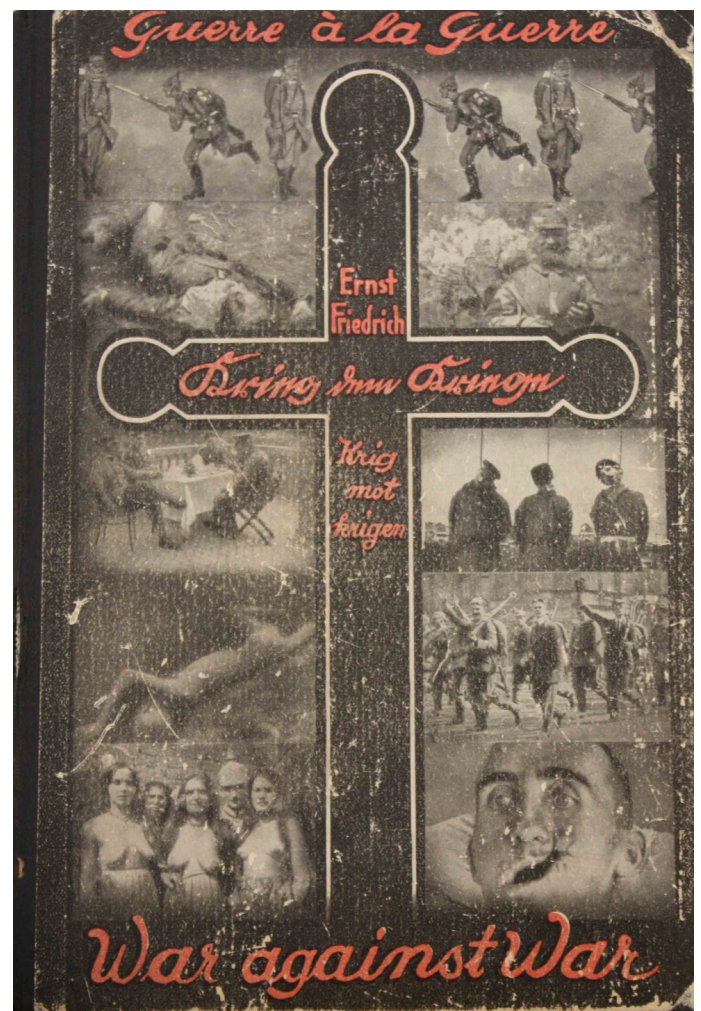
Sie sind hier im Herzen von Alt-Berlin. Hannes will ein bißchen den Bärenführer

59

Das von Ernst Friedrich (1894-1967) aufgezugene Antikriegsmuseum in der Parochialstrae 29:



Das zugehörige Buch:



machen, aber Redy winkt ab, blasiert: "Alte Kiste, kennen wir. In Hamburg denselben Zauber genossen."

Das Haus in der Köllnischen Straße hat sogar eine Tür, viel Staat ist allerdings nicht damit zu machen, aber immerhin. Und man kann sogar sehen auf der Treppe! Na, das ist doch nicht seriös als Altertümlichkeiten. Steil und ausgeschartet sind die Stufen hier allerdings auch. Na, Redy – da wären wir ja so ungefähr wieder bei unserm Anfang gelandet!

Als sie die Stiege zum letzten Stockwerk emporklimmen, kommen ihnen zwei stakige Beine in schwarzen Harmonikastrümpfen ins Blickfeld, und ein Paar klobiger Männerstiefel, seit Dezennien nicht geputzt; die Beine stecken darin wie florumwickelte Fahnenstangen in Aalkörben. Nachlässig wird jetzt ein etwas schmutziger Rocksäum über das unerfreuliche Bild gezogen.

"Na, du läßt mich hier ja schön braten vor deiner Tür!" hört man eine harte und mißvergnügte Frauenstimme. "Was für 'ne Idee! Denkst du, einer würde kommen und dir *das* Federbett klauen, oder was?"

Schillerhemd, schwarzer Schlips, ein runder kurzgeschorener Kopf, auf einer bleichen Knubbelnase eine Nickelbrille. Sie sitzt da auf der obersten Stufe, eine abgeschabte Mappe auf den Knien, und links und rechts von ihr auf dem schmalen Treppenabsatz sind Zettel und Zettelchen ausgebreitet.

"Tja, ich hab doch nicht gewußt, daß du kommst." Vorsichtig tritt Hannes über die Papiere hinweg, schiebt sich an der Frau vorbei und schnappt die Tür auf. "Siehst du, für ein nächstes Mal, weil du es bist: wenn du bloß ein Stück Draht hast, oder vielleicht auch mit deinem Schlüssel – das Schloß ist ja so ausgeleierte wie..."

"Sags nicht, sags nicht!" schreit Redy skandalisiert. Die beiden sehen ihn erstaunt an, dann lacht Hannes, mit einem fettigen Brustton: "Na, du bist mir aber einer!" und geht ins Zimmer.

Redy bleibt auf der Treppe stehen, einen Fuß auf der obersten Stufe, den andern ein paar Stufen tiefer; er stützt den Ellbogen auf das Knie, das Kinn in die Hand und sieht interessiert zu, wie diese drollig angefummelte Frau, der selbst der leiseste Verdacht von Busen zu fehlen scheint, sorgfältig ihre Zettelchen zusammenliest und in gehöriger Ordnung in die Mappe schiebt. Und in seinem Jammer spürt er plötzlich ein warmes Mitleid mit diesem ungraziösen Geschöpf. Was wir gehabt haben, haben wir jedenfalls gehabt.

"Im Grunde ist das doch das einzig Wahre, was?" sagt er herzlich und weist auf die Papiere.

Fragend sehen ihn die bläulichen Augen an durch die Nickelumrahmung der Brille; ihre Köpfe sind auf einer Höhe.

"Na, bißchen Papier, ein Füll – da kann einem alles andre gestohlen bleiben."

Mit einemmal leuchten ihre Augen ganz warm auf. "Das ist das vernünftigste Wort, das ich seit langem gehört hab. Und hier, da –", sie klopft sich energisch mit den Knöcheln der gelblichen Faust gegen die gelblich schimmernde Stirn, "darauf kommst du an! Aber die meisten haben ja nichts im Kopf als ihre platten Dummheiten und Amouren."

"Naja," läßt sich Hannes gemütlich vernehmen, der am Türpfosten lehnt. "Die platten Amouren haben ja auch was für sich, mein ich. Aber was das Köpfchen anbelangt," sagt er zu Redy, "da ist unsere Rolland (er spricht den Namen französisch aus) ^[60] wahrhaftig

⁶⁰Im Original "Bernard" mit "Rolland" überschrieben.

ein Kerl! Na, du wirst sie ja noch kennenlernen. – Was wolltest du übrigens bei mir?“ fragt er sie.

Sie sieht ihn groß an, während sie sich langsam und steif erhebt, fast wie ein Pferd auf die Beine kommt. Die Kleidung hängt auf ihrer knochig breiten Gestalt, als hätte sie sich extra Mühe gegeben, recht abschreckend auszusehen. “Na, arbeiten! Bei dir unterm Dach ist ja auch eine ziemliche Temperatur, aber man kann wenigstens Durchzug machen. Bei mir erstickt man in dem Gestank von Katzen und Ratten und von dem Lokus auf dem Hof.”

Redy ist auf die Schwelle getreten und glotzt, perplex – auf der Wand gegenüber stehen über die ganze Breite große gelbe Buchstaben wie Bauklötze: ER aber tut alles fein zu seiner Zeit.

“Na weißt du – ” bringt er nur heraus.

Hannes lacht hustend: “Tja, da kann ich nichts dafür. Die Bude ist nicht meine, die hat eine Frau mir abgetreten, mitsamt . . . naja. Sie ist sonst ganz in Ordnung, die Sophie, bloß diesen Knacks, den hat sie nun mal weg. Und ich hab ihr schwören müssen, daß das alles stehenbleibt. Sonst kann ich die Bude auf den Kopf stellen und alles. Da hast du noch was – und da!”

Er zeigt auf die schräge Kaminwand, auf der blau ein einziges großes Wort liegt: TAT. Und über der Eingangstür, rot und gewaltig: Sei MENSCH.

“Hat nicht ganz unrecht, deine heilige Sophie,” meint Redy philosophisch. Er sieht sich nach einer Sitzgelegenheit um und zieht sich einen Hocker ans offene Fenster. Rolland hat sich auf eine kurze, schmale Bank hinter ein viereckiges Tischchen geklemmt; mit einem weiten Armstrich schiebt sie ein paar Tassen und Odolgläser mit hellen Teeresten drin, ein halbes Brot, Messer, Löffel, eine Untertasse mit nassen Zigarettenstummeln und Asche klirrend auf einer Seite des Tisches zusammen und beginnt ihre Zettelchen auszubreiten, mit gerunzelter Stirn. Auf der niedrigen Wand hinter ihr sind die feierlichen gelben Worte ganz nah über ihrem geschorenen Kopf.

Der Raum ist elend klein, eine quadratische Pappschachtel. Möbel sind allerdings auch kaum drin. Auf dem schruppigen Fußboden liegt alles mögliche herum. Schräg von der Tür zu einem andern Raum bis an das Tischchen ein umgefallener Besen, und nah am Herd ein Häufchen Kartoffelschalen, zerknautschtes Papier, Asche, verbrauchte Teeblätter, und etwas weiter hin, neben einem altersschiefen Liegestuhl, noch ein Häufchen; als hätte man einmal gefegt und den Kehricht da zusammengeschoben und das andere Mal zufällig dort liegenlassen.

Hannes lehnt noch immer unentschlossen in der offenen Tür. “Sag mal”, fragt er freundlich zu Rolland hin, “wie denkst du darüber, wenn man eine Zitronade machen würde?”

“Ausgezeichnet,” gibt sie trocken zurück. “Aber wenn du auf mich gerechnet haben solltest – du weißt: ich lehne prinzipiell alle Arbeit ab, die die Frau zur Sklavin des Mannes macht.”

“Natürlich, weiß ich; und jetzt soll ich dein Sklave sein,” grummelt Hannes.

“Keineswegs, ich kann wunderbar ohne deine Zitronade auskommen. Und wenn ich Durst hab, geh ich an den Wasserhahn.”

“Ja, wenn du man versorgt bist! Und unser Gast hier?”

Mit einem beinah herzlichen Lächeln auf dem breiten, kränklich gelben Gesicht sieht sie zu Redy hinüber. “Oh, ich habe nicht den Eindruck, als wenn er so einer wäre wie ihr alle.”

“Ganz richtig; und sogar ganz im Gegenteil,” fällt Redy lebhaft ein; “Da haben wir zum Beispiel . . .” Und in seiner launigen Art beginnt er vom Pranger zu erzählen.

Mit einem entmutigten Seufzer klebt Hannes sich vom Türpfosten los. Vorsichtig tritt er über den Besen hinweg und beginnt mit trägen Bewegungen in einem Schränkchen herumzumuscheln; genaugenommen, zwei übereinandergestellte Kisten, blau gestrichen.

Auf dem Fensterbrett, auf das Redy seinen Arm stützt, steht ein Rasiernapf mit krustig eingetrocknetem Seifenschaum, in dem aufgespreizt die Quaste steht; daneben der Rasierapparat, an beiden Schneiden bis an den Stiel alter abgeschabter Dreck wie dicke graue Lippen.

Nein, das ist ein bißchen hart; Redy ist ja gar nicht so, aber – . Ohne sein Erzählen zu unterbrechen, erhebt er sich mit einem Ruck und schiebt sich neben Rolland auf die enge Bank. Und er fühlt sich ganz erwärmt von dem begeisterten Blick aus ihren vorhin so trüb verschleierten Augen. Sie hat das Kinn auf beide Fäuste gestützt und hört ihm hingerissen zu.

Redy wundert sich, wie oft er Lott erwähnt. Es ist beinah, als wenn er immerfort “Lott” sagte, nichts als “Lott”. Und jedesmal scheint ein Schatten durch Rollands waserhelle Augen zu huschen.

“Nein, hör mal,” wendet Hannes sich jetzt vorwurfsvoll an sie. “Alles gut und schön, aber wenn du ’ne Zitronade haben willst, dann spülst du dir selbst ein Glas. Das für Redy werd ich schon selbst . . .” Er lauscht zur offenen Tür hin, und mit einem erleichterten Seufzer: “Na, da kommt jemand.” Und stellt resolut die zwei Gläser wieder auf den Tisch.

Von unten her werden zwei Frauenstimmen hörbar, in angeregtem Gespräch, etwas pustend: die Treppen sind steil, und es ist heiß.

“Wollt ihr ’ne Zitronade?” empfängt Hannes sie, kaum daß sie in der Tür erscheinen.

“Oh – . Aber wie!”

“Na, dann spült euch man gleich ein paar Gläser, und vielleicht noch die hier. – Na du, Margot, du bist ja immer der hilfsbereite Engel,” schmunzelt er schlau und schiebt der Kleineren Tassen und Gläser in die Hände.

Sie quengelt ein bißchen, aber ohne Überzeugung, und scheinbar unwiderstehlich gepackt an ihrer Ehre als “hilfsbereiter Engel”. Schon ist sie auf dem Treppenplatz, und man hört das Wasser spritzen.

Die andere, eine kräftige, untersetzte Gestalt, ist langsam ins Zimmer getreten. Sie reicht Redy die Hand – eine weiche, warme Hand, die sie etwas länger als nötig in der seinen verweilen läßt; und dabei sieht sie ihm wie fragend in die Augen.

Unmittelbar spürt Redy: die ist noch irgendwie von guter Kinderstube unwittert; können wir lange. Er schnellst zackig hoch, Hacken zusammen, Verbeugung: “Spencer.” Natürlich hat er auch gespürt, daß die Frage in ihren Augen ganz etwas anderem galt, er ist doch nicht vom letzten Schnee liegengeblieben; was das anbelangt: aber gern, liebes Kind, werden sehen, was wir tun können.

Hannes hat sich vorsichtig in dem knackenden Liegestuhl niedergelassen. Er gluckst: “Na, da sieht man doch gleich, daß wir hier welche ‘de la haute’ haben! Und nun hast du hier so unvermutet den feinen Ton eingeführt, da können wir ja gleich weitermachen, mit Vorstellungen und allem. Wally ist nämlich eine waschechte Baroness, ich hab selbst ihre Papiere gesehen. Aber bei uns gefällt es ihr besser als bei ihrem Mann. Mehr Vitalität, verstehst du?”

“Oh, gnädige Frau –” Nochmals Hackenschlagen, zackig, Handkuß mit kennerhaft dosierter Verlängerung. Während er sich aufrichtet, sieht er an der Tür Margot, den

hilfsbereiten Engel, mit gespültem Geschirr, ein verrutschtes Lächeln auf dem kleinen runden Gesicht.

Etwas spöttisch lächelt die Baronesse ihm gerade in die Augen: "Wenn sowas mir imponieren würde, wäre ich ja dageblieben, nicht? Aber eben, ich fand es zu fad – zu anstrengend all das." Sie läßt sich schlaff auf einen Hocker nahe dem Tischchen fallen.

Aber Redy läßt sich nicht so leicht aus dem Anzug stoßen. Vorwurfsvoll meint er: "Tja, wenn du diese Geste als Etikette etikettierst! Tut mir leid. Warum nicht als spontane Huldigung für eine schöne Frau?" Und blitzt sie gefährlich an. Mit einem wie eingeschlafenen Lächeln auf dem vollen, bräunlichen Gesicht läßt sie ihre irisierenden Augen in den seinen ruhen.

Was quatsch ich denn da mit der verdammten Hure! denkt er zornig. – Baabe – ! Brüsk wendet er sich Rolland zu: die kritzelt emsig auf ihren Zettelchen, und ihr kränkliches, vorhin so frohes Gesicht ist verfinstert und in hundert gelblichen Falten zerknittert.

Margot kredenzt jedem ein Glas, mit leichten, weichen Bewegungen. Schöne, kindlich kleine Hände hat sie. Und schöne Augen – vielleicht. Bißchen vorquellend aus den breiten bräunlichen Schatten der eingesunkenen Haut ringsum, aber so ein warmer, verstehender Blick, ein bißchen von Feuchtigkeit schimmernd wie eine Hundeschnauze. Sonst eher zum Erbarmen häßlich, die blassen, negerhaft breiten Lippen decken nur mit Mühe die vorstehenden verdorbenen Zähne. Und doch rührend sympathisch mit dem kurzen dunklen Lockengeringel eines Seraphims um das ungesund bleiche Gesichtchen herum. Ein Jammer, daß sie auch noch O-Beine hat; die Knochen kanten merkwürdig verbogen heraus.

Redy merkt, daß er heut universelle Anerkennung dringend nötig hat, jedenfalls von der besseren Hälfte des Universums. Er ist es verdammt nicht mehr gewöhnt, mit fremden Frauenzimmern umzugehen. Und mit einemmal sieht er, daß sie eigentlich nur immer mit Männern zu tun hatten all die Jahre, er und Lott. Das war vielleicht der Fehler. Ach, aber – oh Baabe – .

Er preßt die Kinnladen hart zusammen.

"Tja," meint er nachdenklich und sieht zu, wie Margot ihm das Glas von neuem füllt, "es ist noch gar nicht so lange her, da hatten wir die besten Schnäpse, jede Nacht, so viel, daß es uns bis zum Hals stand. 'Die Jungfrau' nannte sich das. Ein literarisches Kabarett. Und das in Hamburg. In dem Spießernest. Die sind ja hochgegangen. Ach Kinder, da war was gefällig! Lott – bloß immer mit Monokel; und ihren Fanzelum im Arm, natürlich." Und er stiebt los und fühlt angeregt die heitere, durstige Aufmerksamkeit der drei Frauen. So ist es also Lott zumute gewesen, wenn sie so 'ne Handvoll Mannsleute an den Fingern hängen hatte.

Wahrhaftig, er ist wunderbar in Form. Er sprüht nur so von Witz, und die unscheinbarsten Begebenheiten weiß er derart darzustellen und auszusmücken, daß er sich selbst mitreißt; *l'art pour l'art*.

Margots helles, kindliches Kichern, das volle, sinnliche Lachen Wallys, der fettige Brustton aus Hannes' Liegestuhl unterbrechen ihn immer wieder. Hannes muß sich gar manchmal die Augen wischen, und hin und wieder hört man auch ein kurzes Meckern von Rolland. Sie scheint nicht oft zu lachen, armer Kerl; es ist ihr wie eingerostet. Ihre Zettelchen hat sie längst vergessen.

Hahn im Korbe! Das ist was für den Papa! Man hätte ganz anders – . Und er wird immer brillanter und findet kein Ende mit seinen Geschichten. Äußerst stimulant, der Mittelpunkt für drei Paare Frauenaugen zu sein.

... Eine hat ihm einmal zugehört. Ihre Augen, an jenem Nachmittag; die ihn ganz in sich hineingenommen haben mit Haut und Haaren, und wie sie sich ihm gegeben haben, mit mehr noch als Haut und Haaren...

Und er möchte den Kopf auf den Tisch legen, die Arme drum rum, ganz schwarz; und bloß: diese Augen, die damals, am Anfang der Welt...

Er reißt sich weiter: "Mein Andy natürlich, trocken wie ein Hanfstengel, sagt bloß: Tut mir schrecklich leid. Und ein tiefgefühlter Kratzfuß."

Auf der Treppe lassen sich schwere, wie zögernde Schritte hören.

Margot und Wally sehen sich an mit dem gleichen Weibeslächeln.

"Laß man, ich find schon was für heute nacht," sagt Margot rasch, gutmütig. "Geht man ruhig rüber zu mir. Er weiß ja, wie man von innen zuhakt. Da stört euch keiner. Schlimmstenfalls kann ich ja hierbleiben die Nacht?" fragt sie zu Hannes hinüber.

Ein junger Mann erscheint auf der Schwelle, schlank und breitschultrig, mit einer Eroberernase und brutalen Kiefern. Er bleibt in der Tür stehen, seine blauen Augen flammen zu Wally hin: "Ah, ich wußte nicht, daß ich dich noch erst suchen muß!" sagt er mit der gebändigten Ungeduld dessen, der noch nicht das volle Recht erworben hat, den Herrn herauszukehren.

"Na, ich denke, das dürfte ich dir wohl wert sein." Es ist etwas Aufreizendes in ihrem trägen Ton. Langsam erhebt sie sich und geht zu ihm hinüber. Er ist einen guten Kopf größer als die stämmige, breithüftige Frau.

Fasziniert sieht Redy in sein Gesicht; ein Lächeln spreizt den harten Mund wie mit Klammern schief auseinander und zerrt die aufgeworfene Oberlippe noch höher, so daß die kräftigen Zähne aufschimmern; das Lächeln des Mannes, der weiß: er kann die Frau packen und hinlegen, und der nichts will als das. So nackt sah Redy es noch nicht, aber –

Nein, nein – er hat genug von ... Schon öffnet er den Mund zu einer schnoddrigen Bemerkung, da dreht Wally sich um, kommt mit zwei Schritten zu ihm zurück und reicht ihm die Hand. "Na, auf ein andermal!" Tief taucht sie die dunkelgrünen Augen, die von einem andern angezündet sind, in die seinen.

"Ja gewiß doch, warum nicht? Immer zu Diensten," knarrt er. Hure. – Dabei fängt er einen gefährlichen Blick auf aus dem gesenkten Kopf des wartenden Liebhabers.

"Nunu," macht er boshaft, als jener Wally hart um die Schultern packt. "Kinder, schont die Wäsche. – Wenn wir einen kleinen Vorhang arrangieren würden?" meint er zu Hannes, der sich friedlich schmunzelnd in seinem Liegestuhl aalt. Aber sie sind schon hinter der Tür, und man hört nur noch die erstickten Geräusche einer wilden Umarmung. Resolut erhebt sich Redy und schließt geräuschvoll die Tür. "Ist ja allerhand – bis die sich die Treppe runtergeschmatzt haben, haben wir hier alle ein Kind gekriegt."

"Redy ist wirklich der einzige dezente Mensch, den ich kenne," sagt Rolland befriedigt.

"Na, ich muß sagen, Margot," meint Hannes, "du bist aber wirklich – . Es ist doch noch gar nicht so lange her, daß du mit Liesegang... Und nun überläßt du ihnen deine Bude für ihre Hochzeitsnacht? Alle Achtung."

Mit gerührtem Lächeln, die Hände im Schoß gefaltet, hat Margot dem Liebespaar zugehört. "Ach weißt du," seufzt sie jetzt. "Das ist vielleicht noch nicht lange her, aber es ist lange vorbei. Er war mir zu brutal. Nein, wirklich." Die ganze schwächliche Gestalt schaudert zusammen. "Ich bin froh, daß ich die Geschichte los bin." Und mit einemmal stehen ihre kugeligen braunen Augen voll Wasser.

"Ach, hört mir auf mit euren ewigen Bettgeschichten," schreit Rolland gereizt. "Heut seid ihr glücklich, morgen unglücklich, übermorgen wieder – . Blöde Luftschaukel. Da,

von Redy könnt ihr lernen. Der ist ein wahrer Philosoph!”

“Tja, wenn du es sagst,” meint er skeptisch und betrachtet aufmerksam seine schöne, kräftige Hand, die er gegen den Tischrand gestemmt hat.

Von diesem Tag an haust Redy bei Johannes Pegel.

Eine Zeltbahn, eine Decke, ein paar alte Mäntel auf dem schruppigen Fußboden – zudecken braucht man sich ja kaum bei diesem Wetter. Es kommt oft genug vor, daß er einen zufälligen Schlafkompagnon hat. Soweit Platz auf dem Fußboden ist, macht Hannes weiter keine Umstände.

Den ersten Abend hat Hannes, als es Zeit zum Schlafengehen war, Margot gefragt: “Wenn du bei mir drüben im Bett schlafen willst?”

“Oh nein, danke,” sie schüttelt sich. “Da zieh ich schon den Fußboden vor.”

“Oder du, vielleicht?” wendet er sich an Redy. Aber der sieht, wie Margot hinter Hannes’ Rücken heftig den Kopf schüttelt, daß die Seraphimlöckchen ihr um die blassen Backen springen, während ihr die Augen vor abwehrendem Entsetzen fast aus dem Kopf kugeln.

“Nee, weißt du, mit ’m Mann hab ich noch nicht geschlafen und möchte es mir auch nicht angewöhnen. Bin völlig versorgt andererseits.”

Ach ja, die kleine Margot, so eine gute kleine Deern. Redy wagt gar nicht zu denken, wie er über seine erste Nacht der Verbannung hinweggekommen wäre ohne sie. (Die letzte Nacht bei Christine Gebhardt, da war er ja auch schon “verbannt”, aber doch noch in Lotts Atemnähe, im selben Raum mit ihr; da schien alles noch nicht ganz wirklich.) Die ganze Nacht hat Margot geduldig und mitfühlend zugehört, während er von Lott erzählte. Oh, erst bloß so, überhaupt von Lott. Aber unwiderstehlich kam er dem lockenden Abgrund immer näher... und dann hat er den ganzen Jammer dieser letzten Monate in Margots weiches kleines Herzchen ausgeschüttet. Sie lagen nebeneinander auf dem knubbeligen Fußboden, im Dunkeln. Nein, da fing es schon an, ein ganz klein bißchen hell zu werden vom Fenster her. Und mit einemmal streckt Margot die Hand aus, ihre kleine dünne Kinderhand, und streichelt leise seine Wange. “Armer Junge,” sagt sie bloß, und in dem bläulichen Fleck ihres Gesichts, das ihm zugewandt ist, scheinen die Augen immens, und von irgendwoher hat sich ein Schimmer darin gefangen. Tja, und dann, wahrhaftig – da kann er nicht mehr dagegen an und wirft seinen Kopf auf ihre Brust und schluchzt, röhrend. Ganz egal, ob der da drüben es hört. Er kann nicht mehr. Und in all seiner Leidverlorenheit und seiner verzweifelten Dankbarkeit für ihren schwesterlichen Trost denkt er doch, schauernd: Mein Gott, was für unappetitliche Lappen sie da hängen hat; Baa-be, deine kleinen elastischen Früchte – gerade soviel, um sie ganz mit meinen Händen einzuschließen.

Getröstet hat Margot ihn so gut sie es vermochte; wenn es auch ein bißchen hart war. “Du mußt sie vielleicht erstmal rennen lassen; sie muß erstmal die andern kennenlernen, dann kann sie deinen wahren Wert erkennen, und dann wird sie schon wieder zu dir zurückkehren, das glaub ich ganz bestimmt.”

Tja, von wegen die andern kennenlernen, dazu hat sie eigentlich vorher schon Gelegenheit genug gehabt, denkt er bange. Aber beim Trösten kommt es ja nicht auf die Worte an.

Am nächsten Morgen hat er sich dann das Bett von Hannes angesehen, und er war Margot dankbar für ihre Warnung. Ein rotes, unbezogenes Federbett mit mannigfaltigen

fantasievollen Flecken, in der Höhlung der Matratze ein Ding von einem Laken, gelblich grau, zu einem Strang zusammengewühlt; und das bezogene Kopfkissen schwartig von der Reibung fettiger Haare.

Und dabei ist er ganz tacko, Hannes. Jedenfalls jetzt, wo es warm ist, kann man ihm auch in puncto Sauberkeit nichts vorwerfen: wie ein Walroß spuddelt er sich morgens ab in seiner winzigen Waschschüssel, die er immer wieder aus einem blauen Toiletteteimer füllt. Die milchigen Lachen in den Unebenheiten des Bodens trocknen kaum aus von einem Tag auf den andern.

Und auch sonst. Wenn er hat, dann hat auch der, der gerade mit ihm ist. Er hat nicht immer – na, dann hat Redy eben auch nicht; schon Schlimmeres gesehen.

Hannes verdient sein Leben mit dem Verkauf von Broschüren: Litaïpe, Laotse, ‘Die Hölle’ von Dostojewski. Zehn Pfennige das Stück, sauber aufgemacht. Damit geht er abends auf Versammlungen, manchmal auch in Kneipen. Oder er stellt sich bei Tage ein paar Stunden auf eine belebte Straße. Er ist sehr zufrieden mit dieser Lebensweise: “So bin ich ein freier Mensch, und jedem, der mir so ’n Ding abnimmt, tu ich noch was Gutes an, weil ich seinen Horizont damit erweitere. Wenn die Broschüren nicht wären, dann wär ich wohl schon längst weitergestiefelt, ich mag nicht so lange auf einem Fleck hocken; man lebt nur einmal, und das muß man ausnutzen. Aber in einem andern Land winkt mir wahrscheinlich bestenfalls eine reguläre Achtstundenarbeit, und das ist nichts für einen Menschen, der die Freiheit liebt.”

Diese Broschüren, das war eine Idee von Gerd: er hat sie in einer riesigen Auflage drucken lassen (daß er einen Drucker fand, der sowas auf Kredit machte, ist das echte Weltwunder!), und nun gibt er sie an die, die sie verhökern wollen, für fünf Pfennige das Stück ab. Allerdings, ganz in Ordnung ist das nicht, nach der anarchistischen Ideologie: er sitzt da bloß auf seinem Stapel Broschüren und läßt andre rennen und arbeiten und kassiert ein, ohne sich bewegen zu brauchen. Nun kommt es aber oft genug vor, daß einer von ihm noch und noch Broschüren nimmt und nachher geht er durch die Lappen; also gewissermaßen der Risikoaufschlag. Aber da kuckt eben schon das Eselsohr des kapitalistischen Systems heraus. Nun, gerade Gerd gönnt Hannes es von Herzen; er tut ja auch was, er hält Vorträge über politische und ideologische Themen, hat schon allerhand für anarchistische Zeitungen geschrieben, und er hat was im Kopf; wirklich, ein prima Genosse. Außerdem ist Gerd kein grüner Junge, hat sich schon allerhand Winde um die Nase wehen lassen; jahrelang zur See gefahren, die ganze Welt besehen, Kupfer gegraben – was weiß ich noch. Während der Revolution soll er auch sehr aktiv gewesen sein. Jetzt hat er eine Teestube, aber natürlich, mit sowas kann unsereins kein Geschäft machen: wenn ein Genosse kommt, kann man ihm doch nicht eine Tasse Tee abschlagen, weil er nicht das nötige Kleingeld hat. – Hannes rechnet seine Broschüren immer sehr gewissenhaft mit Gerd ab.

“Das könntest du doch auch machen,” hat er einmal Redy vorgeschlagen, weil der manchmal klagt, daß er in diesem Bienenkorb keine Ruhe zur Arbeit findet; und überhaupt, diese bürgerliche Presse... Aber Redy hat ihm schlagend bewiesen, daß er das eben nicht kann: einem, der schon Stiefelputzen versucht hat, kann man wohl nicht vorwerfen, Drückeberger zu sein; aber was man nicht kann, kann man eben nicht. Und schließlich ist er Journalist, nicht?

Überhaupt fällt sowas hier weiter gar nicht auf. Er braucht sich auch durchaus nicht vorwerfen, direkt und ausschließlich auf Hannes’ Kosten zu leben. In diesem Kreis herrscht freie Republik, so ’n bißchen Kommune, höchst sympathisch. Wenn man so zu mehreren

ein paar Stunden verschwatzt hat, fällt es manchmal einem ein, daß man eigentlich mal was essen könnte. Wer hat und will, steuert bei, und die andern, ohne falsche Scham, langen in größter Selbstverständlichkeit mit zu. Oder Margot hat gerade mal was, wenn Redy zu ihr kommt – na, das ist dann auch wieder für Hannes gespart. Margot scheint übrigens so ziemlich nur von dem zu existieren, was so der eine oder andere ihrer zahlreichen Besucher auf den Tisch des Hauses legt. Und wenn es gerade mal nicht so fällt, kann sie mit bewundernswerter Sachlichkeit sagen: “Hat keiner von euch einen Groschen für ein paar Schrippen? Ich hab heut noch nichts gegessen.” Dann fällt es keinem ein zu barmen, Gott, die meisten von ihnen sind wohl auch arbeitslos oder leben von Zufallseinnahmen und stecken somit in denselben Schuhen. Aber eine Tüte Schrippen und ein bißchen Margarine oder was kommt immer zusammen, und das wird dann gemeinsam verzehrt. In der Beziehung geht es hier eigentlich gerechter zu als früher bei ihnen in der Altstadt: da fanden alle es ganz natürlich, zu ihnen zu kommen, wenn sie essen wollten, und keinem außer diesem braven Hermann ist es eingefallen, auch mal selbst was zu stiften. Dabei hatten sie bloß ihr Zeilenhonorar, das konnten sie nicht mehr werden machen, während Hannes alle Möglichkeit hat, seine Einnahmen zu erhöhen, wenn er will oder wenn er es nötig hat.

Sein Honorar für die Besprechung des Antikriegsmuseums hat Redy noch eingekassiert. Die war mit knapper Not auf der Tischecke geschrieben, eine Woche nach der Besichtigung. Nichts zu machen, fast dauernd ist die Bude voll, bis in die Nacht. Das Honorar hat er, “Grandseigneur, wie wir nun mal sind”, in Rum umgesetzt. Damit hat er bei allen viel mehr Ruhm und Dank geerntet als mit der größten Tüte Schrippen mit Blutwurst oder weißem Käse. Ein Fläschchen voll hat er vorher beiseitegestellt, das haben sie dann zu zweit ausgekümmelt, so auf die Sachte, als endlich alle fort waren. Gewissermaßen Redys Einzug hier begossen. Ein kühles Nachtlüftchen strich durch die offenen Fenster und ließ von Zeit zu Zeit das Küchenlämpchen ein bißchen blaken in seinem verrußten, oben abgesplitterten Zylinder.

Redy hat Lotts Fotos auf dem Tisch ausgebreitet und trank ihr zu, der Hexe. In dieser Nacht hat er auch Hannes einiges erzählt; auch von seinem Kummer, aber die Version war schon beträchtlich anders: inzwischen sind zehn Tage vergangen, er hat sovieles beschwörende Briefe geschrieben, und sie hat ihm doch wenigstens geantwortet, wenn sie auch stocksteif bei ihrem Aus bleibt.

Vielleicht wäre sie sogar schon wiedergekommen, aber nun läßt sie sich da noch erst einen Abort machen, von der Dr. Elstenstedt. Hätte sie hier auch haben können, man findet doch jetzt schon Ärzte. Dann hätte der Papa sie gepflegt, und alles wäre wieder gut gewesen. Oder vielleicht wäre es überhaupt am besten gewesen, man hätte keinen gefunden; eine schwangere Frau entdeckt meistens eine große Anhänglichkeit in sich für den Vater ihres Kindes. Na prost. Wir hätten das Kind schon geschaukelt.

Ja, aber – und mit einemmal merkt er, wie ihm die Kopfhaut kalt wird: wer ist denn hier...? Tja, Gott, im Grunde: wenn ihm das seine Baabe wiedergeben kann, wär ihm auch das egal. Soll ihm gar nicht drauf ankommen, eventuell anderer Leute Kuckucksbrut zu füttern. So sind wir.

Fast jede Nacht sitzt er noch lange im kümmerlichen Schein des verrußten Lämpchens und schreibt. Er schreibt mit angstvoller Mühe. Er fignoliert seine Briefe wie Juwelen, und er möchte sich die Finger abbeißen, daß er nicht ihr Talent hat, einem das Herz im Magen umzudrehen. Oh, aber er macht nicht bloß in Sentiments. Er hat ja auch seinen persönlichen Stil, und der ist vorzüglich geeignet, ihr ein höchst vorteilhaftes und

interessantes Bild zu geben von den Kreisen, in denen er jetzt lebt.

Hannes hat ihm gleich die ersten Tage gesagt: "Du darfst bloß nicht glauben, daß alles, was hier so rumschwimmt, Anarchisten sind. Nee danke, das wäre ja... Keine Ahnung haben die meisten, es interessiert sie auch gar nicht ernsthaft. Vage Sympathisierende, ja, das sind viele von ihnen. Eigentlich haben sie alle hauptsächlich so 'ne Art Freiheitsdrang, der eine so, der andre so, und das ist alles. Ist auch schon was, natürlich. Wenigstens sind sie nicht zufrieden mit den heutigen Zuständen und nicht einverstanden mit dem ganzen Geseires von Moral und Staat und alledem. Und wenn sie sich die Mühe geben würden, unsere Broschüren zu lesen und ein bißchen nachzudenken... Aber das lebt so hin und denkt, die Welt ist schon geändert, wenn sie ihr den Hintern zugekehrt haben. Überhaupt, soll ich dir sagen – der Anarchismus, das ist nichts für die deutsche Mentalität. Die sind alle zu sehr..."

"Feldwebel oder Gemeiner, und beides mit der gleichen Begeisterung einer wahren Berufung," half Redy grinsend nach.

"Das ist es, genau. So richtige, wahre Anarchisten, die es mit Fleisch und Blut sind, die triffst du wohl bloß, oder doch am meisten, unter den Spaniern und den Russen. Ah, die russischen Genossen – ! Die haben den Mut zur Konsequenz. Da gibt es einen, Sascha. Das ist ein Kerl! Ein Epos könnte man von ihm schreiben, was der alles gemacht hat. Und dabei ist er ein Dichter. Wie der schreibt – mein lieber Mann! Schade, ich war nicht in Berlin vor vier Jahren, da hat er eine Zeitlang hier gelebt, als er aus Rußland geflüchtet war. Nachher ist er nach Paris gegangen, und da bleibt er wohl. Ist auch eine interessantere Stadt für unsereins. Mehr Leben. Ich hab Sascha selbst noch nicht gesehen, aber man erzählt sich ja. Na, einige gibt es auch unter den hiesigen Genossen, die sind in Ordnung. Und wahre und überzeugte Anarchisten. Gerd zum Beispiel. Der ist – so!" Und mit geballter Faust und gespannten Muskeln wuchtete er den gebeugten Unterarm ein paarmal vor und zurück. "Von dem werden wir noch was erleben."

Der phlegmatische Hannes ist ganz lebendig geworden, für einmal.

Tja, Gerd. Redy kratzt sich am Kopf, wie er da über seinem Brief sitzt. Nee, von dem schreibt er lieber nicht. Das ist ein Typ, der könnte ihr imponieren. Beinahe schon Grund genug, um überhaupt... Bis jetzt kennt Redy allerdings hauptsächlich seine Weiber geschichten, höchst vielfältig. Er gluckst in sich hinein: was diese Leute sich alles einer vom andern erzählen, das geht auf keine Mönchspelle. Und Redy schwimmt schon heiter mit, völlig auf dem laufenden. Das ist das Sympathische hier: man hat sich einmal gesehen, und gleich ist man wie alte Kumpels.

Aber zum Beispiel das könnte man Lott schreiben, so ganz nonchalant: "Heute haben wir einen Genossen an die Bahn begleitet, der nach Paris fahren mußte, mit vielen Grüßen an die dortigen Kameraden." So, als wenn das hier alle Tage passiert, daß einer mal eben nach Paris, mal sonstwohin fährt, und daß man in der ganzen Welt Kameraden hat.

Der arme Redy ahnt nicht, daß diese kindliche Wichtigmacherei ein mitleidiges Brauenhochziehen bei Lott hervorruft: du meine Güte, nun will er *mir* imponieren.

Langweilen tut man sich nicht in dieser Gesellschaft, das ist gewiß. Immer ist was los, und da, wo man es am wenigsten erwartet hätte.

Da hat Margot ihn am ersten Sonntag mitgenommen ins Krankenhaus, einen ihrer Freunde besuchen, der wohl nicht wieder rauskommen wird. Redy hat sich heftig

gesträubt, er haßt Krankenhaus. Aber sie hat so herzlich und beinah ängstlich darum gebeten: "Ich weiß ja gar nicht, wie ich ihn nun wieder antreffe. Wirklich, es schnürt mir jedesmal das Herz zusammen. Und seine Mutter – ja, ich muß es dir sagen, Redy: seine Mutter ist wahnsinnig eifersüchtig auf mich! Stell dir vor, das ist doch schrecklich! Ein Junge von sechzehn Jahren und schwer herzkrank, und taubstumm! Sowas auch nur zu denken!" Ihr kleines Gesicht, das die ungesunde Farbe derer hat, die dauernd in düsteren Räumen hocken, überzieht sich mit blaßfleckiger Röte. "Ja, dir will ichs sagen, Redy. Du hast ja auch Vertrauen zu mir gehabt. Ja, eine Art Liebe ist da wohl, aber doch wirklich nur ganz mütterlich, wie könnte es anders sein? Und wenn er mich liebt – was kann ich dafür?" Jetzt werden die blaßroten Flecken brennend, und wie sie ihm das Gesicht zuwendet im Rahmen der dunklen Seraphimlocken, mit den feuchtschimmernden Augenbällchen und den blassen breiten Lippen, die sich mühsam über den vorstehenden Zähnen zusammenschieben, ist sie ganz rührend anzusehen.

Margot hat ein Sträußchen gekauft. Es war gar nicht so einfach, erzählt sie Redy unterwegs mit gerührtem Lächeln. Gestern war ihr Schwesterchen bei ihr, und sie hat sich so gefreut, und da hat sie ihr für alles Geld, das sie hatte, soo einen großen Strauß gekauft. Nun kann sie aber doch nicht ohne Blumen zu Felix kommen, und da ist sie heut morgen zu Mina gelaufen – ein endloser Weg! – und hat sie um das Fahrgeld angepumpt. "Aber natürlich, das war bloß so gesagt, für Blumen hätte sie mir vielleicht nicht..."

Ja, weit ist der Weg bis zum Krankenhaus. Für Redys gewichtigen Wanderschritt macht es nichts aus, er fühlt sich ganz wohl, wenn er mal ein paar Kilometer in den Beinen hat. Aber die arme Kleine – es muß schrecklich ermüdend sein, auf so kantigen O-Beinen herumzulaufen; wie verteilt sich denn da eigentlich das Gewicht? Dabei redet sie die ganze Zeit unverdrossen.

Der Junge ist wirklich sehr krank, das sieht selbst einer, der sich nicht darauf versteht. Er ist dünn wie ein Hauch. Aber in seinen erschreckend großen dunklen Augen, die tief in breiten schwarzen Ringen liegen, ist ein herrisches Feuer.

Wie sie sich von ihren Gefühlen überwältigen läßt! Ein paar Schritte vom Bett des Kranken bleibt sie stehen, preßt das Sträußchen mit beiden Händen an die Brust, und dann stürzt sie zu ihm hin, daß Redy einen Schreck kriegt: na, für einen Herzkranken, solche Explosion – . Sanft küßt sie ihn auf die Stirn und auf jedes Auge und setzt sich auf den Bettrand, nimmt in ihre beiden dünnen Händchen seine dünne Hand und schaut ihm in die Augen, daß Redy sich ganz geniert und zuviel vorkommt.

Sie erzählt auch dem Jungen die Geschichte von dem Sträußchen, mit genauen Lippenbewegungen. Gott, *was* soll man ja Kranken erzählen, und das ist wenigstens nichts Aufregendes.

Redy wendet den Kopf dem Saaleingang zu, durch den jetzt ununterbrochen Menschen hereinkommen. Die einen zögernd, suchend, die andern gehen in gerader Linie auf das bekannte Bett zu, mit einem hellen Begrüßungslächeln, oder eine bange Frage auf den gefurchten Zügen. Da sieht er eine kleine zierliche Frau sich hereinschlängeln, die er gerade gestern mit Hannes auf der Straße traf. Ach du mein lieber Schreck, die will sicher auch hierher. Sie hat sie mindestens eine Stunde mit tiefsinnigem Geschwätz aufgehalten, wie ein Wasserfall, und Hannes sagte nachher, die rede dauernd so.

Die Frau hat einen scharfen Blick aus den Augenwinkeln auf Margot und setzt sich auf die andere Seite des Bettes. Zögernd hebt sie die Hand des Jungen und küßt ihn ganz leise. Das ist die Mutter – ? Merkwürdig, wie jung die aussieht; gar nicht wie die Mutter

eines Sechzehnjährigen. Mädchenhaft tänzeln die blonden Löckchen auf ihrer Stirn. Und die Augen, flache Tellerchen von abgewaschenem Blau, wirken kindlich erstaunt; aber wenn man näher hinsieht, sind sie von dünnen Fältchen wie von Spinnweben umkrisselt, gehetzt und gequält. Schreckliche Hände hat sie: die Finger sind lang und beweglich wie Spinnenbeine und hell wie Kartoffelschößlinge im dunklen Keller.

Jetzt scheinen die zwei Frauen nicht mehr recht zu wissen, wovon sie reden sollen, und der Junge scheint nervös zu sein. Mit seinen bläulich-durchsichtigen Fingern zerzt er unruhig an dem Eisbeutel über seiner Brust. Und das Seil – schräg von der schwarzen Tafel hoch über seinem Kopf bis zum Fußende gespannt, und daran die Leine mit dem Eisbeutel – zittert über ihm wie ein einsaitiges, tonloses Instrument.

Da legt sich eine warme Hand mit bedeutsamem Druck auf Redys Schultern. Wally steht hinter ihm, und daneben ihr Liesegang mit seinem schiefen Lächeln und dem brutalen Weiberfresser-Gesicht. Was die hier wollen! Aber so kann man wenigstens ein paar Worte reden und mopst sich nicht so fürchterlich. Sollen die drei sehen, wie sie miteinander auskommen.

Noch eine Frau kommt; der sieht man die Lebensreformerin auf Sichtweite an: ein schmaler Reifen von gehämmertem Kupfer preßt ihr das schwarze glatte Haar eng um den runden Kopf, und ein weiter, buntgestreifter Leinenrock an einem engen Mieder mit kupfernen Knöpfen. Manche kommen nie darüber hinweg. Sie hat aber ein sympathisches, klares Gesicht, schon nicht mehr jung. Redy hört, wie Margot sie mit Sophie anredet. Sophie – ? Ach richtig, das ist die komische Figur, die Hannes ihre Bude vermacht hat und soviel Wert darauf legte, daß ihre frommen Sprüche auf den Wänden, diese Schreckschüsse, nicht angetippt werden. Genau so sieht sie auch aus.

Kaum hat Redy die erste freundschaftlich-zynische Frage nach dem Wohlergehen des glücklichen jungen Paares gestellt, mit seiner kaltschnäuzigsten Lebemannsgrimasse, da kommen noch zwei Menschen an das Bett des Jungen heran, ein molliges junges Mädchen mit rundem, weichem Gesicht und der Schuster, der im Moment Margots Préféré zu sein scheint, aus Redy völlig unbegreiflichen Gründen. Er hätte ihr mehr Geschmack zugetraut. Der ist auch schwerhörig. Wahrhaftig, das kleine Mädchen behängt sich mit allen Aussätzigen und Lahmgeschossenen des Lebens.

Acht Personen. Ein bißchen viel für einen Herzkranken, der bald sterben muß. Und er scheint den Schuster nicht leiden zu können, mit seiner öligen Heringsbändigerfrisur über dem Gesicht wie eine aufgeweichte Milchsemmel. Der Kranke hat Schusters ausgestreckte Hand nicht beachtet, er läßt sogar die seine von Margots Schoß gleiten und beginnt in einer illustrierten Zeitung zu fingern, als wenn sie gar nicht da wäre.

Der Junge ist richtig! So muß man mit Frauen umgehen!

Allmählich gruppiert sich die Gesellschaft. Die Frauen sind um das Bett herum, die Männer mit Wally mehr im Hintergrund, halblaut schwatzend. Für Redy, der an diesem Tag noch ziemlich neu ist in diesem Kreis, ist es schwer, mitzukommen. Aber er hört zu mit all seinen Ohren, um hineinzukommen.

Er erfährt, daß die Mutter sich Hannchen nennt, daß sie mit einem gewissen Jim zusammenlebt, der um zwölf Jahre jünger ist als sie, und daß es offenbar nicht allzu gut geht mit den beiden. Es wird gemunkelt, daß ihr Jim gelegentlich der Polizei kleine Dienste leistet... "Aber, mein Gott, die Leute quatschen auch was rum!" meint Wally phlegmatisch. "Ich denke mir, wenn das wahr wäre, dann würden sie schließlich nicht dauernd Hungers krepieren. Ich finde, die Leute sollten sich lieber ein bißchen vorsehen, sowas zu erzählen, ohne daß man was Bestimmtes weiß. Eine wahre Seuche ist das."

Von Rolland erzählt man, daß ein gewisser Peter neulich mal ihre Bude ausgemistet habe: drei Stunden lang bloß alte Zeitungen, Dreck und Lumpen rausgeschleppt – von Gern, daß er seine Teestube aufgeben will und einen Keller sucht – von Hannes, daß er einmal an die Verkehrte gekommen sei: Trudel habe verzichtet...

Das mollige, bläßliche junge Mädchen, das am nächsten der schwatzenden Gruppe steht, scheint seinen Namen gehört zu haben. Sie wendet ihnen ihr Gesicht zu, in dem eine gespannte Unruhe zu lesen ist: "Kinder, hört doch bloß mal zu – ich glaub, da geht gleich was los. Die sind ja so wütend."

Redy sieht hinüber. Er sieht die zwei Frauen jede auf einer Seite des Bettes sitzen und jede eine Hand des Kranken streicheln. Ein äußerst friedliches Bild. Aber dann sieht er, wie die Augen des Jungen hin- und herspringen zwischen der Mutter und dem Mädchen, als hätten sie mit jedem Satz seine Augen wie zwei Würfel einander zugeworfen. Und er begreift, weshalb sie wie Masken zwischen den Zähnen sprechen, mit kaum bewegten Lippen.

"... Aber ich lüge prinzipiell nie!" sagt Hannchen scharf. "Ich bin doch nicht von denen, die ihr ganzes Leben auf Lug und Trug aufgebaut haben!" – "Naja," höhnt Margot, "deinen Jimmy hast du auch etwas spät kennengelernt!" – "Auf jeden Fall sind Jim und ich erwachsene Menschen. Aber das ist ein Verbrechen: todkranke Kinder zu vergewaltigen!"

Margot schießt vom Bettrand hoch. "Nein, das ist zuviel!" Jäh sind ihre braunen Augenkugeln von Tränen überstürzt, und das nasse Gesicht wird klein und elend. "Immer diese gemeinen Beleidigungen!"

Langsam steht Hannchen auf. "Ich will nicht, daß man mir mein Kind zugrunderichtet. Keiner kann behaupten, daß ich eine Spießbürgerin bin – aber da, in diesem Fall, will ich nicht – und ich will nicht!"

"Du – immer du! Frag ihn doch selbst!"

Sophie versucht, Margots Hand zu fassen. "Aber Margot, Margot, laß doch! Man muß auch Opfer bringen!"

"Opfer? Als wenn ich nicht mein Leben lang..."

"Phrase, Phrase und wieder Phrase!" schlägt Hannchen sie zurück. Schuster hat sich vom Fußende durchgedrängt und stellt sich herausfordernd hart an Margots Seite, das starre schwerhörige Gesicht vorgeschoben: "Ich möchte..." "Ach, du möchtest, möchtest –" wehrt Hannchen ab. Ihr Gesicht ist ganz weiß geworden. "Ich spucke auf diese Art Opfer! Ich bin wochenlang krank gewesen – wer hat dem Jungen das Hemd gewaschen – du? Wer hat die Bude gemacht, daß man drin leben konnte – du? Da hat die Trudel – die hat den Dreckeimer rausgeschleppt! Du – du hast bloß mit dem Jungen rumgekatzt!"

Trudel lacht kurz und heiser, wie beschämt: "Ach, ich hatte doch keine Arbeit!"

"Hat sie denn Arbeit? Sie hat noch ihr Lebtage nicht gearbeitet! Aber immer andere mit ihrem 'Opfer' vergewaltigen!"

Im Saal sind die Gespräche von Bett zu Bett abgebröckelt, und bei Hannchen letzten Worten ist die Stille beklemmend peinlich geworden. Alle wenden sich halb entrüstet, halb befriedigt der Szene zu. Einige Kinder drängen schon ans Bett heran und werden von den Angehörigen streng zurückgezischt. Schuster, mit beleidigtem Gesicht, zieht Sophie am Ärmel: "Kommen Sie, Sophie, gehen wir!" Sie schiebt seine Hand weg. "Hannchen! Vergiß dein Kind nicht!"

Aber Hannchen ist wie losgerissen. Hysterisch beben ihre Lippen und wie in Verzük-

kung vor dem, was jetzt kommen wird, holt sie aus: "Und Grete? Hast sie aus der Fürsorge rausgeholt, und dann? – Auf die Straße geschickt!"

"Ich?!" Margot kreischt auf mit einem fast idiotischen Ausdruck von Bestürzung, wirft das Gesicht in die Hände und schmeißt sich über das Bett, und ihr kleiner Körper schluchzt erschüttert in die Decke. Wie automatisch wird der Junge im Bett hochgeschnellt – ein weißes, schmales Brettchen. In den blauen Rändern sind seine schwarzen Augen erschreckend groß. Er sieht die Mutter an – und voll Haß, mit einem Krächzlaut schleudert er seine Hand nach der Tür zu.

Hannchen wird plötzlich farblos still. Mit belegter Stimme sagt sie ruhig, Wort für Wort: "Gut. Ich geh weg." Und sie hastet zackig, wie in die Kniekehlen geschlagen, durch den Saal. An der Tür dreht sie sich mit einem Ruck um, und mit hexenhaft verzerrtem Gesicht auf dem vorgestreckten Oberkörper schreit sie heraus:

"Hure!"

Ein Laut der Mißbilligung weht durch den Raum.

Der Junge klammert konvulsiv die Hände um das Seil – wie ein zitternder verzogener Rahmen krampfen die gebrochenen Linien der Arme um seinen Kopf – rüttelt – und aus seinem plötzlich bläulichrot gedunsenen Gesicht grölt ein tierischer Schrei. Und wie mit Hunderten Zotten schlägt der Schrei sich kalt um jeden Nerv.

Als der Junge zurückfällt, wird ein Tumult. Ein Pfleger kommt gelaufen. Mit gewöhnlichem Blick übersieht er die Betten. "Meine Herrschaften, die Besuchszeit ist zu Ende."

Die Leute entfernen sich mit scheuen Blicken auf den Jungen, der jetzt eisfahl und merkwürdig verrenkt daliegt, die Augäpfel nach oben gedreht.

Bei seinem Schrei ist Margot aufgesprungen und hat sich Sophie in die Arme geworfen, die ihren Kopf mütterlich an ihre Brust drückt. Still verschwinden die andern, als fühle jeder eine persönliche Schuld.

In seiner verletzten Würde kommt der Arzt heran, mit einem mißbilligenden Blick auf die drei Menschen, die noch an dem Bett des Toten stehen. Und Redy zieht sanft das schluchzende Mädchen aus Sophies Arm: "Lassen Sie man den Papa machen, er wird das arme Kind schon trösten. – Ich hab es ja gleich gesagt: Krankenhaus bekommt mir nicht. Aber mit uns können sie es ja machen!"

Kapitel 2

Es gibt Momente, da möchte man direkt einen Schöpfer haben, dem man danken könnte.

So geht es Redy an diesem gebenedeiten Tag, wo er mit einemmal merkt, daß er wieder *wirklich* lebt und atmet; bis jetzt hat er die ganze Zeit das leise beängstigende Gefühl gehabt, sich selbst was vorzumachen. – Lott hat “Ja” gesagt! Und eine leise Hand hüllt sein Herz ein, weich wie Flaum.

Und wenn schon, denn schon – Lott ist nicht so eine, die mit sich hökert. Da hat sie ihm ein Wort geschrieben, ein Wort... Seine Finger zittern leicht, wie er den Brief wieder auffaltet. Da steht es. Ein Wort, das sie noch nie gesagt hat, das auch eigentlich unter unsereins nicht im Schwange ist. Aber gerade deswegen ist es so unerhört. Und ihm wird ganz feierlich zumut.

Gut, daß er grade mal allein ist in der Bude. Mit sowas muß man auch erstmal allein fertigwerden. Und er geht in das Zimmer nebenan, streckt sich auf dem verknüllten Bett aus, die Arme unterm Kopf, und starrt in die niedere Decke mit den bräunlichen Regenspuren.

Baabe...

Er weiß nicht, wie lange er so gelegen hat und von vergangenem und künftigem Glück geträumt. Und den Brief nochmal und nochmal gelesen.

Bißchen komisch ist da einiges: ohne Bedingungen – naja, natürlich; aber sie tut gerade, als wäre sie es, die über verschiedenes hinweggehen müßte. Na, egal. Er hat seine Baabe wieder. Und er macht sich ganz locker.

In ihrem brutalen Aufrichtigkeitsfimmel läßt sie auch keinen Zweifel daran, daß sie ihre Kollektion von Liebhabern keineswegs als abgeschlossen betrachtet. Aber er hat sie doch wieder, er hat sie immer noch – und man wird ja sehen, was sich machen läßt.

Mit einem wohligen Seufzer erhebt er sich schließlich. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß er der kleinen Margot, die an seinem ganzen Kummer einen solchen Anteil genommen hat, nun auch gleich sagt, daß der Papa alles wieder in schönste Ordnung gebracht hat und daß die ungetreue Gattin reumütig in seine Arme zurückkehren wird.

Nach Stunden kommt er zurück; schon von der Treppe aus hört er Stimmen in der Wohnung. Mit seinem weiten Schritt, die Schultern nachlässiger hängend als je in seiner immensen Erleichterung, tritt er ein, ein gönnerhaftes Lächeln auf den Lippen.

Hannes ist da, und Gerd. Und da steht einer mit dem Rücken zur Tür, ein mächtiger rasierter Schädel und eine tolle Haltung: gerade, aufrecht wie eine Pappel und mühelos herrisch steht er mitten in der kleinen Bude, wie ein Feldherr. Und dabei ist der ganze

Kerl nicht viel größer als er selbst, Redy.

Hannes ist ungewöhnlich angeregt, er flattert herum wie ein Huhn in einem engen Korb, und seine Augen, die wie glänzende Jettknöpfe über den starken Backenknochen sitzen, glänzen stärker als sonst.

“Na Redy, da hast du Sascha!” ruft er ihm entgegen. “Er ist gerade aus Paris gekommen!”

Der Fremde dreht sich um und streckt Redy die Hand entgegen.

Das ist der merkwürdigste Kopf, den Redy jemals gesehen hat. Natürlich, diese ausgefallene Idee, sich den Schädel zu rasieren, das gibt schon eine imposante Wirkung. Und das Gesicht ist auch danach: Cäsar; nicht mehr und nicht weniger. Daß sowas lebt, heutzutage! Sascha – das muß der sein, von dem Hannes ihm neulich ein ganzes Epos erzählt hat.

“Sascha?” macht Redy fragend. “Ist das nicht die Verkleinerung von Alexander?” Und denkt: Geschmacklos; wie kann so ein Kerl sich einen Kosenamen zulegen! Alexander würde genau auf ihn passen.

Sascha hat ein überraschend gutmütiges Lächeln: “Ah, ich sehe, du kennst dich in unserer Sprache!”

“Nunu,” winkt Redy bescheiden ab. “Man kriegt so ’n bißchen was mit, wenn man die Ohren nicht in der Tasche hat.”

Und sprudelt gleich geschäftig weiter: “Wißt ihr – zum Piepen! – wen ich da eben bei Margot getroffen hab? Ihr werdet in fünfzig Jahren nicht draufkommen! Hannchen! Straf mich Gott! Das muß zum Wegschwimmen gewesen sein. Schade, ich hätte mein sauberes Taschentuch gestiftet, ich bin zu spät gekommen. Saßen schon beide: das Glück im Winkel. Sie hatten auch keinen Platz weiter, die Bude war gerammelt voll. Herr Kirch ist auch erschienen, hat Margot einen väterlichen Kuß auf die Stirn appliziert. Dieser Troubadour der Hintertüren! Ist doch klar: Margot schmatzt er und Schuster meint er. Und der – fühlt sich jetzt wie Piefke. Ihr hättet bloß sehen müssen, wie dies Häufchen-Hemhem-da im Sessel geträumt hat: das Kinn *so* in die Hand gestützt, das Köpplein zur Seite, und – Kinder! – dieser Blick! Man hätte die Muttergottes malen können. Zum Kotzen. Ich hab entsetzlichen Hunger gehabt, aber die beiden haben mir den Bauch voll Zorn gemacht. Abgesehen davon, daß Margot nichts hatte. Aber dafür war der geistige Speisezettel reichhaltig wie immer. Unter anderm: Lulu und ihr Jenner haben ihr endliches Glück verkündet, ihre Firma handelsgerichtlich eintragen lassen. Jetzt ist es richtig. Nun hat er wenigstens seine Hörner legitim gemacht. – Hörner? Vierzehnder! Ach du armer Arm! Mit zwei Zacken kann man noch irgendwie rumgehen, aber versucht mal, auf so ein Gewächs einen Zylinder aufzusetzen. Ihr lacht euch tot!” Gerd lacht aus vollem Halse, und Redy, noch mehr in Schwung gebracht, stiebt weiter: “Wißt ihr was? Der Papa kennt die Frauen, aber die Lütten, die sind am biesterhaftesten. Ihr neuer Stern war auch dabei, hat als – Trauzeugen figuriert! Und wißt ihr, wie das Knäblein sich nennt, das vielversprechende? Renato Mundo. Mal eben. Ich habs ja nicht glauben wollen, aber ein Authentischer hat es mir bestätigt. König der Welt! Bescheiden, wie wir nun mal sind... Und dabei müßt ihr ihn sehen, für sechs Dreier kriegst du viere von der Sorte. Und was den Gatterich anbelangt... Na, aber ich will keine schlechten Nachreden führen. Das geht eben alles ad infinitum.”

Gerd hat sich vor Lachen breit hingesezt, Hannes schuckelt in sich hinein, mit hochrotem Kopf, und schielt von der Seite auf Sascha. Der steht immer noch in seiner ungezwungen geraden Haltung mitten im Zimmer und sieht aufmerksam bald auf Redy, bald

auf die beiden ändern.

“Entschuldige mich,” sagt er schließlich, “du mußt wissen, ich kenne noch nicht so gut eure Sprache. Und wer so redet wie du, so auf die Schnelle und mit Esprit, da verstehe ich schon gar nichts mehr. Darum solltest du nicht denken . . .”

“Na, Redy hat eben ein bißchen die *Chronique scandaleuse du milieu* verbreiten helfen, aber mit Esprit macht er es, das muß man dem Kerl lassen,” schmunzelt Gerd.

Redy schüttelt die Teebüchse: ein paar Krümel sind noch drin. Ah – heute müßte man – !

“Sag mal,” rennt er Hannes an, der gerade von neuem Spiritus auf das qualmende Köcherchen gießt, “mir ist so . . . Es wäre eigentlich nicht schlecht, wenn wir was im Tee drin hätten, meinst du nicht auch?”

Der sieht ihn einen Moment überlegend an, und mit einemmal leuchtet er ganz und gar: “Das ist eine Idee! Sans blague! Sascha – ” Und die zwei wechseln ein paar Worte auf russisch. “Non, non,” wehrt Hannes ab, als Sascha in die Tasche greift, “ce n’est pas pour ça! Ich wollte bloß wissen . . .”

Na, dieser Hannes! Wieviel Sprachen kennt er denn? Neulich hat er Redy ein Englisch serviert, daß der sich mit seinem bißchen Schifferlatein bloß verstecken konnte. Na, wir sind hier ja ganz international! Das ist was für Lott, das wird ihr imponieren. Sie wird da auch eine bessere Figur machen, für sie beide Ehre einlegen. Und er streckt die Beine lang unter den Tisch.

“Du, Redy,” Hannes dreht sich in der Tür um. “Du könntest inzwischen das Geschirr spülen, finde ich.”

Tja, da kann man schon nicht anders.

Komisch, daß das melodische Wassergepinkle in einem unwiderstehlich die Lust hervorruft, ein Gleiches zu tun. Träumerisch sieht Redy auf den glatten Strahl – da hört er Schritte die Treppe heraufkommen, Frauenschritte. Hastig dreht er den Hahn auf, um das verräterische Geräusch zu überdecken. Kaum hat er “seine Kleidung geordnet”, da erscheint Wallys Kopf über der Treppe. Gottseidank, bei der macht es nichts aus. Und gleich dahinter Rolland. Na, das ist nun ja von höchster Komik: die zwei Extreme fast Arm in Arm!

Mit Wally ist Redy inzwischen gut Freund geworden. Seit sie ihn das drittemal hat von Lott sprechen hören, hat sie verstanden, daß mit Redy nichts anzufangen ist. Sie nimmt ihm das absolut nicht übel. Einer mehr, einer weniger – kommt ja gar nicht drauf an. Und sie findet die treuen Männer rührend sympathisch, sofern sie nicht das gleiche von ihr verlangen und sofern sie sie nicht mit unangebrachter Treue trakassieren.

Drinne im Zimmer sagt Sascha eben mit seinem fremden Akzent zu Gerd: “Ja, und dann sind Durutti und Ascaso nach Südamerika gefahren und haben doch da nichts machen können. Und unsere Sache in Paris ist steckengeblieben auch.” Er bricht ab, als die andern eintreten, und haut Gerd auf die Schulter: “Na, wir werden ja noch leben eine Weile, wie es aussieht!”

Als Wally auch Sascha ihren berühmten verzögerten Händedruck plus Blick gibt, grinst Redy boshaft in sich hinein: mein liebes Kind, ebensogut kannst du dich einem Bronzekopf anbieten!

Rolland hat noch keine Zeit gehabt, sich mit ihrer Zettelei am Tisch zu installieren, da schiebt Hannes sich durch die Tür, ganz aus der Puste, und pflanzt feierlich eine Halbliterflasche auf den Tisch. Und aus den gefüllten Gläsern und Tassen dampft der herbe Duft von Tee und Rum.

Redy fühlt sich zum Bersten voll von Glück und von Mitleid für die andern. Er hält sein Glas mit beiden Händen und schnüffelt das Aroma ein. Und vor diesem Gerd hat er sich gefürchtet! Er sieht zu ihm hinüber: es ist wahr, er hat was an sich. Aber Lott ist bis jetzt nur auf schlanke und junge Männer reingefallen. Gerd ist schon in den Dreißigern und ein bißchen massig. Er ist sehr stolz darauf, der gute Gerd, daß manche an ihm eine Ähnlichkeit mit Gerhart Hauptmann finden und so bekanntlich auch mit Joethen. Man muß sogar zugeben: ganz unrecht haben diese Leutchen nicht. Vor allem hat er eine so ruhige, selbstsichere Art, die imponieren kann. Und er hat Grütze im Kopf, der Kerl.

Ist egal. Sie hat ihm geschrieben –! Ganz heimlich in sich küßt Redy das Wort, das sie ihm geschrieben hat.

Er ergreift die Flasche – alle haben schon ausgetrunken – und gießt jedem ein großzügiges Maß ein. Und er schwenkt sein Glas hoch in die Luft: “Was wir lieben!” Sie knallen im Schwung die Gläser aneinander: “Was wir lieben!”

Und Sascha sieht den kleinen spritzlebendigen Kerl ganz freundschaftlich anerkennend an.

Still geht die Tür ein wenig auf, und Margot gleitet behutsam hindurch. Sie grüßt leise und wendet sich gleich an Redy: “Warum bist du so schnell weggegangen?”

“Tja, mein liebes Kind, wo dieser Kirch und dein neuer Diesbezüglicher – wie heißt er – Schuster – zusammen sind, da halt ich es nicht lange aus.”

Hannes hat ihr einen dampfenden Becher hingeschoben. “Ah, danke. Aber ich kann nicht lange bleiben, ich hab Hannchen versprochen... Sie sagt, es ist so schrecklich, so ganz allein. Ja, deswegen bin ich zu dir gekommen, Redy, damit... Du weißt, ich hab mir geschworen: nie –. Aber sie ist so zerschlagen bei mir angekommen. Und sie hat mir zugegeben, daß sie wie verblendet war, die ganze Zeit. Und, Redy, wenn *ich* die Gefühle einer Mutter nicht verstehen könnte...! Jetzt hat Jim mit ihr gebrochen, und sie sagt, sie ist froh darüber. Sie hat mir schreckliche Sachen erzählt! Aber stell dir vor: gerade jetzt so ganz allein... Und ist das nicht furchtbar? Schwanger ist sie auch! Wie soll es jetzt bloß werden, wo sie so schon kaum existieren konnte? Ach, Redy, wahrhaftig, sag mal selbst: sollte ich sie wegschicken? Das kann man doch nicht!”

Redy krächzt verhalten und entscheidet: “Naja, du bist ja immer das gute Küken!” Und nun kann er es nicht mehr aushalten. “Ich hatte nämlich auch eine Neuigkeit für dich,” sagt er nonchalant. “Bloß, die Zusammensetzung deiner Gesellschaft vorhin schien mir nicht ganz geeignet... Lott hat geschrieben. Alles in Butter. Sie kommt jetzt bald.” Und merkt, wie dieser verdammte Gerd die Ohren spitzt.

“Ach, Redy!” Margot faltet die Hände vor der Brust und sieht ihn mit feuchtschimmernden Augen an. “Wie froh ich bin!”

Der gute Hannes schreit begeistert: “Na, Mensch, darauf muß man doch anstoßen!” Er ist wirklich ganz ausgewechselt heute, und alle Augenblicke mengelt er ein paar russische oder französische Worte ins Gespräch; und das tut er nicht mal, um sich aufzuspielen. – Er leert die Flasche, achtsam, daß jeder seinen Teil kriegt: “Auf Lott!”

“Auf die große Unbekannte!” fügt Gerd hinzu, auf seine gewichtige Art und mit seinem aufreizenden Manneslächeln.

“Auf Lott!” Und mit einemmal steht Redy so feierlich auf, daß Margot ihm nachahmt. Wally, mit einem amüsierten Lächeln, folgt dem Beispiel, und nun erheben sich alle und stoßen an: “Auf Lott!”

“Lott ist nämlich Redys Frau,” erklärt Hannes zu Sascha. “Redy, zeig mal Sascha ihre Bilder!” sagt er mit einem Ton, wie “überrasch Sascha mal, überrasch ihn...”

Rolland ärgert sich: "Selbstredend. Johannes Pegel zieht jede Gelegenheit an den Haaren herbei, mit seinen Freunden zu protzen, und wenn es nur ihre Frauen sind." Aber der macht eifrig, wie verhaltenes Bellen: "Zeig mal, zeig mal . . ."

Redy wünscht nichts Besseres, aber schließlich braucht man das nicht so merken lassen. Nachlässig breitet er drei große Fotos aus, und mit einer darbietenden Geste: "Die Fotografie als Kunst. – Hier die beiden Köpfe, das ist die finstere Lott, und das ist die helle Lott. Aber dies Kniestück, das ist die Synthese." Er schielt zu Gerd hin, der sich aufmerksam in die finstere und die helle Lott vertieft, die er doch schon zur Genüge gesehen hat, seit sie sich kennen.

Allerdings, er interessiert sich überhaupt für Fotografie, und diese zwei Köpfe – sowas sieht man nicht alle Tage, rein fototechnisch. Wie man aus einem Menschen im Lauf einer knappen halben Stunde so verschiedene Wirkungen herausholen kann – ! Wer es nicht weiß, würde nie auf die Idee kommen, daß es sich hier um ein und dieselbe Frau handelt. Die helle Lott hat auf einer Ausstellung moderner Porträtfotos einen Preis gekriegt, mein Lieber; "Jünglingskopf" hat die Jury es benamst. Nicht mal ordentlich gekämmt – ihr Widerwille – der pure Stolz! – sich zurechtzumachen; aber das gibt eben der Sache so ein Cachet von Zeitlosigkeit. Und bitte die Hände zu beachten! ^[61]

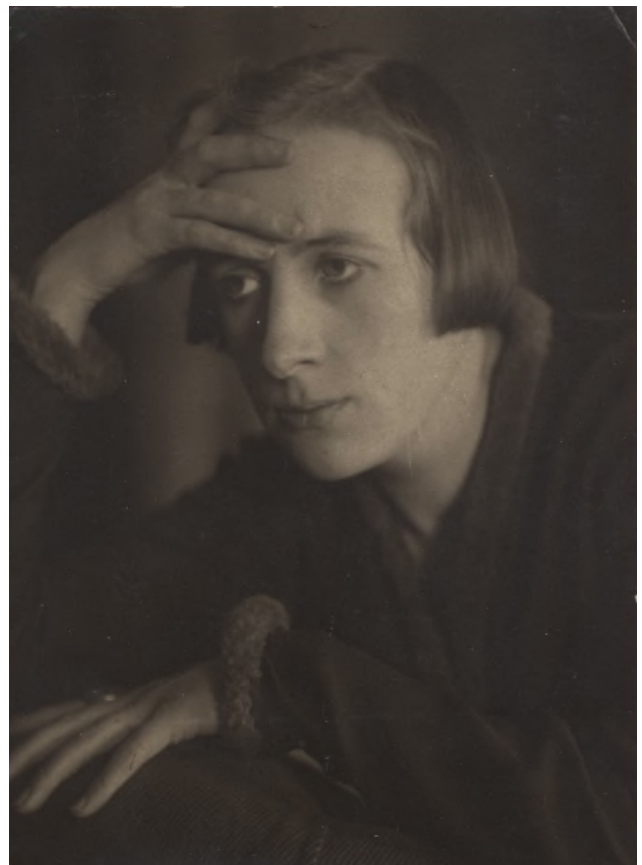
Überhaupt, diese zwei Köpfe, das sind weniger Porträts als Ausdrucksstudien. Hier der "Jünglingskopf": alles, auch der Hintergrund, in zarten hellen Halbtönen; das herbe Profil, die durchsichtig klare Iris, die senkrechten Haarsträhnen, die die Wange noch schmaler erscheinen lassen – es liegt darin die Schwermut eines verhangenen Frühlingsabends über einem einsamen Heidensee, wenn hoch in der Luft eine Schar Wildgänse dahinstreicht. Ein

61

Finster :



Hell :



Gedicht, ich sage Ihnen. – Dagegen der andere Kopf: eine verhaltene Dynamik und Wucht in diesem zum Teil tief verschatteten Gesicht, aus dem Dunkel des Bildes vorgekantet; bloß dies Gesicht und eine Hand, und undeutlich eine Schulterlinie, die die Kopfhaltung unterstreicht: eine tragische Kampfansage an das Schicksal. – Tja, Gott, arme Deern – viel zu lachen hat sie ja auch nicht gehabt.

Sascha hat nach dem Kniestück gegriffen und es lange betrachtet. Jetzt legt er den großen Karton mit abwesendem Gesicht auf den Tisch zurück.

“Ich werde deine Frau wegnehmen,” sagt er ruhig, mit klingender Stimme.

Alle sind verblüfft. Und Sascha ist selbst überrascht von seinen Worten, die er gar nicht gedacht hat. Er lacht kurz. “Entschuldige, es war nur ein dummer Spaß.”

Redy sieht ihn überlegen an: “Mein Lieber, wo ich bin, da kommst du nicht ran.”

Man kann es Sascha nachfühlen, meint Wally; eine sehr interessante, schöne Frau.

“Ich habe fast einen Haß auf deine Frau, jedesmal wenn ich die Bilder sehe.” Rolland zuckt die Achseln. “Man hat es nicht leicht mit ihr.”

“Aber Rolland!” schreit Margot skandalisiert dazwischen.

Sascha sieht das Bild nochmal an: “Ich möchte wissen, wem sie da verachtet. – Das ist interessant auf dem Bild: Mund und Kinn und Nase unten ist eins, und da oben – ganz anders. Sieht ihr: die gebogene Linie in dem breiten Hut, der ist wie der Hut von ein Schäfer, und die zwei Haarsträhne, die so allein sind auf der Wange – wie ein Kind rührt das. Ja, die Frau hat nicht leicht.” Er sieht Redy an: seinen kleinen unproportionierten Körper, die breiten Kiefer und das weiche Muldchen im Kinn. Und mit einem Blick auf den Tisch lächelt er leicht: “Wir haben auch ein bißchen getrunken schon,” nachträglich erklärend. “Jean, noch eine Flasche! Da ist Geld!”

Und der verschwindet so hurtig, wie es gar nicht seine Gewohnheit ist.

Zu Redys kopfschüttelndem Bedauern läßt Margot, die gute Seele, sich auch von der Aussicht auf eine gemütliche Trinkerei nicht zurückhalten, sondern geht, um Hannchen ihr Versprechen zu halten.

Redy möchte Sascha um den Hals fallen für seine spendable Idee. Oh verdammt – daß er heute kein Geld hat! Die ganze Bude würde er unter Alkohol setzen.

Sascha fängt an, in dem engen Raum zwischen den zwei Türen hin- und herzugehen; er entschuldigt sich mit einem unbeholfenen und zugleich einnehmenden Lächeln: das sei eine Gewohnheit. Aus den alten Zeiten...

Redy hat vorhin schon bemerkt, daß ihm der linke Arm fehlt; der leere, locker im Gürtel gehaltene Ärmel betont den Eindruck von geschlossener Monumentalität, der von seiner Gestalt ausgeht, obwohl er nur mittelgroß ist. Auch Wally verfolgt neugierig und mit Kennerblick Saschas Gang: selten sieht man bei einem Mann eine so straffe Haltung, und dabei diese lockere Geschmeidigkeit in den Bewegungen. Ein unbestimmtes Lächeln erscheint langsam auf ihrem Gesicht, und ihre Lider schließen sich bis auf einen katzenhaften Spalt: wie er da hin- und herstreicht mit einem federnden, sicher ausbalancierten Schritt, immer haargenau um die Ecke des Liegestuhls herum, ohne jemals anzustoßen und ohne daß er achtzugeben scheint – schön ist das.

“Tja, Baronesse,” ruft Redy sie lustig an, “das gefällt dir wohl, so Hennchen im Körbchen zu sein bei vier Vielversprechenden! Dich, Rolland, will ich natürlich nicht beleidigen...”

“Seht ihr, an Redy könnt ihr euch ein Beispiel nehmen,” schreit Rolland in etwas schrillen Ton. “Wie er meine Maskulinität respektiert!”

“Tun wir doch alle,” brummt Gerd.

Redy hat Saschas fragenden Blick auf Wally gesehen. "Was, du kennst noch nicht unser Prunkstück? Baronesse Valeria von Waldbrunn – " Redy stellt sich in Positur, und mit Emphase: "Hat ihren Mann und ihren Clan verlassen, alle Schiffe hinter sich verbrannt, um uns Erniedrigten und Beleidigten beizu... na, Wally? Sagen wirs schon: beizuschlafen!"

Betroffen bleibt Sascha stehen und blickt zu ihr hin: wie mag eine so grobe Zotigkeit sie getroffen haben? Das träge Lächeln auf ihrem vollen, bräunlichen Gesicht vertieft sich nur ein wenig, und sie nimmt ruhig das Löffelchen aus ihrer Tasse, um einen feuchten Zuckerrest abzusaugen.

Wie eine Membrane hat Redy die Wirkung seines Scherzes auf Sascha gespürt, und sofort wird er ernst: "Apropos, kennst du nicht die vier oder fünf russischen Genossen, die aus Rußland ausgewiesen sind? Sie sollen in einer entsetzlichen Lage sein."

Saschas blasses Gesicht wird noch härter, und er antwortet nicht gleich und sichtlich widerstrebend: "Ja, ich kenne sie."

Redy merkt, daß er wieder mal an der falschen Strippe gezogen hat, und ist froh, daß Hannes gerade ankommt; der strahlt über das ganze Gesicht und aus jedem Knopfloch, sozusagen.

Sascha nimmt ihm die Flasche aus der Hand und gießt in vollem Strahl in die Gläser. "Jean – Budjem schiwitj! – Werden leben!" Und wieder knallen die Gläser aneinander: "Budjem schiwitj!"

Hannes ist glücklich. Das ist seit Jahren sein bestes Erlebnis. Ach Rußland! – Es gibt kein schöneres Land auf der ganzen Welt! Nein, es gibt nicht! "Sascha, sing etwas! Kannst du singen?"

Ja, Sascha kann auch singen. Von dem bißchen Rum ist ihm schon, als wären seine Finger von fremder Haut bezogen. Er stützt den rasierten Schädel in die Hand und beginnt sich langsam zu wiegen.

"Ech tji notschenjka, moja notschenjka, notschka tschornaja, notsch tumannaja... Ach du Nächtelein, mein Nächstlein, schwarzes Nächstchen, vernebelte Nacht..."

Durch die enge, niedere Bude zieht die herbstliche Steppe, der kalte Schauer der langen Nacht über dem Meer verdorrter Gräser.

"Ech Sascha! Ich werde dein ewiger Bruder sein!" Hannes kommen die Tränen über die Augen.

Und Sascha hebt sein Glas, in plötzlich herausschießender Lebensfreude: "Wuipium mui sa Saschu, Saschu dorogowo...! Trinken wir auf Sascha!" Hannes fällt ein, die andern singen bald die einfache Melodie immer kräftiger mit, und zum Schluß trampelt alles, begeistert: "Wuipium mui sa Saschu...!"

Redy hat die Gitarre aus dem Winkel geholt. "Blendend!" knallt er in die Saiten. "Zehn kleine Negerlein, die gingen in die Sümpf, da sind sie alle totgegangen von wegen der nassen Strümpf! Ein klein zwei klein drei klein vier klein fünf klein Negerlein!"

Sascha springt auf: "Das ist, was man braucht!" ... Sechs klein sieben klein acht klein neun klein zehn klein Negerlein! "Jeschtschko! Noch, Jean, noch!" Und die Negerlein hüpfen und die Negerlein trenkeln zwischen den Saiten hindurch – da sind es nur noch neun.

Sascha geht los. Er haut mit der Faust in die Luft, setzt jedes Negerlein einzeln fest: ein klein! – zwei klein! – Und lustig, ulkig springen die Negerlein, gehen kaputt – auf der Jagd, im Sumpf, bei der Hex – lustig, ulkig! Ech, ech! Da sind sie alle futsch! – Futsch? – Macht nichts! Jeschtschko! Und aus den trenkelnden Saiten springen neue zehn Negerlein

heraus.

Ein toller Kerl, der Sascha! Was er aus diesen Negerlein macht! Alle lassen sich mitreißen von dem neuen ungestümen Rhythmus. Rolland klopft mit den gekreuzten Händen auf die flache, dürre Brust: fünf kleine Negerlein! – Stetig klatscht Wally in die Hände, ihre grauen Augen sind von einem irisierenden Schimmer bezogen, und das träge Lächeln steht wie eingeschlafen auf ihren vollen Lippen. Gerd und Hannes bumsen mit der Faust auf den Tischrand, und das Flämmchen in der Lampe zuckt im Takt: drei klein vier klein...! Und Redy reißt mit den weißen knöchigen Fingern an den Saiten, haut auf das dunkle Holz und kräht: Zehn kleine Negerlein!... Und der Sumpf von Rauch bruddelt um die Köpfe.

Es ist spät geworden.

Gerd erhebt sich. "Man erwartet mich noch wo. Du müßtest dann allein zur Teestube zurückgehen, wenn du da schlafen willst," sagt er zu Sascha. "Vielleicht begleitet dich einer?"

Hannes wird energisch: wozu jetzt so spät den ganzen Weg machen? Sascha kann ganz ruhig hier schlafen. Natürlich, das beste und einfachste, stimmen die andern zu. Und Sascha, ohne viel zu überlegen: "Nu gut, wenn das ist nicht schwer für euch – . Gemacht."

Wally hat jetzt keine Wohnung: mit Schorschel Liesegang hat sie Schluß gemacht und bleibt heute hier. Und Rolland hat auch keine Lust, noch so spät nach Haus zu gehen, sie bleibt auch hier.

Als höflicher Gastgeber fragt Hannes erstmal die Frauen, ob eine von ihnen mit ihm im Bett schlafen wolle. Rolland wehrt ab, aber Wally ist es ganz egal: es ist doch ein Bett.

Das Lager ist rasch gemacht, und sie legen sich nebeneinander: Rolland, Redy, Sascha. Hannes rückt väterlich Saschas Kopfpolster noch ein bißchen hin und her, dann löscht er die Lampe und folgt Wally, die schon in das andere Zimmer verschwunden ist. Und kurz darauf läßt sich ein regelmäßiges Krächzen und Knarren des Bettes hören.

"Eine Schweinerei!" ärgert sich Redy. "Hätten doch eine halbe Stunde abwarten können. Aber mit uns können sie es ja machen."

Rolland lacht kurz, ein nervöses, splitterndes Lachen.

Sascha liegt ausgestreckt unter seinem Mantel. Jede Viertelstunde hört er die traurige Musik der Parochialkirche singen. Schon am Tage, als er da vorbeiging, ist er bei ihren zögernden klöppelnden Tönen stehengeblieben. Vieles aus seinem Leben macht sie wieder wach. Und die Zelle, in die von der Gefängnisuhr ähnliche Klänge hineinfelen, wird zum Knoten in der Schnur, auf der zurück und vorwärts Erinnerungen und Bilder sich reihen.

Neben sich hört er hin und wieder Redy seufzen; und als er sich im Treiben seiner Gedanken heftiger herumwirft, fragt Redy ihn: "Schläfst du nicht?" Er dreht sich Sascha zu: "Tja, diese Frau – kann noch eine Weile dauern, bis sie wiederkommt. Hat unbedingt ihren Abortus da machen wollen. Hätte sie doch auch hier haben können."

Sascha hat sich nicht aufstören lassen wollen: wie manchmal in der Zelle, wenn man ihn zum Spaziergang rief; er wollte nicht in das Trattern fremder Ketten hineingezogen werden. Aber es erscheint ihm so widersinnig, die Frau, die er auf dem Bild gesehen hat, in irgendeine Beziehnug zu dieser Wohnung zu bringen. Er unterdrückt ein Gefühl der Beklemmung und fragt, noch zweifelnd: "Und sie soll hier liegen – nachdem?"

"Naja, man hätte es schon irgendwie nett gemacht..."

Sascha macht unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, und Redy sagt rechtfertigend:

“Tja, wir haben ein hübsches Häuschen gehabt, und wir haben auch eine anständige Miete dafür bezahlt. Aber die Frau hat ja mit ihrem kindischen Trotz, mit ihrer wahrhaftig blödsinnigen Querköpfigkeit alles kaputtgemacht. Alles.”

Sascha wendet den Kopf und versucht, durch das Dunkel sein Gesicht zu erkennen. Daß jemand mit einem fremden Menschen so über seine Frau spricht . . . Er möchte diese Vertraulichkeiten abschneiden, aber Redy spinnt weiter: “Weißt du, wenn man so auf dem Fußboden liegt, da kommst du auf allerhand Gedanken. Weiß Gott, sie hat auch schon mit mir auf manchen dreckigen und harten Fußböden gelegen, noch viel schlimmer als hier. Jahrelang ist es uns dreckig gegangen – da konnte dir einfach die Spucke wegbleiben. Na, schließlich haben wir uns rausgekrabbelt. Wir sind bei den Zeitungen angekommen – wie eine Eins, sagt ich dir! Und wir haben gearbeitet, Lott ihre Novellen, ich meine Referate und – nu, und Gedichtchen. Glaubst du, wir kamen auf unsere sieben-, achthundert Mark pro Monat. Und du hast keine Ahnung, wie schwer es ist, überhaupt die Beziehungen bei den Zeitungen anzuknüpfen. Na, wir haben es überwunden. Nun konnte man leben. Und dumm sind wir ja auch nicht. – Und was soll ich dir sagen – da kam die alte, ewig neue Geschichte. Von Hamburg her kannten wir einen – na, und so weiter. ‘Der Jüngling, den wir neulich trafen –’ Wedekind, heiliger Arsch! Bis ich dahintergekommen bin, und bis ich die Geschichte losgeworden bin – mein lieber Mann! Tja, und dann ist ein Neuer in Erscheinung getreten. Ich muß zugeben: ein netter Junge, intelligent und schnittig. Kam schließlich jeden Tag, nachher ist er auch nachts geblieben, und – und . . . Es ist schwer, das so zu erzählen, man kann es nur in rohen Umrissen geben . . .

Einmal nachts, ich wollte schon schlafengehen, wir hatten das Schlafzimmer oben. Die bleiben unten. Aber mir war doch . . . Fünfzehn, zwanzig Minuten bin ich oben – und mir war doch kodderig zumute. Lott hatte ihr Porzellankleid angezogen, da wußte ich schon Bescheid. Und stell dir vor: ich komm runter, und da ist er gerade dabei, seine Hose wieder hochzuziehen. Und sie liegt da, hingeworfen . . . Weißt du, es ist ein merkwürdiges Gefühl: deine Frau als erschöpfte Mänade als unbeteiligter Dritter zu betrachten. Tja, was sollte ich da machen . . . ”

“Zum Teufel schicken!” reißt es sich bei Sascha heraus.

“Ach mein Lieber, das ist so leicht gesagt . . . Ich hab einen Kampf ausgefochten, ich sage dir! Die Frau war nicht zur Vernunft zu bringen. Und was sie mir da alles erzählt hat: Liebe ist kein Butterbrot, und ähnlich schöne Scherze. Du kannst mir glauben: manchmal ist es scheußlich, mit einer intellektuellen Frau behaftet zu sein. Jetzt schreibt sie alles Gute und Liebe. Aber der Wille zum Schaffen und so – ist doch verlorengegangen. Futsch.”

Sascha fühlt, wie er blaß geworden ist. Er stößt sich auf dem Armstumpf hoch und legt die Hand auf den Mantel über Redys Schulter, fast ohne ihn zu berühren. “Du, das ist ein Unglück! Du *mußt* sie zum Teufel schicken, die ganze Geschichte!”

Tja, wenn man es kann . . . ” kommt es verzagt von Redy. Und wie erläuternd deklamiert er halblaut: “Du sagst, du kennst die Liebe nicht, die Liebe nicht – mein Schatz, ich lach mich krank! – Eine freche Sache – von Lott.”

Sascha streckt sich wieder aus. Wenn man es kann! Hoho! Er spürt etwas in seiner Hand knacken, als brächen Knochen und Sehnen und würden zu weichem Brot, das er zwischen seinen Fingern knetet. Es ist derselbe elementare Dominationswille, der vorhin beim Betrachten des Bildes in ihm aufstieg. Und dann erinnert er sich an die weich geschwungene Linie des breiten Hutrandes und die zwei verirrtten Haarsträhnen auf der Wange – und durch seinen Zorn auf diese Frau sickert eine Rührung über ein kleines, hilfloses Mädchen, das der-Teufel-weiß-wohin rennt. – Und mit einemmal fragt er Redy:

“Hast du das noch wem erzählt?”

“Wie – erzählt?” fragt der, aus seinen Gedanken gerissen. Und Sascha wiederholt herb: “Ich frag, ob Du hast das nur mir erzählt oder noch einem – Hannes auch,” endet er bestimmt.

“Ja – Hannes hab ich auch – so einiges – gesagt.”

“Nu – gute Nacht. Man muß schlafen.”

Die Uhr von der Parochialkirche klöppelt die vierte Stunde. Da fällt es Sascha ein, daß er Feldmann aufsuchen muß, um ihm zu sagen, daß er nicht zu schwatzen braucht über das, was gestern geschehen ist, oder genaugenommen vorgestern. Chaja (⁶²) – Chaja scheint nicht ein Mädchen zu sein, das Überflüssiges redet; aber er wird es ihr auch noch nahelegen. Daß er so viele Zeugen haben würde bei dieser Geschichte, hat er nicht vorausgesehen.

Und dann wird er gleich morgen früh anfangen zu arbeiten und sich vor allem gleich ein Zimmer nehmen. In der Teestube oder sonstwie bei Genossen zu hausen, paßt ihm nicht. Er ist nur für diese eine Sache von Paris herübergekommen, und die hat er erledigt. Aber wie es nun schon mal so ist, wenn man sich beinah Hals über Kopf in die Bahn setzt: er mußte seinen ganzen Kram mitnehmen, und vor allem seine Fotokanone, um erst wieder das Nötige für die Rückreise zu verdienen. Die acht Tage “zwecks Erledigung dringender Familienangelegenheiten” werden sicher nicht ausreichen, aber das ist nicht schlimm. Grenzen sind ja keine Gefängnismauern.

Ja, er hat es also “erledigt”. Zum erstenmal in seinem Leben hat er das Gefühl gehabt, daß er mit seinem Revolver vor einem Wattebausch, vor einem vergehenden Dampfwölkchen herumgefuchelt hat. Aber er hat auch etwas gelernt in den paar Minuten, die der ganze Auftritt dauerte:

Das also heißt Emigration. Das Zerbröckeln dessen, worauf alle revolutionäre Arbeit sich stützte, ob man sich dessen nun bewußt war oder nicht. – Diese Menschen taugen nicht mehr für die Bewegung. – Und wieviele werden bleiben?

... Die Trommel des angewärmten Revolvers preßte seine Hüfte wie eine winzige harte Faust. Er rückte ihn in eine andere Lage. Das macht die Entwöhntheit, blinzelte er sich zu.

Er spürte seine Gefühle mit der ruhenden Harmlosigkeit von Dynamitmasse in sich nisten. Den Plan der Wohnung hatte er genau im Kopf. Man muß einen Hof passieren, in der Mitte sind Blumenbeete und eine Bank, da sitzt wohl Andrejs Frau oftmals mit dem Kind. Geradeaus, parterre links ist die Tür.

Er klingelte. Und als drinnen Schritte auf die Tür zukamen, lächelte er; ein unbewußtes Lächeln, dem das pressende Gefühl von Erschrecken und Glück zugrundeliegt: in eine Ruhe den Wirbel hineinzureißen. – Aha, das ist der dunkle Korridor; rechts wohnt er, und links die beiden Studenten.

Ein junger, hagerer Mensch öffnet die Tür. “Sascha – Sascha Pjotr!”

“Ah – Sie, Mischa.” Sascha wird bleich und sagt gehalten: “Ich geh in Ihr Zimmer. Rufen Sie bitte Andrej hin.”

In dem großen Zimmer sieht er den andern Studenten auf der Kante eines Tischchens sitzen, und links auf dem Diwan ein Mädchen. Der Student gleitet überrascht von seinem Platz und starrt beunruhigt mit den wässeriggrünen Augen in dem gelblichen, runden

⁶²Chaja: das “Ch” ist wie in “doch” auszusprechen. [Fußnote der Autorin.]

Gesicht Sascha an. Und mit einem Murren, das Begrüßung oder auch Abwehr bedeuten kann, geht er zum Diwan hinüber.

Von einem Bett, das die geöffnete Tür anfangs verdeckte, kommt jetzt ein schwarzhaariger Mann mit einem schönen Apostelkopf strahlend auf Sascha zu, mit ausgestreckten Händen – aber auch er stockt vor seinem Gesichtsausdruck.

Da kommt schon Andrej herein, und Mischa hinterher.

“Sascha – ” Der stattliche blonde Mann hält ihm die Hand mit etwas gespreizten Fingern hin, jovial. Der feste Arm, gelbbehaart, federt leicht in dem aufgekrempten Oberhemdärmel; und über dem Ellbogen schmiegt sich ein schütterer Saum von Härchen an den Ärmelwulst.

Mit einem Ruck nimmt Sascha die Hand auf den Rücken. “Warte mal. Vorher wirst du mir eine Erklärung geben.” Mit jedem Wort wird er bleicher. “Du hast gedreckt – Wörtlein geworfen, die mich verdächtigen – du wirst es jetzt beweisen.”

Andrej erschlaft etwas in seiner unersetzten Robustheit. Er fährt sich verloren durch die blonde Mähne, mit einem Blick auf die andern. “Nun, wenn du in so einem Ton sprichst ... dann red ich kein Wort mit dir,” endet er brüsk und macht eine Bewegung zur Tür.

Mit einem federnden Schwung verstellt Sascha ihm den Weg. “So. Das dacht ich schon.” Und vor dem vorgehaltenen Nagant weicht Andrej einige Schritte zurück.

“Da erkennt man Saschas Stücke,” lächelt er matt.

Sascha spannt langsam den Hahn. Der kleine nackte Ton knackt trocken in die Stille.

“Du wirst hier in Gegenwart deiner beiden Schüler sagen, was du gelogen hast. Du – ich erschieße dich.”

Die Tür fliegt hinter ihm auf, Andrejs Frau stürzt herein und wirft sich mit ihrem jungen, runden Körper gegen Sascha. “Sascha! Saschenka! Lieber ... ” Mit wirren Bewegungen der weichen Finger faßt sie nach seiner Hand. “Das ist doch Wahnsinn! Wahnsinn — ”

Sascha schiebt sie mit der Schulter beiseite.

“Ich zähle bis drei ... ” (Theatral, fährt es ihm durch – ach, ist gleich!)

Die Frau stößt wie blind auf die Studenten, jagt zu dem Mädchen: “Chaja, Chaja – tun Sie doch – sagen Sie ihm! Sagen Sie dem Räuber, dem Asiaten – . Er erschießt ihn ja – !!”

Das Mädchen, das mit gespanntem Interesse zugehört hat, setzt sich nur etwas gerade.

Andrej, die Hände rücklings auf dem Tischchen, das wie verloren zwischen den beiden Fenstern steht, beharrt – in unsicherem Ton: “Ich sage kein Wort.”

Und Sascha wird plötzlich ganz ruhig. Und vielleicht erst jetzt erfaßt ihn ganz das harte beklemmende Gefühl der Unabwendbarkeit.

“Dann erschieß ich dich – wie einen Hund – ” sagt er mit farbloser Stimme, die alle wie eine Kälte durchsetzt.

Die Studenten machen eine Bewegung – und bleiben stehen.

Sascha schlägt an.

Und als wäre die Unabwendbarkeit wie durch eine Leitung zu Andrej übergeströmt, fängt der an, widerwillig und langsam, zu sprechen. Noch immer die Hände an der Tischkante, scheuert er sich hin und her, und Sascha hört seine Worte schnörkeln und sich winden mit gemessener Betonung ...

... Er verstehe Sascha nicht. Er sei doch immer sein bester Freund gewesen –

“Soso – ”

– und noch jetzt sei er sein Freund, trotz dessen, was Sascha sich hier erlaube. Ihm sei niemals eingefallen, etwas dergleichen zu sagen. Aber X, Y, Z – die haben ihre Bedenken geäußert. Natürlich, er habe ihn immer verteidigt...

“Verteidigt!” stampt Sascha auf. “Bin ich ein Angeklagter?!”

Nun – nicht verteidigt, es komme nicht auf das Wort an. Aber vom rein objektiven Standpunkt aus: müsse es nicht wie ein Wunder erscheinen, daß Sascha allein von allen am Leben geblieben sei?

Sascha hält die ganze Zeit den Revolver auf ihn gerichtet.

... Er, Andrej, wisse ganz genau, daß alles stimme. Aber wie solle man X, Y, Z zum Beispiel das Wunder erklären, daß Sascha überhaupt aus Moskau rauskommen konnte? Und in Brjansk, als man Sascha verhaftete – er wisse, daß diese Frau ihn rettete, die ihn als ihren Mann ausgab. Aber X, Y, Z...

“Wer ist das: X, Y, Z?” unterbricht Sascha schroff.

Nun, die Namen – schließlich, einen direkten Verdacht habe keiner ausgedrückt. Man rede eben so. Was, Olga hat gesagt, daß er, Andrej – ? Aber er habe doch Olga auch nur die ganze Kette von Zufällen *erläutert*...

Mit einem Widerwillen läßt Sascha den Revolver sinken. “Du bist ein...” Er bricht ab. Beinah verzweifelt erkennt er, wie sinnlos dies ist und daß er da niemals durchdringen wird.

“Ich wußte noch nicht, was Emigration heißt...” sagt er müde hin. Ech, schneller ein Ende machen. – Und in diesem Gedanken spannt er sich gleich wieder, und ein Zorn erschüttert ihn im ganzen Körper. “Aber du wirst jene da aufsuchen, ihnen schreiben, du wirst die Sache aus der Welt schaffen – und du wirst mir die Beweise bringen. Du – ich werde dich aus der Erde herauskratzen!”

Er dreht sich um und geht hinaus.

Und dann stand er unter dem Haustor. – Nun ist er hier gewesen. Nun hat er es “erledigt”. Dumm. Dumm. Dumm. – Als Kind hat er einmal beinah eine Spinne mit dem Milchtee verschluckt, mit einem Beinchen ist sie zwischen seinen Lippen hängengeblieben; er hat fürchterlich erbrochen.

“Für sowas hätte ich nicht von Paris herkommen brauchen,” sagte er nach einer Weile mit fast kindlichem Lächeln zu sich selbst. – “Blödling!” sagte er laut.

Mit kleinen, leichten Schritten kam Chaja aus dem Tor. Und als konnte sie ihn schon länger, lächelte sie mit den etwas schiefgesetzten Augen: “Sie sagten das so laut, als sollte die ganze Straße es hören. Aber hier versteht man ja nicht Russisch.”

Sascha lachte. Er betrachtete das zierliche Mädchen: die kaum bemerkbaren Augenbrauen machten ihr kleines, rundes Gesicht leer und hell in dem Diemen rötlicher Locken. Und die zu große scharfe Nase zwischen den zwei wulstigen Wangenfalten, und das spitze Kinn: sie wird wie eine Hexe häßlich sein, wenn sie alt wird.

Ablenkend fragte er, ob sie ihm vielleicht ein billiges Hotel nennen könne.

Sie sah zu ihm auf: “Es gibt da eine Teestube. Die hat Gerd Trieseler gemacht, vielleicht kennen Sie ihn. Eigentlich ist es schon keine Teestube mehr. Da kommen öfters welche von unsern Kreisen hin, wenn sie nicht wo zu schlafen haben. Und ich habe da vier Monate gewohnt.” Sie lachte auf, ein helles, herzliches Lachen, und ihr Gesicht wurde mit einemmal zum Verwundern schön.

Sascha hätte sie auf den Mund küssen mögen.

Und unversehens, wie er da jetzt auf dem Fußboden im Dunkeln liegt, schiebt sich über das Bild Chajas jenes andere, das er vor einigen Stunden in der Hand hielt. Wie es ihn gepackt hat. Es ist so lebendig hinter seinen geschlossenen Augen: die trotzig geschlossenen Lippen, die hart verbissenen Zähne unter den gestrafften Zügen. Sie sieht an ihm vorbei, das Kinn herrisch gehoben auf dem kräftigen Hals. Eine wunderbare Frau. Das ganze Gesicht: Trotz – Herrschaft – Stolz! Und der etwas vorgestreckte Kopf, die Gespanntheit in dem schlanken Körper: als rennte sie; wie eine – Stute!

Im Dunkeln breitet sich auf seinem Gesicht ein unbewußtes Lächeln aus, und er spürt einen warmen Dunst sich über seine Augen ziehen. – Packen, die Stute, die Finger hart in die hochmütigen Nüstern zangen, daß der Schaum von Schmerz und Wut wie frisch-gemolkene Milch über die Hand dampft. Die flache Hand auf die Kruppe schlagen, aus vollem Armgelenk – ihre knickenden Beine zittern sehen und spüren, wie das Hinterteil zu Boden geht. E-ech – ! Und zärtlich, mit Liebe soll sie sanft und biegsam unter den Sattel gehen. ^[63]

Nach einer Weile steht Rolland schwerfällig auf und tastet neben sich nach Rock und Bluse, die sie vorhin ablegte. Auf Saschas halblaute Frage antwortet sie heiser: sie geht nach Haus; sie kann hier doch nicht schlafen.

⁶³Im Original “unter dem Sattel”.

Kapitel 3

Mit stillem Donnergetöse abgefahren – mit ganz weichem Herzchen kommt sie nun wieder.

Natürlich ist Redy zu früh am Bahnhof. Es ist noch nicht sechs, und eine ganze Viertelstunde muß er jetzt warten. Um halb fünf ist er aufgestanden; sogar die paar lumpigen Groschen Fahrgeld hat Hannes nicht auftreiben können – oder wollen. Na, mußte man laufen, damit die Rückfahrt gesichert ist. Mit der Straßenbahn. Schiet.

Die Leere der Ankunftshalle krümmt Redys Schultern noch mehr, und der Klang seiner Schritte verflucht sich aufdringlich mit dem Widerhall. Sein Gesicht ist gelblich von der Morgenfrische. Fröstelnd reibt er sich die trockenen gelben Finger. Arme Baabe. Die ganze Nacht im Bummelzug. Nicht ein Knochen wird heil geblieben sein. Was sie schon alles mit mir durchgemacht hat.

Er schlenkert es von der Hand ab. Hoffentlich hat Schwiegermutter irgendwas Nettes, Nahrhaftes eingepackt. – Wenn er bloß noch einen Stummel in der Tasche hätte! Und ob es wohl in der ganzen Welt eine Bahnhofshalle ohne Zug gibt? Hihi, da hätten wir ein Bonmot gemacht; und mit einemal ist er ganz vergnügt. Ach was, was der Mensch braucht, muß er haben. Und er geht in den Wartesaal 2. Klasse, Zigaretten kaufen; à fünf muß man schon. Und als das mißgelaunte Fräulein auf ihn zukommt: “Fünf à acht, Fräulein. Meine Marke. Richtig.” – Der werden wir doch noch imponieren können! Zurück kann man ja auch tippeln. Wenn uns noch nie was Schlimmeres passiert wäre!

Nun muß der Zug gleich da sein.

Auf dem Bahnsteig entsteht das spärliche morgendliche Leben, an dem noch die letzte Starrheit des Schlafes klebt. Die paar Leutchen, die auch jemanden abholen gekommen sind, kuckt Redy gönnerhaft an. Er fängt das kaum spürbare Schüttern der Gleise auf und preßt die Kiefer aufeinander. Nun kommt sie, umpanzert von rollendem Donner, herangebraust.

Und als der Zug in die Halle einbricht, packt ihn ein leise beklemmendes Gefühl, wie immer, wenn er Lott nach einer Zeitlang wiedersehen soll.

Da steht sie im staubigen Rahmen der Wagentür. Selbstverständlich die letzte. Die wird sich nie in der Menge drängeln, sogar in der vierten Klasse ist sie in der zweiten. Schlank und mit sicherer Ruhe steht sie da, in einem Arm einen dicken Busch Blumen, aber die Geste, mit der sie ihm das Kofferchen hinreicht, ist ein wenig matt. Wahrhaftig noch dünner geworden. Aber was für einen knorken Mantel hat sie sich da angeschafft; herrlich zeichnet er ihre Figur. Redy zittert auf vor Rührung und Liebe. Er nimmt ihre Hand und küßt sie. “Na, Baabe, da haben wir dich endlich!”

Leicht befangen lächelt sie ihn an. Sie legt den freien Arm auf seine Schulter und küßt ihn auf den Mund. Aber es liegt ein Seidenpapierchen von Fremdheit dazwischen. Eine merkwürdige Frau. Sollte man denken . . . So bräutlich herb und beinah schüchtern – und wie groß ihre Augen geworden sind! Ach – ! Und Redy springt in den Wagen und holt den Koffer heraus.

Lachend zeigt sie ihm die Blumen: “Die hab ich die ganze Nacht gehütet. Mein lieber Schreck, haben die Leute im Wagen sich aufgeregt! Zweimal ist mir das Marmeladenglas umgekippt, und das ganze Wasser zwischen die Koffer. Aber sieh, wie frisch sie sind – aus Mutters Garten. – Also, wie fahren wir?”

“Ach, man kann wunder wie schön gehen, es ist gar nicht weit. Eigentlich gibts gar keine richtige Verbindung dahin.”

Sie sieht ihn zweifelnd an: “Du, es *muß* aber irgendwas geben. Und für Taxe hab ich kein Geld. Wollen mal die beiden Grünen da fragen.”

Redy ist wesentlich erleichtert: das heißt, für Straßenbahn hat sie.

An der Haltestelle betrachtet sie ihn: wie rührend sorgfältig er sich zurechtgemacht hat! “Du siehst sehr anständig aus. Woher hast du denn dies feine Hemd?”

Darauf hat er gewartet. “Du, das ist Bastseide!” Und nachlässig: “Das hab ich mir gestern bei einer Frau abgeholt, eine dolle Hetäre, du wirst sie auch noch kennenlernen. Ja, sie hat merkwürdig viel Wert darauf gelegt, daß ich mirs persönlich abhole. Das ist aber ein Hemdchen, mein liebes Kind! Und fühl mal den Schlips an! Das ist schon einiges wert. – Natürlich hab ich mich ihr dankbar erwiesen,” macht er nonchalant.

“So – ? Na, wenn es nötig war,” geht sie leichthin auf seinen Ton ein.

Was soll das? Eine verspätete und so ganz verfehlte Rache? Aber das geschieht dir recht, du Äffin: warum hast du deine zusammengeklappten Gefühle wieder aufgeblasen wie Ballonschweinchen! Drollig: mit ehrlichem guten Willen füllt man sich bis an die Nase mit einer Lüge, und – schwapp! – kriegt man eins drauf. Das heißt: Lüge – Lüge war nur das Gefasel in den letzten Briefen, das sich irgendwie mit Liebe abgab. Gott, es gibt sovielerlei verschiedene Arten von Liebe; und da hat man sich dann so sachte aus der einen in die andere hineingesteigert; Kleinigkeit bei unserer blühenden Fantasie. – Da hast du eins draufgekriegt. Aber das Echte an all den guten Vorsätzen: die alte treue Kameradschaft, das bleibt.

Aber selbst so – solange die Kameradschaft nicht vor dem Bett aufhört, soll er nicht, darf er nicht – ich will es nicht!

Und die elementare Wut braust in ihr auf wie in den Tagen ihrer Liebe: Ich – ja. Du – nein!

Aber es ist ja überhaupt nur Wichtigmacherei von ihm. Nie hätte er das riskiert. Er weiß . . . Es war nur dumm von ihm, es so zu sagen, und gemein, es so unbestimmt zu sagen.

Er hat sie versteckt genau beobachtet. Aha, da hat sie schon ihre Tarnkappe aufgesetzt! Wie oft hat sie ihn damit zur Verzweiflung gebracht, wenn er nicht wußte, worüber sie verstimmt war. Jetzt hat er wenigstens das angenehme Bewußtsein, der willentliche Urheber zu sein. Daß es bloß, gottbehüte, nicht ein zu bitterer Brocken war! Aber beherrschen kann sie sich, zum Bewundern. Nur ihre Augen sind kälter geworden, und die Iris heller um die verengerten Pupillen. Ihr Benehmen ist sogar mit einemmal leichter, freier, gleichsam mehr auf Du und Du.

Auch er denkt an ihr: Ich – ja. Du – nein. Er hat sie damals fast gehaßt in seiner an sie verlorenen Liebe, weil er wußte: sie *würde* Schluß machen, und sie würde es *können*.

Auch damals schon.

Die Straßenbahn rumpelt mit morgendlichem Getöse durch die hallend leeren Straßen.

“Sascha? Oh doch: er hat versprochen, um neun Uhr zu kommen. Überhaupt wirst du eine ganze Menge Menschen kennenlernen, was meinst du wohl, wie sie alle gespannt auf dich sind. Werden heut alle zur Cour antreten. Nur, natürlich, Sascha nicht, so siehst du aus! Dem muß die Königin eine Privataudienz geben. Ich hab dir ja schon geschrieben.”

Und er erzählt, renommiert, erzählt... Er sitzt zu ihr gewendet und streicht über ihre reglosen Hände, und seine Blicke umhüllen sie mit Zärtlichkeit. Sie lehnt abgespannt in der Ecke; den Weg hätte man wunder wie schön zu Fuß machen können? O weh, mein Lieber! Und immer wenn der Name Sascha fällt, sirrt eine unruhige Spannung in ihr auf. Sie möchte mehr über diesen Menschen wissen. Viel hat Redy gar nicht von ihm geschrieben; kaum mehr als dies: ein wahrer Anti-Autoritär. Das hat ihre Neugier festgehakt. Oder war es etwa nur der Name?

Mit Mühe steigt sie ihm die vielen steilen Stufen nach und sieht sich hilflos um: “Mein lieber Schreck, wie sieht es hier aus!”

“Aber wir haben so sauber und ordentlich gemacht!” ruft er enttäuscht und verständnislos.

“Habt ihr hier keinen Diwan?”

Kleinlaut: “Nein, nur ein Bett drüben. Aber da schläft jetzt noch Hannes drin. Aber er wacht sicher bald auf.” Ohne Überzeugung: “Sonst schmeißen wir ihn raus! Aber da ist ein wunderbarer Liegestuhl.”

Skeptisch betrachtet sie den Schemel, der daruntergestellt ist, damit man nicht durchrutscht. “Und wo schläfst du denn?”

“Nu, da!” Er zeigt auf den Fußboden.

Sie lacht leicht und burschikos auf, in Erinnerung. Die Nacht ist noch weit. Und allmählich dringt in ihr wieder die Resignation durch – der großen Schwester eines guten, unnützen Jungen. Aber jetzt ist die Resignation nicht mehr so quälend wie früher, als sie mit verhafteter Liebe verzwirrt war.

Und sie sitzt und sitzt in diesem schrecklichen Möbel, das ihr sämtliche Knochen ins Fleisch hineinpreßt.

Redy geht geschäftig von einem Raum in den andern, gequält von ihrem müden Schweigen. Endlich hat er so viel Radau gemacht, daß Hannes die Augen aufschlägt.

“Na, da haben wir sie!” ruft er triumphierend.

Entsetzt sieht Lott den korpulenten Mann mit zerzausten Haaren unter dem unbezogenen, fleckigen Federbett, der sie an der Hand zu sich niederziehen will und ihr ein Paar feuchter Lippen unter dem struppigen Schnauzbart entgegenwulstet. Schroff macht sie sich frei und geht ins andere Zimmer zurück.

“Er wollte dir den Bruderkuß geben, er ist nun mal so herzlich,” lacht Redy verlegen.

“Ich bin doch nicht verrückt,” sagt sie kurz und kalt.

Und Redy versteht sofort, daß dies tadellos in die Beschreibung paßt, die er von der Königin entworfen hat; na, dann ist ja alles in Butter.

“Aber nein,” beruhigt Redy. “Tagsüber verkriechen die Wanzen sich ins Holz. Und wenn man was Sauberes drüberdeckt... Tatsächlich, deine Mutter ist eine selten intelligente Frau.” Lott hat ein Tuch von feiner roter Wolle, groß wie ein Plaid, aus ihrem Koffer geholt und breitet es noch über den Mantel. Und nun überlegt sie: soll ich mich so im Kleid drauflegen (es steht mir gut), oder wird ein Nachthemd anziehender sein? Und

denkt dabei an den unbekannten Sascha. Das lange Batistnachthemd aus der Mädchenzeit mit den zarten Spitzen in dem viereckigen Ausschnitt, so fein und klar und ein wenig rührend wirkt es. Und wenn man eine Nacht durchgefahren ist, ist es nur normal, daß man sich im Nachthemd aufs Bett legt. Sie ist ganz vertieft in diese Erwägungen. Und dann zieht sie das Nachthemd an, streckt sich auf der roten Decke aus und schlägt eine Seite der Decke über ihren Körper.

Von ihrem Platz aus sieht sie durch die offene Zimmertür auf die Tür, die zur Treppe führt. Immer wieder klopft es, oder es kommt jemand ganz einfach herein, und jedesmal setzt eine jähe Spannung in ihr ein.

Jedesmal ist es irgendjemand, und jedesmal ist sie froh, wenn sie einen fremden Namen zu dem Irgendjemandsgesicht hört. Sie ist nett zu allen, mit ihrer gleichmütigen, unbewußt herablassenden Freundlichkeit. Redy serviert sie alle bald ab: "Weißt du, die ganze Nacht im Bummelzug, und noch nicht ganz erholt." Drüben können sie ruhig bleiben und schwatzen, das stört nicht.

Um neun Uhr, hat er gesagt. Jetzt ist es bald Mittag. Eilig hat ers nicht. Lott fängt an, sich in ihrer Müdigkeit trotzig zu fühlen wie ein enttäushtes Kind: verdammt, ich lieg hier und warte mit so einer lächerlichen Spannung auf einen, der sich keinen Deut um mich schert!

Da sieht sie die plötzlich erhellten Gesichter von Redy und Hannes: "Da ist er!"

Und da kommt einer mit raschen, elastischen Schritten auf ihr Bett zu.

Maßloses Erstaunen und wie eine Abwehr gegen die fremdartige Wucht, die von diesem Menschen ausgeht, macht sie ganz kalt: aber das ist ja ein Mann – ein fertiger, abgeschlossener Mann!

Bis jetzt hat sie nur mit jungen Menschen zu tun gehabt; interessante, ja (und vage hat sie sich Sascha ähnlich vorgestellt; sehr interessant, natürlich). Fischlein im Bach wie sie. Menschen im Werden, mit veränderlichen Konturen. Sie sieht fast bildlich vor sich wie einen Raum die knetbare Jugend der einen, und irgendwo ist eine feste Grenze, und auf der andern Seite steht der reife Mann, die geschlossene Persönlichkeit wie ein Granitblock. Und auch sie gehört noch zu der Jugend, zu den Menschen, die schwanken und sich entwickeln, so oder so werden können.

"Warum kommst du denn so spät?" hört sie Redy vorwurfsvoll fragen. "Ihre Hoheit ist es nicht gewöhnt, daß man sie warten läßt." (Oh, der Esel!) "Du hast doch gesagt, um neun!"

"Ja, aber das war schlecht gesagt. Ich hatte nicht bedacht, daß man muß Lott Zeit geben zu ruhen erst."

Dann sitzt er am Fußende des Bettes. Redy sitzt näher zu ihr und hält ihre Hand in den seinen, und Hannes mit seinem gutmütigen Bullenkopf lehnt über der hölzernen Bettwand zu ihren Füßen. Die ganze Zeit hat Sascha ein gutes und beinahe befangen-bewunderndes Lächeln; es ist, als habe er in seinem Leben wenig Gelegenheit zum Lächeln gehabt. Auf diesem wie aus weißem Stein herausgemeißelten Gesicht wirkt es fast wie ein tragisches Clownslächeln. Es vertieft noch die tiefen Falten, die sich von den Wangen und von der starken Nase zu dem festen, breiten Kinn hinunterziehen. Herrische Falten, und Falten eines Menschen, der über alles Maß gelitten hat und der auch in seinem Leiden Herr blieb. Ja, das, meine liebe Lott, ist kein Leiden, dem du mit deinen sentimental Fingerchen

abhelfen könntest. Oh nein, dieser Mensch ist nicht einer, dem man hilft. [64]

⁶⁴Sascha :



Für eine Weile erscheint Margot, die braunen Augenbälle feucht glänzend vor Rührung. Ach, das arme, liebe, häßliche Ding, mit seiner weichen Stimme! Zu ihr muß man gut sein. – Später werden sie von einem netten jungen Mädchen unterbrochen, mollig, herzlich und ein wenig farblos; Trudel heißt sie. Hannes drückt ihr das Geschirr und Margot den Besen in die Hand, und nachher verschwinden die beiden.

Lange Zeit kommt kein Fremder, und Lott kann sich in Muße in Saschas Züge hinein-grübeln, während des friedlichen Gesprächs. Nein, schön ist er nicht. Fast der abstrahierte Mann: Geist, Wille, Aktion. Das einzig Weiche in diesem Gesicht ist die fleischige Nasenkuppe mit ihren breiten Flügeln. Die Brille wirkt direkt beruhigend; sie knüpft ihn an unsere Welt der Intellektuellen und der Bedingten.

Amüsiert merkt Lott, daß es ihr schwerfällt, ihm Du zu sagen. Wahrhaftig, einen solchen Respekt flößt dieser Mensch ein. Und zu hören, wie andre ihn so einfach duzen, das irritiert schon ganz und gar. Die Leute haben keinen Sinn für Proportionen. Sie hätte Lust, ihn Sie zu nennen, um ihn auszuzeichnen vor den Jungs, denen gegenüber ihr das Du ganz natürlich ist. Nur, wird er das nicht falsch auffassen in dieser Umgebung? Eigentlich sollte ja das genossenschaftliche Du eine Ehre sein; Gott ja, sollte. – Und so schlängelt sie sich, so gut es geht, um eine direkte Anrede herum.

Wie scheußlich er gekleidet ist! Eine Art Baumwollswear, der irgendeinem Jungen vielleicht anstehen könnte, mit einem fummeligen Klappkragen; und wahrhaftig, der Halsausschnitt ist mit einem Schuhband unordentlich zusammengeschnürt. Das ist so unpassend unter diesem Kopf, daß es einem die Nerven kratzt. Sie kennt Sascha noch nicht: als er sich dabei ertappte, daß er sich schön machen wollte, um zu ihr zu gehen, hat er sich gesagt: halt, stop, mein Lieber, das gibts nicht; und hat das Mieseste gewählt, was er hatte.

“Nun, man muß Lott ruhen lassen,” sagt Sascha schließlich wie widerstrebend. “Seht ihr: ihr ganzes Gesicht ist nichts als Augen. Wenn man kuckt noch ein bißchen genauer zu, dann sieht man auch: Stirn, Nase, und noch ein Mund. Oh ja, ein Mund ist da auch. Aber die Augen fressen alles auf.” Und jetzt ist begeisterte Bewunderung in seinem Blick. “Aber besser wär es anders,” setzt er bekümmert hinzu.

“Wird schon anders werden,” meint Redy. “Sie wird sich schon erholen, was, Baabe? Wir fangen wieder an zu arbeiten, und du kommst wieder zu Kräften. Du wirst schon sehen.” Zärtlich streichelt er ihre Hand, und sie sieht ihn an mit diesem bräutlich befangenen Lächeln, das sein Blut ganz neu aufbrennen macht. Wenn es doch schon Abend wäre!

“Schön, lassen wir das junge Ehepaar mal ein bißchen allein. Sie haben uns beide vielleicht schon lange zum Teufel gewünscht,” schmunzelt Hannes, seinen Schnauzbart zwirbelnd.

Lott sieht Sascha nach, bis er die Tür hinter sich schließt: wie er sich hält – königlich!

Glücklich streckt Redy sich neben ihr aus, mit dieser vertrauten Geste des ganzen Körpers und des Arms, den er sanft unter ihren Nacken schiebt – oh, wie lange lag diese Geste sehnsuchtsvoll bereit in ihm! Aber er weiß: wenn Lott nicht sehr verrückt ist, dann liebt sie keine Matratzenmusik, wenn andere Leute in der Nähe sind. Und offenbar ist sie nicht sehr verrückt, arme Deern; wirklich, man sieht nur noch die übergroßen, vor Müdigkeit strahlenden Augen in dem schmalen Gesicht. Und so gibt er sich damit zufrieden, sie ganz eng neben sich zu fühlen, die Wiedererrungene, und sie sanft und behutsam zu streicheln mit seiner kräftigen und weichen Hand, die jede Linie, jeden Schatten einer Biegung ihres Körpers kennt und nun mit einem sachten Gleiten von der

Schulter in die leise Senkung und über die Wölbung der Brust berauscht alles wieder in Besitz nimmt.

Friedlich, besänftigend und einschläfernd ist diese Berührung. Aber hinter ihren geschlossenen Augen steht dieser merkwürdige Kopf und beschäftigt ihre Gedanken.

“Weißt du, ich glaube, ich steh doch ein bißchen auf,” sagt sie nach einer Weile.

Ist sie eine merkwürdige Frau! Er versteht sofort, daß sie ihn zu diesem Zweck zu den andern hinüberschicken will, ganz unbedacht und ohne Koketterie. Aber er läßt die Tür halb offen; so kann er an ihren leisen Geräuschen hören...

Nachdenklich erhebt sie sich und streift das Nachthemd ab. Steht einen Moment in Gedanken verloren, sich reckend und mit den Händen langsam ihre Flanken hinunterstreichend. Straff bist du noch immer, lächelt sie sich zu.

Da läßt sich von drüben ein halblautes Pfeifen hören, scheußlich falsch und unmelodisch. Sie hebt den Kopf; die Tür ist geöffnet, aber kein Mensch ist zu sehen. Soviel Takt – . Und sie beginnt in Muße sich zu waschen und anzukleiden.

Drüben ist man sich über etwas nicht einig. Ein paar Jungens sind gekommen, und einer hat ein Paket Eßwaren gebracht. Er hat es von einem bekommen, den man verdächtigt, ein Spitzel zu sein. “Aber das macht der Liebe kein Kind, deswegen lassen wir uns doch seine Wurst wunder wie schön schmecken.”

“Aber wie könnt ihr etwas annehmen von so einem Menschen!” sagt Sascha in zornigem Befremden.

Verständnislos sehen alle ihn an: davon wird doch die Wurst nicht schlechter! Auch Lott findet ihn ein bißchen komisch umständlich. Und doch gibt es irgendwo in ihrem Kopf ein angenehm befreiendes Gefühl, als wehe mit einmal frische, herbe Luft in einen gefährlich stickigen Raum.

Ganz weit entfernt, Jahre zurück, sieht sie eine Lott, die spontan ebenso reagiert hätte wie Sascha jetzt. Und in einer Sekunde sieht sie mit erschreckender Klarheit, wie weit sie und Redy hinuntergeschlittert sind und daß das gemeinsame Leben, der gegenseitige Einfluß unheilvoll war für sie beide.

“Nu, und was sagst du dazu, Lott?” fragt Sascha in ihre Gedanken hinein.

Langsam sagt sie: “Oh, vom Standpunkt des absoluten Stolzes und der integralen Sauberkeit hast du natürlich recht. Aber sowas macht das Leben manchmal drollig kompliziert.” Nein, sie will sich nicht anständiger machen, als sie jetzt ist.

“Na, und überhaupt,” fällt einer eifrig ein. “Man sagt! Man sagt vieles. Spitzel hier, Spitzel da... Das ist doch gar nicht bewiesen. Wenn die alle Spitzel wären, von denen man es erzählt!”

“Ja, das ist schlimm aber,” sagt Sascha mit nachdrücklichem Ernst. “Das ist das Unglück, wenn eine revolutionäre Bewegung ist legal. Dann kostet es nicht mehr, dazuzugehören, und alles degeneriert. Wenn einer hätte in Rußland auf einen ‘Spitzel’ gesagt, der hätte ihm den Kopf eingeschlagen. Aber es hat sich ein jeder gehütet, einem andern so leichtfertig die Ehre abzuschneiden. Und wenn es war schon mal wirklich ein Verdacht, dann haben wir gemacht ein Ehrengericht, und der eine und der andere mußte seine Beweise bringen. Und dann hat man gesehen.” Seine Züge sind jetzt ganz verfinstert.

Wie komisch hampelmännisch all diese Jungs aussehen neben seiner ruhig straffen Gestalt mit den knappen, präzisen Gesten. Dabei sind die meisten größer als er, und manche sehr schöne Gestalten. Aber ihre Bewegungen sind linkisch und unproportioniert, wie von tanzenden Kälbern.

Lott ist enttäuscht, daß Sascha schon so bald geht. "Lott muß ruhen," sagt er bestimmt. "Und ihr andern kommt alle mit mir."

Aber es kommen andere. Und während sie abgespannt im Liegestuhl ruht und immer neue Gesichter undeutlich wahrnimmt, rätselt sie weiter an dem beinahe beklemmenden Eindruck dieses monumentalen Kopfes, der so ganz anders ist, als sie erwartet hatte.

Es ist Redy nicht zu verargen, daß er die erste Nacht nicht wie ein Mönch neben einer Heiligen neben seiner wiedergewonnenen Frau liegen kann. Sie aber meint, in geballtem Zorn, er hätte liebevoller bedenken müssen, wie zu Tode erschöpft sie ist.

Wie ein Stein liegt sie unter ihm. Wenn ihre flehende Abwehr ihm nicht genügt und wenn diese Passivität ihm nicht den Appetit nimmt... Sie denkt an eine Nacht, nach Alfs Tod, als sie sich ihm still und entschieden und ohne ein Wort versagt hatte; nur in ihren Augen waren Frage und Antwort hin- und hergegangen. Damals hat sie ihn geliebt, und sie hätte es nicht ertragen, ihn ohne Begehren in ihren Schoß aufzunehmen. Kann sie es jetzt ertragen? Oh, sie ist voll Feindschaft und voll Ekel vor sich selbst, randvoll; aber er ist es, der da Unwiederbringliches verliert.

Schroff dreht sie den Kopf beiseite, als er ihren Mund sucht. Nein.

"Sei nicht böse, Baabe! Meine Baabe, ich bin ja so glücklich. Wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe..."

Seine Liebkosungen irritieren sie über alles Ertragbare hinaus. Sie möchte schreien, so zerbrochen fühlt sie ihren Körper auf dem harten Boden.

"Du würdest mir einen Gefallen tun, wenn du mich bald entlasten würdest," sagt sie kalt. "Es sind jetzt fast 48 Stunden, daß ich nicht geschlafen habe," setzt sie sanfter hinzu.

Da schrumpft er ganz zusammen. Er wagt noch einen zagen Kuß auf ihre Wange, dreht sich mühsam unter den verhedderten Decken und Mänteln zur Seite und liegt ganz still.

Nach mir gesehnt... Wenn es das war, wonach du dich sehnstest – schade, daß ich mirs nicht abknöpfen kann und hinüberreichen: bitte, bediene dich. – Ah, du hast gedacht, Lott, das Wort damals sei der letzte vorstellbare Grad eurer Déchéance? Jetzt siehst du, wohin eine Ehe noch absacken kann.

Ihm kannst du nicht mal zum Vorwurf machen, Donnerwetter. An dir lag es, so Nein zu sagen, daß – . Warum hast du auch so blödsinnig eilig gehabt, herzukommen? Kanntest du ihn nicht? "Eine Wohnung bei einem Genossen – " Aber wenn er mich liebt, hätte er mir schreiben müssen: Bleib noch da, bis Du wieder kräftiger bist. Aber: "Ich kann nicht ohne Dich leben – "

Sie sieht wieder die von Angst und Nervenspannung ermatteten Gesichter von Dr. Elsenstedt und der Hebamme über sich gebeugt: "Gottseidank! Wir haben schon geglaubt... Ich konnte Sie nicht wieder aus der Betäubung herkriegen. Ich wußte nicht, daß Ihr Herz so schwach ist." – "Sie müssen jetzt wirklich versuchen, ein ruhigeres Leben zu führen," hat sie ihr später gesagt, mit eindringlicher Besorgtheit. – Und dann, nach der Operation, zu Fuß zur Vorortsbahn. Von Dr. Elsenstedt waren es nur fünf Minuten, aber nachher die Viertelstunde von der Endstation nach Haus. Sie hat dem Bruder Hans viel verziehen auf diesem Weg: mit so guter, angstvoller Fürsorglichkeit hat er sie gestützt.

Und jetzt soll sie Nacht für Nacht auf diesem Fußboden... Aber es geschieht dir recht, du –

Daß du auf sein sehnstüchtiges Flehen hergelaufen gekommen bist, um dich diesem auszusetzen, ist denn das alles? Wer von euch beiden ist denn dem andern gegenüber

in Schuld? Das Wort, das eine, verrückte Wort – sie möchte, sie könnte es sich mit den Zähnen aus dem Fleisch reißen, es damit ungeschrieben machen. Sie fühlt ihr Gesicht brennen, wenn sie nur daran denkt. Wahnsinnig muß sie gewesen sein, denn sie hat es aufrichtig gedacht und gefühlt. Oder ist sie so sehr Schauspielerin, daß sie sich in so etwas “hineinleben” kann? Ja, in der Tat, sie hat sich gefühlt, als sie sich ihm von neuem versprach, gegen alle Vernunft, wie eine blütenweiße Braut Christi, und da hat sie ihn “Mein Bräutigam” genannt. Und hat so ziemlich zur gleichen Zeit in jedem seiner Briefe nach einem Wort über diesen unbekannten Sascha geforscht, und ist hergekommen, in all ihren Adern die Frage: Wer ist er? Und im Hirn die himmlische Vermählung... Eins hat Platz neben dem andern in diesem krausen Weiberkopf, und eins ist so aufrichtig wie das andere, im Moment, da es geschieht.

Nun aber, der “Bräutigam” – schon jetzt ist er nicht mehr wahr. Nicht so, wie er es versteht und will.

Und wenn Redy morgen abend wieder die Rechte seiner Liebe geltend macht?

Oh, das – . Sie lauscht in sich hinein und spürt eine heimliche Unruhe in ihrem Körper kreisen. Die Unruhe, die der machtvolle rasierte Schädel, das tragische Clownslächeln in sie geworfen hat, des Mannes, der heut zu ihren Füßen saß; auf den sie gewartet hat seit dem ersten Wort, das Redy von ihm schrieb, und der ihr jetzt so beklemmend fremdartig erschienen ist. – Nein, morgen wird es vielleicht schon so sein, daß sie sich Redy anders verweigern wird.

Von diesem Tag an wird der klapprige Liegestuhl zu Lotts Thron erklärt. Sie hat ihre rote Decke so hineingelegt, daß man sich einigermaßen wie ein Mensch darin fühlen kann. Wenn ein Ahnungsloser Miene macht, sich auf diesen einladenden Sitz zu pflanzen, kommt unmittelbar eine Warnung, manchmal von zwei, drei Seiten: “He, pst, hep! – Das ist ein falscher Irrtum! – Da nimm man deine Stelzen gleich wieder runter, das ist Lotts Thron!”

Der kleine Paul Trill hat diese Bezeichnung lanciert, Kerlchen; und er ist unermüdlich, alle Usurpatoren aufzuscheuchen. Ein netter Junge, sehr sauber und sorgfältig gekleidet; aber seine ganze Gepflegtheit ist so anspruchslos und unauffällig, daß man ihm den blinkweißen steifen Kragen und die ängstliche Akkuratessse seiner Schleife nicht übelnimmt in diesem Milieu, wo die meisten eher Wert auf geniale Salopperie ihres Anzugs zu legen scheinen. Er ist stellungsloser Bankbeamter, und jetzt auch wohnungslos; er haust mal bei dem einen, mal bei dem andern. Sein Zusammenhang mit diesen Kreisen besteht darin, daß er Mazdaznan-Anhänger ist, aber wenn es nicht anders geht, ißt und trinkt er wie gewöhnliche Sterbliche. Seit kurzem hat Redys schnoddrige Brillanz das schüchterne Kerlchen ganz zu seinem bedingungslosen Gefolgsmann gemacht, und gleich hat er seine Ergebenheit auf Lott übertragen, die sich seine stillen Pagendienste lächelnd gefallen läßt. Es ist ausruhend, eine Beflissenheit ohne männliche Vorzeichen zu spüren.

Gerd kommt am nächsten Tag. In seiner kraftvollen Männlichkeit steht er fast über ihr und lächelt auf sie herab, die lässig und schmal im Liegestuhl ruht, die langen Beine gekreuzt, und ihn prüfend anblickt. Er ist der einzige von all den andern, der auf den ersten Blick ihre Aufmerksamkeit fesselt. Ein etwas schwerer, niederländischer Typ, ein interessanter Kopf, wie man so sagt; das Gesicht ein bißchen fleischig, aber gut durchgearbeitet. Bezaubernd ist bei diesem Mann in den Dreißigern der silbrige Schimmer an den Schläfen und die Ecken, die die Stirn ins gelichtete aschblonde Haar hinein verlängern.

Dummkopf, warum bist du nicht gestern früh gekommen. Ich hätte mich sicher Hals

über Kopf in dich verliebt. Wir beide sind von einer Welt. Und Redy hätte da nicht mehr verloren als mit einem andern. Jetzt habe ich meine Fühler in ein anderes Gesicht gesenkt, und ich weiß nicht, ob ich sie noch frei herausziehen kann, ob ich nicht werde wählen *müssen*: diese andre Sphäre, deren Luft dünn zum Atmen sein wird.

“Na, du hast dich nicht gerade beeilt, deine Aufwartung zu machen!” knarrt Redy vom Tisch her.

Gerd wendet flüchtig den Kopf. “*Mir* hast du ja nicht gesagt, daß du sie schon gestern erwartet hast. Das hab ich erst heut morgen von Icki erfahren.” Und Gerd und Lott sehen einer in den Augen des andern: sie haben beide verstanden.

“Nu, konnt ich wissen, daß ich die ganze Zeit die Reklametrommel schwingen muß! Ich dachte, das wird sich nun wohl so sachte rumsprechen,” macht Redy unerschütterlich. Und da Gerd sich nach einem Hocker umsieht: “Hier ist Platz, auf der Bank!”

Aber der läßt sich im Türkensitz neben Lotts Liegestuhl nieder, mit einer so geschmeidigen Bewegung, wie man es von seinem etwas schweren Körper gar nicht erwartet hätte. “Ein oller Seeman braucht nichts weiter.”

Während des Gesprächs studieren sie einander, und manchmal geht ein kaum spürbares Lächeln des Einverständnisses zwischen ihnen hin und her. Dies besondere Lächeln, das ein Mann und eine Frau haben, wenn sie den ebenbürtigen Partner erkennen.

Wahrhaftig, Gerd wäre der einzige von dem ganzen übrigen Gelichter, so und auch geistig; das hat Redy ganz richtig erfaßt. Wir sind von demselben Maß in allem. Ein bildschönes Abenteuer könnte es sein. Aber schon spürt sie, wie ein anderes Abenteuer sie anzieht, von anderen Ausmaßen, und das alles andere als “bildschön” sein wird.

Wie werde ich wählen?

Redy wird allmählich nervös. Dieser Gerd scheint sich ja auf Dauer neben seiner Frau installieren zu wollen!

“Weißt du, Baabe, wir müßten eigentlich zu Margot gehen. Wahrhaftig, sie war immer so nett zu mir.”

Gut, gehen wir zu Margot. Das wird sie freuen, das liebe Ding. Und mich wird es auf andere Gedanken bringen.

Kapitel 4

Margot wohnt in der "Ritze". So nennen die Eingeweihten den korridorschmalen Teil der Parochialstraße. Sie wohnt sogar in der Ritze der Ritze: von der ewig dämmerigen Straße kommt man in einen engen, dunklen Hausgang, durch den man sich an einer schmierigfeuchten Mauer entlang auf einen stinkenden, nicht breiteren Hof hinaustastet, der mit seinen überfließenden verbeulten Mistkübeln und der hängenden Klosettür wie eine eiternde Wunde in dem hohen schimmeligen Mauerwerk zu klaffen scheint. Links eine krätzigte Türöffnung, und da hißt du dich vorsichtig eine Stiege hinauf. Es ist gut, daß hier und da eine Luke in der Mauer ist, sonst würde man sich jedesmal ein Bein brechen: die meisten Stufen sind unerwartet hoch, und wenn du dich gerade daran gewöhnt hast, kommen mit einemmal zwei, drei ganz eng übereinander. Und kurz vor Margots Treppenabsatz ist eine überhaupt herausgebrochen. Ihre Bude, eng und lang wie ein Stück Riesendarm, ist viel schlimmer als die bei der alten Hulda. Bei gutem Wetter kann man wohl am Fenster lesen und schreiben, aber tiefer ins Zimmer hinein tastest du in grauem Schatten. Das hat auch sein Gutes: in dem kranken Dämmer machen die hübsch angeordneten Möbel keinen üblen Eindruck, und erst wenn du dich in so einen Sessel setzt und mit der Hand über die Armlehne fährst, merkst du, daß sie aus rohem Bauholz hergestellt sind und der harte Brettersitz nur mit Rupfen bezogen ist.

Und wenn du die zerbrochenen Sparren und das verfaulte Stroh aus der Zimmerdecke herabhängen siehst, wo der Mörtel in der Breite eines großen Tisches weggebröckelt ist, dann verstehst du, woher Margots winziges Gesicht diese ungesunde Farbe und die leichte Schwammigkeit hat.

"Oh, ich wohne hier schon bald vier Jahre," sagt sie gelassen. "Was willst du – man gewöhnt sich an alles. Und ich kann hier schon so gut sehen, wie ich es gar nicht möchte; besser wäre es noch dunkler, daß ich all die Häßlichkeit nicht so sehe. Aber ich brauch keine Miete zahlen, siehst du. Diese Häuser gehören dem Staat, eines Tages sollen sie abgebrochen werden, und bis dahin hab ich es erreicht, daß ich hier hausen darf." Sie lächelt verschämt in ihren Schoß hinunter: "Protektion."

Was für einen widerlichen Bengel hat sie da hocken, der sich als der ungnädige Hausherr aufspielt! Halbtaub ist er auch noch. Nein, mit so etwas in einem Raum sein und sehen, wie Margot katzenpfötchensanft um ihn herumstreicht wie um ein Geschwür, das schätzt Lott nicht. Und die ganze Bude ist zu bedrückend, und der Gedanke, daß dies arme kleine Ding darin langsam und unweigerlich ausgeht wie eine Kerze ohne Sauerstoff.

"Aber siehst du, immer hab ich hier Blumen stehen!" sagt Margot glücklich mit ihrer weichen Stimme und weist auf ein winziges Sträußchen, das im helleren Schatten

am Fenster in einem Odolglas welkt. Das ist ja sehr rührend, aber – . Und Sascha könnte in die Köllnische Straße kommen und wieder weggehen. Lott aber will wissen.

– Nein, er ist nicht dagewesen. “Er arbeitet, mußt du wissen,” erklärt Hannes friedlich. “Vor heute abend wird er wohl nicht kommen.”

Schon seit einer ganzen Weile hat Lott sich mit ihrer roten Decke auf Hannes’ Bett zurückgezogen, nervös, unzufrieden mit sich und allen. Sie müßte versuchen zu schlafen. Auf dem Fußboden wird es wieder nicht viel damit werden. Kopfschmerzen plagen sie. Oh, wenn Redy heute nacht – ! denkt sie, gereizt. Ruhe braucht sie, endlich einmal.

Da hört sie Saschas Stimme hinter der geschlossenen Tür. Laß ihn sitzen und warten, laß ihn wieder weggehen. Er hat nicht eine Arbeit, die er nicht an den Nagel hängen könnte für einen Tag. – Und steht auf. – Du mangelst absolut des Stolzes. – Aber ich will wissen.

Da sitzen sie um das Tischchen herum, im Schein des Küchenlämpchens, dessen Zylinder zur Feier ihrer Ankunft geputzt worden ist. (Wahrhaftig, Lott hat keinen Begriff, wieviel Redy und Hannes ihr zu Ehren gearbeitet haben!)

Sascha steht von der Bank auf und geht ihr entgegen. Ihr Atem wird eng, wie unter dem Griff der Angst. Herrisch ist sein Gesicht, und so muß es sein. Erst als er ihr die Hand reicht, drängt sich ein Lächeln durch, aber seine merkwürdig schüchterne Güte ist jetzt überstrahlt von verwegendem Werben.

Sie sieht zu Gerd hinüber: auch kraftvoll, auch selbstbewußt, auch ein Mann, und mit dem sich leichter atmen lassen wird.

“Nein, setz du dich erst, Sascha, und rück ein bißchen. Da ist schon noch Platz für mich.” Da sitzt noch ein Irgendjemand auf dem kurzen Bänkchen, sie will aber keine fremde Berührung.

Sie empfängt den Kontakt seines Körpers wie einen elektrischen Schlag, dessen erregenden Wellen sie sich atemlos darbietet. Die Wahl ist geschehen. Der Strom kreist lautlos durch sie beide, und die ganze enge Bude scheint in zuckenden Flammen zu stehen.

Man redet, man singt, man trinkt irgendwas – Sascha und Lott machen mit wie alle. Merken sie denn nicht, die andern, wie die Luft knistert?

Gerd sitzt ihnen breit gegenüber, und er scheint zu spüren, daß diese Frau nicht für ihn sein wird. Redy ist unbekümmert; er hält Gerd im Auge, und der sieht nicht aus, als wenn er sehr stolz wäre.

Gestern abend hat Redy ihr anvertraut: “Du, weißt du – Sascha hat mir gesagt: Deine Frau ist eine Königin! Und mit einer Begeisterung – überwältigt überhaupt. Du, darauf kannst du dir was einbilden, scheint mir.”

Überrascht sah sie ihn an: “Wieso?”

“Ja, er hat dich durch die Tür gesehen, als du aufgestanden bist.” Er zwinkert schlaue. “Na, hast du Henkersweib nicht ein bißchen absichtlich . . . ?”

“Nein, wahrhaftig,” sagte sie, jetzt selbst erstaunt, daß die Idee ihr gar nicht gekommen war. Und Redy kennt seine Lott: das ist ehrlich. Übelgenommen hätte er es ihr auch nicht.

“Aber da er ein ritterlicher Mann ist, hat der gute Sascha sich sofort zum Fenster umgedreht. Ich bin kein Stehler, hat er gesagt.”

Ah, das scheußlich unmelodische Pfeifen gestern, als sie sich anzog! Das war es also –

Diesen Abend, als schließlich alle aufbrechen, küßt Sascha ihr die Hand. Alle sind perplex: sowas wurde hier noch nicht gesehen! Und Lott bebt auf wie eine weiß empor-schießende Flamme.

Redy ist äußerst aufgekratzt. “Dieser Sascha!” meint er, als sie allein sind. “Ein Ritter vom Scheitel bis zur Sohle. Wie er den Handkuß da hingelegt hat. – Hätt ich mir sogar noch ’ne Scheibe von abschneiden können. In seiner Jugend soll er ja ein ganz doller Kerl gewesen sein, man hat mir erzählt, daß Frauen ihm den Spitznamen Pascha gegeben haben. Aber, na, da ging es wohl anders zu als mit Handkuß, stell ich mir vor.”

“In seiner Jugend!” Lott bemüht sich, die Entrüstung in ihrer Stimme zu dämpfen.

“Naja, eben – solange er Spaß dran hatte oder was. Tja, wie alt mag er bloß sein? Ein merkwürdiger Kerl. Zwischen 35 und 55, anders kann man nicht sagen ^[65]. Ich würde eher mehr nach oben schätzen.”

“Du hast mir doch gesagt, in seiner Jugend hat er im Gefängnis gesessen!”

“Das ja. Aber doch bloß zehn Jahre, und dann noch ein Jahr bei den Kommunisten. Aber er ist ein paarmal ausgebrochen, und dann während der Revolution – da wird er sich wohl schadlos gehalten haben. Auf jeden Fall, er muß ein Kerl gewesen sein, daß er fast dein Vater sein könnte; früh genug hat der sicher angefangen. Ah, jetzt fällt mir ein: Feldmann hat mir gesagt – . Du kennst ihn noch nicht, ein ganz verdrehter Hund. Der scheint seine Geschichte ganz gut zu kennen. Und der hat mir gesagt, daß Sascha an den Aufständen 1905 bis 1907 teilgenommen hat. Na, siehst du, da warst du doch grade eben geboren!”

“1905 bis 1907? Immerhin, da war ich fünf bis sieben Jahre alt!”

“Naja schön, wenn schon. – Tja, und er soll dann mit siebzehn Jahren hoppgegangen sein. Und stell dir vor – nein, daß ich dir das noch nicht erzählt hab! Also einen Roman könnte man ja davon machen! Dolle Zustände überhaupt. Die waren damals so fuchtig, weil die Anarchisten ihnen soviel angerührt haben, daß sie den Bengel von 17 Jahren zum Tode verurteilt haben. Feldmann sagt, der hat da drei Wochen in seiner Zelle gesessen und jede Nacht gewartet, daß sie ihn abservieren kommen. Wenn man sich das vorstellt – . Dann haben sie ihn schließlich doch begnadigt, wegen seiner Jugend. Paar Jahre abzusitzen gehabt. Dann hat ers aber doch nicht aushalten können, wieder ausgebrochen, die dollsten Sachen gemacht – . Na, und wie sie ihn dann wieder geschnappt haben, da hat er Lebenslänglich gekriegt. Wie eine Eins. Durch die Revolution soll er dann rausgekommen sein. Und dann durch die Kommunisten wieder rein. Na, ich sage dir – !” Eine Weile schweigt er, nachdenklich. Dann fängt er wieder an: “Tja, ein Mann, der alles sowas hinter sich hat, der hat einfach kein Alter. Das Liebesgeseufze wird ihm dabei wohl auch so sachte abhandengekommen sein. Und ich kann ihn mir verdammt nicht mit einer Frau vorstellen, so wie er jetzt ist, bei all meiner blühenden Fantasie. Du etwa – ? Und für eine Frau – man kann doch nicht mit einem Heldenepos ins Bett gehen!”

Sie lacht, kurz. “Ja, er ist überlebensgroß,” sagt sie dann ernst.

Heute morgen hat sie Redy die Arme um den Hals gelegt, mit ihrer merkwürdigen neuen Schüchternheit, die sie noch viel begehrenswerter macht: “Liebster, verzeih mir, ich will ja nicht häßlich sein zu dir, aber du mußt Geduld mit mir haben. Du hast keine Ahnung, wie müde und kaputt ich noch bin. Schließlich, in noch nicht drei Jahren diese zwei Entbindungen und der Abort, und darauf dieser Fußboden . . . ”

⁶⁵Sascha ist 1890 geboren, Hanka 1900.

Er war ganz vernichtet. Das ist er gar nicht gewöhnt, daß sie über ihren Gesundheitszustand klagt. Es muß wirklich schon sehr schlimm sein. Und er schwor sich und ihr – . Heute abend braucht sie wirklich nicht viel zu sagen, als sie sich neben ihm auf der Zeltbahn ausstreckt und auf den unebenen Dielen die beste Lage für ihr lahmes Kreuz sucht.

Sie rechnet angestrengt: 1905 bis 1907 – da war ich sieben Jahre alt und er siebzehn. Jetzt bin ich 25 und er 35. Das ist aber doch genau richtig! – Ihre Sorgen möchte ich haben, gnä' Frau. Und wenn es sich herausstellte, daß er 50 ist, würdest du dann weniger nach ihm verlangen? Er ist doch, so wie er ist, der Mann, der dich in die Hand nehmen kann wie eine weiche Krume Brot und mit dir machen, was er will.

Heimlich atmet sie noch lange von ihrem Handrücken Saschas Kuß ein, wie ein Pensionatsmädchen.

Am nächsten Tag kommt Sascha beträchtlich früher, schon am hellerlichten Nachmittag. Er kommt direkt von der Straße mit seiner Fotokanone. Und erst jetzt, da er so mit einer Hand den langstieligen Apparat durch den menschenvollen Raum bugsiiert, um ihn im Nebenzimmer in Sicherheit zu bringen, sieht sie, daß ihm der linke Arm fehlt. Beobachterin! Offenbar hat er die Gewohnheit, die Jacke nur über die Schultern zu hängen, aber die hatte er nicht immer an. Aber er hat seinen Körper so schön und sicher ausbalanciert, daß da nichts zu fehlen scheint, nur das Statuenhafte seiner Gestalt wird noch geschlossener dadurch.

Aber was er heut anhat – nein, das müßte verboten werden, das ist einfach unlauterer Wettbewerb. Ein Russenhemd aus schwarzer Seide. Im Grunde die einzige Kleidung, die zu ihm paßt. Soso – also für die Arbeit ist ihm das nicht zu schade, und zu mir kam er so lächerlich schäbig! Verdrehter Kerl.

Er bleibt einen Augenblick neben ihrem Liegestuhl stehen, mit demselben Lächeln wie gestern abend, als er auf sie zuing: "Lott, willst du mir helfen, mir die Hände waschen?"

"Der Aufschneider!" lacht Hannes gemütlich. "Hat bloß eine und sagt immer: meine Hände!"

Saschas Lächeln wird rührend verlegen: "Ja, das ist, daß ich kenne eure Sprache doch noch nicht, wie es muß sein. Ich habe immer gehört 'die Hände waschen', und so habe ich mich gewöhnt zu sagen."

Sie schweigen beide, während sie im Nebenzimmer seine Hand seift und spült und von neuem seift und frottiert. (Mit einem kurzen Fußstoß hat er die leichte Tür hinter ihnen zugeklinkt.) Man sieht, daß er niemanden hat, der ihm das tut; von dem Entwickler sind die Finger und vor allem die Nägel arg mitgenommen. Es tut fast weh, sie zu sehen.

Seine Hand ist überraschend klein, aber breit und kräftig, und gibt unter Lotts emsigen Fingern einen merkwürdigen Eindruck von Gelassenheit. Sie scheint das einzig Ruhige zu sein in diesem Raum, in dem die Luft von einem heimlichen Fieber zu vibrieren scheint. Lott steht eng neben Sascha und hat seinen strängig muskulösen Arm in dem aufgekrempeelten Ärmel zwischen ihre beiden nackten Arme genommen, mit dem Bewußtsein eines unerhört und herrlich schamlosen Wagnisses. Und jede leiseste Berührung macht das bebende, abwartende Sichsammeln, das in dem Schweigen der beiden Menschen ist, tiefer ausschwingen.

Dann läßt Sascha sich von Lott nach und nach Wasser auf die Hand gießen, um sich das Gesicht zu waschen. "Bei uns in Rußland wascht man sich immer so," erklärt er. "Das ist doch häßlich, sein Gesicht zu spülen in seinem eigenen Schmutz, den man sich eben

abgewaschen hat in die Schüssel hinein.”

Wie ein prustender Faun sieht er aus, mit seinem gesenkten Kopf, als sie ihm das Handtuch reicht. Ohne Brille, das triefende Gesicht leicht gerötet, und die Tropfen, die er von seinen Lidern plinkert.

Verzögernd streifen ihre schlanken Finger das Hemd wieder über seinen Arm und knöpfen langsam die Manschette zu, während er ihr abwartend zusieht. Und unter seinen gesenkten Lidern spürt sie es aufkochen –

Jäh schlägt er den Arm um sie, sie fühlt ihren Blick vergehen, und sein Kuß reißt sie auf wie eine mächtige Pflugschar die Erdscholle. Gefügig gibt ihr Leib sich in seinen Arm, der ihn herrisch gegen den seinen biegt, ihre Schulter schmerzt betäubend unter seinem pressenden Armstumpf, und tiefer und tiefer fühlt sie sich von seinen Küssen aufgerissen, willenlos, den Samen erwartend.

Wie kann man sich wieder voneinander lösen, ohne sich ganz gestillt zu haben! Sie taumeln fast. Aber sie gehen wieder zu den andern hinüber. Und dann gehen sie mit Redy und Hannes fort. Undeutlich kriegt Lott mit, daß sie zu Gerd gehen, der seit einiger Zeit bei Mina und Chaja wohnt, in einem möblierten Zimmer.

Redy hatte wohl sein Ideechen dabei, als er Lott ausführlich von Gerds zahlreichen Frauengeschichten erzählte, gleich die ersten Tage. Oh, bloß die letzten Neuigkeiten; wem das nicht genügt –

“Also, wenn man da durchkommen wollte, da müßte man überhaupt eine verdammt komplizierte Buchhaltung führen. Jedenfalls, mit Anne ist er verheiratet, und sie haben zwei Jungens. Sie hat sich jahrelang abgeschunden für ihn, Büros gereinigt, Schulen – . Inzwischen hat er den Übermenschen markiert. Weißt du, dafür hätt ich ja direkt ’n falschen Sechser gegeben, das noch zu sehen: jahrelang soll er à la Heiliger rumgelaufen sein, die Haare bis hier, und den Bart bis da. Ooch ’n Geschmack, für ’ne Frau. Na, aber sowas solls ja geben in unsers Herrgotts Tiergarten. Aber schließlich hat sie ihm doch erklärt, sie spielt nicht mehr mit. Mal wärmt er sich hier, mal wärmt er sich da, und dann mal wieder am heimischen Herd. Den letzten Schubs hat ihr die Sache mit den beiden Schwestern gegeben. Die notabene auch schon eher älteren Datums ist, die Geschichte nämlich. Na, einmal ist ihr dann doch wohl der kalte Kaffee hochgekommen und hat sich in das berüchtigte Drachengift verwandelt. Billig ist er nicht weggekommen, sie hat ihm eine himmelhohe Szene veranstaltet, mit Tränen und was dazugehört. Und dann ist sie leise weinend abgehauen. Nu – jetzt ist freie Bahn dem Tüchtigen. Und es herrscht Eintracht, Glück und Segen unter den dreien. Die öffentliche Meinung wirft Anne Spießigkeit vor, aber mein liebes Gottchen, so ’ne erweiterte Familie ist eben nicht jedermanns Geschmack. Übrigens sieht es ganz so aus, als wenn die teure Mina für ihn und für ihre Schwester das tägliche Futter ranschafft; sie ist Modistin, und sie soll sehr geschickt darin sein. Während man den beiden keine bestimmte Beschäftigung nachsagen kann.”

Lott unterbrach ihn: “Und seine Broschüren – ?”

“Nu, seine Broschüren! Hast du schon mal jemand gesehen, der von Broschüren lebt?”

“Na, Hannes zum Beispiel. Und du hast mir gesagt, er gibt Gerd die Hälfte von seinen Einnahmen.”

“Das ist es ja!” entrüstet sich Redy. “Entweder ist man Anarchist oder man ist es nicht.”

Verblüfft und ironisch sieht sie ihn an, und er macht, besänftigt: “Ich hab schließlich nie behauptet, daß ich – . Aber er hat sich doch so damit! Na, und was die neuartige

Trinität anbelangt, das kannst du dann ja bald selbst sehen.”

Ja, jetzt sieht Lott. Man braucht wirklich nicht lange die drei Menschen zu beobachten, um eindeutig zu wissen: keine Rede von Trinität. Was die Leute schwatzen! Es ist ganz offensichtlich, daß Gerd und Mina ein Paar sind und daß Chaja ganz außerhalb steht. Arme Kleine. Spaß muß es nicht machen, Nacht für Nacht in demselben Raum mit den zweien.

Dabei ist Chaja entschieden die apartere Erscheinung, mit ihrer verschlossenen Herbeheit. Die ältere Schwester ist hübscher, aber von ihrer offenbaren Energie abgesehen, ist sie nichts als eine zierliche blonde Jüdin mit zu üppigem Busen und einer scharfen Stimme, und auch ihre Züge fangen schon an, scharf zu werden. Dieser knisternde Brand von rotgoldenem Haar allerdings ist bezaubernd, bei beiden.

Tja, mein Lieber, wenn du was mit mir hättest anfangen wollen, hättest du natürlich das und alles andere – hopp!

Und dann faltet Lott sich wieder in sich selbst hinein, wo Saschas Kuß noch in ihrer dunklen Tiefe zuckt.

Sascha hat unterwegs eine Flasche Kognak gekauft, und ehe die kleine Chaja alle Gläser und Tassen ihres bescheidenen Haushalts zusammengetragen hat, ergreift er die Flasche: “Daß du bist gekommen, Lott!” Setzt die Flasche an den Mund, wirft den Kopf zurück und trinkt ein paar schreckliche Züge. Mit strahlendem Gesicht läßt er endlich ab, unter dem lärmenden, lachenden Protest der andern. “Ja, so macht man bei uns in Rußland,” sagt er harmlos.

“Oh, Sascha!” prahlt Hannes. “Das ist ja unvorstellbar, was er verträgt. Seine Trinkfestigkeit war direkt sprichwörtlich bei den Unsern in Rußland. Der hat so ’ne Amphore am Faß gefüllt” – er deutet mit den Händen ein unheimliches Maß an – “und hat sie vor den Hals genommen. Und dann ist er gegangen, als wenn er aus dem Bad kommt, und hat eine Expropriation gemacht, oder eine Abteilung Weiße hoppgehen machen, oder in einem Meeting gesprochen, daß der ganze Saal auseinanderplatzte vor Begeisterung.”

“Nun, ganz so groß war die Amphore nun nicht.” Sascha ist unzufrieden. “Und du sprichst, als wären wir immer rumgegangen besoffen. Und als hätten wir immer gehabt Amphoren, an Fässer zu füllen. Das war aber nur eine Zeit, wenn wir waren in der Datscha Durnowo.” Er lacht, zornig. “Aber auch dann hatten wir nicht oft Zeit gehabt, mit Amphoren zu spielen. Wer hat dir denn erzählt so etwas? Du warst doch nicht da.”

Hannes, ganz kleinlaut: “Oh, von Sascha erzählt mehr als einer.”

Saschas Gesicht wird kantig. “Sollen sie erzählen, wie es gewesen. Sollen sie sich hüten! Ich liebe nicht Menschen, die Worte rumschmeißen wie Kiesel.”

Chaja hält ihm ein gefülltes Glas hin. Er nimmt es, plötzlich verwandelt, und schwingt es hoch: “Ech, Ljubimotschka!” ⁽⁶⁶⁾

Die zwei Russinnen blicken ihn entgeistert an.

“Nu – das ist übersetzt Lott in Russisch. Lott, Lotta – Ljuba, Ljubotschka, und vieles andere noch.”

Chaja waltet schon wieder ihrer Hausfrauenpflichten, Mina blickt mit einem feinen Lächeln auf ihre dünnen Finger; Hannes zwirbelt seinen Schnauzbart.

“Ja, Lott, wir haben noch nicht getrunken, daß du bist gekommen. Den einen Abend, aber das war nichts und ein Elend. Da warst du auch zu müde noch. Darum habe ich jetzt diese Flasche gebracht. Daß wir trinken auf die Freude, daß du, Ljuba, bist gekommen!”

⁶⁶Ljuba = Liebe, auch als russischer Frauenname; Ljubimotschka, Ljubimaja = Geliebteste. [Fußnote der Autorin, darin “auch als” gestrichen.]

“Ja, für uns hast du ja nichts übriggelassen,” grummelt Gerd. Er scheint die Hoffnung noch nicht aufgegeben zu haben. Wahrscheinlich legt er es falsch aus, daß er sie heut stiller und ernster als vorher sieht. “Lott!” ruft er, während sie anstoßen. “Redy hat erzählt, du rezitierst so fabelhaft. Laß uns mal was hören!”

Eine wunderbare Idee. Das ist das einzige jetzt... Und sie spricht, was ihr in den Kopf kommt, auch ihr “Großstadtnächtliches”. Beglückt spürt sie, daß ihre Stimme noch ebenso reich und voll ist und daß sie ihr noch ebenso gehorcht wie ehemals.

Sascha liegt neben ihr quer über dem Diwan, den Kopf steil gegen die Wand. Wenn sie geendet hat und sich zurücklehnt, entspannt, sagt er, nur für sie hörbar, in den Applaus der andern hinein: “Königin! Poetessa! Poetessa bist du! Du bist eine Königin!” Und aus seinem bleichen Gesicht flammen seine Augen in schwarzem Feuer in die ihren.

Ganz leise regt sich in ihr Spott: daß auch Anarchisten nichts Höheres wissen als “Königin”. Aber berauschend ist es, wie er es sagt.

Und dann, als der Liter Kognak ausgetrunken ist, tanzt Sascha. Er tanzt den Hopak. In seinem schwarzen Seidenhemd wirbelt und springt und stampft er in dem engen Raum vor dem Diwan, und seine gellen Schreie feuern das Singen und Händeklatschen der andern zu rascherem Takt.

Lott sitzt vorgebeugt, mit einem gläsernen Lächeln. Die Handflächen beginnen zu brennen von dem harten Klatschen, dem das Herz ein Echo gibt, ihr Atem beschleunigt sich im Rhythmus von Saschas immer schnelleren Bewegungen, sie lassen die Augen nicht voneinander, und je bleicher Sascha wird, umso tiefer brennen ihre Wangen – als ströme das Blut, das sein Gesicht verläßt, in das ihre hinüber. Und sie sind geheimnisvoll allein, in seinem Werben und ihrem Verhalten, mitten in dem engen Kreis der begeistert singenden, klatschenden, trampelnden Freunde.

Es ist spät, als sie zur Köllnischen Straße zurückkehren. Redy ist unbegreiflich: da vorn geht er seelenvergnügt zwischen Hannes und Gerd, völlig beruhigt, den gefürchteten Nebenbuhler nicht neben seiner Frau zu wissen. Und zehn Schritte hinter den dreien preßt Sascha sie so hart an sich, daß sie die Geschmeidigkeit ihres Körpers nicht begreift: daß er nicht einfach in der Mitte durchbricht unter diesem rücksichtslos pressenden Arm.

“Oh Lott, Königin meine! Weißt du, daß ich habe keine Frau gehabt schon zwei Jahre? Auf dich habe ich gewartet. Und ich habe gefürchtet schon, daß ich bin impotent. Wahrhaftig! Aber jetzt habe ich dich gesehen, und ich weiß – ! Und du wirst sein meine Königin und meine Herrin!

Er ist ein bißchen betrunken, aber so hinreißend schön! Er flammt wie eine Fackel ohne Rauch.

Sie lächelt ein wenig: deine Herrin – so siehst du nicht aus, Herre.

Sie gehen über die Fischerbrücke. “Willst du?” Seine Augen sind verrückt vor Begeisterung. “Sag ein Wort, Königin meine, und ich werf mich über die Brücke. Und mit Glück und Freude!”

In kaltem Schrecken umschlingt sie ihn. Sie weiß: er ist kein Fasler. Wenn es ihm in den Kopf kommt, springt er, in seinem Rausch und seiner beinah kindlichen Ganzheit. Und ebensowenig wie alles andere bedenkt er, daß dies eine Frau völlig taumelig machen muß.

Über sich selbst wundert Lott sich: immer war ihre Liebe in ihrem Anfang ungestüm, drängend, aktiv. Oh, in ihr drängt es ungestüm genug zu ihm hin; aber das ist immer mehr eingeschlossen in eine herbe Schale fast der Abwehr. Das Weibchen, das sich angstvoll

abwartend in sich zurückschränkt vor dem verzückten Balzen des Hahns.

Du bist zu den Uranfängen des sich paarenden Lebens zurückgekehrt, denkt sie mit staunendem Lächeln, während sie neben dem schlafenden Redy liegt. Sie fühlt ihre Brüste schmerzen vor Verlangen. Sie nimmt sie in ihre Hände. Wie Dr. Elsenstedt sie angekuckt hat, als sie ernsthaft bekümmert klagte, daß sie nicht mehr die Härte ihrer zwanzig Jahre haben! "Sie haben wunderschöne Brüste, Mädchen werden Sie darum beneiden!" Und sie, die Frauenärztin, muß es ja wissen.

Sie streckt sich steil, bis zur Steifheit auf dem Boden und dreht die Hände um ihre Brüste, bis sie fast schreien muß. Oh dies berauschende Glück: schön sein für den Geliebten!

Sascha ist die ganze Nacht durch die Straßen gestürmt, nur die Jacke über die Schultern gehängt; völlig die Beute, der stolze, selbstbewußte Mann, aller Ängste des Liebenden: ich bin dieses Glückes nicht wert, wie kann ich die Augen zu ihr aufheben, und ich bin ein Krüppel und ein alter Mann für sie.

In der Köllnischen Straße hören sie am nächsten Tag, daß Sascha krank ist, etwas erkältet. "Ja, er erkältet sich leicht," meint Hannes bekümmert. "Und er sieht sich niemals vor."

Man kann ihn nicht alleinlassen, muß nach ihm sehen.

In dem unfreundlichen möblierten Zimmer liegt er auf einem schmalen Diwan sauber gebettet. Er hat schon mehrfach Besuch gehabt heute, man hat schon alles für ihn getan, was zu tun war. Als Krankenpfleger kommen die drei ein bißchen spät.

Aber bei Lotts Eintritt haben seine Augen, sein ganzes Gesicht sich verändert. Und sie sitzt auf seinem Bettrand, seine Hand in den ihren, und fühlt, wie sein Pulsschlag bis in ihr Herz hinunterpocht und der ihre zu ihm hinüberzuckt.

Oh nein, er ist nicht krank, morgen wird er schon wieder aufstehen. "Daß du bist zu mir gekommen, Lott, das hat mir meine Gesundheit wiedergegeben!" Er leuchtet. Sein Gesicht ist von feinerer, weicherer Blässe als sonst.

Redy legt den Arm um ihre Schulter: "Ich hab dir ja gesagt: diese Frau ist eine verdammte Hexe! Sie macht mit unsereins, was sie will!"

Ihr Herz krampft sich zusammen um Redy und um seine gutgläubige Blindheit. Es ist fast, als wenn man ein Kind betröge.

Da klopft es, und ein schlankes, zierliches junges Mädchen kommt mit raschen Schritten herein und geradewegs auf Sascha zu.

"Ite!" ruft Sascha erstaunt aus und setzt sich auf. Unwillkürlich steht Lott auf, um ihr Platz zu machen.

"Sascha!" Und das Mädchen beugt sich nieder und küßt ihn herzhaft auf den Mund. Dabei fallen die schweren schwarzen Haarsträhnen, die ihr frei bis auf die Schultern hängen, vor ihr Gesicht und auf seine Wange.

Dann richtet sie sich auf und schüttelt die Haare zurück. Und steht da rank und frei und stolz. Und schön – !

Lott zieht sich ganz in den Hintergrund zurück. Sie kann die Augen nicht von Ite abwenden. Oh, so schön sein! Adlerstolz. Wie mit dem Messer geschnitten das Gesicht: die kühne, schmale, scharf vorspringende Nase, der kühne, bis zur Grausamkeit stolze schmale Mund. Und über den großen schwarzen Feueraugen der Schwung der glänzenden dichten Brauen, die über der Nase zusammentreffen. Die runde Stirn, der schöne Haaransatz, von dem sich die starke Mähne hochbäumt, die glatt und wie knisternd auf die Schultern fällt.

Aus. Lott, es ist aus. Sie fühlt ihr Gesicht und ihre Haltung mies und häßlich und ohne alles – . Und es ist nicht nur diese sichtbare, unwiderstehliche Schönheit : dies Mädchen, wie es da so steht in seiner winzigen und harten Schlankheit, wie ein vibrierender Stahl – es ist aus einem Guß. Es ist nicht möglich, daß Sascha sie nicht lieben *muß*, so wie er ist. Lott kennt zu gut all ihre eigenen Vielfältigkeiten und krausen Verschlungenheiten, ihre Verheddertheit, ihre Bedingtheiten – und das spürt man doch. Das konnte Sascha anziehen, solange keine Ite da war.

Oh, daß die Wahl schon geschehen ist ! Oh, daß ich mich nicht zurücknehmen kann !

Und dies ist anders als der brausende Taumel einer Nacht, aus dem ihr Wille dann eine zärtliche Verliebtheit erwachsen ließ; anders als die unbeschwerte, unbedenkliche, sehr reizvolle Abart der Liebe, die sie mit Richard kannte. Dies ist Leben oder Tod.

Ach, Lott hat schon so viel geliebt. Sie weiß : fast jedesmal ist es Leben oder Tod. Und jedesmal ist es immer wieder von neuem ernst und wahr. Dies aber ist das überlebensgroße Abenteuer, in das sie sich ganz hineingeworfen hat, und jetzt wirft es sie zurück; und ob sie mit heilen Knochen herauskommen wird . . .

Ite kommt geradewegs von Warschau, und sie will nach Paris mit ihrem Freund.

Ja, richtig, da ist doch so ein junger Mann mit ihr ins Zimmer gekommen. Da sitzt er, ein hübscher dunkelhaariger Junge, ein bißchen dicklich für seine Jugend, und weich. Armer – er hat sicher keine guten Tage mit seiner alttestamentarischen Königstochter. Sie dürfte wirklich ein bißchen taktvoller sein : sie kommandiert ihn rücksichtslos und fast mit Mißachtung, und man sieht, wie es ihn peinigt. Auch auf seinem Gesicht erkennt man einen feinen Stolz, aber überschwemmt von Weichheit und hilfloser Liebe.

Ite ist die Schwester Lias von Warschau, mit der Sascha in Paris gelebt hat, zwei Jahre lang. Vorher hat Lia ihm illegal über die russisch-polnische Grenze geholfen, als er bei den Bolschewiken unter dem Todesurteil stand; und Ite, damals sechzehn Jahre alt, hat ihn nach Danzig begleitet. – Und jetzt will die kleine Schwester wieder die große ablösen, denkt Lott und muß beinahe lächeln.

Sascha spricht mit den beiden Russisch. Er entschuldigt sich : morgen fahren sie schon wieder weiter, und sie haben sich so lange nicht gesehen. Sein Gesicht ist weich und froh, und er scheint gar nicht zu bemerken, wie Lott sich zurückhält.

Sie sitzt vor dem Schreibtisch – da kann Sascha sie nicht sehen – und starrt aus dem Fenster auf den breiten graugepflasterten Hof hinaus. Er wohnt parterre. Am liebsten würde sie leise das Fenster öffnen und da hinausspazieren. Sie will ihn nicht an sich erinnern.

In dieser Nacht ist Redy überschwenglich glücklich. Hab ich inzwischen alles vergessen, oder ist die Hexe Lott wirklich eine Doppelhexe geworden durch die Trennung, fragt er sich mit klingendem Kopf.

Aber er hat ja gesehen, wie sie schöner geworden ist von Tag zu Tag ! Unheimlich ist ihr Strahlen beinah. Das hat ihr nur gefehlt : eine gute Trennung, und dann das Wiederfinden. Den Gerd sieht sie überhaupt nicht an. Es ist kaum zu glauben : vier Tage ist sie erst hier, und wie verwandelt ist ihr Gesicht ! Unwiderstehlich sieghaft (na, das glaub ich, bei all den Huldigungen, die sie lässig empfängt auf ihrem roten Thron); und dabei alle Härte weggeschmolzen in Hingegebenheit. Der Mund sehnsüchtig, daß du verrückt wirst, und die Augen : du schämst dich beinah hineinzusehen, so nackt flammen sie in ihrer

grauschattigen Bläue.

Rolland "zettelt" auf dem Tisch, am Fenster sitzt Kerlchen mit einem andern und erklärt ihm die Körperpflege nach Mazdaznan.

Lott liegt auf ihrem Thron, die langen Beine gekreuzt. Nein, sie bereut nicht diese Nacht. Nein, sie bereut sie nicht. Jetzt wird es vielleicht schon mit Ite geschehen sein. Die zwei sind nicht Menschen langer Präliminarien. Und vielleicht lieben sie sich schon seit langer Zeit. Ihr sah man es ganz eindeutig an, und er ist schließlich ein Mann, der seine Gefühle nicht auf einem Aushängeschild vor sich herträgt.

Oh, sie möchte, daß Gerd kommt. Wenn sie ihn sieht, wenn sie sein Werben spürt – vielleicht wird es ihr dann gelingen, die Wurzeln, die sie schon zu tief in Sascha hineingesenkt hat, herauszureißen, ohne daß sie sich zu schrecklich wundreißt.

Redy, verzeih mir: ich kann nicht anders. Es war ein Verbrechen, dir zu schreiben, wie ich dir schrieb; aber ich wußte es nicht.

Sie streckt die Hand aus: "Kerlchen, gibst du mir eine Zigarette?"

Beflissen springt er auf. Und während er, neben dem niedrigen Liegestuhl knieend, ihr das brennende Streichholz hält, sieht sie in sein aufmerksames, zierlich geschnittenes Gesicht, das immer ein Lächeln für sie bereit hat. Ein richtiger Page, mit seinen leichten, weichen Bewegungen. Ach, aber sie braucht keine knieenden Pagen jetzt.

Lott, ich glaube, du hast Lust, selbst einmal zu knien...

Nein. Schluß. An andres denken. Sie sieht zu Trudel hinüber, die inzwischen gekommen ist und rasch, geschickt und lautlos herumhantiert und wie jeden Morgen, seit Lott hier ist, die Zimmer in Ordnung bringt. Lott hat ohne viel Nachdruck gesagt: eigentlich sei sie doch die Frau in diesem Hause. Aber genaugenommen sieht sie es auch nicht ein, für ein Lager auf dem Boden zwei Räume in Ordnung zu halten und den Schmutz von einem Dutzend und mehr täglicher Besucher zu beseitigen. Sie hat zweihundert Zigaretten mitgebracht und jetzt schon die zweite Schachtel auf den Tisch des Hauses gestellt; die hat sie billig durch Karl Ross bekommen, Schmuggelware. Das scheint ihr genügend, für den Moment, als Beitrag zur "Gemeinschaft". Und Redy hatte sich nicht getäuscht: Schwiegermutter hatte wirklich allerhand nettes Nahrhaftes eingepackt, und daß es in zwei Tagen alle sein würde, war von der armen guten Mutter keineswegs vorausgesehen. Jetzt muß man aber ernsthaft sehen, auf die Beine zu kommen. Wir können nicht anfangen, zu zweit von Hannes zu "ziehen". Heute hat sie Redy erstmal mit einer kleinen Erzählung zu Mosse geschickt, die sie noch die letzten Tage zu Haus geschrieben hat, und hat ihm auch gleich ihren neuen Mantel in den Arm gedrückt, damit er ihn zum Leihhaus bringt. Davon kann dann auch gleich das Kostgeld für ihre kleine Frigga abgeschickt werden, dann sind sie für eine Woche ruhig.

"Gehst du zu Oma, Sonnabend?" fragt Trudel.

"Wie – ? Ach so, ja – . Vielleicht, ich weiß noch nicht. Ist es nett bei ihr?"

"Oh, sehr. Sie hat eine schöne Wohnung, drei Zimmer und Küche, und gut eingerichtet. Und sie macht alles immer sehr hübsch, wenn sie einladet. Immer eine Menge feine kleine Kuchen zum Tee."

Eine schöne Wohnung... Undeutlich stellt Lott sich tiefe, weiche Sessel vor, eine Atmosphäre von Gepflegtheit, die sich schon zu riechen glaubt... Und mit einemmal tun ihr die Knochen ganz infam weh von dem schiefen Liegestuhl und von den paar Nächten auf dem Boden, und die Augen von der nackten Armseligkeit und Häßlichkeit dieser Bude. Sie muß doch recht herunter sein.

Ein komischer Kerl ist die Oma: ein zierliches, schon ein bißchen buckliges Frauchen an die Sechziger, mit Augen wie glühende Kohlen und einem genüßlichen Mund in dem feinen gefältelten Gesicht, unter einer dicken, glänzenden Kappe krauser Silberhaare. Sie muß schön gewesen sein. Man merkt ihr an, daß sie ihr ganzes Leben in geordneten Verhältnissen und unantastbarer Tugend verbracht hat, und das war wohl das Verderben für das heißblütige Geschöpf. Mit 32 Jahren Witwe, gelebt wie eine Nonne, für ihre Mutter gearbeitet, ein bißchen gemalt – und auf ihre alten Tage fällt sie in diese Kreise hinein. Oh, nur auf Besuch, und ohne zu fallen, natürlich. Aber es passiert ihr doch manchmal, daß sie ihren Schlüssel vergessen hat. Bei Hannes kann sie immer damit ankommen, und die beiden bewahren einander eine hübsche Sympathie für das, was diese Schwächeanfälle des Gedächtnisses ihnen einbringen.

Diese so lebendige alte Frau ist interessant. Da wäre vielleicht festzustellen, bis zu welchem Alter die Libido...

An der Art, wie von draußen der Türdrücker angefaßt wird, erkennt Lott, daß es Sascha ist. In einem Augenblick ist sie wie galvanisiert.

“Ah, da sitzt sie auf ihrem Thron!” ruft Sascha aus. Sie runzelt leicht die Stirn; man kann nichts an seinem Gesicht erkennen. Wie dieser Mann sich verschließen kann! Und dabei denkt man immer, er trüge sein Herz auf der Hand. Er braucht auch bei ihr nichts sehen.

“Siehst du, ich hab dir ja gesagt, Redy ist allein gegangen,” meint Hannes, der hinter ihm hereinkommt.

Sascha läßt sich neben ihrem Liegestuhl in Türkenstellung nieder; bei seinem schlanken Körper ist die Bewegung schöner als bei dem schweren Gerd. Er trägt ein Paketchen unter dem Arm. Fragend sieht er sie an: “Nun möchte ich wissen, Lott, ob du willst mir wohl einen großen Gefallen tun.”

Sie muß lächeln. “Wenn ich es kann?”

“Siehst du – . Du hast ja gesehen gestern, die Ite, die gekommen ist. Nun, ich habe ihr gesagt, daß ich habe mich erkältet wegen mein Rumlaufen bei Nacht ohne angezogen. Und da hat sie mich geschimpft – ”

“Und hat recht gehabt!” bestätigt Lott tapfer.

“Ja, aber sie hat besser gemacht. Sie hat mir genäht ein Unterhosen. Eigentlich, sagt sie, war sie für Samuel bestimmt, ihren Freund. Aber er wird schon kriegen. Nun hat sie aber bloß nicht Zeit gehabt, die Knöpfe anzunähen.” Bittend: “Könntest du wohl eine so gute Frau sein, Lott, und die Knöpfe mir annähen?”

Aber sie schiebt die verdammte Unterhose in seine Hand zurück. “Nein,” sagt sie kalt und mit all ihrem Hochmut, “das kann ich nicht.” Und fast feindlich, während sie kaum die Zähne auseinanderbringt: “Ich nähe nicht die Knöpfe an Unterhosen, die andere Frauen genäht haben.” Sie sieht ihn an mit Augen wie Eis. Und brüsk steht sie auf. Ja, und da steht sie nun. Wozu ist sie aufgestanden? Er wird sich einbilden, daß sie wunder wie aufgeregt ist wegen dieser Ite. Und daß er – daß sie – . Hilflos sieht sie sich um. Ach ja, die Gitarre.

Sie hat nicht das heimliche Lächeln auf Saschas Zügen gesehen, aber Hannes’ Gesicht, das wie ein Pfannkuchen aufgeht, fällt in ihren Blick. “Siehst du,” schmunzelt er. “Ich hab dir ja gesagt, mit Lott...”

Gibt er ihr nun recht, oder was? Aber was interessiert sie –

Da sagt Sascha, den Kopf nachdenklich gesenkt: “Aber vielleicht wirst du mir helfen meine Hand waschen?”

Sie sieht auf seine Hand, die auf seinem Knie ruht : sie ist ganz sauber. Und schon ist ihr, als packe diese Hand sie fest.

“Oh gewiß,” sagt sie gefügig. Und zittert auf.

Daß ein Kuß von wilderer Süße sein kann als der, den sie noch in ihrem Blut trägt ! Es ist wohl, weil die Angst des Verlierens ihre Liebe gereift hat. Wie eine gewaltige Grundwoge reißt es sich aus ihrer dunklen Tiefe und schleudert sich Sascha zu. Nie wird diese schweigende, zornig verzückte Umklammerung enden.

Nur ihren Mund gibt er einen Augenblick frei und sieht auf sie herab, die in seinem Arm liegt. (Sie ist genauso groß wie er, aber es ist immer, als wenn er auf sie herabsähe.) “Willst du meine sein, du ?”

Sie hat nicht die Zeit zu antworten, durstig wirft sie sich wieder in seinen Mund und nickt, verloren.

Aber nun läßt er sie los, ganz beherrscht. “Nein, jetzt müssen wir sprechen.” Ein strenger, fast harter Ernst ist in seinem weißen Gesicht. “Es gibt nur eins. Ich will dich ganz. Du weißt : ich teile nicht.”

Das macht sie wach. “Ich auch nicht !” jammert sie leise auf.

“Du ?” fragt er erstaunt. “Ich habe nicht mit wem zu teilen !”

“Und – Ite ?”

“Ach du, Kind ! Ite ist mir nichts ! Und sie ist schon fort.”

Sie stöhnt auf, beseligt. Und die ganze Orgel ihres Blutes ist entfesselt.

Einmal finden sie wieder Atem für ein Wort. “Du mußt mit Redy auseinandergehen. Und du wirst mit mir kommen.”

“Ja !” Es ist ein Schrei. “Jetzt ! Sofort !”

Aber noch können sie sich nicht voneinander lösen. “Komm –”, aber das heißt, meinen Mund aus dem deinen nehmen, der ihn verzehrt zu meiner Lust, diese Umarmung, die schon fast Erfüllung ist, zerreißen.

Und plötzlich – während sie sich in seinem Arm zur Tür wendet, besinnungslos schwingend wie ein rubinroter Kristallkelch von dem Rausch, der durch alle Zellen ihres Körpers schäumt – breitet sich in ihr für einen unvergeßlichen Moment eine klare und helle Stille :

Jetzt werde ich große Sachen schreiben. Die kleinen Geschichtchen, die sentimental und frivolen Gedichtchen – vorbei. Jetzt wird das ernsthafte Schaffen beginnen.

Sie stürmen über die Straßen, sie sehen keinen Menschen und sehen nicht, wie die Leute ihnen nachkucken. Sie rennen wie blind, eng ineinandergepreßt, vorgebeugt, leuchtende Fanale verrückter Entflammtheit, atemlos, ohne ein Wort. Sie denken nicht daran, daß es eine Straßenbahn gibt, und nicht, daß Sascha vielleicht Geld genug hat für eine Taxe. Die Grundwoge, die sich aus ihren Tiefen losgerissen hat, treibt sie mit ihren mächtigen Herzschrägen dahin.

Als er aufbrüllt im unerträglichen Schmerz der Verzückung und fast schluchzend seine Zähne in ihre Schulter gräbt, weiß sie, in einem erschütterten Echo, daß sie sich diesem Mann für ihr Leben gegeben hat.

Kapitel 5

Sie sind gerade einmal aufgetaucht, als Hannes sich am späten Abend linkisch durch die Tür schiebt.

Nachlässig zieht Lotte die Decke ein wenig über ihre Brüste. Sascha, der Wilde, wird nicht wollen . . . Aber heiter, frei, triumphierend sieht sie Hannes entgegen, auf die Schulter des Geliebten gebettet, die feinen Finger in dem dichten dunkellockigen Vlies auf seiner Brust.

Sascha ist bei Hannes' Anblick sofort ernst geworden.

“Jetzt wird es heißen bezahlen,” sagt er bestimmt. “Meine Geliebte, du wirst es Redy sagen noch heute?”

“Wenn du willst . . . Aber es hat doch Zeit bis morgen. Laß uns so bleiben!” Bittend schmiegt sie sich enger an ihn.

“Seid man nicht böse, daß ich . . . Bloß, Redy ist in einem schrecklichen Zustand. Er meint, Lott ist mit Gerd. Ich hab ihm schwören müssen, daß ich ganz bestimmt weiß, daß nicht – und daß ich ihm Lott noch heut bringen werde. Gerade daß er nicht auch mitgekommen ist. Na, ich hab mit ihm zu tun gehabt!” Seine fettigen Haare sind ganz zerraut, und sein offenes Gesicht trägt noch die Spuren von Verstörtheit.

Lott kann sich nicht enthalten, übermütig zu blinzeln: “Und woher wußtest du denn?”

Er blinzelt zurück, mit seinem breitesten Schmunzeln: “Na, das wußte ich vom ersten Tag an. Das haben wohl alle schon gemerkt, außer Redy, natürlich. Und ehrlich gesagt: ich hab euch ja vorhin wegrennen sehen wie die Wilden. Da war es keine Hexerei, zu wissen!”

Ja, außer Redy. Das wird ein bitterer Gang. Gang: wie man beim Duell sagt. Auch sie ist jetzt ernst geworden, aber sie ist kalt wie die Schneide eines Messers, wenn sie an Redy denkt.

“Du kommt mit mir, Sascha?”

“Wenn du denkst, daß es ist besser so, Geliebteste – ”

Vor einer kleinen Kneipe bleibt Sascha stehen: “Aber vorher müssen wir trinken – auf unser Glück!”

Er hebt das dicke Gläschen: “Daß wir glücklich werden, Ljubimaja!”

Sie findet ihre ganze verwegene Unbedingtheit wieder: “Solange es dauert!”

Er leuchtet auf: “Oh, ich habe nicht anders von dir erwartet. Wir werden sehen, Ljubimotschka. Und solange es dauert, sollen wir glücklich sein.”

Dies ist das verrückteste Dekor, das sie je gehabt hat, um ihr Liebesglück zu besiegeln: die halbleere Arbeiterkneipe, der runde, nicht sehr saubere Wirtshaustisch, der Groschenkognak und dieser drollige Hannes als Trauzeugen, der sie jetzt so gerührt ankuckt, als sei sie die virginalste aller Bräute.

“Nun komm, Geliebteste meine. Du wirst haben einen schweren Moment. Ich möchte können es dir abnehmen.” Wie liebevoll, beinahe angstvoll er sie ansieht!

Redy geht in der engen Bude hin und her, den Kopf auf die Brust gesenkt mit runden Schultern, fiebernd.

Als er Sascha hinter Lott eintreten sieht, wird sein Gesicht leer und fast dumm vor Verblüffung. Einen Augenblick huscht Hoffnung durch seine Augen, aber dann sieht er ihre Gesichter.

Da sitzen noch zwei – fast, als ob sie auf ein Schauspiel warteten. “Bitte, würdet ihr so gut sein und uns alleinlassen? Wir haben einiges zu besprechen,” sagt Lott mit eisiger Freundlichkeit zu ihnen hin. Sie verschwinden hastig. Hannes schlüpft lautlos ins andere Zimmer und drückt die Tür hinter sich zu.

Lott lehnt sich an das Tischchen und sieht Redy an. “Ja, Redy – du weißt es wohl schon.” Sie stockt. Dann reißt sie sich weiter. Kalt bleiben, rasch schneiden. “Es ist nichts zu machen. Redy, wir müssen uns trennen.”

“Nein!” schreit er auf, sein gehetzter Blick fliegt zu Sascha hin, der gegen das Fenster gekantet steht. “Du weißt, ich will alles...” Er steht da mit hängenden Armen, hilflos wie ein umstelltes Tier.

Der Schatten eines Lächelns gleitet über ihr Gesicht. “Ja – aber Sascha will nicht alles. Sascha will – alles.”

“Sascha! Und du – was hast du mir geschrieben? Gilt dein Wort nichts mehr?” Oh, jetzt wird er tückisch vor Hilflosigkeit.

“Redy,” sagt sie mit verzweifelter Ernst, “ich bedaure nichts mehr – von alledem, was ich dir tat – als dies Wort. Es war – ein Verbrechen. Aber ich wußte es nicht, Redy.” Jetzt fleht sie. (Nein, sie wird nicht sagen: eine Lüge; das wird er falsch verstehen. Eine Lüge, ja; aber sich selbst hat sie belogen.)

“Und wozu brauchen wir einen Zeugen bei unserer ehelichen Auseinandersetzung?” fragt er plötzlich schroff. “Du hättest mir den Anblick deines...”

Er sieht ihre aufflammenden Augen und verstummt. Seine Schultern fallen noch mehr zusammen: bis jetzt hat ihr ein solches Wort nichts ausgemacht.

“Nein, bleib! Sascha!” In ihrem Anruf ist ein so angstvolles Flehen, daß Sascha auf seinen Platz am Fenster zurückkehrt.

Da stehen die drei Menschen. Der niedere Raum ist zum Ersticken eng, und jeder fühlt sein Herz in schmerzhaften Schlägen pochen.

Lott strafft sich. “Redy, wir müssen Schluß machen,” sagt sie eindringlich. “Jetzt gibt es nichts anderes mehr.”

“Baabe – ” Er ringt die Finger, daß die Gelenke knacken. “Baabe, das hast du doch schon einmal gesagt, und dann – ” Er bettelt.

Sie lächelt traurig. “Und dann – ist dies gekommen. Glaub mir, Redy: besser hätte ich dir dies – doppelte Sterben erspart.”

Sie reden, sie reden...

Lott wird müde und ungeduldig. Er muß doch sehen, daß es da nichts zu reden gibt, daß Reden da nichts ändern kann... Aber er ist wie ein eigensinniges Kind, das jammernd

mit Händen und Füßen gegen eine verschlossene Tür haut.

Und plötzlich, als hätte man ihm die Füße abgeschlagen, stürzt er vor ihr auf den Boden, in haltlosem Weinen. "Baabe, meine Baabe..." Er schiebt sich dicht an ihre Füße und umklammert ihre Fesseln mit seinen kräftigen Händen. "Baabe, bleib bei mir, meine Baabe..." Er weint laut, röhrend.

Gott, was für ein Theater! fährt es ihr durch. Hat alles andre nichts genützt, nun versucht er das. Schon vor Sascha hätte er nicht... Aber gleich schämt sie sich ihrer Kältherzigkeit. Und seine Demütigung ist so peinigend, wie er da platt auf dem Boden liegt, das Gesicht an ihre Schuhe gepreßt. Sie kauert sich zu ihm nieder. "Redy..."

Quälend geht die Zeit dahin.

Redy hört nicht auf zu flehen, zu betteln, zu weinen. Er hat den Kopf in ihren Schoß gewühlt und die Hände hinter ihrem Leib verknotet. Sie kann ihn doch nicht brutal abreißen! Unermüdlich streicht sie ihm beruhigend über das Haar, mit leisen Worten, wie man ein unglückliches Kind tröstet. Einmal gar sagt sie, in ihrem hilflosen Suchen nach einem helfenden Wort: "Liebster." Und erst an dem jähen Aufhorchen beider Männer wird sie es gewahr und möchte sich die Zähne ausschlagen über dem Wort. Sie spürt ihr Herz bluten in einem schweren Strom. Sein Weinen ist so schrecklich anzuhören. Und sie weiß, wie dies tut. Aber sie wiederholt unverbrüchlich und verzweifelt: "Es muß sein, Redy. Es muß sein."

Es ist gut, daß Sascha dageblieben ist. Ohne Aufhören, lautlos streicht er von Tür zu Tür mit seinem gleichmäßigen, elastischen Schritt, den Kopf nachdenklich gesenkt. Vom Boden, auf dem sie hockt, sieht sie manchmal seinem Schreiten zu: ein Panther. Und eine Beglücktheit filtert besänftigend und berauschend zugleich in ihr herzklammerndes Mitleiden, während sie den Rhythmus seiner Bewegungen in sich einsaugt wie eine Musik. Jedem Wiegen jedes Schrittes gibt der ganze Körper unbewußt, wie spielend nach; und wie er den Fuß aufsetzt, wie mit nackten Zehen den Boden greifend – . Die schweifenden Tiere in der Wildnis bewegen sich so. Oh du mein herrlicher Gebieter!

"Redy – es muß sein."

Margot öffnet gleich, als sie Hannes' Stimme hinter der Tür hört. Sie ist allein, gottseidank. Sie ist nicht sehr erstaunt über den Besuch, bei ihr sind ja Tag und Nacht eins. Redys Gesichtsausdruck kann sie bei der Kerze nicht erkennen.

Als Hannes ihr erzählt, was vorgefallen ist, ist sie auch nicht einmal sehr erstaunt.

"Jetzt hat er sich erstmal ausgetobt, aber – . Du haftest mir für sein Leben!" versucht Hannes einen Scherz. Er ist selbst erschöpft; die halbe Nacht ist er mit Redy herumgejagt und hat ihn in seiner guten Freundesangst am Ärmel festgehalten.

Sie riegelt hinter Hannes zu und setzt sich Redy gegenüber. Seine Züge fließen unter dem unruhigen Kerzenlicht auseinander ohne Konturen. Und seine Hände hängen auf den Sessellehnen aus den Mantelärmeln, wie Kasperlefiguren nach der Vorstellung vergessen über der Rampe des Büdchens hängen.

"Ja, Redy," fängt sie leise und behutsam an, "das wundert mich gar nicht so sehr. Du hast gefürchtet, Gerd könnte dir gefährlich werden. Gott, was wäre mit Gerd schon gewesen! Nicht ernsthafter als die vergangenen Geschichten. Aber ich – gleich den ersten Tag, wie ich Lott gesehen hab und Sascha neben ihr, da hab ich mir gedacht, daß da – . Lott hat eben diesen Hang zum Exotischen. Und dann die nächsten Tage – . Gott, wenn die beiden in einem Raum zusammen waren, hat doch die Luft gebrannt! Und hast du

nicht gesehen, wie sie aufgeleuchtet ist und aufgeblüht, von Tag zu Tag? Wie konntest du bloß das alles nicht sehen?"

"Tja, ich Esel," nickt er bitter. "Gesehen hab ichs wohl, bloß – . Warum hat mir denn keiner was gesagt?" braust er jammernd auf.

"Wie sollte ich das, es ist doch ihre – eure Angelegenheit," verbessert sie sich. "Und, Redy, hast du denn ganz vergessen, daß Sascha es dir selbst vorausgesagt hat?" Er sieht sie so verblüfft an, daß sie mit mitleidigem Lächeln den Kopf schüttelt. "Na, du bist aber – ! Ich war doch selbst dabei, den ersten Tag, als er kam und als du ihm ihre Fotos zeigtest. Daß du dich daran nicht erinnerst! Ich werde dir deine Frau nehmen, hat er gesagt. Das weiß ich noch ganz genau."

"Tja, das – ! Das sagt man so! Was ich nicht schon alles gesagt hab! Und er sieht doch wahrhaftig nicht aus, als ob er . . ."

"Na, wenn du dich da man nicht irrst! Auf jeden Fall hast du mir selbst gesagt, daß die Frauen ihn früher Pascha genannt haben."

"Das ist es ja!" beharrt er eigensinnig. "Von so einem sollte sie sich angezogen fühlen? Sie – Lott?"

"Oh, vielleicht gerade deswegen. Weißt du, Redy –" Ganz vorsichtig: "Ich glaube, mit dir hat sie zu leicht gehabt. Und das ist vielleicht der größte Fehler, den ein Mann . . ."

"Ja, natürlich, sags doch schon, ich bin ein Waschlappen!" schreit er exaltiert. "Ein Mann darf nicht leiden, nicht verzeihen. Ein Mann darf nicht weinen –", und in seiner leiser werdenden Stimme kämpft echtes Gefühl und Scham mit der Pose.

Einen Augenblick schweigt sie bedrückt. "Soll ich den Tee nochmal aufbrühen? Frischer ist nicht da."

"Brauch nichts Aufgebrühtes," wehrt er bitter ab.

"Willst du dich ins Bett legen?"

Höhnisch sieht er sie an: "Zu dir – nee. Und allein – danke; hab ich nicht nötig, trotzdem."

Allmählich fühlt sie sich ratlos. Sie trägt die Kerze an den Herd, hebt den verbogenen Blechdeckel vom Feuerloch und bläst vorsichtig in die Glut, legt einige Schnipsel auf, eine Handvoll Holzwolle und ein paar zerschlagene Briketts. Eine Weile steht sie noch da, nachdenklich, und sieht durch die Löcher in dem zerbrannten Deckel, wie sich darunter zu entflammen beginnt. Dann setzt sie sich Redy gegenüber, winzig in dem dunklen Mantel über den Nachthemd.

"Weißt du was," versucht sie tapfer, "ich hab dir schon ein paarmal versprochen, dir was aus meinem Leben zu erzählen. Und vielleicht bist du gerade jetzt in der Stimmung, was aufzunehmen?"

Er zückt sarkastisch die Füllfeder. "Nu, warum nicht? Schlagen wir den einen Jammer mit dem andern tot. Und wer wird meinen ausmisten, um Zeilen davon zu schinden? Also, ich versprech dir zehn Prozent netto. Warum sollst du dir nicht wenigstens an deinem vergangenen Kummer eine Zigarette anzünden können? – Ach du gutes kleines Mädchen . . ." lächelt er sie plötzlich hilflos an.

"Du armer kleiner Junge," denkt sie mit einem warmen mütterlichen Lächeln. Sie sieht auf ihre zerrissenen Schlappen hinunter. "Ja, was erzähl ich nun? Es ist soviel, was . . . Na, das erstbeste. Was aus der Kindheit, damit –"

"Schön, notieren wir: die Tränen eines Kindes."

Sie sieht ihn bittend an, und er nickt ihr zu, bittend: "Laß man; ist ja alles bloß äußerlich."

“Gut, also. Das war – . Du weißt, meine Mutter ist früh gestorben. Ich war damals erst ein paar Jahre alt, und meine kleine Schwester noch ein paar Jahre jünger. Es wär vielleicht besser gewesen, mein Vater hätte sich wieder verheiratet. Na – stattdessen hat er angefangen zu trinken. Das ist erst so nach und nach gekommen. Und so haben wir uns so langsam dran gewöhnen können, meine kleine Schwester und ich, daß immer weniger zu essen im Hause war. Weißt du, er war kein schlechter Mensch, mein Vater... Und sonnenabends brachte er uns manchmal Bonbons mit, wenn er nach Haus kam. Aber er kam immer sehr spät, und manchmal erst am nächsten Morgen. Und zum Schluß war es schon so, daß die Bonbons so ziemlich das einzige gewesen sind, was ich die ganze Woche von seiner Lohntüte zu sehen gekriegt hab. Da war ich wohl schon so acht Jahre alt, und da hab ich schon so ungefähr die Hausfrau spielen müssen. Ich bin schon zur Schule gegangen, meine kleine Schwester aber noch nicht. Ja, und da – da haben wir denn angefangen zu betteln, wir zwei kleinen Piepmätze.

Aber wir haben zusammengehalten, ich weiß noch ganz genau: mit meinen acht Jahren fühlte ich mich schon ganz wie ihre Mutter, von der Kleinen; die war vielleicht fünf Jahre alt. Und wie wir uns geliebt haben! Das war ja auch alles, was wir hatten.

Weißt du, so einfach war das nicht, mit dem Betteln. Wir waren beide ganz verschüchtert; na, zu Haus hats auch Hiebe gegeben für ein Ja oder ein Nein, wenn mein Vater zu Hause war und wenn ihm was nicht paßte. Ich erinnere mich noch, daß ich manchmal, wenn ein fremder Mensch zu mir gesprochen hat – dann hab ich ganz instinktiv den Arm vor das Gesicht gehalten, weil ich dachte, jetzt kommt gleich eine Talosche. Und sie brauchten gar nicht böse zu sprechen. Mein Vater hatte so eine Art zu lächeln, ehe er ausholte... Na, und wenn ich jemanden so lächeln sah, oder vielleicht auch nur so ähnlich – gleich war der Arm vor dem Gesicht, wie von selbst.

Von wegen dem Betteln – Ehrbegriffe haben uns da sicher nicht abgehalten. Woher hätten wir die wohl haben sollen? Aber wie gesagt: es war die Schüchternheit. Wir waren zu verängstigt.

Na, einmal hab ichs aber nicht mehr aushalten können. – Ja, das war das erste Mal, daß ich gebettelt hab. Ich hätte mich daran wohl nicht so genau erinnert, aber was dann kam – Redy, ich werd es mein Leben lang nicht vergessen!

Also, ich bin einen Schlächterladen reingegangen, und da haben sie mir eine Knackwurst gegeben. Wie das war, weiß ich überhaupt nicht mehr. Das ist auch nicht wichtig. Aber was dann kam – . Redy,” unterbricht sie ängstlich, “du weißt, wie es ist, wenn man tagelang nichts gegessen hat, aber nichts, keinen Happen Brot? Und ich war doch bloß ein Kind.

Oh Redy, ich war so glücklich mit meiner Knackwurst. Nun hatten wir was zu essen. Und meine kleine Schwester – ich hab mir schon so richtig vorgestellt, wie sie in ihre Hälfte reinbeißen würde und mich anstrahlen mit ihren hübschen blauen Augen. Denn hübsch ist die Kleine, ganz anders als ich Unglückswurm. Na, aber das ist ja –

Und da geht das kleine achtjährige Mädchen mit seiner Knackwurst, ausgehungert, und immerzu riecht sie daran. Oh, wie das roch – Redy! Und dann, als ich in unserm Haus war, da hab ich es nicht mehr ausgehalten. Eben im Treppenhaus drin – da hab ich die Pelle abgerissen – und ich glaube, ich hab alles auf einmal in den Mund gestopft. Hastig, hastig. Ich war so ausgehungert. Und bis ich die Treppe rauf war, da hatte ich schon alles verschlungen.

Und ich erinnere mich: als ich nichts mehr zum Kauen im Mund hatte, da hab ich gedacht: so, jetzt kann sie kommen. Nichts mehr zu merken. Ganz böse und heimtückisch.

Und wie ich den Schlüssel ins Schlüsselloch steck, hör ich meine kleine Schwester die Treppe raufkommen. Und ich dreh mich um – da hat mir doch schon das Gewissen angefangen zu schlagen – und da seh ich” – Margot schluckt – “da seh ich sie, wie sie glücklich auf der Wurstpelle kaut, die ich unten weggeschmissen hatte! Sie hatte sie so fest mit ihren Fingern – direkt gekrallt, und zerrt und lutscht und kaut dran mit ihrem ganzen kleinen Mund. Und so glückliche Augen hat sie gehabt!

Und mit einemmal – Redy, mit einemmal hält die Kleine mir die Hälfte von der Wurstpelle hin. Die hatte sie für mich abgerissen. – Für mich, Redy!”

Margot macht sich steif in ihrem hölzernen Sessel. Sie schluckt gewaltsam, und schluckt noch einmal. “Und da ist mir so schlecht geworden . . . Ich hab mich am Geländer festgehalten und hab alles wieder rausgebrochen. – Die ganze schöne Knackwurst, Redy!” lacht sie schluchzend, und plötzlich springen ihr die Tränen aus den Augen, und sie legt den Kopf auf den Tisch.

Redy beugt sich über sie und streichelt die dunklen Locken, die über die dunklen Mantelärmel gefallen sind. “Du arme kleine Deern. Arme kleine Deern, was haben sie bloß mit dir gemacht.” Und langsam dringt ein warmes Lächeln durch auf seinem zerstörten Gesicht: “Aber ihr Frauenzimmer, ihr seid doch verdammt raffinierte Äster. Fängt so ’n Deubelsküken doch an mich zu trösten damit, daß ich sie trösten muß!”

Am zweiten Vormittag erheben sie sich schließlich, Sascha und Lott. Kaum ist er aufgestanden, da fängt Sascha an, aus voller Kehle zu singen mit seinem schönen Tenor. Er singt beim Waschen, beim Anziehen, beim Schuheputzen – und wenn er ein Lied zum zweitenmal beginnt, summt Lott schon fröhlich mit. Er kann nicht an ihr vorbeikommen, sie nicht an sich vorbeilassen, ohne sie rasch in den Arm zu nehmen und zu küssen – auf den Mund, auf die Augen – wie es gerade trifft. Und das Zimmer ist schmal – . Das ist die Bronzestatue, das Heldenepos!

Einmal sieht sie zum Fenster hin, glückselig lächelnd: erst wenige Tage, da hat sie da hinausspazieren wollen, weil sie glaubte . . .

Ja, jetzt sind sie angezogen, Lott hat das Bettzeug weggeräumt, und sie haben sich vorgenommen, ein bißchen in die frische Luft zu gehen, sonst –

Sie wirft sich an seine Brust, “damit sie Vorrat für den Weg haben”. Und schon steht wieder alles um sie in Flammen.

Schweigend biegt er sie, sanft und unwiderstehlich, über das Fußende des Diwans.

“Wart, Geliebteste,” bittet er zärtlich mit hartem Atem. “Einmal noch schenk mir . . .”

Er steht schräg, auf seinem Arm über ihr hochgestemmt, und sie blickt verzückt zu ihm auf. Wie schön er ist, wenn er ihre Vereinigung mit jedem Nerv genießt. Er rammt sich fest und nimmt sich zurück, stößt sich von neuem hinein in die heiße, dunkle Umklammerung und steht steil über ihr mit schwarzflammenden Augen im weißleuchtenden Gesicht, ein herrischer, hingebener, liebesverzückter Gott.

Plötzlich, jäh verändern sich seine Züge, und er erhebt sich rasch. Sie schreit auf –

“Redy ist am Fenster,” sagt er kurz.

Da wird auch sie bleich bis in die Lippen.

Der Kopf am Fenster ist verschwunden.

Als Redy eintritt, geht Sascha mit seinem gewohnten Schritt auf und ab. Lott lehnt am Tisch.

Man sieht: Redy hat auch nicht geschlafen diese zwei Nächte. Überhaupt nicht.

“Na, ich hab mir euren Puff mal ein bißchen angesehen,” höhnt er.

Lott blickt rasch zu Sascha hin: er scheint das Wort nicht zu kennen. So läßt sie es fallen.

Und mit einemmal begreift sie den ganzen Abgrund des Elends, in dem Redy sich zerschlägt, und ihr kalter, erstickender Zorn fällt.

“Nun, und weshalb bist du gekommen?” fragt sie mit neutraler Stimme.

“Ich hab noch mit dir zu sprechen, Lott. Aber mit dir allein!”

“Es ist doch nichts mehr zu sprechen, Redy,” sagt sie müde.

“Und wenn ich dir sage, daß ich noch mit dir zu sprechen habe – wirst du mirs verweigern? – Nur mit dir!” beharrt er.

Lott und Sascha sehen sich an, ungewiß. (Sascha hat ihr gesagt: in der Nacht, als Redys Kopf in ihrem Schoß lag, und sie ihn streichelte mit so guten Worten und einer so weichen Stimme, da hat er schon geglaubt, er habe sie verloren. Erstaunt sah sie ihn an: “Aber es ging doch um dich! – Und leid hat er mir von ganzem Herzen getan. Und du weißt: das ist so eine gewohnte Bahn zwischen Leuten, die sich geliebt haben: die zärtlichen Worte, der zärtliche Ton – ”)

Dann nickt sie Sascha zu: “Geh nur schon voraus zur Köllnischen. Und ich werde schon – ” Ihre Züge straffen sich.

Sascha hat einen prüfenden Blick auf Redy geworfen. Nun bleibt er einige Sekunden vor ihr stehen und sieht sie an. “Gut, wenn du es so willst,” sagt er dann. “Ich werde dich da erwarten.” Und geht hinaus, als habe er sich losreißen müssen.

Redy folgt ihm mit den Augen, und plötzlich ist in seinem Gesicht ein Ausdruck, daß es Lott fast angst wird vor ihm.

Ihr Schweigen wartet.

Dann beginnt Redy von neuem, sie zu beschwören. Jetzt spricht er zu ihr wie zu einem verbockten Kind, das man zur Vernunft bringen muß. All ihr gemeinsam erlebtes Leben macht er wieder wach vor ihr – und jetzt kommt irgendsoein Verrückter. – “Naja,” lacht er entschuldigend, “dich halt ich ja auch für eine Verrückte. Sind nicht die schlechtesten Menschen, ganz im Gegenteil. Bloß, es kann einem schlecht davon werden.”

Er habe ihr doch alle Freiheit eingeräumt. In Gottesnamen solle sie mit diesem Sascha und noch hundert andern schlafen, jede Nacht und den ganzen Tag. Nur: sie solle mit ihm wohnen. “Nur mit mir wohnen, Baabe, in derselben Wohnung. Ich will ja gar nichts von dir! Nur wohnen, hörst du, nicht schlafen, nichts! Ist denn das zuviel verlangt? Du kannst ja – zu Sascha laufen, soviel du willst! Ihr könnt auch – alles. Aber ich kann dich nicht verlieren!”

Armer, denkt sie; sicher hat er dabei die heimliche Hoffnung...

“Redy, du weißt, ich... Aber Sascha wird nicht einwilligen. Und ich kann Sascha nicht verlieren.”

“Ah, sieh mal an: Sascha wird nicht einwilligen! Der Herr und Meister! Das sagst du, Lott?”

“Ja – eben deswegen.”

Er beugt den Kopf. Er hat verstanden.

Aber er läßt nicht ab, er kämpft mit seinen armen Worten um das arme bißchen Lebensatem, mit dem er sich bescheiden will und das man ihm versagt. Und Lott wird müde und verzweifelt: so werden wir noch zwei Tage lang hier stehen!

Er steht so nahe vor ihr, daß sie ihn wegschieben müßte, wenn sie ihren Platz wechseln

wollte. Manchmal wippt er auf den Sohlen hin und her, dann berührt er sie fast. Und plötzlich denkt sie: vielleicht spürt er gar den Geruch...

“Redy, ich bitte dich, quäl uns nicht beide. Es *ist* sinnlos, daß du darauf bestehst. Ich kann nicht von Sascha lassen, und das heißt: ich kann nicht mit dir bleiben.”

“So. Das wollen wir sehen.” Ein rascher Griff in die Westentasche, eine Armbewegung, die den Ärmel ein wenig höher gleiten läßt – und er hält einen kleinen Gegenstand mit seiner schönen, großen Hand an seine Pulsader. Er spricht zwischen hart verklemmten Zähnen. “Wenn du nicht mit mir bleiben kannst, dann kann ich nicht am Leben bleiben. Und das Schauspiel will ich dir noch gönnen. Das wirst du dir ansehen. Du brauchst es nur noch einmal zu sagen. Du – jetzt spreche ich im Ernst.”

Keine Unze Fleisch scheint mehr unter seiner strähnigen Haut zu sein, aus der sich alles Blut zurückgezogen hat. Und seine Augen, starr in die ihren gerichtet, sind ohne Blick; spitze Eisfeuer, die in sich selbst zurückschlagen.

Sie schreit fast vor wilder Panik: ja, jetzt spricht er im Ernst.

Sie sieht auf seine Hand: was hat er da? Eine Ampulle, eine Rasierklinge? Die Haut über der blassen Pulsader ist kaum spürbar eingedrückt von dem Gegenstand, den sie nicht sehen kann in seiner Hand.

Gehetzt fliegen ihre Blicke zum Fenster: hinauspringen, fliehen – *das nicht sehen!*

Feig. – Wenn du es auf dich nehmen kannst, daß ein Mensch stirbt aus deiner Schuld, dann mußt du es ertragen können, ihn vor deinen Augen sterben zu sehen. Nicht davonlaufen, nicht die Augen zuhalten. Ist deine Liebe stark genug – ?

Ich kann es nicht ertragen, ich kann nicht, ächzt es in ihr.

Auch der Gedanke flackert auf, ein winziges Irrlicht: und wenn das Komödie ist? – Für ein Wenn kannst du nicht ein Menschenleben aufs Spiel setzen. Schreien möchte sie, schreien...

Unbeweglich steht Redy nah vor ihr, die blasse Pulsader kaum spürbar eingedrückt von dem kleinen Gegenstand in seiner Hand. Seine Züge haben dieselbe Starre, seine Augen denselben Ausdruck.

Ich kann es nicht – !

Du kannst es nicht – dann zieh die Konsequenz.

“Gut – du hast wieder einmal gesiegt,” sagt sie finster. “Aber das sag ich dir: du wirst keine Freude daran haben. Das schwöre ich dir, Redy!” Und eine Welle von Haß durchschwemmt sie. Sie dreht sich ab.

“Oh, von wegen der Freude – das überlaß nur mir, sie zu finden und zu genießen.” Es reißt ihr den Kopf herum: er sprach schon wieder fast natürlich. Aber sein Gesicht ist noch immer beängstigend.

Sie wechseln kein Wort auf dem ganzen Weg.

Wird Sascha einwilligen? Oh, sie kennt ihn schon zu gut. Aber vielleicht...

Sie klammert sich an dies Vielleicht.

Sascha folgt ihr in das hintere Zimmer.

Sie lehnt sich gegen die Tür. Plötzlich ebbt alle Kraft aus ihr fort. Ihre Stimme ist ein harsches, angestregtes Flüstern. Die Worte kommen stockend heraus, verwirrt und unklar.

Beherrscht und mit kalter Aufmerksamkeit sieht er auf sie herab. Er versteht nicht viel von ihrem wirren Geflüster. Nur, daß Redy irgendwie mit Selbstmord gedroht hat;

aber Redy – ! Kennt sie ihn nicht ? Und daß sie nachgegeben hat.

“Nur mit mir *wohnen* will er, Sascha,” flüstert sie, die Augen auf seinem Gesicht aus weißem Stein.

Er sieht auf sie herab. Seine Augen sind kalt und zwei harte Schilde.

“Nun willst du mich nicht mehr, Sascha ?” flüstert sie, kaum hörbar.

Langsam dreht er den Kopf von links nach rechts, von rechts nach links.

Ihr ganzes Leben fühlt sie in ihren Augen brennen, die sich an sein Gesicht klammern. Aber diesen Panzer wirst du nicht durchbrennen, auch mit deinem ganzen Leben nicht.

Sie steift sich. Es gelingt ihr, sich von der Tür fortzuheben. Nun ist er an ihr vorbeigegangen. Mühsam dreht sie sich zum Fenster. Nicht sehen, wie er von ihr fortgeht.

Seine Schritte haben denselben Klang wie immer. Die Wohnungstür.

Bis in die Nacht hat sie auf Hannes' Bett gelegen, ohne eine Bewegung. Sie hat nicht geweint.

Einmal, in ihrer tiefen Not, hat sie zum Fenster hingesehen, sehnsüchtig. Aber sie wird sich wohl nie töten. Dazu fehlt ihr der Mut : wie zu anderem.

Wenn du nicht einen Menschen sterben sehen kannst um deiner Liebe willen, dann bist du dieser Liebe nicht wert.

Erst jetzt, da sie Sascha verloren hat, ermißt sie, wie teuer er ihr ist und daß er in bitterster Wahrheit ihr Leben bedeutet. Ach, sie war schon manchmal unglücklich wie ein abgeschundener Hund in ihrem Lieben, aber immer wußte sie : es kann noch eine andere Liebe für sie geben einmal. Sascha aber hat sie sich für ihr Leben gegeben. Und da sie ihn verlor, hat sie in bitterster Wahrheit alles verloren, was ihr Leben ist.

Und er verachtet sie. Er verachtet sie um ihrer Schwäche willen.

Oh – wenn er gestorben wäre, es wäre leichter zu ertragen gewesen. Aber wissen : dein Leben ist da, ganz nah, atmet – und nicht hingehen dürfen, leben dürfen. Weil er dich verachtet.

Man hat sie alleingelassen. Die Stunden haben sich über sie gehängt wie schwarze, erstickende Spinnweben.

Ganz auf dem Grunde ihrer dunklen Not wühlt etwas, frißt sich durch. Und plötzlich bricht es auf, schüttet sie auf mit Zorn und Haß : Redy. Jetzt sind wir quitt, Redy.

Sie bemüht sich, dies ruhig und kalt und ehrlich durchzudenken, bis das rote Toben sich gelegt hat und die Mordlust in den Fingern zu Eis im Hirn geworden ist. Dann erhebt sie sich. Sie fühlt ihren Körper wie eine Barre von sprödem Eisen.

Drüben sind noch andre, schattenhaft. Das ist ihr jetzt gleichgültig. Ihre Not ist jenseits aller Scham und allen Sich-bewahren-wollens.

Auch Redy ist nur wie ein Schatten. Sie stellt sich ihm entgegen mit unbewegtem Gesicht. “Du hast mein Leben zerstört, so zerstöre ich auch das deine.” Sie hört die kalte Schärfe in ihrer gleichmäßigen Stimme. “Es gibt kein Wort, das ich dir halten müßte. Du hast es mir abgezwungen. Nicht eine Minute werde ich mit dir in derselben Wohnung leben. Nie im Leben.”

Er macht keine Bewegung und sagt kein Wort.

Sie nimmt ihre Jacke vom Haken und geht hinaus.

Am Morgen klopft sie bei Margot.

Die kippt fast aus den Latschen, als sie sie erblickt, und schwesterlich zieht sie sie an

der Hand herein. Zwei Tage ist es her, da sah sie diese Frau blühen und leuchten bis zur Schamlosigkeit im unbedenklichen Glück ihrer Leidenschaft. Jetzt verzehren die Augen wahrhaftig das ganze erschreckend blasse und starre Gesicht.

Lott läßt sich in einen Holzstuhl fallen. Für einige Augenblicke gibt sie sich der Wohligkeit des Ausruhens hin. Dann hebt sie den Kopf: "Kann ich ein paar Tage bei dir wohnen, Margot?"

"Natürlich, so lange du willst!"

"Ja, aber du hast doch..."

"Ach, du meinst Alfred?" Sie hat ein kleines bitteres Lachen. "Ach, der ist für einige Zeit ausgeflogen. So paßt es sich ganz gut."

Margot macht sich am Herd zu schaffen. Etwas Schreckliches muß geschehen sein. Aber sie spürt: mit Lott darf man nicht reden von ihrem Kummer. Sie alleinlassen.

"Vielleicht willst du dich gleich hinlegen?"

"Oh, wenn dich das nicht stört?"

"Ach, weißt du, bei mir schläft man zu allen Tages- und Nachtstunden. Und du scheinst es nötig zu haben."

"Ja – allerdings, ich hab die ganze Nacht nicht geschlafen."

Die ganze Nacht ist sie durch die Straßen gewandert. In einem lichtlosen Abgrund ist sie gewandert.

Oh, wie oft ist sie schon verzweifelt durch Straßen gerannt. Aber da hatte sie ihre Verzweiflung, ihren kindisch-kämpferischen Trotz, und Hoffnung trotz allem war am Ende der dunklen Straßen; und sie hatte sich selbst. Jetzt ist ihr nichts von alledem geblieben. Nicht einmal Verzweiflung. Daß er sie verachtet – das ist die versehrende Bitterkeit, die alle Hoffnung auslöscht und nicht einmal Verzweiflung übrigläßt. ^[67]

Wenn du nicht einen Menschen sterben sehen kannst um deiner Liebe willen...

Und jetzt liegt sie, Stunden, auf dem Grunde des lichtlosen Abgrunds und findet keinen Schlaf.

Christine Gebhardt. Wie sie sich sehnt, zu ihr zu gehen. Die Zimmer hinter der stillen feierlichen Halle warten auf sie. Aber sie kann jetzt nicht zu Christine Gebhardt gehen.

Margot sitzt draußen auf der Treppe, damit keiner kommt und sie stört; da ist es nicht düsterer als im Zimmer, hat sie Lotts Abwehr beruhigt.

Arme Margot. Ihr Bett ist eine Tortur: aus Brettern zusammengeschlagen, die sich gegeneinander aufgebogen haben, und darauf ein Strohsack, zusammengelegt wie eine Fußmatte. Aber sie wird wohl sagen, sie habe sich schon daran gewöhnt. Ach, wir tapferen Menschen!

Nach Stunden erhebt sich Lott und ruft Margot herein.

"So, jetzt werd ich einen frischen Tee machen," sagt die Kleine herzlich. "Gestern hat Icki welchen gebracht."

Lott kramt in ihrer Handtasche. Es wäre nicht schlecht, ein paar Brötchen zu kaufen. Verdammt, nun haben sie doch keine Zeit und Gelegenheit gehabt – Redy hätte ihr was von dem Geld geben können, das er für ihren Mantel im Leihhaus bekam. Natürlich, daran haben sie beide nicht gedacht.

Es kommen Leute, und einer bringt Brötchen mit, ein anderer kauft ein Viertelpfund Schmalz, und man ißt und trinkt und schwatzt. Lott beteiligt sich wie gewöhnlich, sie ist ja immer zurückhaltend. Margot beobachtet sie heimlich, bewundernd: nichts würde

⁶⁷Sic, im Original "versehrende", nicht "verzehrende".

man ihr anmerken, wenn nicht dies allzu unbewegliche Gesicht wäre und dieser Blick, der durch die Leute und die Sachen hindurchzugehen scheint wie durch Glas.

Gegen Morgen ist Lott in einen schweren Schlaf gesunken.

Diese Nacht träumt sie nicht von ihrem Kind.

Sie sieht eine fremdartige Landschaft wie ein unbewegtes Bild. Nein, es ist nicht die Landschaft, die fremdartig ist: das Licht. So ein Licht gibt es gar nicht. Es ist die Abwesenheit des Lichtes.

Es sind da Hügel und ein bewegungsloser Strom. Häuser auch, denen man ansieht, daß sie leer sind, und Bäume ohne Farbe und ohne Leben. Und über allem das schwere, graue, beklemmende Nicht-Licht. Wie stillstehender Aschenregen. Nichts regt sich.

Und von diesem Bild greift eine Pein um dein Herz herum und preßt den weichen Muskel immer härter zusammen, unerträglich beklemmend. In ihrem Traum spürt Lott, wie ein trostloses Schluchzen aus ihrem gepeinigten Herzen aufsteigt.

Kurze, bummernde Schläge an die Tür schrecken sie hoch. Margot ist schon aus dem Bett geschlüpft und tastet sich in ihren Mantel. "Ja, ja!" antwortet sie einer groben Stimme draußen. Sagte er "Polizei" ?

Die Lichtkegel von vier Taschenlampen schneiden sich in das Schlafdämmer, flinkern hin und her, überkreuzen sich, suchen.

Auf der Bank richtet Liesegang sich prustend hoch, und Kerlchen setzt sich auf seinem Lager am Boden auf, nahe dem Fenster, und reibt sich die Augen.

"Sie haben nicht mehr Glück als gewöhnlich," macht Margot spöttisch, während sie die Kerze anzündet. "Es ist nichts Interessantes da."

"Das werden wir sehen. – Erstmal alles ruhig auf 'm Platz geblieben!" fährt er Liesegang an, der sich erheben will. Neben jedem der beiden Jungen steht schon ein vier-schrötiger Mann. Und am Bett hat sich einer aufgepflanzt und kuckt so barsch auf Lott, als hätte er sie im Verdacht, daß sie sechs Schwerverbrecher unter ihrer dünnen Decke, an ihrem schmalen Körper verbirgt.

"Heut sind Sie aber besonders ungelegen gekommen," schmolzt Margot. "Meine Freundin hätte ihren Schlaf dringend nötig gehabt. Sie hat erst vor kurzem eine Operation durchgemacht."

Der grobe Dicke ist dabei, Liesegangs Papiere zu prüfen. "Tja, Fräulein Elsner, wir tun das ja auch nicht zu unserm Vergnügen. Dienst ist Dienst. Und je ungelegener für Sie, desto interessanter für uns," macht er schlaue.

"Wenn Sie mir für jeden, den Sie bei mir holen, einen Sechser geben würden, hätte ich mir schon manche Schrippe kaufen können," spöttelt Margot. "Aber ich glaub, das sind sie nicht mal wert, für Sie."

Dieser unerwartete Umgangston zwischen Polizei und "Heimgesuchten" fängt an, Lott zu interessieren. Sie sitzt gerade aufgerichtet gegen die niedrige Rückwand des Bettes, die Decke fest um den Hals herumgezogen.

"Na los, die Männer – anziehen," grobst der Kerl und wendet sich Lott zu. "Na, und Sie, Fräulein?"

"Ich bin Frau," sagt sie kurz.

"Also, Ihre Papiere können wir nachher sehen. – Das ist alles, was Sie hier haben?" fragt er zu Margot hin.

"Das ist alles," rapportiert eilfertig der Klotz, der vorhin Lott so mißtrauisch fixierte; er hat inzwischen in das schmale Bretterschränkchen hineingeleuchtet, in jeden Winkel,

unter die enge Bank...

“Na, worauf warten Sie denn noch?” herrscht der Häuptling plötzlich Lott an, die ruhig unter ihrer Decke sitzt und neugierig allem zusieht.

Das Blut schießt ihr ins Gesicht.

“Wollen Sie Ihren Ton ein bißchen mäßigen,” sagt sie mit gefährlicher Höflichkeit. “Bitte, Margot, reich mir meine Handtasche herüber.”

“Ihre Handtasche! Anziehen sollen Sie sich! – Immerhin!” macht er kopfschüttelnd zu seinem Untergebenen hin. Aber sein Ton ist schon ganz hübsch gemäßigt.

“Ach, Herr Kommissar,” versucht Margot jetzt. “Vielleicht können Sie doch meine Freundin hierlassen. Wirklich, sie hat gar nichts mit unsern Kreisen zu tun, sie ist bloß mal – . Sie ist Jour...”

Lott hebt kurz den Kopf. Margot hustet und fängt sich ab: “Sie ist nur mal eben so vorbeigekommen, und weil sie sich nicht gut fühlte gestern abend, hat sie sich bei mir hingelegt. Ich sag Ihnen: Sie blamieren sich bloß, wenn Sie sich mit sowas abgeben.”

Gutes, Dummes, denkt Lott; je mehr du redest, desto wichtiger wird es ihm vorkommen.

Der setzt wieder seine schlaue Miene auf. “Es liegt uns gar nicht an sensationellen Fällen,” belehrt er. “Aber wir wollen uns auf dem laufenden halten. Und dazu ist Ihre Wohnung vorzüglich geeignet, Fräulein Elsner. – Na, nun sitzt sie da noch!” schreit er verzweifelt und starrt Lott an, als traue er seinen Augen nicht.

Sie sieht mit kaltem Erstaunen zu ihm hinüber und hebt die Brauen. “Sie würden wohl die Güte haben, hinauszugehen, damit ich mich anziehen kann. Und die da” – eine Bewegung mit dem Kinn zu der Gruppe der Männer am Fenster – “desgleichen.”

Und er zieht sich tatsächlich auf den Treppenplatz zurück mit seiner Kohorte und seinen gefangenen Jungens.

Unten auf dem Hof schließen sich noch zwei melonenhütige Männer an, und auf der Straße zwei, die vor der Haustür postiert waren. Na, wenn die sich nicht vor sich selbst schämen und lächerlich vorkommen mit ihrem bewaffneten Aufgebot für diese traurige Beute!

Jeder der Verhafteten wird von zwei Bullen in die Mitte genommen, und zwei trotteln hinterher. Lott hat die Ehre, den Kommissar an ihrer Seite zu haben. Sie fängt an, ein bissiges Vergnügen an dieser unerwarteten Posse zu finden.

Es ist nicht mehr so früh, wie man es nach dem Dunkel in Margots Buchte vermutet hätte. Man fühlt sich frisch werden in der herbstlichen Kühle der morgendlich belebten Straßen.

Da kommt ihnen Hannes entgegen. Der hat sich ja mal früh aus den Federn gezogen. Oder – . Er kommt aus der Richtung von – . Lott hat ein Aufzucken. Aber da merkt sie, wie er fremd und uninteressiert an ihrer ganzen Gruppe vorbeisieht. Ach so, das ist ja auch ganz richtig: wenn man sich auf diese Weise begegnet, kennt man sich nicht. Sie hat noch allerhand zu lernen.

Aber sie fühlt sich wie der Schiffbrüchige auf einem Brett, der ein Schiff in der Weite vorbeiziehen sieht, und er hat nicht mal ein Hemd zum Winken. Hannes kommt sicher von –

Im Polizeipräsidium läßt man Lott erstmal eine ganze Zeitlang allein in einem großen Büro, dessen Tisch sich hinter einem brusthohen graugestrichenen Verschlag befindet. Un-

terwegs haben sie kein Wort gewechselt. Die Männer sind mit ihren Begleitern sonstwohin verschwunden.

Ihre Gedanken tasten sich zurück zu Hannes' morgendlich gerötetem Gesicht. Vielleicht kam er von ... Ja, und – ? Und vielleicht hätte er mir gesagt, wie es ihm geht. Und ich hätte neben Hannes gestanden, der von ihm kommt ...

Der Kommissar kommt zurück. Er ist jetzt ganz amtlich.

“Also, Frau ... Frau Spenzer.”

“Babendeerde, bitte. Als Schriftstellerin trage ich weiterhin meinen Mädchennamen. Und außerdem habe ich mich von meinem Mann getrennt.” Lott hat keine Ahnung, wie sie Beamte mit ihren unerschütterlichen persönlichen Umständlichkeiten zur Verzweiflung treiben kann.

Eigentlich ist die Sache langweiliger, als sie gedacht hat : alle Daten ihres Lebens von der Wiege bis zur Bahre muß sie ihm angeben, auch die, die er schwarz auf weiß auf ihrem Meldeschein vor sich liegen hat; Eltern, Urahnen – ein Haufen Zeug.

Dann nimmt er den Hörer ab, gibt einige ihrer Daten an ... “Und ob Kontrolle, bitte.”

Nein, das ist zuviel! Zornig kramt sie in ihrer Handtasche und schmeißt ihm ihre Pressekarte hin über den Verschlag, daß sie über den breiten Tisch bis vor seine dicke Hand flitscht. Sie hat es nicht sagen wollen : vielleicht kann die Zeitung Unannehmlichkeiten dadurch haben oder Redy, der doch jetzt da arbeiten muß – sie weiß es ja nicht. Und auf ihrem Meldeschein steht : Schriftstellerin. Das dürfte wohl genügen, hat sie gedacht.

Erstaunt sieht er die Karte an, die so unerwartet fast am Ende der Operation zum Vorschein kommt, sieht zu ihr auf, prüft den Stempel, das Datum. Sie hat ihre arroganteste Miene aufgesetzt und lehnt sich nonchalanter gegen den Verschlag, den Rücken halb zu dem Bullen.

Wieder ein Griff zum Apparat, aber er läßt ihn ruhen. “Warum haben Sie das nicht gleich gesagt ? Journalisten, das weiß man ja – . Sie wollten wohl Studien machen ?”

“N-nein. Fräulein Elsner ist meine Freundin,” sagt sie nachdrücklich. (Erst vorhin hat sie Margots Nachnamen erfahren.) Er schreibt.

“Soo, also Fräulein Elsner ist Ihre Freundin.” Er scheint sehr zufrieden. “Und weshalb haben Sie sich eine solche Freundschaft ausgesucht ?”

Sie nimmt das Kinn hoch, und prompt sagt er : “Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das eine streng amtliche Frage ist und nichts mit persönlicher Neugier zu tun hat.”

“Weil sie ein guter Mensch ist,” sagt Lott einfach.

“Hmm – ” Er kratzt sich den spärlich bedeckten Kopf und kuckt sie von unten an aus seinem fleischigen Gesicht, als frage er sich : Will sie mich für dumm verkaufen, oder ist sie selbst ein bißchen einfältig ?

Der Apparat schrillt. “Ja – . Hmm – hm – gut, danke; das genügt. Frau – ja, also, hm – Sie können verfügen.”

“Ich kann gehen ?”

“Bitte.”

Entschuldigt sich nicht mal, der Rüpel, daß er einen gestört hat für nichts.

Die langen, grauen, hohen Gänge, endlos. Einer schachtelt sich in den andern ein. Du gehst und gehst. Kein Mensch. Ein Gang – um die Ecke, und wieder ein Gang, und wieder um die Ecke. Nie wirst du hier herausfinden. Die Luft ist schwer und bedrückend von Staub und von dem gestockten Angstatem all derer, die hier hindurchgeführt worden sind. Sie irrt vor sich hin, verloren.

An einer Ecke stößt sie auf Liesegang. Sie kann den Kerl nicht leiden mit seiner brutalen Fresse eines Beinahe-Luden, aber nun freut sie sich doch.

“Kerlchen? Mit dem fangen sie grade erst an. Wird wohl auch nicht lange dauern. Mich kennen sie ja schon auswendig, war ja schon eine Weile bei Margot gemeldet. Das ist die pure Gemeinheit, daß sie mich mitgenommen haben. Die haben sich wohl gesagt: wenn wir arbeiten müssen, was soll der denn noch in den Federn liegen. Und dann zeigt es auch ein bißchen mehr her. Heut morgen war es ja schon ganz armselig, was sie geschnappt haben.”

“Aber wir können Kerlchen nicht alleinlassen, hör mal. Der wird hier ebensowenig rausfinden wie ich, und ich bin schon eine ganze Weile rumgebiestert. Du hast es doch schließlich nicht eilig!”

Er führt sie vor die Tür zurück, aus der er gekommen ist, stolz in seiner Ortskenntnis, und dann kommt Kerlchen heraus, ziemlich aufgelöst, und atmet sichtlich auf, als er die beiden auf ihn warten sieht. Lott hat noch Zigaretten.

Schön ist es, endlich in einem Ausgang zu stehen in der blanken Vormittagssonne und das ganze geschäftige Leben der Straße zu sehen, die sich gar nicht zu kümmern scheint um das schwere, dunkelrote Gebäude, das drohend im Herzen der Stadt lastet.

Es war nichts; natürlich, es konnte nichts sein. Aber wie sie jetzt die andere Luft von draußen einatmet, fühlt Lott sich erblassen: und wenn sie sie dabehalten hätten? Wenn man sich einfach den ganzen Tag nicht um sie gekümmert hätte? Dann hätte sie heut nachmittag nicht zur Oma gehen können. Hätte Sascha nicht sehen können, das eine einzige Mal... Denn er wird jetzt nicht in die Köllnische kommen und nicht zu Margot und nirgends hin, wo er sie treffen könnte. Und zur Oma – ? Nein, er weiß nicht, daß sie hingehen wird, beteuert sie sich angstvoll.

Nicht so leicht hat sie sich dies erlaubt, zu Oma zu gehen und Sascha zu sehen. Unerbittlich hat sie sich gefragt: gehst du nicht hin in der heimlichen Hoffnung, daß “es doch noch wieder gut werden könnte”? Daß ein Wort, irgendetwas ein neuer Anfang sein könnte? Wirst du keinen Schritt, keine Bewegung machen, die dich ihm näher bringen könnten?

Und sie hat sich geantwortet: Nein – nein – nein. Nur sehen will ich ihn, fleht sie. Ich *kann* ja nichts tun, *nichts*, denn dann würde er mich noch mehr verachten.

Das ist ein Argument, auf das man selbst Lott in eine so gefährliche Versuchung gehen lassen kann.

Sie macht sich zeitig auf den Weg, damit sie als eine der ersten da ist. Sie wird im Sessel sitzen, wenn er eintritt, und der Sessel wird sie halten. So ist es auch deswegen besser: vielleicht will er nicht mit ihr in demselben Raum sein, und wenn sie später kommt als er, wird er aufstehen und hinausgehen. Das aber –

Du mußt aber auch das wissen: vielleicht wird er gar nicht kommen. Nein, es ist sogar sehr möglich, daß er gar nicht kommen wird.

Und vergiß nicht: mit jeder Geste, die du machst, um dich ihm zu nähern, wird er dich nur umso mehr verachten.

Lott öffnet die schwere Tür des gutbürgerlichen Hauses. Da kommt Sascha rasch durch den langen Hausgang ihr entgegen, dahinter ein Schatten, Hannes.

Sascha. Sein Anblick spaltet sie auf mit der leuchtenden Klinge von Glück und Verlieren.

Sie war nicht vorbereitet. Sie hatte noch den Aufstieg der Treppen und das Warten im Sessel vor sich, um sich für die Begegnung zu wappnen. Dies ist –

Sie wendet sich zur Flucht.

Da ist er vor ihr: “Willst du weglaufen, du?”

Warum leuchtet sein Gesicht so unerträglich? Verschone mich, Herre.

Da ist die Mauer, die sie hält.

Er spricht zu ihr, auch Hannes; sie hört auch ihre eigene Stimme, klanglos und etwas brüchig.

“Ich habe gehört, daß du bist von Redy fortgegangen. Willst du jetzt kommen mit mir?”

Unsicher sieht sie ihn an mit gerunzelten Brauen, ernst wie ein Kind, das sich bis zum Schmerz müht, etwas sehr Wichtiges zu begreifen, das ein Großer ihm erklärt.

Da schlägt er den Arm um sie, und das ist die einzige Sprache, die sie jetzt versteht. Glück. Wellen von Glück. Ein Staunen irrt noch ganz verloren in ihrem Hirn, aber sie atmet wieder, staunend atmet sie Wellenschläge von Glück.

Dann sitzen sie in der Straßenbahn, eng umschlungen, die Gesichter einander zugewandt, und atmen einer das leuchtende Lächeln des andern in sich hinein. Und alle Leute freuen sich, gerührt und schmunzelnd, über dies strahlend glückliche Paar, dem die ganze Welt versunken ist.

Sein Zimmer. Der Geruch umfängt sie, das Lager kommt ihr entgegen, alles Verloren-gegläubte...

Plötzlich gleitet sie lautlos, ohnmächtig aus seinem Arm.

Kapitel 6

Erst hat Gerd gesagt: "Na, länger als ein paar Tage geht es sicher nicht gut mit den zweien." Redy hat ihnen vierzehn Tage gegeben. Dann hat Gerd auf vier Wochen getippt, die sie miteinander aushalten würden. Redy ist großzügiger: "Na, sagen wir sechs Wochen."

Sie lachen, wenn dies Geschwätz zu ihnen dringt. Herr Dings, ihr Vermieter, ein diskretes, etwas verstaubtes älthches Männlein, weiß immer ganz genau, wann sie aufstehen: wenn sie anfangen zu singen. Lott singt schon viele Lieder mit, gefügig schmiegt ihre Altstimme sich Saschas Tenor an.

Manchmal unterbricht er sich und lauscht, bewundernd, wie sie sicher weitersingt: die fremden, melodischen Worte, deren Sinn sie nicht kennt.

"Aber du sprichst aus wie eine wahre Russin, Geliebteste meine! Wo hast du das gelernt?"

"An deinem Mund, mein Geliebter."

Nie hätte Lott gedacht, daß ein einziger Tage einfachen täglichen Lebens soviel Dynamismus enthalten kann. Wenn sie an die ersten Jahre ihrer Ehe mit Redy denkt, wundert sie sich: Du meine Güte, das war doch das hübsche zärtliche Spiel zweier Kinder! Ein Idyll... Oh, sie will es nicht vor sich herabsetzen, es bleibt eine Liebe, ein wenig rührende Erinnerung: wie sie manchmal nachts eine Höhle aus ihrer Bettdecke gemacht haben, und sie lagen darunter, zusammengekauert, eine Kerze zwischen sich, und es war so schön mollig und heimelig...

Nein, mollig und heimelig ist es nicht mit Sascha. Auf ihn paßt genau das, was er von einem Freund in Rußland sagt: "Wo er nur die Hand dranlegt, das beginnt zu brennen." Selbst seine Zärtlichkeiten haben einen ganz andern Atem – "Deine Arme sind wie Löwenschwänze," sagt er verhalten, und seine kleine, breite und kräftige Hand, die immer den Eindruck von gesammelter Ruhe gibt, umfaßt ihr Handgelenk und legt ihren schlanken nackten Arm eng um seinen Hals. "Du weißt, daß man sagt, ein Löwe kann mit einem Schlag seines Schwanzes einen Mann töten? Du –!"

Er scheint zu den wenigen Männern zu gehören, die absolut nicht zu spielen verstehen. Da hat Lott einmal seinen Armstumpf liebkost und ihn in närrischer Spiellaune schön zärtlich auf das Kissen gebettet und gesagt: "Das soll unser Kind sein." Da meinte Sascha, ein wenig abweisend: "Wir werden andere Kinder haben."

Und so sehr sind sie schon miteinander verbunden, daß Lott sofort verstand: nicht an leibliche Kinder dachte er, sondern an das, was jeder von ihnen schaffen wird. "Ein Revolutionär darf keine Kinder haben," sagt er. – Und beschämt schalt sie sich albern.

Dennoch – Sascha weiß nicht, von welcher lebendiger Bedeutung sein Armstumpf für sie ist: solange sie mit ihm ist, wird ihr unaufhörlich die rechte Schulter schmerzen, in die bei ihren Umarmungen der Armstumpf sich hart hineinpreßt. Sie wird diesen stets erneuerten Schmerz mit sich herumtragen wie einen lebendigen Stempel in ihrem Fleisch.

Als Lott damals aus ihrer Ohnmacht erwachte und Sascha so männlich hilflos um sie besorgt fand, ertappte sie sich dabei, amüsiert und beschämt, wie sie heimlich ein wenig nach Redys sicheren, weichen Papa-Händen seufzte.

Sascha hat sich nicht zu ihr gelegt in jener Nacht, trotz all ihrer Proteste. “Oh nein, Geliebteste meine, ich habe zu große Angst um dich! Du weißt nicht, Kindlein, wie teuer du mir bist . . . ” Und er bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Dann nahm er eine Wolldecke, räumte den Schreibtisch ab und lag da die ganze Nacht mit angezogenen Beinen, den Kopf auf einem zusammengerollten Hemd.

Am nächsten Tag wollte er gar noch, daß sie liegenbleibt, der Närrische. Und sie fühlte sich auch wirklich ganz erschöpft, wie nach einer übergroßen Anstrengung. Aber als gegen Mittag Hannes hereinschaute, sagte sie kurzentschlossen: “Wenn ich wüßte, daß Redy gerade mal nicht in der Kölnischen ist, würde ich am liebsten gleich meine Sachen holen.”

“Nun gut, Hannes, du wirst dann kommen und uns sagen, wenn Redy fortgegangen ist; und sieh zu erfahren, ob er lange zu bleiben gedenkt. Abgemacht?”

“Gewiß, Sascha.”

Lott wundert sich im stillen, mit welcher Selbstverständlichkeit Sascha über den andern verfügt, und mit welcher Selbstverständlichkeit Hannes über sich verfügen läßt. Beides scheint ihr nicht sehr anarchistisch. Aber diese einfache und einfach anerkannte Autorität paßt zu Sascha, und sie möchte ihn nicht anders haben.

Hannes kommt am nächsten Tag: Redy ist fortgegangen und will erst gegen Abend wiederkommen.

In der Kölnischen Straße hat Lott kaum angefangen ihren Koffer zu packen, da kommt Redy herein. Sie beißt sich die Lippen und richtet sich auf: was hat denn Hannes . . . Aber er stockt kaum, als er sie erblickt, und geht mit seinem weiten, wuchtigen Schritt auf sie zu. An seinem Gesichtsausdruck erkennt sie, daß er ganz von etwas in Anspruch genommen ist, das nichts mit ihnen beiden zu tun hat. Hart vor ihr bleibt er stehen.

“Christine Gebhard hat sich erschossen,” sagt er unvermittelt.

Sie spürt, wie sich auf ihrem Gesicht ein Lächeln ausbreitet. Aber auch in ihr ist dies Lächeln – vielleicht einige Sekunden lang, vielleicht nur den Bruchteil einer Sekunde. Als hätte sie einen Witz gehört. So bricht auf der Hand, die man in siedendes Eisen steckt, der schützende Schweiß hervor, ehe die Verbrennung hineinbeißt.

Dann erst begreift sie. “Christine . . . ”

Christine. Freundin –

Ein Gefühl nie wiedergutzumachender Schuld würgt sie. Während ich so egoistisch glücklich war . . . Die Stille, die sich um die Freundin verdichtet und verdichtet hat und die sie abschnitt von der Welt und den Menschen. Ganz allein mit ihrer tragischen Erkenntnis.

“Ja, ich komm eben von da. Wahrscheinlich . . . Sie hat ja nie was erreichen können mit den Sachen von Brennmacher, und da . . . Frau Hinrichs hat mir gesagt – . Heute nacht hat sie sich erschossen. Und gestern abend war ich noch bei ihr, nichts war ihr anzumerken. Und dann . . . ”

“Du warst bei ihr?” Ein Argwohn flattert in ihr auf.

“Naja, ich dachte, es muß sie doch interessieren, wie sich das inzwischen mit uns entwickelt hat.” Mit einer sarkastischen Grimasse: “Tja, das hab ich ihr dann ja auch erzählt. Aber ich sage dir: ich bin lange bei ihr geblieben und hab sie nicht anders gefunden...”

“Redy! Du hast –” Entsetzt starrt sie ihn an; alles Blut rinnt ihr zu Herzen. Sie weiß, als hätte sie es gehört, *wie* er es erzählt hat: Lott, die ihm ihr Wort gebrochen hat.

Nur undeutlich hört sie Redys Rechtfertigung: “Natürlich, hätte ich gewußt, wie ihr zumut ist, arme Deern...”

Hätte Christine sich auch getötet, wenn nicht diese letzte Enttäuschung noch dazugekommen wäre: die Freundin wortbrüchig? Dieser stolze, ganze Mensch, für den Ehre und Zu-seinem-Wort-stehen nicht nur leere Begriffe sind. Und wie Redy es geschildert haben wird: ... Daß sie sich da Knall und Fall in diesen Mann verliebt hat – natürlich, das kann ich ihr nicht vorwerfen. Aber mir dann zu versprechen, hoch und heilig –. Hätte sie ja nicht nötig gehabt. Schließlich ist sie ein erwachsener Mensch und weiß, was es heißt, sein Wort zu geben. Und sie hat gesehen, daß mein ganzes Leben daran hing. Na, und ein Stündchen später paßt es ihr nicht mehr, und sie kündigt mir kühl an, daß sie mir ihr Wort nicht zu halten gedenke. Himmelhohe Liebe – gewiß, versteh ich alles. Aber deswegen kann man nicht mit seinem Wort spielen wie mit Marmeln. – Oder so ähnlich.

“... im Leichenschauhaus,” hört sie jetzt Redy sagen. “Wenn du sie noch sehen willst, würden wir am besten gleich hingehen.”

Im Leichenschauhaus. Das Wort macht sie so hilflos, daß sie sich schweigend mit ihm auf den Weg macht.

Von Zeit zu Zeit sieht Redy sie von der Seite an: da geht sie vor sich hin wie blind, den Kopf gesenkt, und grübelt in sich hinein, als wenn er gar nicht da wäre. Idiot, der er ist – da hat er doch wahrhaftig gehofft, dieser Kummer würde sie für einige süße und qualvolle Minuten in seine Arme werfen!

... Christine –. War Redys Geklage das eine winzige Körnchen, das die Wage sich neigen machte? Ist dann Redy an deinem Tod schuld? Oder ich? Warum bin ich nicht schon zu ihr gegangen! Ihm scheint diese Vermutung gar nicht gekommen zu sein; beneidenswertes Gemüt. – Und dann taucht sie in sich selbst hinein, findet wieder das Lächeln, das die Nachricht von Christines Tod begrüßt hat, und bemüht sich zu begreifen: was war das? Ja, eine Freude war in ihr, für einen unwägbaren Moment –. Es soll öfters vorkommen, daß Menschen im ersten Augenblick lächeln, wenn die Nachricht vom Tod eines nahen Menschen sie trifft. Aber daß es nicht nur eine beziehungslose Muskelzerrung ist, daß man auch innerlich ganz hell lächelt –. Ist es eine schützende psychische Reaktion, oder begegnet wirklich ein Unbekanntes in uns dem Gedanken des Todes mit einem Lächeln – mit Freude?

Ein kellerartiges Gewölbe. Die nackten Leichen, preisgegeben. Neugierige schlurfen zwischen den Tischen herum, mit schleimigen und stumpfen Blicken, wie in einer grausigen, perversen Jahrmarktsbude.

Rote, besinnungslose Wut bricht in Lott los: Christine –! Dich sollen sie so nicht ansehen, Christine! Sie hetzt von einer starren Gestalt zur andern, mit hämmernden Schläfen. Wo eine weibliche Form in ihren Blick fällt, hastet sie hin, die Fäuste in den Jackentaschen halb vom Körper fortgestreckt, bereit zu der einen notwendigen Geste: Christine zu decken vor den fremden Augen. Und doch von Scham gewürgt auch für diese unbekannte Frau, neben der winzig und verknäult ein neugeborenes Kind liegt (“Gasleiche,” bemerkt Redy mit Kennermiene), für diese Alte in der jammervollen Häßlichkeit

der grauen, striemigen Hautfalten über der verbrauchten Elendsgestalt.

Jetzt sind sie am andern Ende des Saals angelangt. Ratlos sehen sie sich an: ist es möglich, daß sie sie übersehen hätten? "Wir gehen jetzt mal ganz methodisch von einem Tisch zum andern," entscheidet Redy.

Sie hasten zurück, kreuzen wieder die flanierenden Tagediebe mit ihren versteckten Leichenschänderblicken. Oh Christine, schluchzt es zornig und verzweifelt in Lott. Stolz, keusches Geschöpf – . Nie hätte sie das getan, wenn sie dies gewußt hätte.

Wieder am Eingang. Christine haben sie nicht gefunden. Noch immer liegt sie ungeschützt –

"Mal fragen. Vielleicht gibt es noch einen Saal." Sachlich übernimmt Redy die Führung der Angelegenheit. Er steuert auf einen älteren schwächlichen Mann mit diskreter Beamtenmütze zu, der auch da hin- und hergeht, aber die Augen nicht auf die Leichen, sondern auf die Besucher gerichtet.

"Ja, wenn Sie den Namen wissen – . Und der ist gleich bei der Einlieferung angegeben worden?" Das Gesicht hat schlaffe Falten von ungesunder Farbe, als hätte die ständige Beschäftigung mit den Leichen allmählich einen feinen, dichten Puder in die Haut gefiltert. Und doch ist dies Gesicht beruhigend: nur triste Langeweile ist darin, nicht die scheußliche, zäh brodelnde Unruhe wie bei den andern und nicht diese glipschigen Blicke wie tote Quallen.

"Christine Gebhard?" Er scheint in seinem Kopf ein unsichtbares Register aufzuschlagen. "Kommen Sie mit. – Ausgestellt werden bloß die Leichen, die nicht identifiziert sind. Die Verstorbenen, deren Personalien ordnungsgemäß angegeben werden, das ist ganz was anderes," sagt er über die Schulter zu ihnen hin, mit leisem Tadel: so etwas nicht zu wissen, daß die Leichen, deren Papiere in Ordnung sind, Anspruch auf rücksichtsvollere Behandlung haben als der namenlose Plebs des Todes.

Redy hat ihm gesagt, mit großer Sicherheit, sie seien Verwandte der Verstorbenen, heute morgen durch Telegramm benachrichtigt, eben seien sie aus Magdeburg angelangt. Sonst hätte der Kerl vielleicht noch Geschichten gemacht, man kennt doch die Beamten.

Die Hinterwand des niederen, gekalkten Vorraums ist von einer Art schwarzer Warenaufzüge eingenommen, die mit schweren Eisenplatten verschlossen sind.

"Warten Sie hier 'n Moment." Ihr Führer geht und öffnet die schwarze Klappe rechts; eisige Luft weht sie an. Rasselnd zieht er eine schwarzlackierte Bahre heraus. In Lott zieht sich alles zusammen: jetzt wird der... Aber er handhabt seine gewohnte Last so gleichgültig, als wenn es sich um eine Kiste mit alten Stiefeln handelte. Geschickt dirigiert er die Bahre auf grietschenden Rädern genau vor sie hin. Bleibt einen Augenblick stehen, bis er sich überzeugt hat, daß diese Verwandten offenbar zu keinen verbotenen Gefühlsausbrüchen aufgelegt sind – . "Na, denn laß ich Sie 'n Moment, aber nicht lange, die Abgeschiedenen müssen in der zuträglichen Temperatur gehalten werden." Und eilig schuffelt er auf unhörbaren Gummisohlen anderen Pflichten zu.

– Sie ist unvorstellbar schön. Die entrückte Vollendung schweigenden Marmors. Jemand hat ihr einige langstielige Lilien zwischen die Hände gelegt, die sich nicht mehr falten ließen. In den schlanken Schäften, von den Knien herauf, ist dieselbe pure, streng aufstrebende Linie wie in den Konturen des steil gestreckten Körpers.

"Da hat einer es doch wahrhaftig für nötig befunden, 'ihre Scham zu bedecken'; Idioten!"

Lott lächelt flüchtig, auch ihr ist dieser Gedanke durchgehuscht.

Und dann sieht sie das Gesicht.

Das ist der Tod – ? Wissen. Entrückte Hoheit und Wissen. Ein unirdisches Leuchten bricht aus dieser Form hervor, aus andern Tiefen her als die, die wir kennen. Errungen-haben. Vollendetsein. Hoheitsvolles, unendlich wissendes Lächeln; ja, den strengen und klaren Abglanz eines fernen Lächelns – so wie Menschen nicht zu lächeln wissen – hat die Begegnung mit dem Tode in diese Züge geprägt. Und kaum spürbar und doch unausweichlich vorhanden, wie mit nadelfeinem Stift in die starken Striche einer überwältigenden Zeichnung gesetzt: der milde, mitleidig erhabene Spott des Wissenden. Über uns, die wir blieben, oder über das Leben, das sie verließ?

Mit der intensen Anspannung ihres Durchdringenwollens beugt Lott sich über das verwandelte Antlitz: daß dieser fast erfaßte Ausdruck sich in Denkbare umwandle für sie. Dies Wissen und diese entrückte Hoheit.

Ja, Christine weiß jetzt.

Wie viele junge Menschen hat Lott in ihren ersten Jugendjahren viel über das Geheimnis des Todes gegrübelt. Aber wie das Leben sie immer unentrinnbar in seine Wirbel zog, sind diese Gedanken unmerklich in den Hintergrund geglitten. Der Tod ihres ersten Kindes hat die Frage noch einmal schmerzhaft in ihr aufgerissen, und dann ist sie bald wieder von Lebensnöten verschüttet worden. Jetzt packt das Antlitz der toten Freundin sie plötzlich mit zwingender Gewalt:

Bei ihr bleiben, ganz allein mit ihr sein, sich in die geheimnisvoll veränderten Züge hineinfragen, hineingraben – . So muß sie auf den Grund des Wissens gelangen, das so eindringlich bis unter die dünne Haut der stummen Maske emporgestiegen scheint.

Da sieht sie Redys Hand sich sanft und beschützerisch auf die schimmernde, hoheitsvolle Stirn der Toten legen. „Armes Kind,“ sagt er mit mildem Bedauern.

Sie wendet den Blick weg. Nie hat Redy sie so abgestoßen. Ist er denn völlig undurchlässig?

Väterlich geschändet, denkt es in ihr.

Entrüstet ist der Beamte zurückgekommen. Er hat sie wohl vom Saalausgang her im Auge behalten. „Aber Herr, wie können Sie . . . Das ist verboten! Sowas – gebildete Leute – streng verboten!“ Und mit den heftigen Bewegungen des Schwergekränkten zieht er die Bahre vor ihnen weg und schiebt sie mit scharfem Krach in den Eisschrank zurück.

Auf der Straße merkt Redy bald, daß seine gute Baabe möglicherweise imstande ist, in harmlose Mitmenschen hineinzurennen. Er nimmt sacht ihren Arm, und sie läßt es geschehen, sie scheint es gar nicht zu merken. Zu gewohnt ist ihr noch diese Berührung. Ihn aber durchstößt der sanfte Kontakt ihres Körpers wie ein glühendes Messer. Mehr will er nicht für sein ganzes Leben als immer so – immer so neben ihr gehen, das leise Wiegen ihrer Hüfte spüren und das Atmen ihrer Brust. Aber ein Blick in ihr Gesicht macht ihn erschrecken. Es ist, als mühten ihre blassen Züge sich, die Maskenstarre der toten Frau da hinten nachzubilden. Wahrhaftig, sie hat ein Talent, sich von allem mitnehmen zu lassen! Hat er gar nicht gewußt, daß diese Christine ihr *so* nahe steht. Am besten wäre es sicher, wenn sie gehörig weinen könnte. Man müßte versuchen, ihre unvernünftige Starre mit realeren Dingen zu durchsetzen. Und so sagt er, was ihn seit dem Verlassen des Leichenschauhauses wurmt: „Wir hätten eigentlich dem Mann ein Trinkgeld geben müssen. Er hat sicher drauf gewartet. Hätte sich auch gleich viel höflicher betragen, klar.“

„Wie?“ fragt Lott, aus ihrem Grübeln gerissen. Und als Redy es wiederholt hat: „Ach so, ja . . .“, und schon ist sie wieder weg. Scheint sie gar nicht kapiert zu haben. Nur ihren Arm hat sie aus dem seinen gezogen. Das hat er nun davon.

Sie sind schon weit gegangen, da sagt Lott mit so unbeteiligter Stimme, als wolle

sie verhüten, daß es die Arbeit ihrer Gedanken unterbricht: "Traurig sein um Christine brauchen wir sicher nicht. – Oh nein. Zum Weinen ist da nichts, glaube ich."

Na also, denkt Redy. Ganz meine Meinung. Jammern können einen bloß die Lebendigen, notabene Endesunterzeichneter.

Lott wirft sich an Saschas Hals, und die seelische Spannung der letzten Stunde bricht auf in trockenem, stammelndem Schluchzen.

Auch Sascha ist erschüttert. Gerade gestern hat Lott ihm von Christine erzählt, und sie haben beschlossen, sie in den nächsten Tagen zu besuchen.

"Das ist schrecklich, Geliebteste meine." Er hält sie fest und gut. "Wären wir zu ihr gegangen – sie hätte sich nicht getötet, das ist gewiß."

Hell durchfährt sie für einen Moment die Freude über sein ruhiges Vertrauen in seine Kraft.

"Ja, aber – das ist es nicht – . Oh Sascha, ich hätte es... Was heißt das: sie ist tot? Was ist der Tod? Das – es war so – so sichtbar – Sascha! Ihr Gesicht – . Und ich habe es nicht erfassen können – . Begreifen will ich – "

Immer hat sie ihre geistigen Erlebnisse auch vor Redy verschlossen, selbst die inneren Bewegungen bei Alfs Tod hat sie ihm verschwiegen. Aber Sascha, der größer und weiter gespannt ist als alle, der anders denkt und handelt als nach den gewohnten platten Gebrauchsmaßstäben, dem das Absolute die Atemluft zu sein scheint – vor ihm kann sie sein wie in sich selbst, kann sich preisgeben, hemmungslos alles aus sich heraussagen, ohne kontrollierende Scham und ohne die erniedrigende Befürchtung, unwahr oder kitschig zu wirken. Noch hat sie nicht begriffen, wie fern und fremd gerade sie beide einander sind.

Jetzt läßt er sie sanft auf den Schreibtischsessel gleiten. Und sie sitzt da in sich zusammengesunken, starrt zu Boden, und mit dieser unnatürlichen trocken schluchzenden Stimme wiederholt sie immer dasselbe, in einem abgerissenen Monolog.

Sascha ist ans Fenster getreten und sieht aufmerksam auf sie hin. Wie fremd ist ihm doch diese Frau! So hat er Frauen um ihr Liebstes trauern sehen, mit derselben mißtönend jammernden Stimme, und es hat ihm das Herz aufgerissen. Aber was redet sie da? Das ist nicht die Trauer um ihren Verlust, um das unwiederbringliche einzige Leben, das die Freundin von sich warf. – Er hat so oft dem Tod ins Gesicht gesehen – wann denn war sein Leben nicht bedroht? Er hat Tote gesehen, und die ihm teuer waren, und noch mehr Kameraden hat er einem sicheren brutalen Tod überlassen müssen, ohne ihnen helfen zu können. Und er hat bitter um sie getrauert und um seine Machtlosigkeit. Aber zu Grübeleien über die Frage "Was ist der Tod?" hat er nie die Muße gehabt und nie die Notwendigkeit empfunden. Zu anderem hat der Gedanke an die verlorenen Genossen ihn angespornt: für das zu kämpfen, immer unermüdlicher, wofür sie ihr Leben gaben: für ein schöneres, gerechteres Leben der Lebenden. – Und er erinnert sich, daß Redy ihm sagte, Lott sei eine begabte Schauspielerin gewesen...

"Nun, nun..." Und in seinem begütigenden Ton ist ganz leise Ungeduld und Rüge.

Scheu sieht sie zu ihm hin: er hält es für Theater, begreift sie. So darf ich nicht "mich gehen lassen", auch vor ihm nicht? Es ist wahr, der unnatürliche jammernde Ton, der anfangs eine einfache nervöse Reaktion war – sie hätte schon sich beherrschen und ihn abstellen können. Jetzt ist es doch nur noch ein unzureichender Versuch, unbewußt, ihrer verworrenen Trauer Form zu geben. Ebenso unzureichend wie die Tränen beim Tod ihres Kindes. Unzureichender – denn hier ist es nicht nur kreatürliches Leid, sondern die Hilflosigkeit des beschränkten Geistes vor dem Undurchdringbaren.

Sie senkt den Kopf, richtet sich aus ihrer zusammengesunkenen Haltung auf und schweigt.

Aber diese Unstimmigkeit läßt keinen Schatten zwischen ihnen. Sie bleibt nur als Tüpfelchen in dem Bild, das jeder in sich von dem andern zu entwerfen begonnen hat – und wie oft werden sie noch daran berichtigen müssen!

Auch Lott geschieht es bald, daß sie Sascha falsch beurteilt; aber es dauert nicht lange, da erkennt sie ihren Irrtum. – Während sie abends den Tisch deckt, erzählt Sascha von einem Menschen, den er monatelang ernährt hat, und als er später selbst einmal Hilfe gebraucht hat, hat jener ihn schmählich sacken lassen. – Lott geht ordnend um den Tisch herum und fühlt den feinen Stich einer Enttäuschung: Mein Gott, so reden sie alle! Will Sascha denn vor ihr Eindruck schinden mit seinem “Edelmut”? Es ist doch selbstverständlich, daß man andern hilft, und fast ebenso selbstverständlich, daß die sich dadurch zu nichts verpflichtet fühlen. Aber sowas sagt man doch nicht – sowas tut man nur.

Aber sehr bald erkennt Lott, daß sie ihrem Sascha Unrecht getan hat und daß sie sich daran gewöhnen muß, ihn nach seinem eigenen Maß zu messen und nicht an Hinz und Kunz. Er ist wirklich der bedenkenlos großzügigste Mensch, den sie je gesehen hat; auch hier gewöhnen die Bekannten sich bald daran, “in seine Tasche zu gehen wie in ihre eigene”. Aber das ist bei ihrer Korrektur nicht das Wesentliche, sondern dies: er spricht niemals mit der Absicht, Eindruck zu machen. Dagegen “wir Zivilisierten”, denkt sie – selbst wenn wir keine direkte Absicht im Hintergrund haben, geht doch bei uns erst alles durch das hemmende Sieb einer Zensur; wir ziehen den jeweiligen Zuhörer in Betracht, erwägen seine wahrscheinliche Mentalität und drücken uns ihr entsprechend aus, oder enthalten uns überhaupt, in der Vermutung, es könne schief aufgefaßt werden. Sascha “gibt sich” wirklich mit jedem Wort, ohne kluge Abstriche und ohne sich um die Wirkung zu kümmern. Er spricht wie er lebt – ganz und spontan nur aus sich heraus. Das Wort “primitiv” drängt sich ihr auf, aber in anderem Sinne als man es sonst anzuwenden pflegt: er ist ursprünglich, undifferenziert, ungebrochen – ja so: sein Wesen ist nicht in die chatoyanten Prismen gebrochen wie es bei ihr selbst der Fall ist.

Und zumeist erkennt sie, in ihrem Zusammenleben mit Sascha, wie sie sich korrigieren muß: zu sich selbst zurückfinden. Ja, aus Saschas schöner Unbedenklichkeit und Geschlossenheit spricht es sie manchmal an wie eine Erinnerung an den Menschen, der sie einmal war. Es sind alles nur Kleinigkeiten. So wie an jenem Abend, als sie ihre vierzehn Tage feierten.

Tagsüber ist Sascha wie immer mit seiner Fotokanone auf die Straße gegangen. Lott hätte am liebsten gesehen, daß er nur soviel arbeiten geht, als es braucht, damit sie das Nötigste zum Leben haben. Diese Fotografie auf der Straße – welch eine Überwindung jede Stunde kosten muß! Aber Sascha will nichts davon hören. “Es werden nicht immer gute Tage sein, jetzt beginnt bald der Winter. Und ich will, daß es soll dir an nichts mangeln, Teuerste.” Er will auch nicht, daß sie ihn begleitet oder ihn an seiner Straßenecke aufsucht. Sie wäre lieber mit ihm gegangen, sie ist nicht die Frau, die zu Hause bleibt und den Mann sich plagen und sich von ihm ernähren läßt. Aber sie versteht seinen Stolz, der es nicht ertragen kann – wenn er es auch nicht sagt –, daß die Geliebte ihn bei dieser Beschäftigung sieht.

Und doch ist er froh, diesen Erwerb zu haben. Als er 1921 aus Rußland kam, haben

die deutschen Genossen ihm aus ihrer Solidaritätskasse wöchentlich eine kleine Summe für seinen Lebensunterhalt gegeben, und er hätte jahrelang so leben können, wie Machno es auch tut. Ihm aber paßte das nicht. Und nach wenigen Wochen, da er in Berlin keine Arbeit fand, ist er nach Paris gegangen. Dort haben Genossen ihm Arbeit in einer kleinen Werkstatt verschafft. Der "Patron" hat ihn auf Stücklohn angenommen, da er sicher mit seinem einen Arm nicht soviel schaffen könnte wie die andern. Aber nach kurzer Zeit hat er den Kniff gefunden, die paar Handgriffe der immergleichen Beschäftigung so rationell auszuführen, daß er mehr schaffte als die andern. Darauf wollte der Patron ihn auf Stundenlohn setzen, das wollte er sich nicht gefallen lassen, und er ist weggegangen. Zu jener Zeit hörte er, daß Genossen in Belgien mit Schnellfotoapparaten auf die Straße und auf Jahrmärkte gehen und wunderbar unabhängig damit leben. Er ist nach Belgien gefahren und hat eine Zeitlang mit einem geliehenen Apparat gearbeitet, bis er sich selbst einen anschaffen konnte. Gewiß, es ist nicht die angenehmste Art, sein Brot zu erwerben, aber es ist eine der wenigen Arbeiten, bei denen man weder ausgebeutet wird noch selbst jemanden ausbeutet: man lebt von dem Ertrag seiner Arbeit, und man hat den *ganzen* Ertrag seiner Arbeit. Und man verdient gut dabei. Die Genossen arbeiten nur während der guten Jahreszeit, und da verdienen sie genug, um den Winter über ruhig leben zu können. "Aber bei mir ist es immer anders gekommen; ich habe nicht weniger gearbeitet und verdient als die andern, aber nie ist bei mir ein Pfennig geblieben. Immer waren da Genossen, die keine Arbeit haben, und die müssen ja auch leben. Gewiß, gut wäre es, wenn man könnte einen Winter ruhig durchleben einmal und an eine ernsthafte Arbeit denken. Ich muß schreiben, Ljubimotschka... Es ist eine Pein manchmal, daß ich so lange habe das Schreiben beiseitegelassen. In Belgien hatte ich wieder angefangen, wenn ich bin abends von der Straße gekommen. Aber wenn sie mich haben ausgewiesen, da haben sie mich von der Straße weggeholt mit dem Apparat und nicht erlaubt, daß ich geh nach Haus und hole meine Sachen. An die Grenze geführt, zur Nacht, und Adieu! Wenigstens haben sie mich wählen lassen, welche Grenze. Ich habe den Leuten geschrieben, sie sollen mir bloß meine Manuskripte schicken, haben sie aber nicht gemacht. Und so ist das alles verlorengegangen, auch was ich sonst schon hatte geschrieben. Und manches kann man nicht von neuem so machen. Aber sollen wir nur eine ruhige Zeit haben, dann werden wir schon wieder etwas schaffen!"

Nun ist Lott natürlich noch ängstlicher bemüht, gut mit dem Geld zu wirtschaften, das Sascha nach Haus bringt. Jeder Groschen, den sie ausgeben muß, jammert sie. Und nur widerstrebend hat sie zugegeben, daß sie wie Sascha Butter essen soll. Man muß realistisch denken. Sascha ist Vegetarier, seit Jahren schon; ganz einfach aus Ästhetik, ethische Prinzipien haben da gar nichts zu suchen, betont er. Er will aber nicht, daß sie sich nach ihm richtet und verlangt, daß sie sich gelegentlich mal Wurst, einen Bückling, ein Stück Fleisch kauft. Nun, dann braucht sie aber keine Butter, findet sie, sondern kann sich mit Margarine zufriedengeben. Und hat schon in ihrer hinterlistig sorgenden Liebe heimlich beschlossen, Wurst und dergleichen beim Einkaufen zumeist zu vergessen oder das einmal Gekaufte bis an ihr Lebensende dauern zu machen. Sascha aber versteht die Sache nicht auf diesem Ohr, sondern hat ihr klargemacht, daß sie ihn beleidigt, wenn sie so handelt. Und sie hat ihm nachgeben müssen.

Nun aber, die vierzehn Tage, die sie beisammen sind, die wollen sie feiern! Lott läßt es auch an nichts fehlen, festlich deckt sie den Tisch, überall sind Blumen, und auch an die Schönheit der Kerzenbeleuchtung erinnert sie sich wieder. Aber Wein ist so schrecklich

teuer! Und sie kauft Heidelbeerwein, das ist der beste Obstwein, sehr wohlschmeckend, und soviel billiger als richtiger! Damit ist ihrem Sascha eine gute Stunde oder mehr seiner scheußlichen Arbeit erspart.

Aber als Sascha die Etiketten sieht – er sagt nichts, aber sie spürt, daß es ihm nicht gefällt. Und Lott, ihrer Art gemäß, rechtfertigt sich nicht.

Aber sie begreift, daß sie ihm mehr Freude gemacht hätte, wenn sie großzügig mit dem Geld umgegangen wäre, das er erwirbt. Und mit Schrecken erkennt sie, daß die durchsorgten und durchkrampferten Jahre angefangen haben, sie kleinlich, ängstlich und zu einer Rechnerin zu machen. Und mit einem Aufatmen: das soll jetzt alles ein Ende haben, Lott wird wieder Lott werden!

Oh, es gibt noch andres in ihr, was Sascha nicht gefallen kann und über das sie selbst erschrickt und sich schämt, wenn sie es in Saschas schweigender Ablehnung erblickt wie in einem scharfen Spiegel. Seit der Zeit der "Jungfrau" hat sie die Gewohnheit angenommen, gelegentlich mit Freunden eine Zigarette zu teilen. Und wenn sie in übermütiger Laune ist, kann es ihr einfallen, auch ohne Notwendigkeit einem Kameraden die Zigarette aus der Hand zu nehmen und einen Zug zu tun. Gerade das, was ihrem zurückhaltenden und hochmütigen Wesen entgegen ist, reizt sie an dieser Geste. Einmal sieht Sascha sie so tun, und sie spürt, wie es ihn trifft. Und da erinnert sie sich: an jenem ersten Abend in der Köllnischen Straße, als sie nebeneinander auf der engen Bank saßen und der mächtige Strom durch sie beide kreiste – da haben sie eine Zigarette von ihren Lippen in die seinen gehen lassen und aus den seinen zu den ihren. Und es war ihnen beiden wie eine heimliche Kommunion.

Und jetzt muß es ihm scheinen, als ob diese Geste ihr gar nichts bedeutete – ein Impuls "Kanaille", den sie auch dem gleichgültigsten Menschen gegenüber haben kann. Für sich selbst weiß die kluge Lott natürlich sofort alle möglichen erläuternden Verallgemeinerungen: daß es gerade bei den "anständigsten" Frauen so einen Impuls "Kanaille" gibt, als ein naturnotwendiges Gegengewicht zu ihrer Unantastbarkeit, wenn sie ihn sich auch meistens verkneifen, weil ihnen der Mut dazu mangelt; daß in der allgemeinen Saloppeerie dieses Milieus eine solche Geste gang und gäbe ist, wie Sascha auch schon bemerkt haben muß, und von ihr aus höchstens den mißglückten Versuch bedeutet, sich zu den Leuten hier einmal ungezwungen von gleich zu gleich zu stellen. ^[68] Aber Sascha in seiner Ursprünglichkeit wird kaum bedenken, daß dieselbe Geste zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Motive haben kann. Und auch ohne seine besondere Erinnerung – Lott begreift, daß so etwas ihm mißfallen muß an seiner Geliebten.

Nein, Lott, du mußt wieder zu dir hinfinden, deinen Stolz nicht in billiger Kompagnonschaft verplempern. Und da, wo dein Stolz von selbst nicht ausreicht, ihn höher bauen, größer werden im Kontakt mit diesem großen und stolzen Menschen.

Und auch in ihrer Arbeit muß sie wieder echt und sie selbst werden. Anfangs dachte sie, sie könnte doch auch was zum Lebensunterhalt beitragen, wieder zu schreiben anfangen. Mosse hat sie Redy überlassen, aber sie hat ja noch Ullstein, und damit ist die Zeitungswelt auch noch nicht zu Ende.

Sascha hat einige ihrer Erzählungen gelesen, sie hat ihm die gegeben, die sie am besten findet. Er war nicht begeistert. Der erste Mensch, der darüber urteilt wie sie! (Oder jedenfalls, der es ihr sagt.) "Gewiß, es ist nicht schlecht," sagte er behutsam. "Aber du siehst, es ist kein guter Stil ^[69], und die Psychologie ist nicht ausgearbeitet. Das ganze

⁶⁸Im Original "ungebunden" statt "ungezwungen".

⁶⁹Im Original gestrichen: "ein Zeitungsstil".

ist – Stamp. Nein, Geliebteste, du kannst es besser machen. Ja, die Hexe Lott – das hat Wert. Aber siehst du – keine Zeitung hat das genommen.” Und er hat sie gebeten – oh, wie warm und herzlich und überzeugend er zu bitten versteht! – die Arbeit an den Zeitungen aufzugeben, sonst würde sie sich gänzlich verderben. “Und wenn du willst mir einen ganz großen Gefallen tun, Ljubimaja, dann gibst du alles Schreiben auf für gute zwei Jahre, bis du hast alles vergessen – ja, bis du hast sogar Schreiben vergessen. Dann wirst du beginnen ganz aus Frischem, und du wirst wirklich schaffen können das, was du hast in dir.”

Nun wäre es immerhin schön, wenn sie auch wieder was verdienen würde; aber mit einemmal, seit diesem Gespräch mit Sascha, geht es nicht mehr. Jeder “Zeitungssatz”, der ihr so glatt aus der Feder läuft, macht sie innerlich erröten. Und wenn sie versucht, wirklich ernsthaft zu arbeiten – da merkt sie, daß sie schon da angekommen ist: sie hat sich schon zu sehr hineingeschlittert in die bequeme, belanglose Seichtigkeit der marktgängigen Tagesware. Und entmutigt schiebt sie das Papier beiseite: Sascha hat recht gehabt. Es gibt keine andere Möglichkeit, wenn sie ihr Schaffen ernst nimmt; sie wird sich eine gründliche Entgiftungskur auferlegen müssen. Aber wie unnütz sie sich vorkommt!

Bis unvermutet eine Möglichkeit auftaucht – Ernst Friedrich, der das Antikriegsmuseum gegründet hat, gibt seit einiger Zeit eine Wochenzeitung heraus, die “Schwarze Fahne”. Aber er hat die größten Schwierigkeiten, sie zu halten. Es gibt schon mehrere anarchistische Zeitungen von verschiedenen Tendenzen, die sich die beschränkte Leserschaft der Genossen teilen. Und außer Anarchisten liest sicher kein Mensch jemals diese Blätter.

Wenn er einige Menschen hätte, die die “Schwarze Fahne” auf der Straße verkaufen – Lott ist elektrisiert. Das kann sie doch machen! Zwei Fliegen mit einer Klappe. Sie hat noch nicht vergessen, wie unbegabt sie für dergleichen ist; immerhin ist es ein Unterschied, für Dr. Herzmanns kommerzielle Unternehmung Kunden zu werben oder eine Zeitung verbreiten zu helfen, die freiheitliche Ideen vertritt.

Wenn es auch ein bißchen peinlich ist, ideologische Bestrebungen und materielle Notwendigkeit miteinander zu verquicken; aber der Standpunkt der “Schwarzen Fahne” ist nicht dermaßen der ihre, daß sie sich ihr bedingungslos verpflichtet fühlte. Sie würde sie nicht einmal abonnieren oder sie laufend kaufen. Wie bei allen anarchistischen Blättern liegt das ganze Gewicht auf politischen und ökonomischen Fragen, und das erscheint Lott nun mal ein bißchen ungenügend. Und das ganze Niveau, die Mentalität, die Sprache – es ist nicht ihre persönliche Sache.

Sascha äußert sich nicht gerade ermutigend zu ihrem Plan. Auch er findet den Horizont der anarchistischen Presse zu begrenzt; aber schließlich kann er ihr auch nicht abraten, etwas zu tun, was doch der Bewegung nützlich sein kann.

Mit festem Mut macht sie sich eines Nachmittags auf, um die Zeit, wenn die Leute von der Arbeit kommen. Am Alexanderplatz stellt sie sich neben einen Laternenmast, hängt ihre fünfundzwanzig Zeitungen über den Arm – und mit einemmal fühlt sie sich schrecklich allein und ausgeliefert. Sie strafft sich. Ah was, aller Anfang ist schwer. Ich kann alles, was ich will. Sie kniffelt ein Blatt so, daß nur der kräftig gesetzte Titel zu sehen ist, und hält es wie ein Aushängeschild vor die Brust. “Die Schwarze Fahne, das Blatt der freien Menschen, der Bewegung für die zukünftige freie Gesellschaft.” Ihre Stimme gleitet ab an der endlos und rastlos vorüberwellenden Mauer aus Menschenleibern und -gesichtern. Sie müßte ihre Zeitung einladend entgegenhalten – jetzt – dem nächsten – . Ihr Arm gehorcht nicht, er wartet immer auf einen andern nächsten, bei dem es leichter gehen wird. Gleichgültige Blicke, neugierige Blicke in unruhigem Strom vorüber. Wenn sie

nur erst das erste – das wird ihr Mut geben. Ihr Gesicht ist holzig. Ekelhaft, so ausgestellt zu sein. “Die Schwarze Fahne, das Blatt der freien Menschen . . .” Wie es strömt, rastlos, ohne Aufhören. Bald ist ihr, als ströme es durch ihr Hirn, schwindelerregend. Und all die unruhigen gegensätzlichen Einzelbewegungen, die den allgemeinen Zug zerreißen, haken schmerzhaft an. Sie lehnt sich gegen den Laternenpfahl. Immer wieder hebt sie ihre Stimme wie ein zu schweres Gewicht: “Die Schwarze Fahne . . .” Keiner hält den Schritt an. Nein, sie gibt es nicht auf, sie bleibt da stehen. Einmal muß doch –

Eine unvorstellbar lange Stunde. Noch immer hängen alle fünfundzwanzig Exemplare über ihrem Arm. Sie hat längst keine Gedanken mehr. Die stumpfsinnige Marter dieses Sichanbietens, unablässig zurückgeworfen von der Indifferenz der vorüberquabbelnden Masse. Wie eine ausgeweidete Puppe hängt sie an ihrem Laternenmast, gepfählt von den unzähligen Blicken, den gleichgültigen, den neugierigen. Sie braucht all ihren Willen und ihren zähen Trotz gegen sich selbst, um nicht wegzurennen. “Die Schwarze Fahne, das Blatt . . .”

Plötzlich ein Arm, der sie rasch und fest umschlingt. Hastig zieht Sascha sie mit sich fort. Er ist blaß. “Nie wieder! Wie ich habe dich da gesehen – Kind meins! Nie wieder wirst du so etwas machen!”

Die wöchentlichen zehn Mark für ihre kleine Frigga muß sie ihrem Sascha jetzt auch aufhalsen. “Aber Kindlein, es ist doch mir ein Freude, daß ich kann etwas tun für deine kleine Göre!” meinte er mit einem guten Lächeln. Und scherzend: “Und besser so, als sie ist mit uns und kräht uns die Ohren voll!” Er umschlingt sie, mit einem aufmerksamen, liebevollen Blick: “Du verstehst: wenn es müßte sein, würde sie auch mit uns leben können. Aber es wäre ja auch nicht gut für sie selbst, in dieser engen Bude mit uns zweien. Ich habe dir schon gesagt, wie ich denke: Revolutionäre dürfen keine Kinder haben. Oder die Kinder kommen nicht zu ihrem Recht, oder die Revolution. Und da noch kein Mensch ist mir so teuer gewesen wie die Revolution . . .”

Nur ist dies Prinzip nicht immer ganz einfach einzuhalten. Leider ist sein Same scheinbar sehr lebensdurstig, und alle seine Geliebten haben Aborte machen müssen. Nur Rachill, die hat es einmal gegen ihn durchgesetzt, und da ist der kleine Dodik geboren worden. [70] Natürlich, er wird eine Frau niemals zwingen, aber außer dem einen Mal –

⁷⁰Rachill und Dodik:



und da war er auch die ersten Monate gerade fort – hat er doch die Frau immer überzeugen können, daß es gewissenhafter ist, bei der dauernden Ungewißheit, in der sie leben müssen, die Frucht nicht auszutragen. Und Dodik – wieviel Not und Plage und Herzweh das Dasein dieses Kindes schon mit sich gebracht hat!

“Und doch weiß ich,” sagt Sascha sinnend, “daß Rachill wollte jetzt um nichts in der Welt ihren Dodik missen.”

Lott fragt sich, wie es mit ihr werden wird. Noch jedesmal, wenn sie einen Mann liebte, hat sie sich ein Kind von ihm gewünscht. Auch jetzt hat sie schon gedacht: ein Kind von uns beiden – welch ein Kerl muß das sein! Aber es ist nur erst ein spielender Gedanke, kein zwingender Wunsch, der aus ihrem Bauch aufgestiegen wäre. Und wenn es dazu kommt – wird sich dieser Wunsch dann durch Saschas Argument und seine Überzeugungskraft verdrängen lassen? Wir werden sehen.

Sie erinnert sich an das, was sie Redy einmal sagte, einige Wochen nach Alfs Tod, als es ihnen mit einemmal aufging, daß es Redy nun ja gar nicht mehr nötig hatte, sich mit täglicher Arbeit zu versklaven. Wenn sie jetzt daran denkt, spürt sie noch den etwas angestrengten Elan, den es brauchte, um sich zu dieser Erkenntnis aufzurecken: “Vielleicht ist es richtig so, daß Alf gestorben ist. Das Erlebnis, das seine Geburt mir gebracht hat – das habe ich nötig gehabt. Gewiß, hätte ich es nicht erlebt, so hätte ich nicht gewußt, daß mir etwas fehlt, aber ich wäre nicht ganz gewesen. – Aber was wäre jetzt gewesen? Jahrelanges Sorgen, der endlose Alltag des Eltern Glücks und die Angst bei den Krankheiten – und du ohne Ende in der Fron. Zwei Menschen, die ihr ganzes Leben auf die Notwendigkeiten eines neuen Menschen umstellen müssen. Nein, das ist wohl nichts für uns.”

Damals wußte sie noch nichts von der immer neuen närrischen und ehrfürchtigen Entzückung, die das Aufwachen eines Kindes gibt. Mit ihrer kleinen Frigga hat sie es erfahren, trotz allem – und jetzt? Die Kleine ist sicher sehr vergnügt, dazusein. Aber dieser Zustand des unvermeidlichen dauernden Getrenntseins ist ja eigentlich nicht das, was man sich vorstellt, wenn man ein Kind haben will. Man gewöhnt sich daran, ja – . So daß es einem gar nicht mehr bewußt ist, daß einem etwas mangelt. Aber wieder vergeht für Lott nicht eine Nacht ohne beklemmende Angstträume, die ihr das Kind in schrecklichen Bedrohungen zeigen. Bei Tage, selbst wenn sie an Frigga denkt, hat sie gar nicht so große Sehnsucht nach ihr. Sie weiß ja, daß sie sie nicht bei sich haben kann und daß sie bei den Eltern viel bessere Lebensbedingungen hat in dem sonnigen Haus, dem Garten, der reinen Luft. Und Lott ist so ganz erfüllt von ihrer Liebe zu Sascha, daß ihre Mütterlichkeit keinen Platz daneben zu haben scheint. Des Nachts aber kommt sie hervor und rächt sich...

Redy hat natürlich diese Möglichkeit nicht außer acht gelassen, Lott in Angst zu versetzen. Er hat ihr gedroht, das Kind “ordnungsmäßig” oder mit Gewalt oder List ihren Eltern wegzunehmen. Aber damit hat er selbst bei der gutgläubigen, fantasiebegabten Lott keinen Eindruck erzielt. Du meine Güte: Redy hat gedroht – !

Sie hätte Lust, ihm zu sagen: Mein lieber Freund, was willst du überhaupt? Fünf Jahr lang hast du Lott Babendeerde gehabt. Das ist viel mehr, als dir von Rechts wegen zugestanden hätte. Also sei froh mit dem, was du gehabt hast, statt noch ewig Geschichten zu machen.

Trotzdem schreibt sie ihrer Mutter von Redys Drohung. Lieber zu vorsichtig sein.

Sie schreibt jetzt häufig an ihre Mutter, lange Briefe. Plötzlich, seit sie sich von Redy getrennt hat, ist die irritierte Verteidigungsstellung, die so lange in ihrem Verhältnis zu ihren Eltern lag, verschwunden. Sie hat ihnen gesagt: “Ich habt recht gehabt mit Eurer

Meinung über Redy, ich wußte es seit langem, aber ich wollte es nicht zugeben – vor mir selbst nicht einmal.” Es muß ihnen eine große Befriedigung gewesen sein, daß ihre eigensinnige Tochter ihnen so ganz feierlich Satisfaktion gibt. Und nun möchte sie ihrer Mutter auch zeigen – der starrköpfige Vater wird sich kaum überzeugen lassen –, daß sie jetzt besser gewählt hat.

Und sie schreibt : “... Aber wenn du denkst, daß man ihm etwa helfen müßte, weil er nur einen Arm hat ! Oh nein, dazu ist er viel zu stolz. Es gibt nichts, das er nicht ebenso gut machte wie jeder andre. Sein Wille ist es, der ihn zu allem fähig macht. Ohne seinen starken Willen hätte er ja überhaupt dem Leben gar nicht standhalten können, das er gelebt hat.

Und wie er von seinen revolutionären Kämpfen, von seiner illegalen Arbeit, von seinen Jahren im Gefängnis erzählt ! Da verhext er dich vollkommen. Als hätte er das Rezept von Othello übernommen. Bis in die Nacht sitzen wir oft, und eine Erinnerung holt die andere hervor. ^[71] Und wenn er auch durchaus nicht immer im Mittelpunkt seiner Geschichten

⁷¹Der Sohn der Autorin, Alexander Grothendieck, berichtet folgendes in “La Clef des Songes”, S. 86–87.

«Au cours de ces derniers mois [...] j’ai repensé parfois à un événement dans la vie de mon père qui a eu lieu longtemps avant ma naissance, et auquel j’avais rarement eu l’occasion de penser. Il ne m’en a jamais parlé d’ailleurs, ni à âme qui vive sauf à ma mère, dans les semaines de passion tumultueuse qui ont suivi leur rencontre en 1924. C’est elle qui m’en a parlé, des années après sa mort. Il s’agit d’une expérience qu’il a eue en prison, dans sa huitième année de captivité (donc vers l’année 1914). C’était au terme d’un an de réclusion solitaire, que lui avait valu une tentative d’évasion au cours d’un transfert d’une prison à l’autre. Ça a été sûrement l’année la plus dure de sa vie, et qui aurait détruit ou brisé ou éteint plus d’un : solitude totale, sans rien pour lire ni écrire ni s’occuper, dans une cellule isolée au milieu d’un étage désert, coupé même des bruits des vivants, sauf l’immuable et obsédant scénario quotidien : trois fois par jour la brève apparition du gardien apportant la pitance, et le soir un apparition-éclair du directeur, venant en personne inspecter la “tête dure” de la prison. Chaque jour s’étirait comme un purgatoire sans fin. Il y en avait 365 à passer, avant qu’il serait à nouveau rattaché au monde des vivants, avec des livres, un crayon... Il les a comptés, ces jours-là, ces éternités qu’il avait à franchir ! Mais au bout du 365ième (c’est à peine qu’il pouvait saisir que c’était bel et bien la fin de son calvaire sans fin...), et pendant les trois jours suivants encore, rien. Au bout du troisième, à sa demande “L’année est passée maintenant – quand aurai-je des livres ?”, un laconique “Attends !” du directeur. Trois jours après encore, pareil. On jouait avec lui, qui était livré à merci, mais la révolte couvait, ulcérée, dans l’homme poussé à bout. Le lendemain, à peine prononcé la même réponse impassible “Attends !”, le lourd crachoir en cuivre à bords tranchants faillit fracasser le crâne de l’imprudent tourmenteur – se jetant de côté juste à temps, il en sentit le souffle aux tempes, avant que le projectile s’écrase sur le mur opposé du corridor, et qu’il rejette précipitamment derrière lui la lourde porte bardée...

C’est miracle pour moi que mon père ne fut pas pendu sur-le-champ. Peut-être un scrupule de conscience du directeur, qui “craignait Dieu” et qui sentait confusément, par la mort même qui l’avait frôlé de si près, qu’il avait été trop loin ? Toujours est-il que le jeune révolté est battu comme plâtre (c’était la moindre des choses !), puis jeté dans les fers dans un cachot puant, dans l’obscurité totale, pour une durée indéterminée. Un jour sur trois, on ouvre les volets, et le jour relaye la nuit moite. Pourtant, la révolte n’est pas brisée : grève de la faim totale, sans manger ni boire – malgré le jeune corps qui obstinément veut vivre ; l’âme ulcérée, rongée par l’impossible révolte et l’humiliation de l’impuissance, et les chairs gonflées débordant en bourrelets vitreux autour des anneaux de fer au poignets et aux chevilles. C’étaient les jours où il a touché au fin-fonds des la misère humaine consciente d’elle-même – celle du corps et celle de l’âme.

C’est au terme du sixième jour de cachot, jour à “volets ouverts”, qu’eût lieu la chose inouïe – qui fut le secret le plus précieux et le mieux gardé de sa vie, dans les dix années qui ont suivi. C’était une vague soudaine de lumière d’une intensité indicible, en deux mouvements successifs, qui emplît sa cellule et le pénètre et l’emplît, comme une eau profonde qui apaise et efface toute douleur, et comme un feu ardent qui brûle d’amour – un amour sans bornes pour tous les vivants, toute distinction d’“ami” et d’“ennemi” balayée, effacée...

Je ne me rappelle pas que ma mère ait eu un nom tout prêt pour nommer cette expérience d’un autre,

steht, so lerne ich doch ein gut Stück seines Charakters daraus kennen. Was für ein Charakter – Mutter! Und wie er seine russischen Tänze tanzt – ! Er ist ein voller Mensch, wie ich noch keinen sah: ein Gott und ein freies Tier.”

Kritisch schiebt Lott die Unterlippe vor und sieht sich an, was sie da geschrieben hat: sowas erzählt man doch nicht seiner Mutter! Aber mag sie es auffassen, wie sie es will und vermag – daß ihre verschlossene Tochter sich so vor ihr öffnet, wird ihr doch eine Freude geben, und die hat sie nicht oft von ihr gehabt.

[73]

“Das war in Poltawa. Kiew war schon besetzt damals von Petljura, und die Rote Armee ist immer weiter zurückgegangen. Es war keine Armee eigentlich, waren nur Bataillone. In Sewastopol haben die Matrosen vordem die Offiziere umgebracht in Hunderten.

Da kommt in mein Zimmer im Hotel der Kellner und sagt, ein Mann will mich sehen. – Ja, bitte sehr. – Da kommt er rein. Ich war damals in Offiziersmantel, bloß keine Epauletten. Das hatten mir vordem die Maschinengewehrschützen in Jaroslaw gegeben, wenn ich bin von Gefängnis raus. Im Zimmer war kalt, und ich hatte den Mantel an. Und der sagt mir: Ich habe Sie schon paar Tage gesehen. Sie sind Offizier? – Ja, ich bin Offizier. – Und da spricht er mit so ein Kummer und Pein über die Offiziere in Sewastopol. Wie ein Kind war er. Sein Bruder war auch ermordet da, sagt er mir. Und er erzählt mir, daß “die Unseren” sind mengenweise herein in der Roter Armee, und ihr im Nacken arbeitet eine ganze Organisation. Und noch drei Wochen, höchstens, da wird Charkow fallen und ganz Ukraina.

Das war eine schreckliche Sache. Mit den Bolschewiken war ich auf Messer schon damals, aber die Weißen – nu, das verstehst du ja. – Und ich frage den Offizier, so ruhig: Wie alt sind Sie? – Das war für ihn so unerwartet, daß er mich ganz mit runden Augen ankuckt: Zweiundzwanzig... – Das sieht man! Kennen Sie denn mich? – Ich stehe auf, und der wird weiß wie ein Tuch. – Wissen Sie denn, mit wem Sie zu tun haben? Und wenn ich Sie jetzt verhafte: wissen Sie, was Sie dafür bekommen werden? – Und ich hatte die Macht dazu, im Hotel waren unsere Jungen. Und die Bolschewiken hätten mit offenen Armen mich aufgenommen, das weiß ich.

Und ich sage ihm: Gehen Sie sofort weg, daß ich Sie hier mehr nicht sehe!

qu'elle me rapportait ⁽⁷²⁾. Je l'appellerais maintenant une “illumination”, état exceptionnel et éphémère proche de ce que rapportent les témoignages de certains textes sacrés et de nombre de mystiques. Mais cette expérience se place ici en dehors de tout contexte qu'on appelle communément “religieux”. Cela faisait plus de dix ans sûrement que mon père s'était détaché de l'emprise d'une religion, pour ne jamais y revenir.»

⁷²Ma mère ne m'en a pas parlé de façon aussi détaillée que je le rapporte ici, et même si elle l'avait fait, je ne m'en serais pas rappelé de façon aussi précise. Mais je dispose d'un récit manuscrit d'une dizaine de pages de tout cet épisode, que je viens de relire. Il avait été écrit en 1927, en commun par mon père (qui n'avait pas une maîtrise parfaite de l'allemand, comme il l'avait du russe) et ma mère. [...]

⁷³Folgende Episode erscheint hier und abermals, fast wortgleich, am Ende von Kapitel 9. Wir fügen sie nur hier an. Da die Version am Ende von Kapitel 9 ein paar zusätzliche Änderungen aufweist, fügen wir diese Änderungen hier schon ein. Es handelt sich um zwei Einrückungen und in der letzten Zeile die Einfügung des Worts “ich”.

Und bei Gott – wenn Sie mir unter die Augen kommen noch einmal, schieße ich Sie runter ohne Erbarmen!

Nachher fragte ich den Kellner: Ist der noch hier? – Nein, sagt er, er ist gleich mit seinem Gepäck weg.

Und es ist gekommen, wie der gesagt hatte: in drei Wochen sind Charkow und Ukraina genommen worden von den Weißen. – Man kann sein darüber sehr verschiedener Meinung, ob ich habe richtig gehandelt. Aber – ich habe *so* gemacht. Und ich werde auch jetzt nicht anders handeln.”

Kapitel 7

“... Ich bin solo – mit einem Russen, dessen Charakteristikum ich mir als durchaus subjektiv verkneifen muß, etablierte meine – immerhin noch – Frau sich erneut.

Ein Blitz aus dem bekannten heiteren Himmel – wie das tut – wie das *mir* tut, wirst Du Dir denken können. Dennoch bin ich Journalist, und es geht an.

Vielleicht schreibst Du mir first, was und wo Du tust. Denke seit Deiner Abreise ist soviel geschehen, ach zum Kotzen. Vive Kartenlegerinnen prophezeien ihre baldige Rückkehr. Ich seh sie manchmal, sie kennt mich nicht mehr – dennoch, sie hat Format.

Du sollst getrost Dein Herz an die Dinge hängen, denn die Dinge sind treuer als die Menschen.

So sieht es jetzt mit mir aus
Ich warte auf Deine Antwort
Wie Du willst”

Aus einem Brief Redys an Richard.

“Meine Mutter ist eine sehr kluge Frau,” erzählt Sascha. “Mein Vater nannte sie oftmals ‘die Hexe’. Aber aus anderm Grund, als man hat dich so genannt, du! Er sagte so, weil oftmals ist eine Sache so herausgekommen, wie sie vorausgesagt hatte; das war gar keine Hexerei, sie hat nur klar gesehen und geurteilt. Er hat sie sehr hoch geachtet. Aber ich glaube, sie haben nicht sehr glücklich gelebt miteinander. Zu mir hat meine Mutter gesagt manchesmal: Wenn ich wüßte, daß du wirst deiner Frau das Leben so schwermachen wie dein Vater mir, dann will ich dich lieber als Kleinen begraben. – Nun, Rachill hat kein glückliches Leben gehabt mit mir. Ich weiß, meine Mutter hat es nicht gemeint so, wie es ist mit mir und Rachill rausgekommen, mein Vater ist ihr sicher immer treu gewesen, wie man es sagt, aber – glücklich ist nicht die eine und nicht die andere gewesen. Mir hat Rachill nicht nur einmal gesagt: sie wäre die glücklichste Frau gewesen, wenn ich hätte nur sie geliebt. Aber immer waren da – *eine* andere zum wenigsten, die

ich habe zur gleichen Zeit geliebt. Und wie geliebt – ! Ech, Ljubimaja!” [74]

“Ich glaube,” sagt Lott langsam und mit etwas harscher Stimme, “auf die Weise wirst du mir das Leben nicht schwermachen. Denn ich will sowenig teilen wie du. Und dich noch viel weniger als irgendeinen Mann, den ich jemals liebte. Nein.”

Lott kennt schon einige der Frauen aus Saschas Erzählungen. Lia, Ites Schwester, die ihm über die russische Grenze half und später seine Frau wurde; genauso stolz und starrsinnig, wie ihre Schwester aussieht. Ljuba die Weiße und Ljuba die Schwarze. Jelena Fjedorowna, eine Studentin, die Sascha zur Anarchistin gemacht hat; als er bei den Bolschewiken gefangen saß, hat sie gemeinsam mit Rachill seine Flucht vorbereitet. – Marussja Nikiforowa, die man mir ihrem revolutionären Namen Wladimir nannte und die immer in Männertracht ging : was für eine Frau war das ! Hat ein Aufstandsregiment geführt, hat Städte besetzt, stundenlang auf Meetings gesprochen – . Zehntausende Rubel waren auf ihren Kopf ausgesetzt, und in Charkow ist sie von Denikin gehängt worden. – Und vorher diese tolle Liebe des zu Lebenslänglich Verurteilten im Jaroslawer Zentralgefängnis mit Vera Dostojewskaja, ein übersensibles, leicht verwachsenes Geschöpf von spiritueller Häßlichkeit und scharfer, etwas böartiger Intelligenz, eine linke Sozialrevolutionärin. Mit einer Gruppe ihrer Kameraden war sie eines Tages in Jaroslaw eingeliefert worden. Gemeinsam mit ihnen setzte er durch – Sascha mit einem Hungerstreik –, daß die Regeln für politische Gefangenen auf sie angewandt wurden : ihre Zellen blieben tagsüber geöffnet. Den andern Sozialrevolutionären schien es nicht zu passen, daß Sascha sich täglich in den Frauenflügel und in Veras Zelle stahl. “Sie beschmutzen die Fahne unseres Märtyrertums,” warf eine ältere Sozialrevolutionärin ihm einmal vor. – “Ich habe nicht abgemacht für Märtyrertum,” antwortete Sascha ihr. “Die einzige Fahne, zu der ich stehe, ist die der

⁷⁴Saschas Mutter :



Freiheit. Und wenn ich, in Ketten für mein Leben, ein wenig Leben und Freiheit diesem Kerker entreißen kann, so ist es gut getan.”

Lott ist stolz, wenn sie von diesen stolzen und starken Frauen hört, zu einer solchen Reihe zu gehören. Und gottseidank, auch Sascha kennt keine kleinlichen Eifersüchte auf Lotts Vergangenheit. Wenn er sie nach ihren früheren Geliebten fragt, so ist es, um sie daraus besser zu kennen, wie in einem Spiegel.

“Aber sollte es einmal so kommen, daß du einen andern Mann liebst, so sollst du mir es sagen!” Er sagt es fast drohend. “Dann werden wir voneinandergehen müssen. Aber ich müßte dich hassen, wenn du verheimlichst mir das. Und ich verspreche dir, das gleiche zu tun. Dann kannst du entscheiden.”

Es ist, als sei mit einemmal alles weiter und freier geworden.

Sascha ist krank. Lott hat ja gewußt, daß es so kommen mußte! Es ist schon zu kalt jetzt, als daß ein Mensch stundenlang draußen stehen könnte, nur in Hemd, Jacke und Hose.

Er glüht vor Fieber. Aber er will nicht, daß sie einen Arzt ruft. Nein, so eine Erkältung, das hat nichts zu sagen, das kommt oft bei ihm vor, und es ist auch immer wieder rasch zu Ende. Das Fieber ist nur ein gutes Zeichen, daß der Körper tüchtig an der Arbeit ist, die Krankheit rauszuschmeißen.

Nun, Lott weiß aber schließlich besser, was ein Kranker braucht, und sie ist gewöhnt zu tun, was sie für das Richtige hält. Sie ist auch keiner großen Meinung über die Ärzte, aber Margot kennt einen Naturheilarzt, der Sympathisierender ist und die Genossen kostenlos behandelt, wenn sie kein Geld haben. Da sollte wohl Sascha... Auf jeden Fall muß sie auch einkaufen gehen. Sie zieht die Jacke an, nimmt ihre Handtasche und wendet sich zur Tür.

“Lott!”

Sie fährt zusammen. Es war nicht einmal sehr laut, aber scharf wie ein Peitschenschlag, herrisch – und “Lott” hat er sie noch nie genannt, seit sie miteinander sind.

Langsam kommt sie zu ihm zurück.

Er hat sich aufgesetzt. Sein Gesicht ist verändert, er sieht sie an, als kenne er sie nicht mehr. Und bestimmt, jedes Wort einzeln in sie hineinhämmernd: “Eins sollst du wissen: wenn du willst, daß wir miteinander bleiben, so sollst du nie etwas tun, was mich betrifft, *was ich nicht will*. Im großen wie im kleinen. Nie im Leben. Hüte dich!”

Völlig aufgewühlt vor Schreck und Reue fällt sie ihm um den Hals. Und gleich ist er wieder ganz verwandelt, er zieht sie an sich, und das Fieber scheint seine Liebeskräfte noch zu vervielfältigen: stundenlang können sie nicht voneinander lassen.

Spät am Abend erhebt sie sich. “So, jetzt mußt du endlich schlafen.” – “Und du?” – “Na, ich mach es wie du neulich: auf dem Schreibtisch; den engen Diwan braucht ein Kranker für sich allein.” Da kommt sie aber gut an bei Sascha! Ihre überzeugendsten Argumente sind wie in den Wind gesprochen. “Gleichheit? Sieh doch deine dünnen Knochen – sind sie gleich wie meine?” Nichts zu machen – . “Was für ein Despot du bist!” seufzt sie und schmiegt sich wieder in seinen Arm.

Nach wenigen Tagen sieht Lott: morgen werden wir nichts mehr zu essen haben. Und jetzt liegt die Verantwortung wieder auf ihr.

Das Manuskript fällt ihr ein, das sie Redy vor etwa drei Wochen gab, damit er es zu Mosse bringe; sicher hat er das Honorar dafür schon eingekassiert und verbraucht. Aber wenn

nicht – . Nach einiger Überlegung findet sie doch, daß sie unter den jetzigen Umständen ein gewisses Anrecht darauf hat.

Sie beißt sich die Lippen : angenehm ist es nicht, zu Redy zu gehen.

Sie ist ihm in der letzten Zeit mehrmals bei Margot begegnet. Was soll sie mit den langen Stunden anfangen, die sie allein ist ? Es ist merkwürdig belastend, mit einemmal nichts mehr zu tun zu haben; jedenfalls wenn währenddes der Geliebte sich plagen muß. – Oh, Christine – wenn sie zu ihr hätte gehen können !

So ging sie denn zu Margot. Man trifft da Typen, die ganz drollig oder auch interessant sind, sofern man nicht zuviel von ihnen sieht. Freilich mußte sie immer damit rechnen, Redy dort zu treffen. Margot hat ihm nahegelegt, doch nicht zu oft zu ihr zu kommen, um diese Begegnungen, die ihm schmerzlicher sein müssen als Lott, zu vermeiden. Aber es war, als wolle er seinen Schmerz immer von neuem scharfwetzen an ihrem Anblick. Und einmal, kurz nach Christines Tod, hat er ihr doch noch einen kleinen Schrecken eingejagt. Als sie von Margot fortging, kam er ihr nach auf die Treppe : “Hör mal : vierzehn Tage gebe ich dir, dich mit deinem Revoluzzer zu amüsieren. Wenn du dann nicht zu mir zurückkommst . . . ”

Sie sah ihn mit kaltem Spott an; merkte er denn gar nicht die peinliche Lächerlichkeit seiner Pose ?

“Oh, ich bin nicht mehr so dumm, mir selbst zu Leibe zu gehen. Aber Sascha wird dran glauben, da verlaß dich drauf !”

Sie wandte ihm den Rücken, er verstellte ihr die Treppe. “Ich hab mir schon das Nötige besorgt.” Ein kleiner Revolver lag auf seiner flachen Hand, eine stumme, eindrucksvolle Drohung. Mit einem spähenden Blick in ihr Gesicht ließ er ihn wieder in die Tasche zurückgleiten.

“Du bist geschmacklos. Und jetzt tu mir den Gefallen und laß mich in Frieden.” Gelassen ging sie die Treppen hinunter, aber ganz ruhig fühlte sie sich nicht.

Sascha lachte nur. “Kennst du denn Redy noch immer nicht ? Närrisches Kind ! Hätte er wirklich wollen mich töten, so hätte er nicht dir es vorher gesagt. Und er weiß nicht, glaube ich, wie leicht es wäre : ich würde nicht den Finger heben, um mich zu wehren. Gegen ihn nicht.”

Und natürlich, die vierzehn Tage sind um, und Redy mit seinem Revolver hat sich nicht sehen lassen. Aber etwas anderes hat er sich ausgedacht : er hat sich fast auf Dauer bei Margot installiert, und wenn Lott kam, begrüßte er sie auf nette Weise und zog sie in ein harmloses Gespräch; und plötzlich, vor versammelter Mannschaft, sagte er ihr etwas scheußlich Zotiges über ihr Leben mit Sascha – als spucke er ihr voll ins Gesicht.

Außer sich ist sie das erste Mal nach Haus gerannt. Aber schon unterwegs hat sie begriffen : er ist immer noch wie von Sinnen, und wenn er nichts anderes weiß, um seine Verzweiflung auszudrücken – nicht du bist es, die ihm zu verzeihen hat. Und das nächste Mal ist sie ihm gegenübergetreten, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen. Und er kennt sie doch ! Aber ihn reitet wahrhaftig der Teufel. Will er wirklich unbedingt alles zugrunde-richten, was in ihr an guten Erinnerungen an ihn bleiben konnte ? – Noch ein Mal ist sie darüber hinweggegangen. Und erst als er sie ein drittes Mal noch gröber beleidigte – seitdem geht sie nicht mehr zu Margot, und auf der Straße geht sie an ihm vorbei, ohne ihn zu sehen. Da scheint er auch endlich wieder begriffen zu haben, wer sie ist, und wagt sie nicht mehr anzureden und nicht einmal sie von weitem zu grüßen. Es ist aber auch wirklich, als streune er stundenlang in der Nähe ihrer Wohnung herum, sonst könnten sie sich unmöglich so oft begegnen.

Nun, wenn sie jetzt mit ihm sprechen muß, dann wird sie sich schon so verhalten, daß er . . . Und wenn sie ihm eine runterhaut, damit er begreift. Schon das letzte Mal hatte sie die Ohrfeige im Armgelenk; es kam ihr nur so unangebracht theatralisch vor, unter alten Eheleuten.

Sie geht geradewegs in die Köllnische. Redy ist allein da. Na, dann wird er sich sicherlich nicht in Unkosten stürzen, ihr Schweinereien zu sagen.

In der Tat benimmt er sich ganz, wie es sich gehört. Ja, er ist neulich mal dagewesen, in der Hoffnung, einzukassieren, und da hat dieser unausgebackene Schöps ihm den Aufsatz zurückgegeben: da müsse noch einiges geändert werden, so passe es nicht in die Linie ihrer Zeitung. – “Ideen haben diese jungen Rotznasen! Mit Bubeling . . .”

Was soll sie machen? Sie nimmt den Artikel, und während der Nacht macht sie die gewünschten Änderungen. Zum Glück kommt Hannes im Lauf des Tages, läßt einiges Geld da und verspricht für mehr zu sorgen; “bis ich wieder arbeiten kann und dir zurückgeben,” betont Sascha.

“Wann werden wir denn nun das Honorar kriegen?” fragt sie Redy ein wenig bange, als sie ihm am nächsten Tag den Aufsatz bringt.

Mit nachdrücklicher Geste schiebt er die Blätter in seine Mappe und sieht sie sehr von oben herab an. “Ja mein liebes Kind – wie denkst du dir das eigentlich so?” meint er kühl. “Du weißt genau, daß wir da noch Vorschuß stehen haben. Schließlich muß der endlich mal abgearbeitet werden.”

“Ja, aber . . .”

“Bitte, reden wir geschäftlich – da wir doch offensichtlich keine andern Beziehungen mehr haben. Diesen Vorschuß haben wir gemeinsam verbraucht, also muß er auch gemeinsam abgearbeitet werden. Was bis jetzt davon runter ist – das läßt sich ja nicht mehr feststellen, was durch deine und was durch meine Arbeit getilgt wurde. Schönes Wort übrigens, ‘getilgt’, bitte zu beachten! Solange wir *eine* Firma waren . . . Aber was jetzt noch bleibt an Schulden – du mußt zugeben, daß das zu gleichen Teilen gehen muß. Feine Idee übrigens, mir ‘Mosse zu überlassen’, wo ich erstmal alte Familienschulden übernehmen muß!”

Sprachlos vor Verblüffung und Entsetzen starrt sie ihn an. Zum erstenmal sieht sie ihn so. Und vor seinem strammen Blick, der dem ihren nicht ausweicht, wird sie langsam dunkelrot für ihn und für die vergangenen Jahre.

Er weiß so gut wie sie, daß nur ihre Arbeit den größten Teil des Vorschusses gedeckt hat und daß er monatelang von ihrer Arbeit gelebt hat. Aber ihm das sagen, sich mit ihm um Geldfragen zu zanken – sie würde sterben vor Scham.

“Wenn du glaubst, daß es so richtig ist, Redy . . .” Ganz zaghaft, beinahe sanft kommt es heraus. Ein letzter Anruf.

“Ich glaube es nicht nur – das ist doch klar wie Erbsensuppe! Und von dir hätte ich wirklich gedacht . . .”

Kein Wort mehr kann sie ertragen. Sie flüchtet, als brenne ihr der Boden unter den Füßen.

Auf der Straße bricht sie fast in Tränen aus. Die paar Zotigkeiten, die er sich erlaubt hat – mein Gott, das war nichts, das schlägt man mit der Hand weg. Aber dies – ihr ganzes gemeinsames Leben hat er damit beschmutzt, ausgestrichen, zu einem häßlichen, kläglichen Irrtum gemacht. Diesen Menschen hat Lott lieben können, für ihn hat sie sich

erniedrigt unzählige Male – und ihre Mutter bis ins Herz hinein verwundet! ^[75]

Sascha nimmt sie in den Arm wie ein trauriges Kind. Redys zotige Ausfälle hat er genau wie sie aufgefaßt als das, was sie waren: sinnlose Ausbrüche einer Verzweiflung, die kein Maß mehr kennt. Aber als er dies erfährt, ist er auch tief erschreckt. – Und dabei weiß er doch nicht einmal den ganzen Zusammenhang, denkt Lott.

Wider Willen beginnt sie zu lächeln: da sitzt Sascha im Bett und wiegt sie in seinem Arm wie eine Amme ein kleines Kind, das sich wehgetan hat.

“Man muß auch begreifen...” sagt er nachdenklich. “Warum soll er etwas tun für mich? Du hast ihm gesagt, nicht wahr, daß du brauchst das Geld, weil ich bin krank? Nun siehst du. Du kannst nicht von allen Menschen verlangen, daß sie sollen so groß sein, ihrem ärgsten Feind beizustehen. Denn ich bin ja der ärgste Feind für Redy, ob ich es will oder nicht. Und ich weiß, wie es ist, wenn einer dir die Geliebte nimmt.”

... Zwei Jahre ist es her, da ist Lia von ihm gegangen. Und für wen, für wen – das war das Schlimmste. Josef. Sascha kannte ihn gut: ein zaghafter, unbedeutender Bursche, und der zu Sascha aufsah wie zu einem Halbgott. Sicher ein sehr guter Mensch, aber sie wußte so gut wie Sascha, was für eine Null er ist. Und weich – weich wie eine Buttersemmel. – Sascha lacht halb zornig, halb belustigt: Dem wird sie gezeigt haben – Armer! – . Zum Teufel, es gab doch andre Kerle, in die sie sich hätte verlieben können!

Aber ob Josef oder der Teufel – die ersten Tage nach der Trennung glaubte Sascha manchesmal, wahnsinnig zu werden. Es war so, daß er zu fürchten begann, er könne die Herrschaft über sich verlieren, zu Lia rennen, irgendetwas tun, was er sich sein Leben lang nicht verzeihen würde. Da hat er seine Tür zugeschlossen und gegen sich selbst das angewandt, womit er so oft siegreich geblieben ist gegen einen ganzen Gefängnisapparat: er hat sich selbst einen Hungerstreik gemacht. Zwölf Tage hat er gelegen und nichts gegessen. Dann endlich war sein Körper schachmatt genug, daß er ruhig an Lia denken konnte. Um diese Zeit war es, daß die Genossen in Belgien ihn aufforderten hinzukommen, damit er mit ihnen arbeite. Aber er blieb noch zwei Monate in Paris, bis er sicher war, er konnte Lia begegnen, ohne daß etwas in ihm zuckte. Das Unbegreifliche, das ihm fast einen Abscheu einflößte: daß sie von ihm zu einem Josef gehen konnte, hat ihm wohl auch geholfen, sich von ihr zu lösen.

“Ich bin müde von dir, Sascha,” sagte Lia ihm, als sie von ihm ging.

Und Rachill, die ihm dasselbe schrieb...

Kaum war Sascha damals über Polen nach Berlin gelangt – Lia war noch nicht zu ihm gekommen – da schrieb er Rachill, sie müsse alles ins Werk setzen, um ihm zu folgen. Die Briefe gingen illegal; erst Monate später kam ihre Antwort: sie lebe jetzt mit Senja ^[76]. – Senja war ein guter Genosse, ein fester Charakter, er hatte längere Zeit Saschas Kampfgruppe angehört. Sascha wußte, daß er Rachill liebte, aber nie hätte der sich auch nur in seinen Träumen zu der Hoffnung verstiegen, sie könne um seinetwillen Sascha verlassen; Sascha, das unerreichbare Vorbild eines Mannes und eines Kämpfers. Sie liebt Senja nicht, das wußte Sascha. Sie gehört zu den Frauen, die nur einen Mann lieben in ihrem ganzen Leben. Von Liebe zu Senja war auch kein Wort in ihrem Brief. Warum also – ?

Zu dieser Zeit lebte er schon mit Lia. Aber er liebte darum Rachill nicht weniger. Und es war ja nicht das erste Mal, daß sie ihn hätte mit andern Frauen teilen müssen. Das aber wußte sie: ihre Verbindung mit Senja – damit hatte sie sich von Sascha abgeschnitten wie mit einem Messer. Und sie selbst – nie würde sie sich teilen wollen.

⁷⁵Dieser Satz wurde von der Autorin am Rand mit einem Ausrufezeichen versehen.

⁷⁶Im Original “Andrej” gestrichen und durch “Senja” ersetzt.

Warum hat sie es nicht dabei belassen? Warum hat sie später die Grausamkeit gehabt, ihm die Wahrheit zu sagen?

Sascha war in Sorge um ihr Schicksal und Senjas. Solange sie in Rußland blieben, waren sie bedroht, und nützliche Arbeit zu leisten, war schon unmöglich. Und er schrieb ihr (damals war er schon in Paris): "Du mußt das Unmögliche tun, um herzukommen, Du allein oder mit Senja. Und ich werde Dich aufnehmen wie eine geliebte Schwester und alles für Dich tun, was in meinen Kräften steht."

Wieder dauerte es Monate, bis die Antwort kam. Und dieser Schlag war schrecklicher als der erste.

"Ich will nicht zu Dir kommen, Sascha, auch als Deine Schwester nicht.

Ich habe Dir damals gelogen, als ich sagte, ich lebe mit Senja. Das war nur, um etwas Endgültiges zwischen Dich und mich zu setzen. Erst jetzt, nach Deinem letzten Brief, habe ich es ausgeführt, und ich bin Senjas Frau geworden. So ist es denn jetzt wirklich endgültig.

Ich bin müde geworden von Dir, Sascha."

Sascha legt sich zurück, den Kopf auf der geballten Faust, und sieht gerade vor sich hin. Zwölf Tage haben genügt, um ihm die Liebe zu Lia aus dem Körper zu reißen wie ein tolles Gras. Aber Rachill – wie ein tollwütiger Hund hat er getobt damals nach diesem zweiten Brief, daß sie mit einer Unwahrheit ihm die Hand gezwungen hat; und dennoch, er liebt sie wie zuvor. – Ach ja, begreiflich ist ihr Entschluß und ihre Müdigkeit. Was er ihr alles angetan hat – !

"Da siehst du, Ljubimaja, welch ein schrecklicher Mensch ich bin." Er wendet ihr den Kopf zu und sieht sie an. "Wirst du auch müde werden von mir?" In seinem Lächeln ist die tragische Trauer des Einsamen, der weiß, daß er selbst an seiner Einsamkeit Schuld trägt und daß er doch nichts dagegen kann.

Leise legt sie ihm die Arme um den Nacken und schmiegt sich an ihn: "Geliebter – "

"Und wenn ich dir tun werde, was ich Rachill tat?" hört sie seine Stimme über ihrem Kopf.

"Oh, das - !" Sie hebt den Kopf ein wenig und blinzelt mit einem kriegerischen Auge zu ihm hinauf: "Das – nein. Und das ist ja schon abgemacht. Dann lasse ich mich nicht müde machen von dir, sondern geh gleich fort. – Aber Lia – hast du auch während der Zeit mit Lia andere Frauen geliebt?"

"Nein. Siehst du, das ist es nicht. Aber ich sage dir, ich bin ein schrecklicher Mensch. Ich verlange zuviel von Menschen, das ist es wohl. Und überhaupt – es ist nicht leicht, mit mir zu leben. Du wirst schon sehen."

Ach, denkt sie geringschätzig, diese Lia – wenn sie müde wird davon, daß man viel von ihr verlangt! Sie hat eben Saschas Wert nicht richtig erkennen können.

"Mir scheint," lächelt sie ihn fröhlich an, "mich hält man am besten damit, daß man viel von mir verlangt."

In der Nacht, während sie entruhend nebeneinander liegen, kehren Lotts Gedanken zu dem zurück, was Redy ihr heute zugefügt hat. Und es ist noch derselbe beizende Schmerz. ^[77] Sie möchte Sascha begreiflich machen, was an Redys Verhalten so unbegreiflich häßlich war. Einmal einem Menschen sagen, wie schwer ihr Leben mit Redy gewesen ist und wie es sie müde gemacht hat. – Ja, *das* kann müde machen...

⁷⁷Sic, im Original "beizend".

Sie erzählt ungeschickt, holperig wie immer, aber mit dem naiven Vertrauen: Sascha wird trotz der ungeschickten Worte alles genau so sehen, wie es war. Unausgesprochen schwingt dabei in ihr das tief wohltuende, dankbare Gefühl nach einer langen, übergroßen Anstrengung: jetzt ist das alles überstanden, jetzt bist du mit einem Menschen, der nicht alle Schwere des Lebens auf deinen Schultern ruhen läßt.

Sascha hört lange schweigend zu.

Plötzlich sagt er mit klingend kalter Stimme: "Wir werden alles ganz genau ausrechnen."

Bestürzt hält sie inne. Sicher hat sie nicht richtig verstanden. "Was sagst du, Sascha?"

"Wir werden alles ganz genau ausrechnen, damit du sollst nicht zuviel tun," wiederholt er; verhaltene Ungeduld macht seinen Ton singend.

"Aber Sascha, so war es doch nicht gemeint!" ruft sie hilflos aus.

"Nun – ich aber meine es so."

Hätte sie ihn vielleicht überzeugen können, wenn sie versucht hätte, ihm zu erklären? Aber Lott kann sich nicht rechtfertigen. Sie schweigt, unglücklich.

Ach ja, es ist schwer, sich miteinander einzufinden. Schwerer als es mit den andern Männern war, die sie liebte, scheint es Lott. Oder sollte sie es nur vergessen haben? Freilich, schon weiß sie, daß Saschas Wesensart und vielleicht gar seine ganze Vorstellungswelt der ihren weiter entfernt ist, als es die Redys war, oder Harrys – . Aber wie können zwischen zwei Menschen, die sich so sehr lieben wie Sascha und sie, so peinigende Mißverständnisse möglich sein! Es ist wohl eins der Mirakel, die die Liebe vollbringt, daß derlei Zwischenfälle das Zusammenleben der Liebenden nicht zu trüben vermögen.

Zwei Tage später wechseln sie die Rollen.

Mit Saschas Krankheit ist es wie bei einem Kind: ein paar Tage lang erschreckend hohes Fieber, und gleich ist es wieder vorbei, und er steht auf, als sei nichts gewesen.

Und jetzt muß Lott sich hinlegen. Es ist ihr nicht schwergefallen, die zwei Tage noch auf den Beinen zu bleiben. Dieser Zustand, in dem das Fieber einen von der Umwelt und sogar ein wenig von sich selbst isoliert – man muß nur verstehen, ihn zu genießen. Wenn nur die Kopfschmerzen nicht gewesen wären, die jede Bewegung und jedes Wort unerträglich schmerzhaft wie mit scharfen Kanten ins Gehirn hineinzustanzen scheinen. Sie haben angefangen, als sie von Redy fortlief, und von Stunde zu Stunde haben sie an Heftigkeit zugenommen.

Sie liegt und dämmert vor sich hin mit ächzendem Kopf. Es kommt ihr vor, als sei es das letzte Erlebnis mit Redy gewesen, das ihr alle Kräfte genommen hat. Sie will keinen Menschen sehen – außer Sascha, natürlich. Er möchte Margot holen, Sophie oder Trudel, um sie zu pflegen, aber er respektiert auch ihren Willen. So geht er morgens mit der Fotokanone weg, und mittags kommt er zurückgelaufen, um ihr was zu essen zu geben. Und dieser angstvoll spähende Blick von der Tür her – er macht sie ganz schuldbewußt, denn soviel Sorge braucht man sich wirklich nicht zu machen. Komisch, daß gerade der männlichste Mann Krankheiten am hilflosesten und bängsten gegenübersteht. – Und die ganze Woche, während Lott liegt, schläft er auf dem Schreibtisch.

Ja, Sascha ist gleich wieder arbeiten gegangen, kaum daß er aufgestanden ist. Lott hat es nicht zugeben wollen, aber sie wird sich wohl daran gewöhnen müssen, daß Sascha nur nach seiner eigenen Meinung handelt.

Wenigstens hat er jetzt eine gute pelzgefütterte Joppe. Wie wunderbar sie ihm steht! Noch straffer und entschiedener läßt sie seine Haltung erscheinen. Die hat ihm Franz Meier

gebracht, ein guter Genosse, bei dem Sascha offiziell angemeldet ist, seit die acht Tage Aufenthaltserlaubnis "zwecks Erledigung dringender Familienangelegenheiten" abgelaufen sind. Sascha hat eine Verlängerung beantragt, aber ohne große Hoffnung: man kennt ihn schon zu gut auf dem Berliner Polizeipräsidium. Als er aus Rußland flüchtete, mußten die deutschen Behörden ihm das Asylrecht zubilligen. Bis zu der Geschichte mit Gezzi haben sie ihn auch weiter nicht mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt; sicher hielt man ihn für einen der zahlreichen Weißgardisten, die damals herüberkamen. Der Name, unter dem er lebt, klingt auch sehr aristokratisch; das war keine Absicht, sondern es war zufällig so herausgekommen, als während der letzten Zeit in Rußland ein in diesen Dingen erfahrener Genosse den Namen auf seinen russischen Papieren änderte, wie es eben am besten ging.

Dann aber hat er sich der deutschen Polizei bekanntgemacht auf eine Weise, daß man es ihnen nicht verdenken kann, wenn sie ihn lieber außerhalb der deutschen Grenzen sehen. Das Dümme daran ist, daß es gar nichts genützt hat.

Gezzi, ein italienischer Anarchist, der am Attentat auf das Mailänder Opernhaus beteiligt gewesen war, war damals nach Deutschland geflüchtet und kam nach Berlin. Er mußte illegal leben, denn es war zu befürchten, daß die italienische Regierung die Sache auf das Geleise des gemeinen Strafrechts schieben und seine Auslieferung verlangen würde. Sascha fand seine Gewaltdemonstration erschreckend sinnlos und verfehlt, aber das war kein Grund für ihm, den Genossen nicht bei sich aufzunehmen. Sie kamen gut miteinander aus, wenn sie sich auch nur schwer verständigen konnten: Gezzi sprach kaum Deutsch, Sascha ein sehr mangelhaftes Französisch.

Lia, die Sascha nach Berlin gefolgt war, mußte damals gerade einen Abort machen. Das traf sich ganz gut, denn Lias Wirtin "duldete keine Herrenbesuche" – und was hätte der arme Gezzi anfangen sollen, wenn Lia nachts zu Sascha gekommen wäre?

Die beiden Freunde wußten nicht, daß die Polizei schon auf Gezzi aufmerksam geworden war. Für mehrere Tage hatte sie sich in einem Nebenzimmer installiert und versuchte durch das Schlüsselloch ihre kargen Unterhaltungen abzuhorchen. Sascha, dem durch die illegale Arbeit in Rußland die größte Vorsicht zur Gewohnheit geworden war, nannte Gezzi "Fritz". Das mochte die Polizei anfangs irreführen. Er vermied auch sogar in den eigenen vier Wänden, über politische Themen zu sprechen; solange man die Wirtin nicht kannte...

Und dann waren die sechs Schontage nach Lias Abort vorbei. Ohnedies war sie jeden Tag aufgestanden und zu Sascha gefahren, hatte aber nichts erreicht, als sich wieder nach Haus schicken zu lassen. – Und eines Tages fand Gezzi wohl, er müsse das Seinige tun, um den beiden Liebenden ein ungestörtes Beisammensein zu ermöglichen. Er kam die ganze Nacht nicht nach Haus. Erst morgens um fünf Uhr ging Lia von ihm.

War die Belegschaft im Nebenzimmer schon zurückgezogen worden, oder hatten sie aus Taktgefühl solange gewartet, bis die Frau verschwunden war? Sascha war gerade eingeschlafen, als sie hereinkamen, vier Mann.

"Ihre Papiere!" – Er zeigte sie. – "Wo ist Ihr Kollege?" – "Habe keinen Kollegen." – "Na – Fritz!" – "Fritz? Bin ich."

Sie durchsuchten das Zimmer, fanden Briefe, an "Francisco" adressiert, andere an "Sergej", in einer andern Mappe; das war ein früherer Deckname Saschas. "Wer ist Francisco?" – "Das bin ich." – "Und Sergej?" – "Das bin ich auch." – "Sie haben merkwürdig viele Namen, Herr!" – "Ich bin Schriftsteller." – "Und wer ist Gezzi?" – "Gezzi bin ich."

Sie fanden ein Bändchen russischer Gedichte. "Wem gehört das?" – "Das gehört mir." – Italienische und französische Tageszeitungen: "Und das?" – "Mir." – Ein Ex-

emplar der anarchistischen Wochenschrift "Freie Erde", aus der der eigensinnige Gezzi Deutsch lernen wollte, und von der er sich trotz Saschas Warnung nicht hatte trennen wollen. "Und das gehört Ihnen auch?" – "Das gehört mir auch."

"Und Sie sind derselben Meinung wie dieses Blatt?"

Sascha schwieg. Es war ihm unbekannt, wieweit die deutschen Gesetze die Zugehörigkeit zu anarchistischen Gruppen, vielleicht auch nur zur anarchistischen Ideologie bestrafen. Aber bis ins Mark seiner Knochen hinein haben die fünfzehn Jahre in der illegalen Arbeit, in Festungen und Gefängnissen ihn gelehrt, was es heißt, sich vor Polizisten zum Anarchismus zu bekennen.

"Alles dieselben!" machte der Mann, der die Verhandlung führte, zu den andern hin, verächtlich. "Sich wichtigmachen, groß das Maul aufreißen – und wenn man sie an die Wand stellt, kneifen sie!"

Ah – ihr stellt mich an die Wand? "Ich bin Anarchist-Individualist!" sagte er herrisch. Er wußte, es war ein idiotischer Reflex. Aber dies Wort "an die Wand stellt" hat in ihm wie einen Vorhang aufgerissen, und er hat das Bild gesehen, das ihn immer wieder in beklemmenden Träumen verfolgt: das trüb erleuchtete Kellergewölbe, die bräunlichen Spritzer und Flecken auf der rohen Mauer; und seine Genossen, denen lederjackige Tscheka-Kommissäre den Revolver gegen die Schläfe drücken: "Wenn du für uns arbeiten willst..."

Der Mann schien äußerst befriedigt, sicher hatte er eine so prompte und ergiebige Reaktion gar nicht erwartet. "Na, wenn Sie alles das sind, was Sie behaupten, dann muß ich Sie bitten, mitzukommen."

Im Polizeipräsidium blieb er dabei, daß er Gezzi sei, er konnte ihnen sogar die richtigen Geburtsdaten angeben. Er wußte, daß er damit nichts Ernsthaftes riskierte, aber er hoffte, dem Genossen damit die Zeit zum Entkommen zu geben. Man sagte auch nichts dagegen und sperrte ihn ein. Am nächsten Tag stellte man ihm Gezzi gegenüber, und der nickte ihm zu: "Je l'ai dit." Man hatte ihn einige Stunden später als Sascha verhaftet, als er schon auf dem Rückweg nach Haus war, ausgerechnet auf dem Alexanderplatz.

Da war nichts mehr zu machen. Und Sascha erklärte ruhig, man habe sich offenbar mißverstanden, das müsse an seiner ungenügenden Kenntnis der deutschen Sprache liegen, und wenn man ihm einen Dolmetscher zur Verfügung stellen wolle...

Ehe man ihn entließ, sagte der Beamte, der mit liebevoller Sorgfalt die ersten Blätter in einen neuen Aktendeckel heftete, sehr zurvorkommend: "Gewiß, ich persönlich halte Ihre Weltanschauung für etwas sehr Idealistisches. Aber als Beamter muß ich Ihnen sagen, daß der deutsche Staat mit Leuten, wie Sie es sind, nichts zu tun haben will. Leider sind wir durch das Asylrecht gebunden und können Sie nicht ausweisen. Aber wenn Sie die Möglichkeit hätten, in ein anderes Land überzusiedeln – Sie würden uns einen großen Gefallen tun." Und sehr präzise: "Auf jeden Fall: sowie man Ihnen den mindesten Zusammenhang mit politisch tätigen Kreisen hier in Deutschland nachweisen kann..." Und eine abschneidende Bewegung mit der Hand.

Gezzi ist später nach Rußland gegangen, obwohl Sascha ihn schon damals davor warnte wie vor dem sicheren Tod; und da ist der kerngesunde Mann nach kurzer Zeit, wie so viele andere, in einem Gefängnis "an Lungenschwindsucht gestorben".

Mit dem Asylrecht hat es so seinen Haken: Anspruch darauf hat ein politischer Flüchtling nur in dem Land, in dem er sich zuerst niederläßt, und nur solange er ohne Unterbrechung innerhalb seiner Grenzen bleibt. Dennoch, als Sascha merkte, daß es in Berlin keine

Verdienstmöglichkeit für ihn gab, hat er den deutschen Behörden dann bald den Gefallen getan und ist nach Paris gegangen. Nicht wenige seiner Genossen lebten dort unbehelligt – war nicht Frankreich das Land der Freiheit, die Zuflucht der Exilierten ?

In Paris ging es aber nicht so einfach, wie er sich das dachte. Die französischen Behörden hatten wohl genug von der Hochflut russischer Flüchtlinge. Sie waren nicht verpflichtet, ihn aufzunehmen. Zweimal wurde Sascha zwischen Frankreich und Deutschland hin- und hergeschickt. Dem Kommissar in Köln, der ihm das zweitemal bedeutete, er müsse Deutschland sofort verlassen und er würde dafür sorgen, daß er sich im Weg nicht irre, sagte er: "Irgendwo muß ich schließlich bleiben! Ich ginge ja gern auf den Mars, aber . . . "

Der zuckte die Achseln: "Bleiben Sie, wo Sie wollen und können, aber nicht bei uns. Ich habe meine Anweisungen. Das Betreten deutschen Bodens ist Ihnen untersagt, schon jetzt haben Sie sich des Bannbruchs schuldig gemacht. Was sechs Monate Gefängnis kostet. Und wenn Sie die abgesessen haben, werden Sie ohne weiteres wieder an die Grenze abgeschoben. Diesmal wollen wir die Sache noch vereinfachen: ich lasse Sie gleich an die Grenze bringen. Welche Sie wollen: die französische oder die belgische."

Wenigstens kennen die Polizisten auf beiden Seiten besser als ein ahnungsloser Ausländer die Punkte, an denen man unbemerkt über die Grenze gelangen kann. Und so kam er wieder nach Paris. Da war eine gute Frau, die französische Frau eines russischen Genossen, der schon lange in Paris lebte. Als sie von Saschas Schwierigkeiten hörte, sagte sie: "Lassen Sie nur, Sascha, das werde ich schon in Ordnung bringen." Sie machte sich sehr schön und ging zu dem Kommissär, der auf dem Service des Étrangers seinen Fall zu bearbeiten hatte. Und als sie zurückkam, war es amtlich festgestellt, daß Sascha ziemlich geradewegs aus Rußland kam und man ihm deswegen das Asylrecht nicht verweigern konnte. Sie lachte nur, als Sascha sie bewundernd fragte, wie sie das fertiggebracht habe. Wenn es Geld gekostet hätte – das könne er ihr doch zurückgeben! Daß sie etwa "mit ihrer Person bezahlt" hätte, ist unwahrscheinlich: ihr Grischa ist ein wilder Donkosak und hätte ihr was gezeigt, wenn sie sich hätte einfallen lassen, die kameradschaftliche Hilfe so weit zu treiben. Es scheint, daß sie zu dem Kommissär in guten Beziehungen steht, seit sie vor Jahren für ihren Grischa auf dieselbe geheimnisvoll einfache Weise die Aufenthaltserlaubnis erreichte, und daß sie jedesmal froh ist, wenn sie Gelegenheit hat, ihre Macht wieder zu erproben.

Inzwischen hat Sascha auch einen Nansenpaß bekommen. Dessen Wert ist aber so ziemlich nur "rein moralisch", er hindert nicht die Ausweisung und hindert nichts daran, daß jeder Staat sich die Ehre und das Vergnügen, innerhalb seiner Grenzen zu leben, teuer bezahlen läßt.

Jetzt, mit seinen verschiedenen Reisen, hat Sascha sich gründlich zwischen sämtliche Stühle gesetzt.

Es überhaupt fertigzubringen, daß das deutsche Konsulat in Paris ihm die achttägige Aufenthaltserlaubnis ohne Nachfrage in Berlin gab – . Er hat eine ruhige, zwingende Kraft, Menschen seinem Willen unterzuordnen, ohne daß sie selbst es merken: sie meinen, sie seien von seinen guten Gründen gewonnen worden; und sein harmlos aristokratisch anmutender Nansenpaß hat die Sache wahrscheinlich auch erleichtert.

Jetzt hätte er vorgezogen, den aussichtslosen Antrag auf Verlängerung überhaupt nicht zu stellen, sondern illegal zu leben. Er hat ja gar nicht die Absicht, länger als unbedingt nötig in Berlin zu bleiben. Aber zum Fotografieren brauchte er einen Gewerbeschein, und den wollte die Steuerbehörde ihm nur auf einen deutschen Personalausweis geben. Sascha

hoffte, mit seinem Nansenpaß zuwege zu kommen und mit seiner überzeugenden Art, den Leuten die Zusammenhänge zu erklären, soweit sie für sie zu wissen geeignet sind. Aber die haben bloß die Augen herausgeglotzt: "Nansenpaß? Kennen wir hier nicht."

Nur gut, daß die verschiedenen Abteilungen der Polizei so säuberlich voneinander getrennt sind! Auf dem Fremdenamt hat man seinen Antrag aufgenommen, dem die abgelaufene achttägige Bewilligung eine amüsante Note von Ordnungsgemäßheit gab, man hat ihn bezahlen machen und ihm das nötige vorläufige Papierchen gegeben.

Um vor unangenehmen Überraschungen sicher zu sein, hat er sich bei Franz Maier angemeldet; wenn Beamte nach ihm fragen kommen, sagt der: "Er ist gerade nicht zu Haus," und kommt ihn benachrichtigen. Dann ist Sascha immer noch Herr seiner Handlungen. Wenn es ein einzelner Beamter war, handelt es sich nur um eine Formalität, eine zusätzliche Angabe in seinen Papieren, ein i-Tüpfelchen, und er kann es riskieren, der schriftlich hinterlassenen Einladung Folge zu leisten. Mehrere dagegen heißt sicherlich Verhaftung, und dann ist er gewarnt.

Das Zimmer, das Sascha und Lott bewohnen, geht jetzt auf Lotts Namen, so riskiert Herr Dings nichts mehr. Der Gute hat auch nur eine geringe Mieterhöhung genommen, solange Sascha allein unangemeldet bei ihm wohnte. Dabei hätte er es gut gebrauchen können. Er muß jetzt auf seine alten Tage von Wohlfahrtsunterstützung leben, das ist ihm an seiner Wiege nicht gesungen worden. Sein Leben lang hat er gearbeitet und gespart und dachte, seine letzten Jahre gemütlich als Rentner zubringen zu können. Aber die Inflation hat ihn wie Hunderttausende anderer um die Frucht seiner Arbeit betrogen. Er bewahrt noch jetzt das Paket wertloser "echter" Banknoten aus der Zeit vor der Währungskatastrophe auf: es ist doch nicht möglich, daß sie nicht einmal aufgewertet werden? Zwanzig Jahre lang hat er dafür gearbeitet! Da kann er doch jetzt nicht, wie andere es gemacht haben, Feuer damit anmachen, oder es im Klosett verbrauchen, oder seine Stube damit tapezieren.

Franz Meier ist ein ernsthafter, verlässlicher Genosse, er hat auch nicht die Zeit, sich mit dem "Gesocks", wie er es nennt, bei Hannes oder Margot herumzutreiben. Er ist Modelltischler; er liebt seine Arbeit wie ein Künstler, und in der Fabrik, in der er seit Jahren die Schnitzereien an Möbeln ausführt, hat er sich eine ganz selbständige Stellung geschaffen. Der schöngeformte blonde Kopf, der frei aus dem weißen Schillerkragen aufsteigt, die präzisen und energischen Linien seines Gesichts, der lustige, wache Blick – alles gibt einen Eindruck von Sauberkeit und Geradheit.

Lott kennt ihn schon. Sascha macht große Augen, als die beiden sich mit einem spaßhaft gravitätischen "Bedecken Sie Ihre Scham!" begrüßen. Wahrscheinlich ist es gut, daß Sascha das Wort "Scham" nur in seiner abstrakten Bedeutung kennt. Und sie erklären ihm, wieso dies ein geflügeltes Wort geworden ist.

Jeden Sonntag kam Franz Meier mit einer Gruppe von Kameraden an den See, an dem Lott und Redy zelteten. Zum Glück waren dies so ziemlich die einzigen Besucher ihres schönen Platzes. – Oft hat Lott sich über das schöne Bild gefreut: die nackten, gebräunten Kerle in der alten Fischerbarke auf dem sonnenfunkelnden See. Und dies Mädchen einmal, vor dem dunklen Waldhintergrund: wie eine schimmernde Amphore; Lott wurde es ganz warm und glücklich zumut, daß eine Frau so wunderschön aussehen kann. Allmählich wurde es eine Gewohnheit, daß die ganze Bande zu einem kleinen Schwatz zu ihnen ans Zelt kam. Zwischen diesen kräftigen und größtenteils schönen Körpern erschien Redys disproportionierte Gestalt so dürftig, daß es Lott einen Elan von mütterlich mitleidiger Zärtlichkeit gab.

Etwas Unangenehmes, hat Lott damals festgestellt, hat eine Ansammlung nackter Menschen, so erfreulich sie auch für das Auge sein *kann*: Wie eine Wolke steht um sie eine irritierende Mischung starker animalischer Gerüche (umso stärker wahrscheinlich, je gesünder und sauberer die Körper sind), die fast etwas Indezentes hat. ^[78]

Und eines Sonntags, während sie alle vor dem Zelt saßen und lagen, erschien der Flurwächter, ein braver Mann; mit Lott und Redy war er inzwischen gut Freund geworden, und taktvoll vermied er es, des Weges zu kommen, während sie ein Feuer im Gange hatten. Jetzt, beim Anblick all der Nacktheiten, geriet der Gute in große Entrüstung (Lott hatte wie immer ihren Sonnenbadanzug an, Redy sein Badehöschen) und hielt ihnen eine vibrierende Moralpredigt mit dem Schlußsatz, der seitdem bei ihnen klassisch geworden ist: "Bedecken Sie ihre Scham!" Lott war erleichtert, daß sich gerade keine Frauen unter ihnen befanden; es wäre ihr wie eine persönliche Beleidigung erschienen, wenn er die auch so abgekanzelt hätte. Da er aber immerhin so etwas wie die Amtsgewalt darstellte, holte sie rasch das Nötige aus ihrem schmalen Wäschevorrat, damit sie seiner Aufforderung nachkommen konnten; bis er den Rücken gedreht hatte, natürlich.

"Nächsten Sommer kommst du mit uns an den See, Sascha," meint Franz Meier.

"Nächsten Sommer? Nächsten Sommer werde ich anderes zu tun haben. Und ich habe gar keine Lust, lange zu bleiben in Berlin." Nein, diese Stadt gefällt ihm sowenig wie Petersburg. Keine eigene Persönlichkeit, möchte man sagen. Moskau, Paris dagegen – ! Diese zwei Städte sind organisch gewachsen, jene zwei diktatorisch gebaut.

Lott fühlt sich auch noch immer nicht heimisch in Berlin. Und die Geschichten mit Redy, von denen noch kein Ende abzusehen ist, haben ihnen beiden die ganze Stadt gründlich verleidet. "Paris ist die Stadt, die zu uns paßt, Dorogaja maja! Da wirst du auch dich wohlfühlen und aufleben!"

Fürs erste freilich werden sie noch bleiben müssen. Wie sollte man wohl bei diesem trüben Wetter das Reisegeld für sie beide zusammenbringen können! Aber im Frühjahr werden sie mit dem Apparat über Land gehen, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, den ganzen Sommer hindurch bis zum Herbst. Und dann werden sie genug Geld angesammelt haben, um den ganzen folgenden Winter in Paris leben zu können. Und arbeiten, endlich wieder –

"Und wenn sie dich ausweisen?" fragt Lott ein wenig beklommen.

"Dann müssen sie mich noch finden erst. Und wenn es sollte sein, daß sie mich über die Grenze schieben, nun, Ljubimaja, dann müssen wir versuchen auszukommen ohne einander, bis ich kann dir das genügende Geld schicken. Aber sei du ohne Sorge, es wird sich schon etwas finden, daß wir bleiben miteinander. Ich werde dir sagen, was ich habe immer gefunden: auf den Jäger läuft das Wild. Alles, was nötig ist, findet sich, wenn man nur selbst den rechten Willen dazu hat."

Alles, was nötig ist, findet sich – ! Wie vertraut das klingt.

Ein Brief der Mutter ist gekommen.

Jetzt erkennt Lott mit einemmal, daß die Anschauungen der Mutter sich erstaunlich gewandelt haben in den letzten Jahren, und wie weit sie den Gedankenwegen der Tochter gefolgt ist, die ihr so fremd und abschreckend schienen. Kein Weh und Ach mehr über unmoralische Verhältnisse, sie fragt nicht einmal, ob Lott nicht ihre große Liebe durch eine Ehe zu legalisieren gedenke. Auch nichts von resignierter Duldung betrüblicher Zustände,

⁷⁸Im Original Randbemerkung neben diesem Absatz: "Übfl.?"

die man nicht ändern kann. Sie ist ganz einfach von Herzen froh, daß ihre Tochter jetzt einen Menschen gefunden hat, der ihrer Liebe und Achtung wert ist und der ihr Kind nicht aus Unmännlichkeit der schlimmsten Not aussetzen wird. Und sie scheint aus Lotts begeisterten Schilderungen mehr verstanden zu haben, als die ihr gesagt hat.

Heute schreibt sie ihr: "Hast du nun endlich deinen Meister gefunden?"

Lott faltet sachte den Brief zusammen und schiebt ihn mit einer weichen Bewegung in den Brustausschnitt, wie man es mit einem Liebesbrief tut.

"Hast du nun endlich deinen Meister gefunden?" – Langsam schließt sie die Augen, mit einem heimlichen, verzückten Lächeln.

[79]

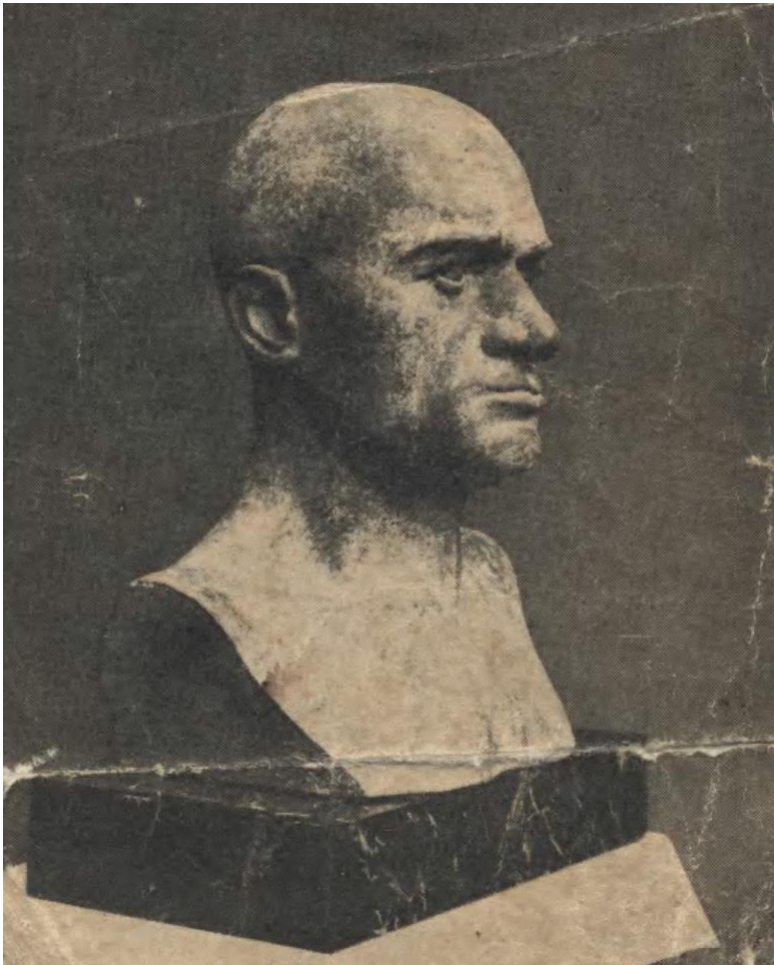
⁷⁹Anna Grothendieck starb im Oktober 1928.

Kapitel 8

Aus Paris sind drei prächtige Kunstzeitschriften gekommen; eine sehr gute Aufmachung, schweres, glasiertes cremefarbenes Papier. Saschas Genosse, ein polnischer Bildhauer, hat sie ihm geschickt, sie enthalten Besprechungen einer Bronzestatue, die er von ihm gemacht hat. ^[80]

Mit Lotts Schulfranzösisch ist nicht viel Staat zu machen; sie läßt sich die Absätze, die von seiner Büste handeln, so oft von Sascha übersetzen, bis sie sie auswendig weiß; das dauert nicht lange. Sie sind des Lobes voll – über das Kunstwerk, versteht sich; aber

⁸⁰Büste von Sascha :



die Kritiker hätten doch das alles nicht sagen können, wenn es sich nicht um ein Abbild ihres Sascha gehandelt hätte! "... cäsarische Macht... beeindruckende ^[81] Wucht... gesammelte, selbstbewußte Kraft..." Und dann wägt sie die Sätze und findet, daß die Leute sich ein bißchen kurz und ungenügend ausgedrückt haben; und ohne Scham und Skrupel nimmt sie sich vor, wenn sie sie jemandem zu "übersetzen" hat, sie ein wenig nach ihrem Sinn abzurunden, so wie sie hätten sein müssen.

Auch Sascha freut sich ohne Heuchelei über den Eindruck, den seine Büste hervorgerufen hat. Er hat wohl auch seinen Teil dazu beigetragen, meint er, daß sie so gut geraten ist. Wenn er während einer Pause die Arbeit betrachtete, hat er Brzezinski ^[82] oft gezeigt: "Da – das hast du noch nicht richtig gesehen, dieser Strich sieht bei mir so und so aus – das geht so – und dies mußt du mehr herausheben." Schließlich – er hat sich besser studiert als Brzezinski es hat tun können, und der hat gut getan, ihm zu folgen; zum Schluß hat er ihm selbst gesagt, ganz glücklich: "Das ist die beste Arbeit, die ich je gemacht habe."

Kritisch betrachtet Lott die Wiedergabe: ja, es ist Saschas Kopf, mit all der Macht, die von ihm ausgeht; aber als Kunstwerk imponiert es ihr nicht sehr, eigentlich ist es eine Fotografie in Bronze. Sie blättert die Hefte durch: nichts als guter, ehrlicher Naturalismus. Sie hat immer gedacht, Frankreich sei in der Kunst weit voraus! Im "Sturm" hat sie sich schon seit Jahren an andere Ausdrucksformen in der Bildhauerkunst gewöhnt.

Sie versucht, Sascha ihre Meinung zu erklären, aber er schüttelt den Kopf: "Kann man, wie du sagst, das Wesen eines Menschen konzentrierter wiedergeben, als es ist in der Wirklichkeit? Die feinen Nuancen zwischen dem einen und dem andern, die sich finden in einem Gesicht, so vielfältig und manchmal im Widerspruch eins zum andern – das herzugeben macht doch die Kunst! Nein – in Skulptur verstehe ich mich. Was habe ich alles in Gedanken geschaffen, wenn ich war in Einzelhaft! Skulpteur hätte ich auch können werden, das ist mir eine sehr nahe Sache. In Malerei kannst du mir erzählen, die ist mir fremd."

Lott lächelt ein wenig. Sie erinnert sich, wie sie an einem der ersten Tage in der Köllnischen Straße Sascha über einigen Fidusreproduktionen fand, die ein Junge ihm "erklärte"; nachdenklich sagte er: "Ja, das ist sehr schön." – "Wie kannst du so etwas schön finden – Sascha!" rief Lott, zwischen Aufgebrachtheit und Belustigung. Erstaunt sah er sie an: "Nu, alle die Gedanken, die der Künstler hineinsetzt in diese Zeichnungen..." – "Eben, Zeichnungen sind nicht dazu da, um Gedanken hineinzusetzen – jedes Schwänzchen eine Allegorie! Und sieh doch bloß diese billige Ästhetik, diese schlaksigen Gestalten – verhungert durch Überernährung mit Zucker!" Wenigstens verstand er sogleich. "Ja – da magst du recht haben. Aber, siehst du, in Malerei kenne ich mich gar nicht, und wenn einer kommt mir mit Gedanken, da hat er mich schon gepackt." – Nun, dachte Lott liebevoll, woher sollte er auch auf dem laufenden sein über die modernen Kunstrichtungen? Er hat wahrhaftig anderes zu tun gehabt, solange er in Rußland war. – Und schon damals sagte er: "Nein, ich verstehe mich nur in Skulptur – und ganz richtig wohl nur in Literatur. Das ist meine Sache. Und darin..."

Nein, darin werden sie beide "sich nichts erzählen lassen". Aber darin sind sie auch im wesentlichen derselben Meinung, das haben sie ja schon gesehen, als er ihre Zeitungsmachwerke auf dieselbe Weise beurteilte wie sie; und auch über die Bücher, die sie jetzt lesen, haben sie meistens die gleiche Ansicht.

⁸¹Im Original "impressionante" statt "beeindruckende".

⁸²Im Original "Brzinsky". Es handelt sich um Aron Brzezinski (1890-1940).

Lott hat gemeint, es müsse Sascha sehr gefallen, daß sie jahrelang keine Belletristik gelesen hat, um sich nicht beeinflussen zu lassen; er war entsetzt. "Wenn einer hat wirklich etwas in sich, so wird er seine Eigenart herausarbeiten, selbst wenn er war eine Weile einem Einfluß unterlegen. Aber der Künstler braucht Beispiele, an denen zu lernen und sich zu bilden – und wenn es ist, um zu lernen, wie man nicht machen soll. Wir können nicht alles ganz aus uns selbst von neuem schaffen, dann würde jeder von uns beginnen müssen bei den Primitiven. Anarchismus heißt ja auch nicht, zu negieren alle bisher geschaffenen Werte. Für mich ist jeder Schuster eine Autorität im Schuhemachen, weil er versteht sich darin besser als ich. Und Dostojewski ist für mich noch immer der Meister in Psychologie, obwohl ich meine, ich verstehe mich nicht schlecht darin. Ich hätte nicht können sein auf meinem jetzigen Standpunkt von literarischem Verständnis und Können, wenn wir nicht hätten gehabt so gute und reiche Bibliotheken in den russischen Gefängnissen. Ja, viele Menschen von der russischen Intelligenzia haben Bücher gestiftet für die Gefängnisbibliotheken, und es sind nicht wenig Menschen sogar, die wirklich haben daraus ihre ganze Bildung genommen."

Abends sind sie zur Oma eingeladen. Lott will die Hefte mitnehmen, auf die sie so stolz ist, um sie gleich herumzuzeigen. Sascha lacht: "Nein, du Kind, das werden wir nicht tun aber! So eitel darfst du dich schon nicht zeigen!" Und tröstend setzt er hinzu: "Die werden alle schon einmal kommen zu uns, dann werden sie sie sehen, du hast nichts verloren damit."

Unterwegs erzählt Sascha ihr von Brzezinski, der seine Büste gemacht hat. Er ist so arm, daß er manchmal an einen Bahnhof geht, um als Gepäckträger ein paar Pfennige zu verdienen. Das ist aber nicht so leicht, denn die berufsmäßigen Gepäckträger passen höllisch auf, daß niemand ihnen einen Kunden wegschnappt. Und das wäre auch noch nicht so schlimm; aber er ist gar nicht sehr kräftig, ewig unterernährt, er ist verwachsen und von der Tuberkulose bedroht. Sein Atelier hat er schon vor längerer Zeit aufgeben müssen, weil er es nicht mehr bezahlen konnte. Da hat er seine Arbeiten in einer leerstehenden, halbdunklen Klempnerwerkstatt untergebracht, deren Boden dauernd vibrierte von dem unaufhörlichen gedrängten Wagenverkehr auf der Straße. Damals wurde er gerade krank, und als er nachher wieder in die Werkstatt kam, lag seine letzte Arbeit, die er noch im Atelier hatte vollenden können, zerschellt am Boden; wahrscheinlich hatten die dauernden Erschütterungen durch die Wagen draußen sie allmählich immer mehr verrutscht, bis sie das Gleichgewicht verlor. Brzezinski hat nicht den Mut gehabt, die Arbeit noch einmal zu beginnen. Und wie soll er jetzt überhaupt noch arbeiten, ohne Atelier? Er ist einsam und verbittert. Wie ein Wolf in seiner Höhle haust er in einer winzigen Bude, einem wahren Taudis.

Und Sascha erzählt von Paris, vom Café Dôme, wo sie abends saßen mit Scholem Asch und anderen Künstlern. Von den engen, dunklen, verbogenen Gäßchen der Altstadt, in denen er gern nachts allein herumwanderte. Einmal begegnete er einigen Gestalten, die "Hände hoch!" forderten; in derselben Sekunde lachte er ihnen laut ins Gesicht, und die, wie mit Wasser begossen, entfernten sich mit einem verlegenen "Entschuldige, Kollege". – Er erzählt von einer Frau, die sehr neugierig war, ihn kennenzulernen, und als sie wußte, daß sie ihn in einer Gesellschaft treffen würde, hat sie sich schrecklich geschmückt; damit hat sie ihn aber nur abgestoßen. "Ich liebe nicht geschmückte Frauen."

Lott kriegt einen Riesenschreck. Sie denkt an das Kleid mit dem schmalen Pelzbesatz, das sie hatte anziehen wollen, um zur Oma zu gehen; nur der Gedanke, daß sie da dieselben

Leute treffen wird wie bei Margot und ein gewählter Anzug also nicht angebracht ist, hat sie davon abgehalten.

Es ist erstaunlich, daß weder ihr noch Sascha jemals der Gedanke kommt, seine ungenügende Kenntnis der deutschen Sprache könne Mißverständnisse hervorrufen. Er drückt sich ja auch so fließend aus, präzise, wenn es sein muß, und wie farbig weiß er zu erzählen! Dennoch, einmal haben sie es schon erlebt, daß er sich sehr im Ausdruck vergriffen hat. Das war während ihrer ersten Nacht; da hatte er sich zärtlich über sie gebeugt: "Du weißt nicht, Geliebteste meine, welch ein Glück und Vergnügen du hast mir gegeben!" – Es war schrecklich roh anzuhören, wie wenn man mit dem Nagel über Glas kratzt, und nur die Erinnerung an die vergangenen Stunden, wo er zwar glücklich, aber nicht vergnügt schien, machte es erträglich. Aber als er in der nächsten Nacht dasselbe gräßliche Wort gebrauchte, erklärte sie ihm, das sei sicher nicht das, was er sagen wolle, und er war sehr erschrocken, als sie ihm die Definition von "Vergnügen" gab.

Wie sollen sie jetzt aber darauf kommen, daß Sascha nicht von geschmückten, sondern von geschminkten Frauen spricht? Lott wundert sich nicht einmal über die Maßen. Sie weiß, daß bei Saschas Genossen von Schmuck, von Gold und Edelsteinen nicht viel die Rede sein kann; so faßt sie das "geschmückt" ohne weiteres auf als "schön gekleidet". Es scheint ihr ganz in Saschas Wesen zu liegen, allen eitlen Schein und alle künstliche Aufmachung abzulehnen. Und im tiefsten Grunde, wenn man nur auf das Wesentliche Wert legt, hat er ja auch recht. Lott findet sogar eine Größe darin, die ihrem Hang zum Absoluten entgegenkommt. Damit wird sie also zu rechnen haben, wenn sie sich seine Liebe bewahren will. Nun, das ist höchst einfach: sie wird alle ihre schönen Kleider weggeben. Ah – mit Freude!

Bei der Oma ist eine sehr angenehme Atmosphäre: gepflegt, kultiviert. Mit Genuß läßt Lott sich in den tiefen Sessel sinken, aus dem Kerlchen bei ihrem Eintritt aufgesprungen ist. Wally lädt ihn mit einer Handbewegung auf die Armlehne des ihren ein, und errötend läßt er sich darauf nieder. – Also ist jetzt das Kerlchen dran für die Baronesse? Wie lange mag er standhalten? Lott hat recht viel Sympathie für diese Frau mit ihrem unbekümmerten und von Gefühlen unbelasteten Konsum. Bei allem Zynismus ist ehrliche Eindeutigkeit in allen ihren Beziehungen, und sie ist von einer phrasenlosen Loyalität. Viel eigene Gedanken scheint sie allerdings nicht zu haben; auf sie trifft dasselbe zu, was Redy von dem Prominentenhücheln in der "Jungfrau" sagte: "Wenn man sie reden hört, kann man immer erkennen, mit wem sie heute nacht geschlafen hat."

Es sind hier in der Tat dieselben Gesichter, die man in Margots Bude findet, und die Unterhaltung ist entsprechend: "la chronique scandaleuse du milieu", wie Gerd es nennt. Wäre nicht die ästhetische Freude gewesen, die Oma zu beobachten, wie sie mit leichten, katzenhaft gleitenden Bewegungen ihre Gäste bedient, Lott hätte sich von Herzen gemopst. Zum Glück fängt Sascha bald an zu singen, und da wird alles wieder lebendig für Lott. Sie kennt jetzt schon alle seine Lieder, und auch ein paar sehr schöne jüdische hat sie von ihm gelernt, und ohne etwas "einzuüben" haben sie in einigen einen besonders schönen Zusammenklang ihrer beiden Stimmen erreicht.

Was mag Sascha dazu veranlassen, so wie jetzt, und wie schon manchenmal, einfach fast mitten in die Unterhaltung hinein mit einem Lied anzufangen? – so fragt sie sich während des Singens. Ich hätte es auch tun können, und zwar aus purer Arroganz: Herrschaften, euer Geschwätz ist mir zu fade. Und wahrscheinlich hätten sie es gespürt und sich beleidigt gefühlt. Sascha hat das Geschwätz sicher ebenso fade gefunden, und über den geistigen Wert dieser Leute macht er sich keine Illusionen. Und doch ist seine Einstel-

lung zu ihnen ganz anders als die meine: herzlich, einfach, er stellt sich wirklich zu ihnen als zu Gleichen, trotz seines Selbstbewußtseins und obwohl er ihre Nebbigkeit erkennt. Ja, er liebt in jedem einzelnen von ihnen die Möglichkeiten, die in ihm liegen. Und so ist es als einer der ihren, daß er zu sagen scheint: Kinder – wenn wir nichts Besseres zu reden wissen – singen wir lieber! Und deswegen nehmen sie es ihm nicht übel und sind sogar begeistert, daß er ein anderes Leben in die Bude bringt.

“Sascha – Hopak!” schreit da schon einer. “Oh ja, Sascha – tanz!” nehmen andere Stimmen auf. Fragend sieht er zur Oma hin, die strahlt vor begeisterter Zustimmung über das ganze feine Faltengesicht, und ihre vollen, sehr roten Lippen schimmern feuchter als vorher.

Tisch, Stühle, Sessel werden beiseitegeschoben, Sascha wirft die Jacke ab und tritt, sich reckend, in die Mitte, rückt seinen Gürtel zurecht, steckt den leeren Ärmel fester darunter und beginnt zu tanzen. Ein Panther. Und es ist immer die gleiche Verhexung für sie beide, wenn er erblassend immer wilder springt, stampft, sich dreht, das schwere Händeklatschen der andern mit gellend jauchzendem Schreien anspornt. Mitmachen möchte sie, in das leere Zentrum dieses Tanzspiels treten, fliehen und locken unter seinem drängenden Werben...

Da kommt er heran, neigt sich zu ihr, mit raschem Atem: “Tanz mit mir einmal, Ljubimotschka!” Aber sie kennt nicht die Figuren des Tanzes, und sie weiß: jetzt kann sie sich nicht mehr frei loslassen im Tanz. Lächelnd und errötend schüttelt sie den Kopf. Und er sieht sie glücklich an: Also ist sie doch nicht so eine Schauspielerin und auch nicht so eine Kokette, wie Redy sie geschildert hat!

Und dann singen sie wieder, in der immer neuen Freude, ihre Stimmen zu verschmelzen, und auch die andern scheinen nichts Schöneres zu wissen als endlos ihren Liedern zuzuhören und sich von ihnen bald wehmütig, bald übermütig stimmen zu lassen.

Ganz zum Schluß taucht Sophie noch auf, die man sonst wenig zu sehen bekommt. Noch eine Frau, die Lott gut leiden kann, trotz ihrer ewigen prinzipiellen Reformkleider. Sie hat so eine klare und ruhige Fraulichkeit. Und sie ist ein ganzer Kerl. Neulich hat Hannes ihnen erzählt, daß er ihr nicht nur die kleine Wohnung in der Köllnischen verdankt; er hatte ihr anvertraut, daß er eigentlich gar keine richtigen Papiere besitzt, um ungeschoren in Deutschland leben zu können, und da hat sie ihm ihre Eheschließungs- und Scheidungsurkunde gegeben, mit denen er sich als ihr geschiedener Mann anmelden konnte; bißchen Strafe bezahlt, weil er so lange unangemeldet gelebt habe – . Ganz einfach hat sie das gemacht, als wenn es gar nichts wäre, und dabei ist sie ein durchaus unpolitischer Mensch. “Auch nicht, daß wir etwa was miteinander gehabt hätten,” betonte Hannes. “Nicht das!” Er schnipste mit den Fingern. Ihr wirklicher geschiedener Mann existiert allerdings noch, aber er meldet sich aus Prinzip niemals an. Ein versoffenes Genie. Sie hat ihn benachrichtigt, daß er gut täte, seine Anonymität beizubehalten, da sein Platz im Meldeamtsregister jetzt ausgefüllt sei. “Er ist ein feiger Hund, aber er weiß, daß ich ihn in der Hand habe, er wird sich schon daran halten und keine Mätzchen machen,” hat sie gesagt. – Aber wie kann ein Frauenzimmer sein Leben lang in ostentativer “Lebensreform” steckenbleiben und sich heilige Sprüchlein an die Wand malen – wie sie es in der Köllnischen gemacht hat! Schade darum.

Heute ist offenbar ein Tag der Mißverständnisse. Während sie spät abends den weiten Weg nach Haus gehen, bringt Lott das Gespräch auf die Gedanken, die ihr vorhin beim Singen kamen, und sie sagt, lakonisch abgekürzt wie immer, wenn sie von sich spricht: “Ich bin gerne boshaft.”

Sascha blickt rasch zu ihr hin und wendet seinen Kopf wieder fort, sieht weiter gera-

deaus und schweigt.

Ach du mein lieber Schreck, denkt sie mit einem tiefen inneren Seufzer, also muß ich mir das auch abgewöhnen? Und das fällt ihr viel schwerer als auf schöne Kleider zu verzichten. Hätte sie ihm erklärt, daß sie mit dem Sammelbegriff "boshaft" geschliffene Wortspiele, geistreichen Spott meint, so hätte er sicher nichts daran auszusetzen gefunden; so aber hat er es als "böse, schlecht" verstanden und wundert sich nur über ihre unschuldsvolle Aufrichtigkeit.

Und da Lott gewöhnt ist, durchzuführen, was sie sich vorgenommen hat, so gelingt es ihr allmählich, ihre Lust zu Boshaftigkeiten zu unterdrücken. Und erst Jahre später, als sie mit Erstaunen bemerkt, daß Sascha an den recht plumpen Scherzen eines Irgendjemand Spaß fand, brachte sie schließlich diese Sache zur Sprache, und es stellte sich zur gegenseitigen Verwunderung heraus, daß Sascha sich immer über die Witzigkeit anderer gefreut hat, wenn sie ihm selbst auch völlig abgeht. – Ja, da aber hatte Lott ihre "geistreiche Ader" schon so lange und gründlich abgedrosselt, daß sie endgültig ausgetrocknet war.

Am nächsten Tag nimmt Lott ihre Kleider aus dem Schrank und macht davon ein großes Paket. Sophie und Trudel werden sich freuen; sie sind beide etwas kleiner als sie, dafür aber breiter, so wird es ganz gut hinkommen. (Schade, Sophie arbeitet sich die Sachen sicher auf langweiligste "Reform" um.) Sie behält nur die ältesten und unscheinbarsten Lümpchen, und als Glanzstück ein Russenhemd aus ziegelrotem Leinen, das Sascha ihr abgetreten hat und in dem er sie gern sieht. Aus der Kommode holt sie all den kleinen hübschen und notwendigen Fummelkram, der sich bei jeder Frau in einer Schieblade ansammelt: Krägelchen, Spitzen und Bänder, Handschuhe und Strümpfe. Ja, die Strümpfe – sie hat nur seidene, nur drei Paar, und nicht im besten Zustand; sowas kann man nicht verschenken. Und sie ist nicht böse darüber.

Der Gedanke, ihrem Geliebten das Opfer ihrer Eitelkeit zu bringen, macht sie schwingend froh. Nur – sich von der verführerischen Unterwäsche zu trennen, wird ihr bitter schwer. Schön sein für den Geliebten – ! Aber gerade so etwas muß ihm frivol erscheinen... Und resolut bündelt sie die feinen Seidensäckelchen zusammen und legt sie zu den Kleidern. Die biederer leinenen Hemdhosen aus ihrer Mädchenzeit machen schließlich, kann man sagen, einen Eindruck von Keuschheit und Herbheit, versucht sie sich zu trösten, skeptisch.

"Was ist das für ein Paket?" fragt Sascha, als er nach Haus kommt.

Lott errötet. "Oh, das – das will ich morgen zu Margot bringen, für Sophie. Ein paar Kleider, was soll ich damit – . Und du hast doch gesagt..."

Sascha erinnert sich nicht, etwas annäherndes gesagt zu haben. Aber er hat es schon öfters erlebt, daß ein flüchtiges Wort von ihm ein unerwartet starkes Echo gab und Entschlüsse von größerer Bedeutung hervorrief, als es diese Kleidergeschichte ist.

"Siehst du, Ljuba meine, das ist schön," sagt er froh. "Sophie kann die Lumpen sicher gut gebrauchen, und ich meine auch, du hast zuviel von dem Zeug. Und was sollen mir schöne Kleider! Die verstellen mit nur deinen schönen Körper." Mit brüsker Bewegung hat er sie an sich gezogen. "Und dein Körper ist es, was ich will und will und will ohne Aufhören. Deine schlanken, weißen Arme, die stark sind wie Löwenschwänze – . Ech..." Er biegt ihr den Kopf zurück und küßt ihren Mund.

Mit verhaltener Eindringlichkeit sagt er, nah über ihrem Gesicht: "Du weißt nicht, Dorogaja maja, welche Macht du besitzt über mich!"

Es durchdringt sie mit einem wilden und süßen Schauer von Glück.

Er sieht ihre Pupillen sich erweitern und die Iris dunkler werden unter einem verschwimmenden Glanz, und das klingt in ihm einen Gedanken an . . .

“Aber sollst du nie versuchen, mit mir zu spielen, dann wird es sein vorbei mit deiner Macht!” Er ist blaß geworden.

Willenlos hingegeben liegt sie in seinem Arm, der jetzt bereit scheint, sie fortzuschieben, und sieht ihm ernst in die Augen. “Das weiß ich. Und wenn es nicht so wäre, würde ich dich auch nicht so lieben, wie ich dich liebe!”

Margots Tür ist verschlossen. Mein lieber Schreck, wenn sie nun etwa mit ihrem Paket wieder umkehren muß . . . Es ist tüchtig schwer geworden, und Lott haßt Schlepperei.

Aber – sie lauscht – man hört doch halblautes Sprechen drinnen. Erstaunt klopft sie nochmal und ruft: “Margot.” Wie nach einem Zögern öffnet Margot einen Spaltbreit und läßt sie etwas gehemmt herein, mit einem belanglosen “Ah – ”

Der Tisch ist ans Fenster gerückt, und da sitzt Schuster mit seinem gelben, gekränkten Gesicht und einer, den man Zigeuner nennt und von dem man sagt, daß er sich von Mädchen aushalten läßt; und mit dem Rücken zur Tür eine Fremde. Lott stutzt vor dem Gedanken, daß ein reichlich bestellter Tisch hier ein Anlaß sein kann, die Tür zu verschließen. Sie ärgert sich, weil sie diese Verlegenheit ins Zimmer gebracht hat. Dem Schuster sieht man es direkt an: nicht einen Bissen Brot kann man in Ruhe zu sich nehmen.

Während sie ihr Paket auf dem Bett niederlegt, versucht sie die Frau, deren Rücken ihr bekannt scheint, in ihrem Gedächtnis wiederzufinden; da dreht die sich um. “Maria!” schreit Lott begeistert. Das sentimentale Kalodermababy unterm Tannenbaum!

Zigeuner hält ärgerlich mit beiden Händen das Tischtuch fest. So hysterisch hat er die Maria noch nicht gesehen, sie ist eher zu schläfrig. Aber es kitzelt doch sein Selbstbewußtsein, daß diese großschnauzige Lott, die ihn überhaupt niemals sieht – und eine richtiggehende Journalistin! –, sich so um das Mädels hat, das für ihn läuft.

Margot schaut der stürmischen Begrüßung mit gefalteten Händen und einem etwas schiefen Lächeln zu. So hemmungslos herzlich kann die Lott sein, die sonst selbst ein freundliches Lächeln immer nur wie widerwillig hergibt!

“Was, du rauchst, blondes Kalb? Sieh mal, sieh . . . ”

Überhaupt hat sie sich verändert, aber fast nur zu ihrem Vorteil. Noch ein bißchen üppiger geworden, aber bei ihrer Größe und ihren schönen Proportionen betont es nur angenehm ihren Rubensstil; und die Haltung tadellos. Der Teint wie damals, Schnee und Heckenrosen. Aber das Gesicht ist nicht mehr so watteauisch leer, und die kleinen blauen Kaschubenaugen haben einen lebendigeren Ausdruck. Nicht mehr nur Vergißmeinnicht und Buttermilch.

“Aber warum hast du Affenweib dir bloß deine unvergleichlichen Haare abschneiden lassen? Nuja, es sieht apart aus, die Mähne ist immer noch dick genug, und als Zeichen von Emanzipation sowieso zu begrüßen. Aber erstens ist es schon bald nicht mehr originell, und zu deinem Körper absolut nicht im Stil. Wie sieht denn das im Bett aus?” Sie zögert einen Moment, beobachtend . . . “Ah, sie mal an, also *da* bist du anders geworden. Fällt nicht mehr in Ohnmacht bei so Frivolitäten?” Ein halber Blick fliegt zu Zigeuner hinüber. Sie setzt sich dicht neben Maria und sieht ihr prüfend in die Augen. “Na – wie gefällt dir das Leben?” fragt sie einfach und sachlich.

Und mit einemmal wird Maria rot bis in den goldigen Nackenflaum, sie knibbelt an

ihrer Zigarette und weiß nicht recht, was zu sagen.

Lott tätschelt ihre große weiße Hand: "Laß man, laß man, mein Kälbchen... Aber hab ich nicht recht gehabt damals, und Redy auch: daß du nur einen Mann brauchst?"

Dem Zigeuner gefällt die grenzenlose Ergebenheit immer weniger, mit der sein Rennpferd die wiedergefundene Jugendliebe anlotzt. Fehlte bloß, daß die Maria auf irgendwelche Sprünge käme! Bei den ergebensten Weibern ist man davor am wenigsten sicher.

Er erhebt sich lässig und dehnt den geschmeidigen Körper. "Na – komm."

Maria steht unentschlossen auf.

"Ausgeschlossen!" blitzt Lott sie herrisch an (den Zigeuner beachtet sie gar nicht).

Die tätschelt ihr verlegen das Gesicht mit den festen und weichen Polstern ihrer weißen Hände. "Laß doch, meine Süße... Weißt du, ich hab noch nicht geschlafen. Und ich komm ja bald mal wieder her. Willst du nicht ein Stück mitkommen?" bittet sie.

"Nee," macht Lott kurz. "Du kannst ja wieder herkommen. Oder zu mir. Da hast du meine Adresse." Sie wird sich doch nicht mit so einem typischen Zuhälter sehen lassen.

Mißgelaunt macht sie sich gleich nach ihnen auf den Weg. Ausgerechnet dieser Zigeuner. So eine kitschige Achtgroschenschönheit. Und zu faul, sich wenigstens ehrlich diese acht Groschen zu verdienen, da schnappt er sich solche Mariechen, die auf seine Malzbonbon-Augen fliegen. Das jedenfalls muß man anerkennen bei Hannes: solche Typen kommen nicht zu ihm; Margot ist wirklich ein bißchen... Vielleicht sollte man versuchen, ihm die Maria auszuhaken? Aber sie weiß, als hätte sie es gedruckt gesehen: sie wird nicht mehr herkommen, und ebensowenig zu ihr. Dafür wird der Zigeuner schon sorgen.

Zornig läuft sie durch die regennuddeligen Straßen. Wie tagelanger Hunger höhlt das Bewußtsein einer Niederlage sie von innen aus: der letzte Mensch aus der alten Welt – und ihrem Willen entglitten.

Alexander Berkman ^[83] ist aus Amerika gekommen; er hat Sascha geschrieben, daß er ihn besuchen kommt.

Sascha freut sich auf das Wiedersehen. Das letzte Mal haben sie sich getroffen in Minsk, im Winter 1921, als Sascha auf der Flucht war. Da hat Alexander Berkman ihm Geld geben können, damit er über die Grenze komme. Sie kamen in der Vorstadt zusammen, in einem abgelegenen Gäßchen. Unter jedem Schritt geigte der festgefrorene Schnee. Berkman war fast unkenntlich in einem alten Bauernpelz und einer gewaltigen Mütze mit Ohrenklappen. Der hatte sich aber schnell erholt von seiner Begeisterung für die bolschewistische Übergangsperiode. Und dennoch – was für eine Seuche war über Rußland verbreitet, daß sogar zwischen ihnen wie ein Schleier Zurückhaltung und Auf-der-Hut-sein lag – beiderseits.

Lott hat kürzlich Berkmans Erinnerungen aus den Gefängnissen gelesen. Kein Kunstwerk, aber eine intelligente Abhandlung über die verschiedenen psychologischen Aspekte der Gefangenschaft. Und zum erstenmal in einem literarischen Werk wird ehrlich, sachlich und gründlich über die sexuelle Not der Gefangenen gesprochen. Dies Buch hätte Lott schon kennen müssen während der Pranger-Zeit!

Berkman ist ein stattlicher Mann, etwa in Saschas Alter; gut gekleidet, und der Kopf eines Intellektuellen. Endlich mal wieder einer aus unserer Welt! denkt Lott. Jetzt tut es ihr ein bißchen leid, daß sie ihre Kleider schon fortgegeben hat. Für einen solchen Gast

⁸³Im Original: "Berckman".

hätte es sich gelohnt, sich gut anzuziehen.

Die beiden Männer haben sich mit einem herzhaften Kuß auf beide Wangen begrüßt. Sascha hat wohl Lotts fröhliches Erstaunen bemerkt; er meint aufgeräumt: "Ja, das ist doch schrecklich hier bei euch in Deutschland, dieser Magnus Hirschfeld hat wahrhaftig verseucht die Geister, daß wenn man sieht zwei Männer sich küssen, muß es sein Homosexualität. Ich habe den Hirschfeld kennengelernt damals, ein häßlicher Mensch wie eine aufgeschwollene Eselsleiche, und wenn er hat mir seine Krötenhand gegeben, da mußte ich gleich gehen sie mir waschen, so schlimm war mir davon. Und die Hand eines Menschen und wie er sie gibt – darin liegt doch der ganze Mensch, nicht wahr?"

Lott ist erstaunt. Sie weiß noch nicht, daß der Mensch und sein Werk zwei ganz verschiedene Dinge sein können. "Ich kenne ihn nicht persönlich. Aber seine Arbeiten sind klug, und es war notwendig, das zu sagen, was er gesagt hat; er hat viel dazu getan, daß diese Dinge überhaupt diskutiert werden. Und es gehörte Mut dazu, oder doch eine große Unabhängigkeit des Geistes. Und wenn die Leute auch manches übertreiben und mißverstehen, das ist ja nicht seine Schuld. Wertvolles hat er doch geleistet. – In dieser Hinsicht war auch Ihr Buch mir sehr interessant," wendet sie sich an Berkman.

Es wird ein so angenehmer Abend, wie Lott lange keinen erlebt hat. Es macht ihr nichts aus, daß Sascha sie bittet, sie eine Weile russisch sprechen zu lassen. "Ich werde dir sagen, Geliebte meine: es ist nicht, daß ich hätte kein Vertrauen zu dir. Sogar mit Rachill habe ich immer so gemacht. Wenn man dich dann später fragt, kannst du wirklich sagen, du weißt nichts. Vielleicht wird einmal die Zeit kommen, daß wir arbeiten in einer Sache zusammen – dann werden wir es besprechen zusammen. Auch wenn Rachill hatte eine politische Arbeit, an der ich hatte keinen Teil, sagte sie mir nichts darüber. Das ist besser für den, der nicht weiß. Du verstehst es?"

Sie lächelt ihn an. Zu ihrer großen Überraschung hat er ihr neulich gesagt: "Aber du bist eine Anarchistin, auch wenn du weißt es selbst nicht. Eine wahre Anarchistin-Individualistin. In all deinem Denken und Handeln bist du es. Vielleicht noch ausgehaltener als ich. Weißt du es?" Wie froh und stolz es sie machte! Aber zweifelnd wandte sie ein: "Ich habe aber noch nie politisch gearbeitet, und wollte es auch nicht." – "Nun, die rein politische Aktion ist ja nur ein Teil von dem, was Anarchismus bedeutet. Anarchismus heißt: gegen Herrschaft, gegen Autorität, nicht wahr? Und das bist du bis ins Mark deiner Knochen, das weiß der Teufel! Und du hast schon nicht wenig getan in deinem Leben, um freie – das ist anarchistische – Ideen durchzusetzen. Selbst danach zu leben, in den kleinen Fakten des täglichen Lebens – das ist es, was zuviele unserer Genossen vergessen bei all ihren politischen Aktionen. Darin bist du wunderbar ausgehalten, du – wilde Stute. Und das hält mich mehr zu dir als alles."

Lott hört auf die melodischen Laute der unbekannten Sprache und beobachtet die beiden Männer. Sascha steht in seiner ungezwungenen und herrischen Haltung, die Hand leicht in die Hüfte gestützt, und sieht unter seinen buschigen Brauen auf Berkman herab, der breit in seinem Stuhl lehnt. Ein imposanter Mann, aber neben Sascha sieht eben jeder Mann ein wenig – nebbich aus. – Nun, um objektiv zu sein, muß sie zugeben, daß der rasierte Schädel einiges beiträgt zu dem starken Eindruck, den Sascha macht. Aber das ist es ja: er kann es sich leisten; wieviele Männer würden grotesk wirken mit einem rasierten Schädel!

Einmal hat sie Sascha gefragt, wie er auf diese Idee gekommen ist. – "Das ist, wenn du willst es so ausdrücken, eine Mode geworden bei den Unseren. In Gefängnis hat man uns die Köpfe rasiert, und wenn wir sind von Gefängnis raus, haben manche von uns so

fortgefahren zu tun. Das, was man uns getan als eine Schande, haben wir damit gemacht zu ein Zeichen von Ehre. Und mag sein, daß ich hätte es gemacht noch aus ein andern Grunde. Wenn sie haben mich gepackt nach meiner ersten Flucht – da war ich neunzehn Jahre alt –, da haben sie mir den Arm kaputtgeschossen, so daß er mußte nachher abgenommen werden. Ich hatte noch auch andere Stellen am Körper, wo Kugeln sind reingegangen. Eine habe ich mir selbst reingeschossen, wenn das Blut ist aus dem Arm gesprungen und ich wußte, ich kann nicht mehr widerstehen. Ich wollte nicht ihnen lebend in die Hände fallen und wollte mir ins Herz schießen. Nur, ich hatte schon auch einen Schuß im rechten Unterarm – du hat schon gesehen, die blanke Narbe –, darum konnte ich den Revolver nicht mehr richtig führen, und meine Kugel ist zu tief gegangen. Nun, dann haben sie mich doch genommen und haben mich gebracht in Gefängnislazarett. Und nachdem sie mir haben den Arm abgeschnitten, da sind mir die Haare ausgegangen in dicken Büscheln – es war lang gewachsen schon, denn ich war mehrere Monate geblieben in Freiheit. So daß ich hätte schon als neunzehnjähriger Bengel ausgesehen wie ein Professor – oder ein Mönch. Aber auch jetzt, denke ich, es paßt zu mir nicht das eine, nicht das andere. Die Kaukasier haben die Sitte, sich zu rasieren die Schädel, und das ist eine gute Rasse von Männern. Besser ihnen ähnlich sehen.”

Der “offizielle” Teil der Unterhaltung ist beendet. Berkman lehnt sich zurück und sagt, weiterhin auf russisch, mit ehrlicher Bewunderung: “Was der Sascha immer für Frauen hat! Wie macht er das, der Teufel!”

Und Sascha, mit einer Nuance von herablassendem Spott: “Ja, und ist so ein häßlicher Kerl und ein Brigand. Aber sie müssen wohl wissen, warum.”

Berkman reicht Lott sein Zigarettenetui hinüber. “Nun, alles andere ist ebensovot auf deutsch zu sagen. Die Genossen in Amerika wundern sich, Sascha! Warum schreibst du so selten etwas? Frau Lott, sorgen Sie dafür, daß Sascha sich wieder an seine schriftstellerische Arbeit macht! Wir erwarten noch viel von ihm. Aufsätze – Gott, Aufsätze kann jeder schreiben. Aber wenn einer das Zeug dazu hat, das Epos der russischen Revolution zu schreiben, dann ist es Sascha.” ^[84]

⁸⁴So etwa stammt folgender Aufsatz von Sascha Schapiro, erschienen in der *Revue Internationale Anarchiste*.

En Bulgarie

Antécédents historiques

Le mouvement anarchiste en Bulgarie offre un intérêt profond pour les anarchistes du monde entier grâce à son développement original et à la richesse des horizons qu’il découvre. Quant à nous autres, anarchistes russes, ce mouvement présente pour nous, en outre, une grande signification éducative. Je crois que le peuple bulgare, plus que tout autre, est préparé à l’acceptation de l’idée anarchiste par le cours même de son histoire. Ceci explique que ce mouvement jeune, qui ne compte qu’une quinzaine d’années d’existence, se développa avec une telle force. Il ne dévia pas de son droit chemin dans les moments où les plus durs coups furent portés à l’anarchisme tant de l’intérieur que de l’extérieur, et mit en avant une longue rangée de militants de valeur et de martyrs pour l’idée de l’Anarchie.

Pour mieux éclairer l’objet de mes articles, je dois m’arrêter un instant au grand facteur historique qui joua un rôle immense dans la vie du peuple bulgare et qui eut particulièrement de l’influence sur le fond même de son caractère. Je crois intéressant d’indiquer, d’autre part, comment ce facteur, analogue en apparence, agit différemment sur les rapports avec le pouvoir et la psychologie d’un autre peuple, également anarchique par sa nature: sur la psychologie du peuple russe. J’entends par là l’invasion tartare en Russie et la conquête de la Bulgarie par les Turcs. Examinons d’abord la première.

Les Tartars, ayant envahi la Russie d’alors, laissèrent cependant intact son mécanisme gouvernemental. Ils ne se mêlèrent presque pas à la vie intérieure du pays et se bornèrent à lui imposer un tribut; ce fut la

Plötzlich ist Sascha sehr ernst geworden. “Sag mir nichts, Berkman. Du weißt nicht, wie es mich peinigt, daß ich so lange nicht bin zum Schreiben gekommen. Aber es wird sein. Es muß sein. Und bald. Du wirst schon sehen. – Nein, sag mir lieber : wie geht es Emma Goldman und den übrigen Genossen ?”

Spät in der Nacht haben sie Alexander Berkman zur Straßenbahn begleitet. Kaum ist er eingestiegen, da spürt Lott eine Welle kalter Feindseligkeit von Sascha herströmen.

seule manifestation de leur souveraineté. Les Tartars ne percevaient même pas le tribut personnellement, mais par l'intermédiaire de l'appareil politique qui fonctionnait déjà en Russie avant eux : celui des princes régnants russes, qu'ils chargèrent de ce soin. De cette façon, le peuple n'avait pas de rapports directs avec l'envahisseur, ne pouvait pas l'observer, restait sans le connaître ; et l'ennemi, enveloppé d'un voile de mystère, paraissait bien plus redoutable qu'il ne l'était en réalité. Les princes-intermédiaires, qui payaient aux Tartars le tribut aux dépens du peuple qui peinait (sans oublier, il va sans dire, leurs propres petits profits), expliquaient cet état de choses comme une nécessité temporaire, comme une “période passagère”. Ils cherchaient à justifier ainsi leur arbitraire et leurs violences, les présentant comme mesures de sauvegarde nécessaires pour soumettre, pour arriver à dompter les rebelles qui “semaient le trouble” et risquaient de compromettre les relations pacifiques avec le terrible ennemi. L'Église les aidait et cela sans réserve en prêchant au peuple la patience, la soumission, l'exhortant à obéir aux princes, représentant ces derniers comme sauveurs, comme défenseurs du peuple. Et si auparavant le peuple russe savait encore un peu contenir les appétits et l'arbitraire de ses princes, et même chassait les trop zélés, maintenant, par crainte de l'ennemi : les Tartars, il donna la possibilité de s'affermir définitivement à l'ennemi, bien plus terrible par la suite, à son “sauveur et défenseur” – au pouvoir des princes. Ce “défenseur”, pillant et faisant violence, s'enrichissant et se fortifiant de plus en plus, sut, en s'alliant avec l'Église, contenir et localiser durant trois siècles la colère et la haine du peuple et lui préparer dans l'avenir le triple esclavage bien pire – politique, économique et social – l'atroce esclavage du régime féodal, du *servage*.

Il en fut tout autrement pour le peuple bulgare.

Après avoir conquis la Bulgarie, les Turcs en firent tout simplement une province de l'Empire Ottoman, et le peuple bulgare se trouva placé bien face à face avec son ennemi. Toujours et partout, à chaque pas de sa vie quotidienne, il se heurtait au pouvoir implacable et cruel qui le dépouillait de ses biens, violentait ses femmes et ses filles, massacrait ses fils. Ce pouvoir ne pouvait plus et d'ailleurs ne cherchait même pas à expliquer ses agissements par les causes extérieures, comme cela avait lieu en Russie ; il révélait sa nature de brigand (celle de tout pouvoir) en toute sa nudité, en toute sa laideur. Et cependant que chez l'homme russe le sentiment négatif envers le pouvoir se traduisit (d'après la définition de Tolstoï) par la *méfiance* (“peut-être ment-il, peut-être dit-il la vérité ?”), chez les Bulgares cette conception négative du pouvoir devint une inconciliable hostilité, une haine mortelle. Cette haine, qui n'était pas comprimée, contenue par les raisonnements, par les considérations de la “haute politique”, croissait et se développait, se transmettait de génération en génération comme une chose sacrée, et trouvait une issue naturelle sous forme de lutte immédiate et directe contre l'oppresseur. L'esprit de lutte planait sur le bébé bulgare, lorsque la chanson de sa mère balançant son berceau, lui racontait les forfaits du “méchant Turc” qui avait tué son père et son grandpère ; il planait encore sur l'enfant et allumait en lui la soif de la vengeance, lorsque, adolescent, il assistait au supplice de ses parents et de ses pays, mis au rang de bétail par l'ennemi ; le même esprit poussait enfin le jeune homme bulgare à s'armer d'un fusil et à abattre le tyran. Le “tyran”, voici le nom dont les Bulgares désignaient chaque représentant du pouvoir, et la lutte contre ce dernier était considérée comme la plus grande vertu et le plus grand honneur.

Les conditions géographiques du pays favorisaient tout particulièrement les progrès de cette lutte. La Bulgarie est séparée en deux parties par une chaîne de montagnes des Balkans, qui offrent un asile et un refuge de toute sécurité à chacun, avec leurs défilés sinueux, leurs rochers inaccessibles, leurs flancs et leurs sommets recouverts d'épaisses forêts. Et les hommes courageux, les vaillants, s'en allaient dans les montagnes, s'en allaient parfois par groupes entiers pour devenir les “tchetniks” ⁽⁸⁵⁾, vengeurs implacables de la honte et des souffrances du peuple. Ces hommes savaient se venger ; pas un seul ennemi ne pouvait être tranquille pour sa vie un seul instant. Il leur arrivait de se grouper et de former des détachements plus importants ; alors, pendant de longs mois, ils inspièrent la terreur aux oppresseurs des provinces entières. Le peuple les chérissait profondément, leur donnait son aide et son concours en toute circonstance et les pourvoyait de tout ce qui leur était nécessaire. Il chantait leurs exploits, en les comparant aux aigles descendus des cimes de montagnes pour le festin sanglant, pour infliger le châti-

Erschreckt denkt sie: was mag vorgefallen sein? Sie wagt nicht, seinen Arm zu nehmen, und während sie stumm und wie fremd nebeneinander hergehen, läßt sie noch einmal die vergangenen Stunden wie einen Film an sich vorübergleiten. Nein, da war nichts, was ihn hätte zornig machen können, sie hat nicht die leiseste Geste von Koketterie gehabt. Und wenn ihm etwas nicht gefallen hätte, so hätte sie es doch sofort gemerkt.

Im Zimmer beginnt Sascha auf und ab zu gehen. Seine Bewegungen sind nur wenig rascher als gewöhnlich, aber sie spürt, wie er vor verhaltener Erregung innerlich bebt. Er ist wahrhaftig wie ein wildes Tier im Käfig, denkt sie.

Vielleicht ist er zornig über etwas, woran sie keinen Teil hat, versucht sie sich zu überzeugen. Aber –

“Was ist, Sascha?” fragt sie schließlich beklommen.

Er scheint nicht zu hören.

terrible à l’opresseur...

Il va sans dire que les gouvernants ottomans avaient recours aux plus cruelles représailles. Ils dépouillaient de leurs biens et massacraient ce qu’ils soupçonnaient avoir des rapports avec les “tchetniks”; ils suppliciaient, empalaient les insurgés qui tombaient entre leurs mains; ils édictaient des lois d’après lesquelles tout Bulgare n’ayant pas fait connaître son domicile dans un délai de cinq jours était accusé de banditisme. ⁽⁸⁶⁾ Mais tout restait vain. La lutte ne cessait pas un seul jour et devenait de plus en plus intensive. Tantôt se ralentissant, tantôt s’allumant avec une force nouvelle, elle passe, comme une large traînée de sang à travers les cinq siècles de la domination turque en Bulgarie. Et plus les représailles turques étaient féroces et plus de monde s’en allait dans les montagnes pour devenir, à leur tour, des “tchetniks”. Au cours du XIX^e siècle, la lutte atteint son apogée et se transforme en insurrection en masse. Les représailles des autorités turques prennent aussi le caractère d’une atrocité sauvage exceptionnelle. Les Turcs firent tout simplement la guerre au peuple bulgare. Les troupes turques incendiaient des villages bulgares par dizaines; elles égorgèrent souvent tous les habitants d’un village: vieillards, femmes, enfants, tous avaient le même sort. ⁽⁸⁷⁾

En 1876, le tsar russe Alexandre II, qui, quinze ans plus tôt, avait lui-même réprimé l’insurrection de la Pologne avec une cruauté inouïe, déclara la guerre à la Turquie pour “libérer les frères slaves”. ⁽⁸⁸⁾ Le rêve de plusieurs générations fut réalisé. Le joug turc fut secoué, et la Bulgarie devint un État indépendant; le peuple bulgare avait désormais son propre gouvernement avec tous ses accessoires. Quelque temps passa et le mirage nationaliste commença peu à peu à pâlir et à se dissiper. Le peuple s’aperçut qu’au fond, sa situation n’avait pas changé. L’arbitraire des pouvoirs restait le même. Les dépenses pour l’entretien de l’armée, de la police, des prisons et d’un grand nombre de fonctionnaires augmentèrent de beaucoup les charges d’impôt. Ensuite, les deux guerres auxquelles la Bulgarie prit part – en 1912 et la guerre mondiale – apportèrent au peuple des malheurs incalculables. “Pire que du temps des Turcs”, commencèrent à dire les Bulgares, et ils transportèrent toute leur ancienne haine contre les pouvoirs turcs sur leur propre gouvernement. Les gens qui savent haïr savent aussi bien lutter. Et de nouveau les montagnes des Balkans constituent un refuge aux braves et aux vaillants.

Tels sont les antécédents historiques qui préparèrent en Bulgarie un terrain favorable aux progrès et au développement des idées anarchistes. La longue période de la domination turque effaça peu à peu de la psychologie et de la conscience populaires tout souvenir de son organisation d’État passée, antérieure au joug turc; et le demi-siècle d’oppression par *ses propres* gouvernants tua définitivement les faibles racines de son organisation d’État actuelle. Reste le danger d’emballement pour l’illusion du pouvoir “ouvrier-paysan”, cette dernière illusion qui empoisonne encore, malheureusement, beaucoup de cerveaux. La récente tentative des communistes bulgares de s’emparer du pouvoir indique que la possibilité de ce danger n’est pas exclue. Mais cela ne doit pas nous troubler. Les données objectives nous donnent le droit d’affirmer que cette illusion aura à son tour vécu quand la puissante aspiration vers la liberté des masses bulgares deviendra consciente, éclairée par la lumière éclatante de l’idée anarchiste.

L’histoire d’une pénétration opinâtre et infaillible de cette idée dans les masses profondes du peuple bulgare me servira d’objet pour mes prochains articles.

Sacha Peter.

“Sascha, was ist ?” – drängender.

Jäh ist er stehengeblieben. “Was ist ?” bricht er aus. Aber gleich hat er sich wieder in der Gewalt. “Mich fragst du, was ist ? Willst du sagen, du weißt es nicht ?”

Leise fühlt sie auch in sich einen Zorn aufsteigen. “Nein, ich weiß es nicht,” sagt sie beherrscht. “Wenn du es mir sagen willst – ”

Präzis und scharf, jedes Wort einzeln gesetzt: “Du sollst dich nicht einem Mann anbieten, solange du bist mit mir !”

Sie fährt auf. “Sascha !”

Nun sieht er sie fast mit kalter Forscherneugier an. “Du weißt es vielleicht wirklich nicht ? Vielleicht ist es bei dir so in Fleisch und Knochen, daß es ist dir gar nicht bewußt, was du tust, um einem Mann Avancen zu machen ? Und dieser Handschuh, den du ausgezogen hast, um Berkman deine nackte Hand zu geben ? Das weißt du nicht ?”

“Aber Sascha,” ruft sie erschreckt und erleichtert zugleich. “Das ist doch die einfachste Höflichkeit !”

“Die einfachste Höflichkeit ? Ah – ? So – neulich, als wir von Margot gingen, hast du diese einfache Höflichkeit nicht gehabt.” Wie schneidend kalt sein Blick sein kann !

“Na, Margot – !” Es klingt wegwerfend, aber eigentlich will sie ausdrücken : mit nahen Freundinnen braucht es keine Höflichkeiten.

Er tobt weiter, in der gefährlich verhaltenen Art einer Maschine, die bis zum Sprengen mit Dampf gefüllt ist : “Und mir – noch nie hast du den Handschuh ausgezogen, wenn du hast dich von mir verabschiedet. Und gerade ihm, ihm, der . . . ”

Es kommt ihr vor, als höre sie seine Zähne knirschen.

Nein, aber dir habe ich die Arme um den Hals gelegt und hab dich geküßt auf offener Straße, denkt sie. Aber sie sagt es nicht; und doch weiß sie, daß dies vielleicht das einzige Argument sein kann . . .

Er bohrt sich hinein in das Bild, das sich in seine Netzhaut gebrannt hat. “Den Handschuh ausgezogen – und wie eure nackten Hände sich gepreßt haben ! Aber du weißt es nicht – ?” höhnt er drohend.

Das ist ja ein Wahnsinn – . Ruhig bleiben. “Siehst du,” versucht sie. “Er hat doch selbst, als höflicher Mensch . . . ”

“Er hat selbst ! Und darum mußt du tun wie er ? Er ist ein Mann. Wenn er sieht eine schöne Frau, dann attackiert er sie, das ist natürlich. Und er hat mir keine Rechnung abzulegen. Aber du sollst ihm keine Avancen machen ! Nicht, solange du bist mit mir !”

Was soll sie tun ? Er scheint die europäischen Sitten und Gebräuche wirklich nicht zu kennen. Freilich, in Rußland ist es wohl zu kalt im Winter, als daß man riskieren möchte, den Handschuh auszuziehen. Oh, aber ihn bitten, daß er ihr glaubt, sich rechtfertigen – . Nein. Zuviel hat sie schon . . .

“Ich habe keine – moralische Verdammnis für eine Frau, die einem Mann Avancen macht.” Er spricht jetzt gefaßter. “Und auch du hast mir keine Rechnung abzulegen. Du bist frei zu tun, wie dir gefällt. Aber auch ich bin frei zu tun, wie mir gefällt. Und mir gefällt, daß ich nicht bleibe mit einer Frau, die auf andere Männer sieht, wenn sie ist mit mir.” Plötzlich ist er ganz ruhig.

Das zerbricht ihren Trotz, wie ein starkes Gebiß eine dünne Nußschale. Impulsiv macht sie einen Schritt auf ihn zu, aber er ist wie mit Eis gepanzert.

“Sascha, nein – !”

Sascha steht auf und sieht auf sie hin, hört ihre flehenden Beteuerungen. Sagt sie die Wahrheit ? Möchte sie nur Geschehenes ungeschehen machen ? Er hat bis jetzt noch

keine Unwahrhaftigkeit an ihr bemerkt, eher hat sie ihn bisweilen durch Aufrichtigkeit verblüfft. – Er weiß nicht, wie tief Redys Geschwätz seine Meinung über Lott vergiftet hat, der sie ihm fast wie eine Messalina schilderte. Und ihre eigenen freimütigen Erzählungen waren ganz geeignet, diesen Eindruck zu verstärken. Das hat ihn noch mehr gereizt, die wilde Stute zähmen zu wollen. Sicher weiß er nur eins : sie liebt ihn über alles. Und wahr ist auf jeden Fall dieser Ton herzscheidender Angst, ihn zu verlieren. Nun, jetzt hat sie erfahren, was sie aufs Spiel setzt, wenn sie mit Männern spielen will.

Er zieht sie an sich, mit dem Lächeln des versöhnten Kämpfers, der aber seine Waffen in Reichweite behält.

Wir werden sehen, wilde Stute.

⁸⁵Le “tchetnik” veut dire faisant partie de la “tcheta”, petit détachement libre qui fait la guerre de guérillas à l’oppresseur. (Traducteur.)

⁸⁶Fait curieux, cette loi demeure en vigueur en Bulgarie encore actuellement. – S. P.

⁸⁷On est involontairement tenté de rapprocher ces faits des agissements analogues des bolchevistes, lors de leur répression du mouvement insurrectionnel en Ukraine, quand les agents de la “Tchéka” (sûreté politique) fusillaient les mères et les femmes des insurgés avec leurs nourrissons. (Voir *L’histoire du Mouvement Makhnoviste en Ukraine*, par P. Archinoff.) – S. P.

⁸⁸Cette guerre est rentrée dans l’histoire sous le nom de guerre “libératrice”, alors que les Bulgares eux-mêmes lui donnent le nom de guerre “du nouvel asservissement”. – S. P.

Kapitel 9

Zur Zeit der “Jungfrau” hat Lott einmal ihren Freund Andy zu ihren Eltern gebracht. Er gefiel ihnen sehr mit seiner einfachen Herzlichkeit, seinem freundlichen weichen Gesicht und den guten dunklen Pferdeaugen. Unversehens kam er dazu, über den Sinn der neuen Kunst zu sprechen, und Lott war baß erstaunt, wie aufmerksam und interessiert die Eltern ihm zuhörten, und nicht etwa aus Höflichkeit: er sprach so warm und lebendig, man sah, wie seine Kunst ihm am Herzen lag – damit fesselte er selbst den Vater, der sonst für “alle eure neumodischen Ideen” nur eine knurrig spöttische Ablehnung hatte. Aber da war noch etwas andres, das sie so aufgetan machte, das spürte Lott: zu einem guten Teil war ihre Sympathie durch die Aureole des Fremdartigen hervorgerufen, die ihn, den Ungarn, für sie umgab – ganz, als sei er ein Wesen höherer Gattung.

An diesem Abend, als drei Genossen vom Balkan – zwei Bulgaren, ein Serbe – zu Sascha kommen, stellt Lott amüsiert fest, daß auch sie nicht ganz frei ist von dem naiv ehrfürchtigen Staunen vor den Menschen, die aus fremden Ländern kommen. Mein lieber Schreck, du hast eine Einstellung wie Lieschen aus Pomuchelsdorf, versucht sie sich hochzunehmen; das ändert aber erstmal nicht viel. Zwei von ihnen sind in der Tat interessante Kerle, ganz wie man sich wohl bulgarische oder serbische Anarchisten vorstellen mag. Interessant – nun ja, sie sehen interessant aus, mehr vermag Lott nicht festzustellen: außer “Guten Tag” und “Dankeschön” kennen sie kein Wort Deutsch.

Die Männer scheinen sich mühelos zu verständigen, die Bulgaren sprechen ziemlich fließend russisch, und ohnedies scheinen die slawischen Sprachen eng verwandt zu sein. “Das ist schade,” meint Sascha zu Lott. “Die Unterhaltung hätte dich auch interessiert. Es handelt sich gar nicht um Konspiration, wir reden davon, wie es mit der Bewegung steht in den verschiedenen Ländern. Du mußt Russisch lernen, Ljubimaja!” ^[89]

⁸⁹Sascha Schapiro berichtet in der *Revue Internationale Anarchiste* wie folgt über die Ereignisse vor Ort in Bulgarien.

En Bulgarie ⁽⁹⁰⁾

Le mouvement anarchiste en Bulgarie se passe actuellement dans une atmosphère si tendue qu’il paraît presque invraisemblable que les gens puissent vivre dans de telles conditions; et non seulement ils vivent, mais ils mènent encore une lutte de leur sang et de leur mort.

Une profonde douleur, une violente haine nous étreignent le cœur quand nous prêtons l’oreille aux échos qui nous parviennent de ce pays déchiré. Tous les jours, on y arrête, on assomme et on torture; on y assassine nos camarades pendant leur sommeil; on les tue, en déclarant que c’était lors d’une tentative d’évasion; ces faits deviennent comme les conditions habituelles de la vie quotidienne, et la presse bulgare en fait le récit sur un ton épique, qui bouleverse atrocement l’âme.

De tout une série de faits, je ne citerai que quelques-uns, qui dépeignent d’une manière suffisante la

Lott langweilt sich trotzdem nicht une minute den ganzen Abend hindurch. In aller Muße, ohne durch die Unterhaltung abgelenkt zu sein, kann sie sich ihrem Dada hingeben : die Gesichter der Sprechenden zu beobachten. Dabei merkt sie bald, daß der junge Bulgare, der ihr zunächst an der Schmalseite des Tisches sitzt, ihr une spezifisch männliche Aufmerksamkeit widmet. So etwas zu konstatieren ist angenehm, trotz allem.

Es ist kalt im Zimmer an diesem regnerischen Herbstabend. Lott sitzt dicht neben Sascha auf dem Diwan. Jetzt rückt sie etwas zurück und enger an ihn heran. Er ist warm

situation de là-bas.

La revue bi-mensuelle “L’Œuvre Libre” (“Svobodno Diélo”) écrit, dans le numéro du 1^{er} janvier 1925 : “Un camarade nous communique de Pirdop : L’anarchiste Tzitcelkoff fut tué dans notre contrée (à Zlatitza) ; à la suite de cet assassinat, plusieurs personnes furent arrêtées à Pirdop. Lors de l’arrestation de l’anarchiste Zako Gaïdaroff, la police a tiré sur sa mère et l’a blessée grièvement. Au commissariat, Gaïdaroff fut feroce­ment assommé de coups, et il est à craindre qu’il ne soit tué ‘lors d’une tentative d’évasion’.”⁽⁹¹⁾

Le journal “Le Matin” (“Outro”) écrit, le 20 décembre 1924 : “L’anarchiste Gaïdaroff et le communiste Ivan Roussintcheff, arrêtés comme ‘bandits’, furent conduits, soi-disant pour visiter les lieux où quelques passants furent attaqués récemment. En route, les deux arrêtés tentèrent de s’enfuir et furent abattus à coups de feu par les gardes qui les accompagnaient.”

Le même journal écrit, d’après plusieurs autres journaux, que la police fit feu sur les anarchistes Nicolas Matoff (Alexéïeff) et Boris Guéorguïeff, à l’Hôpital Alexandrovsky, à Sofia. Le premier fut tué, le deuxième blessé, mais sa vie n’est pas en danger. “Tous commentaires sont superflus”, dit le journal. “La Paix, l’ordre et la légalité règnent dans notre pays.”

Ensuite :

L’“Œuvre Libre”, dans le n° 5, du 16 janvier 1925, écrit : “Le 14 janvier soir eut lieu une collision entre la police et les anarchistes. Des coups de feu furent échangés ; le chef du 6^e Groupe de la ‘Sûreté Publique’, Nedelko Stesranoff, fut tué. À la suite de ces faits, des arrestations eurent lieu. Parmi les arrêtés se trouvent Alexandre Sapoundjieff⁽⁹²⁾, Christo Kazandjieff et plusieurs autres.”

Un de nos camarades nous décrit cet événement en ces termes :

“Ces temps derniers, l’atmosphère est devenue très dense chez nous, c’est-à-dire que, souvent, on fait pression sur nous. Le dernier ‘exploit’ des ‘héros de la Sûreté Publique’ est le suivant : Ce 14 janvier soir, une collision eut lieu, accidentellement, entre un de nos camarades, recherché par la police, et un groupe de mouchards soûls ; résultats : un tué et plusieurs blessés du côté de ces derniers ; quant à notre camarade, il en a échappé indemne. La police, de rage, assiégea tout un quartier de la ville, amena le canon, et . . . rien ! Le lendemain matin, eurent lieu une perquisition et l’arrestation du camarade Sando Sakoundjieff, ainsi que celle de son sous-locataire Christo Kazandjieff (étudiant, originaire de la ville de Kazanlyck). La perquisition n’avait amené aucune découverte de nature à compromettre nos camarades. Les camarades arrêtés furent conduits à la ‘Sûreté Publique’ et leur sort nous est inconnu (dans tous les cas, leur situation n’a rien d’enviable). On a essayé de leur faire parvenir draps de lit, couvertures et quelques provisions, mais on s’est heurté à une interdiction formelle. La femme qui avait apporté les affaires fut éconduite le plus grossièrement du monde, et il lui fut déclaré : ‘Les détenus subiront ce qu’ils ont mérité.’

Tout cela n’est qu’une faible partie de ce qui se passe chez nous, à Sofia ; quant à ce qui se passe en province – je l’ignore. Il y a quelques jours, plusieurs camarades (10) furent arrêtés à Kustendile, et on ignore ce qu’ils sont devenus. Quoi qu’il en soit, le printemps approche, la neige va fondre, et alors . . . ”

Le journal du parti gouvernemental bulgare dépeint la situation dans des couleurs tout aussi vives :

“D’après les renseignements que possédait la police”, écrit ce journal officieux, “plusieurs anarchistes se cachèrent dans la maison de B.-N. Blineff, dans le quartier Lozinetz, près du séminaire. La maison fut cernée par la police ; mais la perquisition ne fit découvrir personne, en dehors de trois familles qui habitaient cette maison. La perquisition, poussée plus avant, révéla que deux hommes s’étaient introduits, on ne sait comment, dans le grenier, qui ne communique pas avec la maison, mais qui a deux ouvertures sur les toits. La police ordonna de retirer de la maison tous les biens appartenant aux locataires afin d’avoir leur liberté d’action.

Les hommes, qui se dissimulaient dans le grenier, furent prévenus à quatre reprises ; on leur offrit de se rendre en leur garantissant la liberté ; mais ils répondirent à ces offres par des coups de leurs revolvers ‘Parabellum’. La police alluma un coin du toit de ladite maison et, vers onze heures, toute la maison était

wie ein Ofen, obgleich er über dem Hemd nur das schwarze Seidenhemd anhat. Sacht legt sie ihren Arm um seine Schultern und schiebt ihre kalte Hand in seine Achselhöhle. Er spricht weiter, als sei nichts geschehen, aber die sanfte Pressung seines Armstumpfs sagt ihr, daß der heimliche Kontakt ihn ebenso beglückt wie sie.

Nach einer kleinen Weile zieht sie langsam ihre erwärmte Hand zurück, und heimlich atmet sie, berauscht, seinen Geruch ein, mit dem ihre Haut getränkt ist. Dann gleitet ihre Hand wieder in die warme Höhlung und wird von einem leisen Druck des Armstumpfs festgehalten. Und wieder legt sie ihre Hand mit einer unauffälligen Geste über Nase und Mund und trinkt sich voll mit seinem starken Duft . . . Dabei hat sie acht darauf, daß keiner der Fremden ihr heimliches Spiel bemerke: sie kontrolliert jeden ihrer Muskeln. Und diese Beherrschtheit drängt den Genuß wie zu einem starken Knäul in ihr zusammen.

Sascha spricht weiter, hört zu und antwortet, aufmerksam und konzentriert wie vorher. Aber sein Körper hat sein eigenes intensives Leben, ganz der Geliebten an seiner Seite zugewandt; er genießt die leiseste ihrer Gesten, jedem Impuls kommt er entgegen, das sachte Hereingleiten ihrer Hand ist ihm eine unerhörte Liebkosung, und der Rausch, der aus seinem Schweiß in ihren Körper dringt, teil sich dem seinen mit wie ein kreisendes Fieber.

Allmählich, in ihre Entzückung hinein, dringt etwas anderes zu Lotts Bewußtsein durch: die Blicke des jungen Bulgaren. Vielleicht ist es ihre verdeckte Erregung, die auf ihn wirkt – sie spürt, wie er immer stärker auf sie hingeworfen ist. Und es ist nur eine Verschärfung ihres stummen Genusses. Es geschieht nichts; sie hat keinen Blick und keine Geste zu ihm hin. Aber sie schließt sich nicht ab gegen den Strom animalischen Werdens, der von ihm kommt, sie nimmt es an. Und unbedenklich gibt ihr Weibeseinstinkt sich dem verschärften Glück hin: das Fieber, das mit seiner steigenden Flut sie und den Geliebten trägt, und die Wellen von stumm drängender Gegenwart und Begehren, die von dem fremden Mann zu ihr hinüberschlagen.

Sie wacht auf wie aus einem heißen Traum, als die Sitzung plötzlich ein Ende nimmt. Während Sascha die Genossen an die Haustür begleitet, steht sie mit halbgesenkten Lidern und läßt das freundliche Abschiedslächeln von ihrem Gesicht gleiten wie ein flüchtig vorgehaltenes Tuch. Klingend gespannt bis zum Zerreißen: gleich kommt er und nimmt mich in seine Arme.

Da kommt er mit seinem raschen Schritt heran. Brüsk schließt er die Tür. Sie sieht sein bleiches Gesicht, und die Arme fallen ihr herab.

Er geht auf sie zu, als wolle er sie schlagen: "Wirst du auch heute sagen – du hast auch heute keinem Mann Avancen gemacht?"

"Nein!" Der Schrei reißt sich heraus wie bei einem Kind, das von der Mutter überrascht wird, den gestohlenen Apfel in der Hand.

Plötzlich sieht sie das, was eben geschah, mit Saschas Augen und fühlt sich vereist von Entsetzen. Wie anders ist auch sein Zorn heute!

en flammes. Alors, des coups de feu furent échangés et les anarchistes furent tués. Il est probable que les anarchistes, ne voulant pas tomber entre les mains de la police, se suicidèrent.

Lorsque le feu fut maîtrisé, deux cadavres carbonisés furent extraits des décombres et envoyés à la morgue de l'hôpital Alexandrovsky, aux fins d'autopsie. ⁽⁹³⁾

L'enquête sur cette affaire est menée par M. Ianoff, premier juge d'instruction."

Sacha Piotre.

“Nigadjai – [94]” Er zerknirscht die Worte zwischen den Zähnen.

Jetzt verachtet er mich. Jetzt hab ich ihn verloren. Unsere Liebe – verspielt – verspielt. In einem gemeinen hurenhaften Spiel.

Er geht auf und ab, rasch, unaufhörlich, wie rasend. Und plötzlich spuckt er aus: “Tepfuh!”

Das peitscht ihren Trotz hoch. Ah, nein – nicht das – nicht mir!

Sie wirft den Kopf zurück. Ich bin ich.

Unerträglich lange, nervenzerrende Minuten rast Sascha in dem schmalen Zimmer hin und her, zwischen Tür und Schreibtisch. Lott sitzt steif und gerade auf dem Kopfpolster des Diwans. Kein Wort fällt.

Dann reißt er die Jacke vom Haken, wirft sie über die Schultern. Die Tür fällt zu.

Sie wartet, bis seine raschen Schritte vom Hof verklungen sind. Dann öffnet sie das Fenster, um die dicken Schwaden von Zigarettenrauch hinauszulassen, und lehnt sich hinaus, atmet tief die feuchte, kalte Nachtluft ein. Und bereitet mit ruhigen Bewegungen das Bett.

Er wird sich sicher nicht zu ihr legen, wenn er zurückkommt. Dieser Gedanke gibt einen wilden Schmerz. Aber wilder noch ist ihre Revolte: Nein – nein – nein! Ich will nicht mehr. Das “Tepfuh!” klatscht noch in ihrem Ohr, in allen ihren Nerven. Nie wird sie es vergessen.

Es war nicht schön, was vorhin geschah? Nein, es war nicht schön. Es war eine Beleidigung für Sascha, den Stolzen? Es war eine Beleidigung. Aber hat sie nicht gedacht, als sie sich mit Sascha vereinte, jetzt beginne ein Leben der Freiheit, der Aufrichtigkeit – jetzt würde sie ganz sie selbst sein können, ohne sich zu verbiegen, ohne Eifersüchte und Empfindlichkeiten schonen zu müssen? Ja, Lott ist ganz überzeugt, daß sie das gemeint hat.

Ich bin so, daß so etwas mich höher, stärker, intensiver leben macht, daß es mir Glück und Genuß gibt – ja: Glück. Sascha ist so, daß er das nicht ertragen kann. Ich will nicht immer vor mir selbst auf der Hut sein. Ich will leben, wie ich bin. Kein moralisches Verdrücken. *Das* ist Wahrhaftigkeit für mich.

Ich will Freiheit.

Wie die Stunden hingehen, wird sie ruhiger, und die brennende, brausende Revolte erkaltet zu einem harten und klaren Entschluß:

Trennen wir uns.

Schön ist diese Liebe – herrlich ist sie. Und herrlich ist Sascha, der herrlichste und größte Mensch, dem sie je begegnen wird. Aber diese herrliche Liebe, dieser große Mensch wird Lott in Fesseln schlagen, sie aus ihrer Eigenheit herausdrängen in eine Form, die vielleicht schöner, edler, höher ist als die ihre – aber eben nicht die ihre. Sascha selbst hat ihr das Beispiel gegeben: nicht eine Nagelbreite seines eigenen Wesens aufgeben. Frei

⁹⁴Leerstelle im Original.

⁹⁰Certaines raisons m’ont obligé de retarder la publication de mes articles sur “Le Mouvement Anarchiste en Bulgarie”. Dans un avenir très prochain, il paraîtront d’une manière plus régulière. – S. P.

⁹¹Nous avons appris d’une lettre de notre camarade que Tzitzelkoff fut tué non à Zlatitza, mais à Koprivstchitza, chez lui, pendant qu’il dormait. – S. P.

⁹²Alexandre Sapoundjieff est le rédacteur de l’organe anarchiste “La Société Libre” (Svobodno Obshchestvo), paraissant légalement. – S. P.

⁹³D’après d’autres journaux, l’un des anarchistes est Christo Pantcheff Guétoff, âgé de 27 ans, et l’autre Stéphane Todoroff (Efenoff), âgé de 22 ans. – S. P.

sein. Sie selbst sein. Müde – ? Lott ist nicht müde von ihm; sie will sich nicht erst müde machen lassen.

Wir müssen uns trennen.

Nach Stunden hört sie Sascha zurückkommen. Er macht kein Licht, schiebt die Papiere und Bücher auf dem Schreibtisch ein wenig beiseite und legt sich hin, die Pelzjacke über sich. An ihrem Atem hört er, daß sie noch wach ist. Er dreht sich dem Fenster zu und schläft rasch ein. Und seine ruhigen Atemzüge schläfern auch Lott unmerklich ein.

Sie ist ganz leise aufgestanden. Bei ihren ersten Begegnungen ist Sascha wach. Er bleibt reglos liegen, bis sie das Bettzeug in den knarrenden Reisekorb gesteckt hat, dann ist er mit einem Schwung vom Schreibtisch herunter und reckt sich auf. Und gleich ist es, als sei er schon seit Stunden angeregt wach.

Während er sich wäscht, vertieft Lott sich in ein Buch. Und denkt: hoffentlich rennt er nicht sofort wieder weg. Die Sache gleich erledigen.

Dann tritt sie ihm frei entgegen: "Sascha, trennen wir uns."

Er leuchtet auf. "Das ist gut, daß du es sagst! So achte ich dich! Ich habe schon dasselbe entschieden heute nacht, aber daß du es gesagt hast die erste – so ist es am besten. Und so wird nichts Schlechtes zwischen uns bleiben."

Sascha ist zur Oma gefahren und kommt zurück mit dem Bescheid, Lott könne ruhig bei ihr wohnen, bis sie ein eigenes Zimmer nehmen kann. Ja, sie wird jetzt wieder anfangen müssen, für Zeitungen zu schreiben. Aber nur gerade soviel, wie sie zum Leben braucht. Ganz allein bleiben, keinen Menschen sehen und arbeiten – arbeiten. Alle Kräfte und alle Inbrunst, die sich jetzt auf Sascha konzentrierten, wird sie ihrer Arbeit geben. Und die Gewißheit, die sie in einem unvergeßlichen Moment durchdrang, als sie sich Sascha versprochen hatte, sie ist noch wahr: Lott wird große Sachen schreiben.

Gut und ruhig, ohne Zorn und Groll können sie jetzt über das sprechen, was gestern geschah; über das, was sie trennt. Sie zwei sind nicht zum Zusammenleben geschaffen, jeder steht zu eigensinnig und stark auf seinem Ich. Wenn sie beieinanderblieben – es würde anderes geschehen, nicht nur um das eine, was dies hervorrief; und sie würden immer wieder sich zerreißen, sich und den andern.

Die paar Sachen, die Lott geblieben sind, sind rasch in den Koffer gesteckt. Nicht einen Moment bereut sie, ihre Kleider weggegeben zu haben, was braucht sie Lumpen. Auch das ist größere Freiheit.

Einmal streift sie der Gedanke: sechs Wochen. Redy hat ziemlich richtig getippt: gerade sechs Wochen haben sie es "miteinander ausgehalten". Der Gedanke an seinen Triumph kratzt sie ein bißchen. Aber – "Ihre Sorgen – !"

Morgen früh wird sie zur Oma fahren. Bis dahin wollen sie sich noch ihrer Liebe freuen.

Ihre Liebe ist schön und herrlich und verrückt in ihnen wie vor dem vergangenen Abend. Aber klar und schön und unverrückbar, stärker als alles ist ihr Entschluß und das Bewußtsein seiner Notwendigkeit.

Sie sind schon frei. Und frei, schenken sie sich einander noch für ein paar Stunden.

Da klopft es, und ein junger Mann öffnet zögernd die Tür.

Ites Freund, Samuel.

Er ist tief deprimiert und müde. Eben ist er aus Paris angekommen. Morgen will er

nach Warschau weiterfahren. – Nein, Ite ist in Paris geblieben. Und er wird in Warschau bleiben.

Es geht schon auf den Abend zu. Sie essen miteinander, Sascha hat Wein gekauft, die Unterhaltung geht mühelos. Samuel spricht besser deutsch als Sascha, mit demselben slawischen Akzent. Nichts kann ihn auf den Gedanken bringen, daß die zwei Menschen, die mit ihm am Tisch sitzen, sich auch getrennt haben.

Samuel ist knapp mit seinem Geld. So bereitet Lott ihm ein Lager auf dem Schreibtisch. Er hat während der ganzen Reise nicht schlafen können. Kaum liegt er, da fallen ihm die Augen zu.

Ist es seine Gegenwart oder das Bewußtsein der nahen, unabwendbaren Trennung, was auf dem Elan ihrer Liebe lastet? Sie haben geglaubt, sie würden sich für ihr ganzes Leben sättigen wollen, sich bis aufs Blut verzehren in den Umarmungen dieser letzten Nacht. Aber ein Gefühl, das dunkler ist als Trauer, schließt sie erstickend immer enger ein und vollzieht die Trennung, ehe sie Erschöpfung spüren.

Samuels wegen haben sie das Licht gelöscht. Sie liegen einer im Arm des andern, ohne ein Wort und fast ohne Bewegung.

Und sacht sinkt Sascha in Schlaf.

Lott liegt wach bis in den grauen Morgen. Nicht einmal berührt sie der Gedanke, ihren Entschluß in Frage zu stellen. Ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen trinken sich voll mit seinem Bild.

Als sie erwachen, ist Samuel schon fort.

Sascha sieht sie prüfend an: "Nun – ? Nach einer Nacht sieht eine Sache manchmal aus ganz anders als am Tage vorher – du weißt es?"

Ihr Lächeln ist ruhig und klar. "Bei mir sieht es noch genauso aus wie gestern. Es kann ja auch nicht anders sein. Nichts ist anders geworden. Und ich glaube, ich hab ganz einfach einen zu dicken Kopf. Was ich mir vorgenommen habe, das führ ich durch, und wenn mir auch hundeelend wird davon."

"Das ist es, warum ich liebe dich so – "

Ihn braucht sie nicht fragen: sie weiß, daß nichts seine Entscheidung ändern konnte.

Ehe sie fortgehen, nimmt er sie noch einmal in den Arm und sieht ihr in die Augen mit einem ganz weichen Lächeln. "Ich liebe dich, Lotta, mehr als ich kann es sagen. Und ich werde nie aufhören, dich zu lieben. Sollen wir uns freuen, daß wir gehen voneinander auf diese Weise, so daß es bleibt kein Haß zwischen uns. Ech, Ljubimaja maja, Dorogaja maja – !"

Schweigend gehen sie auf der Straße nebeneinander her. Diese kargen letzten Minuten nur noch die geliebte Nähe fühlen, die schon für immer entfernte.

Die Straßenbahn klattert heran. Rasch steigt sie auf. Sascha reicht ihr den Koffer hin, sie merkt es nicht. Mit gesenktem Kopf steht sie auf der Plattform, den Rücken zu ihm, als horche sie in sich hinein.

Jetzt – jetzt erst die Entscheidung.

Gleich wird die Riesenschachtel von Eisenblech anrucken und deine Liebe von dir abreißen. Die Freiheit –

– Nein! –

Es reißt sich durch sie hin wie die körperliche Panik eines, der aufs Schafott gestiegen ist.

Und jäh wendet sie sich um und steigt wieder herunter. Dabei fühlt sie ihr Gesicht zu Eis erfrieren und ihre Augen schmerzhaft groß und trocken werden: Scham des Unterliegens, Entsetzen vor dem, was sie jetzt tut – und besinnungslos wildes Flehen.

“Sascha!” Drängend, halblaut, mit harscher Stimme. “Ich will alles tun, wie du es willst. Ich will bei dir bleiben. Mit dir bleiben will ich. Sascha!”

Schon haben ihre Worte Scham und Entsetzen aus ihr fortgestäubt, und mit der Verwegenheit eines Desperado schleudert sie ihren Entschluß hinter sich und alles, was er bedeutet.

“Na, wolln Se, oda wolln Se nich?” schreit der Schaffner mit hochrotem Kopf zu ihr hinunter. Und reißt erbost an der Signalleine.

Nur Saschas Gesicht sieht sie, überscharf und riesig wie eine Großaufnahme auf dem undeutlich ziehenden Hintergrund der Straße: es wird bleicher und hart, und schwarz funkelt in seinem Blick kalte Abwehr – und auch forschende Freude blitzt kurz darin auf.

Unbeweglich stehen sie voreinander auf dem Fahrdamm. Die Straße strömt und drängt vorüber mit dem Lärm ihrer endlosen Wagenzeilen.

Er sieht ihr leidenschaftlich vorgerecktes Gesicht plötzlich ganz hager in seiner fast durchsichtigen Blutleere, die Schläfen schärfer eingebuchtet – . Und das wilde Flehen in dem dunkelblauen Strahlen ihrer Augen.

Es ist zu schwer für sie. Ein Erbarmen – wie mit einem Kind, das sich eine zu harte Aufgabe gestellt hat, und nun bittet es, daß man sie ihm abnimmt.

Ihre Blicke schränken sich ineinander.

Autos hupen wütend, bremsen scharf und umfahren sie gefährlich nahe, Schreie fliegen. Ein dicker Bierkutscher mit seinem steifen Lederschurz erhebt sich aufgebracht auf seinem hohen Sitz und läßt die Peitsche knallen, daß seine phlegmatisch stampfenden Rösser aufschrecken. Sein Fluchen ertrinkt im Straßenlärm.

“Wenn du es so wilt – aber – bedenke!” Sein Ton ist drohend.

“Ich will es so – Sascha!” Sie weiß kaum die demütige Geste, die ihre Hände zusammenfügt.

Ist es die Erhörung? Sie will – sie will, wie sie ihr Leben will. Sie ist nicht froh. Ihre Freiheit gibt sie auf und sich selbst. Sie wird sich unterwerfen müssen, und das wird bitter sein.

Ein blasses Lächeln schattet über Saschas Züge und verschwindet; wie kalte Aprilsonne über die schwarzen Erdschollen schattet und gleich wieder von Wolken aufgesogen wird. Er kennt sie, und er kennt sich selbst noch viel besser. Es wird bittere Kämpfe geben. – Deine Arme sind wie Löwenschwänze – ... dann hätte ich dich lieber als Kleinen begraben.

Langsam wendet sie den Kopf und sieht die lange, sich verengende Flucht der Straße hinauf. Er folgt ihrem Blick. Ganz hinten verschwindet die Straßenbahn, winzig, mit hektischen Zuckeln im Wagengewühl.

“... woll verrückt geworden!” grölt ein empörter Taxichauffeur sie an durch das Kreischen seiner Bremsen. Auf seinem breiten bläulichroten Gesicht, weit zum Schlag herausgelehnt, sträubt sich ein fuchsiger Schnauzbart, ein Goldzahn blinkt darunter auf.

Sascha bückt sich und nimmt den Koffer.

“Komm denn!” sagt er und wendet sich schroff zum Gehen.

[95]

⁹⁵Nun folgt erneut die am Ende von Kapitel 6 eingerückt gesetzte Episode. Wir wiederholen sie hier nicht.

Teil VI
Zu Berlin

Kapitel 1

Gerd hat einen Keller gefunden. In dieser Zeit, wo das Wohnungsamt jeden verfügbaren normalen Wohnraum bewirtschaftet, gibt es für unsereins ja nur die Wahl zwischen Kellern und Böden – und so Dachgebälk ist meist übertrieben luftig. Ein Keller dagegen, das ist ja bekannt: kühl im Sommer, und im Winter hält er schlimmstenfalls die Eigenwärme seiner Bewohner hübsch zusammen.

Er hat gar nicht weit suchen brauchen: in dem alten Haus in der Kölnischen Straße, in dem Hannes bis dahin im obersten Stock wohnte, hat seit undenklichen Zeiten ein Lumpenhändler im Keller gehaust, inmitten seiner Waren. Als Gerd sich die Sache ansehen kam, war der alte Mann noch nicht fertig damit, seine Lumpenballen und sein Gerümpel schiebkarrenweise in die Laube hinauszuschleppen, die er sich zugelegt hat, “weil seine Schwindsucht frische Luft braucht.”

Mut gehörte dazu, ausgerechnet diesen Keller zu nehmen. Die drei Räume waren in einem schlimmen Zustand. Die Wände mit ihren nackten, von Alter und Schmutz schwärzlichen Ziegeln und großen, wie rausgekrallten Löchern sahen aus wie das Innere eines vor langer Zeit ausgeweideten Tieres. Es war wohl auch der Gestank, der einem diese Vision aufdrängte – der kranke Gestank von den Lumpen, die hier jahrzehntelang aufgehäuft gelegen haben und aussortiert worden sind. Die Decke war wie mit einem dicken Ausschlag bedeckt und voll Beulen und Schrunden und drückte mit der Wucht der Jahrhunderte auf die meterdicken Wände, und der Fußboden war von Zeit, Mäusen und Fäulnis ausgefressen.

Aber Gerd hat die Sache sehr ordentlich gemacht. Er allein wäre wohl mit all der Arbeit schlecht zuwege gekommen, aber ganz unversehens hat er genügend gutwillige Helfer gekriegt – die natürlich auch das Ihre dabei fanden, wie es ja auch nur in Ordnung ist. Lange arbeitslos sein ist schon kein Vergnügen, aber wenn man noch dazu keine Bleibe hat, dann ist es gesucht und gefunden, wenn man mit einem Kameraden so eine Art Vertrag eingehen kann: man hilft ihm bei der Arbeit, und dafür hat man, solange man es braucht, eine Schlafstelle für die Nacht gesichert und auch bei Tage eine Bude, wo man sich mit gutem Recht aufhalten kann, und gelegentlich mal einen Happen zu essen.

Arbeit gab es genug. Sie haben riesige Mengen Mörtel gemischt – Gerd, Fritz und Kerlchen, auch Hannes hat gelegentlich mal die Hand drangelegt – und ihn dick an die Wände geschlagen. Die schartigen tiefen Fensternischen dicht gemacht und glatt, und dem Fußboden haben sie kunstvolle Flicker und Pflaster aufgelegt. Dann, fast auf feucht, haben Charlie und Otto nach Gerds Anweisungen hektische Farben auf die Decke und die Wände geschmissen: Kreise, Keile, Rhomben, sich überschneidend und auseinander-

spritzend, überraschend und sehr dynamisch. Und zum Schluß haben sie an einer Wand Regale angebracht, vom Boden bis zur Decke, für die Tausenden von Broschüren: Litaïpe, Laotse, "Die Hölle" von Dostojewski. Und wer abends noch Lust und Mut hatte, nahm einen Stapel davon, um sie in den Kneipen zu verkaufen, zehn Pfennige das Stück.

Es war eine wütende Begeisterung bei der Arbeit, und es war ganz gleich, daß es meistens nicht mehr zu essen gab als ein bis zweimal täglich eine Suppe, die Hannes von einem ganzen frischen Brot mit Wasser und etwas Salz kochte. Manchmal kam es doch auch vor, daß das Brot mit Schmalz zum Tee gegessen wurde. Und wenn jeder seinen Teil verputzt hatte, fühlte er sich noch immer nicht gesättigt.

Aber das war egal. "Der Keller" war die Idee geworden, "unser Keller"; und einem jeden schwebte dabei eine wunderbar ideale, uneigennützte Gemeinschaft vor, die sich hier entwickeln würde.

Und nun ist der Keller fertig, und es wird allmählich immer klarer, daß es doch Gerds Keller ist und daß es wohl bei jedem die materielle Notwendigkeit war, die ihn mit den andern in einer Idee geeinigt hat.

Immer mehr kehrt Gerd den Hausherrn heraus, und seine Beweisführung, in einer Gemeinschaft müsse jeder zum Wohl des Ganzen beitragen, zielt immer unverblümt darauf hin, daß er der Wohltäter ist, dem sie zur Last liegen. Essen kommt von ihm aus immer weniger auf den Tisch, und es ist fast unglaublich, wie die Jungens überhaupt existieren können. Zum Broschürenverkaufen bringen sie schon keine Energie mehr auf. Seit der Keller fertig ist, sind sie wie zusammengeklappt. Das Bedürfnis, sich in dem vollendeten Werk zu installieren und die wohlverdiente Ruhe zu genießen; und es kommt wohl auch das dazu, daß sie seit langer Zeit nicht richtig gegessen haben. Außer Kerlchen, der auf drei Jahre Anstellung in einer Bank zurückblicken kann, bekommen sie nicht mal Arbeitslosenunterstützung. Fritz ist vom Kohlenpott herübergetippelt gekommen, weil er dachte, in Berlin hätte man bloß auf ihn gewartet, und Otto hat wohl noch kaum jemals eine reguläre Arbeit gehabt.

Den stämmigen, schnauzbärtigen Hannes kann man nicht zu "den Jungens" zählen, und das ist nicht nur wegen seiner fünfunddreißig Jahre. Er pfeift auf reguläre Arbeit und Stempelgeld, er hat nur ein Bedürfnis: die Unabhängigkeit, und die ist ihm durch die Broschüren auf ideale Weise gesichert. Mit seiner phlegmatischen Dickfelligkeit macht er sich regelmäßig die nötigen Groschen zum Leben, und wie immer rechnet er die verkauften Broschüren gewissenhaft mit Gerd ab: fünf Pfennige für jeden. Niemand kann es ihm verübeln, daß er häufig zu Aschinger essen geht, zu Beginn dieser Zufallsgemeinschaft ist nichts Bestimmtes abgemacht worden. Und wenn er sieht, daß Gerd nichts rausrücken will und daß auch sonst keiner was hat, geht er selbst und kauft das Brot für die allgemeine Suppe. Und so kann man es ihm denn auch nicht mehr übelnehmen, daß er sich während der Arbeit nicht viel hat sehen lassen, obwohl er den Keller ebenso nötig hatte wie die andern.

Seit nicht mehr zu befürchten ist, daß Gerd einen umsonst an die Arbeit herankriegt, haben alle die Freunde und Genossen angefangen zu kommen. Jeder macht bei seiner Antrittsvisite Gerd, der ihn mit Besitzermiene herumführt, Komplimente. Und sie meinen es ehrlich: es hat was Überwältigendes, so "was Eigenes" zu haben, und wenn es auch nur gemietet ist. Drei Räume! Wenn die Besucher staunend sagen, für das alles sei doch die Miete sehr billig, lächelt Gerd nur geschmeichelt wie ein anerkannter Geschäftsmann. – Und wie er sie hergerichtet hat! Der Dernier cri der Decken- und Wandbemalung hat

den größten Erfolg. An den Vorderraum hat er nicht viel Arbeit verschwendet, nur so viel, daß der altertümliche offene Herd, auf den er besonders stolz ist, schön zur Geltung kommt; da kann man auch nicht gut sitzen, weil er Steinboden hat und keine Fenster. Er dient den Kellerinsassen vor allem als Waschraum, das Wasser muß man allerdings von der ersten Etage holen. Außerdem hat Gerd die Handpresse da aufgestellt, und wenn was abzuziehen ist, holt er meistens Charlie dafür heran, obwohl der gar nicht mehr im Keller wohnt. Aber schließlich – man hat Ideen oder man hat keine.

Der hintere Raum ist noch unerfreulicher : schmal und niedrig wie ein steinerner Sack, und das Gitterfensterchen mit den ausgeschlagenen Scheiben, oben unter der Decke, erinnert an Gefängnis und Zuchthaus. Hier hat Hannes, der Philosoph der Bedürfnislosigkeit, seine Schlafstätte installiert mit seinem fleckigen unbezogenen Federbett auf dem nackten Steinboden. Für ihn kam der Keller gerade zur rechten Zeit; Sophie brauchte ihre kleine Wohnung wieder, die sie ihm so lange überlassen hatte, sie ist arbeitslos geworden, und außerdem hat sie sich mit Walter zusammengetan.

Alle sind sehr zufrieden, daß sie nun wieder wissen, wo sie ihre Zeit hinbringen können, seit sie mit Hannes' früherer Bude ihren gewohnten Schwatzklub verloren haben. Sophie – man kann ihr nichts Böses nachsagen, aber sie ist doch ein bißchen komisch, es scheint ihr nicht zu passen, wenn vom Morgen bis tief in die Nacht Leute bei ihr herumsitzen, und dauernd ist sie am Scheuern und Reinemachen um ihre Gäste herum. Und seit sie ihren Walter hat . . . Außer ihrem religiösen Fimmel scheint sie auch noch das spießige Ideal eines abgeschlossenen Familienlebens hochzuhalten.

Tagsüber ist es ziemlich ruhig im Keller, in dem schläfrigen Dämmerlicht von den zwei kleinen Fenstern her, die in der dicken Mauer wie in Schießscharten sitzen. Arbeitslose Genossen kommen und sitzen und gehen, kommen und sitzen um den großen runden Tisch, auf Gerds selbstgezimmerter Eckbank, auf dem lendenlahmen Liegestuhl, dem wackligen vergoldeten Rokokostühlchen oder auf den soliden Hockern. Der innen angebräunte eiserne Topf mit der dünnen Teebrühe wird niemals kalt, und weil jeder seine Zigaretten herumreicht, kommt keiner zu kurz.

Mindestens einmal am Tage liest Gerd das Manuskript vor, an dem er gerade arbeitet, und es ist ihm ganz gleich, wer gerade da ist und ihm mit guten Ratschlägen unter die Arme greift. Aufmerksam hört er alles an, was selbst der Einfältigste dazu zu sagen hat, und es ist ein Wunder, daß schließlich bei alledem doch meistens was Anständiges herauskommt.

Überhaupt ist es unbegreiflich, wie Gerd dies Leben aushält : den ganzen Tag die Bude voll aller möglicher Menschen, Geschwätz und Prahlerei, und erst spät nachts, auf seiner Bank in Decken gewickelt, fängt er an zu schreiben. Und dann hört er stundenlang nicht auf. Er gewöhnt sich freilich mit der Zeit daran, seine Schlafburschen grob zur Ruhe zu jagen, aber wenn nachts noch irgendjemand kommt, dem zum Schwatzen zumut ist oder der gerade mal keine Bleibe hat, ist er der zurückhaltend höfliche Wirt. Er hat eine Bären-gesundheit. Manchmal geht er auch zu Mina und Chaja ⁽⁹⁶⁾, da schläft er dann wohl aus. Seine Handtücher von Mina sind tabu, für alle andern treibt sich ein stinkender grauer Fetzen in den Winkeln herum. Und soviele Menschen auch ohne Mantel auf dem Fußboden schlafen mögen – nie fühlt er sich veranlaßt, eine der weichen Wolldecken aus dem sauberen Bezug zu nehmen oder unter seinem gutgepolsterten Hintern hervor. Überhaupt entwickelt er sich zu einem richtigen Chef. Morgens frühzeitig stöbert er die Jungens hoch

⁹⁶Chaja: das "Ch" wird ausgesprochen wie in "doch". [Fußnote der Autorin.]

mit Schimpfen und Deckenwegreißen, wenn es sein muß. Und dann kommandiert er sie zum Fegen und Aufräumen, zum Wassertragen und Heizen, daß man sich bloß fragt, wo er diesen Ton gelernt hat. Und sie murren und brummen und schwingen untereinander aufrührerische Reden: Sie haben sich in Gerd bitter getäuscht. Jetzt, wo sie den Keller für ihn renoviert haben, will er sie wohl rausgraulen? Das war nun ja nicht abgemacht, daß sie parieren müssen wie die Neger, und Gerd rührt niemals einen Finger. Hannes läßt er auch in Ruhe, wohl wegen der schäbigen paar Pfennige, die er ihm mit den Broschüren verdient. Nein, sie werden aus Daffke keine Broschüren verkaufen, soll er sie sich in den Mond hängen. – Nur Kerlchen wagt einmal eine klägliche offene Auflehnung – Tränen in den Augen, weil er weiß, der Wortgewandte wird ihn, der außer seinem verletzten Gefühl nichts als ein paar armselige angelesene Phrasen hat, herrlich hinabdonnern.

Erst wenn die Nacht sich schwarz gegen die schmutzigen Fensterscheiben quetscht und Gerd oder Hannes mit der Geste des guten Haushalters sorgfältig die Läden dagegegeklemmt hat, beginnt die richtige Zeit für den Keller. Da finden sich dann auch die ein, die noch Arbeit haben. Die verwaschenen Lichtkreise, die Hannes' kleine Küchenlampe trüb von der Wand scheint, sind wie überschwemmt und zurückgedrängt von gestockten Schichten von Tabakrauch, und die Gesichter bekommen einen starren und wie heraldischen Ausdruck.

Hitzig diskutiert man verstiegene Probleme, erzählt tolle und unwahrscheinliche Abenteuer, man knatscht endlos und teigig, wie Marktweiber, über die Privatangelegenheiten des lieben Nächsten, die Schicksale der Menschheit werden zerstört und gebaut, und ihre verwegenen Gedanken muddeln die Welt so um, daß kein Sandkörnchen ganz bleibt.

Manchmal kommt Feldmann, und in seinem holperigen Deutsch erzählt er Taten anarchistischer Genossen während der russischen Revolution, und in jedem regt sich Sehnsucht nach Heldenhaftem, Großem. Und Charlie, der tagsüber im vorderen Raum an der Handpresse gestanden hat, hört schweigend allem zu, das Kinn mädchenhaft auf die flache Hand gestützt, und die schönen grauen Augen in dem pockennarbigen runden Gesicht scheinen weit hinter den Köpfen der andern alle die wunderbaren Dinge zu betrachten, von denen gesprochen wird.

Am Türpfosten lehnt Kirch stattlich und schwarz im Schatten des niederen Kachelofens, der wie eine riesige Bauerntruhe wuchtig in den Raum kantet. Wie immer spricht er kaum ein Wort, und aus dem Schatten des breitrandigen Hutes blicken seine Augen forschend, beobachtend und abwägend. Er hat das imposante Äußere und das gemessene Gehaben des milieustudierenden Literaten mit Familie, komfortabler Wohnung und Monatswechsel, und man erzählt von ihm, daß er eine Schwäche hat für Knaben. Er kommt nur nachts, setzt sich niemals hin, und die meisten achten ihn ungemein und sind stolz auf seine Besuche.

Auf klobigen Sandalen kommt strotzend rot und gewaltig Schlümpfle hereingeschlapft. Er dröhnt: "Nun – ist hier Brot im Hause? Es hungert mich!" Verfilzte Haarsträhnen zotteln auf die zerfranste braune Wolldecke, die um seinen großen Körper flügelt wie bei einem riesenhaften Fabelvogel.

Icke bückt sich und reicht ihm aus seiner Mappe das halbe Schwarzbrot, das er sich für morgen gekauft hat, und Schlümpfle scheidet sich einen Kanten herunter und langt in das aufgerissene Zuckertütchen, das einer der Brüder Massennepp auf den Tisch gelegt hat. Er kaut, versunken, und jedes Härchen in seinem Bart, verblichesenes Stroh bis an die Augen, kaut mit.

Der schlaksige Icke mit dem lustigen Stupsnasengesicht voller Sommersprossen erzählt vergnügt, wie er gestern mit Schlümpfle auf der Straßenbahn stand und ein mitfahrender Sipo, wahrscheinlich skandalisiert durch die unzivile Erscheinung, Schlümpfle nach seinen Papieren fragte. Der Mann war sicher nicht im Dienst, aber unser Schlümpfle zeigt sehr gern seine Papiere vor. Da steht: "Anton Schlümpfle, genannt Gottlieb Treugott, Beruf Wanderprediger." Aber das schien dem nicht zu genügen, und er fragte strenge: "Und wovon leben Sie?" Und Schlümpfle-Treugott, mit seiner Stimme wie eine verstopfte Posaune: "Genau wie du, mein lieber Bruder, von Essen und Trinken!"

Alles freut sich, nur Schlümpfle steht da, kauend, und glotzt abwesend auf Gerd's schütteres graublondes Haar. Und mit einemmal plumpst er mit vollem Mund: "Ihr seid alle Kloaken! Teufelssamen!"

Man lächelt nur: streng dich nicht an, uns brauchst du nichts vormachen. Und als er gegessen hat und weggeht, ist er schon ganz vernünftig und sagt milde: "Gott segne euch, Brüder!"

Otto scheuert sich am Ofen hin und her, unablässig und gleichmäßig wie ein Uhrpendel, und erzählt halblaut und klagend, in der vagen Richtung zu Kirch hin, von den Magenschmerzen, die er sich im Keller geholt hat. Dabei hat er doch gar nicht mal so schlecht gelebt, von seinem alten Herrn (wo hat er nur diesen akademischen Ausdruck aufgeschnappt, fragt sich Kirch) kann er immer noch alles haben, wenn er ihn trifft. "Na, Junge, willst du anjeshossene Appelsin oder willst du Kuchenkriemel? fragt er mich. Na Mensch, ich könnt schon keene Appelsin mehr besehn, und in paar Minuten bringt er mir det ganze Taschentuch voll Kuchenkriemel an de Schtraßenecke – so 'n jrosset, buntet." Sein Gesicht, das immer wie ein zerkratschtes Sacktuch aussieht, wird von einem lautlosen Lachen noch mehr zerknittert, und dabei kucken seine trübwässerigen Augen ernst und bekümmert Kirch ins Gesicht. "Mal hat der Olle sogar in 'n Hutgeschäft 'n ganz neuen Hut jefochten..."

Draußen auf der Kellertreppe klingt Lott's Lachen auf – das Lachen, das Redy "Charlotte das Streitroß oder Läuten der Siegesfanfaren" genannt hat, und in einem Schwall kalter Nachtluft bricht es mit Lott und Sascha in den gestockten Dunst des Kellers ein. Sascha hat den Arm um Lott's Schulter gelegt und stößt die Tür leicht mit dem Fuß hinter sich zu.

"Fu, Kinder, wie stinkt es bei euch! Immer noch dieser Lumpendunst! – Da hängt ja schon die Goldtapete," flüstert sie Kerlchen zu. (Kirch hat mal gesagt, er begreife nicht, wie Lott vier Jahre lang mit Redy leben konnte; wenn er ihn sehe, sei es ihm, als kriechen Wanzen über eine Goldtapete.) Kerlchen grinst einverstanden und boshaft über sein ganzes feingeschnittenes Knabengesicht. Er nimmt die Gitarre aus ihrem Arm und lehnt sie behutsam in die Regalecke, und den Liegestuhl, in dem er gesessen hat, rückt er ihr näher zum Tisch. Und da weiter kein Sitzplatz frei ist, setzt er sich neben ihr auf den Boden. Und da sitzt er ganz, als ob er da hingehöre, ein zierlicher Page.

Sascha hat seinen breitrempigen Hut ins Regal geworfen und die straffsitzende Pelzjacke aufgeknöpft. Er nimmt Gerd beiseite. "Höre – unsern Wirt hat gepackt eine Panik, weil es ist einer von der Polizei zu ihm gekommen: da lebte einer unangemeldet bei ihm. Wäre ich gewesen zu Haus, hätte ich können jenem zeigen, daß ich bin gemeldet bei Franz Mayer. Und nun will er mit einemmal nichts mehr hören –"

"Natürlich könnt ihr hier wohnen, solange es nötig ist," macht Gerd auf seine gemessene Art.

Sascha streckt ihm die Hand hin: "Bravo Gerd. Das wußte ich." Und dann ertappt er

Gerds Blick, der seine gebauchte Tasche unter dem leeren linken Ärmel streift, und haut ihm auf die Schulter: "Du bist ein Prachtkerl, Gerd – schlau bist du wie ein Teufel!"

"Und du bist klug wie ein Gott," schreibt Lott auf ein Litaipen, den sie vom Liegestuhl aufgenommen hat, ehe sie sich hineinsetzte. Und von den Augen aus, die die Buchstaben umarmen, breitet sich rot über das ganze Gesicht eine Freude: *mein* Gott. Sie knifft das Heft und schiebt es in die Jackentasche.

In weitem Schwung setzt Sascha eine Kognakflasche auf den Tisch: "Voilà – unser Debut im Keller muß gefeiert werden!" Und Hannes mißt jedem sorglich seinen Teil zu.

"Ist Redy nicht hier?" Sascha sieht sich um, und einer erzählt, Hannes habe ihm vorhin eine Tasse Brotsuppe abgeschlagen. – "Was – du – ? Pfui Teufel!" blitzt Sascha ihn an und wendet ihm brüsk den Rücken.

"Ich habe nicht für ihn gekocht," murrte Hannes in seinen Schnauzbart und wölbt die runden Schultern noch mehr nach vorn, und seine Augen, die wie schwarze, blanke Knöpfchen über den starken Backenknochen sitzen, glitzern schuldbewußt und ängstlich.

"Du, Sascha!" ruft Icke, und seine Sommersprossen glänzen vor Vergnügtheit. "Weeßte, wat Tendel neulich im Nußbaum von dir jesagt hat? Sascha sieht aus, daß er einen Blinden vor Angst weinen machen könnte!"

"Und noch was andres hat er gesagt," fällt einer der Brüder Massennepp ein. "Diesem Sascha möchte ich nicht nachts allein begegnen, hat er gesagt, der sieht aus, als wenn er alle Taschen voll Bomben hätte!"

Sascha lacht, aber dann fragt er scharf: "Wer hat da schon gemacht eine Reklame, die ich nicht will und die nicht richtig ist?"

"Gar nicht nötig," grinst der zweite Bruder Massennepp. "Kuck dich doch in 'n Spiegel, Mensch. Du siehst genau so aus, wie man sich einen Anarchisten vorstellt, mit deinem rasierten Schädel und deiner Fresse wie ein Cäsar! Daß die dir keine Aufenthaltserlaubnis geben wollen – nee, weeßte, ehrlich: tät ich ooch nich, wenn ich de Pollezei wäre. Und um illegal zu leben, müßtest du dir erstmal 'n andern Kopp anschaffen – so 'n harmlosen Kürbis wie unsereins!"

Sascha stößt ihm mit stillem Lachen ein Glas in die Hand: "Na, trink!"

Gerd nimmt sein Manuskript, stemmt den Fuß gegen einen Hocker, und den Ellbogen aufs Knie gestützt liest er mit schwerem Baß ein wenig pathetisch vor. Manche haben es heute schon einmal gehört, aber die Stimme ist so eindrucksvoll, daß sie mit wirklichem Genuß von neuem zuhören. Eindrucksvoll ist auch der Kopf über dem kräftigen, etwas massigen Körper, und keiner kann es ihm verdenken, daß er es gerne hört, wenn man ihn Gerhart Hauptmann und Goethe ähnlich findet.

"Einiges könntest du machen noch besser," meint Sascha nachdenklich, als er geendet hat. "Zum Beispiel... Aber darüber werden wir sprechen ein andermal. Aber du kannst etwas, Gerd! In zwei Jahren bist du auf dem breitesten Wege der Literatur – das sage *ich* dir!"

Und Fritz zieht ein Gedicht hervor, verschämt und feierlich. Eine Wüstenei bombastischer revolutionärer Prahlereien, mager durchblüht von Lesebuch-Poesie. Seine klobige Stimme ist heiser von Bewegtheit, das Papier zittert in seinen großen roten Händen voll schwarzer Kritzel – eingewachsene Kohlensplitter von der Grubenarbeit –, und rote Flecken brennen auf – erlöschen – brennen auf – erlöschen auf seinem grobknochigen Gesicht. Das ist so rührend, daß selbst Lott, die sonst in Fragen der Kunst keinen Spaß versteht, ein anerkennendes Murren hören läßt.

Das Gespräch wurde wieder aufgenommen. Sascha springt auf und schüttelt die Fla-

sche, in der ein dünner Rest plütschert. “Hallo – noch eine Flasche! Wer holt – ? Charlie – bist ein guter Junge! Ech, Ljubimaja – singen wir!”

Kerlchen reicht ihr beflissen die Gitarre hin, sie neigt sich über das Instrument auf ihrem Schoß und horcht auf die dünnen Töne, die sich beim Stimmen gleitend höher schrauben.

“Das vom Zuchthaus, Sascha!” bittet Hannes mit seinem unwiderstehlichen Blick eines geprügelten Hundes, und das Verebben der Stimmen wartet: Das vom Zuchthaus, Sascha, vom Zuchthaus... Lott läßt die Gitarre sinken und lehnt sich zurück; das ist eins der Lieder, die sie noch nicht kennt. Und Gerd kippt die Flasche über Saschas Teeglas.

“Nicht Tage, nicht Monate, endelos Jahre...”

Die Wände scheinen im Dunst sich zu neigen und zu lauschen, wie Taube lauschen. Nur Hannes versteht die Worte der fremden Sprache. Aber die schwere Trauer in den langen Strophen packt alle, die da sitzen. Lott, in den Liegestuhl zurückgeworfen, mit weitgeöffneten Augen, sieht unter den Tönen des Liedes etwas ganz anderes, als das Wort vom “Zuchthaus” erwarten ließ. Sie sieht einen schmalen herbstlichen Fluß unter stillem dichten Nebel. Schritt um Schritt am Ufer entlang zieht ein Fischer sein breites Netz durch das Wasser. Weit hinter der klammen Nebelwolke murrte das Wehr. Die kalten, feuchten Maschen schleifen durch den Keller, und verknotet im Netz reißt sich und schlägt sich Sascha. Da oben in der schweren finsternen Gefängnismauer drängt sich blaß sein Gesicht ans Gitternetz, und die trübe Kellerlampe zuckt gelb in seinen Augen...

“Du schwarze Nacht, steh mir bei!”

Am Tisch schluchzt Hannes in seine Arme, und unter der braunen Manchesterjoppe beben seine Schultern fett und massiv. Charlie ist mit einer vollen Flasche zurückgekommen, und in der nachdenklichen Stille wirkt das dünne Klirren, während er die Gläser, Tassen und Emaillebecher von neuem füllt, aufdringlich laut.

Sascha hat das volle Glas in einem Zug hinuntergestürzt, er hält es von neuem zum Füllen hin: “Wuipium mui sa Saschu, Saschu dorogowo – !”, und wie erlöst von einem schweren Traum fallen alle in den Refrain ein: “Wuipium mui sa Saschu – ! Trinken wir für Sascha!”, trampeln und klatschen, und Sascha führt den Chor, immer lauter, immer rascher, immer wilder.

“Singe, Sascha – singe, daß die Sterne wackeln!” schreit Kerlchen wie besessen, das gerötete Gesicht neben Lotts langen Beinen vorgereckt, und schwenkt sein Odolglas. Und Gerd, beide Fäuste an den Tischrand geklemmt, stößt sich auf die Bank zurück und lacht heraus: “Du Kerlchen solltest Atavismus heißen! Wie er da hockt – Page! Da hat Lott das Taschentuch fallenlassen, heb doch auf, Mensch!”

Mit einem kurzen Zuck kippt er den Rest seines Glases hinter ^[97] und beginnt zu rezitieren mit seinem tragenden, eindrucksvollen Baß: “Unsterblich nur ist Litaïpe, wenn er besoffen – !”

Die dritte Flasche leert sich. Kirch ist längst unauffällig verschwunden. Wie immer bei solchen Gelegenheiten ist Lott froh, daß weiter keine Frauen dabei sind, sonst würde die Sache unfehlbar mit allgemeiner Knutscherei in den Ecken enden. Hat auch seinen Charme, aber sie zieht eine kernige, gesunde Sauferei unter Männern vor.

Schmal und lässig lehnt sie im Liegestuhl, das etwas harte und doch so bewegliche Jünglingsgesicht, von den weichen Wellen der aschblonden Haare eingerahmt, leicht erhitzt, und die Augen hinter der dünngefaßten Brille werden trotz des Trinkens immer

⁹⁷Im Original ersetzt “hinter” ein gestrichenes “hinunter”.

größer und strahlender, je weiter die Nacht voranschreitet. Stillvergnügt beobachtet sie die steigende Trunkenheit – die eigene und die der andern –, und dabei läßt sie nicht einen Blick von Saschas aufrechter, geschmeidiger Gestalt mit den präzisen, raschen Gesten und von seiner “Cäsarenfresse”, die weder der Rausch noch die Begeisterung röten. Wenn er ihr zuruft: “Singen wir!”, nimmt sie lächelnd die Gitarre auf die Kniee; kräftig schlägt sie die Akkorde, und ihre volle Altstimme gibt allen Fantasien seines reichen ungeschulten Tenors nach.

Sascha sprudelt und tobt. Längst hat er die Jacke abgeworfen, und immer wieder muß er den leeren linken Ärmel unter den Gürtel schieben. Er singt, er tanzt Hopak, er singt, und das halbvolle Teeglas Kognak, das er packt und schwingt, sprüht durch den Raum Funken Freude. “Ech, Ljubimaja – ech, Freunde meine – ! In die Hölle – Icki, wie geht das Lied? Icki – wo hat der Teufel ihn hingeschleppt?”

“In die Hölle frank und frei!” kräht Icke vom Ofen herunter, auf dem er die Zweckmäßigkeit der russischen Lebensweise demonstrieren wollte; aber er hat sich schon einen Bock hinaufreichen lassen und hockt da schwitzend und vergnügt mit hochgezogenen Beinen und verstrubbelten Haaren, und Charlie paßt treulich auf, daß er mit dem Trinken nicht zu kurz kommt. “In die Hölle frank und frei – !”

Langsam hebt Gerd seinen massiven Körper von der Bank. Er scheint gerade genug zu haben, damit das Gesetzte – oder Posierte – von ihm abfällt, und nun tanzt er. Ein richtiger Bären Tanz. Seine patzigen Schritte biegen die Bretter, er patscht mit Tatzen in die Luft wie unbeholfen und dreht sich schwerfällig, sich wiegend, im Kreise –
– und mit leichten Sprüngen streicht Sascha um ihn herum – ein Panther.

Dicker schichtet sich der Rauch, und kognakverklärten Augen kann es erscheinen, als stünde er wie eine Aureole um jeden Kopf. Fritz hat die Gitarre auf den Knien, und mit seinen klobigen Bergarbeiterfingern zirpt er vorsichtig an einer Saite – der andern – und lauscht verzückt jedem Ton nach, Stimmenbrocken wie schlappe Kinderballons schwanken durcheinander. Die beiden Brüder Massennepp mit ihrer unmenschlichen Körperlänge sitzen auf dem Fußboden, an das Regal gelehnt, und feierlich, selig, schweigend reichen sie einander die Tasse zu.

Gerd hat sich wieder auf der Bank niedergelassen und ruhig vor sich hingetrunkene, die Ellbogen breit auf dem Tisch. Und plötzlich haut seine Faust in die Tischplatte, daß der Kognak in den Gläsern aufzittert, und inbrünstig bölt sein wuchtiger Baß: “Wir sind das Salz der Erde! Zerlumpt, zerschlagen, dreckig, verkrätzt, verhurt, und dennoch: wir sind das Salz der Erde!”

“Bravo! Gerd! Bravo!!” Lott und Sascha schreien es zur gleichen Zeit. Sie ist aufgesprungen, im gleichen Elan knallen die drei Gläser aneinander. “Wir sind das Salz der Erde!”

“Freunde! Brüder!” Sascha breitet die Arme, der leere Ärmel baumelt seltsam ergreifend herab von dem kurzen Armstumpf – . Alle drängen sie heran, selbst Icke springt vom Ofen herab, und schülpernd stoßen die Gläser, die Becher und Tassen zusammen: “Wir sind das Salz der Erde!”

Und mit eins singen alle, die Arme verschlungen, mißtönig durcheinander, erschüttert von Ernst und wilder Begeisterung: “Wir sind das Salz der Erde! Brüder, zum Lichte empor! Wir sind das Salz der Erde – ! Leuchtet die Freiheit hervor – !

Leuchtet die Freiheit hervor – !”

Kapitel 2

Das eine, was ich will, das andre, was ich muß.
Da liegt der Knüppel beim Hund.

Robert Babendeerde

Mit ihren langen, federnden Schritten eilt Lott dem Keller zu. Sie glüht innerlich vor Freude. Eben ist sie Dr. Bubeling begegnet. "Gerade habe ich an Sie gedacht, gnädige Frau! Warum sieht man Sie denn gar nicht mehr auf der Redaktion? Ah – !" Und die ehrliche Betrübniß auf dem blühenden runden Gesicht, als sie ihm kurz sagte, daß sie sich von Redy getrennt hat. "Aber wieso – . Sie haben Ihrem Gatten die Arbeit bei uns überlassen? Aber er läßt sich doch auch nicht sehen! – Nein, hören Sie, jetzt habe ich etwas, auf das ich schon lange für Sie gewartet habe: die Redaktion der Frauenbeilage, feste Anstellung, ein sehr anständiges Gehalt und jeder Artikel extra bezahlt."

Lott stürmt immer schneller. Sascha, Sascha – ! Diese letzte Zeit war seine Not immer zwingender geworden: arbeiten müssen, schreiben müssen; der Plan, der sich kristallisiert, die Bilder, die sich im Kopf drängen – . Und jeden grauen Tag mit der Fotokanone auf die Straße gehen, damit man was zum Leben hat. Und wie lange wird es noch möglich sein, jetzt, wo es täglich kälter und trüber wird?

Und wenn es nur das wäre. Sascha will nicht, daß sie mit ihm arbeiten geht oder zu ihm kommt, wenn er fotografiert (und dabei wäre ihr leichter gewesen, sie hätte das mit ihm teilen können). So weiß sie nur durch die andern, wie es bei ihm zugeht. Wer knapp bei Kasse ist (und das sind nicht wenige), sucht Sascha bei der Arbeit auf. – "Keine Zigaretten mehr?", und Sascha greift in die Tasche. "Da, kaufst eine Schachtel für dich und eine für mich." Oder einer klagt, daß das Stempelgeld wieder mal vorzeitig alle ist. "Wart ein wenig, bis ich habe genug gemacht, daß ich kann dir geben." Und wenn Essenszeit ist, schickt er einen seiner Beistehrer Brötchen, Käse und Milch für alle kaufen. Alles das mit so einfacher Selbstverständlichkeit, daß die andern es auch immer selbstverständlicher finden, "in seine Tasche zu gehen wie in ihre eigene". Gewiß, Lott findet das sehr schön von Sascha, aber – sie hütet sich, es ihm zu sagen, er wäre entsetzt über ihre Kleinlichkeit – er bräuchte nicht täglich vom Morgen bis zum Abend auf der Straße stehen, wenn er nur für sie beide zu sorgen hätte. Natürlich, sie könnte auch nicht essen, wenn einer danebensteht und zukuckt, und ihr ist es auch selbstverständlich, dem und jenem mit ein paar Groschen auszuhelfen, solange sie was hat. Aber so verrückt großzügig wie Sascha wäre sie sicher nicht. Vor allem: da liegen Tausende von Broschüren

im Keller, warum nehmen sie nicht davon und verdienen sich das Nötige? Sind alles junge und gesunde Kerle. Warum soll Sascha, der so unvergleichlich viel wertvoller ist als sie alle zusammen (das darf sie ihm natürlich auch nicht sagen), seine Nerven, seine Kräfte bei dieser Arbeit verzetteln, die nicht weniger unerquicklich ist als Broschürenverkaufen? Während er manchmal halb wahnsinnig wird, weil er schreiben *muß*!

Und dann, nach einem Tag auf der Straße, zurückkommen in den menschenvollen Keller. Nicht eine Minute sich sammeln können.

Jetzt werden wir alles haben, mein Geliebter: eine ruhige Wohnung, keine Sorge mehr um das tägliche Brot – und du wirst deine Schaffenswut loslassen können in vollem Schwall –

Plötzlich stockt sie. Da steht Sascha mit seiner Fotokanone neben einer Reihe von Taxen und reicht gerade einem Chauffeur sein rundes Bildchen. Sie fühlt den harten Zugriff einer scharfen Zange am Herzen. Nein, das darf er nicht mehr machen, Sascha ist für so etwas nicht geschaffen. Dieser Kopf, diese Haltung – ein König, der Taxichauffeure kollegial überzeugt, sie müßten sich von ihm ein Schnellfoto machen lassen, mit Brosche und Glas fünfunddreißig Pfennige. Eine schreiende Groteske.

Soll sie umkehren? Aber er hat sie schon erblickt und lächelt ihr zu; und doch ist es, als erröte er – wenn sein bleiches Gesicht erröten könnte.

“Sascha!” Sie zieht ihn etwas abseits unter den neugierigen Blicken der Chauffeure. “Jetzt ist das vorbei! Schluß, fertig, Feierabend! Dr. Bubeling...” Und hastig, sich überstürzend sprudelt sie ihre herrliche Neuigkeit hervor.

Er hat sie ruhig aussprechen lassen, den Blick aufmerksam auf ihrem Gesicht, das ganz weich geworden ist vor strahlendem Glück.

“Nein, meine Geliebte. Das will ich nicht.”

Ganz weich und biegsam klingt der kleine Satz. Als biege Sascha seinen Willen wie einen Stahl vor ihren Augen spielend zu einem Ring zusammen; aber sie weiß wie er: das Wort gesprochen – gleich schnell die Klinge wieder in ihren ursprünglichen, nicht zu brechenden Strahl ^[98] zurück. Er hat es nicht nötig, hart und brüsk zu sprechen.

Verständnislos starrt sie ihn an: “Sascha! Wieso – ?”

“So. Ich will nicht mich von meiner Frau ernähren lassen.”

“Aber das ist ein Wahnsinn – Sascha! Überleg doch: in zwei Jahren – in einem Jahr vielleicht hast du dein Buch geschrieben, dann kann ich die Sache ja aufgeben, dann können wir beide herrlich arbeiten, dann kann ich auch schreiben, was ich muß. Das ist doch die einzige – einzige Möglichkeit!”

Er dreht den Kopf langsam von links nach rechts, von rechts nach links – diese Bewegung unbeugsamer Entschiedenheit, die sie schon so gut kennt.

“Nein, Sascha, das kannst du so nicht wollen!”

Ihr unglückliches Gesicht tut ihm weh. “Wart ein wenig, Geliebte, ich werde einpacken. Es wird auch bald zu dunkel sein, ich verliere nicht viel. Dann gehen wir zusammen nach Haus, und wenn du willst, können wir es noch besprechen. Aber besser machst du dir keine Hoffnung erst.”

“Nach Haus!” fährt es ihr mit bitterem Spott heraus.

“Nun – in den Nußbaum, wenn du willst.”

Im Nußbaum sitzt außer ihnen kein Mensch zu dieser Stunde. Ja, wenn wir mal allein sein wollen, müssen wir in eine Spelunke gehen, denkt Lott. Und drängt auf Sascha ein mit

⁹⁸Im Original “Strahl” unterstrichen und mit Randbemerkung “‘njet’!” versehen, ebenfalls unterstrichen.

verzweifelt beredten Argumenten – . Nichts kommt zurück als sein ruhiges, unbeirrbares :
“Ich will mich nicht von meiner Frau ernähren lassen.”

“Aber das ist ja spießig!” – und ist doch erleichtert, daß er das Wort nicht zu kennen scheint. “Und bedenke doch : der Winter . . . ”

“Dann wird sich anderes finden. Hast du schon vergessen, daß du hast mir versprochen – ”

“Ich hab dir versprochen, keinen Zeitungskram mehr zu schreiben, um meinen Stil nicht zu versauen. Aber jetzt – . Ich brauch es ja nur um ein Jahr aufschieben. Saschenka, wir müssen es tun!”

“Du kannst es machen, wenn du willst es. Aber dann können wir nicht miteinander bleiben. Ich will das nicht.”

Mutlos stützt sie den Kopf in beide Hände. Verloren. Sie sieht den Keller mit seinem Schmutz und seiner Unrast, den Winkel, in dem sie auf den harten Brettern schlafen, und sie biegt die Schultern unter der Vorstellung des hereinbrechenden Winters. Dann wird sich anderes finden – . Was denn? Broschürenverkaufen? Sie weiß, wie tüchtig sie für dergleichen ist, und Sascha kann sie sich auch nicht dabei vorstellen. Dies war das letzte – das letzte . . .

Mit einem liebevollen Blick streckt er den Arm über den Tisch und faßt ihr Handgelenk, und gefügig läßt sie die Hände sinken.

“Teuerste meine, wie kannst du sein so kleinmütig? Sollen wir nur gut auskommen miteinander – materielle Schwierigkeiten sind nichts. Es wird sich immer etwas finden, um durchzuleben.”

Nach einem kurzen Schweigen nimmt er wieder auf: “Ich werde dir sagen, Ljubimaja: ja, es ist eine Pein, daß ich finde nicht jetzt die Möglichkeit zu meiner Arbeit. Dir habe ich es gesagt, und sollst du dir hoch anrechnen dies Vertrauen: zu keinem Menschen noch habe ich so von meinem Persönlichsten gesprochen wie zu dir. Selbst zu Rachill nicht. Aber wenn die Möglichkeit zum Arbeiten hängt ab von einer Bedingung, die geht gegen meinen Stolz, gegen mein Ich – nenn es, wie du magst – das will ich nicht. Um keinen Preis. – Du weißt, es gibt in meinem Leben zwei starke Pole: das künstlerische Schaffen und die revolutionäre Aktion. Und du weißt, daß ich habe nicht wenig von meinem Leben gegeben für den Anarchismus, und ein Wunder ist nur, daß mein Leben ist nicht dabei draufgegangen. Aber da ist es wie in diesem Fall. Ich werde dir erzählen so ein Fakt. Wenn ich war geflüchtet erst einige Monate aus Rußland, da haben die Bolschewiken zu mir geschickt einen Menschen, Baron Steimer hieß er. Und haben mir vorgeschlagen, sie wollen zu meiner Verfügung stellen unbegrenzte Mittel, daß ich kann für die Revolution arbeiten ganz nach meinem Sinn. Selbstverständlich nicht für sie; das wußten sie gut – ” Er hat ein kurzes, hartes Lächeln und fährt fort: “Ich hätte nicht brauchen ihnen Rechnung ablegen – über nichts. Nun, sie kannten mich gut, das muß man sagen. Und ich bin überzeugt, und auch damals war ich überzeugt: mit genügenden Mitteln hätte ich können die wahre Soziale Revolution vorbereiten so, daß sie wäre siegreich gewesen. Und auch die Bolschewiken wären erledigt gewesen du même coup – das sage *ich* dir. – Nun, ich habe dem Baron Steimer gesagt, er soll zum Teufel gehen, und da er wollte noch weiter und weiter reden, habe ich ihn genommen und habe ihn die Treppe hinuntergeworfen. Und nachher habe ich ihm sagen lassen: wenn er kommt noch einmal zu mir mit dieser Sache,

oder irgendein anderer – so erschieße ich ihn.”

Seit sie im Keller wohnen, gehen sie abends oft in den Nußbaum, die alte Kneipe mit der niederen Decke und den Zille-Zeichnungen rings an den Wänden. Lott hat genug dergleichen Lokale und ihre Besucher genossen (und die schwammig-feisten Wirtsleute mit ihrer schmierigen Vertraulichkeit sind ihr überhaupt zuwider), aber Sascha ist entzückt von dem “Milieu”, das noch dasselbe ist wie zu Zilles Zeit. Durch Icke und Otto und noch einige, die schon längst da verkehren, sind sie gleich gut eingeführt, so daß man sie nicht mit dem spöttisch feindseligen Mißtrauen betrachtet wie die gelegentlichen Touristen aus den höheren Sphären, die sich “mal sowas ansehen wollen”. Bald sind sie hier so zu Haus, daß Sascha manchmal seinen Hopak tanzt in der geräumigen Gaststube, und alle Gäste klatschen begeistert den Takt, während Lott und die Freunde immer wilder singen und der Staub unter Saschas Stampfen und Springen aufwölkt.

Einen einzigen Menschen hier hat Lott gern: Karoline, eine alte ausgediente Hure, unwahrscheinlich dreckig und speckig, den kleinen schwarzgrauen Dutt am Hinterkopf ewig in Auflösung begriffen. (Wenn nur ihr Geruch nicht wäre!) Unbemerkt wutscht sie durch eine Hintertür herein, meistens schon gehörig blau, und tänzelt mit leichten Schritten von Tisch zu Tisch, und mit ihrer wie abgeschundenen Stimme bettelt sie jeden um Schnaps an. Sie bettelt – aber mit einer Freiheit, einem gleich zu gleich – ein Kind, das nur seine Wünsche kennt, aber nicht die schnurrigen Regeln von Anstand und Sitte, mit denen die Erwachsenen sich die Erfüllung der ihren komplizieren. Und alles ist ihr Anlaß zu naiven Zotigkeiten und gesalzenen Geschichten. Ihr ganzes Universum scheint nur aus Schnaps und Bett zu bestehen – aber welch ein Universum –! “Sauf!” muntert sie Lott auf und hebt das Glas gegen sie, das Sascha ihr spendierte; und stößt Sascha spießgesellschaftlich in die Rippen: “Na, jib ihr doch wat zu trinken! En besoffenet Weib is en Engel im Bett! Aber en besoffena Mann – ” Sie schlenkert verächtlich die Hand. Solange sie da ist, gibt es nicht viel Privatgespräche im Nußbaum, alles amüsiert sich, wie sie angibt, und die alte Karoline in ihren speckigen Lumpen fühlt sich wohl in der allgemeinen Aufmerksamkeit wie die Katze im Rahmtopf. Und wenn sie ihr richtiges Quantum Schnaps intus hat, tanzt sie. Sie ist sicher sechzig Jahre alt, klein, verhutzelt und ein wenig schief, aber wenn sie tanzt, vergißt man das alles, und die unzähligen Falten in ihrem ungewaschenen Gesicht und den dreckverkrusteten, zerfetzten Saum ihres unendlich weiten Rockes. Sie tanzt leicht und zierlich, mit einer so unschuldsvoll nackten Obszönität der Gesten, daß es ein Entzücken ist, und dabei wirft sie kokett funkelnde Blicke zu allen Männern hin, als sei sie vierzig Jahre jünger und ihrer Macht bewußt.

“Einmal eine Hure, die es mit Genuß und von Bestimmung zu sein scheint,” meint Lott mit aufrichtiger Bewunderung.

Und dann ist da noch Tendel⁽⁹⁹⁾; er kommt nur selten, aber wenn er einmal auftaucht, wird es ein großer Abend für den Nußbaum. Warum sie ihm diesen Namen gegeben haben – unerfindlich. Sie erzählen, er sei ein schwerreicher Graf, und nach seinen Manieren ist das wohl möglich, obgleich er sich mit allen hier ganz kollegial gibt. Vielleicht ist es aus Takt- und Harmoniegefühl, daß er sich im Nußbaum immer in einem recht vertragenen Anzug sehen läßt, der ihm eher das Aussehen eines erfolglosen Versicherungsagenten gibt.

Er ist noch nicht ganz zur Tür herein, da rücken die Stammgäste schon die Tische zusammen, denn solange Tendel im Nußbaum ist, hält er das ganze Lokal frei. Und bald

⁹⁹Tendel: Dietrich zum Schlösserknacken. [Fußnote der Autorin.]

singen sie alle im Chor, unermüdlich, schleppend, kakophonisch und gefühlvoll "Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und "Müde kehrt ein Wandersmann zurück", während Tendel den Takt schlägt. Nur Sascha und Lott bleiben an ihrem kleinen Tisch sitzen, und die Freunde mit ihnen, um sie nicht zu verlassen. Als der unsympathische Wirt sie das erstemal auf Tendels Rechnung bedienen wollte, wies Sascha auf sein halbvolltes Glas: "Ich habe nicht bestellt."

"Nee, dat ist doch von Tendeln, der zahlt immer für alle Mann," schmunzelte der.

"Sagen Sie Tendel meinen besten Dank – ich habe ihn nicht gebeten!"

Sie sahen den feisten kleinen Mann Tendel was zuraunen und den raschen Blick zu ihnen hin. Nachher kam er an ihren Tisch geschlendert: "Gestatten Sie?" und setzte sich. "Warum wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen..."

"Ich liebe es, zu bezahlen für andere, aber nicht, daß andere zahlen für mich." Mit seiner biegsamsten Stahlstimme. Tendel warf ihm einen forschenden Blick zu – und begann von den Zeichnungen Zilles zu sprechen, die hinter Sascha an der Wand hingen. Lott wollte lebhaft darauf eingehen, aber Sascha blieb so kalt reserviert, daß sie sich vorsichtig auch zurückhielt. Bei Sascha weiß man ja nie – . Aber sie war unzufrieden: nun ja, wir brauchen uns nicht traktieren lassen, aber man braucht sich doch zu einem Menschen nicht so ablehnend stellen, bloß weil er viel Geld zu haben scheint!

"Nicht deswegen ist es," sagt Sascha beinahe ungeduldig, "aber weil er sich mit seinem Geld hier – wie sagt man? – aufspielt!"

"Aber das tut er doch nicht!" Sie sieht zu dem Mann hinüber, der seine Arme um die zwei gelegt hat, die ihm zunächst sitzen.

"Nein, man merkt es nicht, weil er ist ein Weltmann. Aber er fühlt sich doch als der große Mann, von dem alle abhängen, und uns möchte er mit hineinziehen in die Kategorie der Inferioren."

"Na, ich glaube, er ist nicht so dumm, um nicht zu sehen, daß es bei dir und mir unmöglich ist."

"Er ist wohl nicht so klug, daß seine Eitelkeit nicht wäre noch größer."

Lott gibt es auf. Seit sie mit Sascha lebt, hat sie ihn noch niemals von etwas überzeugen können. Meistens muß sie ja auch zugeben, daß sein Standpunkt der richtigere ist, aber manchesmal...

Inzwischen hat der Wirt das Grammophon aufgedreht (er rückt es nur heraus, wenn Tendel da ist), und ein lebensmüder Twostep krächzt durch den Raum. Einige der Gäste erheben sich schwerfällig, bierselig, umfassen sich und beginnen plump sich miteinander herumzudrehen. Es ist komisch zu sehen, wenn Männer miteinander tanzen; Frauen sieht man selten im Nußbaum.

Tendel hat unter den Platten gesucht und einen Tango aufgelegt, der noch einigen Nerv in sich hat. Jetzt kommt er an ihren Tisch und verbeugt sich vor Lott. (Es *ist* angenehm, die leichten, glatten Bewegungen eines guterzogenen Mannes, denkt sie heimlich.) Sie hat einen raschen Blick zu Sascha hin: dagegen scheint er nichts zu haben. Und froh erhebt sie sich und legt den Arm auf Tendels Schulter. – Einmal wieder tanzen!

Bei Lotts fragendem Blick hat Sascha eine leichte Unzufriedenheit gespürt: daß sie manchmal so gar nicht das Wesentliche einer Sache zu erkennen vermag. Wie sollte er ihr wohl mißgönnen, mit einem Mann zu tanzen, und sei es mit Tendel; und schon gar, da er es nicht kann mit seinem einen Arm.

Er sieht ihnen zu, und seine Unzufriedenheit versickert in einem Schwall inbrünstiger Begeisterung. Der Weltmann ist nur ein schattenhafter Mannequin, unter dessen Mitwir-

kung seine Geliebte ihr verhexendes Schreiten und Gleiten ausführt. Sie tanzt wie ... und es schießt ihm dunkel und heiß durch den Körper. Ech – ! Schon ihren Gang zu sehen, kann einen besoffen machen: eine Welle. Man möchte stundenlang hinter ihr hertrödeln, nur um ihr Schreiten in sich einzuschlürfen wie eine Droge. Ech du wilde Stute – !

Die Platte hat sich zu Ende gekratzt. – Da – sie nimmt eine Zigarette von diesem Tendel! Er fühlt sich vor Zorn erblassen.

Tendel hat sie zu ihrem Platz zurückgeführt und sich mit einer Verbeugung verabschiedet.

“Du hast eine Zigarette genommen – von jenem?”

Sie erschrickt vor der kalten Schärfe in seiner Stimme. “Ja –”, und in Auflehnung: “Man kann doch einem Menschen –”

“Du hast nicht genug – da?” Und er schleudert die Zigarettenschachtel über den Tisch, daß sie gegen ihren Ellbogen fährt.

Stumm sitzen sie zu beiden Seiten des schmalen Tisches und starren auf die Männer, die in einem verbeulten Kreis um die zusammengeschobenen Tische in der Saalmitte sitzen: sie haben jetzt alle die Arme um die Schultern ihrer Nebenmänner gelegt, wiegen sich hin und her und singen grölend, rülp send, selig und langgezogen: “Schöne Blume Männertreu ...”

Sascha läßt einige Minuten verstreichen, damit dieser Tendel nicht einen allzu brüsken Aufbruch auf sein Konto nimmt, geschmeichelt. Dann erhebt er sich und geht rasch hinaus, ohne den Kopf zu wenden, so daß Lott Mühe hat, ihr eiliges Hinterherkommen unauffällig zu gestalten. Und dabei weiß sie nicht, ob sie deswegen zorniger ist auf sich oder auf ihn. Was auch zwischen ihnen vorgefallen sein mag – er kann soviel Rücksicht auf sie nehmen, daß sie nicht wie ein geschlagenes Hündchen hinter ihm herlaufen braucht. Aber wäre sie sitzen geblieben – wozu sie die größte Lust hätte –, dann wäre das Ei natürlich völlig kaputt gewesen, wie sie sich mit grimmigem Spott sagt.

Einen ganzen Tag lang ist Sascha an ihr vorbeigegangen, als sähe er sie nicht. Als er am nächsten Morgen mit der Fotokanone fortgeht, folgt sie ihm auf die Straße: “Sascha, wir müssen diese Sache in Ordnung bringen!”

Kalt sieht er sie an: “Wenn du verstehst es nicht ...”

“Aber dann erkläre mir doch, Sascha!” ruft sie in heller Verzweiflung. Er läßt seinen durchdringenden Blick auf ihr ruhen – und dann bringt er den Apparat in den Keller zurück. Und eine Stunde lang gehen sie nebeneinander her durch die regennud deligen Straßen. Er läßt nicht eins ihrer Argumente gelten: daß es den Gebräuchen nach harmlos sei – daß sie doch auch ihre Zigaretten rechts und links verschenken –. (Sie präzisiert nicht, daß beim Annehmen dieser Zigarette das törichte hausfrauliche Danaidenmotiv mitgespielt hat: immer eine weniger, für die Sascha arbeiten muß.)

“Du richtest dich doch sonst nicht nach den Gebräuchen!” – “Nein, da, wo es wesentlich ist.” – “Für den echten Stolz ist alles wesentlich. Und wenn wir verschenken unsere Zigaretten, hat es noch weniger Sinn, sich zu erniedrigen und zu nehmen eine von Tendel. Ja, von Fritz kann ich nehmen die letzte, wenn ich will rauchen und haben keine. Aber von Tendel – eher krepieren!”

Lott hat die besondere, nicht sehr zweckmäßige Begabung, den Standpunkt anderer zu begreifen und anzuerkennen, wenn er nur schön ist – mag er auch noch so verquer sein. Und so gelingt es ihr auch hier, zu sehen, daß der seine höher ist als der ihre, wenn auch verdammt unbequem; und sie kann ehrlich versprechen, daß sie ehrlich versuchen will,

hinfort ihre Handlungsweise seiner Auffassung von Stolz anzupassen.

Seit Tagen hat eine jähe Kälte eingesetzt. Keine Möglichkeit, mit der Fotokanone zu arbeiten.

Jetzt sitzen sie im Keller und singen ihre russischen Lieder. Die andern hören schweigend zu, trinken Tee und rauchen. Sascha hat den Fuß auf den Hauklotz gestemmt, das Kinn in die Hand gestützt und starrt in den schmutzigen Lampenschirm. Auf dem vergoldeten Rokostühlchen hockt Lott etwas wacklig daneben, über die Gitarre geneigt.

“Kinder, wißt ihr nicht, wo ich meine Gitarre versetzen kann? Oder auch verkaufen – meinetwegen –”

Fachmännisch betrachten und betasten alle das alte spanische Instrument und äußern sich sehr skeptisch. Einer ruft aus der tiefen Fensternische her: “Aber geht doch ständeln! Wie ihr singt, habt ihr in einer Nacht mehr, als so ein Fritze euch für das ganze Ding gibt.”

Sie sehen sich an – Sascha lacht nur: so weit sind wir noch nicht gekommen. Aber wie ein Splitter bleibt es stecken, und als sie nachher draußen stehen, wissen sie, daß sie doch schon so weit gekommen sind.

Sie trotten durch dunkle und durch hellerleuchtete Straßen, und wie Bäume der Erkenntnis, lockend und abschreckend, scheinen die Kneipen vorbei. Unter den Sohlen knirscht der Schnee, den der Frost zu grobem Zucker zerbrannt hat. Die Luft wickelt sich um die Körper wie eisige Laken. Und jede vorbeiglassene Kneipe legt sich als Feigheit und Unfähigkeit auf das Gewissen.

Nein – man muß Schluß machen. Und bleiben vor einem großen Ecklokal stehen. Wie fernes Brummen von Maschinen drängt es von drinnen her und friert die Beine am Boden fest.

“Gehn wir?” – “Gehn wir!”

Die letzten Hemmungen fallen wie klebrige Fetzen von den Kleidern.

Gestank von vergossenem Schnaps, Bierdunst, der fade Geruch zu lange gekochter Würstchen, dumpfer Schweiß gedrängt hockender Männer und Tabakqualm, zäh wie Riemen – es preßt die Luft in die Lungen zurück und beschlägt die Gläser. (Lott nimmt die ihren ab, Sascha krabbelt mit dem kleinen Finger zwischen Auge und Glas.)

Sie drängen sich durch zur Theke, an der einer am andern Gäste stehen. Eine Verbeugung deckt die Befangenheit: “Gestatten Sie, daß wir ein paar russische Lieder singen?” Ein breiter, brauner Steintopf mit Rollmöpsen und runden Zwiebelscheibchen drüber hypnotisiert den Blick. Die Wirtin gestattet, etwas erstaunt, und einige an der Theke drehen die Köpfe hinter ihnen her.

Die Finger sind steif, die Gitarre ist verstimmt (und sie trug sie doch unter dem Mantel!). Die dünnen, springenden Töne beim Stimmen machen noch ein paar andere hersehen. Und der Daumen zirpt an den Saiten, zirpt an den Nerven, und die Nerven spannen sich und drehen sich mit den Saiten über die Wirbel.

Noch ein Blick hin und her...

“Ech ti dolja, moja dolja... Ach du Schicksal, mein Schicksal, Schicksal des Armen...”

Einer fühlt den andern.

In der Nähe wird es still – und eine breite Hand wischt alles Gespräch bis in die letzten Ecken aus. Das Lied ist von so unsagbarer Traurigkeit. Die Stimmen steigen,

tragen die Melodie breiter und voller durch den Dunst. Und so lächerlich erscheinen alle Überwindungen da draußen auf der Straße.

In die betroffene Stille wirbelt das Kampflied der Schmiede, in tänzerischem Marschtempo, aufreizend, elektrisierend. Saschas Arm, Saschas Körper schwingt im Rhythmus, beschwingt den Rhythmus. Man beginnt im Takt sich zu wiegen, mit den Füßen zu klopfen.

Freude siedet hoch, moussiert bis in die Fingerspitzen, daß sie in diesen Leuten das allmenschliche Gefühl anrühren, und es tönt in jedem einzelnen hier mit den Saiten der Gitarre. Alle fühlen sich heroisiert, Rufe, Fragen fliegen hin und her, ein Betrunkener kommt und starrt ihnen begeistert in die Augen, andere schelten ihn weg.

Das Lied der Wolgaschlepper macht alle wieder still. Breit und schwer dehnt sich der Strom, Schritt um Schritt stemmen die Männer sich wie Tiere in die Seile. "Noch einmal und noch einmal..." In einem Aufatmen: "Wir flechten die Birke, wir flechten die krause...", und wieder Schritt um schweren Schritt: "... noch ein kleines Mal und noch einmal...", und aus der Ferne, weit, halb verloren: "... und noch einmal..."

Aber jetzt kommt der Zweck der Übung – das Einsammeln: Saschas leerer Ärmel könnte wirken wie Spekulation auf Mitleid, pfui Teufel. So geht Lott. Die Beine sind schwer und der Arm, der sich hinstreckt, Schweiß drängt auf die Stirn, und sie spürt, wie Sascha ihr nachsieht.

Die Groschen klingeln. Bereitwillig gibt fast jeder. Gespräch kommt wieder auf an den Tischen. "Krieg... abends... wunderbar gesungen... gute Kerls, die Russen..."

Der Gang zu Sascha zurück ist fast Flucht.

Draußen lachen sie sich an – ein etwas fiebriges Lachen, erregt von Scham und einem stiebenden Wirbel vielspältiger Freude. Und die Vorstellung der ausgestreckten Hand zerfließt unter der stolzen Gewißheit, daß sie den Leuten genug gegeben haben für ihren Groschen.

Sie gehen in das nächste Lokal. "Nein, nein – wir brauchen keine – keine – keine –", und schon sind sie wieder auf der Straße. Im dritten dasselbe. Vierten, fünften, sechsten – dasselbe. Einer sagt: "Wir sind in Deutschland und wollen deutsche Lieder hören!" Aber Sascha kann ja noch kein deutsches Lied außer "Zehn kleine Negerlein" und "Es schwimmt eine Leiche im Landwehrkanal". Hätten sie in der ersten Kneipe eine solche Abfuhr gekriegt, dann wären sie in die zweite schon nicht mehr reingegangen. Jetzt aber lassen sie keine mehr aus und werden nur verbissen, fast wütend.

Und endlich findet sich doch wieder eine Seele von einem Wirt, der ihnen auch ein paar Groschen aus den Taschen seiner Gäste gönnt. Und wieder Sieg und Groschenrasseln und die Schwere in den Beinen. Und da lehnt einer an der Theke mit feuchten Augen, er gibt Lott einen Fünfiger und spricht sie auf russisch an. Ein Russe. Schüttelt ihnen die Hände, bestellt Zigaretten, Kognak und schwatzt erregt mit Sascha russisch, und sie singen ihm noch ein Lied und noch eins.

Manchmal noch will einer sie traktieren – "Nein, es geht nicht, wirklich nicht, wir ruinieren unsere Stimmen und – wirklich, es geht nicht."

Und ein Älterer, Biederer, der schon leicht schwankt, ruft Lott gemütlich an: "Frollein" – und ein Zwinkern – "lassen Sie Ihren Ollen da – komm Sie man bei mir!" Lachend antwortet sie, daß sie jetzt leider keine Zeit habe, sich zu entscheiden. Aber in der nächsten Kneipe geht schon Sascha los einsammeln. Und nun sieht sie ihm nach – und sieht, daß

auch er seine Füße wie von geteertem Boden losziehen muß.

[¹⁰⁰]

Mit der hartnäckigen Begeisterung der Proselyten arbeiten sie fast bis zur Polizeistunde. Dann gehen sie wie anständige Gäste in ein Lokal und holen das versäumte Essen für den ganzen Tag nach. Ab und zu blinzeln sie sich an: Siehst du wohl? Haben wir es doch geschafft! – Herr Wirt, zwei Glas Malaga! – Vom Ofen her die Wärme schmiegt sich wie Kinderhändchen um den Körper. Und man mag nicht aufstehen. So sitzen bleiben, stundenlang, mit den inneren Erlebnissen dieser Nacht.

Angekurbelt von Hunderten von Plänen tosen sie wie Sieger über die Straßen. Mensch – daß wir auf so eine Idee nicht schon früher gekommen sind! Und sie singen wieder ihre Melodien (“Sascha – ! Man muß das Material schonen – !”) – und sie lachen, lachen laut über die ganze Straße, und die paar Leute, die ihren Weg kreuzen, gucken ihnen neugierig und etwas neidisch nach. Mensch, daß wir vorher nicht auf so eine Idee gekommen sind!

¹⁰⁰Im Original war dieses Kapitel von “lassen Se” ab ursprünglich mit einer anderen Schreibmaschine und in der ersten Person geschrieben (“wir”, “meine”), was dann teilweise in die dritte Person geändert wurde. Es scheint sich um ein Manuskriptstück aus einer älteren Fassung zu handeln, welches nach handschriftlichen Modifikationen in die Endfassung übernommen wurde.

Im Keller liegt Gerd ^[101] auf der Bank, kaut auf seiner Pfeife und schreibt. Über dem zerbrochenen Lampenzylinder steigt ein Qualmfaden hoch, spellt oben in einer Spirale auseinander und verliert sich im Dunkel. Die andern schlafen, liegen, drei, auf einer dreckigen Zeltbahn auf dem Boden unter ihren Mänteln, ächzen unter dem Gift der Luft. Ihre Gesichter sind grau, zerfallen, hingekleckste Häufchen Mörtel.

Sascha schmeißt händeweise klirrende Groschen auf den Tisch, Groschen, lauter Groschen und Sechser, die Zigaretten aus Lotts Taschen hüpfen dazwischen wie weiße Teufelchen.

Kinder – morgen haben wir ein Frühstück – ein Festmahl, sag ich euch!

Sie legen ihre Eierkistenbretter ein bißchen abseits. Plötzlich sind sie müde und erschöpft, und sie fallen hin wie ein paar Lappen. Aus dem hinteren Raum, in dem die Scheiben gebrochen sind, fährt unter dem zu kurzen Vorhang durch kalte Luft über das Gesicht.

Am nächsten Abend gehen sie wieder los –

Der Wirt macht Feierabend.

Brutal fällt die Kälte auf der nächtlichen Straße sie an, während sie stehen und überlegen, wie der kürzeste Weg zum Keller ist. Lott schuddert in ihrem dünnen Jäckchen und versucht, den Rock tiefer über die langen Beine hinunterzuziehen: durch alle Maschen der seidenen Strümpfe stechen spitzig dünne Nadeln, eine an der andern. “Eujeujeu...”

¹⁰¹Im Original “Theo” gestrichen und durch “Gerd” ersetzt. Es handelt sich um Theodor Plievier (1892–1955), welcher Sascha (und Hanka) in einer kurzen Erzählung von 1926 (wiedergefunden 1972 von Marc Schweyer) wie folgt beschrieben hat.

Stienka Rasin

Die Welt wollte er unter die Füße nehmen, die ganze runde Welt, weniger nicht!

—
Es dampft die Stadt. Auf Dächern flattern Fahnen. Von der Kirche ist das Kreuz heruntergerissen – der Pope liegt irgendwo im Schnee mit steifgefrorenem Antlitz. Volk steht dichtgedrängt, steht wie gefrorenes Meer. Auf umgestürztem Wagen steht der Redner.

– “Towarischtschi — !”

Auf dem Platz ist Stille. Eine tragende Stimme geht über die Menge, geigt wie Wind über das Eis.

Towarischtsch Alexander spricht. Gestern noch lag er in Ketten und Mauern im dunklen Verliese der Festung. Heute steht er im hellen Mittag und spricht. Hochaufgerichtet, Bart und Haar in Höhen, in tiefliegenden Augen loderndes Feuer, wirkt er die Geschichte eines Menschen, eines Volkes, das Geschick der Welt.

Die Holzhäuser, die den Platz einsäumen, sind wie Gehäuse großer Geigen. In mächtigen Sätzen springen Anklagen, schwellen Forderungen, erheben sich Verheißungen über zwanzigtausend, über dreißigtausend Menschen. Wuchtige Worte steigen in den Himmel wie magische Bälle, stürzen schwer auf die stehende Masse.

Es bricht das Eis. Rufe zacken. –

“Es lebe die Freiheit!”

Ein altes Mütterchen ruft ekstatisch: “Ich habe nicht verstanden, ich habe nicht verstanden, was der Mann sagt; aber er hat recht.”

“Towarischtsch Alexander lebe!”

Pelzmützen werden in die Luft geworfen; in der Sonne blitzen Waffen, Blusen bewegen sich. Das Volk marschiert.

Alexander marschiert an der Spitze lebendiger Flut, die in Straßenbreite durch die Stadt rollt. Was sich in den Weg stellt, wird unter die Füße genommen. An den Flanken splittert Holz, beißt Dynamit in granitene Fassaden. Im Kielwasser der Wege liegen Straßenbahnwagen, Automobile, das Unterste zuoberst, Kaiserbilder aus Marmor liegen im Kot, neben zertrampelten Leichen in Uniformen.

“Es lebe die Freiheit!”

Dreimal mannshohe Eisengitter werden gemäht wie Stroh. Hundertjährige Kerkertore öffnen sich, das Licht scheint in die Finsternis.

Abends schwillt Gesang an allen Enden der Stadt. Ein brennender Scheiterhaufen wird gefüttert mit Bündeln von Grundbuchblättern und Strafsakten. Alle Schuld ist gelöscht. Brennende Kerker und Paläste stehen in der Nacht wie riesige Fackeln.

Das war die erste Posaune.

Sieben Jahre ist das her. Sieben Jahre, die Alexander durchtost und zernagt haben, mehr als sein Leben vorher, das Stunde um Stunde in Kerker und Verbannung getropft war.

Die Wasser waren entfesselt, Sturm war geblasen. Alexander wollte über die Welt gehen. Fleisch und Blut gewordener Traum fiebernder Gefängnisnächte! Aber da waren Männer, die nicht auf wilden Wassern reiten konnten, und sie waren die Meister des Tages. Brausende Volkskraft bogen sie in feste Form.

Alexander grub sich in die Erde. Mit seinen Getreuen unterwühlte und unterminierte er die neuerstehenden Festen. Immer kleiner, immer verzweifelter wurde die Schar. Sie kämpften unterirdisch wie Dämonen, bis die Macht, die Faust der neuerstandenen Macht sie aus ihren Löchern herauszerterte. Eingesargt in Eisenbahnwaggonen wurden sie durch das Land gefahren, über die Steppe, über Felder, durch schneeertoste Räume. Endloser Schienenstrang und endlos rollende Räder sangen das Lied. –

Der Tod hatte Alexander gezeichnet. Gesicht nach Gesicht war an seiner Seite erloschen. Er blieb stehen. Der Tod ließ ihn stehen. Nach sieben Jahren spuckte er ihn aus – tausend Kilometer nach Westen.

Alexander steht in der fremden Stadt. Das eiserne Donnern von Brücken, das Tosen der rollenden Räder des Verkehrs brandet um seine Stirn. Über die Dächer schieben sich Schlangen elektrischen Lichtes, rot, grün, chlorweiß: “Tom Mix in ‘Söhne der Wildnis’ ” – “Jazz-Band, Tag und Nacht geöffnet” – “Raucht Tutenchamon, Qualitätszigarette” –

Auf der Straße liegt zertrampelter schmutziger Schnee. Autobusse, Wagen, Straßenbahnen fahren vorbei. Männer in Mänteln und Hüten kommen und gehen. Frauen raffen den Saum ihrer Kleider hoch. Zeitungshändler brüllen Sensationen in die Nacht. Um eine Rotunde gehen junge Burschen herum. Sie saugen die Vorbeigehenden an, mit Blicken, wie die Frauen.

Alexander ist nicht mehr Alexander. Sein Haar hat der Hunger gefressen. Seine Augen blicken kalt. – Ein Arm ist geblieben in der blutigen Faust der Steppe, verscharrt im Massengrab mit gestorbenen Kameraden.

Er geht. Gesicht grau, Kleider verwischt, Stiefel zerrissen. Bei ihm ist ein Mädchen, das nennt ihn Sascha. –

Nacht steht vor dem Fenster; der Tag wischt grau vorbei, und wieder ist Nacht. Sascha liegt hingestreckt auf dürftigem Lager. Über ihn hingebreitet sind Frauenkleider. Das Mädchen schläft nicht mehr; ihre Hände sind über dem Fiebernden; seine wilden Bewegungen dämpft sie mit ihren Brüsten. Wenn er schläft, stiehlt sie sich hinaus.

Sie steht im Licht der Gasflammen und singt. Sascha hebt seine Augenlider auf. Sieht zwei geweitete Augen im brennenden Gesicht; das Mädchen ist angezogen, Hut, Mantel – unter dem Arm hat sie eine Gitarre.

Jäh richtet er sich auf. Er geht mit ihr den Weg in die Nacht.

Gasflammen brennen. Glatzen sitzen am runden Stammtisch, über Spielkarten gebeugt. Auf Seitentischen stehen Likörgläser, Männer pressen heiße Frauenschenkel.

Da stehen zwei Gestalten. Stehen wie durch die Wand geschossen. Klavier und Geige auf dem Podium geben Raum. Die beiden singen.

In den Adern des Mannes brennt kaltes Fieber. Hände voll Brand schleudert er in die Höhle. Melodien werden lebendig, die aus Tiefen quellen, die aufreißen. Durch Tabakwolken bahnt sich Breites.

“Ach ti Wolga, mathj rodna ja...”

Und mit einemmal sieht Sascha ein hilfloses Kind vor sich, und er fühlt sich überwältigt von Erkennen – und ein ätzendes Schuldbewußtsein macht es noch tiefer ^[102]. Er knöpft seine Pelzjoppe auf und schlägt sie um ihre Schultern. “Kindlein meins, so kalt ist dir? Komm, wir gehen in ein Hotel, daß du warm hast und gut schlafen kannst.”

Aber schon lacht sie ihn an, reuevoll und beinahe erschrocken: “Iwo, das war bloß so im Moment.” (Wir werden doch nicht das teure Geld für ein Hotelzimmer rausschmeißen!) “Und so mit dir unter einer Jacke – herrlich! So geh ich bis ans Ende der Welt!”

Er umschlingt sie fest und küßt sie auf die kalten Lippen.

Glatzen ertrinken. Schenkel pressen nicht mehr. Es ächzt die Wolga, stöhnt Beladenes. Wilde Wolkenreiter kommen über das Meer, wuchten über die Erde. Reißen den Bauch an starren Hängen der Berge. Stürzen, wälzen Wasser, wälzen wogende Wucht der Wasser in das Land.

Ertrunken ist das Lied der Treidler im Sand der Ufer.

Dunkles Segel bläht sich über scharfbauchigem Boot. Aus Dunst und Qualm wächst wilde Gestalt – steht Fleisch und Blut – zwischen Schnapsgläsern und ertrinkenden Bierfässern mit lodernden Augen: Stienka Rasin.

Ein Mann mit kahlem Schädel und Doppelkinn und ein hochgewachsenes Mädchen mit schwindsüchtigen flammenden Wangen – Stienka Rasin und seine persische Fürstin.

Und die Kneipe ist keine Kneipe mehr. Die Männer sind keine Verworfenen und keine Feiglinge mehr – die Welt ist offen!

Dunkles Segel bläht sich über scharfbauchigem Boot. Auf dem Deck steht die Piratenmannschaft, klar zum Gefecht!

“Wolga, Wolga, mathj rodnaja — ”

Stahlblaues Licht liegt auf schiefergedeckten Dächern, dampft über trägem Fluß, umfängt die Zinnen des Palastes.

Verlassen liegt der Platz. Ein Reiterstandbild ragt in die Stille. Düster und trutzig wachsen Mauern in den Morgen. Sie stehen noch, die alten Mauern stehen noch.

Ein Mann geht die Straße; in ihm schwingt ein letzter Akkord: Sascha.

Über hochgeschwungene Brücke geht langsamen Schrittes Towarischtsch Alexander.

¹⁰²Im Original ist ein Fragezeichen am Rand bei diesem Nachsatz.

Kapitel 3

Die Jungens sind noch dabei, sich krächzend und mit haltlosem, jappendem Gähnen aus ihren zerfledderten Mänteln zu wickeln, die Gesichter schlafdumpf, da ist Sascha schon fort. An diesem Sonntagmorgen hat er sich mit den Roten Matrosen verabredet. – Warum “Roten”, zum Teufel? Das Wort irritiert ihn jedesmal. Denkt Gerd mit dieser irreführenden Bezeichnung, leichter Mitglieder zu angeln? Zahlt sich nicht aus. Komisch – Gerd hat die Sache angefangen, und nun zieht er sich immer mehr zurück und überläßt ihm die ganze Initiative. Dabei macht Sascha sich keine Illusionen: etwas revolutionär Wirksames wird sich hier kaum entwickeln. Die Deutschen legen zuviel Wert darauf, einen ordnungsgemäßen Verein mit Statuten und einem möglichst hochtönenden Programm zu haben, statt sich erstmal über grundsätzliche Fragen klar zu werden und dann dementsprechend zu handeln. Hätten wir in Rußland uns die Köpfe geschlagen über Programme und Statuten, dann hätten wir nicht das Wort Anarchismus wie eine Flamme über das weite Land tragen können. Die Bolschewiken haben die Flamme bald ausgetrampelt – aber laß nur – unter der Erde glimmt es weiter.

Aber aussichtsreich oder nicht – die Roten Matrosen gibt er nicht auf. Die ewige Hoffnung, etwas säen zu können. Und nicht nur einmal in seinem Leben hat er es erlebt, daß ganz unvermutet seine Worte Frucht getragen haben.

Dieser Boden allerdings ist besonders hart zu beackern. Alles reife Männer, wie man so sagt, die während des Krieges in der deutschen Marine gedient haben und “irgendwie, mehr oder weniger” die sogenannte deutsche Revolution mitgemacht haben. Und haben davon irgendwelche vagen, zusammenhanglosen Ideenkrümel zurückbehalten, die sie hüten wie eine Frau ihre Brautkrone: die gerührte Erinnerung an einen lange vergangenen Glorientag. Darf keiner kommen und den Glassturz abheben: das ist doch kein lebendiges Gewächs mehr! Und kuckst du genauer zu, dann ist es meist sogar nur eine schundige Imitation aus Papier und Draht. Aber der Teufel selbst wird sich ein Bein brechen, wenn er ihnen klarmachen will, daß knibblige parteipolitische Haarspaltereien bloß jedem revolutionären Aufschwung die Lungen verstopfen und daß der reinigende und lösende Sturm einer großen, menschlichen, wirklich zur Freiheit führenden Idee nicht aus Parteibüros herbläst und nicht aus einer so oder so geformten Wahlurne.

Mehr Freude macht es, den revolutionären Gedanken in die Gemüter der Jugend zu schmeißen, wie Händevoll praller Körner. Wie sie es aufnehmen! *Der* Boden ist noch nicht unempfänglich geworden unter der Dampfwalze platter Slogans. Freilich, steinig ist er auch nicht wenig.

Mit einem Ruck bleibt Sascha stehen. In welches Metapherngestrüpp hat denn der

Teufel dich da hineingeritten? blinzelt er sich zu. Ist doch gar nicht richtig! Ach, die Metaphern, die Metaphern! Die können dem klarsten Geist eine Narrenkappe aufsetzen. – “Wie sie es aufnehmen!” Das, Bruder, dürftest du wissen: durstig und begeistert genug schlucken sie es, aber in der Alchemie ihres bruddeligen Geistes werden deine Gedanken oft genug so mißgestaltet, daß du sie selbst nicht wiederer kennst. Und “Händevoll praller Körner” – . Ja, schmeißen tust du sie wohl, aber mit deinen eigenen Händen mußt du graben, daß dir der Schweiß die Nase entlangläuft, damit auch nur ein winziges Körnlein richtig in die Erde kommt. Und wie gesagt: ob es aufgehen und was dabei herauskommen wird... Aber es ist dennoch eine gute Arbeit. Besser, in steiniger Erde zu wühlen als gegen stinkende, lärmende Dampfwalzen zu kämpfen.

Diese Jungens im Keller, alle, die da hinkommen – sie sind primitiv, einfältig, borniert, die meisten können nicht einen klaren Gedanken an den andern setzen, und ihre Auffassung vom Anarchismus kann einem Mühlstein Tränen herausquetschen. Aber sie suchen doch, sie sind nicht verkalkt, haben sich keinem tötenden Programm verschrieben. Sie wollen etwas anderes als die ganze herrschende Korruption ^[103], und nicht bloß auf politischem und ökonomischem Gebiet – das ist das Wesentliche. Sie sind noch fähig und willig, sich selbst und ihr eigenes Leben umzuformen nach neuen Maßen.

Ah, wie er sie liebt, diese groben, ungeleckten Jungens! Ja – wie der Bauer die Erdkrume liebt, die er umgegraben hat und aus der vielfältig neues Leben kommen soll. Und er liebt sie nicht nur aus solchen gewissermaßen utilitaristischen Gründen (aus solchen Gründen, die man utilitaristisch nennen kann), sondern weil sie ohne Ambitionen sind, weil sie sich nicht im kalten ^[104] Leben vorwärtsstoßen wissen und es nicht einmal wollen ^[105]. Wertvoller sind sie als die seltsamen Geschäftlhuber, und wertvoller auch als die ordentlichen Arbeiter mit dem Ideal der gutbürgerlichen Schlafzimmereinrichtung und des Sparkassenbuchs. Wie das Gold im Gesteinserz steckt in ihnen das Bewußtsein höherer Werte als praktische Erfolge und materielle Befriedigungen. ^[107]

Nun ist er fast angelangt. Da, ein paar Häuser weiter, in der Sonntagmorgen-Öde der Straße, grüßt ein bekanntes Gesicht. Einer der interessantesten Kerle unter den Matrosen. Der ist noch imstande, selbständig zu wägen und zu werten. Und wenn du einen Mann wirklich für den Anarchismus gewonnen hast, dann ist er gewonnen für allen Ernst.

Sie schütteln einander kräftig die Hände. “Ich war eben schon drin, die meisten sind

¹⁰³Im Original hierzu Randbemerkung: “besser!”

¹⁰⁴Es ist “kalten” eine Näherung an ein undeutlich geschriebenes Wort im Original.

¹⁰⁵Im Original gestrichen: “Weil nicht einmal ein geregeltes Arbeiterleben mit dem Ideal der “gutbürgerlichen Schlafzimmereinrichtung” einen ^[106] Reiz für sie hat.

¹⁰⁶Im Original “keinen” statt “einen”.

¹⁰⁷Folgendes Fragment aus Teil IV, Kapitel 6 befindet sich, etwas variiert, auch an dieser Stelle im Original: «ein Stück Brot, um am Leben zu bleiben. Es ist sogar erstaunlich, was man immer wieder für den Lumpenhändler auszusortieren findet, und wie einem das immer wieder über ein paar Tage hinweghilft. Wenn sie zu Bekannten gehen, versäumen sie nie, sich einen Stapel alter Zeitungen und Zeitschriften geben zu lassen, “zum Lesen und für diverse andere Zwecke”; wieder mal zwei Tage gewonnen.

Jetzt hat Lott sogar “das Männlein, das in den Dornen saß” ihrem Bruder Hans gebracht. Alle ihre armen Schmuckstücke sind zu ihm gewandert. Und wie er mit ihr geschachert hat, während seine hübschen braunen Augen sie zärtlich und schlau anlächelten. Sie erwartete ihn dann immer im Hauptbahnhof, wenn seine Stiefelputzer-Dienstzeit zu Ende war.

Er hat sich fein herausgemacht, der Junge. Cut und Smoking und alles, und sonntags macht er mit seiner Madonna wahnsinnig teure Probeflüge über Hamburg, zehn Minuten lang – mal eben. Von Herzen hätte sies ihm gegönnt, nur daß er ihr einen Preis macht wie irgendeinem Fremden, der zu ihm in die Toilette kommt und ihm ein Zigarettenetui oder sonstwas anbietet,»

schon da. Aber ich will mir noch ein bißchen die Beine vertreten." Er zieht seine Uhr aus der Westentasche, eine schwere silberne Zwiebel. "Es ist auch noch vier Minuten vor der Zeit." – "Nun, ich geh schon hinein, guten Tag sagen."

Pünktlich jedenfalls sind die Deutschen, das muß man ihnen lassen. Eine Eigenschaft, die der zu schätzen weiß, der es erlebt hat, daß ein Menschenleben an einer genau eingehaltenen Verabredung hängen kann.

Währenddes steht Gerd in der Fensternische und kommandiert wie jeden Morgen Kerlchen, Fritz und Otto beim Saubermachen und Aufräumen.

"Dir wird die Krone auch nicht runterfallen, wenn du mal den Besen in die Hand nimmst," knurrt er gegen Lott, die sich vor dem anderen Fenster die Nägel putzt. Sie dreht lässig den Kopf über die Schulter – so wie Lott an einem vorbeisehen kann...

Dem gehts wohl nicht ganz gut. Als wäre die Kneipensingerei mit Sascha keine Arbeit. Und was sie jede Nacht auf den Tisch des Hauses legen, dürfte wohl genügen als Äquivalent für das Schlafen auf dem Fußboden. Jeder Knochen tut ihr weh davon.

Sie stützt ihr Taschenspiegelchen gegen einen Pack Broschüren. Durch die verfrorenen Scheiben sieht sie die Beine eiliger Passanten formlos vorbeigleiten. Zögernd schüttet sie aus der flachen Streudose Körperpuder auf die Quaste und tippt sich unentschlossen auf die Nase. Sie *muß* eine Schicht zwischen sich und dem ganzen Schmutz hier legen, wenigstens die Fiktion der Gepflegtheit haben nach dem Waschen in dem Gemeinschaftseimer, der im Vorderraum steht (wenn auch die Männer nach stillschweigendem Übereinkommen ihr immer den Vortritt ^[108] lassen). Aber sie erinnert sich an die Begegnung gestern mit Redy: "Mein liebes Kind, du hast aber wirklich ein bißchen reichlich übertrieben!" – und dies Tüchlein, das er mit so bedauernder hilfsbereiter Geste aus der Brusttasche zog – . Ihr Gesicht wird heiß, und zornig wirft sie die Quaste in die Fensterecke.

Da klopft es. Was für eine Idee! Ein Habitué würde einfach so hereinspazieren. Es klopft noch einmal, und belustigt ruft sie: "Herein!", zugleich mit Gerds gewichtigem Baß. Alle sehen interessiert zur Tür.

"Richard!" Sie erhebt sich, wie elektrisiert vor freudiger Überraschung.

Der schöne, schlanke Mann hält ihre Hand einen Augenblick fest, und sie findet wieder sein altes Lächeln, das ihr so gut gefiel. "Ja, Redy hat mir gesagt..."

"Ah, Redy hat dir gesagt – ? Komm, setz dich – nein, lieber auf die Bank, das Stühlchen ist ein bißchen aus der Puste. Wie schade, daß Sascha nicht da ist, ich hab ihm schon von dir erzählt."

In dieser Umgebung ist seine Erscheinung doppelt erfreulich: die leichte, natürliche Eleganz seiner Haltung, die unübertriebene Gepflegtheit seines Anzugs – . Und sein Vokabular, das so herrlich dasselbe ist wie das ihre! Welchen Hintergedanken hat der arme Redy gehabt, ihr den Mann, mit dem sie ihm die Ehe brach, in dieser Bude auf den Hals zu schicken? Aber Richard ist in Ordnung, er hält sich völlig mühelos und unbefangen in der Tonlage ^[109] einer herzlichen alten Freundschaft.

Kerlchen hat resolut die Putzerei aufgegeben, und Gerd ist taktvoll genug, ihn nicht in Gegenwart eines Fremden anzuschmauen. Aus der Fensternische beobachtet Kerlchen verstohlen die beiden. Richard. Redy hat ihm von diesem Richard erzählt, er weiß, wie das zusammenhängt. Und sieh mal an, wie die Lott auflebt, wie sie vergnügt wird! Aber das junge Kerlchen, das selbst noch keine Liebeserlebnisse auf seinem Aktiv hat, irrt sich

¹⁰⁸Im Original "die Prämissen" statt "den Vortritt".

¹⁰⁹Im Original "dem Diapason" statt "der Tonlage".

nicht: nun ja, vergnügt; wenn man für einen früheren Liebhaber "noch was empfindet", ist man nicht auf diese Weise vergnügt. Ihr Herz pocht nicht schneller, das ist gewiß. Und dabei hätte er es ihr von Herzen gewünscht, aus Saschas Pranken loszukommen. Manchmal, wenn er sie so ansieht, müde und schmal im Liegestuhl ausgestreckt – und wie ihre Augen strahlend an Sascha hängen! –, dann fühlt er so ein Mitleid mit ihr... Und Redy tut ihm schrecklich leid. Der ist ja immer noch halb verrückt um seine Baabe. Kerlchen ist sein Vertrauter, und das ist sein großer Stolz. Sascha kann er nicht lieben, er fürchtet ihn fast; er ist so überlebensgroß in allem. Wie spielend hat er den beiden das Leben zerbrochen, urteilt Kerlchen.

Sie haben beide weder Redy noch Sascha weiter erwähnt; zuviel Publikum. Jetzt sieht Richard auf seine Uhr: "Ja, ich muß leider – . Willst du nicht noch ein Stück mitkommen?"

Amüsiert hat sie den raschen Blick aufgefangen, mit dem er ihren Anzug streifte. Es ist anzuerkennen, daß er es riskiert, sich mit ihr auf der Straße sehen zu lassen, und schon gar am heiligen Sonntag. Seit sie alle ihre guten Sachen weggegeben hat, um Sascha zu beweisen, daß sie kein eitler Kleiderfratz ist, sind viele Wochen vergangen, und das Schlafen auf dem Fußboden nimmt das Zeug unheimlich mit – die einzigen alten Lümpchen, die sie behalten hat. Aber mit absolut souveräner Nonchalance geht sie durch die eleganteste Menge: Ich bin ich, auch in den schlimmsten Lumpen. Und Sascha liebt mich – gerade so liebt er mich!

Jetzt, mit Richards Augen, sieht sie eigentlich zum erstenmal die ganze Unmöglichkeit ihrer Erscheinung. Das verwegene schwarze Samtkäppchen über dem kantig herben Gesicht eines gotischen Jünglings ist noch das einzig Passable. Aber diese Zusammenstellung: das alte graue Jäckchen, das sie meistens offen trägt über dem Russenhemd aus ziegelrotem Leinen, und dazu der dunkelblaue Rock, in dem vorn ein langer Riß nachlässig von innen mit Sicherheitsnadeln zusammengesteckt ist. (Sie ist doch nicht so spießig ordentlich und tugendsam, sich mit Flickern und Stopfen abzugeben!) Die seidenen Strümpfe sind wegen großer Löcher auf dem den Hacken hinuntergezogen in die zertragenen, selten geputzten Schuhe.

Mit gewohnter Bewegung wirft sie hochmütig den Kopf zurück. Während Richard ihr die Tür öffnet, denkt sie flüchtig: Wie komisch... Dergleichen gute Sitten sind mir schon völlig fremd geworden.

Wieder fängt sie auf Richards Gesicht, während sie mit langen, federnden Schritten neben ihm hergeht, das alte Lächeln auf, mit dem er auf sie herabsieht: Kleines Mädchen, das spielt. Und in lustiger Entrüstung sagt sie: "Ich glaube, du nimmst mich niemals ernst!"

Seine Stimme ist aufrichtig: "Dich? Nehme ich immer ernst. Nur deine verschiedenen Fantasien kann ich nicht immer ernst nehmen. Trotzdem – es ist passionnant zu sehen, mit welcher Begeisterung du dich ihnen ergibst." – "Ergibst? Das ist vielleicht nicht so schlecht gesagt. Ich das nicht der Frau letzter und tiefster Wunsch?" Sie weiß, daß die unterstrichene Parodie der letzten Worte ihn nicht täuscht. Wunderbar, wie man mit ihm reden kann!

Scheinbar unvermittelt fragt sie: "Hat Redy dir von Sascha erzählt?"

"Kaum. Er meint, sein Urteil sei zu subjektiv."

"Ah? Sehr lobenswerte Erkenntnis." Und nach einem nachdenklichen Schweigen, langsam und mit tiefem Ernst: "Sascha ist der fabelhafteste – ach Quatsch – der größte und – wahrste Mensch, dem ich je begegnet bin. Sag nicht: das ist das Lied jeder verliebten

Frau. Ich bin nicht jede, wie du weißt. Das hab ich noch von keinem gesagt – und ich war schon nicht wenig verliebt, wie du auch weißt. Nicht von Redy, nicht von dir” – sie lächelt unwillkürlich – “von *keinem*.” Sie sieht hartnäckig geradeaus, und er muß sich etwas vorbeugen, um ihren Worten zu folgen, die jetzt sachlich und beinah dozierend klingen. Nur an ihrem gelegentlichen Stocken vor einem Wort spürt man ihre innere Beteiligung. “Sascha ist so – anders als wir alle. Gott, was für verbogenes, vermuscheltes, puckliges Kropfzeug wir sind! Er ist – echt, authentisch. Es ist wie – eine andere Welt, in der er lebt, mit” – sie macht eine kurze, schneidende Bewegung mit der Hand – “absoluteren Gesetzen. Und für mich ist es eine Art Probe, ob ich werde – mit ihm Schritt halten können gewissermaßen; ob ich werde seiner – ihm ebenbürtig sein können. Und wenn nicht – ”

“Dein Vollkommenheitsfimmel, du frivoles Weltkind?” lächelt er ohne Spott.

Ein wenig kriegerisch: “Naja – ? Frage der Ästhetik, ganz einfach, der sogenannte Vollkommenheitsfimmel. Und Sascha – da sind ja die Fakten, die zeigen, was für ein Mensch er ist. Wer ein Leben durchgemacht hat wie das seine, und dabei so ganz, so – Monolith geblieben ist – . Aber hör mal, laß mal deine albernsten Pflichten, komm mit mir da drüben ins Café.” Und ohne weiteres zieht sie ihn mit über die Straße. Dabei gräbt sie in ihrer Tasche. “Ach du mein lieber Schreck – . Hast du ein paar Sechser? Gut.”

Strahlend sieht sie ihn an über das runde Marmortischchen: “Mit dir kann man wenigstens reden, Menschenkind! Das Vergnügen hab ich so lange nicht gehabt, ich fürchte, du wirst mich schwatzhaft finden. Oh, um Irrtümern vorzubeugen: mit Sascha natürlich – aber das ist was anderes. Na, du weißt ja, wie ichs meine.” Mit einem tiefen Zug zündet sie ihre Zigarette an über dem Streichholz, das Richard ihr hält. “Also Sascha: stell dir vor, ein Junge von siebzehn Jahren wird zum Tode verurteilt wegen revolutionärer Tätigkeit. Das war während der Aufstände 1905 bis 1907, er ist zehn Jahre älter als ich. Während einer kurzen Periode hat man damals die Todesstrafe wieder eingeführt. Drei Wochen lang hat dieser Junge auf die Vollstreckung des Urteils gewartet. Also das – entweder zerbricht es einen Menschen, oder er ist nachher überhaupt nicht mehr zu zerbrechen. Dann ist er begnadigt worden.”

Und dann hat die Straßenbahn Richard davongeführt, und mit einemmal merkt sie, wie kalt es heute ist. Sie knöpft das Jäckchen zu und schlägt den schmalen Kragen hoch. Mechanisch wendet sie sich dem Zeitungsviertel zu. Jetzt könnte sie den Mantel gut gebrauchen; aber für den Pfandschein wird wohl nie was übrigbleiben.

Auf dem Dönhofsplatz dreht sie sich schroff um. Ausgerechnet Zeitungsviertel. Und wohin jetzt? Wieder zurück in den Keller? Der bloße Gedanke daran ist ihr widerwärtig. Etwa zu Margot? Als wenn es da nicht dasselbe wäre! – Warum nur hat Christine Gebhard sich das Leben genommen! Der einzige Mensch, zu dem sie jetzt hätte hingehen mögen. Sie hätte sich auf den Diwan gelegt, stundenlang in die Decke gekuckt, und Christine hätte in ihrem Sessel dem großen schwarzen Kater Sybarit zugesehen, wie er majestätisch über das spiegelnde Holz der schönen alten Möbel streicht. Und diese Stille, dieser Geruch von ruhiger Vornehmheit und Wärme da. Lott spürt ihn mit dem Speichel auf der Zunge, wie ein Hungriger, der an Essen denkt.

Sie schiebt die Fäuste tiefer in die engen Jackentaschen. Also gehen wir zu Margot. Ist immerhin ein Dekorationswechsel: aus dem Lumpenkeller in der Köllnischen zu Margots Buchte in der Parochi-Ritze.

Die einzige Bindung zu dieser Welt ist doch nur Sascha. Und wenn die Jungens so hingerissen seinen Erzählungen aus der russischen Revolution, von der unterirdischen Arbeit im zaristischen Rußland lauschen, dann können sie ihr direkt sympathisch werden.

Oder wenn sie selbst bei einer Diskussion Sascha a priori als maßgebende Instanz in Fragen revolutionärer Ideologie ansehen. Ihre Diskussion mit Sascha ist eigentlich nur eine in dem Sinne wie die des Schülers mit Plato in der "Republik". Lott fragt sich manchmal, ob das einem von ihnen, Sascha einbegriffen, bewußt ist.

Aber was hat denn er mit dem Keller, seinen Insassen und Besuchern gemein? Nur seine schrankenlose, wahrhaft brüderliche Liebe zu den Erniedrigten und Beleidigten läßt ihn so natürlich und an seinem Platz erscheinen auch in diesem Kreis. Aber im Grunde paßt er noch weniger da hinein als sie, mit seinem Cäsarenschädel und seinem dementsprechenden Charakter. Überhaupt nicht. Eigentlich hätten sie, seit sie allabendlich ständeln gehen, längst wieder ein Zimmer nehmen können, es genügt ja, wenn nur sie sich anmeldet. Sollte Sascha sich etwa verpflichtet fühlen, auf diese Weise laufend die Jungens da zu ernähren? Gewiß, leid können sie einem tun, aber schließlich liegen da noch Tausende von Broschüren. Oh ja, sie weiß: jeder kann das nicht über sich bringen. Aber wenn ihr denkt, meine lieben Freunde, daß das Ständeln eitel Honigschlecken ist... Bloß nicht daran denken; der Abend bringt es noch früh genug wieder heran.

Oder will Sascha ihr etwa mit dieser verlängerten zwangsweisen Kompagnonschaft den Hochmut abgewöhnen? Er hat doch für alles andere Maße. Jetzt leben sie schon drei Monate miteinander, und sie weiß nur noch mehr als zu Anfang, wie wenig sie ihn kennt.

Ihr Hochmut... Ja, es ist hier, wie es immer mit ihr war: die Gleichheit – und selbst die Liebe zu den Menschen bleibt bei ihr eine gedankliche Konzeption. Sie fühlt sich eben so ziemlich jedem Menschen überlegen – Sascha ausgenommen, natürlich, Christine Gebhard, noch einige vielleicht. Aber alle ändern – nichts zu machen; ihre Stellung "von oben herab" ist wie eine natürliche Funktion. Aber einem armen Deubel gegenüber bemüht sie sich doch noch, einfach und nett zu sein, weil ihre Kaltschnäuzigkeit ihn kränken könnte, und sie *ist* ja auch überzeugt, daß sie irgendwie gleich sind. Tja, aber schon diese Bemühung... Spontan ist der ritterliche Elan der Verantwortlichkeit, wenn sie einem begegnet, der Hilfe braucht. Spontan ist auch das Gefühl der Scham, daß sie und Sascha weiße Handtücher haben, die keiner anrührt, während die Jungens... Freilich, sie hat ihnen zwei gegeben, so daß jetzt jeder eins haben könnte. Nicht ganz gerecht natürlich – sie benutzt laufend zwei Handtücher und kann noch wechseln, aber –. Wenn die Jungens die ihren wenigstens waschen würden! Die von Lott sehen jetzt beinahe schon ebenso unappetitlich aus wie der alte Lappen, mit dem sie sich vorher zufriedengaben. Vor allem von Kerlchen wundert es sie. Vielleicht müßte sie ihnen sagen. Aber man schämt sich zu sehr für die ändern, als daß man es fertigbrächte, sie mit einem offenen Hinweis zu beschämen. Dumm.

Nein, der Keller ist nicht gut für die Jungens. Man merkt es nicht, wenn man selbst drinsteckt, wie sie langsam verkommen. "Der Keller" ist ja auch eigentlich nur Synonym für alles, was sie zerdrückt und wovon Lott und Sascha, Gerd und Hannes verschont bleiben: die lange Arbeitslosigkeit, das Gefühl, nur ungern geduldet zu sein, die Abhängigkeit davon, ob einer daran denkt, einen Laib Brot zu spendieren... Um Kerlchen tut es ihr am meisten leid. Wie er den ganzen Tag müßig herumhockt, kaum bringt er von Zeit zu Zeit die Energie auf, seinen vergilbten Kragen zu waschen und über der Tischkante zu plätten; und der vernachlässigte, staubvergrimmelte Anzug, und das Gesicht: als hätte man ihm Schimmel in die Haut massiert. Der Page – mit seinem zierlich geschnitzten Gesicht, mit dem peinlich sauberen, gepflegten Anzug und dem schimmernd weißen Bankbeamtenkragen. (Mit einem flüchtigen Lächeln streift sie den Gedanken an ihren eigenen Aufzug: ah, das ist ganz was anderes, das hat einen "moralischen Hintergrund".)

Und der Fritz. Stämmig, mit glänzend rotbrauner Haut über dem breitschlächtigen Gesicht, die treuherzigen kleinen Augen blank, so kam er nach Berlin getippelt – schwammig geworden, die Züge grau versandet, mit dunklen Bäckchen unter den trüb verstaubten Augen.

Otto merkt man noch am wenigsten eine Veränderung an. Vielleicht weil er schon immer das faltige, bewegliche Gesicht eines alten Affen hatte; und weil er wahrscheinlich ein ähnliches Leben von jeher gewöhnt war. Ihm scheint der Keller tatsächlich auf den Magen geschlagen zu sein, immer häufiger klagt er darüber. Aber auch das hat wohl seine frühere Lebensart, mit angestoßenen Apfelsinen und Kuchenkrümeln, hervorgerufen.

Und Charlie, der nicht im Keller wohnt, aber jeden Tag dasitzt – arbeitslos ist er ebenso lange wie die andern; die trotz der Pockennarben feine, weiche Haut wird schuppig und unsauber, die früher so verträumten Augen sind hart und spähend geworden, und das runde Gesicht bekommt einen groben Ausdruck. Möglich, daß sein Mädchen diese Veränderung als größere Männlichkeit begrüßt.

Charlie hat geklaut, und Fritz hat sich selbst beklaut. Und Kerlchen – Kerlchen! – hat zwischen Lott und Redy einen dummen, unentwirrbaren Klatsch angezettelt.

Charlie hat Gerds Schreibmaschine gestohlen, und Fritz hat seinen neuen Anzug versetzt, der auf dem obersten Regal lag, und behauptet, jemand habe ihn genommen. Und dann hat er das ganze Geld allein bei Aschinger verfressen. Und so dumm. Und so dumme Ausreden. Charlie führte Gerd sogar in sein Zimmer, wo die Schreibmaschine stand, und sein Mädels, das blonde junge Ding, schwor weinend, sie hätte sie schon vor langem auf Abzahlung gekauft. Und nach ein paar Tagen brachte Charlie die Schreibmaschine zurück und erzählte Gerd, ganz ruhig, wie er sie genommen hat. Es war niemand weiter dagewesen, und da war ihm eingefallen, man könnte sie eigentlich verkloppen. Aber schließlich hat er sich doch gesagt...

Und Otto, der immer behauptete, er könne keine Broschüren verkaufen, hat nach und nach einen ganzen Stapel davon genommen und nicht mit Gerd abgerechnet. Hannes ist ihm wie Fritz auf die Schliche gekommen, weil er ihn auch bei Aschinger traf, wo er sich mal wieder sattessen wollte. Geschickt zu lügen verstehen sie alle beide nicht. So dumm aber auch zu sein, nicht in eine unbekannte kleine Kneipe zu gehen – nein, es muß Aschinger sein, dessen knalliger Similiprunk mit immensen Spiegeln und beklemmend hellem Licht ihrem verbufften Selbstbewußtsein wieder ein bißchen auf die Beine hilft.

Die Luft im Keller wird dick wie bei einem Gewitter, das sich zuviel Zeit läßt auszubrechen.

Jetzt finden die Besucher überhaupt nicht mehr weg. Wenn sie kommen, scheinen sie schon vor sich herzuschnüffeln: ob nicht seit gestern noch was passiert ist. Endlos und genußvoll entrüsten sie sich über soviel schwarzen Undank, und es stört sie weiter nicht, daß die armen Sünder unglücklich danebenhocken.

Bis Lott heftig ausbricht: "Ach, nun hört schon auf! Moraltuten – Spießer, geschmacklose! Ihr habt wohl noch nie was Unanständiges begangen, nein?"

Skandalisiert sehen alle sie an.

Sascha hat schweigend mit undurchdringlichem Gesicht in der Bankecke gelehnt und dem Getratsch zugehört. Bei Lotts Ausbruch leuchtet er auf. Jetzt nimmt er das Wort, eindringlich: "Ich werde euch sagen: sollen wir uns lieber nicht aufpusten. Wäre es ihnen nicht gegangen so dreckig, dann hätten sie nicht gehandelt so dreckig. Wenn es liegt ein Stein im Weg, so fällt man leicht darüber, und mit leerem Magen fällst du verdammt noch

viel leichter. Fakt! Ob jeder einer von uns würde besser machen in ihrem Fall, das muß sich noch herausstellen. Und so, Freunde meine, ist es mit den meisten, die man infamiert als Verbrecher. Ihr wißt es ja selbst. Ach ja, Schweinehunde, Waschlappen – das ist so schnell gesagt. Sind doch alles arme Teufel, über die man bloß heulen kann.”

“Natürlich,” unterstreicht Lott. “Tugend ist, wenn keiner kommt. Beziehungsweise Mangel an Gelegenheit.”

Alle sind begeistert einverstanden mit Sascha. Aber Lotts schneidende, hochfahrende Art gefällt ihnen nun mal nicht. Und ihre aphoristische Ausdrucksweise: kann sie nicht reden wie alle Leute? Sie scheint sich immer was Besseres zu dünken als alle andern.

Gerds erste Novelle ist angenommen worden. Und was die Sache noch bedeutender macht: von einer sehr guten, angesehenen Zeitschrift. Es ist erstaunlich, wie alle es so schnell erfahren haben. Schon am frühen Nachmittag kommen sie, Gerd zu gratulieren. Sogar Lulu und Franzel sind erschienen. Mina ist nicht gekommen; Gerd hat Kerlchen zu ihr geschickt, daß er morgen speziell zu ihr kommen werde.

Soviele Menschen waren ja wohl noch niemals im Keller versammelt. Sie sitzen und stehen, es ist ein Gesurr und Gemurr von Gesprächen, und jeder hat dabei so seine Gedanken. Sicherlich wird Gerd jetzt mit ein paar Flaschen Kognak rausrücken, und man kann wieder mal einen großen Abend im Keller verleben. Aber Gerd nimmt die Glückwünsche wohlwollend und etwas steif entgegen und tut nichts dergleichen. Er ist doch nicht verrückt, halb Berlin unter Sprit zu setzen. Selbstverständlich wird er dies Ereignis feiern. Sascha kann dabei sein, Lott natürlich auch; Kirch kann man auch gut gebrauchen (der Mann hat unglaubliche Verbindungen). Nun ja, Lulu und Franzel wären noch möglich, sehr präsentable Erscheinungen, und das Frauenzimmer Lulu kann toll amüsant sein; aber all die andern... Überhaupt ist es schon Zeit, die ganze Korona ein bißchen abzuschieben. Es ist eine Zeit, wenn diese Art Leute etwas geben können, aber dann kommt die Zeit, wo man über sie hinausgewachsen ist. Man stelle sich vor: ein Verleger kommt rein, und irgendsoein Icke oder Otto sagt dir so brüderlich: Du, Gerd.

Allmählich wird die Stimmung ungemütlich, und weil jeder denkt, der und jener andere sei für Gerd überflüssig, so bleiben sie alle sitzen, es vergehen Stunden, und die Stimmung wird immer ungemütlicher. Nur Lott findet alle hier überflüssig, Gerd eingeschlossen.

Sie sitzt halb auf der Banklehne, die Arme auf dem aufgestützten Oberschenkel gekreuzt und die Hände lässig herabhängend, und betrachtet verstohlen das aparte Kleid, das Lulu anhat. Franzel entwirft sie ihr, und er hat wirklich Geschmack. Sie unterstreichen wundervoll die “vollschlanke” Linie ihrer mittelgroßen Gestalt. – Die zwei fallen reichlich aus dem Rahmen hier. Schon diese Handschuhe, die sie so nachlässig abzogen... Aber warum macht Lulu sich den Kopf so auf “kindliche Nutte”? Der Pony über der Stirn und das knallige Rot auf den Wangen, die das gar nicht nötig haben –. Auch in ihrer Sprache kultiviert sie das Genre “Nutte”, aber von einer so vulgären Art, daß es im Gegensatz zu ihren jungen, blanken Augen und ihrem frischen Wesen wie eine amüsante Komödie wirkt; und dennoch befremdet es als allzu gewollte Dauerkomödie. Nun, aber da es ihrem Mann nicht zu mißfallen scheint... Redy hat viel über die Heirat der beiden gelästert: damit habe Franzel seine überaus stattlichen Hörner legitim gemacht (er sprach sogar von einem Vierzehnder). Immerhin, die beiden scheinen gut miteinander auszukommen, wenn auch Lulu die Tonangebende zu sein scheint; vielleicht gerade deswegen.

Es ist noch nicht lange her, da hat Redy die beiden zu ihr gebracht. Er scheint seine

neue Taktik für sehr glücklich zu halten; ihr Leute zu schicken, die sie erkennen lassen, was sie aufgegeben hat, wenn auch nur in Potenz.

Mit natürlichster Grandezza küßte der schwächliche junge Mann Lott bei der Vorstellung die Hand: "Gnä' Frau –" Sie horchte auf, als Redy seinen Namen nannte: "Sind sie etwa –", und komisch kläglich machte er: "Gott sei es geklagt, ich *bin* sein Sohn. Ich bin dazu verurteilt, mein Leben lang nichts zu sein als der Sohn eines großen Mannes." Wie nett sein geschmeidiger Wiener Tonfall klingt!

Er ist der typische Habitué literarischer Cafés. Für Lott war es ein ungetrübter Genuß, sich mal wieder in der geliebten schnoddrigen und geschliffenen Sprache unterhalten zu können. Nichts Weltbewegendes, aber alles so nett spielerisch, daß sie ihre erstarrte graue Hirnmasse ordentlich Bocksprünge machen fühlte. Am liebsten hätte sie ihre Gäste nachher hinausbegleitet, aber dann überließ sie doch Redy diese Höflichkeit; sie hatte den Eindruck, daß Sascha nicht so begeistert war von dem eleganten, ein wenig exuberanten Paar.

Der hatte die ganze Zeit in der Bankecke gelehnt in der lässigen bereiten Entspanntheit eines ruhenden Tieres, die ihm eigen ist, und seiner schweigenden Beobachtung war kein Wort und keine Geste entgangen.

"Wie kann so ein Mensch dir gefallen!" sagte er nachher zu Lott, mit einem Gesicht, als habe er eine verdorbene Speise gegessen ^[110]. "Spürst du denn nicht, daß alles in ihm ist unwahr, korrumpiert, ohne Fonds? – 'Küß die Hand, gnä' Frau!' – aber das ist doch widerlich, eine Karikatur!"

"Er gefällt mir ja auch nicht wegen irgendwelcher menschlichen Werte," meinte sie friedlich. "Aber er ist so nett, so wie ein Stück Schlagrahmtorte nach dem reichlich derben Schwarzbrot hier."

"Ah, das hast du gesagt sehr richtig! *Ich* liebe das derbe Schwarzbrot. Ich werde dir sagen: diese Jungens hier mit all ihrer Primitivität und Verkommenheit und Ideenlosigkeit – es steckt mehr wahrer Wert in ihnen als in so einem geschleckten Wiener Bourgeois und Literatenjüngling."

"Aber man muß doch auch mal seinen Spaß haben, Sascha!" lachte sie. "Und Lulu? Was sagst du zu ihr?"

Er zuckte die Achseln. "Lulu! Was soll ich zu Lulu sagen? Lulu ist eine Frau."

In dieser Nacht sind sie völlig verfroren vom Ständeln gekommen. Sascha hat Lott wieder in seine Pelzjacke hineingenommen, aber der scharfe Eiswind hat ihnen beiden die Brust durchgepustet, als wären sie nackt.

Lott liegt auf Gerds Bank, eingekauert in die warmen sauberen Decken. Gerd lehnt neben Sascha am Ofen, der noch ein wenig Wärme in seinen Kacheln aufbewahrt hat. Sie schweigen alle drei.

Regelmäßig wie Kolbengang stößt von drüben Hannes' Schnarchen in die Stille, die wie Gummi zäh ist. Die gewürgten Laute aus den Mantelkokons am Fuß der Regale kratzen die Nerven.

Gerd sieht zu Lott hinüber und sieht, wie müde sie ist.

"Du kannst ja bei mir schlafen heute..."

Und mit einemmal ist ihm, als zöge ein starkes Pflaster sich über seine ganze Brust, und er beginnt langsam tief ein- und verhalten auszuatmen.

Diese Frau, die er hat haben wollen, ehe sie Sascha wählte –

¹¹⁰Im Original in Klammern "gekostet" alternativ zu "gegessen".

Sascha blickt rasch in sein Gesicht und fängt in seinen Augen eine unruhige Spannung auf, die er erkennt. – Aber warum lacht sie Gerd nicht aus! – Auch in ihm ist jetzt unruhige, erwartungsvolle Spannung. Langsam wird sein Gesicht starr.

“Wunderbar – warum solltest du nicht?”

Die Decken sind so warm und weich, und die Kälte, die vom Fußboden heraufatmet, macht sie noch wärmer.

“Ach nein – ich bleib schon lieber in unserer Ecke . . . ”

Zu spät; und zu halbherzig hast du es gesagt, du – persische Prinzessin.

“Aber ich will, daß du da ausruhst!” sagt er heftig.

Lott sieht die Männer an, wie sie da nebeneinanderstehen, zwei Freunde. Das unnatürliche Lächeln auf ihren Gesichtern, unter dem kranken, geronnenen Licht der ver-
rußten Lampe. Böses spürt sie darin, gegen sie Verbündetes. Mit forschender Angst gräbt sie sich in Saschas kalkweißes Lächeln hinein: was will er wirklich? Er sagt doch nie anders als er denkt, aber . . .

Und plötzlich stößt eine blitzende Welle von Zorn und Scham in ihr hoch: ehe er kam, tat sie alles selbstsicher nach ihrem Willen.

Ruhig lehnt sie sich zurück.

“Also – du bleibst da – ” Eine Kälte, lastend wie ein Pflasterstein füllt seine Brust aus bis an die Gurgel, und er wendet sich, um die splitterigen Eierkistenbretter aus dem Vorderraum zu holen.

Später gleitet sie auf den Fußboden und zu Sascha hinüber. “Ich kann doch da nicht ausruhen – ” Sascha liegt steil, wie aus dem Fußboden gewachsen, und ihr Arm gleitet von ihm ab wie Sand von glattpoliertem Stein.

Am nächsten Morgen geht Sascha fort. Als er abends zurückkommt, ist sein Gesicht unlesbar wie eine fremde schwere Landschaft im Traum. Und die nebensächlichen Worte, die er mit den andern wechselt, sind auch unlesbar.

Wie zufällig kommt er zu ihr in die Fensternische.

“Wir gehen voneinander.”

Ihr Körper wird leicht, als fiele er ganz auseinander, und ihre Augen sind schwer und heiß an sein Gesicht gekreuzigt.

“Wenn ich so weggeh – du weißt – ich muß sterben.”

“Ich weiß.”

Wie ein dünnes Bachfädchen neben einem schweren ziehenden Wasser geht der Gedanke: sie wird es kalt haben in den dünnen Strümpfen und dem Jäckchen . . .

Eine verzögerte Weile bleibt sie stehen, die Arme merkwürdig leblos herabhängend. Er wendet sich zum Fenster. – Deine Arme sind zwei Löwenschwänze . . . Der Gesang seiner verrückten Liebe streicht durch ihn hin wie ein fantastischer Geigenbogen über Stränge bloßgelegten Fleisches. Er fühlt, wie sie sich eckig zur Tür dreht und wie ihr Rock den Pfosten streift.

Ganz wie immer schlägt die Tür zu unten und dann oben.

“Wohin geht sie denn?” fragt Kerlchen beunruhigt.

Sascha dreht sich um, als preßte er sich gegen schweren Wind.

“Kinder – wer geht mit in die Kneipe?”

Kapitel 4

Längst ist der Schnee von den Berliner Straßen verschwunden. Aber die unbewegte Nachtluft ist von knisternder Kälte, und der Mond gleißt so aufdringlich am polierten schwarzen Glas des Himmels, daß man in den breiteren Straßen sich mit einemmal bewußt wird: Sieh mal an, der gute alte Mond!

In ruhigem Gespräch wandern Sascha und Gerd durch die verödeten Straßen. Jeder trägt ein dünnes Dampfölkchen vor seinem Mund her. Die gefrorenen Fliesen werfen den Klang ihrer Schritte härter, lauter, präziser als sonst zurück. Nur selten begegnen sie einem eiligen Fußgänger – Nase und Dampfähnchen zwischen hochgeklapptem Kragen und herabgezogenem Hut –, und selbst die Autos scheinen schlafen gegangen zu sein.

Bis zur Polizeistunde haben sie im Nußbaum gesessen, die ganze Bande. Gerade hatte Sascha für alle bestellt, da kam eine junge Prostituierte herein, die Schultern leicht nach vorn gebogen vor Kälte, und ging geradewegs auf den Ofen zu, die rotgefrorenen Hände reibend.

Derselbe lässig wiegende Gang, aus den hohen Hüften her, wie bei Lott. Und das eigensinnig vorgereckte Kinn –

“Na, Anni, Geschäft geht schlecht heut, was?” rief Icke sie an.

Sie wandte ihnen das Gesicht zu – ein ganz anderes Gesicht natürlich; aber die Statur –

Sascha lud sie an ihren Tisch ein. Und da saß sie die ganzen Stunden und schwatzte mit ihnen über die schweren Zeiten, über unverschämte Freier, den teuren Kohlenpreis – . “Und wenn das mit der Arbeitslosigkeit so weitergeht...”

Sascha saß zurückgelehnt, bestellte hin und wieder eine Runde, reichte seine Zigaretten herum und wartete darauf, daß hinter einer Bewegung der Frau für einen flüchtigen Moment eine Linie von Lott hervortrete.

Beim Aufbruch gab er ihr ein paar Mark (er hatte vorher Gerd an die Theke gerufen, um ihn anzupumpen). “Am besten gehst du jetzt schlafen.”

“Und ich soll von dir träumen?” Eine Replik aus ihrem Repertoire wahrscheinlich, aber sie sagte es ohne die berufsmäßige vulgäre Klebrigkeit. Es war eben ihre gewohnte Art, Dankeschön zu sagen.

“Wenn du willst –” gab er mit einem halben Lächeln zurück. Und folgte ihr mit den Augen, wie sie mit Lotts Schritten davonging durch die spärlich erleuchtete Straße.

Vor der Kellertür blieb er stehen: “Ich will noch ein wenig gehen. Kommst du mit mir, Gerd?”

Sie wandern durch die hallend frostigen Straßen.

Will Sascha “eine Aussprache”? fragt Gerd sich anfangs. Das sollte ihn wundern.

Aber wer kennt denn Sascha!

Aber der scheint ganz vertieft in literarische Betrachtungen.

Vielleicht sollte er selbst, Gerd – ? Ein paar Worte bloß, um Klarheit zu schaffen.

“Sascha, du weißt . . . ” Er stockt. Plötzlich verläßt ihn seine gewohnte breite Selbstsicherheit. “Du weißt, daß heute nacht nichts – ”

Sascha wirft ihm einen kurzen Blick kalt erstaunter Abwehr zu. “Selbstverständlich weiß ich,” schneidet er ab. Und er spricht ruhig weiter über Gerds letzte Novelle.

Und unter dem Gespräch gehen seine Gedanken weiter . . .

Es ist nichts geschehen – . Aber wenn seine Geliebte auch nur denken kann, das weichere Lager eines anderen Mannes anzunehmen, nur um auszuruhen, nur für ein paar Stunden – wenn sie müde ist von den dreckigen Eierkistenbrettern, an seiner Seite – wenn das Leben ihr zu schwer ist, auch nur für eine Sekunde, das sie mit ihm führen muß – dann muß man dies Leben aufhören machen.

Ganz dünn, wie das Dampfwölkchen vor seinem Mund, wölkt hinter seinem vereisten Zorn beharrlich der Gedanke: aber welch ein Leben hast du ihr auch bereitet . . . Aber *sie* soll es mir nicht zeigen! Wenn ihre Liebe ihr nicht das alles wert ist – . Lachend soll sie mit nackten Füßen über Dornen gehen, um mit mir zu bleiben. Und keinem Mann den Kontakt ihres Körpers geben. Nicht – und sei es durch Kleider und Decken hindurch. Am wenigsten Gerd, der sie begehrte, ehe sie sich mir gab.

Und war nicht doch in ihr, während sie reglos neben dem reglosen Gerd auf der Bank lag, die hinterlistige Weibesfreude: ihm mit diesem Symbol eines Beilagers doch etwas von sich zu geben, eine heimliche Intimität der Gedanken, die den Wunsch weitergehen läßt?

Er unterdrückt ein zorniges Stöhnen.

Sie gehen, und der Hall ihrer gleichmäßigen Schritte skandiert ihre Gespräche und ihre Gedanken.

“Ich weiß,” hat er gesagt. Oh ja, er weiß diese fürchterlichen Stunden, wenn du denkst, du mußt sterben, und dein ganzer Wille steht dagegen. Schwärzer sind solche Stunden als alles andere. ^[111]

Kreuz und quer durch menschenleere Straßen sind sie unter die Linden gekommen und wandern dem Brandenburger Tor zu. Es scheint tatsächlich der Mond zu sein, der einen guten Teil der Helligkeit gibt, in die die ganze Breite der Straße und das gegenüberliegende Trottoir getaucht ist; die Seite, auf der sie gehen, liegt in scharf abgegrenztem Schatten. Vor ihnen der Pariser Platz mit den bleichen Kulissen seiner hohen Palastfassaden dehnt sich wie eine riesenhafte verlassene Szenerie in der Nachtöde.

Wie lange will er mich noch so herumschleppen? wundert sich Gerd. Nun, mein Gott, das ist ein Freundesdienst, den man nicht abschlagen kann. Er wendet jäh den Kopf: es war, als sei ein elektrischer Schlag durch Saschas Körper gefahren.

Eben treten sie in die unwirkliche Helligkeit hinaus, die wie ein erstarrtes milchiges Bad den Pariser Platz erfüllt. Er folgt Saschas Blick.

Dort drüben, durch die ganze Leere des weiten leblosen Platzes von ihnen getrennt, ist eine Frauengestalt unter dem Brandenburger Tor hervorgekommen. Winzig klein und verloren erscheint sie vor den schweren schwarzen Schlagschatten der hohen Durchfahrt, am Saum des unermeßlich scheinenden Platzes unter der kalkigen Lichtmischung von Mond und Bogenlampen.

¹¹¹Randbemerkung im Original: “Ganz anders!”

Mit seinem gewohnten Schritt und ohne sie aus den Augen zu lassen geht Sascha weiter; auf sie zu.

Sie scheint die Männer im selben Moment erblickt zu haben, als sie aus dem Schatten der hohen Häuserzeile traten. Es ist wie ein Flattern in der schmalen Gestalt, obwohl man kaum eine Bewegung wahrnimmt.

Jetzt kommt sie ihnen über die weite, tote Fläche des Platzes entgegen. Etwas Verzögertes ist in ihrem Gang; ähnlich diesen mechanischen Blechpüppchen, bei denen jeder Schritt erst leicht innen anzuhaken scheint, ehe er funktioniert; aber wie gezogen geht sie weiter geradeaus.

Gerd ist einen Schritt hinter Sascha zurückgeblieben. Aber er ist auf dem Sprung: sie wird doch gleich umfallen! Was für ein Gesicht sie hat, das ist ja nicht auszuhalten – . Was der Sascha mit dieser Frau gemacht hat! Und in seiner Revolte ist auch ein leiser Neid: ihm ist noch keine Frau so entgegengekommen, mit einem solchen Gesicht.

Jetzt stehen die zwei voreinander. Gerd dreht sich um und geht langsam davon.

Er sieht auf sie herab.

“Wohin willst du gehen?”

Nichts ist zu lesen in seinem Gesicht, aber in seiner Stimme drängt sich kaum spürbar ein weicher Unterton vor.

Ein paarmal öffnet sie den Mund, die Kehle arbeitet angestrengt. Kein Ton kommt heraus. Ihr Blick ist unerträglich.

“Ich – ” stößt sie endlich rauh hervor. Und mit einer merkwürdigen unproportionierten Bewegung zerrt sie die Faust aus der Tasche und hebt sie zum Mund. Ein Rest von Besinnung kämpft gegen den Impuls an: die Faust zwischen die weitgesperrten Zähne zu stopfen –

Da zieht er sie an sich.

Er spürt sie in seinem Arm wie von einem harten Krampf geschüttelt. War es nötig, daß ich ihr das antat? Wahnsinniger. Und plötzlich fühlt er sein Gesicht überstürzt von ihren Tränen, und ihr ganzer Körper bebt unter einem langgezogenen Jammerlaut “Oooh — ” wie ein ersticktes Heulen. Das ist nicht nur das Wiederfinden. Die ganze mitleidlose Schwärze der vergangenen Stunden heult daraus. Ihre Faust liegt, noch immer fest geschlossen, vor seiner Brust.

Wie der Schatten von seiner Mutter Stimme taucht es in ihm auf: Wenn ich wüßte, daß du deiner Frau soviel Kummer machen wirst wie dein Vater mir, dann will ich dich lieber als Kleinen begraben.

“Kind meins – Kind meins – ”

Hätte sie sich doch ruhig aus geweint, den Krampf gelöst. Aber sie ist ja so ein beherrschter Mensch. Sie will Sascha keine Rührszene machen. Gewaltsam nimmt sie sich in den Schraubstock ihres Willens. Zu gewaltsam.

Zu jäh war der Umbruch, die Begnadigung von der Marter ihrer Feigheit. Sie wendet sich in Saschas Arm zum Gehen, leicht geduckt, als könne sie so den inneren Aufruhr besser unterdrücken. Aber er tobt noch zu grell in ihr und will sich Luft schaffen. Mit einer flatternden Bewegung führt sie das Taschentuch zum Mund, beißt hinein und reißt es durch. Beißt von neuem und reißt, und jedes scharfe Zerschleißen des Stoffes ist ein wenig Lösung von dem inneren Tumult und dem zu harten äußeren Zwang.

“Nun, nun – ” Mit leisem Tadel sieht Sascha auf sie hin. Es war doch schon vorbei – . Warum jetzt noch überflüssige Nervenszenen?

Sie hat ihre unbeherrschte Geste gesehen und hat nicht versucht, sie zu unterdrücken.

Jetzt hält sie an sich. Aber nun ist sie ganz zurückgekeilt in die schon verflossene Minute.

Sie gehen. Wie von ferne hört sie Saschas Worte. Sie muß sie mühevoll heranholen, um richtig antworten zu können. Sie sieht die nächtliche Straße wie ein Dekor, und da vorne Gerds breiten Rücken, seinen gemessenen Gang. Aber alles das ist Staffage eines Aktes, der noch nicht dran ist.

Ihre Gegenwart, aus der sie sich nicht losreißen kann und die sie mit der ganzen Intensität ihres Geistes unablässig wie einen statischen Zustand erlebt, ist immer noch die halbe Minute: das Ihm-entgegengehen, furchtvoll einen Bann verletzend und unentrinnbar gezogen. Saschas Gestalt, die weit vor ihr plötzlich aus dem Schatten tritt, sein Gesicht, weißscheinend im kreidigen Licht des verödeten Platzes – eine blendende, unfaßbare, atembeklemmende Vision.

Als Sascha einige Tage später bei einer Diskussion über die Todesstrafe sagt: „Jeder Richter, der ein Todesurteil ausspricht, müßte gezwungen sein, es auszuführen mit eigener Hand –“, da ahnt keiner, daß er zugleich denkt: Ja, und deine Geliebte sollst du nur so von dir schicken, wenn du es ertragen kannst, sie dann zu sehen.

Am nächsten Tag hat Sascha ihren guten Wintermantel vom Leihhaus geholt. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht, sie hatte ihn ja auch noch während der letzten Tage mit Redy versetzt, und sie hat nie mehr was davon gesagt. Und dann hat er alle Freunde und Bekannten mobil gemacht, und nach zwei Tagen hat man ihnen zwei möblierte Zimmer gefunden, separater Eingang. Lott bleibt die Luft weg: zwei möblierte Zimmer! Separater Eingang! Aber das ist doch die reinste Hoffart! Da werden sie ja direkt ein Leben führen wie die Bürgers!

Nun, es gibt zwei möblierte Zimmer und zwei möblierte Zimmer. Nicht umsonst sind die ihren so billig. Halbparterre in einem engen, finsternen Hof in der Judenstraße, nicht weniger dämmerig als der Keller und entsprechend muffig. Und das zweite Zimmer ist eigentlich mehr eine Kammer, mit der sie nicht viel anfangen können; die steht voller Schränke, in denen die Wirtin ihre eigenen Sachen aufbewahrt. Wenigstens können sie den Waschtisch da hineinstecken und den Spirituskocher für einen gelegentlichen Tee da halten, um ihr Zimmer nicht zu verstäubern; aber selbst das paßt ihrer Wirtin nicht, die natürlich vom Kochen überhaupt nichts hören will. Und diese Wirtin – eine widerliche Kuppelmutter, die faltigen Hängebacken mit einer dicken weißen Puderschicht überpflastert, die im Lauf des Tages hier und da abblättert wie Kalk von einer schrundigen Mauer. Böse, lauernde gelbe Katzenaugen und ein fingerdicker Kohlestrich unter den gestäubten grauen Borsten der Brauen. Wenn man mit ihr spricht, hat man immer Angst, die dicke kohlschwarze Perücke könnte mit ihrem Gewicht den spärlichen grauen Strähnen eigenwüchsiger Haare entwischen und auf die Nase rutschen. Die lächerlich winzige Gaststube, in der tagsüber nie ein Mensch zu sehen ist, ist sicher nur ein Alibi für lukrativere Einnahmequellen, ebenso wie die vermieteten Zimmer.

Aber es ist unbeschreiblich herrlich, mit einemmal ganz allein zu sein mit dem geliebten Menschen. Vierundzwanzig Stunden und die Nacht. Und die Nacht! Kein Fritz und kein Otto, kein Geschwätz vom Morgen bis in die Nacht, kein unaufhörliches Kommen und Gehen. Man fragt sich sybaritisch: Machst du dich auf dem Sofa lang oder dekorierst du dich in den Sessel, als wenn das gar nichts wäre? Der ist freilich ein steifer, unbequemer, übermäßig betrodelter Plüschgreuel, aber immerhin ein Sessel. Und ein richtiges Bett. Nur „einschläfrig“, aber da ist immer noch reichlich viel Platz auf beiden Seiten.

Nur schade, daß man gute Dinge viel rascher als selbstverständlich nimmt als unan-

genehme. Und daß schon nach wenigen Tagen ungetrübten Schwelgens tiefe Kuhlen und kantige Schründe in der Matratze sich unangenehm bemerkbar machen, jedenfalls für Lotts empfindlichere Anatomie; Sascha mit seinem eisenharten Körper würde auf einem Schotterhaufen schlafen wie Mohamed im Schoß einer Huri. Aber was haben so kleine Schönheitsfehler zu sagen! Noch sind die Eierkistenbretter nicht vergessen. Und im Grunde ist es nicht schlecht, daß der Mensch im Guten immer das Verlangen zum Besseren hat, nicht wahr?

Nun, lange sind sie nicht die Mieter der alten Kupplerin geblieben. Vierzehn Tage gerade. Aber was man in vierzehn Tagen alles erleben kann!

Daß Redy sie gleich die ersten Tage besuchen kam, war nur natürlich. Aber der merkwürdige Ausdruck in seinem spirituellen Meerkatzengesicht fiel ihnen beiden auf, als er hereinkam. Lott ging darüber hinweg und komplimentierte ihn stolz aufs Sofa neben dem Fenster, aber Sascha fragte besorgt: "Was ist dir, Redy? Du siehst krank aus."

"Oh, nichts, nichts –" wehrte er ab und sah unschlüssig auf die enge Furt zwischen Sofa und Drehwurm Tisch, in die er sich hineinklemmen sollte. Aber da Lott nicht abließ, ihm den Ehrenplatz anzubieten...

"Na schön. Der Frauen Wille ist Gottes Wille." Er schiebt sich umständlich auf den strammgebuckelten Roßhaarsitz; und dabei scheint er an ganz was anderes zu denken. Einen Augenblick absorbiert er sich im Betrachten seiner Hände. Dann sieht er entschlossen auf und Sascha gerade in die Augen. "Sascha – ich hab mit dir zu reden. Aber mit dir allein."

Da müssen sie beide daran denken, wie er zu ihnen gekommen ist, die ersten Tage, und hat dieselben Worte zu Lott gesagt. Mit demselben strängig gezerrten Gesicht. Aber mein Gott, das ist schon über vier Monate her, und seitdem sind sie sich unzählige Male als gute Freunde begegnet.

Sascha ist ernst geworden. "Laß uns allein" – er unterdrückt sein gewohntes 'Geliebte' – "Lott."

Unruhig sieht sie von einem zum andern.

"Geh, laß uns allein," wiederholt Sascha.

Mit Sascha muß man tun, wie er will. Und dies ist seine Angelegenheit. Widerstrebend geht sie hinaus.

Auf dem dunklen Hof bleibt sie stehen. Sie *kann* nicht fortgehen. Redy hat irgendetwas vor. Durch das Fenster – die Wohnung ist um wenige Stufen aufgetrepppt – späht sie in das erleuchtete Zimmer hinein. Das ist kein An-der-Tür-horchen. Dies geht sie auch an. Sie sieht Saschas Oberkörper, wie er hinter dem Tisch steht, in seiner freien, unbewußt herrischen Haltung, die Hand leicht hinter die Hüfte gelegt; von Redy kann sie nur das feine Profil sehen, ganz unten im Winkel des Fensters. Die patzigen Blumenmuster der Tüllgardinen lassen den Ausdruck ihrer Gesichter nicht erkennen.

Redy ist ihr mit den Augen gefolgt. Sascha beobachtet ihn aufmerksam und abwartend.

"Du hast sie verdammt gut gezogen. Besser als ich," wirft Redy sarkastisch hin.

"Nun, warum bist du gekommen?" geht Sascha darüber hinweg.

Redy lehnt steif im Sofa, die Hände in den Hosentaschen. Verdammt ungeeignete Position, höhnt er sich, um als Rächer seiner Mannesehre aufzutreten. Als wenn die Hexe Lott gewußt hätte...

Er läßt einige Sekunden verstreichen. Seine Blicke fressen sich in Saschas Züge hinein,

als müsse ihm von da die endgültige Festigung seines Entschlusses kommen.

Plötzlich beugt er sich mit einem Ruck vor, wie ein Automat, und schnell den rechten Unterarm auf den Tisch.

“Dafür,” bringt er zwischen den verklemmten Zähnen hervor. In seiner schönen, kräftigen Hand liegt der kurze Lauf eines Revolvers.

Beide sind im selben Moment sehr bleich geworden.

Hinter der Tür hört man klobige Stiefel die Treppe herabpoltern. “Um dich runter-zuknallen.” Redy wundert sich, wie normal seine Stimme jetzt herauskommt; bloß ein bißchen belegt.

Saschas locker aufrechte Haltung hat sich gestrafft. Den Blick auf Redys Gesicht, fährt er mit der Hand über seine Brust, mit einer weiten, leichten Geste, in der unbewußt Liebkosung und Darbietung liegt. Unter der dünnen Seide des russischen Hemdes spürt er die Wärme seines Körpers und die breite, feste Wölbung – . Dann steckt er die Hand in die Tasche.

“Du kannst es tun, Redy, wenn du willst es,” sagt er langsam. “Gegen dich werde ich nicht einen Finger heben, um mich zu wehren.”

“Famos!” höhnt Redy, den breiten Mund verzerrt. “Du dürftest wissen, daß kein Mensch auf jemanden schießen kann, der ‘nicht einen Finger hebt’.”

Von Saschas Augen her legt sich der ferne Widerschein eines Lächelns über die unverändert harte Maske. Kein Lächeln eigentlich: eine Helligkeit.

“Nun, das ist so schlecht nicht, meine ich. Dir wäre doch später nicht gut – ”

“Schlaue Idee!” unterbricht Redy wie rasend. “Feigling!” peitscht er. “Große Geste! Feigling!”

Jäh hat Sascha den Atem angehalten. Er läßt ihn langsam hinaus und atmet tief ein, ehe er antwortet.

“Schieß, sag ich dir, wenn du willst,” sagt er hart. “Aber schmeiß nicht diese Worte! Sie sind nicht deiner wert und nicht meiner.”

Noch einige Sekunden starrt Redy in das verhaßte Gesicht. Ich kann es nicht. Ich kann es verdammt nicht. Und als wäre eine Feder in ihm zersprungen, läßt er sich gegen die Rückenlehne des Sofas sinken, schlaff wie eine Schlenkerpuppe, die Hände geöffnet zu beiden Seiten des Körpers. In seinem mageren Monkeygesicht ist nur noch haltloser Jammer.

“Jetzt bin ich der Feigling...”

Sascha hat das gute, beinah kindliche Lächeln, das seine machtvollen Züge so urplötzlich verwandeln kann. “Redy,” sagt er herzlich. “Laß diese Worte. Die haben hier gar nichts zu tun. Es ist nicht so leicht, zu töten einen Menschen – das sage *ich* dir. Und meinst du, ich weiß nicht, wie dir ist zumut? Ich habe schon dasselbe erlebt auch. Ja, mir ist auch geschehen, daß eine geliebte Frau ist von mir gegangen. Und ich werde dir sagen: ich hatte nicht eine so männliche Reaktion wie du.” Er sieht auf den Revolver, der wie vergessen auf dem Tisch liegt. “Ja, Redy – ich, Sascha – ich habe eine Frau anbetteln wollen, daß sie bleibt mit mir. So kann die Liebe einen Mann packen und zerknäutschen, als sei er ein Lappen. Ich habe es nicht getan, selbstverständlich – aber der Impuls ist doch gewesen. Und ich habe genug zu tun gehabt, daß ich mit mir fertigwurde.”

Man könnte meinen, daß Redy nichts gehört hat. Er starrt vor sich hin, und auch seine Augen scheinen nichts wahrzunehmen. Wie er da gegen die harte Wölbung der Rückenlehne liegt, ist sein Kopf ein wenig vorgeschoben, so daß das Kinn auf der Brust ruht, hart gegen den Kragen gepreßt; und das ist es vielleicht, das seinem großen Mund

diese müde, übertriebene Grimasse seines gewohnten Sarkasmus gibt.

Mit nachdenklich geneigtem Kopf beginnt Sascha schweigend im Zimmer auf und ab zu gehen. Minutenlang ist nichts zu hören als sein leichter, gleichmäßiger Schritt, und ab und zu, von der Straße her, das gedämpfte Hupen eines Autos.

Allmählich kommt wieder Leben in Redys tieferschöpfte Züge.

“Na, damit wäre die Sitzung denn wohl beendet,” rappelt er sich endlich hoch. Seine Schritte sind noch schwerer als gewöhnlich, die breiten Schultern fallen müder nach vorn. Auf halbem Wege zur Tür erinnert er sich: “Immerhin, das gute Stück –”, kommt zurück und steckt den Revolver ein. Schon wieder ganz der alte Redy. In der Tür, mit einer korrekten Verbeugung zu Sascha hin, der mitten im Zimmer stehen geblieben ist und auf ihn hinsieht: “Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau.”

Eine Woche später sitzt Redy friedlich bei Sascha auf dem Bettrand. Auch Hannes ist gekommen. Sie haben gehört, daß Sascha krank ist, und da haben sie sichs nicht nehmen lassen wollen, nach ihm zu sehen. Aber Sascha geht es schon wieder besser, wenn er auch noch im Bett liegt.

Wer Redy so unbefangen freundschaftlich mit Sascha plaudern sieht, würde es nicht für möglich halten, daß er noch vor einer Woche... Aber der damalige Auftritt scheint seine ganze Auflehnung zerbrochen und selbst allen Groll und Haß weggenommen zu haben. Zu Lott hat Sascha nachher gesagt: “Ob Redy wirklich dazu fähig gewesen wäre – ich weiß es nicht. Vor den Folgen hat er sich nicht fürchten brauchen, und das hat er sich vorher sicher wohl überlegt. Er hat getötet den Mann, der ihm seine Frau genommen hat – da riskierte er nicht viel.”

Hannes aalt sich im Sessel und sieht interessiert zu, wie Lott den Tee bereitet. Vorsorglich hat er eine große Tüte Schnecken mitgebracht. “Und wenn ihr ein paar Groschen braucht, bis ihr wieder losgehen könnt...”

Bewundernd streicht er seinen plusterigen Schnauzbart in dem gutmütigen, bullenhaf-ten Gesicht, als Lott ihm die Gästetasse reicht – mit Untertasse und silbernem Löffelchen – Zoll für Zoll aufmerksame Wirtin. “Kinder, bei euch kriegt man ja direkt Bourgeois-Allüren!”

“Ich sage dir ja,” knarrt Redy vom Bettrand her, “die Frau kann...” – da bummern an die Tür zwei, drei kurze, grobe Schläge. Und schon wird sie von energischer Hand aufgerissen, und das ganze Zimmer ist voll von den vier klotzigen Männern. “Polizei.” Kurze Geste: Rockaufschlag –

“Ausgerechnet –” macht Redy und scharrt sich heftig in den Haaren hinterm Ohr.

Ihre Routine ist bemerkenswert: einer postiert sich gegen die Eingangstür, ein anderer vor die Tür zum Nebenzimmer, der dritte reißt den gähnend leeren Kleiderschrank auf, mit übermäßig entschlossener Geste. Denen bibbert ja wohl die Bux, freut sich Redy. Bloß vier gegen drei – und wenn da nun ein paar Kerle im Schrank gesteckt hätten?

“Alles aufm Platz geblieben!” Der Mann, der breitbeinig mitten im Zimmer steht – und wohl nicht nur zufällig so, daß er die drei Männer vor sich hat –, hackt Adlerblicke in jedes Gesicht. “Wer von Ihnen ist hier gemeldet?” grobst er.

Als die Polizisten hereinbrachen, hat Lott sich hingesezt und ein Bein über das andere geschlagen. Jetzt hört sie auf, in ihrer Tasse zu rühren und legt ein deutliches Befremden in ihre Stimme: “Gemeldet bin ich hier.”

“Und die andern?” schnauzt er.

Sie hebt die Brauen. “Sie sehen – ich habe sie zum Tee eingeladen.”

Jetzt mischt Redy sich ein. Diesem aufgepusteten Mischling von Schlächter und Oberlehrer mit seiner Melone mal ein bißchen Sitten beibringen. "Die andern sind freie Staatsbürger (hihi, macht er für sich), die der Meinung sind, man könne einander besuchen, ohne das auf seinem Meldeschein vermerken zu lassen. Wenn ich Ihnen mit meiner Pressekarte dienen kann – " fügt er gedehnt hinzu und greift nach seiner Brieftasche.

"Können wir später sehen." Aber die Pressekarte hat ihre Wirkung garantiert nicht verfehlt.

"Und da habe ich einen Kranken," – das gewinnende Lächeln gelingt ihr ausgezeichnet – "aber er ist anderweitig gemeldet!" (War das nicht zu hastig und betont gesagt? Und "anderweitig" war nicht richtig.)

"So – Sie sind krank?" Mit grobem Mißtrauen. "Und nicht hier gemeldet? Können wohl nicht aufstehen und mitkommen?"

"Wenn es ist nötig, kann ich aufstehen und mit ihnen gehen." Lotts Augen flehen ihn an: warum hat er nicht diese polierte Stahlstimme angewandt, um Nein zu sagen?

"Na, denn ziehn Sie sich man an. Sie kommen alle drei mit."

"Ich protestiere!" flammt Lott auf. Rasch tritt sie zum Bett und legt die Hand auf die Decke, die Sascha eben abwerfen will – eine leise, unauffällige Geste intensiver Beschwörung zu Sascha hin.

"Laß, Ljubimaja. Es wird schon gut sein so. Sei so gut und gib mir, was ich brauche."

"Moment!" ruft der Kommissar hastig, als Sascha nach seinen Kleidern greift. "Hat einer von Ihnen Waffen?"

"Mein Gott," macht Lott mitleidig. In den stummen Blicken der Befragten liegt deutlich ironisch mitleidiges Achselzucken. Und Redy greift träumerisch in die Brusttasche, zieht seinen Füllfederhalter hervor und hält ihn schweigend hoch.

Der verdutzte Kommissar hat keine Zeit zu reagieren. Mit beherrschter Schärfe fällt Lott ihn an: "Es ist vollkommen unzulässig, Menschen so zu verhaften, ohne – "

"Oh – das ist sicher nicht ganz ohne!"

"Weil sie sich in einer Wohnung befinden, wo sie nicht gemeldet sind?"

"Und am hellerlichten Tage!" unterstreicht Redy. "Ich hab mir erzählen lassen, Ihre Besuchsstunden lägen anders."

Der hat die bedauernde Geste eines, der leider nicht sagen kann, was er weiß. "Ich habe meine Anweisungen." Lotts hochfahrender Ton scheint ihn gekratzt zu haben; jetzt nimmt er sie aufs Korn: "Sie gehen abends singen, hat man mir gesagt."

Sie ist gerade dabei, eine Zigarette anzuzünden. Lässig wirft sie das Streichholz in den Aschbecher: "In der Tat, ich nehme häufig meine Gitarre, um den Abend bei Freunden zu verbringen." Mit dieser hochmütig kühlen Distanziertheit, daß man an eine optische Täuschung glaubt, wenn man den – jetzt allerdings doch gestopften – langen Riß im Rock und ihre ganze schäbige Kleidung betrachtet.

Der Gesprächsstoff ist offenbar erschöpft. Lott hat sich wieder in die Sofaecke gesetzt, Hannes, in seiner braunen Manchesterkluft, steht abwartend neben dem Sessel und pickt von Zeit zu Zeit mit seinem breiten Fingerende einen Zuckerkrümel von seiner Untertasse, den er versonnen in den Mund schiebt. Redy, schon den Mantel an, hat die Arme auf das Fußende der Bettstelle gelegt und sieht Sascha beim Anziehen zu, dessen Bewegungen ihm gemessener vorkommen als gewöhnlich. Inzwischen ist einer der Polizisten auf einen Wink des Kommissars ins Nebenzimmer gegangen, während sein Kollege in der offenen Tür steht, um Hilfestellung zu leisten; jetzt kommt er zurück. Diese plumpe, verschwörerhafte Wichtigtuerei, mit der die einen Blick wechseln! ärgert sich Lott. Hätten besser getan,

Indianer zu spielen, da könnten sie diesen Hang besser und sauberer abreagieren.

Jetzt wartet alles, daß Sascha mit dem Anziehen fertig wird. Wahrscheinlich, um das Schweigen zu unterbrechen, bemerkt der Kommissar verbindlich zu Redy: "Sie sprechen aber ein vorzügliches Deutsch." (Die Pressekarte trottet ihm wohl noch im Kopf herum.)

Der glotzt perplex, auch die andern spitzen die Ohren. "Was Sie nicht sagen! Ja, denken Sie, wir in Hamburg sprechen Botokudisch?"

"So, Sie sind Hamburger?" Zwischen Sherlock-Holmes-Blick und biedermännischer Vertraulichkeit: "Man hat uns gemeldet, daß hier lauter Ausländer verkehren." – Und nun ärgert er sich wohl, zuviel gesagt zu haben. Brüsk wendet er sich Sascha zu, der gebückt auf dem Bettrand sitzt und mit seiner einen Hand geduldig und aufmerksam an seinem Schuhband knüddert. "Na, wirds bald? Kann denn keiner –"

Sascha springt hoch, stampft auf den Boden, seine Augen flammen: "Zum Donnerwetter!" bricht er aus. "Lassen Sie mir Zeit! Sabaka!"

Alle sind zusammengefahren, auch der Kommissar scheint erschrocken und sagt beinahe begütigend, als wenn er einem gefährlichen Irren zuredete: "Aber, das war doch nicht... Ich seh ja, daß Sie bloß einen Arm haben. Ich meinte ja auch, da muß doch einer dem Mann helfen beim Anziehen!" – Tadelnd.

Sascha wirft ihm einen schwarzen Blick zu und bückt sich schweigend wieder auf seinen Schuh.

"Eben, es ist taktvoller, dem Mann nicht zu helfen beim Anziehen," bemerkt Lott kalt in die absolute Stille hinein.

Nach Saschas Ausbruch ist plötzlich die Atmosphäre im Zimmer von einer ganz entspannten, samtigen Friedlichkeit. Jeder einzelne scheint in seiner Haltung andeuten zu wollen: Wir haben ja soviel Zeit! Bitte, beeilen Sie sich nicht.

Dann hat Sascha ihr die Hand gedrückt, und in reglementärer Ordnung: Polizist, Verhafteter, Polizist, Verhafteter – verschwindet die Reihe der Männer durch die Tür. Das letzte ist Hannes' wehmütiger Blick auf die noch dampfende Teekanne.

Gepeinigt von ihrer erzwungenen ^[112] Passivität geht Lott ruhelos auf und ab. Seine Papiere – . Jetzt werden sie ihn ausweisen. Wenn sie ihn nicht gleich dabehalten. Auf Bannbruch steht sechs Monate Gefängnis, hat der Kommissar damals in Köln gesagt. Wann wird sie Bescheid wissen? Wird er überhaupt wiederkommen?

Sie stellt sich ans Fenster, preßt die Stirn gegen die Scheibe und starrt in den schon abendlich dunkelnden Hof hinaus, als könne sie mit ihrem intensiven Starren ihn herbeizwingen.

Nach Stunden endlich kommt er zurück, mit seiner alten, stets gespannten Raschheit. Sie hängt noch an seinem Hals, da erzählt er schon, angeregt: "Die zwei haben sich wunderbar verhalten! Ah, wunderbare Kerle! Redy – wenn der Kommissar hat gesehen in seinen Papieren, daß er ist mit dir verheiratet, hat er sich erlaubt zu fragen: Aber wie können Sie es dulden, daß ein anderer Mann liegt im Bett Ihrer Frau? – Da hat Redy ihm geantwortet, ganz mit dem Ton wie es muß sein: Das ist ihre persönliche Angelegenheit. – Wahrhaftig, ich habe den Redy unterschätzt. So wie ich ihn kenne, war ich sicher, er wird jetzt eins von seinen Esprit-Worten machen, und die wären sehr nicht gut gewesen in diesem Fall. Nein, Redy war doch deiner nicht unwert, das sage *ich* dir."

Lächelnd trotz ihrer Unruhe fragt sie: "Aber was ist mit dir, Geliebtester?"

"Mit mir – oh, nicht schlecht. Aber höre noch von Hannes. Der war auch zum Be-

¹¹²Im Original "gezwungenen" statt "erzwungenen".

wundern, wenn auch auf eine andere Weise. Wie der dem Polizisten die Augen voll Puder geschüttet hat! Du weißt, er lebt auf die Papiere von Sophies geschiedenem Mann, und jetzt noch ist er in ihrer Wohnung gemeldet geblieben, obgleich sie da jetzt wohnt, und er im Keller; Gerd meint, es ist nicht gut, wenn zuviele Menschen sind gemeldet bei ihm. Und nun sagt unser guter Hannes so richtig bieder und *ganz* ruhig: Ja, Sie werden es mir vielleicht nicht glauben wollen, Herr Kommissar, ich lebe jetzt wieder mit meiner geschiedenen Frau zusammen. Erst, nach der Scheidung, hat sie gewohnt da, und nachher habe ich gewohnt da; dann hat sie ihre Arbeit verloren, wo sie hat wohnen können – nun, und jetzt ist sie eben auch da. – Er hat es erzählt so treuherzig, daß ich habe nur die Augen rausgeglotzt und habe ihm beinahe auch geglaubt seine Geschichte, obwohl ich weiß, wie es ist in Wirklichkeit. Aber wart, das ist noch nicht alles. Darauf fragt der Kommissar, ganz menschlich interessiert: Und es geht gut jetzt? – Oh danke, sagt Hannes, es geht sehr gut. Wissen Sie, Herr Kommissar, das ist, wenn man ist nicht gebunden aneinander. Wenn man seine Freiheit hat, geht alles viel besser! – Ein herrlicher Kerl! Eine Lektion in Anarchismus zu geben einem Polizeikommissar!”

Endlich kriegt Lott auch heraus, was mit Sascha ist. “Sie werden von uns hören,” hat der Kommissar gesagt. Und jetzt, da durch diese dumme Verhaftung die Sache ins Rollen gekommen ist, wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis er von ihnen hören wird, meint Sascha.

Die Beziehungen sind sogar am Ende so ausgezeichnet geworden, hauptsächlich durch Redy, daß der Kommissar ihnen gesagt hat, wem sie seinen Besuch verdanken: ihre alte Kuppelwirtin hat sie denunziert. Mit solchen Gratisdiensten hofft sie wohl zu erreichen, daß man ihr für andere Sachen durch die Finger sieht.

“Ich will hier nicht mehr bleiben! Die Bude ist mir zuwider geworden!” Der bloße Gedanke daran hat Sascha ganz gesträubt. “Wenn ich die Alte sehe – die Fresse müßte man ihr zerschlagen! Leider – sie ist doch eine Frau.” (Dann werden wir oftmals umziehen müssen, wenn er seiner Feinfühligkeit in bezug auf Örtlichkeiten konsequent folgen will, denkt Lott.) Ein wenig Hoffnung ist auch vorhanden, daß ein Wohnungswechsel ihn der Polizei wieder entziehen wird; sie ist ja von so unterdurchschnittlicher Borniertheit, daß sie eventuell nicht zu der Schlußfolgerung imstande sein wird, daß ein Mann, der einmal im Bett einer Frau lag, auch ein zweites Mal bei ihr zu finden sein wird.

Diesmal ist es eine Kochstube am Ostbahnhof. Lott, deren Fantasie immer sehr prompt reagiert, und meistens optimistisch, sieht bei dem Wort “Kochstube” sofort etwas sehr Geräumiges vor sich, so etwas wie Stube und Küche, bloß ohne Zwischenwand. Wunderbar. Die Einrichtung wahrscheinlich einfach, eher proletarisch, aber das werden wir uns schon nett machen. Dann sind sie auch nicht mehr auf die unerfreuliche Kost billiger Mittagstische angewiesen, die Saschas Magen nicht vertragen kann. Und separater Eingang. “Hell?” hat Charlie gesagt. “Mächtig hell ist es da. Kunststück – zweite Etage, auf ’n riesengroßen Hof raus. Und das Fenster nimmt die halbe Wand ein.”

Charlie will ihnen die Kochstube abtreten, weil er wegen dauernder Zahlungsschwierigkeiten jetzt in die Laube seiner unehelichen Schwiegereltern ziehen will, da sparen sie wenigstens die Miete. Teuer ist die Kochstube nicht gerade, aber das muß man auch erst haben; und mit dem Stempelgeld... Sascha ist bereit, die zwei Monate Mietschulden für ihn zu übernehmen, die Vermieterin ist ein altes Fräulein, das von seinen Zimmern leben muß. “Und sie ist ’ne nette Alte, kann man nicht anders sagen, sie traut sich nicht mal zu schimpfen wegen ihrer Miete – nicht mal richtig drängeln tut se!”

Nun ist bloß die Schwierigkeit: sie haben keinen Pfennig; Hannes und Gerd, die man eventuell hätte anpumpen können, sind auch klamm. Sascha aber will unbedingt hier raus. "Wie vergiftet fühle ich mich in dieser Bude!"

Abends nach dem Ständeln treffen sie sich mit Charlie im Keller, damit er sie in ihre Kochstube bringt. "Denn schläft die längst." Es ist lustig, sich so bei jemandem einzuschleichen, zu dritt auf Zehenspitzen, mucksstill; da gibt es nicht das revoltierende Gefühl von Entwürdigung, als wenn man sich mit einem geliebten Menschen in sein Zimmer stiehlt, mit angehaltenem Atem, damit bloß nicht die Wirtin was merkt und morgen entrüstet kündigt.

Aber als Charlie in ihrem neuen Zimmer die Kerze angezündet hat, erlischt Lotts erwartungsvolle Freude, und sie fühlt sich mit einemal ganz bedrückt. Eine winzige, enge Küche. Jetzt erklärt sich das Mirakel, daß das Fenster die halbe Wand einnimmt: ganz einfach, die schmale Wand hat nicht mehr als die doppelte Breite eines normalen Fensters. Die Länge des Raums reicht gerade für den Herd und das schmale Bett. Wahrscheinlich um den Anblick abwechslungsreicher zu gestalten, steht der Herd an der linken Wand, gleich neben der Tür, und das Bett an der rechten, vor dem Fenster; zwischen der Herd- und der Bettkante kann man sich eben noch hindurchschieben. Dann ist da noch ein schwindsüchtiges Tischchen, ein blechernes Krankenhausnachtschränkchen, in brauner Holzimitation gestrichen, und ein Küchenstuhl ohne Farbe; und zwei Borte so hoch an der Wand, daß man auf den Stuhl steigen muß, um anzukommen. "Das ist sehr klug aber," meint Sascha anerkennend, "sonst würdest du dauernd dagegenhacken mit dem Kopf." Ihm scheint das Zimmer gar nicht so schlecht; eng natürlich, einfach, ja. Aber diese nackte Primitivität ist ihm sympathischer als die scheele, plüschtrodelige Muffigkeit bei der alten Denunziantin. "Und ein feiner, solider Herd, siehst du, Geliebteste!"

"Oh, der Herd!" brüstet sich Charlie. "Mit einer einzigen Zeitung und drei Preßkohlen hast du ja gleich die ganze Bude warm! Ich sage dir – ! Ja, dafür ist es natürlich sehr praktisch, daß es so 'n bißchen klein ist hier."

Sascha nickt einverstanden. "Das ist sehr wichtig jetzt im Winter. Frieren ist schlimmer als Hungern."

"Wieso denn separater Eingang?" fragt sie noch schwach. "Das liegt doch in der Wohnung!"

Verständnislos sieht Charlie sie an: "Naja, du brauchst doch nicht bei andern Leuten durch, und keiner geht bei dir durch; wenn du meinst, daß du das überall haben kannst!"

Sie gibt sich große Mühe, sich auch anerkennend zu äußern über das, was Charlie ihnen da verschafft hat, aber sie ist etwas bedrückt. Die Schäbigkeit der paar Möbel – das ist nicht so schlimm. Aber die Enge, die Enge... Wie sollen zwei Menschen hier leben können?

Einen Tag und zwei Nächte lang haben sie sich, so gut es zu machen war, auf Engelsfittichen in ihrer Schlafküche bewegt (was praktisch darauf herauskam, daß sie sich kaum vom Bett erhoben) und haben sich bemüht, ihre Umarmungen so geräuschlos wie möglich zu gestalten; das war schon bedeutend schwieriger und weniger erfolgreich. Dann haben sie vom Ständeln genügend Geld erübrigt, um eine gute Anzahlung zu geben und sich in allen Ehren als die neuen Mieter vorzustellen.

Sascha will es ganz einfach machen: an Fräulein Höpkes Zimmertür klopfen, sagen: so und so, und das Geld auf den Tisch legen. Lott lacht: "Du bist wahnsinnig! Die Arme wird doch einen Todesschreck kriegen, wenn mit einemal ein Mann in ihrem Zimmer auftaucht, der gar nichts in ihrer Wohnung zu suchen hat! Und wie du aussiehst – "

“Nun, sehe ich schlimm aus?”

“Gewiß nicht, aber auch wahrhaftig nicht wie der Typ von Männern, mit denen sie für gewöhnlich zu tun hat.”

“Es wird schon gut sein so, du wirst sehen.”

Es geht sehr gut.

Fräulein Höpke ist nicht im mindesten erschrocken. Wie sollte man auch erschrecken vor Saschas kindlich herzlichem Lächeln, das die Fremdartigkeit seiner Züge und des rasierten Schädels völlig vergessen läßt. Sie ist nicht einmal sehr erstaunt über die unerwartete Erscheinung. “Mir ist es doch schon so vorgekommen,” sagt sie mit einem feinen Lächeln, “daß da jetzt andere Leute wohnen müssen als Herr Charlie. Man hört ja nicht viel, aber seit vorgestern – ich fand, das hörte sich anders an als gewöhnlich. Aber was wollen Sie, wenn man seit dreißig Jahren Untermieter hat – ich hab ja auch die andern Zimmer vermietet – dann hat man schon soviel gesehen, daß man sich bald über nichts mehr wundert.”

Sie ist ein stilles, ausgelöschtes Frauchen Anfang der Sechziger, das von hundert Fältchen durchspinnene Gesicht gelblich blaß vom steten Zimmerhocken, und die Augen noch von so lebendigem Glanz wie bei einem jungen Mädchen. Sascha liebt diese alten Frauen, sie sind so rührend in ihrer Resignation und Wehrlosigkeit. Man möchte sie in die Hand nehmen wie ein schutzlos nacktes Vögelchen, daß ihnen nichts Böses mehr geschieht. Oft findet man auch in ihren Zügen eine verborgene Festigkeit; aber eine Festigkeit, die sich immer nur gegen sie selbst gerichtet hat; verzichten – geschehen lassen – die betrogenen rebellischen Lebenswünsche zum Schweigen bringen. Dann tut ihm das Herz weh um diese armen Wesen, gerade weil ihm das resignierende Gewährenlassen so erschreckend wider-natürlich und fast als ein Verbrechen erscheint. Und er hätte ihnen alles das geben mögen, was das Leben ihnen versagte. Und wenn sie gar noch einige Klugheit zeigen – nicht etwa Belesenheit oder die Fähigkeit, über Up-to-date-Themen zu schwatzen, sondern die duldsame, hellsichtige Weisheit, die ein ganzes Leben neben dem Leben her einer alten Frau zu geben vermag – dann ist er ganz bereit, sich zu verlieben.

Und Fräulein Höpke scheint von dieser Art zu sein. Als Sascha meint, es wäre vielleicht passender gewesen, sie hätten eine Inszenierung gemacht: straßenmäßig angezogen leise rausgehen, an der Wohnungstür klingeln, sagen: “Bitteschön, Herr Charlie hat uns gesagt –”, da antwortet sie: “Oh nein, sehen Sie wohl, das hätte mir gar nicht so gut gefallen. Wie es ist, so ist es. Sie haben ja auch nicht aus Schlechtigkeit bis heute gewartet. Da ich doch schon was gemerkt hatte, hätte ich mir gesagt: die Leute sind nicht geradeheraus.

Da hätte Sascha ihr vor Begeisterung am liebsten die Hand geküßt.

Fräulein Höpke hat eine Wohnung von zwei Zimmern und Küche, und darin lebt sie mit fünf Untermietern.

Da ist die lange, knochige Elfriede, arbeitslose Kunstblumenmacherin, energisch und von lärmender Vitalität, schon nicht mehr jung. Und ihr “Lieberling”, ein mickeriges Männchen, das neben ihr unwahrscheinlich winzig wirkt, ein vager Büroangestellter, auch arbeitslos. Elfriede hat das Herz auf dem rechten Fleck, aber die Zunge nicht weniger. In ihrem Zimmer gibt es oftmals temperamentvolle Auseinandersetzungen, bei denen man vor allem sie hört. Den schlimmsten Krach hat sie ihrem Lieberling gemacht, als sie merkte, daß ein Malheur passiert war, daß er sich nicht genug vorgesehen hat. Nun werden sie doch tatsächlich heiraten müssen! Denn das läßt sie natürlich nicht auf sich kommen:

ein uneheliches Kind – nee, sowas gibts bei Elfrieden nicht. Bis jetzt haben sie seit Jahren so miteinander gelebt, man kommt ja viel besser dabei weg: so kriegt jeder von ihnen die volle Arbeitslosenunterstützung, wenn man das zusammenschmeißt und dann hier und da noch ein bißchen was zu basteln findet, dann kann man gerade noch existieren. Verheiratet dagegen gibts bloß drei Sechser mehr für die Frau. Na, und nun noch ein Kind dazu!

Als dann aber die Trauung stattgefunden hatte, als die sieben Gäste (Fräulein Höpke, Sascha und Lott einbegriffen) ihre bescheidenen Geschenke auf der Kommode deponiert hatten und Elfriede, in ihrem besten Kleid, einen kurzen weißen Schleier um das grobknochige Gesicht, in ihrer neuen Würde der Hochzeitstafel präsierte, wurde sie doch immer mehr von Rührung und Stolz über ihre letztendlich wiederhergestellte Ehre überwältigt, je mehr leere Flaschen unter den Tisch wanderten. „Richtig verheiratet ist doch anständiger.“ Und dringend und besorgt riet sie Lott und Sascha, ihrem Beispiel zu folgen. „Vorher merkt man det jarnich so, det kommt erst so richtig, wenn Se erst den janzen Hokuspokus ufft Standesamt mitjemacht ham. Und wenn Se sich denn mit eema sajen könn: nu biste ’ne anschdändje vaheirat’tte Frau, und keener kann der mehr an de Karre pinkeln.“

Elfriedes beste Freundin ist Fräulein Mimi, Fräulein Höpkes Schlafräulein, und mit ihr kracht sie sich ebensooft wie mit ihrem Liebling. Mimi ist eigentlich was Besseres, sie ist Tippfräulein in irgendeinem Büro. Aber sie wird so schlecht bezahlt, daß sie sich nur eine Schlafstelle leisten kann, wenn sie anständig bleiben will. Bei Fräulein Höpke hat sie es aber auch so gut getroffen, wie sie es wohl in ganz Berlin nicht wiederfinden wird. Fräulein Höpke kocht für sie (zum Selbstkostenpreis), Fräulein Höpke wäscht für sie (auch nicht viel teurer), Fräulein Höpke bringt ihr sonntags den Kaffee ans Bett. Ja, Mimi schläft in dem schönen, breiten Familienbett und Fräulein Höpke auf dem Sofa. Man muß zugeben, daß das mollige junge Mädchen mit dem bläßlichen, runden Gesicht und dem sorgfältig gewellten Blondhaar sich sehr lecker ausnimmt auf den üppigen Kissen, zwischen der schönen Bettwäsche von Fräulein Höpkes Aussteuer. Aber auch dieser Zustand läßt noch zu wünschen übrig, wie sie Lott gleich das erstemal mitteilt, als sie eines Sonntagmorgens Bekanntschaft machen.

„Sie ornanirt –!“ Mimi scheint sich äußerst gehoben zu fühlen, einmal mit einem gebildeten Menschen gebildet über sowas sprechen zu können, und ihre Augen, die blau und starr sind wie die einer Porzellanpuppe, glotzen Lott an mit einem Ausdruck von genußvoller Entrüstung und wollüstigem Ekel. „Och, ich kann Ihnen bloß sagen –! Vielleicht weiß sie es selbst nicht mal, glaub ich. Das passiert bloß nachts. Aber dann ornanirt sie was haste was kannste, und das muß ich mir alles mit anhören! Na, das ist aber doch – so alt und ornanirt noch!“

Offenbar ist sie sehr stolz auf dies Wort.

Lott hätte ihr eine runterlangen mögen, wie sie sich da in Fräulein Höpkes Bett räkelt. Aber wenn man diese handgreifliche Erziehungsmethode konsequent jedesmal durchführen wollte, wenn es einem in den Fingern juckt, hätte man recht bald seinen Arm bis zur Schulter abgenutzt. So sagt sie nur trocken: „Gott ja, sie kann einem leid tun, arme Frau. Sehen Sie, so wird Tugend bestraft. Sowas kann uns andern jedenfalls nicht passieren in ihrem Alter.“

Wenn Mimi am Sonntagnachmittag Besuch von ihrem Freund kriegt, geht Fräulein Höpke solange spazieren. Der Sonntagnachmittagsspaziergang war gar nicht ihre Gewohnheit, es ist auch durchaus nicht üblich, daß die Wirtin fortgeht, wenn ihr Schlafstellenfrollein Besuch bekommt. Aber dann hat Mimis Freund einmal gesagt: „Sajensema, Frollein Höpke – es ist so schönes Wetter draußen, das tut Ihnen gewiß gut.“ Und mit einem ver-

legen errötenden Lächeln der Entschuldigung, bisher dermaßen des Zartgefühls ermangelt zu haben, holte sie ihren abgetragenen Mantel mit dem struppigen Hundepelzkragen aus dem Schrank.

Kapitel 5

An jenem Abend, als sie zum erstenmal ständeln gingen, hat Lott an Freund Jule denken müssen, den deklassierten alten Schauspieler, den jahrelanges Ständeln völlig zugrunde gerichtet hat. Als er zuletzt bei ihr und Redy hauste, hat sie ihn einmal gefragt, ob er sie nicht eines Abends mitnehmen wollte, sie könne zu ihrer Gitarre singen, das würde die Einnahmen sicherlich erhöhen. Man muß alles kennenlernen, und außerdem, ein paar Groschen wären ihnen damals auch sehr zustattengekommen. – Mit welchem Entsetzen er abgewehrt hat! “Um Gotteswillen, tu das nie! Lieber alles andere, alles – . Du weißt nicht, wie fürchterlich das ist!”

Nun, dachte sie nach ihren ersten Triumphen mit Sascha, die Stimme des armen Jule war sicher schon ruiniert, ehe er seine Tourneen durch die Kneipen begann, so daß sein krächzendes Rezitieren eher eine dezente Art des Bettelns war. Und sein Kapitalfehler war, daß er niemals abzuschlagen wagte, wenn jemand ihm einen Schnaps oder ein Bier spendierte; mein Gott, wie sinnlos betrunken er jeden Abend bei ihnen angetorkelt kam . . . Wir sagen einfach Nein und nehmen den Groschen, den sonst der Wirt einkassiert hätte; und deswegen verbietet er uns doch nicht das Singen, wenn wir wiederkommen. Freilich, ein Mann und eine Frau, das ist eigentlich eine sehr glückliche Zusammensetzung; da begreifen die Leute eher, daß es sich nicht um eine Sauftour, sondern um das tägliche Brötchen handelt.

Seitdem sind Wochen und Wochen vergangen. Und immer mehr begreifen sie Freund Jules beschwörendes “Du weißt nicht – !” Jetzt wissen sie. Was anfangs häßliche Zwischenfälle waren, die im Moment den Zorn aufwallen machten und dann vergessen wurden – sie alle haben einen Tropfen Gift ins Blut gefiltert, und das sammelt sich an, das sammelt sich an, bis sie sich ganz vergiftet fühlen und einen immer steigenden Ekel überwinden müssen, ehe sie abends losgehen. In Hunderten von Kneipen grob abgewiesen, in vielen angerempelt und angeuzt. Und der stete Wechsel zwischen der Straßenkälte und dicker, dunstiger Hitze – ihre Stimmen zerbröckeln wie unter einer verrosteten Raspel. Und die Siegmomente werden seltener und karger.

Noch gibt es manchmal Minuten, wo sie beglückt fühlen, daß sie die Gebenden sind. Der Betrunkene, der sich schwankend an der Theke hielt und sie begeistert begrüßte, als sie hereinkamen: “Ah, ihr zwee! Ihr mißt ma – entschuldjen Se, junge Frau” – mit der gravitatischen Verbeugung der Besoffenen – “Sie missen ma det Lied sing wie neilich ma, wissen Se, det Lied, wo du de Schiffe ziehen siehst – ziehen – ziehen – bis se ganz vaschwinden.” Und dazu die entbundenen Gesten, zu denen der Rausch den klobigsten Arbeiter fähig macht. “Det war so . . . det vajess ick nie – so ne Traurigkeit . . . ”

Oder dies riesige Ecklokal, drei große Räume, die Fülle eines Sonntagabends; es war ihnen nicht gelungen, auch nur in einem einzigen Raum alle Leute zum Schweigen zu bringen. Wie soll man dann nachher von Tisch zu Tisch die Hand hinhalten? Wir sind keine Bettler. Und fortgehen, ohne einzusammeln – auch das ist das Geständnis einer Niederlage. Sie zwingen, daß sie zuhören –

Und dann begann Sascha, Stjenka Rasin zu singen, allein und ohne die Begleitung der Gitarre. Er setzte seinen schönen Tenor gleich so stark, mit so metallischer Härte ein, daß Lott beunruhigt in sein erbleichendes Gesicht sah: wie wird er es durchhalten können die langen Strophen hindurch, und mit den Steigerungen, die er sich sicher nicht schenken wird?

Er *hat* sie gezwungen; alle. Wie mit einem Zauberschlag wurde es bei den ersten Tönen still im ganzen Raum. Und dann breitete die Stille sich wie ein dichter, fühlbarer Körper über das ganze Lokal aus. In den zwei anstoßenden Räumen erheben sich Leute und sammeln sich in den breiten Durchgängen und sehen auf diesen fremdartigen einarmigen Mann mit dem rasierten Schädel, der da steht und singt mit einer gesammelten, zornigen Wucht, wie sie noch nicht singen gehört haben. Und weil sie die Worte der fremden Sprache nicht verstehen, fühlen sie sich umso widerstandsloser in ein fremdes Klima geschleudert – . Lott sieht Frauen erblassen, und Männergesichter verwandeln sich, als blickten sie einem unbekannten Schicksal ins Antlitz. Es ist der verzweifelte, inbrünstige Zorn in Saschas Gesang, seinen schwarzflammenden Augen, der alle diese Menschen packt mit einer Macht, die sie noch nie gespürt haben, die sie nicht begreifen und die dennoch in ihre verborgensten Tiefen greift, die sie selbst nicht kennen.

Und als der Zorn, der in dem Liede selbst liegt, Saschas Stimme noch mächtiger anschwellen macht, hört man in der absoluten Stille rundum die hohen Spiegelscheiben leise klirren. Lott fühlt ihr Herz sich angstvoll zusammenziehen: wie kann eine solche Tonmasse aus einer Kehle kommen, ohne sie zu zersprengen? Nur eine Nuance härter und es wird ein Schreien werden. Diesmal hat er sich kaputtgesungen.

Als er geendet hat, ist eine Stille. Und dann ein Tumult von Beifall, klatschenden Händen, Bravoschreien – . Man will mehr hören, man will ihn nicht loslassen. Sascha hat kalten Schweiß auf der Stirn, seine Züge sind zerpflügt, und in seinen Augen ist die schamvolle Verstörtheit dessen, der sich preisgegeben hat. Nur mit Mühe kann er den Leuten antworten, die ihn bestürmen. Und Lott fleht beinahe: “Lassen Sie ihn, lassen Sie – . Sie sehen, er ist vollkommen fertig. Sowas kann man nur einmal . . . ”

Als sie nachher, die Taschen voller Groschengeklimper, schweigend den Weg nach Haus einschlagen, obwohl der Sonntagabend noch nicht vorbei ist, da wissen sie beide: ja, diesmal hat er sich kaputtgesungen. Das Schwanenlied nennt man es wohl. Und beide denken sie: diese Inbrunst verzweifelten Zorns, die einer Handvoll Kneipengäste einen Moment unverstandener Erschütterung gegeben hat – sie wäre besser angewandt gewesen, Hunderten und Tausenden von Menschen den Brand der Revolution in die Seele zu schleudern.

Ein paarmal während dieses Winters haben sie es mit bürgerlichen Lokalen versucht. Müßte da nicht noch mehr Verständnis für ihre Lieder sein, und auch mehr Geld? ^[113] Aber dies Experiment haben sie nicht oft wiederholt. Wenn sie nicht überhaupt auf die unverschämteste Art abgewiesen wurden – nicht mit der ungeschlachten Grobheit eines

¹¹³Im Original gestrichen: “Und seit Lott ihren guten Wintermantel wiederhat, sehen sie alle beide ganz und gar nicht nach berufsmäßigen Ständlern aus.

Kneipenwirts, sondern mit der perfiden Schnöseligkeit geborener Lakaien –, fanden sie bei den Gästen zumeist ein indigniertes “Wir sind hier nicht hergekommen, um Leute singen zu hören”, ein snobistisches “Gott, ist ja gut gemeint, aber wer wie ich Chaliapin gehört hat...” oder ein stupid-vornehmes Ignorieren ihrer Gegenwart, selbst wenn sie neben den Leuten, an ihrem Tisch standen; und im allgemeinen hermetisch verschlossene Börsen. Und einmal hat es fast eine Keilerei gegeben; ein brillantberingter Dickling – aber genau der Typ der Bourgeois-Karikatur mit der dicken Zigarre – kaute aus seinen feisten Hängebacken hervor: “Will Ihnen mal was sagen, sollten lieber eine anständige Arbeit suchen, statt die Gäste in einem ordentlichen Lokal zu belästigen mit Bettelsingerei.”

“Da hast du deine Gebildeten,” triumphtierte Sascha jedesmal. “Hast du gesehen, wie der Arbeiter läßt sich mitreißen von dem Gefühl eines Liedes? Und wie er versteht, daß das unsere Arbeit ist und daß jede Arbeit ist wert ihren Lohn?”

Gewiß, nach jedem solchen Ausflug in die höheren Sphären kehrten sie in die Arbeiterkneipen zurück wie in eine vertraute Heimat. Aber auch in der Heimat kann es einem dreckig gehen. Und “der Arbeiter” als moralische Einheit ist eine Fiktion, und die Menschen, ob Arbeiter oder nicht, sind immer geneigt, ihr Mütchen zu kühlen an einem, der sich den Umständen nach in einer untergeordneten Position befindet. Sie haben es erfahren. Immer wieder und immer häufiger und zu oft.

Gedemütigt, wie besudelt kommen sie oftmals in ihre Schlafküche zurück. Lott sitzt müde auf dem Bettrand, Sascha streicht ruhelos die vier Schritte vom Fenster zur Tür und zurück. Nein – nie wieder! Wir müssen Schluß machen. Länger geht es nicht.

Aber nach ein paar Hungertagen nimmt Lott wieder die Gitarre unter den Mantel.

Manchesmal ist es nicht der eigene Hunger, aber der Gedanke an Kirch und seine Kinder, der Sascha wieder auf den verfluchten Weg treibt. Kirch, dessen Monatswechsel zu gering ist, als daß er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern existieren könnte. ^[114] Unmöglich, ein Zimmer zu vermieten: ^[115] Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer und Küche gehen ineinander ohne Korridor. Kirchs Arbeitszimmer allerdings, der schönste, größte, ruhigste Raum, ist ganz abgelegen von der übrigen Wohnung, aber er kann es nicht entbehren. Er ist Schriftsteller, er hat vor Jahren ein Buch über die Klöster des Mittelalters geschrieben, mit einem großen Fonds von Wissen und Belesenheit; er braucht dies Arbeitszimmer mehr als alles übrige.

Sascha ist nicht Kirchs Freund. Freunde hat Sascha zwei in seinem Leben gehabt. Nikolai Schwansky ist in den zaristischen Gefängnissen zugrundegegangen, kurz bevor die Revolution ausbrach. Lev Tschorny ist in den Tscheka-Kellern umgebracht worden.

Sascha leidet darunter, keinen Freund zu haben. Keinen Freund seit Jahren, seit er Lev Tschorny verlor. Es ist eine Leere, eine Unvollkommenheit in seinem Leben und wie in ihm selbst. Die geliebteste Frau, und sei ihr Wesen und ihre Gedankenwelt dir noch so nahe, und sei sie der tapferste und härteste Kamerad – einen männlichen Freund vermag sie nicht zu ersetzen.

Niemals wird Kirch Saschas Freund sein können; er kennt ihn zu gut, und ihre Naturen und ihre geistige Welt sind einander zu fern. Aber außer Gerd ist Kirch der einzige Mann in ihrem ganzen Kreis, den Sascha auch auf einer andern Ebene als der des menschlichen Prinzips als Gleichen empfindet. Seine große Bildung und intellektuelle Schulung gibt von vornherein jedem Gespräch ein Niveau, das wohltuend ist nach den mühseligen

¹¹⁴Im Original gestrichen: “Sie haben ja sogar schon ihr Dienstmädchen entlassen müssen.

¹¹⁵Im Original gestrichen: “sie haben nicht mehr als”

ABC-Krinkeleien mit den unwissenden und geistig ungeschulten Jungens. Und trotz der Grundverschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Anschauungen hat Sascha eine große Achtung vor der imposanten Würde, die von dem zurückhaltenden, stattlichen Mann ausgeht.

“Ach, Menschenskind – Achtung, Würde!” ruft Lott beinahe aufgebracht. “Kennst du denn diesen Typ nicht? Seine ganze imposante Würde kommt daher, daß ihm noch nie das tägliche Beefsteak gemangelt hat, daß seine Eltern mindestens eine Sechszimmerwohnung hatten, daß er zeit seines Lebens Dienstboten gehabt hat! Was meinst du wohl, wieviel Würde das einem Menschen gibt! Geh doch auf den Kurfürstendamm, da siehst du soviel davon, daß dir schwarz vor Augen wird!”

“Nein, meine Geliebte; du urteilst ungerecht über Kirch, weil du bist parteiisch gegen ihn eingestellt. Du bist ihm böse wegen der unglücklichen paar Pfennige, und das ist sehr nicht gut von dir.”

Ihre Stimme wird unsicher. “Nein, ich bin ihm nicht böse deswegen. Auf jeden Fall, ich hab ihn von vornherein so eingeschätzt. Ich halte es nicht für richtig, wie wir handeln, aber – ”

“Ich aber halte es für richtig, und für gut, und für notwendig,” schneidet Sascha scharf ab. “Und ich glaube, wir haben geredet darüber lange genug. Wenn du verstehst es immer noch nicht . . . ”

Ja, sie haben lange genug darüber geredet. Es fing damit an, daß Lott eines Morgens, als Sascha sie wieder mit Geld zu Kirch schicken wollte, beschwörend sagte: “Aber Sascha – und Frigga? Ich bin doch erstmal verpflichtet, für mein eigenes Kind zu sorgen! Schon seit Wochen sind wir im Rückstand, und du weißt, meine Mutter – ”

Seine Stimme ist hart und beinahe feindlich: “Erstmal verpflichtet, für dein eigenes Kind zu sorgen? Da fängt es an, der Familienegoismus! Wir sind verpflichtet, denen zu helfen, die neben uns sind. Dein Kind wird deswegen nicht hungern.”

“Nein, natürlich nicht, weil meine Mutter sich umbringt mit Rechnen und Knappen und Sorgen, daß es für alle reicht!”

“Aber es reicht, nicht wahr? Und Frau Kirch? Vorgestern erst hat Kirch mir gesagt, daß seine Frau morgens hätte keine Milch kaufen können für ihre Kinder, wärest du nicht gekommen und hättest ihr gebracht!”

“Oh, dann hätte sie eben eins von den Gemälden von der Wand genommen und versetzt. Oder einen Teppich. Fertig. Warum hat sie ein Dienstmädchen gehabt bis zu dem Moment, wo sie ihren Kindern schon keine Milch mehr kaufen kann? Meine Mutter, die krank und kaputt ist, muß seit Jahren alles allein machen. Frau Kirch hat es noch nicht nötig gehabt, ihren Mantel aufs Leihhaus zu bringen für ihre Kinder! Überhaupt, die ganze Familie Kirch ist angezogen wie – . Meine Eltern haben sich seit Jahren keinen Fetzen kaufen können, meine Mutter muß darauf warten, daß jemand ihr ein abgelegtes Mäntelchen schenkt für mein Kind – . Mein Gott, ich lese dir doch ihre Briefe immer vor, du weißt, daß mein Vater hier und da als Aushilfskellner ein paar Groschen verdient, und das, was mein Bruder als Stiefelputzer nach Haus bringt – . Ich *kann* es nicht von ihnen verlangen! Sollen Herr und Frau Kirch auch erstmal selbst versuchen, was anzuschaffen! Warum sollen wir für sie ständeln gehen? Diese Arbeit, die uns beide ankotzt! Warum strengen sie sich nicht selbst an? Und wenn wir nicht gewesen wären – ?”

Heftig hat sie alles gegen die kalte Abwehr seines Blickes geschleudert. Jetzt sieht er sie beinahe mit Entsetzen und Abscheu an: “Weißt du, das dies ist das Wort jedes Pharisäers, der will eine Verantwortung von sich schieben: Und wenn ich nicht gewesen

wäre – ? Und meinst du, für die unglücklichen paar Pfennige, die wir können ihnen geben, sind sie uns Rechnung schuldig über das, was sie tun und nicht tun ? Oder daß sie müssen unbedingt meine Ideen teilen ? Was wirfst du ihm vor, daß er ein Dienstmädchen hatte ? Ich halte es für unsittlich, darum werde ich nie mich bedienen lassen. Aber von ihm kann ich nicht dieselbe Lebensweise verlangen, weil er nicht diese Anschauung hat. Wenn Kirch mir sagt : Ich brauche Hilfe – und das ist nicht so leicht zu sagen einem Menschen, weißt du es nicht ? Wenn er sagt mir so etwas, so halte ich ihn für so ehrenhaft, daß er kann mit seinen Kräften keinen Ausweg mehr finden. Wir können von keinem Menschen verlangen zu tun, was wir können tun. Wir beide sind stark genug. Wenn es muß sein, so können wir machen etwas, das uns ankotzt. Und wenn es gibt eine Sache, einen Gedanken, der macht mir diese Kotzerei erträglich, so ist es dies : daß es ist nicht nur für unser bißchen Fraß. Deine Mutter – wir haben ihr geschickt, solange wir konnten. Solange ich bin mit der Fotokanone arbeiten gegangen, war für deine Kleine das Geld da. Jetzt ist hier neben uns die Not, die verlangt unsere Hilfe. Sie hat da – Tanten und Verwandte, die reich sind, die können ihr aushelfen, wenn es geht schon nicht anders.”

“Soll sie betteln – für *mein* Kind ? Ich muß doch dafür aufkommen !”

“Du mußt dafür aufkommen, soweit es steht in deinen Kräften. Zu allererst müssen wir aufkommen für das, was ist vor unsern Augen. Ich habe dies auf mich genommen und ich werde es durchführen, solange ich kann es. Und du – sollst du dich hüten, deine ganze Verantwortlichkeit zu beschränken auf ‘meine Mutter – mein Kind’. Diese Verengung der Gedanken hat schon nicht wenige Menschen kaputtgemacht, selbst solche, die vorher waren gewesen gute Revolutionäre. Alles Schlimme kommt daraus, daß der Mensch wird zu einem häßlichen, scharrenden Familientier, das nichts mehr sieht als seine Brut, seinen – Stall, und alle Kleinlichkeit, alle Unmenschlichkeit, aller Verrat wird damit entschuldigt.”

“Sascha, du weißt . . . Im Prinzip hast du natürlich recht, aber . . . ”

“Ah, aber in der Praxis paßt es dir nicht ? Das ist das Unglück mit den Menschen, daß sie haben schöne Prinzipien, aber sie anwenden ist eine ganz andere Geschichte.”

Lange haben sie diskutiert, und Lott hat nachgeben müssen, verwirrt und unglücklich, daß sie vor Sascha als kleinlich und mies dasteht. Ja, aber sie ist es, die dann jede Woche von neuem mit verklemmtem Herzen schreiben muß : “Liebe Mutter, es ist mir so schrecklich, aber leider ist es uns wieder mal nicht möglich . . . ” Und dabei sieht sie das wächserne, zersorgte ^[116] Gesicht der Mutter vor sich, ihre müden Augen, die abgearbeiteten Hände, die bis in die Nacht hinein die vertragenen Lumpen immer wieder zusammenstopfen.

Aber Sascha hat das alles nicht gesehen. Und so schickt er weiterhin Lott fast jeden Morgen, nachdem sie nachts vom Ständeln kamen, zu Kirch mit einem Drittel oder einem Viertel ihrer Einnahmen, oder auch mehr, wenn sie wenig gemacht haben. “Wir sind nur zwei Menschen, sie haben zwei Kinder.”

Ist Sascha denn gar nicht fähig, fragt Lott sich manchmal, die Argumente anderer überhaupt zu sehen, sie aufzunehmen und zu wägen ? Noch nie, seit sie miteinander sind, hat sie ihn von etwas überzeugen können. Freilich, meistens hat sie eingesehen, daß seine Meinung die richtigere war, aber manchmal konnte sie es bei allem ehrlichsten Willen nicht. Es ist unmöglich, daß er, wie man sagt, “sein Unrecht einsehen will” ^[117].

Es ist wohl so : zu lange hat er ein wildes Wolfsleben geführt, gegen zu harte Wi-

¹¹⁶Im Original “versorgte” statt “zersorgte”.

¹¹⁷Im Original: “sein Unrecht nicht einsehen will”.

derstände sich daran gewöhnen müssen, nur seine Einsicht als Maßstab für sein Handeln zu nehmen, eisern auf seinem Willen zu bestehen bis zum Letzten – um nicht zugrundezugehen, physisch oder in seiner Persönlichkeit. Und hat er nicht während der Revolution immer wieder bestätigt gefunden, daß sein Urteil richtig war? Es waren nicht die unbedeutendsten Genossen, die sich haben blenden lassen von den realistischen Gedankengängen einer Zusammenarbeit mit den Bolschewiken; die berühmte “Dicke eines Zigarettenpapierchens”, die nach Lenins Behauptung – zu jener Zeit, als die Anarchisten ihm noch bedeutend oder gefährlich genug schienen, um Vorträge vor ihnen zu halten – den ganzen Unterschied zwischen den beiden Ideologien ausmachen sollte!

Und auch wo es das praktische Leben des täglichen Kampfes galt – war es nicht mehrfach für die Genossen verhängnisvoll geworden, daß sie nicht Saschas Meinung gefolgt waren? Diese Meinung gründete sich nicht einmal immer auf Tatsachen. Manchesmal wußte er nur durch eine Art Instinkt, wie er sich in der Atmosphäre dauernder unmittelbarer Gefahr ausbildet, daß dies richtig und jenes unheilvoll sein würde. So hat er Lev Tschorny verloren, der trotz seiner Warnung zu einer Versammlung in eine Wohnung ging, die schon von der Tscheka besetzt worden war. Nicht aus Vorsicht hatte er ihm abgeraten – dann hätte man überhaupt keinen Schritt mehr machen können – sondern aus einer absoluten Gewißheit, als habe er selbst das Guet-apens dort gesehen.

Ja, solange er gegen eine feindliche Welt stand, war seine unbeugsame Haltung lebensnotwendig, und die Überzeugung von der Unfehlbarkeit seiner Entscheidungen. Aber im Zusammenleben mit einem geliebten Menschen – ?

Manchesmal, wenn sie ihn das Lied von Stjenka Rasin singen hört und wenn sie ihm dabei ins Gesicht sieht – dann taucht in Lott die Ahnung auf, daß er, Sascha, derjenige ist, der die Frau ins Wasser schleudert, weil sie und seine Liebe zu ihr trennend zwischen ihm und den Waffengefährten steht. Und daß es in ihm einen Bereich der Männlichkeit gibt, für den die Frau *die* feindliche Welt ist, gegen die er immer gewappnet sein muß, um seine Ganzheit zu bewahren.

Und für ihn sind ja die kleinen Dinge ebenso wichtig wie die großen. So hütet er sich auch in scheinbaren Kleinigkeiten vor einem Nachgeben.

Vom ersten Abend des Ständelns an hat er die Gewohnheit angenommen, so schnell wie möglich hinauszugehen. Und als die Sache immer widerwärtiger wird, ist es manchmal fast ein überstürztes Wegrennen. Sascha ist rasch und impulsiv in allem, Lotts Bewegungen sind eher gemessen, und je mehr ihr nach Wegrennen zumut ist, umso mehr stemmt sie sich mit aller Kraft dagegen an. So kommt es, daß regelmäßig die Kneipentür hinter Saschas eiligem Rücken zugeklappt ist, wenn Lott noch die Gitarre ins Futteral knöpft. Manchen erstaunten und auch lauernden Blick hat sie aufgefangen. Sieh mal an, da läßt der Bänkelsänger seine junge Frau so ganz allein mit uns Männern?

Lange Zeit hat sie es so gehen lassen, erstaunt über das, was ihr als eine unbegreifliche Rücksichtslosigkeit vorkommt. Aber als das Ständeln ihrer beider Nerven immer mehr auf die Probe stellt, merkt sie allmählich eine steigende Gereiztheit, die loszulassen schlimme Folgen haben würde. Er hat sicher nur nicht bedacht...

Der behutsame Ton, mit dem sie eines Tages anfängt: “Weißt du, Saschenka –”, sagt ihm, daß er auf der Hut sein muß.

Ah – will sie ihn jetzt zu guten Manieren dressieren? Daß er die Tür vor ihr öffnet und mit einem Bückling sie vorgehen läßt, ein vollendeter Kavalier? Daß doch die Frau immer den Kuchen aufessen und ihn dennoch ganz behalten möchte! Gleichberechtigung, Gleichwertigkeit – oh ja, das schmeckt ihr, aber den dienenden Ritter will sie deswegen

doch nicht missen. Nichts Böses wird ihr geschehen in der einen Minute, die sie da allein bleibt. Und seit wann kümmert sie sich um das, was die Leute denken können?

Sie merkt, wie dünn und mißverständlich das ist, um was es ihr geht. Aber kann er ihr nicht den Gefallen tun, um den sie ihn bittet, wenn sie ihm sagt, wieviel ihr daran liegt?

Ah, da kuckt schon des Teufels Schwanzspitze heraus. Heute diesen Gefallen tun, morgen jenen, dann noch einen, noch und noch, bis du vor lauter Gefälligkeit zum Chevalier servant geworden bist. Oh, euch liegt immer viel daran, uns mit unmerklichen Rosenketten zu binden. Kann sie nicht verstehen, daß ich es nicht ertragen kann, da zu warten, auch nicht eine Sekunde länger? Soll sie sich beeilen, zum Teufel!

Aber selbst wenn sie sich jetzt zu größerer Eile zwingt – er ist doch schneller, und jedesmal stößt er die Tür so heftig auf, daß sie unfehlbar vor ihr zuschlägt. Und das wirkt beinahe noch aufreizender.

Er wartet auch längst nicht mehr auf sie vor der Tür, wie er es am ersten Abend tat, sondern geht im selben Tempo weiter. Und wenn Lott eins nicht vertragen kann, dann ist es dies: jemandem nachlaufen müssen, dem nicht genug an dir zu liegen scheint, um auf dich zu warten.

Lott ist auch nicht gerade ein Osterlamm. Und an dem Abend nach ihrer fruchtlosen Aussprache hat sie doch gedacht, es würde sich mit gegenseitigem Entgegenkommen regeln. Jetzt sieht sie ihn schon wieder vor sich dahineilen, als sei er ganz allein.

Aufgebracht holt sie ihn ein: “Ich beeile mich, wie ich kann,” fährt sie ihn an. “Du brauchst nicht gerade –”

Seine Augen flammen auf, schwarz und kalt: “Sprich nicht zu mir in diesem Ton!”

Und es wird eine heftige, sinnlose Szene auf der nächtlichen Straße, eine richtige Eheszene, deren triviale Häßlichkeit alle beide mehr verwundet als das, was sie eigentlich, klaren Kopfes betrachtet, einander angetan haben.

Sie hätten ja auch Engel sein müssen, wenn sie der ständigen Nervenbelastung hätten widerstehen können. Nicht nur das Ständeln zerrt an ihren Nerven – das Zusammenleben in dem engen, primitiven Raum, in dem man nicht aneinander vorbeikommen kann, ohne sich anzustreifen, wäre für dickfelligere Menschen als sie es sind, eine Tortur gewesen. Immer häufiger rufen die wichtigsten, dümmsten Anlässe einen Zusammenstoß hervor.

Lott macht es keinen großen Spaß, Besuch zu empfangen in ihrer korridorschmalen Bude, wo alle nebeneinander auf dem Bett sitzen müssen wie die Hühner auf der Stange, den Blick auf der schmutzigen gekalkten Wand oder seitlich auf dem Herd. Aber mein Gott, wenn die Unterhaltung nur interessant ist – diese Äußerlichkeiten sind ja nicht wesentlich.

Es ist störend, wenn die Bude dicht voller Wäsche hängt, und bei jedem Schritt mußt du dich mehr oder weniger tief bücken, um unter einem Hemd, einem Laken hindurchzukommen. Die ersten Stunden gehen nie ab, ohne daß man ein paar kalte Tropfen in den Nacken kriegt – und wie aufreizend das wirkt! Aber du nimmst dich zusammen, und schließlich wird die Wäsche ja auch mal trocken.

Aber wenn beides zusammentrifft, Besuch und hängende Wäsche...

Gerd und Kirch waren gekommen, und plötzlich sah Lott diese Bude und diese tropfende Wäsche, die ganze niederdrückende Armseligkeit und Häßlichkeit mit den Augen der anderen, sie empfand in den beiden so etwas wie: mein Gott, wie kann man so leben! ^[118]

¹¹⁸Im Original alternativ “wie elend die armen Menschen leben!” statt “wie kann man so leben!”.

Eine quälende Dissonanz ist in ihr zurückgeblieben, als kratze dauernd ein Nagel über Glas. Schweigsam und äußerlich gelassen wie immer hantiert sie herum, aber immer stärker empfinden Saschas Nerven ihre Verstörtheit.

“Was bist du verstimmt? Was paßt dir schon nicht? Wirst du jetzt schon für nichts die Atmosphäre vergiften! Hüte dich!”

Die Schärfe seines Angriffs verwirrt und verletzt sie. Sie versucht nicht, zu erklären. Für Sascha existieren ja dergleichen Nichtigkeiten nicht. Und vor allem – die Barriere von Stolz und Trotz, die sich unmittelbar in ihr auftürmt, wenn sie nur an Rechtfertigung denkt. Und sie grollt: warum hilft er ihr nicht ganz einfach da heraus? Ein gutes Wort, ein Lächeln von ihm hätte ihr das Gleichgewicht wiedergegeben.

Er stürmt hinaus. Weiberlaunen! Spinnt und spinnt Stimmungchen aus der Luft, immer dichter, immer dicker, daß er ersticken muß. Ah – glaubt sie, ihm schon den Fuß in den Nacken gesetzt zu haben? Zu weichherzig wirst du, Freund, bist zu leicht über manches hinweggegangen. Wirst noch anfangen müssen, sie zu glätten wie ein Geschwür. Sie hat ihm erzählt, halb schuldbewußter ehrlicher Kerl, halb selbstbewußte Herrin, wie sie mit Redy manchmal um ein Nichts verstimmt war, für Stunden. Und dieser Narr hat jedesmal kläglich mit hängender Nase gewartet, daß die Göttin wieder aus ihrer Wolke hervortrete! Mit mir, du persische Prinzessin, wirst du dergleichen Späßchen nicht treiben! Soll sie sich hüten!

[119]

¹¹⁹Anmerkung der Autorin am Fuß der Seite: “Das Kapitel ist noch nicht zu Ende!” Fortsetzung ist aber keine auffindbar.

Kapitel 6

Ein Polizeibeamter in Zivil ist bei Franz Meier erschienen, bei dem Sascha offiziell gemeldet ist und bei dem er sich deswegen niemals sehen läßt. Er hat ein Papier hinterlassen, in dem Sascha "in eigenen Angelegenheiten" am soundsovielten um soundsoviel Uhr aufs Polizeipräsidium entboten wird. Eine solche Einladung bedeutet niemals Verhaftung. Sascha hält es für gut, die legale Fassade zu wahren, solange es möglich ist, und so ist er hingegangen. Und da hat man ihm mitgeteilt, daß er ausgewiesen ist und innerhalb von achtundvierzig Stunden das deutsche Reichsgebiet verlassen haben muß. Außerdem hat er wegen Bannbruchs 350 Mark Strafe zu zahlen oder die entsprechenden Monate abzusitzen, worauf dann eben die Ausweisung verspätet, aber unmittelbar in Kraft tritt.

Zwei Hiebe über den Kopf, die einem im ersten Augenblick den Atem wegnehmen. Aber unversehens regelt alles sich wie von selbst, und ohne daß sie viel dazu tun. Die achtundvierzig Stunden sind noch nicht um, da ist Sascha im Krankenhaus und seine Transportunfähigkeit ärztlich bescheinigt. Und das Geld ist auch bezahlt. Das ist so zugegangen :

Es gibt in Berlin einen Arzt, der mit den anarchistischen Ideen sympathisiert und der Genossen, die es nötig haben, kostenlos behandelt. Weder Sascha noch Lott kennen ihn persönlich; Lott hätte oft genug gewünscht, Sascha möge sich ärztlich untersuchen lassen, aber ihm paßt es nicht, jemanden umsonst in Anspruch zu nehmen, solange er es irgend vermeiden kann. Nun aber läßt er zu, daß Gerd zu dem Arzt geht, ihm erzählt, in welcher Klemme er sich befindet, und ihm auch gleich eine mögliche Lösung nahelegt. Dr. Hartog telefoniert an einen befreundeten Kollegen, den jungen Stadtarzt Wagner; zwei Stunden später sitzt Lott in Dr. Wagners Büro, um die Einzelheiten zu besprechen.

Bei Saschas Gesundheitszustand hat man eigentlich nur die Qual der Wahl, wofür man ihn hospitalisieren soll : seine chronische Bronchitis hat eine Behandlung ebenso nötig wie sein Magen, den er sich während seiner Gefängnisjahre mit häufigen Hungerstreiks kaputtgemacht hat. Sie entscheiden sich für das letztere : alles in allem – Beobachtung und Behandlung – verspricht es mehr Zeit zu nehmen. Währenddes läßt sich eventuell auf legalem Wege etwas erreichen, um die Ausweisung rückgängig zu machen – oder hoffen, daß sie einfach ein bißchen in Vergessenheit gerät.

Als Lott nach Haus kommt, zeigt Sascha ihr einige große Banknoten, die auf dem Tisch liegen : 350 Mark.

"Alles, was nötig ist, findet sich," bringt sie überwältigt hervor.

Das Geld hat Kirch gebracht. Er ist zu seinem reichen Gönner gefahren, von dem er seit Jahren einen Monatswechsel erhält, und hat ihm in bewegten Worten Saschas

Lage geschildert und seine außerordentlichen menschlichen Qualitäten, seine Aufopferung für ihn, Kirch – und ohne viel Worte gibt dieser Mann ihm die 350 Mark. Ja, er ist so gerührt von Kirchs warmem Eintreten für seinen Freund und so schuldbewußt, zwei armen Menschen die Aufrundung von Kirchs Budget unter solchen Umständen aufgebürdet zu haben, daß er stehenden Fußes seinen Wechsel erhöht. Womit sie also auch diese Sorge los sind.

“Ah, was sagst du jetzt zu Kirch?” triumphiert Sascha.

“Zu Kirch?” macht sie gedehnt. “Furchtbar nett von ihm, natürlich. Aber schließlich hat es ihn nicht viel gekostet, im Gegenteil. Erstmal macht sich das überhaupt immer sehr gut, für seine Freunde um Hilfe zu bitten. Und stell dir doch vor, was für ein Relief ihm das gibt: wenn einer, den er sicher sehr schmeichelhaft dargestellt hat, für ihn ständeln geht – was für ein Mensch muß er dann sein! Den Erfolg siehst du ja – er hat jetzt sein Wechselchen erhöht gekriegt.”

“Du bist eine Zynikerin.” Aber er scheint doch frappiert von ihrer Darstellung. “Aber siehst du nun, daß man soll nie bedauern unglückliche paar Pfennige, die man weggibt? Wenn du gibst denen, die nötig haben, dann wirst du auch finden, wenn du brauchst etwas. Fakt.”

Ihr Blick ist warm. “Ja – oh ja, ich sehe. Nicht festhalten, sondern sich gewissermaßen zum Durchgangspunkt machen. Wenn man sich an die paar Sechser klammert, die man hat, dann hat man eben nie mehr als die paar genauen Sechser, und Schluß. Wenn man dagegen dies – diese Materie weiterströmen läßt, ohne des Begriff des Mein, dahin, wo sie nötig ist, gewissermaßen nur als Verteilungsstelle – wie Wasser zum Felderbewässern seh ich es –, dann strömt sie auch weiter und weiter heran, und durch, und kann dann auch mal ein Loch bei einem selbst füllen. Oh ja, das seh ich ganz genau.”

Er nimmt sie in den Arm. “Du bist ein herrlicher Mensch, Geliebteste! Du verstehst die Sachen viel tiefer als ich.”

“Och, iwo,” macht sie beschämt, ehe sein Kuß ihr den Mund schließt.

Noch am selben Abend begleitet Lott ihren Geliebten zum Krankenhaus.

“Nun, Ljubimaja, wirst Du müssen einige Zeit ganz allein für dich sorgen,” meint Sascha beim Abschied mit einem Lächeln, das ein wenig wehmütig und schamvoll ist von der Erkenntnis: eigentlich ändert das ja gar nichts für sie...

“Oh, da mach dir man keine Sorgen,” antwortet sie seinem Lächeln. “Und da – noch ein Taschentuch – ein bißchen parfümiert.” Und dabei errötet sie leicht, und in ihre Augen kommt ein dunkles Strahlen.

“Parfümiert?” Er führt das zusammengefaltete Tuch an die Nase – und begreift: sie hat es während des Herwegs unter ihre Achsel gehalten ^[120]. “Du Hexe – ” Er zieht sie brüsk an sich und küßt sie so selbstvergessen, daß die wartende Schwester pikiert zur Seite sieht. Und dann wendet er sich unter der Führung der Schwester dem Krankensaal zu, in der häßlichen vorschriftsmäßigen Krankenhauskleidung, die aufreizend an Gefängnis erinnert, während Lott dem Ausgang zustrebt, unter dem Arm ein großes Bündel: seine eigenen Sachen, in eine Pelzjacke eingeknüpft.

Zum Glück bedenkt er nicht, daß sie ja nicht nur für sich zu sorgen hat. Auch ihm darf sie es an nichts fehlen lassen. Zwar hat die Schwester schon betont, keinerlei Lebensmittel seien zugelassen. Aber sie wird ihn doch nicht ohne Blumen lassen in dem häßlichen Saal, er braucht Zigaretten – und Gott allein weiß, wieviele, wenn er sie nach seiner Gewohnheit

¹²⁰Im Original alternativ: “unter ihrer Achsel getragen”.

herumreicht. Zu Haus überzählt sie ihre Barschaft: sie ist noch verhältnismäßig reich. Wenn sie ihre paar Eßwaren ein bißchen in die Länge zieht, braucht sie heute und sogar morgen noch nicht mit den Broschüren gehen.

Seit sie das Ständeln aufgegeben haben, haben sie angefangen, Gerds Broschüren in den Kneipen zu verkaufen. Litaïpe, Laotse und Dostojewski kann man sicherlich jedem Menschen nur wärmstens als Lektüre empfehlen. Aber wenn es sich darum handelt, durch seine warme Empfehlung fünf Pfennige zu verdienen, dann bekommt sie für einen selbst einen etwas widrigen Beigeschmack. Gewiß, es ist nicht schlimmer als das Singen. Nur muß man jetzt von Kneipe zu Kneipe an jedem Tisch von neuem seinen Mut zusammennehmen und seine Abneigung dagegen, fremden Leuten ungefragt eine Ware anzubieten, zurückstopfen. Wenn es einem gelingt, auch einer ablehnenden Haltung gegenüber in unbefangenen, einfachem Ton auf den Inhalt der Broschüren hinzuweisen, dann rückt der Angesprochene doch häufig mit seinem Groschen heraus. Aber das ist eben das Aufreibende: einen ganzen Abend hindurch immer von neuem den eigenen Widerwillen bekämpfen und die Ablehnung der andern... Und je stachlicher man sich fühlt, je härter man sich zwingen muß, umso widerhaarer zeigt sich der eventuelle Kunde. Trittst du frei und überlegen an eine Gruppe, mit der Überzeugung: die werden mir jetzt alle ein Heft abnehmen – dann ist es selten, daß deine Überzeugung sich ihnen nicht mitteilt. (Nur ist es verdammt anstrengend, eine solche Überzeugung aufzubringen und stundenlang festzuhalten.) Dagegen, wenn du dich krampfen mußst, um überhaupt den Mund zu öffnen – da winken sie schon vorher ab und drehen sich womöglich noch zur andern Seite hin. Und der Herdeninstinkt, der Nachahmungstrieb! Der Erfolg an den ersten Tischen ist meistens ausschlaggebend für den im ganzen Lokal. Nehmen die ersten Gäste, die du ansprichst, dir ein Heft ab, so öffnen die andern schon ihr Portemonnaie, ehe sie überhaupt wissen, worum es sich handelt. Schütteln sie dagegen den Kopf, dann kannst du sicher sein, im ganzen Lokal einem Kopfschütteln zu begegnen, falls du dich nicht ganz gewaltig anstrengst oder ein Gast gerade in besonders aufgetaner Stimmung ist.

Sascha hat sich schon durch die Straßenfotografie daran gewöhnen müssen, seine starke persönliche Überzeugungskraft für den täglichen Gelderwerb einzuspannen und seinen Widerwillen dagegen zurückzudrängen. Lotts Einnahmen würden kläglich hinter den seinen herhinken, wenn sie nicht das für sich hätte, daß sie eine anziehende junge Frau ist und mit ihrem Intellektuellen-Typ Aufmerksamkeit hervorruft. Und oftmals gibt die harte Selbstüberwindung ihrem verschlossenen Gesicht, ihren gehemmten Bewegungen die Ungelenkheit eines bestraften Kindes, die manchen anrühren mag.

In diesen Stunden, während sie, jeder in einer anderen Gegend, ihre Heftchen von Kneipe zu Kneipe tragen, hat Sascha noch mehr zu überwinden als nur den Abscheu vor dem Hausieren. Wird seine Geliebte bei diesem Gang nicht Beleidigungen ausgesetzt sein? Wird niemand ihr zu nahe treten, kein ungehöriges Wort an sie gerichtet werden? Daß er sie diesem aussetzen muß! Das ist anders als die eine Minute, die sie während des Ständelns – unnötig – in einem Lokal allein blieb. – Er preßt die Zähne aufeinander. Und oft verfinstert dieser Gedanke ihn so, daß er fast abweisend zu den Leuten spricht, die er doch für die Ausgabe eines Groschens gewinnen will. Zuletzt stürmt er wie gehetzt nach Haus. Und während er angstvoll in ihren Zügen forscht, ob neben der Müdigkeit nach der langen harten Anspannung eine besondere Verstörtheit darin zu lesen ist, fragt er in harmlosen Worten nach dem Verlauf ihres Abends. Seine Befürchtung in klaren Worten auszusprechen, hindert ihn eine quälende Scham.

An diesem Abend im früh verdunkelten und stillgewordenen Krankensaal denkt er

aufatmend: Nun, für zwei oder drei Tage hat sie noch genug zum Leben ^[121].

Er dreht sich auf die Seite und preßt Lotts Taschentuch, dessen Duft in dem Lysol- und Karbolgeruch des Saals berauschend stark wirkt, gegen Nase und Mund.

In der ungewohnten, geradezu beklemmenden Öde und Stille der kleinen Kochstube geht auch Lott früh schlafen. Saschas Pelzjoppe, in die sie seine übrigen Kleidungsstücke eingeknüpft hatte, liegt noch auf dem Bett; es ist ja auch weiter kein Platz dafür in der ganzen Bude. Nun zieht sie das Bündel an sich heran; es hat ganz die Form eines menschlichen Rumpfes. Sie packt es neben sich halb unter die Decke und nimmt es in den Arm, zum Trost. Und plötzlich lächelt sie glücklich: des Geliebten geliebter Duft atmet ihr daraus entgegen. Und die Wange fest an den rauhen Stoff der Joppe geschmiegt, schläft sie ein mit glücklichem, trunkenem Lächeln.

Am nächsten Abend kommt Redy einen kleinen Klönbesuch machen. Er kuckt so hin und wieder mal zu ihnen herein, und das ist sicher nicht, weil Sascha sich angewöhnt hat, ihn vor dem Abschied zu fragen: "Vielleicht, Redy, brauchst du ein paar Pfennige?" – "Mein Gott, weißt du..." – Es wird ganz einfach und brüderlich gegeben und ganz einfach und brüderlich genommen. Und wenn es nur fünfzig Pfennige sind, kann Redy sicher sein, daß Sascha für sie beide nicht mehr als das Doppelte zurückbehalten hat.

Das erste Mal ist Lott aber energisch geworden (nachdem Redy fort war). "Nein, das geht ja nun nicht! Statt daß er für sein Kind sorgt – ! Eine Mark! Die Mark hätte ich lieber meiner Mutter geschickt, sie wäre froh gewesen. Daß er sich nicht schämt!"

Da hat Sascha die Jacke vom Haken genommen, ist fortgegangen und erst spät in der Nacht wiedergekommen. Und dann ein ganzer Tag schweigender Gewitterstimmung. Und als Lott sich endlich überwunden hatte und auf eine Auseinandersetzung drang, ist doch jeder auf seiner Position geblieben. Sie will nicht begreifen, weshalb ihr Protest in diesem Fall schlimmer ist als mit Kirch. Sie findet im Gegenteil, sie könne es Kirch kaum übelnehmen, wenn er Geld von ihnen annimmt, Redy dagegen sehr: er müßte für sein Kind sorgen und überläßt es Sascha, und wenn er dann noch von ihm Geld nimmt, beschneidet er damit die schon geringe Möglichkeit, für das Kind etwas zu schicken. Sascha ist empört, sie trotz der früheren Besprechung in ihrer Familienenge beharren zu sehen; und noch mehr, weil sie nicht bis in die letzten Konsequenzen zu begreifen scheint, daß *er Redy nichts* abschlagen kann. Aber nicht das hat ihn am meisten in Zorn gebracht. Ihr "daß er sich nicht schämt" hatte er verstanden als spießiges "von Sascha Geld annehmen"; und er hat die größte Mühe, diesen ersten Eindruck zu korrigieren. Und vielleicht am unertragbarsten ist ihm der Gedanke, Lott könne seine Ausgaben zensurieren wollen, wie die erstbeste Spießerin ihrem ehelich angetrauten Mann, und damit im Grunde seine Handlungen.

Ein bißchen verblüfft denkt Lott: Ja, aber damit, daß du so ohne weiteres über alles verfügst, was wir gemeinsam verdient haben, nimmst du doch mir jede Verfügungsmöglichkeit? Aber sie sagt es nicht, ^[122] wozu die Sache noch komplizieren. Was braucht sie Verfügung über das Geld – ihr liegt am meisten daran, daß endlich der Friede wieder hergestellt wird. Und erschöpft von dem harten Kampf verspricht sie, sich nie wieder ein Einspruchsrecht in Saschas Ausgaben anzumaßen.

Daß zwischen ihnen ein Krach entstehen könnte wegen Redy, haben sie beide nicht für möglich gehalten. Jedenfalls ist die Veranlassung "anders als bei den andern", das macht

¹²¹Im Original: "hat sie noch zu leben".

¹²²Im Original ausgeht: "er ist zu erregt und zu eisern überzeugt von seinem Standpunkt".

die Sache noch erträglich. Leider bleibt er nicht der einzige, aber das nächste Mal hat Lott sofort ihr Unrecht eingesehen. Sie hatte Redy ein Foto der kleinen Frigga gezeigt. "Hast du nicht eins für mich?" fragte er. – "Nee, hab bloß dies eine," und steckte es weg. Harte Vorwürfe hat sie nachher von Sascha bekommen für ihre Herzlosigkeit; sie kann doch hin und wieder nach Hamburg fahren und das Kind sehen! Und zerknirscht steckte sie das Foto in einen Umschlag, mit einigen abbittenden Worten.

Na, von mir wird er nicht hören: "Vielleicht, Redy, brauchst du ein paar Pfennige?" denkt sie, als Redy heute bei ihr sitzt. Für ihn gehe ich nicht Broschüren verkaufen, wenn ich es verhindern kann. Hab genug für ihn getan; zuviel. Aber dies bittere Aufstoßen ist rasch vergessen, und die Stunden gehen sehr angenehm dahin. Bald ist sie ihm dankbar, mit seiner vertrauten Schnodderigkeit ihr tristes Alleinsein aufgeheitert zu haben.

Es ist spät geworden. Lott erhebt sich mit dem herzhaften Gähnen, das man unter alten Eheleuten einander nicht übelnimmt. "Tja, mein Jung, nun mußt du dich wohl so allmählich auf deine Reiterbeine machen."

Er sieht ihr gerade in die Augen. "Ich habe keine Bleibe."

"Du hast –" In der ersten Verblüffung starrt sie ihn ziemlich entgeistert an.

"Hermanns Wirtin hat ihm gesagt, wenn er noch länger einen Schlafburschen mitbringt in sein Zimmer, wie sie das nennt, setzt sie ihn raus."

Sie hat sich rasch gefaßt. "Na, dann mußt du wohl in den Keller gehen."

"Tut mir leid –. Ich hab mich mit Gerd verkracht."

"Ah –?" Kühl sieht sie auf ihn herab, wie er da nachlässig mit übergeschlagenen Beinen im Stuhl lehnt und ihrem Blick mit gelassener Entschlossenheit begegnet. "Und Margot?"

"Margot! Kommt gar nicht in Frage. Du weißt, wie schlecht ich mit ihr stehe die letzte Zeit. Was sie alles über mich schwafelt, da bleibt dir ja die Spucke weg."

Nach kurzem Nachdenken sagt sie resolut: "Hör mal. Mir macht ja das absolut nichts aus, wenn du eine Nacht hier schläfst. Aber dir – möcht ich das ersparen."

"Oh, mir –", mit einer nonchalanten Handbewegung.

Noch einige Sekunden läßt sie ihren prüfenden Blick auf ihm ruhen. Sein Gesicht ist vollkommen gleichmütig. Dann zuckt sie die Achseln. "Na gut. Du hast es gewollt. Bloß, was sollen wir dir denn unterlegen? Es sind ja knapp genug Mäntel und Decken zum Zudecken. Wenn ich wenigstens noch was zum Heizen hätte, verdammt!"

"Unterlegen? Wieso denn unterlegen?"

"Na, du kannst doch nicht die ganze Nacht auf dem Stuhl hocken! Ich geh schlafen."

"Keine Absicht. Auf den Stuhl, um zu präzisieren. Nein, sage mal, hast du etwa gedacht, mich da wie deinen Pinscher vor deinem Bett liegen zu sehen?"

"Wieso Pinscher? Und ob vor meinem Bett oder vor dem Herd – ein anderer Platz ist hier ja leider nicht." Aber sein abwartendes Schweigen sagt ihr, daß mit diesem Ausweichen die Frage nicht gelöst ist. "Nein, Redy, das möchte ich dir nun ja wirklich nicht antun."

"Oh, es genügt vollauf, Leuten das nicht anzutun, was sie selbst nicht wollen. Dahingegen in diesem Falle..."

"Mein lieber Junge," schneidet sie kalt ab. "Es tut mir leid, aber reden wir mal deutlich. Mach dir keine Hoffnung. Von mir aus kannst du hundert Jahre neben mir liegen, ohne daß... Und falls du etwa daran denkst, daß es mir früher gelegentlich mal nicht auf ein großzügiges Geschenk ankam –. Früher konnte ich mir das leisten. Aber jetzt – kein Gedanke. Und du weißt, ich kann verdammt hart sein. Ich will für nichts, für keinen Menschen mein Leben mit Sascha –"

“Gott, gnädige Frau, wozu die großen Töne? Daß du verdammt ungerührt über andre hinwegsteigen kannst, wenn es sich um dein Leben mit dem oder jenem handelt, ist mir bekannt. Aber mit der Zeit geht eben jedes Wehweh mal vorüber. Und so schmerzlich dir das sein mag: auch über die Hexe Lott kommt man mal hinweg.”

Sein Blick ist kalt wie der ihre.

“Also schön. Nach dieser prinzipiellen Stellungnahme beiderseits – ”

Sie hat die Kerze ausgeblasen, ehe sie begannen sich auszuziehen. Aber sie kann nicht den Duft ihres Körpers ausblasen, der auf ihn eindringt, überwältigender mit jedem Kleidungsstück, das sie abstreift und lässig auf den Stuhl wirft. Und nicht die dünne Spur von dem Geruch des Mannes, die zwischen den Decken und Kissen geblieben ist und einen Schauer animalischer Feindseligkeit über seine Haut jagt.

Schweigend liegen sie nebeneinander im Dunkeln. Für zwei schmale Körper ist eine Menge Platz auch in einem einschläfrigen Bett, wenn man sich nicht berühren will. Er hat sich auf seine gewohnte jungenshafte Art auf die Flanke gekringelt, die Beine leicht angezogen, ihr zugekehrt. Und fühlt sich vergehen im Atem ihrer Haut, über den er sowenig hinweggekommen ist wie über das Bedürfnis seiner Haut, zu atmen. Er liegt ganz still. Wie ein Toxikomane erleidet er hundertmal in allen seinen Nerven die Vision ^[123], daß der Körper, der da steif und kalt wie ein Pfahl neben ihm liegt, sich mit vertrauter Hingabe der Biegung seines Leibes einschmiegt, die Trauben ihrer Brüste voll in seinen Händen, und daß sie nichts mehr sind als *ein* warmes Tier.

Sie schreckt aus Schlafverdämmern auf unter der leisen Liebkosung seiner Hand. Schroff streift sie sie von ihrer Brust. “Nein, Redy.”

Er wartet geduldig.

Redy ist so taktvoll gewesen, sich frühmorgens leise von ihrer Seite wegzustehlen. Und so sehr ist noch ihr Körper an den seinen gewöhnt, daß sie es nicht bemerkt.

Als er sich abends wieder einfindet, ist sie nicht übermäßig erstaunt. Schroff stellt sie sich ihm entgegen, so daß er knapp die Tür hinter sich schließen kann. “Du tätest gut, deine Zeit nicht zu verlieren und dir gleich eine Bleibe zu suchen.”

Seine ausgestreckte Hand hängt leer in der Luft und sinkt langsam herab. Seine Züge spannen sich.

“Das ist unnötig, denn ich finde keine.”

“Du kannst zu Margot gehen.”

“Ausgeschlossen. Da geh ich nicht hin. Ich hab dir ja gestern schon gesagt – ”

“Jedenfalls, richtig verkracht bist du ja nicht mit ihr. Und du weißt, wie hilfsbereit sie ist. Wenn du es brauchst, wird sie ohne weiteres – ”

“Natürlich, der hilfsbereite Engel! Aber mir paßt es nicht, aus Mitleid aufgenommen zu werden!” Er späht in ihr Gesicht: die sich vertiefende Härte – soll sie nicht ein ironisches Zucken der Mundwinkel unterdrücken? “Außerdem lebt sie wieder mit ihrem Liesegang, und – ”

“Nein – !” Es ist ein Reflex der Abwehr gegen diese Vorstellung. “Du meine Güte, arme Deern . . . ”

“Jawohl. Und wie. Und du wirst zugeben, daß selbst du mir nicht zumuten kannst . . . ”

“Ich sehe nicht den Zusammenhang.”

“Nein? Na, eins zum andern – lieber latsche ich die ganze Nacht herum.”

“Das ist deine Sache.”

¹²³Randbemerkung im Original: “Halluzination?”

“Du hast Nerven! Du vergißt, daß wir noch lange nicht im Sommer sind. Die Nächte sind verhältnismäßig frisch.”

“Das ist mir vollkommen gleichgültig.”

Blaß und feindlich stehen sie einander gegenüber.

Ich Esel. Ich unglückseliger Esel. Ganz anders hätte ich sprechen müssen. Mit ihr kann man nicht hart auf hart setzen. Diese kalte Gereiztheit beiseiteschieben mit einem warmen Wort...

Und spricht kalt und gereizt wie vorher: “Also – du setzt mich so ganz einfach auf die Straße?”

“Wenn du es so nehmen willst – ohne weiteres.”

“Ich sage dir, ich will Margot nicht anbetteln. Das geht über – ”

Diese Senkung ihrer Mundwinkel, das Heben der Brauen – das ist offener Hohn.

“Ich will dir mal was sagen, Redy: ich bin wirklich nicht mehr für dich und dein Wohlergehen verantwortlich. Das scheinst du noch immer nicht ganz begriffen zu haben.” In ihrem Ton ist die sachliche und beinahe freundliche Entschiedenheit dessen, der einen harten Schlag führen muß.

Das Gefühl maßloser Beraubtheit macht seine Stimme gehässig. “Ich glaubte einmal verstanden zu haben, du fühlst dich verantwortlich für jeden Menschen, dem es dreckig geht. Das hat sich also geändert? Dir ist es gleich, ob ich mir die Nacht auf der Straße um die Ohren schlage?”

Sie geht darüber hinweg, als habe sie es nicht gehört. Sie sieht ihm in die Augen und spricht mit kaltem Fanatismus. “Höre. Was diese Nacht war – das hat *einmal* geschehen können. Und ich *werde es Sascha niemals sagen*. Ich will mein Leben nicht kaputtmachen um deinetwillen.”

In seinen Augen funkelt ein Triumph auf. “Ah – du willst deinen – deinen Geliebten anlügen in einer solchen Angelegenheit? Deinem heiligsten Prinzip untreu werden? Sieh mal an!”

“Ja, ich will meinen Geliebten anlügen in dieser wichtigsten Sache. Und damit hab ich genug für dich getan. Und jetzt laß mich allein.”

Angespannt beobachtet er ihr hartes Gesicht und wagt nicht das Wort zu sagen, das ihm die Gurgel verbrennt: daß es nun ja schon nicht mehr drauf ankomme.

“Redy, wenn du nicht sofort gehst, dann gehe ich. Dann kannst du hierbleiben.”

“Also, das ist dein letztes Wort? Glatter Rausschmiß?”

Mit der Andeutung eines Achselzuckens wendet sie ihm den Rücken.

Er stapft durch die Straßen, wie verbrüht von enttäuschem Hunger. Und will die Stimme nicht hören, die in ihm sagt: Eigentlich in Ordnung ist sie doch. Keine Szene gemacht, keine Vorwürfe. Verdammt teuer wird ihr das zu stehen kommen, so oder so. Bei ihrem Aufrichtigkeitsfimmel... Ah, aber wenn du denkst, ich könnte zufrieden sein mit dem Gehabten – Irrtum, gnä' Frau, Irrtum! Viel schlimmer ist nur alles geworden. Wieder Blut geleck.

Also, auf zu Margot. Letzte Zuflucht der Verstoßenen.

Die übelriechende Finsternis in dem engen Hausgang sinkt ihm auf die Schultern wie ein eisiger Mantel. Immerhin, die Leute, die in dieser Baracke nisten, können mit Recht stolz behaupten, sie wohnen im Vorderhaus, denkt er grimmig, während er sich an der schlüpfrigen Mauer vorwärtstastet. Auf dem Hof ist es kaum heller, so eng ist er zwischen den Häusern eingeklemmt. Aber da oben aus Margots Fenster dringt der dunstige Schein

ihrer Kerze. Wahrscheinlich ist da noch jemand.

Er tappt über die unebenen ^[124] Kopfsteine schräg hinüber, wo die schmale Türöffnung sich beim Näherkommen schwarz im Dunkeln abzeichnet. Da stößt er mit dem Ellbogen heftig gegen etwas, das neben dem Hauseingang steht. "Verfluchte Idioten!" Er tastet danach – . Ah, die Karriole von diesem größtenwahnsinnigen Impotenten! Der hat ihm noch gefehlt! Und wütend gibt er dem leichten Fahrstuhl einen Tritt, daß er über das Kopfsteinpflaster holpert und gegen einen Mistkübel knallt – dem Klang nach zu urteilen.

Wohlig erleichtert durch diesen Ausbruch macht er sich an den Aufstieg im Dunkeln. Da öffnet sich auch schon oben die Tür, Gesprächsfetzen dringen heraus, und jemand beugt sich mit einer Kerze über die wacklige Rampe. Margot, die dunklen Seraphimlocken um das ungesunde Gesichtchen. Im Moment vergißt sie, die blassen Negerlippen über den vorstehenden verdorbenen Zähnen zusammenzuschieben.

"Ah, du bist es," macht sie gedehnt. Und ohne weitere Begrüßung geht sie ihm voraus ins Zimmer zurück.

Da sitzt er, Albert der Überwinder der niederen Instinkte aus biologischem Unvermögen, umgeben von seinem Harem. Auf dem Boden neben ihm ein Mädchen von engelhafter Schöne in einer natürlich anmutigen Haltung, den Arm auf der Bank um sein überschmales Gesäß gelegt. Zwei andere Frauen, auch ganz sympathische Erscheinungen, sitzen zu beiden Seiten auf den rupfenbezogenen Holzsesseln und lassen kein Auge von ihm. Eine schöne, rührende Familienszene, wie für den Fotografen.

"Servus. Bin schon in deine Equipage reingerannt da unten."

Während der Gelähmte sich über den Tisch vorbeugt, um Redy die Hand zu geben, gleitet hinter ihm das Schattenbild seines Profils riesengroß über die abgeblätterte Kalkwand: Mephisto. Die verkümmerten Beine bleiben reglos auf der rupfenbezogenen Bank liegen, wie eine schlecht ausgestopfte, nachlässig hingeworfene Hose. Seine knöchigen Finger haben einen kurzen, harten, direkt aggressiven Griff, als möchte er einem den Arm mit einem Ruck aus dem Gelenk reißen.

In dieser Beleuchtung wirkt der kräftige Oberkörper mit den breiten Schultern und dem imposanten Kopf noch kolossaler als in dem Wägelchen. Das großflächige, hagere Gesicht mit dem vorspringenden Grat der scharfen Habichtsnase hat breite Schatten, und in den tiefliegenden grauen Augen, die kalt sind vor herrischer Skepsis, blitzt der Widerschein des Kerzenflämmchens.

Sonst ist da bloß noch Icke mit seiner unverwüstlichen Berliner Schnauze; bleibt wahrscheinlich da, um nachher beim Transport einen Handschlag zu geben. Und dieser Liesegang lümmelt sich breit auf dem Bett, als der anerkannte Herr des Hauses. Sonst jedenfalls weiter kein Schlafgenosse in Sicht.

Margot steht da, die dünnen Kinderhände vor dem Magen übereinandergelegt, und ihre kugeligen braunen Augen blicken aus den breiten bräunlichen Schattenrändern mit mißvergnügter Frage auf Redy hin, der sich eben, Alberts einladender Geste folgend, in die freie Bankecke klemmt. Er zieht es vor, Margots stumme Frage erstmal zu ignorieren, und wendet sich direkt an Albert: "Ich wollte nicht gestört haben. Wie bemerkten Sie soeben sehr richtig?"

Der hebt die breiten Schultern. "Ach, es ist ja hoffnungslos. Wenn du meinst, daß dies Volk – alle hier in der Bude, du wahrscheinlich nicht ausgenommen, und unser ganzer Kreis in corpore – daß ihr euch die Mühe gebt, auch nur einen Philosophen durchzuackern! Und

¹²⁴Im Original "unegalen" statt "unebenen".

nachher wollt ihr mitreden über transzendente Fragen! Und dann ist es auch danach.”

“Tja, mein lieber Mann – falls du diese Bezeichnung nicht als Beleidigung auffaßt – du hast ja auch weiter nichts zu tun, vergessen wir das mal nicht! Von dir verlangt kein Mensch, deine Zeit und deinen Geist in die Tretmühle der täglichen Notdurft einzuspannen. Soweit ich das beurteilen kann, bist du eigentlich gar nicht so schlecht dran.”

Die hagere Hand spielt lässig mit dem dunkelblonden Seidenhaar des schönen Mädchens, das unter der Liebkosung den Kopf leicht an die unnatürlich schmale Flanke des Mannes schmiegt und mit großen dunkelblauen Augen träumerisch ins Kerzenlicht starrt. “In der Tat, mein Junge. Ich würde mir leid tun, wenn ich das jemals dächte oder es jemandem zu denken gäbe.” Sein distanzierender Ton ist beinahe arrogant. “Wir kennen uns ja kaum, aber du scheinst mir ein leidlich intelligenter Kerl. Deine erste Bemerkung hat mir gefallen. Na, ich sehe, daß ich nach wie vor Gesprächsthema bin und daß du auf dem laufenden bist. Soweit du die Bezeichnung Mann auf die tierischen Funktionen beschränkst, mit denen eure normale Konstitution euch knechtet – ich bin glücklich, aus eurem Tierreich ausgeschlossen zu sein.” Er spricht in der fließenden Art dessen, der nicht zum erstenmal seinen Standpunkt auseinandersetzt. “Was andere, weniger schmutzige Freuden nicht ausschließt.”

Das schöne Mädchen senkt langsam die langen Seidenwimpern mit dem Ausdruck einer Katze, die sich an süßem Rahm sattgeschleckt hat, und die beiden andern Frauen lehnen sich stolzer in die hölzernen Arme ihrer Sessel, die eine mit dem Ausdruck süffisanten Triumphs, die andere mit jener Art heimlicher Verzückung, wie Redy sie an den Frauen sah, die vor Jahren dem Heiligen überallhin und selbst ins Bordell folgten.

“Ich möchte nun ja wirklich nicht zu dem reichlich ausgeleierte Bibelscherz von den Reinen und den Schweinen greifen . . . ”

“Dessen du dich in der Tat besser enthältst. Denn das wäre in diesem Fall, wie die Franzosen sagen, bonnet blanc et blanc bonnet. Zu deutsch, saftiger ausgedrückt : Jacke wie Hose.”

“Was die Saftigkeit anbelangt – ”

Da fällt die Verzückte, die Redy oberflächlich als Else bekannt ist, überstürzt ein : “Überhaupt, jeder Mann sollte sich schämen, wenn er bloß Mann genannt wird wegen – wegen – na, wegen der Sexualität! Als wenn das die Hauptsache wäre! Der Geist – das ist das wahre Reich des Mannes.” Sie ist heftig errötet und schweigt mit einem hilflos fragenden Blick auf den Gelähmten. Die andere kommt ihr zur Hilfe, aggressiv gegen Redy gerichtet : “Natürlich, es ist bequemer, sich in Schweinereien zu sühlen wie jeder Hund auf der Straße! Und darauf seid ihr noch stolz, natürlich, und das ist eure ganze Männlichkeit! Statt euch geistig anzustrengen und – eben, statt euren Wert da zu beweisen, wo es auf wirklichen Wert ankommt. Und das ist eben im Reich des Geistes. Aber natürlich, das ist euch nicht bequem genug!”

“Und was ist das Reich der Frau?” fragt Redy perfide.

Mit dem halben Lächeln lehrerhaft wohlwollender Ermutigung ist Albert den Worten der beiden gefolgt. “Das Reich der Frau?” nimmt er auf und weist auf das schöne anbetende Mädchen neben ihm auf dem Boden. “Da – ”

“Hoho!” grölt Liesegang mit belustigter Zustimmung vom Bett her, und Icke zieht den Mund von einem Ohr zum andern.

“Oder wenn ich es in Worten ausdrücken soll,” fährt Albert fort, “ihre Aufgabe ist, das Reich der Sinnenfreude so zu gestalten, daß wir die Tristitia post nicht kennen, die eine Angelegenheit des Tieres ist.”

Margot, die diese Ausführungen sicher nicht zum ersten Mal hört, schüttelt mit dem duldsamen Lächeln einer großen Schwester den Kopf. Sie hat während des Gesprächs Redy beobachtet: die breiten Kiefer, die unter der dünnen Decke der mageren Wangen unablässig aufeinandermahlen, und die resignierte Faltung der langen, vollen Lippen, die die Mundwinkel nach unten zieht. Jetzt fragt sie mit halbem Entgegenkommen: "Und wie geht es dir, Redy?"

"Mir?" Er sieht schräg zu ihr hin. "Gott, ich bin gerade in einer Mondscheinpromenade begriffen."

"Mondscheinpromenade?" macht Icke gedehnt. "Vaschteh ick dir richtig? Det heeßt: du hast keine Bleibe!"

"Außerordentlich scharfsinnig erfaßt. Aber für einen großen Geist, bekanntlich..."

"Ja, Redy –" Margots Reserve macht einer leicht gönnerhaften Wärme Platz. "Du weißt, wenn du es nötig hast –"

Icke beugt sich interessiert vor. "Is det bloß für heute oder uff de Dauer, det de keene Bleibe hast? Weil, wenn du überhaupt nicht weißt, wohin –. Wat meenst de, Marjot?" Und er deutet gegen die Zimmerdecke, aus der schwärzliche Sparren und verfaultes Stroh herabhängen.

"Ah –?" macht sie überrascht und zweifelnd. Und anfangs zögernd und allmählich immer angeregter berichtet sie, daß der alte Bettler, der so lange über ihrem Zimmer auf dem Boden hauste, vor einigen Tagen gestorben ist. Das hätte sonst wohl wochenlang kein Mensch bemerkt, und die Leiche hätte da oben verfaulen und verschimmeln können; aber Margot war es gewohnt, daß er jeden Vormittag mal nach der Uhr fragen kam, wohl wegen der Volksküche, und so ist es ihr aufgefallen, daß er sich mehrere Tage nicht sehen ließ. Sie ist dann mit Liesegang hinaufgestiegen, der Alte konnte ja krank sein und Hilfe nötig haben. Da war er schon tot.

Sie hat es seitdem täglich mehrmals erzählt, aber sie läßt sich wie am ersten Tag von ihrem gefühlvollen Schauder mitnehmen.

Ja, und dann sind Leute gekommen und haben die Leiche abgeholt und gesagt: wenn es nötig wäre, würde da oben desinfiziert werden. Aber seitdem hat sich niemand mehr sehen lassen. Gestern sind Liesegang und Icke und noch ein paar Jungens raufgestiegen, um die Sache zu besichtigen, und haben den Strohsack wie gepflastert gefunden mit lauter Pfennig- und Zweipfennigstücken.

"Ja, 'n Schatz hat er da nich jade uffjespeichert," setzt Icke nun fort, "aber immerhin, paar Märkerchen sind doch zusammengekommen. Na, da haben wir denn 'n kleenen Leichenschmaus abjehalten und an det arme olle Luder jedacht. Und der Tee, den ihr da jetzt trinkt, der is ooch noch davon. – Um das Loch da oben kümmert sich garantiert kein Mensch mehr, Hauswirt gibts nicht, diese Häuser gehören dem Staat und sollen seit Jahren abgebrochen werden – na, und bis dahin kann man sicher noch jahrelang ungestört da oben wohnen."

"Na, jahrelang –! Du meinst es wirklich gut mit mir."

Icke wird immer angeregter. "Na, du oder ein andrer; garantiert sturmfreie Bude, sag ick dir! Da könntest dir ja sojar anmelden, wat, Marjot? Natierlich mißt er bei dir jemeldet sind. Ick kenne det, von wejen keene Bleibe – jemeldet mußte sind, sonst schikanieren se dir, dat dir de Zunge kilometerlang aus 'n Halse hängt."

Margot hat eine Kerze vom Bord genommen und zündet sie an. "Erstmal kannst du dirs ja mal ansehen." Und hinter ihrem schwächtigen Körperchen mit den kantigen O-Beinen klettert er die Hühnerstiege zum Boden empor.

Oben sieht er sich schweigend um.

Das schmale Lichtflügelchen der Kerze biegt sich, duckt sich und flattert ängstlich im Zugwind von Gottweißwoher. Der spärliche Schein huscht unruhig über die altersgeschwärzten, spinnwebverhängten Dachbalken; breite Schatten beben wie aufgescheuchte, undeutliche Lebewesen.

“Ja, und da – ” Margot läßt das Licht über den Strohsack auf dem Boden tanzen. Eine zerrissene dunkle Decke und allerhand undefinierbares Gelumpe liegt daneben.

“Von Stufe zu Stufe – ” Redy verzieht sarkastisch den breiten Mund.

“Wie? – Ach so, ja – das – ” Margot nimmt die Kerze wieder vor sich in ihre beiden Hände und blickt nachdenklich darauf nieder. “Ja, Redy, schließlich – *du* hättest es ja nicht nötig, nicht? Bei dir kann man doch wahrhaftig sagen, daß es dein freier Wille ist, wenn du so – ”

“Ach Menschenskind, du machst mich Scheibenhonig klickern mit deinem freien Willen!”

“Naja, du brauchtest dich doch bloß wieder bei deiner Zeitung sehen lassen, du brauchtest dich doch bloß ein bißchen aufraffen und endlich wieder anfangen zu arbeiten!”

“Brauchte bloß – brauchte bloß! Ich brauchte bloß eine anständige Bude, und für eine Weile die Fressage gesichert, und das Hemd anständig gewaschen, und nicht so eigenhändig unter der Wasserleitung bei dem und jenem, der es mir gütigst gestatten will! Daß man sich fühlt wie ein Mensch! Dann kannst du mir mit Arbeit und Zeitungen kommen!”

“Redy – ” Ihre Stimme ist warm geworden, und ihre braunen Augenkugeln glänzen feucht im Schimmer der Kerze, die sie mit der Hand beschirmt. “Hast du vergessen, daß ihr das alles auch nicht hattet, als ihr nach Berlin gekommen seid? Du hast mir doch selbst erzählt, wie Lott eine Nacht im Wartesaal diese Sache geschrieben hat – also wunderbar, ein Kunstwerk, ich hab es ja nachher gelesen. Und am nächsten Tag hat die ‘Welt am Montag’ euch das abgenommen, und damit wart ihr bei den Zeitungen dran. Und wie ihr euch rausgerappelt habt!” Plötzlich lächelt sie. “Wir hätten uns ja überhaupt niemals kennengelernt, wenn das so weitergegangen wäre.”

Redy hat angefangen, auf den dick verstaubten Bohlen hin- und herzuwandern mit seinem schweren, weiten Schritt. “Das ist es ja!” schreit er gereizt. “Und die Fortsetzung kennst du ja auch!” Seine Stimme fällt zurück in ihre gewohnte knarrende Überlegenheit. “Nee, mein Kind, diese Fortsetzung hat mir, entschuldige das harte Wort, die Flügel gebrochen. Keinen Mumm mehr.” Er zuckt resigniert die Achseln.

Mit zögernden Fingern knetet Margot den glasig weichen oberen Kerzenrand. “Weißt du, Redy, wir brauchen doch nicht um den Brei herumreden. Mir scheint, vorher hast du dich auch nicht gerade totgearbeitet.”

“Ich kann nicht auf Kommando arbeiten,” wirft er schroff hin, ohne seinen Schritt anzuhalten.

“Wer hat dich denn kommandiert? Und Lott kann es? Nein, Redy, Lott steht mir nicht näher als du, aber das mußt du zugeben: Lott ist ein Mensch, der sich selbst kommandiert. Und das – ”

“Meine liebe Margot – ” Er pflanzt sich breitbeinig vor ihr auf, die Hände in den Taschen. So von unten her beleuchtet, wirkt sein Gesicht wie das eines Mongolen. “Solltest du die geschmackvolle Absicht haben, mir deinen Palace hier bloß mit Begleitung von Moralpauken zu überlassen...”

“Mein Gott, Redy – ” Ihr schießt das Wasser in die Augen, und mit einem Seufzer wendet sie sich der Treppe zu.

“Heute nacht schläfst du wohl am besten noch unten,” sagt sie über die Schulter zurück. “Dann mistest du morgen hier erstmal aus. Wenn du dir einen neuen Strohsack anschaffen könntest, das wär doch appetitlicher.”

Vorsichtig klettert er hinter ihr die Stiege hinab. “Anschaffen wird groß geschrieben, teuerste Freundin. Wenn du mir sagen könntest, wo ich eine diesbezügliche Anleihe aufnehmen kann . . . ”

Kapitel 7

Nach vierzehn Tagen ist Sascha wieder zu Haus.

“Das ist ja schlimmer als Gefängnis!” sagt er entrüstet.

Was geschehen ist? Nun, das ist geschehen, daß es in allen Strafanstalten zusammengekommen nicht so viele Verordnungen und Verbote gibt wie in einem einzigen deutschen Krankenhaus und daß Sascha das nicht ertragen kann. Zum Beispiel: Kartenspielen ist aufs strengste verboten, als sei es der Abgrund der Immoralität. Schließlich ist es ein Krankenhaus für erwachsene Männer und kein Nonnenkloster! Und die Leute sind freiwillig da! Du meine Güte – wenn er daran denkt, wie er manchmal stundenlang im Gefängnishof Karten gespielt hat – all die armseligen Kostbarkeiten, die ein Gefangener besitzt, hat er verspielt, bis auf die Lederriemen, die unter die Kettenringe gelegt werden, damit sie die Gelenke nicht durchscheuern. Ja, so war es im Gefängnis – und im Krankenhaus wirst du dafür bestraft. Natürlich, Sachen können im Reglement verboten sein und sie werden trotzdem getan, und man läßt es geschehen. Aber diese Schwestern kriechen mit einem wahren Sadismus jedem Verstoß hinterher.

“Na – na,” macht Lott belustigt und beschwichtigend.

“Du glaubst es nicht? Es ist so, das sage *ich* dir! Als wenn Leben und Gedeihen der Kranken und ihr eigenes abhängen von jedem i-Tüpfelchen des Reglements.”

Karten gespielt hat Sascha nicht, obgleich das Verbot genügt hätte, um ihm wieder Geschmack daran zu geben. Er hat Schach gespielt mit einem andern Kranken, der dazu aufgestanden ist und sich auf Saschas Bett gesetzt hat. Und das hätte er nicht dürfen. “Du hättest gehört, wie die Schwester auf den Mann geschrien hat! Das ist jetzt der dritte ‘Verstoß’, einmal hat er Karten gespielt und ein andermal hat er ich-weiß-nicht-was – und jetzt wird er rausgeschmissen! Stell dir vor, rausschmeißen einen kranken Mann, ganz egal sein Zustand – le règlement avant tout!” Sascha hat der Schwester einen Krach gemacht, und dann ist er zum Arzt gegangen und hat ihm gesagt, er wäre ihm sehr zu Dank verpflichtet, aber da sei diese Geschichte passiert, er habe den Mann veranlaßt aufzustehen, und deshalb sei es gerechter, daß er statt seiner fortgehe. Der Arzt meinte begütigend, das ließe sich schon noch einrenken, man würde eben nochmal ein Auge zudrücken, obwohl dieser Kranke... Darauf hat Sascha ihm lächelnd gesagt: “Stellen Sie sich vor, Sie müßten liegen in so einem Saal, und alle administrativen i-Tüpfelchen kratzen an jeder Ihrer Bewegungen und an Ihrem freien Willen, wie die Läuse. Ah – ? Sehen Sie, das erscheint Ihnen unmöglich. Nun – für mich ist es unmöglich auch.”

Schließlich ist alles noch ganz gut herausgekommen. Seinem Schachpartner wird nichts geschehen. Und ohne daß Sascha etwas darüber gesagt hätte, hat der Arzt ihm versichert,

daß die Polizei auf keinen Fall von ihnen aus über sein Fortgehen aus dem Krankenhaus ^[125] benachrichtigt wird.

Der kurze Aufenthalt im Krankenhaus hat doch seinen Nutzen gehabt: es ist festgestellt worden, daß er Magengeschwüre hat; von Operation will er nichts hören, aber er weiß wenigstens, welche Diät er einhalten muß, um die Schmerzen zu vermeiden oder doch erträglicher zu machen.

“Nun, sei mir nicht böse, Geliebte meine. Mich selbst in Gefängnis geben, nur weil ich will nicht gezwungen sein, Deutschland zu verlassen ohne dich – das ist keine gute Lösung. Und solange die Polizei glaubt mich im Krankenhaus, bin ich frei. Und nachher müssen sie mich auch noch wieder finden erst.”

Lott ist erleichtert, daß er jedenfalls in gutem Einvernehmen mit dem Arzt fortgegangen ist. Die waren immerhin sehr nett und verständnisvoll, auch der Chefarzt.

Sie erinnert sich an die drollige Szene, als sie am Tage nach Saschas Eintritt ins Krankenhaus den Chefarzt aufsuchen ging. Vom andern Ende des stillen, spiegelnden Ganges kam ihr Viktor Hilprecht entgegen, der Medizinstudent, mit dem Lulu seit einiger Zeit lebt; Lulu mit den aparten Kleidern und dem Genre “kindliche Nutte”. Sie grüßten sich freundschaftlich von weitem mit der Hand, und dann hatte Lott die Tür gefunden, die sie suchte. Aber ehe sie anklopfen konnte, sah sie Viktor so heftig mit den Armen flügeln, daß sie einhielt und ihn erwartete, der in langen Schritten angehastet kam. Vielleicht hatte er ihr was Aufregendes zu erzählen.

“Unglückliche, das ist das Zimmer des Chefarztes!”

“Eben, den suche ich gerade.”

“Den Chef – !”

“Naja, ich muß Sascha jeden Tag besuchen, und man hat mir gesagt, eine solche Erlaubnis kann nur der Chefarzt geben. Umständlich und bürokratisch wie die Deutschen nun mal sind . . . ”

In komischer Fassungslosigkeit starrt er sie an: da steht sie so gleichmütig, als wolle sie ihren Portier fragen, ob ein Brief für sie angekommen ist. “Na, da hat man dir ja schön was gesagt! Solche Erlaubnis gibts überhaupt nicht! Für Saalkranke noch dazu! Und für sowas kannst du doch den Chef nicht so einfach stören!”

“Wieso?” Ihre Verständnislosigkeit ist nicht geringer, nur wirkt sie sich dahin aus, daß sie den reservierten Hochmut ihrer Haltung vertieft.

“Na, du wirst ja sehen!”

Sie zuckt mit den Achseln, klopft kurz, und auf ein “Herein” öffnet sie und tritt ein.

Viktor lehnt sich ins Fenster, der Tür gegenüber. Das will er sich doch ansehen, wie die da wieder rauskommt. Unsereins kann sie wohl imponieren mit ihrer Großschnauzigkeit, aber – . Und wenn sie noch gekleidet wäre wie eine Dame der ersten Kreise, dann vielleicht, mit ihrem Benimm – . Überhaupt keinen Maßstab. Den Chef – ! Sie “muß” Sascha besuchen!

Er muß etliche Minuten warten. Dann erscheint sie wieder, mit derselben kühlen, selbstbewußten Gelassenheit, wie sie eintrat. Aber ein Papierchen hat sie nicht!

“Na – ? Was hat er gesagt?”

“Ah – du bist noch da? Gott, ich hab ihm gesagt, daß wir Schriftsteller sind und dementsprechend anders organisiert als das Gros seiner Patienten, und folglich – ”

“Und er?”

¹²⁵Im Original “aus dem Krankenhaus” gestrichen.

“Naja, er hat seiner Jungfer da, seiner Sekretärin gesagt: Schreiben Sie so und so. – Da – ” Sie holt das gefaltete Papier aus der Handtasche.

Also die Zeit hat sie ihm auch noch genommen, das säuberlich zu falten und wegzustecken. Nein, also das grenzt an – . Aber nicht zu leugnen: Unterschrift, Stempel – alles. “Und wie hast du denn das – ihr habt doch zwei verschiedene Namen?”

Sie zieht die Brauen hoch. “Natürlich hab ich gesagt: ‘Mein Mann’, und ich hab ihm auch erklärt, daß wir in Gewissensehe leben. Ein schönes Wort, Gewissensehe, hab ich wirklich sehr gern.” Und dann kommt ein naiver Triumph in ihren Ausdruck: “Und falls es dich interessiert: er hat ‘Gnädige Frau’ gesagt. Jawohl!”

Sascha ist es nicht sehr lieb, daß Lott für den Tag nach seiner unerwarteten Heimkunft eine Einladung angenommen hat. Zu einem jungen Mädchen, das ihr gut gefällt. Sie hat sie bei dem jungen Stadtarzt kennengelernt, als dessen Assistentin sie fungiert. Seitdem hat sie Lott schon zweimal besucht, und jetzt hat sie darauf bestanden, daß Lott auch einmal zu ihr kommt. Gerd kennt sie, er nennt sie die Weiße Maus. Sie ist in der Tat weich und mollig, sehr weißhäutig und hellhaarig, mit spitzen weißen Mausezähnen hinter den sanftgeschwungenen, zartroten Lippen; aber Lott hat den Eindruck, daß sie sich beharrlich durchzubeißen versteht, wenn sie sich etwas vorgenommen hat, und der sanfte Mund weiß die nettesten Bosheiten zu sagen. Und obwohl sie aus sehr gutem Hause ist und das umsorgte einzige Kind, ist sie durchaus nicht “zipp”.

Lott ist kindisch froh, mal für eine Weile in kultivierte Umgebung zu kommen. Sie selbst sieht allerdings alles andere als kultiviert aus, seit das milde Wetter den Wintermantel zu einer Last macht. Nun, sie wird dann eben nach ihrer Gewohnheit das mangelnde Aussehen mit Selbstsicherheit ersetzen. Am liebsten hätte sie Sascha mitgenommen, man ist ja nicht mehr in konventionellen Beziehungen. Aber Sascha ist keiner, der sich mitnehmen läßt.

Um zehn Uhr ist sie fortgegangen. Die Stunden verrinnen, und Sascha wird ungeduldig, aufgebracht, dann unruhig. Um zwei Uhr schaut Hannes herein, der am heutigen Besuchstag ins Krankenhaus gegangen ist und dort erfuhr, daß Sascha wieder zu Haus ist. Für Sascha ist es eine Erleichterung, in seiner Muttersprache reden zu können. Um vier Uhr steht er auf und greift nach seiner Jacke: “Nein, das ist unmöglich. Sie kann nicht sechs Stunden bei einem fremden Menschen sitzen. Ihr ist etwas zugestoßen. Und ich weiß nicht die Adresse – . Höre, Hannes: wir gehen zur Polizeiwache, und da fragst du, ob irgendein Unglücksfall passiert ist.” Er ist blaß.

Als sie den breiten Platz vor dem Ostbahnhof überqueren, kommt Lott ihnen entgegen. In einem eleganten grauen Kostüm, aus dem eine weiße Bluse hervorschimmert, Pumps an den Füßen, und hinter ihrem gewohnten ernsten Gleichmut spürt man eine angeregte Frische und, wie sie mit ihrem ganzen Körper ihre neue, elegante Kleidung genießt. Bei Saschas Anblick errötet sie leicht, mit der glücklichen Befangenheit der Frau, die nicht oft ihrem Geliebten in einem schönen neuen Anzug entgegentritt.

Unermeßliche Erleichterung durchströmt ihn. Und dann bleiben seine Augen entzückt auf ihrer ungewohnten Erscheinung ruhen. Wie schön sie ist! Mit beiden Händen möchte er von der Achsel abwärts langsam diese Linie auskosten... Aber dann spürt er wieder in allen seinen Nerven die seit Stunden ausgestandene Angst, die noch wie ein Trümmerfeld in ihm lastet.

“Woher kommst du?”

“Na, von da, von der Weißen Maus, es war wirklich sehr nett.” Ein wenig unsicher:

“Und sie hat mir dies alles geschenkt, es sind aber nicht ihre Sachen, sie hat sie sich von andern geben lassen, die wir gar nicht kennen – ”

Er hört schon nicht mehr. “Es war wirklich sehr nett” ! Blödling, der er ist – Höllenqualen hat er ausgestanden stundenlang, sie tot, in schrecklicher Weise verstümmelt geglaubt !

Hannes, der ein Gewitter heraufziehen fühlt, verabschiedet sich hastig.

Kaum sind sie oben, da bricht er aus. Schneidend und ohne die Stimme zu erheben. “Du rechnest nicht mit mir ! Du hast da sitzen können Stunden über Stunden und es sehr nett haben – . Du hast nicht gedacht, daß ich mich ängstigen werde um dich ? Du rechnest nicht mit mir ? ”

Er streckt sich auf dem Bett aus, die Faust unterm Kopf, und starrt vor sich aus dem Fenster. Blödling, sagt er sich immer wieder. Blödling. Nicht nur einmal hat er ein interessantes Gespräch mit Kirch oder Gerd abgebrochen: “Nein, ich muß laufen. Lott wird sich da ängstigen.” Zum Teufel – sie wird mich lehren, wie ein wahrhaft freier Mensch handelt ! Und dies verliebte Entzücken vorhin bei ihrem Anblick ! Hat sie ihn denn schon unter ihrer Schürze ? Ah, mein Kind – so weit sind wir noch nicht – und werden nie so weit kommen.

Sie hat ihm kaum etwas zu entgegnen gewußt. Wie soll sie auch einer so feindlichen Haltung gegenüber erklären, daß sie vor allem deswegen so lange dageblieben ist, damit die geschenkten Kleider und das genossene Bad möglichst nebensächlich erscheinen in dem langen Besuch ?

Sie sitzt auf dem einzigen Stuhl, neben dem blechnen Nachtschränkchen, das hinter dem Kopfende des Bettes steht. Ihre Fußspitze reibt mechanisch die Kante des Herdes. Sie ist voll Groll und Auflehnung. Das ist ja gerade, als sei sie zehn Jahre jünger und habe mit ihrer Mutter zu tun, die sich auch immer ängstigte, wenn sie nicht auf die Minute zu Hause war ! Gewiß, sie war rücksichtslos, das sieht sie ja ein. Ein liebevoller Vorwurf, und sie wäre windelweich gewesen. Aber eine solche Katastrophe davon zu machen ! Na, die paar Stunden in gepflegter Umgebung wird sie teuer bezahlen müssen, denkt sie aufrührerisch.

Kein Wort fällt, sie bewegen sich kaum. Die Zeit schleppt sich wie mit Blei beladen. Und jede Minute läßt ihre bleierne Last auf ihrem trotzigem Herzen zurück.

Du bist eine Verhärtete, daß du keine Reue empfinden kannst. Du bist doch an dieser Stimmung schuld, du hast ihn stundenlang leiden gemacht. Wenn du nicht fähig bist, das einzusehen, mußt du dich eben für deine Reuelosigkeit bestrafen.

Auf dem Nachtschränkchen, neben ihrem Ellbogen, liegt eine Rasierklinge. Lautlos und mit gemessenen Bewegungen knöpft sie ihre neue Bluse auf, schiebt Unterkleid und Hemd beiseite und ritzt etwas über der Brustwarze einen langen horizontalen Strich über die linke Brust. Nicht viel tiefer als die Haut, sie hat nicht die Absicht, sich zu verstümmeln. Und sie kennt sich : sie fürchtet dermaßen körperlichen Schmerz ! Und noch einen etwas höher – noch einen – aus sieben oberflächlichen Schnitten perlt das Blut. Mehr kann sie nicht machen, sonst würde es im Ausschnitt zu sehen sein. Sie handelt durchaus nicht in delirierender Verzweiflung, kalt und umsichtig beurteilt sie, wie weit sie noch gehen kann. ^[126] – Es tut noch nicht weh genug. Und sie macht noch sieben vertikale Schnitte darüber. Ein ganzes Netz, in dessen Maschen sich das Blut rasch in dicken Tropfen sammelt, ehe es herabquillt. Aber es schmerzt noch immer nicht genug. Da steht auch das Salzfüßchen. Mit einer Hand spannt sie die Haut, um die Risse klaffen zu machen, sie streut Salz darauf und reibt es hinein mit gehaltenen Bewegungen, damit Sascha nicht

¹²⁶Im Original gestrichen : “Genau die richtige Einstellung des Erziehers, der strafen muß.

aufmerksam wird. Nun steht die Brust in Flammen. Sie könnte noch mehr ertragen, aber sie läßt es genug sein: wenn sie diesen Schmerz sorgfältig unterhält, ist es schon eine ganz ordentliche Strafe. Sie muß sich auch vor Komplikationen hüten – mein Gott, wenn sie das einem Arzt zeigen müßte, das wäre peinlich zum Sterben! Und sie bückt sich und holt aus dem Nachtschränkchen die Schachtel mit den sauberen Verbandlappen und legt ein zusammengefaltetes Stück altes Leinen auf die ganze Geschichte.

Bis in den grauen Morgen hat sie da ruhig auf ihrem Stuhl gesessen und von Zeit zu Zeit den nachlassenden Schmerz erneuert. Mit Salz, mit Paprika, mit Zitronensaft oder Kölnisch Wasser. Dir werd ichs schon zeigen!

Daß sie nicht einsehen kann, was für ein schrecklicher Mensch sie ist, Sascha so gedankenlos gepeinigt zu haben – dafür kann sie sich gar nicht genug strafen. – Und wieder greift sie nach dem Paprikabüchsen und reißt das angeklebte Tuch von dem glühenden Sieb auf ihrer Brust.

Oh mein Gott, und die vorige Nacht waren wir so glücklich!

Vormittags bekommt Sascha einen Stadtbrief und geht fort. Er geht meistens für halbe Tage weg, wenn sie überworfen sind, sonst wäre es einfach nicht zu ertragen für beide. Nur, wenn er zurückkommt, ist die Stimmung unverändert dieselbe wie sie vorher war.

Nach Stunden hört sie seinen Schlüssel in der Wohnungstür.

Mit seinem raschen Schritt geht er auf sie zu und sieht auf sie herab, die auf dem Bett liegt.

“Ich habe Nachricht von Rachill.”

“Von Rachill – !”

Hastig richtet sie sich auf und läßt die Beine vom Bett herunter. Und wie er dies eben noch so unglückliche Gesicht sich jäh verwandeln sieht, zieht er sie empor und küßt sie flüchtig auf den Mund. “Ach du, Kind!” Aber seine Züge behalten ihren tiefen Ernst.

“Höre – ”

Er zieht aus der Tasche eine aufgerissene Tüte von grobem, graubraunem Papier, faserig und holzig. Lott erinnert sich: am Ende des Krieges gab es solche schlechten Tüten. Er setzt sich neben sie auf den Bettrand, glättet das Papier auf dem Tisch und starrt lange wortlos darauf nieder, den Kopf in die Hand gestützt. Von Rand zu Rand ist das Papier mit engen Bleistiftzeilen bedeckt, und an einer Ecke ist noch einiges quer darübergeschrieben.

Ein Genosse, der sich über Schweden nach Deutschland retten konnte, ist zu Michael gekommen, der von Berlin aus die Verbindung mit den russischen Genossen aufrechtzuerhalten sucht, und hat dies mitgebracht. Er hat auch noch manches mehr erzählt als das, was Rachill schreibt. Über sie, über die noch lebenden Genossen, über das Leben drüben.

Sie ist jetzt freigelassen aus dem Konzentrationslager auf den Solowetzky-Inseln. Das schlimmste Lager, das es gibt in Sowjet-Rußland. Vier Jahre hat sie da zugebracht mit ihrem Kind. Etwa ein Jahr, nachdem Sascha vor dem Todesurteil geflüchtet war, hat man sie interniert, als Repressalie gegen ihn. Das Kind war damals zwei Jahre alt. Im letzten Jahr hat sie im Lager Büroarbeit gemacht, da war es schon nicht mehr so schlimm. Jetzt ist sie frei, aber als Konterrevolutionärin hat sie keine Arbeitserlaubnis und damit keine Lebensmittelkarten, keine Wohnberechtigung. So zieht sie unستet mit ihrem Kind durch das Land. Die wenigen Genossen und Freunde, die noch in Freiheit sind, nehmen sie auf, so lange sie können, helfen ihr, wie sie können, selbst bedroht von Tag zu Tag. Senja, mit dem sie kurz vor ihrer Internierung ihr Leben vereinigt hatte, ist jetzt zum zweiten Mal

im Gefängnis. Sie hofft, daß er doch einmal wieder frei wird. Dies zweite Mal ist ja nicht wegen revolutionärer Arbeit – oder wie die Bolschewiken sagen: konterrevolutionärer –, die ist ja schon seit Jahren unmöglich. Sondern weil er in einer Belegschaftsversammlung, die den freiwilligen Verzicht auf einen Tageslohn beschließen sollte, gesagt hatte: das sei praktisch unmöglich, denn dann müßten sie alle Hungers krepieren. Allerdings, das ist ja konterrevolutionär. Der kleine Dodik ist ein übersensibles, übernervöses Kind, über sein Alter gereift durch die Dinge, die er hat erleben müssen. Aber wenn sie ihn nicht hätte – er ist alles, was sie noch am Leben hält.

“Ja, da – ” Mit einer behutsamen Geste holt Sascha zwei Fotos heraus und legt sie neben das graue Stuck Tütenpapier. Schlechte “Fotografen-Fotos”. Nur er kann in dem bis zur ausdruckslosen Leere retuschierten Gesicht der Frau die vertrauten, geliebten Züge wiederfinden. Auf dem Bild des Kindes dagegen hat der Fotograf die ganze mitleidlose Schärfe gelassen, mit der der armselige, schlechtsitzende Anzug in die Augen springt: die Falten des zu weiten Hemdes auf dem dünnen Körperchen und das schlotternde Trägerhöschen, dem man ansieht, daß es aus hartem Stoff und ohne Schnittmuster selbstgeschneidert ist. Aber sehr trotzig und verwegen steht der kleine Kerl da auf leicht gespreizten stakigen Beinchen, an denen die Kniee am dicksten sind. Die kurze, vorgewölbte Unterlippe, von eigenwilliger, frühreifer Festigkeit und beinahe von Skepsis gezeichnet, und die immensen dunklen Augen – ein Ausdruck ist in dem zarten Kindergesicht, der wehtut. Er erinnert Lott an den unvergessenen Blick ihres ersten Kindes, bevor es starb: als habe es alles Leid der Welt erlebt und alles verstanden.

“Warum ist sie nicht gekommen damals vor fünf Jahren, wie ich habe sie gebeten! Wenn ich wüßte, wie ihr zu helfen – mein halbes Leben würde ich dafür geben. Aber Michael sagt, es ist keine Möglichkeit jetzt, irgendetwas hinüberzubringen. Und er hat die besten Verbindungen. Später vielleicht, meint er.”

Sie sitzen schweigend.

“Oh mein Geliebter, dafür hätte es sich gelohnt, jeden Abend mit Broschüren zu gehen!”

Nachts, schon in halbem Schlafverdämmern, stößt seine streichelnde Hand gegen das zusammengelegte Leinen auf ihrer Brust. Achtlos will er es wegschieben, der angeklebte Stoff widersteht.

“Was ist das?”

“Das – ach, nichts.” Sie wird brennend rot in der Dunkelheit. Das hat sie nicht bedacht. “Ich hab mich da bloß ein bißchen geschrammt.” Dabei nimmt sie seine Hand wie spielend und schiebt sie einladend tiefer hinunter.

Seine Finger machen sich frei und tasten unter den Verband, spüren Schorfiges.

“Mach Licht!” befiehlt er heftig und setzt sich auf.

Er wird blaß bis in die Lippen, als er sieht, wie sie sich zugerichtet hat.

“Aber es ist ganz sauber, siehst du, nichts wird passieren,” hastet sie heraus. “Ich hab es immer mit Kölnisch Wasser – ”

“Du bist wahnsinnig – ” sagt er langsam in tiefem Entsetzen. “Warum hast du das getan?”

“Ich wollte mich strafen – ” kommt es hilflos zurück.

“Sollst du nie wieder so etwas tun! Sollst du nie wieder Hand an dich legen! Du mußt es mir versprechen, Dorogaja maja. Ernst und heilig.”

“Ich versprech es dir, Saschenka, ernst und heilig. Aber da brauchst du keine Angst

haben, was Ernsthaftes werd ich mir nie antun. Viel zu feige.”

“Aber du sollst dich auch nicht verstümmeln! Was auch geschehen mag. Versprich es mir.”

“Ja, Sascha, ich verspreche es dir.”

Eines Tages klopft es, und Bruder Hans kommt herein. Immer noch ist sein Gesicht zu fleischig für einen jungen Menschen, die kurze Nase reichlich dick, die vollen Lippen ein wenig knapp über den prächtigen weißen Zähnen. Vergeistigt hat er sich nicht seit dem letzten Mal, stellt Lott mit einem Blick fest. Aber in den blanken braunen Augen ist nicht mehr der unbekümmerte Frohsinn, und auch das “sonnige Lächeln” scheint ihm ein wenig abhandengekommen zu sein.

Ja, er hat seine Stiefelputzerei aufgegeben. Wenn man mit zehn- bis zwölfstündiger Arbeit – oder vielmehr so langem Auf-dem-Posten-bleiben nicht mal die Margarine aufs Brot verdient ... Von Jahr zu Jahr sind die Einnahmen zurückgegangen. Da macht sich wohl auch das Ansteigen der allgemeinen wirtschaftlichen Pleite spürbar. Wenn er sich während seiner “Schanzzeit” tüchtig Garderobe angeschafft hätte, würde er wohl heute schon nackt herumlaufen. Er hat es gerade noch schaffen können, Unterricht im Autofahren zu nehmen, und jetzt hat er einen Führerschein. Aber in Hamburg – absolut keine Aussicht, Arbeit zu finden für einen, der nicht langjährige Zeugnisse aufzuweisen hat. Und da hat er sich gedacht, in Berlin ist doch immer noch am meisten los, er hat ja auch vor einigen Jahren schon mal drei Wochen in Berlin zugebracht, und da er kein Geld hatte, hat er all seine Wege – Arbeitssuche schon damals – zu Fuß gemacht, so daß er wohl sagen kann, er besitze einige Ortskenntnis.

Lott legt sich platt zurück vor Staunen: soviel engelhafte Ahnungslosigkeit! “Na, du kannst ja mal zum Arbeitsamt gehn und dich erkundigen, wieviele Chauffeure mit langjährigen Zeugnissen hier arbeitslos sind. Und von wegen Ortskenntnis ... ”

Allmählich kommt es heraus, daß es eigentlich mehr ein Herzenskummer ist, der ihn aus Hamburg vertrieben hat. Eine kleine Kapellmeistersfrau, die ihn wie eine Marionette an dem Elastikband ihrer Gnade oder Ungnade tanzen ließ. Und er will nicht eher wieder nach Hamburg zurückkehren, bis er sie völlig überwunden hat ^[127]. Lieber geht er wieder als Knecht zu einem Bauern.

Nachdenklich sieht Lott in die hübschen braunen Augen, die jetzt trüb verschleiert nach innen zu blicken scheinen, wo er wahrscheinlich eine Menge Erinnerungen zu betrachten hat. Und zum ersten Mal fühlt sie warme Achtung vor ihrem Bruder.

“Na laß man, Junge, vielleicht finden wir doch etwas für dich. Erstmal bist du hier. Nachher können wir sehen.”

“Ja, hier ... ” macht er verlegen. Sicher hat er mit ihrer Gastfreundschaft gerechnet, als er herkam. Haben nicht in Hamburg alle möglichen Leute bei ihr gehaust? Er weiß, daß es ihr auch jetzt nicht glänzend geht, aber ganz so armselig hat er sich die Behausung seiner Schwester doch nicht vorgestellt.

“Gott ja,” macht sie nonchalant. “Es könnte üppiger sein. Aber alles ist Übergang, bekanntlich.”

Der gute Junge ist eigentlich in einem recht unpassenden Moment gekommen. Vorgestern hat Lott einen Abort machen lassen. Es war schon die höchste Zeit, im dritten Monat. Kirch hat ihr den Arzt vermittelt. Eine äußerst vornehme Angelegenheit am

¹²⁷Im Original: “ehe er sie nicht völlig überwunden hat”.

Kurfürstendamm. Der Mann hat sich auf diese Sache spezialisiert, das ist lukrativer als eine gewöhnliche Praxis. Von Lott hat er allerdings, auf Kirchs Hinweis, nur fünfzig Mark genommen, aber im allgemeinen enthält seine Honorarforderung eine Null mehr. Nun, wenn sein gewohnter Kundenkreis das zahlen kann . . . Immerhin ist es sympathisch, daß er auch weiter keine Umstände macht, hin und wieder mal jemandem aus der Patsche zu helfen, an dem er so gut wie gar nichts verdient.

“Na,” meinte Lott sarkastisch. “So gut wie nichts – ”

“Was wollen Sie? Die Hälfte muß er ja noch seinem Assistenten für die Anästhesie geben. Und er ist ein wahnsinniger Spieler, er hat schon tolle Summen verloren, aber das heilt ihn nicht. Ich kenne ihn seit Jahren und kenne ihn nicht anders als besessen von einer wahren Passion des Spiels. Es ist sogar möglich, daß er über Ihre 25 Mark sehr zufrieden war und sie noch am selben Abend in den Zirkel getragen hat. Jedenfalls ist er äußerst geschickt, äußerst gewissenhaft – nun ja, es geht ja auch um seine Haut!”

In der Tat, Lott hatte den Eindruck, als läge eine kaum spürbare nervöse Hast in der sensiblen und kraftvollen Hand des Arztes, als sie nach dem Geld griff. Das also ist die Spielleidenschaft, die dies ernste, beherrschte Gesicht zergraben hat wie ein heimliches Leiden? Und dennoch gab das gemessene Wesen des hochgewachsenen Mannes einen Eindruck von Ruhe und Sicherheit.

Sascha geht seit einigen Tagen wieder mit seiner Fotokanone arbeiten. Die ersten schönen Frühlingstage machen das Geld locker in der Tasche der Leute, es ist, als hätten sie eine Freude, auf ihrem Bild etwas festzuhalten von der aufatmenden prickelnden Belebung, mit der die neue Sonne und der zärtliche kleine Wind ihr ganzes Wesen durchdringt. Diese Arbeit sagt ihm auch besser zu als die abendliche Runde in den Kneipen. Broschüren verkaufen – es ist doch Zwischenhandel und damit im Prinzip verwerflich, und der armselige Hausierermaßstab macht es nicht gerechtfertigter. Fotografieren dagegen ist eine produktive Arbeit, die noch dazu die Befriedigung gibt, daß der ganze Ertrag seiner Arbeit ihm zukommt.

Die ersten Tage, während Lott liegt, waren ein bißchen hart für ihn: ehe er morgens fortgeht, bereitet er ihr etwas zum Essen vor, und dann ist er doch den ganzen Tag unruhig, ob ihr nicht was fehlt. In dieser Hinsicht hat die Enge der Bude einen Vorteil: vom Bett aus kann man überall anreichen, ausgenommen gerade die entferntere Hälfte des Herdes. Und es ist sehr wohltuend, mal ein paar Tage lang ganz allein zu sein, in Gesellschaft einiger guter Bücher und in der Vorfreude auf des Geliebten Heimkehr.

Nun, mit dem Alleinsein ist es nun allerdings aus, Hans ist schließlich nicht nur auf eine Tasse Kaffee gekommen. Die er übrigens mit viel Sachkenntnis selbst bereitet hat im Lauf des Nachmittags; und um seine Gedrücktheit zu zerstreuen und ihm das Gefühl zu geben, daß er ein lieber Gast ist, hat Lott ihn geschickt, Kuchen zu kaufen.

Als Sascha abends nach Haus kommt, ist er von Herzen froh, den Bruder seiner Frau kennenzulernen. Selbstverständlich wird er bei ihnen schlafen, ganz einfach bei ihnen zu Haus sein, solange er es braucht. Freilich, sie können ihm nur ein Lager auf dem Fußboden anbieten, aber für einen jungen Mann . . . Und wir werden sehen: wenn Sascha diese Tage gut verdient und wenn Hans noch länger hierbleiben will, kann man ihm vielleicht ein billiges Zimmerchen mieten, dann braucht er eben nur zum Essen herkommen, wenn ihm das besser paßt.

Lott hat ihrem Bruder beiläufig gesagt, sie habe eine kleine Operation durchgemacht. Es wird sich wohl das seine denken, wenn er morgens auf den Korridor geschickt wird, damit sie ihre Spülungen machen kann.

Sascha ist erstaunt, daß sie entschlossen ist, die vorgeschriebenen sechs Tage liegenzubleiben, und auch liegenbleibt. Lia, vor drei Jahren, ist jeden Tag aufgestanden, um zu ihm zu fahren, vom ersten Tag an. Natürlich, er hat sie jedesmal gescholten und wieder nach Haus geschickt, aber am nächsten Tag kam sie wieder an.

Ja, und deswegen vielleicht hat sie sich auch nachher die Eierstöcke rausnehmen lassen müssen, denkt Lott, und ist dadurch wahrscheinlich jetzt ein plumpes, bebartetes Mannweib. Es kommt ihr vor, als ob Sascha die verrückte Unbedenklichkeit seiner früheren Geliebten höher schätzt als ihr eigenes vernünftiges Verhalten. Aber es ist ja seinetwegen, für seine bleibende Freude, wenn sie die sechs Tage Bettruhe einhält, damit sie schön und gesund bleibt, ohne Hängebauch und ohne Komplikationen. – Warum sagt sie es ihm nicht? Es ist hier wie immer: es ist ihr unmöglich, irgendetwas zu sagen, was auch nur im entferntesten einer Rechtfertigung ähnlich sähe.

Sie ist ja überhaupt nicht sehr mitteilksam, und mit den Jahren wird sie immer schweigsamer. Und so leidenschaftlich und gründlich sie Ideen diskutiert – wenn es sich um ihr persönliches Leben handelt, hat sie auch Redy nie etwas gesagt, wenn sein Verhalten oder seine Einstellung sie befremdete.

So hat sie auch jetzt ihren Gedanken nicht ausgesprochen, als Sascha am ersten Tag seines Haushaltführens, während er Feuer machte und Wasser für den Reis aufsetzte, ihr mit einem nachdenklichen Lächeln eine kleine Erinnerung aus Rußland erzählte. Rachill war krank, und Sascha hatte sich darangemacht, Holz zu spalten; ^[128] war darüber zugekommen und hatte entsetzt ausgerufen: “Aber das ist doch keine Arbeit für Sascha!”

Sehr richtig, aber – “das” ist doch ebensowenig eine Arbeit für Lott, denkt sie erstaunt. Und diese Frauen – sie waren auch revolutionär tätig, wenn sie auch empfanden, daß Sascha von anderm Ausmaß war in seinem Wirken und in seiner Persönlichkeit. Aber jetzt, hier, wo sie beide ^[129] nichts Gescheites zu tun haben... Sie hat den ganz bestimmten Eindruck, daß für Sascha eine solche Unterscheidung noch jetzt besteht. Jahre später ist sie einmal im Gespräch darauf zurückgekommen, und da war er so frappiert, daß sie dachte: Wer weiß, hätte ich ihm damals diese Bemerkung gemacht, dann hätte es ihn doch wohl über manches nachdenken gemacht.

Nun, Hans ist sehr froh, daß er sich nützlich machen kann während der Krankheit seiner Schwester. Er hat einen unheimlichen, beinahe komischen Respekt vor seinem fremdartigen Schwager, und während der ganzen sechs Wochen, die er bei ihnen verbringt, gelingt es Saschas einfacher Herzlichkeit nicht, ihn völlig unbefangen zu machen. Sascha muß erst ernsthaft ungehalten werden, bis Hans vor lauter Schreck sich endlich an das Du gewöhnt. Mit Redy hat er nicht so viel Sperenzen gemacht.

Leider ist der gute Hans sehr gesprächig – sie haben sich ja auch so lange nicht gesehen, und seine Schwester ist der erste Mensch, dem er endlich einmal sein gepeinigtes Herz hemmungslos ausschütten kann. Er hat eine kuriose Art, sich auszudrücken, in kompliziertem Buchdeutsch; noch niemandem ist Lott begegnet, der so spricht wie ihr Bruder. Möglich, daß es manchen, und vor allem unbedarften Frauen imponiert; sie stört es durch seinen Mangel an Unmittelbarkeit, und dauernd sitzt man auf Dornen, ob er seinen kunstvollen Satz nun auch richtig zu Ende bringen wird. Wahrscheinlich hat er sich diese schnurrige Art zu sprechen zugelegt aus Gehemmtheit und Kompensationsbedürfnis, denkt sie. Da er sie nun zur Vertrauten seines lange verschwiegenen Kammers macht, hat sie nicht das Herz, ihn zu veräppeln oder seinen schöngeschnörkelten Redefluß abubrechen, ihm etwa

¹²⁸Lücke im Originaltext.

¹²⁹Im Original ausgeht: “in den Tag hineinleben...”.

ein Buch in die Hand zu drücken, jedenfalls nicht, solange er seine Geständnisse nicht bis aufs letzte, in seinem Ton deutlich erkennbare Komma beendet hat. So fühlt sie ihre Nerven ganz zerraut, wenn Sascha abends nach Haus kommt, und ist froh, als sie wieder aufstehen kann und Hans seiner erfolglosen Arbeitssuche überlassen.

“Das ist merkwürdig,” sagt Sascha nachdenklich, als sie eines Tages allein sind. “Es fällt einem schwer zu glauben, daß dieser Mensch dein Bruder ist. Ihr habt doch absolut nichts Gemeinsames! Da sind wirklich zwei verschiedene Welten.” Seine kleine, kräftige Hand, deren gesammelte Ruhe Lott immer wieder fasziniert, macht nachdrücklich die Geste eines breiten Messerschnitts auf dem Tisch. “Hans – du kannst ihm erzählen wie du willst von Anarchismus oder überhaupt von neuen Ideen – er hört das an, als wenn du sprächest vom Mars. Sehr kurios, sehr preziös sogar, interessant auch, gewiß – wie Tellerchen vom Himmel. Nie wird er im entferntesten denken, daß es kann ihn persönlich angehen. Und so ist sicher deine ganze Familie, und Kirch auch und noch unzählige intelligente und gebildete Menschen. Das ist es: Intelligenz und Bildung hat da gar nichts zu tun. Die Jungens im Keller – sie sind nicht das eine und nicht das andere, zum größten Teil – und doch, Gerd hat recht: Menschen wie sie – das ist das Salz der Erde. Selbstverständlich, nicht die sozialen Bedingungen machen es; Elfriede und ihr Lieberling hier, und alle ihresgleichen, die Durchschnittsarbeiter – sie sind kein Salz, sowenig wie die Durchschnittsbürger. Verhinderte Bürger sind sie, und mit einem wütenden Verlangen, am Platz ihrer Ausbeuter zu sein, damit sie können selbst ausbeuten. Dagegen die größten Anarchisten, Bakunin, Kropotkin – das waren Aristokraten mit universeller Bildung. Und wen sollte man nennen Salz der Erde, wenn nicht sie?”

Zögernd spricht Lott jetzt einen Gedanken aus, der sie schon öfters geplagt hat, seit Hans mit ihnen ist. Deswegen, weil er ihnen beiden im Wesentlichen völlig fremd ist, weil er nicht zu ihrer Welt gehört, fühlt sie sich ein wenig schuldig gegen Sascha, daß er für ihren Bruder, nur weil er ihr leiblicher Bruder ist...

“Was sind das für künstliche Skrupeln?” unterbricht er sie unzufrieden. “Ihr seid doch aufgewachsen miteinander, und das *gibt* eine starke Bindung, ob du willst es oder nicht. Und ob so oder nicht – jeder Mensch, der braucht meine Hilfe, ist ihrer wert, weißt du es nicht? Warum nicht dein Bruder?”

Nachdenklich beginnt er auf und ab zu gehen. Auch er ist nicht von denen, die alles sagen, was in ihnen vorgeht. Seit Hans gekommen ist, fühlt er eine Art kindlicher Erleichterung durch diese Gelegenheit, einem Menschen seine Gastfreundschaft geben zu können; als ob er sich damit loskaufe von jenem andern Mal...

Es ist schon eine Weile her, noch im Winter; da hörte er drei Männer, die auf der Straße vor ihm hergingen, polnisch reden, in der polternd lauten Sprache der Landarbeiter. Aus ihrem Gespräch erfuhr er, daß sie ohne Arbeit, ohne Bleibe und so gut wie ohne Geld waren. Er sprach sie an, in der ungezwungenen Art, mit der er sich dem Niveau der primitivsten Menschen mühelos anpaßt. Einfache, brave Kerle, einigermaßen verirrt und ratlos in der fremden großen Stadt. Wäre er allein gewesen, oder hätten sie zwei Zimmer gehabt, so hätte er sie mit nach Haus genommen, damit sie was zu essen und ein Dach über dem Kopf hätten. Aber er wollte es doch Lott nicht zumuten, drei fremde Männer in ihrer winzigen Kochstube zu beherbergen, und sei es für eine Nacht. Und wenn man schon Menschen aufgenommen hat, so kann man nicht am nächsten Morgen sagen: “Nun trollt euch fort”; dann hat man schon die Verantwortung für sie übernommen.

Er ging eine Weile mit ihnen durch die Straßen, seine einfache Kameradschaftlichkeit hatte bald ihr Vertrauen gewonnen; und dann gab er ihnen alles, was er an Geld besaß,

und verabschiedete sich mit kräftigem Händeschütteln.

Lott spürte, was es ihn gekostet hatte, das Gesetz der Brüderlichkeit zu verletzen um ihretwillen. Wie lange ihm dies nachgegangen ist und wie tief es ihn verstört und gegen sich selbst mißtrauisch gemacht hat – das ahnt sie nicht. Er spricht nie wieder darüber.

Freilich, es gibt Hunderte von Obdachlosen in Berlin, und du weißt es. Und dennoch kannst du dich wohlfühlen in deinen warmen vier Wänden und ruhig dein auf deine Not und deine Freuden beschränktes Leben leben. Weil du ihnen nicht ins Gesicht gesehen hast, weil du ihre Hand nicht in der deinen hieltest. Aber wenn dir ein Bruder begegnet, von dem du weißt, er hat nichts als den Himmel über sich, und du läßt ihn stehen in seiner frierenden Verlassenheit und erkaufst die Ruhe deiner Geliebten mit ein paar unzureichenden Groschen – dann geht der Klang seiner Stimme dir noch lange nach wie eine Anklage. Und sein resignierter Blick, dem du versagtest, die Wärme der Brüderlichkeit zu kennen, ist eine lange nicht verheilende Wunde in deinem Menschenstolz. ^[130]

Sechs Wochen lang ist Hans geblieben, die ersten drei Wochen hat er auch bei ihnen geschlafen. Aber dann ging es nicht mehr: ihre Nerven begannen zu rebellieren gegen den Zwang, ihre Umarmungen nach den Zufällen einzurichten, die sie mal miteinander allein sein ließen, oder sie so zu komprimieren, daß Hans nicht geweckt wurde. Ihn bedrückte allmählich auch die unfreiwillige Rolle des Freudenhinderers. Dann gab es einmal einen kurzen, scharfen Wortwechsel in seiner Gegenwart, und die darauffolgenden Stunden lastender Verstimmung bestürzten den armen Jungen vollkommen. Am nächsten Tag, während er Sascha zur Arbeit begleitete, brachte er ganz unglücklich hervor: es sei wohl besser, er gehe, auf die Dauer sei es nicht gut so. Aber der, mit seiner aufrichtigen Herzlichkeit: “Du wirst mich beleidigen, wenn du gehst fort, ohne zu leben zu haben.” Und abends haben sie sich beide aufgemacht und haben ihm eine billige Schlafgelegenheit gefunden, ein einfaches Zimmerchen, das er mit einem jungen Arbeiter zu teilen hatte; wöchentlich zu zahlen. Seitdem ging alles sehr viel besser.

Dennoch – das war eben bloß eine Schlafstelle. Wenn sie an Regentagen zu dritt in dem engen Schacht ihrer Bude hockten, vom Morgen bis zum Abend, und wenn man dann noch kochen und waschen und hantieren mußte – man hätte immer die Wände auseinanderschieben mögen. Noch nie war es ihnen aufgefallen, wie häufig es regnet!

Sehr bald hat Hans festgestellt, daß er in Berlin nicht mehr Aussichten hat mit seinem blitzneuen Führerschein als in Hamburg. Nun hilft er Sascha beim Fotografieren, so kann er sich in Ruhe für seine nächste Zukunft entscheiden. Allerdings, Sascha braucht Hilfe bei dieser Arbeit nicht dringender als Salz in den Kaffee, seine Einnahmen wären nicht geringer ohne ihn; aber so gibt er ihm doch das Bewußtsein, sein Brot nicht umsonst zu essen.

Sascha rät ihm, auch mit einer Fotokanone anzufangen, eine wunderbar unabhängige Arbeit, und er sieht ja: sie leben zu dritt davon, und wenn man nur immer ein gutes Volksfest an den Sonntagen hat... Hans würde es auch sehr gut gefallen, aber wo soll er das Geld herkriegen? Diese Apparate sind schrecklich teuer. – Das läßt sich arrangieren. Ihr Lieferant hat einen gebrauchten Apparat zu verkaufen, in gutem Zustand. Zwei Sonntage geben einen hübschen kleinen Überschuß, sie bleiben Fräulein Höpke kurzerhand das zweite Mal die Miete schuldig, für den Rest des Preises geben sie Lotts Lederkoffer als Pfand, die zehn Mark für den Gewerbeschein leiht Hannes ihnen. Und hoffnungsfroh zieht

¹³⁰Im Original “Wunde” und “Menschenstolz” unterkringelt und mit drei Ausrufezeichen am Rand kommentiert.

Hans eines Tages los, auf die Jahrmärkte.

Sie werden so bald wie möglich seinem Beispiel folgen. Mit der immer noch steigenden Arbeitslosigkeit wird es immer schwerer, auf den Berliner Straßen seinen Verdienst zu finden. Aber um einen Gewerbeschein zu bekommen, der für ganz Deutschland gilt, muß Sascha seine Papiere geregelt haben. Und wann das sein wird, und ob es überhaupt jemals sein wird, das weiß der Teufel.

Erstmal wird Lott jetzt Saschas Hilfe und seine Schülerin, um sobald wie möglich sich auch einen Apparat anschaffen und etwas verdienen zu können. Sie müssen ihre Schulden loswerden, vor allem müssen sie endlich wieder ihren Verpflichtungen für das Kind nachkommen.

In strahlender Laune machen sie sich am ersten gemeinsamen Arbeitstag auf; Sascha, weil er Hans auf gutem Wege weiß, Lott auch, weil er weg ist und weil sie selbst sich auf den guten Weg begibt.

“Viel mehr von unsern Freunden und Genossen könnten doch machen so wie Hans, statt zu krepieren langsam beim Stempeln,” meint er aufgeräumt. “Redy zum Beispiel. Wenn er hätte nur ein wenig mehr Willen... Ich begreife nicht, wovon er lebt die ganze Zeit. Was ist mit ihm überhaupt? Er läßt sich nicht mehr sehen bei uns, seit ich bin von Krankenhaus raus.”

“Gottseidank!”

Ihr brutaler Ton irritiert ihn. “Ich hoffe, daß du hast ihn nicht verletzt, wenn er ist zu dir gekommen.”

“Aber natürlich nicht.”

Aufmerksam witternd sieht er auf ihr eigensinnig vorgerecktes Profil. Ihre Stimme ist schon wieder gleichmütig, ihre Züge sind unbewegt. Zu unbewegt; er spürt etwas in ihr, das er nicht zu entziffern vermag, eine Nervosität, einen Krampf – etwas, das sie ihm versteckt.

Gerade treten sie in den hallenden Dämmer Schatten einer Bahnüberführung.

“Ich bin sicher, du hast mit ihm geschlafen!” bricht es aus ihm heraus, noch ehe er es gedacht hat.

“*Nein* – !”

Wie eine gigantische Membrane hallt die Konstruktion von Eisenstreben und Schienen unter ihrem lauten Aufschrei und schreit ihn betäubend von allen Seiten zurück. Als sei das weite, niedere Gewölbe ein Riesenmund, der in gellender Angst aufschreit.

Ihr Schritt stockt. Sie fühlt ihr Blut gerinnen: dieser Schrei war ein klares Geständnis.

Das Entsetzen in ihrer Stimme hat ihn ergriffen. Wird er sie jetzt mit blinden Verdächten peinigen, Wahnsinniger, der er ist? Deine Intuition auch, Bruder, beginnt zu versäuern. – Er schlingt den Arm um sie, mit einem guten Lächeln. “Nein, ich dachte es ja gar nicht. Ich wollte nur Dich peinigen, weil ich ärgerte mich. Ich bin ein schlechter Mensch.”

Gesegnet die Dämmerung unter dieser Bahnüberführung...

Sie lehnt sich an ihn mit ihrer ganzen Schwere und fühlt sekundenlang ihre Sinne vergehen von dem Schwindel des Abgrunds, der unter ihren Füßen hinweggleitet. Sie hört seine vertrauensvolle, liebevoll abtittende Stimme: “Ich weiß, das ist unmöglich.” Und erwacht unter seinem Kuß zu dem herzpressenden Bewußtsein des wiedergeschenkten Lebens.

Kapitel 8

Die Masse muß es bringen!

Das ist der Genieblitz, der Leute zu Millionären gemacht hat. Schade nur, daß er ihnen reichlich spät gekommen ist. Was für eine Plage war es bisher, einen Kunden anzuhaken.

35 Pfennige – da überlegt man erst lange und gründlich, ehe man das für ein rundes Fotochen mit Brosche und Glas ausgibt, selbst wenn man es ganz gern haben möchte. Überhaupt, jeder andere als Sascha hätte für diesen Preis einen halben Tag gestanden, ohne ein einziges Mal auf den Ball zu drücken. Das ist aber nicht Saschas Art. Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt... Er ging direkt auf einen Passanten zu, und nur Lott erkannte in seinen scheinbar gelassenen schlendernden Schritten, wie sie sich sträubten und immer wieder zurückwollten. Und mit dem Lächeln eines entschlossenen, gutgelaunten Piraten: "Kommen Sie, ich werde Sie fotografieren, zur Reklame."

Die Berliner sind abgebrüht gegen die Belästigungen durch Straßenhändler, aber wenn dieser Kerl, nach dem mancher auf der Straße sich umdreht, einen plötzlich anspricht, so sucht man erstmal verdutzt die Beziehung zwischen dieser fremdartigen Erscheinung und einem Reklamefoto. Und wenn Sascha ihm gar noch leicht die Hand auf den Arm legt, dann ist es jenem schon ganz unmöglich, weiterzugehen. "Aber ich brauche es nicht nehmen!"

"Wenn *ich* sage Ihnen!"

Hätte er auf die landläufige Art gesagt: "Wenn ichs Ihnen *sage*!", das hätte den Argwöhnischen um nichts beruhigt. Aber sein souveränes "*ich*!" gibt ihm unmittelbar das Gefühl, mit seinem Zweifel eine unbekannte Majestät zu beleidigen.

Und schon ist Sascha hinter seiner Kanone (mit einer Kanone hat der Apparat nur das gemein, daß er wie eine kleine Granate aussieht), und der Reklamekunde sieht fasziniert zu, wie er mit seiner einen Hand und mit einem leichten Schieben des Fußes oder des Knies gegen einen Fuß des Stativs den hochbeinigen, in prekärem Gleichgewicht gehaltenen Apparat ausrichtet. Kurz und knapp: "Den Kopf *etwas* mehr heben – so, genug. – Achtung – eins, zwei, drei!" Das Bällchen fällt zurück, ein leichter Schlag auf den kurzen, beklopften Schieber, der die Platte in den Entwickler fallenläßt, Schieber hochgezogen, um die neue Platte zu exponieren – . "Wenn Sie wollen es sich ansehen, es ist fertig in einer Minute." Und beginnt den Nickeltopf unter der Granate, der die drei kleinen Kuvette mit Entwickler enthält, auf seiner Achse schüttelnd hin- und herzudrehen. Man hat gar nicht den Eindruck, als wolle er einen unbedingt festhalten. Dem harmlosen Kunden ist es nicht bewußt, daß dieser scheinbar uninteressierte Gleichmut ihn stärker hält als das lebhafteste Gerede.

Saschas starker Akzent verhilft den meisten dazu, ihn zu katalogisieren: ah, wohl einer

von diesen russischen Flüchtlingen. Nach der Art, wie er noch jetzt den Kopf trägt, muß er ein ganz hohes Tier gewesen sein. "Sie haben wohl auch bessere Tage gesehen?" fragt gelegentlich ein gutherziger Neugieriger. "Ja, ich habe bessere Tage gesehen," schneidet Sascha ab in einem Ton, der den Appetit auf weitere Indiskretionen nimmt.

Wenn Sascha ihm dann das Bildchen zeigt mit seinem Piratenlächeln: "Nun, sagen Sie die Wahrheit: ist es gut oder schlecht?" – dann entschließt der Reklamegeknipste sich nicht selten, es zu nehmen, obgleich Sascha nie ein Wort verliert, das die Konvention "Reklamefoto" überschreitet; oder jemand anderes, aufmerksam geworden, stellt sich seinerseits zur Reklame hin. Die Bildchen, die er nicht loswird, steckt Sascha sich an den Rockaufschlag. Abends, bevor er einpackt, reißt er sie ab wie eine verhaßte Livrée. Und er bringt immer eine ganze Reihe Reklamefotos nach Haus, denn selbst seine suggestive Kraft kann nicht 35 übrige Pfennige in die Tasche eines Menschen zaubern, dessen Budget genau ausbalanciert ist.

Einen Groschen dagegen – wer hat das nicht übrig, wenn er dafür sein Konterfei nach Haus tragen kann? Die Brosche kann er, wenn er will, für weitere zehn Pfennige erwerben, das Glas kostet fünf Pfennige. [¹³¹]

Jetzt werden es wahre Siegeszüge. Und jetzt lohnt es sich, daß Lott ihm hilft.

Zehn Pfennige! Einen Groschen! Wer hat das nicht? Wer wird so schäbig sein, da lange Rückversicherungen zu verlangen?

Als erste stellt Lott sich vor die Kanone. Und sie fühlt einen drolligen kleinen "Thrill" im Körper, als der Geliebte über die blinkende, sich verjüngende Nickelschnauze hinweg sie aufs Korn nimmt. "Achtung – eins, zwei, drei!" Und schon bleibt jemand stehen und blickt auf das Schild: "Ihr Bild in einer Minute! 10. .

"Zehn Pfennig nur!" strahlt Lott den Fremden an. "Na, dafür kann es jeder machen!" Sie mimt nicht direkt Kundin, aber das Bewußtsein, den Leuten für einen Groschen wirklich ein Geschenk zu machen mit einem gut gelungenen Foto, läßt sie ganz aus ihrer gewohnten Reserve heraustreten. Sascha zeigt ihm das noch tropfende Bildchen: "Nun, sagen Sie die Wahrheit: ist es gut oder schlecht?" Ein anderer hat ihm über die Schulter gekuckt, mit Lott verglichen und läßt sich nicht lange bitten, ihren Platz einzunehmen. Und wo in Berlin vier Leute auf einem Fleck stehen, da ist ein Auflauf mit Naturnotwendigkeit vor auszusehen. Der erste entschließt sich, Lott zeigt ihr fertiges Bild herum, mit

¹³¹ Zu einem Zeitpunkt war der Preis auch bei 20 Pfennigen:



dem strahlenden Lächeln, das sie triumphierend schön macht, noch einer stellt sich gegen die Wand; und dann eine Frau...

Sascha scheint sich gar nicht mehr um seine Kunden zu bemühen, ganz absorbiert von seiner Arbeit; aber die vibrierend verhaltene Energie in seinen raschen, präzisen Bewegungen, mit denen er einstellt, knipst, von neuem einstellt, den Menschen vor der Mauer mit einer Handbewegung von weitem etwas nach rechts oder links dirigiert, knipst, den Entwicklertopf schüttelt, die Bildchen mit einem Magneten herausholt, sie kurz und aufmerksam prüft, durch einen leichten Schlag auf den Rand des Blecheimerchens ins Wasser fallen läßt, von neuem auf den schon wartenden Kunden einstellt – zieht sie alle in den Kreis seines Willens wie in einen Kolk hinein.

Und dann geht es los. Schon stehen die Leute wie zwei dichte, schräg zusammenlaufende Hecken vom Apparat bis zur Hausmauer quer über den Bürgersteig. “– Achtung! – eins – zwei – drei! – Der nächste!” Und eine knappe, herrische Bewegung der Hand neben dem Apparat schneidet da oben am Heckenkopf den nächsten aus der Masse und schiebt ihn in den schmalen freien Raum. “Ein wenig mehr –” Und als sei der Kunde mit einem Faden an die kleine, kräftige Hand angebunden, gibt er ihrer leisesten Andeutung gefügig nach. “Genug. – Achtung! – eins – zwei – drei! – Der nächste!” Und die vorschiebende Geste – . Und die Leute freuen sich, sie lachen vor Freude. Nie macht Sascha einen Scherz, aber sie freuen sich wie die Kinder, wie dieser merkwürdige einarmige Mann mit sicheren, raschen, leichten Gesten seinen Apparat und sie alle dirigiert, sie sind hingekissen, wie fasziniert von seiner konzentrierten, wortkargen Energie, von seinem kurzen, befehlenden “Der nächste!”, von der Willigkeit, mit der unfehlbar der nächste dem gebietenden Ruck seiner Hand folgt, und sie erwarten ungeduldig, bis sie selbst da stehen, wo diese dominierende ^[132] Stimme, diese sichere Hand nach ihnen greift und sie aus der Masse herausscheidet und in die Schußlinie ^[133] stellt: “Der nächste!” Und wieder der Anruf ^[134]: “Achtung –”; die gesammelte Aufmerksamkeit des Einstellens, die unter seinem haltenden Blick in “– eins – zwei – drei!” zu sekundenlanger regloser Spannung kulminiert – das Fallenlassen des Bällchens, leichter Schlag auf den Schieber: aufatmendes Entspannen – und der Jubel bei dem “Der nächste!”, das den immergleichen Rhythmus zu neuer Spannung bindet. ^[135]

“Ich wollte gar nicht, aber wenn der sagt: Der nächste! – zuck, stehste da!” sagt eine staunende Stimme. “Der macht mit einem, was er will!” Und alles freut sich, bewundernd und zustimmend.

Lott, über das Marmeladeeimerchen gebeugt, in dem sie die Bilder spült, hat ein heimliches, verzücktes Lächeln. “Der macht mit einem, was er will!” Ah – also spüren andere es auch, es wird ihnen sogar bewußt, und doch können – und wollen – sie sich nicht dagegen wehren. Selbst diese Fremden empfinden es als eine Freude, sich seinem Willen unterzuordnen.

Die Frauen vor allem – ihnen scheint es ein erregender Glücksmoment zu sein, wenn der Wille dieses herrischen Mannes sich auf sie konzentriert, wenn diese vor Domination fast zornigen Augen sie halten. Oft kommt in ihre Augen, ihre Züge ein merkwürdiger Ausdruck von Willfähigkeit: der Mann da vorn, über seinen gestreckten, phallusförmigen

¹³²Im Original alternativ “herrische” zu “dominierende”.

¹³³Im Original “ligne de mire” statt “Schußlinie”.

¹³⁴Im Original alternativ: “Und schon erwarten sie wieder den Anruf”.

¹³⁵Im Original fragmentarische Randbemerkung: “(So, aufgerichtet, hält den Kunden mit seinem Blick bei 1, 2, 3)”.

Apparat gesammelt wie ein Tier im Ansprung, die stumpfe Kuppe, die leise gleitend sie zu suchen scheint, und sein Knie, das sacht und bestimmt das Stativbein beiseiteschiebt...

“ – Eins – zwei – drei! – Der nächste!” Es ist ein Fest, wo jeder was geschenkt kriegt. Und selbst wenn sie ihr Bildchen schon haben, können manche sich noch nicht trennen, sie bleiben stehen und bleiben stehen, unermüdlich entzückt, wie die magische Handbewegung “Der nächste!” immer von neuem eine Gestalt hinausschnellt in den schmalen Raum zwischen den zwei lebenden Hecken. Lächelnd wiederholen sie, halblaut, um dem Hexenmeister nicht in seine Kreise zu kommen: “Eins – zwei – drei! – Der nächste!” Und wenn die Leute fröhlich mit ihren Bildchen davongehen, tragen sie noch lange durch die Straßen den verhexenden Kehrreim: “ – Eins – zwei – drei! – Der nächste! – Eins – zwei – drei! – Der nächste!”

“Ja, wenn es geht so, wenn du brauchst die Leute nicht schleppen mit Gewalt, dann ist nichts Häßliches mehr an dieser Arbeit!” sagt Sascha tief aufatmend an diesem ersten Abend. “Warum habe ich nicht schon früher gemacht so, statt zu peinigen mich um jede unglückliche fünfunddreißig Pfennige, den Leuten herauszureißen!”

Sie sind beide tüchtig kaputt. Sie haben den ganzen Tag auf der Straße gestanden, sie haben fast sechshundert Platten verarbeitet. Fünfundfünfzig Mark haben sie gemacht. Davon gehen etwa zwanzig Mark für Materialkosten ab. Ein hübscher Verdienst für zwei Menschen an einem Wochentag. Lott fühlt sich ein wenig schuldig: sie hätten noch mehr haben können, wenn sie eindringlicher den Leuten Broschen angeboten hätte. Aber im Lauf der anstrengenden Stunden hat sie schließlich nur noch mechanisch reagiert und die Initiative wegrutschen lassen. Mit hundert Platten sind sie morgens weggegangen, aber schon nach einer knappen Stunde mußte Lott laufen, neue zu kaufen, und nachmittags noch einmal. Sie haben keine Zeit gehabt, irgendetwas zu essen, ihre Zigaretten, auf den Rand des Apparats gelegt oder in eine Ecke des Broschenschächtelchens geklemmt, brannten ungeraucht zu Ende, rollten zu Boden oder wurden von Entwickler oder Spülwasser durchnäßt.

Lott hatte es recht unbequem an diesem ersten Tag: Wenn Sascha allein arbeitet, hat er das Marmeladeneimerchen mit dem Wasser an einem Bein des Stativs hängen, das Spirituslämpchen an einem andern, Broschen und Gläser hat er in der Tasche. Und die sonntäglichen Volksfeste, bei denen Lott ihm hilft, finden in Gartenrestaurants statt, da kann man immer einen Tisch auftreiben, auf dem sie sich ausbreiten kann. Jetzt, um Sascha Bewegungsfreiheit zu lassen, hat sie alles auf den Kantstein gestellt und sich selbst in den Rinnstein. Und die Erde ist niedrig – !^[136]

Sascha hat fast sechshundert Aufnahmen gemacht, eine ungeheure nervliche Leistung: sechshundertmal einen Menschen von weitem aus der Masse gezogen, hingestellt und festgehalten, mit einer Hand und einem Fuß den Apparat in die richtige Stellung gebracht, visiert, sechshundert Bilder beurteilt, die fehlerhaften ausgeschieden, inzwischen immer wieder die Feder angezogen, die die Bilder verschiebt, jede Stunde den Entwickler gewechselt, sechsmal eine neue Kartusche eingelegt –

Lott hat unzählige Male sich bücken und aufrichten müssen. Bücken, ein Bild spülen und trocknen – aufrichten, hinreichen: “Vielleicht wollen Sie eine Brosche dazu? Ich kann Ihnen ja mal zeigen, wie das wirkt. Sie brauchen nicht –”, nach dem Schächtelchen bücken – aufrichten, das Bild einrahmen, hinreichen; während der Kunde die Wirkung beurteilt, bücken, ein neues Bild spülen – aufrichten, weil ihr das Geld hingereicht wird; bücken,

¹³⁶Im Original gestrichen: “Am nächsten Tag haben sie einen Klappstuhl gekauft, auf dem Lott ihre kleine Werkstatt installieren kann.”

das Bild trocknen, aufrichten, hinreichen...

Saschas strenge, konzentrierte, gleichmäßig rasche Kadenz hält die Leute gespannt in der von ihr geschaffenen magischen Ordnung: zwei Hecken und der immer neue nächste, und läßt keinen Schwätzer an ihn heran. Aber wenn sie aus seinem Bannkreis entlassen sind und sich um Lott klumpen, finden sie die Sprache wieder, und ihr schwirrt der Kopf von den immergleichen Fragen, von den immergleichen Ausrufen und Bemerkungen, und der Mund wird ihr trocken von den immergleichen Antworten, während sie sich bückt, aufrichtet, bückt, aufrichtet, spült, trocknet, Geld nimmt, spült, trocknet, einrahmt, Geld wechselt, gelegentlich zuvorkommend auch wieder ausrahmt, sich bückt, aufrichtet, spült, trocknet, redet, antwortet...

“Hält das auch ein bißchen?” – “Oh, ich versichere Ihnen: ich habe noch ein Bild von meinem Mann, das ist vor zwei Jahren gemacht!” – “Na, Gott, für ’n Groschen, da kann man nicht viel –” – “Nein,” sagt sie eindringlich und hält sogar in ihrer Arbeit ein. “Sie sehen, wie sorgfältig ich die Bilder spüle, und alle Augenblicke wechsele ich das Wasser drüben in der Kneipe. Das ist die Hauptsache: daß die Säure nicht auf dem Bild bleibt. Und dann noch gut über der Flamme getrocknet – und natürlich, das Glas ist auch immer ein Schutz.” (Immens stolz auf die kaufmännische Tüchtigkeit der letzten Bemerkung.) Und gelegentlich findet sich jemand, der noch von seinem Vater “ein ebensolches Bild” hat, als er ein junger Mann war – wie gestern gemacht. “Na sehen Sie!” triumphiert Lott. “Natürlich, wenn Sie Fußball damit spielen oder den Fußboden damit scheuern...” Großer Heiterkeitserfolg.

“Ich finde, ich wäre besser gewesen bißchen mehr nach der andern Seite rum!” – Ein scharfer Kennerblick auf das Foto: “Aber ich bitte Sie, so sehen Sie doch *charaktervoll* aus! Das auf eine Heiratsannonce –”

“Det ist aba ärjerlich, nee, det ist aba – mein Schlips is da jrade von ’n Wind hochgeflojen, als wenn ick mir uffhängen wollte! Det kann ick doch meine Olle nich zeijen!” Und wenn er wirklich sehr unzufrieden ist, schickt Lott ihn nochmal vor den Apparat. – “Für umsonst?” – “Natürlich für umsonst, wir sind keine Halsabschneider!”

“Also das ist gut getroffen! Nee, also für einen Groschen! So ’n nettes Bild hab ich lange nicht von mir gehabt!” – “Ah, ich sage Ihnen, mein Mann –!” brüstet sich Lott. – “Ja, der versteht seine Sache! – Ein wahrer Künstler!” geht es im Kreise herum. – “Oh ja, ein Künstler –” gibt es ein Echo in Lott. Aber sie verliert nicht den Faden: “Für so ein Bild – da würde ich Ihnen wirklich Glas und Brosche empfehlen!”

“Gott nee, was hab ich denn da für ’ne Nase, so ’ne Nase hab ich doch nicht! Und solche Falten im Gesicht!” Das ist natürlich eine Frau. – “Aber es ist doch lebendig, natürlich! Sie brauchen es nicht nehmen, wenn Sie nicht wollen, aber sagen Sie doch mal ehrlich –”, und sie zeigt das Bild im Kreise herum: “Ist es schlecht getroffen?” – “Aber gar nicht! – Wat will se denn noch? – Das Bild ist direkt sprechend!” – Und blitzschnell notiert sie im Geist “sprechend” für ihr Repertoire.

“Wie schade, daß ich meinen Jungen nicht dabei hab! Morgen – kommen Sie morgen wieder her? Von meinem Jungen hätt ich so gerne –” – “Vielleicht, aber sicher kann ich nicht...”

“Das kann ja nicht halten, das ist ja bloß die entwickelte Platte, aber nicht fixiert!” läßt sich ein “Fachmann” vernehmen. – “Gott, für einen Groschen! – Was wollen Sie denn?” hört man andere. – “Oh nein!” wird Lott energisch. “Wir sind keine Betrüger! Dies ist ein Spezialverfahren, Entwickler und Fixierer in *einem* Bad! Mein Mann hat noch...”

“Nein, aber der Mann hätte mir doch sagen müssen, daß mein Haar – sehen Sie bloß, meine Welle kommt ja gar nicht zur Geltung!” – “Mein Mann ist kein Friseur,” sagt sie kurz. Und hat die Lacher auf ihrer Seite. Und mancher, der bis jetzt nur Zuschauer war, begibt sich auf so eine Antwort hin schmunzelnd auch unter die Kunden.

Überhaupt die Frauen – ! Mein Haar – meine Nase – die Falten im Gesicht – der Schal sitzt nicht richtig – der scharfe Schatten – . “Ja, wenn Sie Kunstfotos mit Lichteffekten und Retuschen haben wollen, dann müssen Sie sich bei einem Atelier auf dem Kurfürstendamm anmelden und ^[137] Mark zahlen.” Und wie sich allmählich alles in ihrem Kopf zusammenmuddelt und das dauernde Auf und Ab, das Hören und Sprechen, Beurteilen der Fotos, ihr Witz und sein unmittelbares Echo um sie herum, Kreuzschmerzen und Hunger und Müdigkeit sie wie ein leichter Rausch benebeln, schlägt doch jede aufgefangene Bemerkung ^[138] wie einen Funken aus dem Stein die treffende Entgegnung aus ihrem Hirn. Wenn jemand wirklich nicht zufriedenzureden ist, läßt sie sich auch nicht lange zwicken: “Gut, stellen Sie sich nochmal hin. Wir wollen Ihren Groschen nicht umsonst.” Nur bei zu verrückten Weiberfantasien läßt sie lieber den Groschen sausen. “Besser können wir es nicht machen, ich bedaure.” Und steckt das Bild in die Tasche. Manchmal findet sie selbst, daß ein Bild nicht gut gelungen ist, obwohl Sascha sie schon alle kontrolliert hat. “Nochmal! Wir wollen Ihren Groschen nicht umsonst.”

Sieben Uhr. Geschäftsschluß. Mit Mühe überzeugt Sascha die Leute, daß er nicht länger arbeiten darf, daß er eine hohe Strafe zahlen muß – . “Aber wir kommen morgen wieder!” Und sie zerstreuen sich zögernd, bedauernd und fröhlich, als sei ein Volksfest zu Ende, mit dem Kehrreim, der diesen ganzen Tag diese Straßenecke beherrscht hat: “ – Eins – zwei – drei! – Der nächste!”

Mit einemmal sieht Sascha die Straße merkwürdig unwirklich und weit entfernt, und auch die Geräusche scheinen unwirklich und weit entfernt. Als ob er aus einem herben Rausch erwachte und seine Wahrnehmungen noch nicht in gewohnter Weise koordinieren ^[139] könnte. Er spürt ein heftiges Zittern im ganzen Körper. Er sieht auf seine Hand, die sich jetzt mehr am Apparat stützt als sie ihn hält: sie ist ganz ruhig. Aber ihm ist, als wenn drinnen in ihm jeder Muskel, jedes Organ nervös vibriere von dem plötzlichen Loslassen der konzentrierten Anspannung, die er der ganzen Tag aufrechterhalten hat.

Lott hat sich ganz einfach auf den Kantstein fallenlassen. Am liebsten würde sie sich platt hinlegen. Sie zieht aus der Tasche einen Apfel und beißt hinein, aus der andern eine Zigarette, Streichhölzer. Ah – ! Die wird sie ganz zu Ende rauchen, ehe sie sich wieder erhebt. Sascha setzt sich zu ihr, den Apparat zwischen den Beinen, damit niemand ihn umrennt. Sie steckt ihm die Zigarette in den Mund, holt eine neue heraus und zündet sie an mit einem tiefen Zug, schiebt ihm den Apfel zwischen die Zähne – . Und dann lassen sie die Hände sinken und sehen sich an mit lachenden Augen in den erschöpften Gesichtern, müde, frohe Sieger.

Lott ist nicht gerade beglückt, als ausgerechnet an diesem Abend Gerd zu ihnen kommt, sein letztes Manuskript unterm Arm. Aber da ist nichts zu machen, man kann Leute nicht hinaussetzen. Sie hat es schon mal versucht mit Charlie, auf ihre alte, lebenswürdig bestimmte Art, aber da hat Sascha ihr einen Heidenkrach gemacht, und seitdem ...

¹³⁷Lücke im Originalmanuskript, Betrag fehlt.

¹³⁸Im Original gestrichen: “selbst wenn sie nicht an sie gerichtet war”.

¹³⁹Im Original alternativ “klassieren” statt “koordinieren”.

“Nein, Gerd, das ist noch nicht gut so, wie es ist jetzt,” meint Sascha nachdenklich, nachdem Gerd seine Geschichte vorgelesen hat. (Lott findet sie so erstaunlich schlechter als seine sonstigen Arbeiten, und so absolut hoffnungslos, daß sie sich überhaupt jeder Äußerung enthält.) “Du kannst besser machen. Aber wart, ich werde dir sagen: da hast du ein Bild, das ist richtig. Das ist – gesehen, und darum sieht auch der Leser es. Von diesem lebendigen Punkt mußt du umwerfen und aufkratzen die ganze Geschichte.”

“Ja, ich finde auch, daß es nicht so gut ist wie meine andern Sachen. Aber ich weiß nicht . . . ”

“Das werden wir uns mal ansehen gleich.” Sascha stößt das Tischchen vors Bett und rückt sich neben Gerd, und sie nehmen das Manuskript vor sich. “Siehst du, der erste Satz – das ist holzig, kontourniert ^[140]. Der hackt nicht hinein in die Aufmerksamkeit. Und der erste Satz ist *sehr* wichtig! Der muß gleich packen den Leser und ihn hineinschmeißen in die Atmosphäre der Sache. Ah – der Anfang von deiner vorigen Novelle! Das ist wie aus Stein gehauen. Hier . . . Die Worte kann man vielleicht gebrauchen, aber du mußt sie stellen ganz anders. Direkter. Du könntest sagen zum Beispiel so . . . ” Er starrt gegen die abgeschabte Kalkwand und sagt langsam, Wort für Wort prüfend und manchmal zurücknehmend, zwei Sätze, die Gerd eifrig mitschreibt. “So. Das ist schon besser. Laß sehn. Hier ist noch nicht gut – ”

“Aber vielleicht so – ” fällt Gerd ein.

“Bravo, Gerd! Ah, so ist richtig! Sehen wir weiter. – Hier, diesen Satz brauchst du überhaupt nicht, der macht das Bild nicht klarer und beschwert nur den Rhythmus der Aktion.”

So arbeiten sie Satz um Satz durch, unermüdlich immer wieder das Ganze im Zusammenhang prüfend, und als Gerd spät in der Nacht die kleine Geschichte zum letztenmal vorliest, ist sie nicht wiederzuerkennen.

Sascha ist froh wie seit langem nicht. “Du kannst etwas, Gerd! In zwei Jahren bist du auf dem breitesten Wege der Literatur – das sage *ich* dir!”

Lott, die die ganzen Stunden schweigend und interessiert zugehört hat, wirft einen raschen Blick in sein Gesicht. Aber er sagt es offensichtlich ganz ohne Arg.

Gerd hat ein abwesendes Lächeln selbstbewußter Bescheidenheit, während er das Manuskript in die Mappe schiebt.

Von jetzt ab kommt er häufig zu ihnen, und Sascha arbeitet mit ihm das Manuskript durch, an dem er gerade werkt, oftmals bis an den grauen Morgen. Bei diesen langen Sitzungen ist Lott eine aufmerksame und sogar passionierte Zuhörerin. Wie Sascha die Sachen anzupacken weiß, wie sie zu leben beginnen unter seiner Hand! Ein unschätzbare Unterricht in schriftstellerischer Arbeit ist es für sie und Gerd. Sascha gibt nicht nur praktisch Verbesserungen an, er legt das Warum eines Fehlers bloß und macht die Grundgesetze künstlerischen Schaffens klar. Man sieht, daß er schon gründlich über literarische Formprobleme nachgedacht hat. Oder steckt es ihm vielleicht ganz einfach im Blut?

“Ja . . . ” sagt er und hält seinen Ton in der Schwebe. “Diese Passage ist sehr schön elegisch, sehr effektiv. Es ist wunderbar geschrieben. Aber es ist nicht richtig. Du triffst nicht die Wahrheit des Sujets mit diesem Ton. Und so etwas, in Literatur, ist Falschmünzerei. Du willst schnappen ^[141] deinen Leser mit Sentiment, du spekulierst auf sein – wie sagt Redy? – seine Schnapstränen. Das ist kein sauberes Procédé in Kunst. Du sollst nur sagen, was geschieht. Aber – es richtig sagen! So hier: ich bin sicher, der Tramp, der wird

¹⁴⁰Sic.

¹⁴¹Im Original “kappen” statt “schnappen”

geschüttelt ohne Aufhör auf den Wagenachsen – er hat keine elegische Gefühle. Elegisch fühlst du jetzt, wenn du liegst in deinen weichen Decken und denkst zurück an dies Erlebnis. Aber du schilderst es als Aktion. Also, der Tramp fühlt: er wird geschüttelt und gestoßen fürchterlich, ohne Aufhör. Und das exasperiert alles in ihm. Also mußt du das fürchterliche Schütteln und Stoßen ausdrücken in deinem Stil. Und nicht sagen dann: das exasperiert alles in ihm, oder eine ähnliche abstrahierte Klassifikation. Das darf gar mehr nicht nötig sein. Deine Schilderung muß exasperieren den Leser so, als schleppe er sich selbst auf den Wagenachsen über das weite Land. Dann hast du gegeben die Wahrheit dieser Sache.”

Oder: “‘Feuriger Sonnenuntergang’ ist – Stamp. Kein Leser wird da irgendetwas sehen.” Er lächelt beinah verschmitzt: “Hast du ihn gesehen? Ich will sagen: während du hast ihn geschrieben? Konkret gesehen?” Gerds Ausdruck geht von verblüffter Frage zu erhellendem Begreifen, und auch Lott beugt sich gespannt vor. “Du kannst nur – wie sagt man – übermitteln ein Bild, wenn du siehst es, und siehst es gut und richtig. Wie eine fotografische Linse – wenn es ist kein Bild vor ihr, so kommt nichts auf die Platte. Mußt sie richtig einstellen auch, natürlich. Erst *sieh* einen Sonnenuntergang, einen ganz konkreten – und dann setze ihn über in Worte so, daß der Leser empfängt dasselbe Bild.”

Langsam sagt Gerd: “Gewaltige Wolkenberge... über einem glühenden Tor...”

“Bravo – jetzt hast du gesehen! Nur – Berge über einem Tor, das –”

Und schon lacht Gerd herzlich: “Natürlich, das ist das totgeborene Kind, das sich im Sande verlaufen hat. Aber man könnte sagen...” Er grübelt.

“Nun, man könnte sagen zum Beispiel: Langgestreckte Wolken liegen wie glühende Balken über dem offenen Tor – du siehst es? – und dahinter brennt eine Welt. – Nein, das ist nicht gut noch auch, es muß ganz still und statisch sein. ^[142] Oder wenn du willst Berge – Wolkenberge an einer durchglühten Bucht – an der durchglühten Bucht der endlosen Weite. – So. Das ist schon etwas.” Er scheint den Satz zu kosten. “Nur, Wolkenberge – das auch ist schon Stamp, auf dies Wort reagiert die Vorstellung nicht mehr. Ich werde dir sagen: neue Formulierungen sind kein Krampf; es ist nötig für die Wirkung eines Kunstwerks, daß du triffst die Sensibilität des Lesers an einer Stelle, wo sie ist noch nicht hartgescheuert von den immergleichen Eindrücken wie das Fell von einem alten abgeschundenen Maulesel von den Riemen.”

Lebhaft fällt Gerd ein: “Ah – *Wolkentürme* an der Bucht – wie sagtest du von der Bucht? Das war wunderschön.”

Und immer wieder: streichen, streichen, streichen. “Ein Schriftsteller darf nicht sein eine Nachtigall, die sich berauscht an ihr eigenem Gesang.” Manchmal ist selbst Lott entsetzt, wenn er nach nochmaligem Vorlesen einen energischen Strich über eine halbe Seite macht, an der sie zu zweit das letzte Mal lange gefeilt haben, und vielleicht noch gerade einen Satz stehenläßt. “Sollst du nie bedauern deine schöne Worte, daß du kannst nicht stolzieren damit wie der Pope mit seinem Bart. Der Bart von ein Popen, sagt man, ist fettig. Ein Kunstwerk darf nicht sein fettig. Und es braucht keinen Bart, und wenn er glänzt auch noch so schön. Ein Kunstwerk entsteht nur, wenn du haust weg alles Überflüssige, wie bei einer Skulptur, und noch geschnitten und wieder noch etwas abgekerbt, bis es bleibt die exakte Muskulatur, daß du spürst die Sehnen und Knochen darunter. Das aber mußt du ausarbeiten schön und voll – präzise, daß es nicht sei ein verhungertes gerupftes Hühnchen. Da hinein mußt du legen deine ganze Kraft.”

¹⁴²Vgl. auch Seite 14.

Kapitel 9

[¹⁴³]

Redy ist doch ein feiner Kerl. Zufällig hat Sascha ihm von seinen Papierschwierigkeiten erzählt, sie gingen gerade von der Brunnenstraße in Richtung Fürstenwalderstraße, wo Redy ein Zimmer mit seiner jetzigen Frau bewohnt.

“Na, Menschenskind, warum hast du das nicht schon eher gesagt? Wenn es weiter nichts ist – ” Und er gibt ihm seinen Meldeschein und seine Heiratsurkunde.

Allerdings, allzu glänzend passen diese Papiere auch nicht auf Sascha: er sieht eher älter aus, als er ist, und als Alfred Spenzer ist er plötzlich noch um sechs Jahre jünger. Und bei einem, der in Hamburg geboren ist, wirkt sein fehlerhaftes Deutsch und sein starker Akzent recht befremdend. Aber das ist Angelegenheit der Fantasie; er kann immer behaupten, kurz nach seiner Geburt seien seine Eltern an die polnische Grenze umgesiedelt, und so weiter. Sie waren ja schon mal in so einem Kaff zu einem Erntefest, da hat Sascha genügend Einzelheiten zurückbehalten – das winzige Flößchen, das stilllose Gemeindehaus –, um argwöhnischen Polizisten Puder in die Augen streuen zu können. Und schließlich, wenn Frau Spenzer behauptet: das ist mein Mann – da soll ihr einer erstmal das Gegenteil beweisen. Woher sollte er auch die Eheschließungsurkunde haben, da Lott mit der ihren aufwarten kann?

Jetzt werden sie doch ein wenig getroster in die Welt hinausfahren.

Vorsichtshalber nimmt Lott wieder den Gewerbeschein. Wenn es auch anders geht, soll man Urkundenfälschung lieber vermeiden. Und so ist es sogar viel lustiger. Vorher war es freilich nicht ohne Salz, wenn Sascha auf die Frage nach seinem Gewerbeschein sagte: “Da müssen Sie sich an meine Chefin wenden, ich bin nur Angestellter,” und Lott kühl und geschäftsmäßig, Chefin vom Scheitel bis zur Sohle, ihr Papier vorwies. Aber die jetzige Rollenverteilung ist doch netter, irgendwie natürlicher. Und sie ist unwiderstehlich, die schlanke junge Frau, wenn sie mit blitzenden Zähnen scherzt: “Natürlich, der Chef bin ich hier! Mein Mann macht die Arbeit, und ich habe die Kasse. Und wo das Geld ist . . . ” Und dazu Saschas Lächeln eines Beduinenhäuptlings, der es nicht nötig hat, das Messer zwischen die Zähne zu nehmen, damit die Frau weiß, wer der Herr ist. [¹⁴⁴]

Das Atelier hat Lott auch auf ihren Namen genommen. Ja, sie haben jetzt ein Atelier, und sie haben es teuer genug bezahlt. In einem Hof in der Brunnenstraße. Ein Fotografenatelier, eine Längswand und die Decke bestehen ganz aus Scheiben. Das gibt ein häßlich

¹⁴³Dieses Kapitel trägt die im Original die Nummer 12. Das vorige Kapitel trägt auch im Original die Nummer 8. Die Seitenzählung, die wohl vom Sohn der Autorin vorgenommen wurde, hat keine Lücke.

¹⁴⁴Im Original “Herr” unterstrichen.

hartes Licht, ganz als sei man auf der Straße, aber das ist wohl Sache der Gewohnheit. Und das ist es ja, wonach sie japsten in den Kellern und Kombüsen: Licht, Luft!

Wer weiß, vielleicht können sie sogar im Winter die Praxis wieder aufnehmen; die junge Frau, von der sie es übernommen haben, hat ja bis jetzt mit ihrem Mann, einem angehenden Arzt, von den Einnahmen des Ateliers gelebt. Sie sprach von dreihundert Mark Umsatz monatlich, und der hätte sogar noch gesteigert werden können, wenn sie richtig dahinterhergewesen wäre. Und in dieser Voraussicht kaufen sie ihr auch gleich noch ihren Atelierapparat ab, eine schwere Riesenmaschine, veraltet und umständlich. Bald erfahren sie allerdings, daß es aussichtslos ist, die Praxis wieder in Schwung zu bringen. Jenny Holsten, ihre Vorgängerin, hat jahrelang die Geduld ihrer Kunden auf eine zu harte Probe gestellt, so daß zuletzt niemand mehr kam. Nicht ein einziges Mal erscheint jemand, um sich fotografieren zu lassen, obwohl sie das Schild vorsorglich am Haustor haben hängen lassen. Nur einmal taucht eine erboste junge Frau auf: ob sie wohl einmal das Bild zu sehen kriegen würde, das sie hier hat machen lassen an ihrem Hochzeitstag, in weißem Kleid und Schleier und mit ihrem Mann? Das war noch im Winter, am zwölften Februar, und seitdem ist sie wohl hundertmal hergelaufen; und die Anzahlung... Schließlich sieht sie ein ^[145], daß die neuen Mieter nichts dafürkönnen. Und nun hat sie doch kein Bild von ihrem Hochzeitstag!

Das ist sicher nicht schön von Jenny Holsten; aber dennoch, was für ein interessanter Kerl! Eine der wenigen Frauen, die Lott von vornherein sympathisch sind (und wenn nicht von vornherein, dann sind sie es niemals). Ein richtiger Bohème-Typ. Ihr scheint es wichtiger zu sein, morgens mit einem Buch im Bett zu bleiben und abends einen Budenzauber zu improvisieren, als zur rechten Zeit oder überhaupt Mittagessen zu haben. Und was die fälligen Retuschen anbelangt, da hat sie wohl immer auf den inneren Impuls gewartet, der sie dazu veranlassen würde. Dabei wirkt sie alles andere als schlampig, und nicht einmal weich. Sie ist Anfang der Dreißiger, mittelgroß und von schöner Haltung. Lott ist dauernd in Bewunderung vor ihrem Gesicht: Stolz und herbe Ruhe spricht aus dem Ebenmaß der straffen und klaren Züge, das männlich geschnittene Haar liegt glatt um den Kopf, die dunklen Augen sind klug, warm und lebendig, und trotz der kühnen Nase hat sie unendlich viel weiblichen Charme.

Aber närrisch ist sie doch. Ihr Mann hat darauf bestanden, daß sie einen Kontrakt machen, Jenny als Verkäuferin, Lott als Käuferin, und da muß sie dann beim Unterschreiben ganz verlegen erklären, daß sie gar nicht Holsten heißt, sondern Bell. Sie nennt sich nur so, weil sie doch seit Jahren mit Holsten lebt. Aber er will erst heiraten, wenn er ihr eine Existenz zu bieten hat. Bell ist der Name ihres geschiedenen Mannes, ihr Mädchenname ist Mertz.

“Na,” meint Lott gelassen, “ich kann Ihnen nur sagen, ich ärgere mich noch jetzt, daß ich meinen schönen Namen gegen den Namen eines Mannes eingetauscht hab. Schon überhaupt aus Prinzip. Und dann: Babendeerde – das ist doch ein Name! Und es ist *mein* Name. Ein zweites Mal würde mir das nicht passieren.” Und amüsiert erinnert sie sich an die weite, nonchalante Handbewegung: Gott, wir sind ja vorurteilslos!, die Herr Holsten für die Tatsache hatte, daß der Mann, den Frau Spenzer als “mein Mann” vorstellte, nicht Herr Spenzer heißt. (Damals war Redys großzügige Schenkung noch nicht geschehen.)

Nun, mit der Existenz, die Holsten seiner Frau bieten will, mag es wohl noch seine gute Weile haben. Er ist der Typ des verbummelten Korpsstudenten, der unmerklich in

¹⁴⁵Im Original: “sieht sie ja auch ein”.

die Jahre kommt. Groß, die Haltung noch stramm, mit keimendem Bierbäuchlein, und auf den abfallenden Schultern ein übermäßig langer Hals; die Wangen beginnen schon, schlaff herabzusacken; die Nase springt gewaltig dazwischen hervor, aber das fliehende Kinn und die merkwürdig starren blauen Kulpсаugen heben diesen Eindruck von herausfordernder Energie wieder auf. Seiner stark gelichteten Haare wegen und aus Rücksicht auf Frau Jennys "Mein Mann ist Mediziner" nennt man ihn im allgemeinen "Herr Doktor". Man kann nicht behaupten, er sei unsympathisch; er kultiviert ein drolliges Gemisch von zackiger Korrektheit und blubbernder Gutmütigkeit, und die anerkannte Kunst der Mediziner in sachlichem Schweinigen als "l'art pour l'art" hat bei ihm einen bewundernswerten Grad der Vollendung erreicht.

Eigentlich ist es erstaunlich, daß es nicht gleich zu einer Freundschaft zwischen den beiden Frauen gekommen ist. Aber sie hatten beide ihre Gründe, sich reserviert zurückzuhalten. Jenny mochte es nicht ganz wohl sein, für ein angeblich florierendes fotografisches Atelier 350 Mark Abstand zu nehmen von diesen Menschen, die ihr Geld auf der Straße verdienen. Aber ihr stand das Wasser am Halse. Und ihr Mann stand hinter ihr, der sie unablässig sermonierte: "Du wirst uns noch in die Leichenhalle ^[146] bringen mit deiner albern übertriebenen Anständigkeit!" Einmal mußte man auch an sich selbst denken. So oft hat man sie übers Ohr gehauen... Ein formeller Betrug ist es ja auch nicht, sie hat keine Bücher vorgelegt, die bewiesen hätten, daß dies Atelier eine sichere Existenzbasis darstellt. Sascha und Lott haben es ihr auch weiter nicht übelgenommen. Für sie war die winterliche Verdienstmöglichkeit eine geradezu unwahrscheinlich beruhigende Eventualität, aber so weit entfernt noch! Die 350 Mark waren freilich ein harter Brocken, aber dafür kostet die Miete bloß dreißig Mark monatlich. Lott hat sich Neubauwohnungen angesehen und ausgebaute Dachwohnungen, im Westen, unter sechzig Mark monatlich war da nichts zu haben. Eine glatte Rechnung: in einem Jahr haben sie es wieder heraus.

Frau Jenny hat ihnen erklärt, daß sie selbst vor drei Jahren auch Abstand zahlen mußte und wieviel Geld sie in das Atelier gesteckt hat, und damit hat sie auch zum Teil ihre Forderung begründet. Und das läßt sich nicht leugnen: sie hat wirklich viel machen lassen da. Als sie es übernahm, war es ein nackter Riesenraum, sie hat erst mit zwei Wänden ein Schlafzimmerchen abteilen ^[147] lassen, und zwar so, daß zwischen dessen Schmalwand und der Wohnungstür ein kleiner Raum bleibt, den sie sehr hübsch als Vorraum hergerichtet hat. Sogar eine feste Decke hat das Schlafkabinettchen, das hält schön warm im Winter. Ein Fenster ist allerdings nicht drin, aber die leichte zweiflügelige Tür, mit Rupfen bespannte Holzrahmen, läßt genügend Luft durch. Sie haben ja drei Jahre lang darin geschlafen! Und sie hat selbst die ganzen Wände mit Rupfen bespannt, es sieht wirklich sehr wohnlich aus, wenn auch Sascha und Lott diese Art Wohnlichkeit nicht lieben und entschlossen sind, das ganze Zeug sofort abzureißen. Dann ist nebenan noch ein Räumchen, das als Küche dienen kann, es hat Wasserleitung und sogar ein normales Fenster auf den Hof. Von da führen drei Stufen zur Dunkelkammer; wenn man da nur ein wenig aus der Mauer heraushaut, wäre gerade Platz für eine Badewanne, das Wasser könnte man durch einen Schlauch von der Küche hinleiten.

Sie sind buchstäblich geblendet. Soviele Räumlichkeiten, so viele Möglichkeiten! Die Neubauwohnungen – schön und grün, aber die muß du nehmen, wie sie sind, die kannst du nicht ändern, wie es dir paßt. Während du dir hier alles nach deinem Geschmack einrichten kannst, auf einer Bodenfläche von acht Metern zu fünf Metern kannst du bauen

¹⁴⁶Im Original "Morgue" statt "Leichenhalle".

¹⁴⁷Im Original "einbauen" alternativ zu "abteilen".

und machen und gestalten! Und das alles für dreißig Mark monatlich!

Leider muß Frau Jenny sie bitten, sie noch einen halben Monat länger als vorgesehen im Atelier wohnen zu lassen, weil die Wohnung, in die sie einziehen wollen, noch nicht ganz fertig ist. Das ist dumm, sie haben Charlies Keller gründlich satt, und vierzehn Tage mehr oder weniger solcher Hauserei, das zählt; bei dem anhaltend schlechten Wetter wagen sie nicht, auf den Schock zu fahren. Aber dieser halbe Monat Arbeit auf der Straße, bei jedem Wetter, gibt ihnen die Möglichkeit, sich auch gleich ein paar Möbel zu kaufen. Sonst hätten sie erstmal mit ihren acht Meter zu fünf Meter Bodenfläche vorliebnehmen müssen. Und es macht doch einen ganz andern Eindruck, wenn man in eine leere Wohnung einzieht, daß man gleich seine Möbel hat.

Die Brockensammlung ist eine sehr segensreiche Einrichtung für solche Fälle. Den Tip hat ihnen Icke gegeben. Von allen möglichen Nachlässen, zumeist gutbürgerlichen, werden alle möglichen Sachen dahingeschafft und spottbillig verkauft. Mehrere Stockwerke in einem Hof in der Ackerstraße sind vollgestopft mit dem unwahrscheinlichsten Kram – es gibt keine Art Gebrauchsgegenstand, von dem nicht mindestens ein Exemplar hier einmal gelagert hätte. Solide und ausgediente und kostbare und primitive Möbel, aber auch Fächer, Blasebälge, Nadelkissen, Stechbecken, Käseglocken, Einlegesohlen, Kaffeesiebe, Handfeger, Nippessachen von jedem Geschmack und manches, dessen Gebrauch niemand erraten kann, bis sich eines Tages jemand einfindet, der gerade das gesucht hat. Eine Etage – die am meisten frequentierte – ist voll breiter Regale vom Boden bis zur Decke, vollgestopft mit Kleidungsstücken und Wäsche; eine breite, solide Tonbank trennt die Kauflustigen von den begehrten Schätzen. Schon bevor die Türen morgens geöffnet werden, stehen sie an, um einen guten Platz zu kriegen. Und dann quetschen sie sich zu drei, zu vier Reihen, die Arbeiterfrauen, in der erstickenden Luft von nie gelüfteter Kleiderkammer, von Mottenpulver, jahrealtem Staub und gedrängt schwitzenden armen Leuten – stundenlang, in der Hoffnung, billig was zu erwischen, was sie brauchen können. “Ham Se nich ’ne jute Untahose, Frau Schneelsen?” Aber Frau Schneelsen ist ein launisches altes Biest, im Lauf der Jahre ist ihre Macht ihr zu Kopf gestiegen, und wer bei ihr nicht in Gunst steht, kann sicher sein, daß sie die Unterhose wieder in das Gewurstele zurückschiebt, falls ihr grade eine in die Hand fällt. Und wenn man schimpft, sagt sie mit Seelenruhe: “Ick bin jetzt bei de Kleida, Untahosen komm ’n andamal dran. Wenn Se det nich paßt, jehn Se nach Haus. Stänkan jibts hier nich! Det ist Hausfriedensbruch! For ’n Momang vakoof ick Kleida!” Was sie aber nicht davon abhält, fünf Minuten später Strümpfe oder Matrosenmützen anzubieten. Nicht aus der Ruhe zu bringen, mit verschlafenen Bewegungen latscht sie zwischen den Regalen und der Tonbank hin und her, Herrin im Lumpenreich. Zerrt aufs Geratewohl etwas heraus, breitet es aus, mit einem abschätzenden Blick: “Fuffzich Fennje.” – “Ich! Ich! Hier!” Manche schreien schon, ehe sie recht gesehen haben, was es ist. Und wessen Nase ihr gerade am besten gefällt, der kriegt es dann. (Manchmal stopft sie auch eine gute Sache wieder ins Regal zurück; sowas wollte Frau Miefke gerade haben.)

Unten im Keller, wo die Möbel stehen, ist nur wenig Betrieb, es geht da auch kaufmännisch solider zu; für sein Geld kann man sich die Sachen gründlich ansehen und über den Preis verhandeln.

Hier holen Sascha und Lott “ihre Möbel”. In zwei Stunden und für achtundsechzig Mark kaufen sie so ziemlich alles, was man zur summarischen Einrichtung einer Wohnung braucht. Leider gab es gerade keine Möbel nach ihrem Geschmack. Aber da sie heute einziehen wollen... Vorher kaufen und da stehenlassen – gibts nicht; was man kauft, muß man gleich mitnehmen.

Lott findet: Sessel braucht der Mensch, sie hat die primitive Hockerwirtschaft satt. Also kaufen sie, da sie nur zusammen gegeben werden, vier Sessel im Stil "kalte Pracht", toll geschnitztes Ebenholz mit roten Damastpolstern. Und was ihnen sonst noch unter die Hände fällt. Bloß einen normalen Tisch haben sie vergessen. Dafür aber ein barockes weißes Damenschreibtischchen, den Klimperkram kann man abschlagen, das Ding schwarz anstreichen und später vergrößern. Und eine Matratze – eine wahre Festwiese!

Es ist unbegreiflich, wie sie es fertigbrachten, drei Mann hoch, das Riesending mit Stoßen, Kanten und Schrammen ins Schlafkabinettchen hineinzuzwingen, ohne die Wand zu demolieren. Es bleibt nur ein schmaler Streifen Platz daneben, und mächtig warm wird es sein, nachdem die Sonne einen ganzen Tag auf das Glasdach gebrannt hat. So ein breiter Diwan wäre im großen Raum sehr dekorativ gewesen – . Aber Lott ist vollkommen fasziniert von der Vorstellung: ein extra Schlafzimmer! Es ist auch zu scheußlich, wenn jemand morgens zu einem kommt und fällt einem so quasi in die ungemachten Betten. So etwas kann sie auf Stunden hinaus verstören. Und gutwillig hat Sascha ihrem Wunsch nachgegeben.

In der ersten Nacht müssen sie aus dem Schlafzimmer flüchten. Wanzen wie Sand am Meer! Sie sind vollkommen aufgefressen. Und eine Hitze – . Wie haben die Holstens es da nur aushalten können? Sie machen sich in den pompösen, etwas steifen Sesseln so bequem wie möglich – sie sind redlich müde von den Anstrengungen des vergangenen Tages – und schmieden Pläne. Das ist eigentlich gar nicht so schlimm, man kann das Schlafzimmer abreißen, dann haben sie einen wunderbaren, großzügigen Raum. Die Schmalwand lassen sie stehen, damit der Vorraum erhalten bleibt. Das wird überhaupt eine aparte Wirkung geben auf der Seite des Wohnraums, dies Stück Wand, das in halber Höhe aus der Mauer hervorspringt. Da werden sie eine Eckbank anbauen, einen guten Tisch kaufen, die Festwiese mitten in die Bude –

Den Kopf voller Gestalterfreuden strecken sie sich schließlich auf dem Boden aus und versuchen, ein Augevoll Schlaf zu kriegen trotz der ungeschirmten Deckenbeleuchtung, die sie der Wanzen wegen nicht löschen wollen. Sachte fängt es an zu regnen. Das hört sich sehr eindrucksvoll an auf dem Glasdach. Auf unserm Glasdach, denkt Lott träumerisch. Bis sie merken, daß es auf sie herabtropft. Und dann stellen sie fest, daß es noch an fünf, sechs Stellen durchregnet. Aber mit einer Handvoll Kitt ist dem ja schnell abgeholfen. Wäre es eine Zimmerdecke, durch die es vom Ziegeldach her durchtropft – herrjemine, das wäre ja hoffnungslos, bis sie den Hausbesitzer zu einer Reparatur veranlaßt hätten!

Charlie und Icke, der jetzt auch arbeitslos ist, haben ihnen gestern tüchtig beim Einziehen geholfen. Überraschend früh stellen sie sich verabredungsgemäß heute wieder ein. Es ist doch gut, wenn man praktische Arbeiter zu Genossen und Helfern hat, die wissen, wo man bei Gelegenheit das nötige Handwerkszeug herkriegt!

Das Demolieren der Längswand und der Decke des Schlafzimmers geht viel einfacher, als sie gedacht haben: einer haut mit einem großen Vorschlaghammer in die Wand, ein anderer hat einen riesigen Haken um die Kante geklemmt und reißt mit aller Kraft – und schon stürzt ein Riesenfladen mit Donnergekrach auf die Dielen, die Lott gestern abend so sauber gescheuert hat, und der Kalkstaub wölkt ihnen um die Köpfe. Sie wischen sich die Augen aus, lachen sich triumphierend an: na, das geht ja wunderbar! – und nochmal reingehauen, was die Arme hergeben wollen, Bruch und Ruck und Zuck und Krach!

Nach kurzer Zeit erscheint eine empörte Frau: was denn hier los sei, sie seien ja wohl verrückt geworden, das ganze Haus in Klump zu schlagen – "ick habe schon de halbe Stubendecke uff meine Kommode zu liejen!"

Sascha empfängt sie mit seinem unwiderstehlichen Lächeln und erklärt ihr alles. Er schenkt ihr von dem Wodka ein, mit dem sie heute abend, fertig installiert, ihren Einzug zu feiern gedachten – „echter russischer Wodka, liebe Frau, 80% – nun, sagen sie die Wahrheit: ist er gut oder schlecht?“ –, er fragt sie nach ihrem Rat und ihrer Meinung, und dann trinken sie noch einen auf gute Nachbarschaft. Lott weist auf die dickbepuderte „kalte Pracht“ und sagt vollkommen natürlich und mit unendlichem Genuß: „Gott, sehen Sie bloß, meine guten Möbel!“ Und nach dem dritten Gläschen entfernt sich Frau Hase, völlig bezaubert und mit allem einverstanden. „Et jeht ja ooch allens vorieba.“

Herrlich, die Nächte auf ihrer Festwiese, in dem weiten Raum! Und wenn das Licht ausgeknipst ist, zittern hoch über ihnen alle Sterne. Die Wanzen sind freilich noch kaum weniger geworden, aber wenn sie das nächste Mal auf den Schock fahren, werden sie gründlich ausschweifeln. Dazu müssen sie nun aber erstmal alle Löcher dichtmachen, sonst fliegt der Schwefeldampf raus, und die Wanzen sind munter wie zuvor.

Und Löcher gibt es... Gründlich wie sie sind, haben sie gleich überall die Rupfenbe-
spannung abgerissen, mit der Frau Jenny alles so wohnlich gemacht hat, nicht am wenig-
sten für die Wanzen. Und da kamen dann rohe, unverputzte Mauern zum Vorschein. Zum
Glück kennt Icke einen arbeitslosen jungen Maurer, auch ein interessanter Kerl; wenn er
nicht armer Leute Kind gewesen wäre, hätte er vielleicht sein Talent als Maler ausbilden
lassen können. Stattdessen ist er Maurer geworden. Und das ist es wohl, was ihn so verbit-
tert. Solange er noch Arbeit hatte, hat er sich Farben gekauft und hat gemalt. Man fragt
sich, warum. Spaß scheint ihm das nicht zu machen. Die Husch sagt, sie zittert die ganze
Zeit, wenn er an einem Bild sitzt; sie braucht bloß husten, und gleich kriegt er einen wahn-
sinnigen Wutanfall. Und wenn sie denkt, jetzt ist ja wohl das Bild glücklich fertig und für
eine Weile wieder Ruhe, dann zerreißt er es und trampelt drauf rum, zähneknirschend und
ohne ein Wort. Nur bei ganz wenigen – nachdem er einen Tag über dem vollendeten Bild
gebrütet hat und immer wieder zu ihm zurückgekehrt ist wie einer, der eine Leiche ein-
gescharrt hat und sich immer von neuem überzeugen will, ob auch alles seine Richtigkeit
hat – schließt er es in die Kommodenschieblade ein, mit einem herzerreißenden Ausdruck
zwischen Verzauberung und Hohn. Noch keinem hat er eins von seinen Bildern gezeigt.
Man weiß auch nicht, soll man ihn danach fragen oder nicht. Tut mans, dann kriegt man
bloß ein wütendes Knurren zu hören, oder er stürzt sich in verbitterte Anklagen gegen
die Weltordnung und in gehässige Selbstveräppelung. Tut mans nicht, dann scheint er das
als Mißachtung und „Egoismus“ aufzufassen und verschließt sich in finsternes Schweigen. –
Die Husch hat wahrhaftig nichts zu lachen mit ihm.

Den bringt Icke nun mit. Ja, das sieht man, daß die Husch nichts zu lachen hat bei
ihm. Unter dem trockenen schwarzen Haarschopf eine schwere Stirn, die dunklen Augen
finster, die zusammengewachsenen Brauen sträuben sich über der Nasenwurzel in einer
tiefen Falte. Ein hartes Kinn, verbissene Kiefer und ein schmaler, bitterer Mund. Er hat
die langsamen Bewegungen eines Stiers, und wie ein Stier hält er den Kopf gesenkt und
vorgeschoben. Dabei ist er nicht plump, aber untersetzt und gedrunken; die Arme sind
eher mager, die Handgelenke knochig. Seine breiten Hände, mit etwas teigigen Fingern,
sind von der langen Arbeitslosigkeit weich und verfeinert.

Es scheint ihm wohlzutun, daß er hier für alle Bauarbeiten als unumschränkte Auto-
rität anerkannt wird und daß er sie zu dirigieren hat. Und das versteht er, Teufel noch-
mal! Ohne die Stimme zu erheben, in mürrischem Ton, unter dem immer ein immenser
Ausbruch zu lauern scheint, den er bloß aus Nichtachtung für den armseligen Krümel
unterdrückt, der ihm gegenübersteht. Aber die Jungs sind schon an seine Art gewöhnt,

und so kommen sie gut miteinander aus.

Jetzt wird das Atelier ein richtiger Bauplatz. Mitten in der Bude wird Mörtel aufgeschüttet, Leitern, Maurermollen, Eimer beherrschen das Feld, während die Möbel aus einer Ecke in die andere geschoben werden.

Tage nacheinander steht Sascha auf einer hohen Doppelleiter und verkittet sorgfältig und systematisch all die kurzen Scheiben des Daches (acht Meter zu fünf Meter, sogar etwas mehr, da das Dach schräg ist). Er ist in wunderbarer Stimmung. Er schafft etwas, er baut, er gestaltet. Dies ist ein Geschenk, das er der geliebten Frau macht. Wenn sie sich doch einmal trennen, kann er mit ruhigerem Herzen von ihr gehen, da er ihren törichtsten Frauenwunsch ^[148] erfüllt hat : nach einem Zuhause, einem Rahmen um ihr Leben herum. Und zum Teufel, soviel an ihm liegt, soll dieser Rahmen seiner Königin angemessen sein!

Lott hat es bald aufgegeben, ihre Möbel immer wieder zu bürsten und zu klopfen, den herabklatschenden Kitt und Mörtel abzukratzen; aussichtslos. Am liebsten hätte sie auch gehandwerkelt. Sie hat nur Handlangerdienste zu leisten. Zehnmal am Tage wird sie geschickt, irgendetwas zu kaufen, was sie ebensogut in einem einzigen Gang hätte erledigen können. Das irritiert sie immer wieder, aber Sascha meint, daß sie so am nützlichsten ist, wenn sie immer für alles zur Verfügung steht. Da sie nicht einsehen kann, daß das auf so unrationelle Art geschehen muß, es überhaupt nicht liebt, wie ein Lehrling für alles zur Verfügung zu stehen, und ihre Unzufriedenheit darüber nicht genügend zu verbergen vermag, gibts mal wieder ein kurzes Gewitter, das aber nichts am Status quo ändert. Die Kocherei für alle Mann ist auch sehr umständlich mit ihren anderthalb Töpfen, auf dem primitiven Spiritusköcherchen; in der Küche ist kein Herd, und sie findet es ärgerlich, für dumme Küchenzwecke Geld auszugeben, während sie soviel für das Atelier brauchen.

Wenn man die Meinung vertritt, daß die Arbeitslöhne eine Ausbeutung darstellen, muß man sich auch praktisch dementsprechend verhalten, wenn es dazu kommt. Sie zahlen den Genossen den doppelten Tariflohn. Und du meine Güte, unter Genossen arbeitet man nicht nach der Stoppuhr. Wenn sie kommen, sind sie da. Man läßt sich Zeit beim Essen, zwischendrin ^[149] setzt man sich mal zum Tee; die günstigste Art, die geplanten Arbeiten auszuführen, erfordert lange und gründliche Beratungen, aber es wird doch tüchtig geschafft, alle arbeiten mit einer Hingabe, als sei es für sie selbst; und wenn mal einer früh weggeht, weil er was vorhat – dafür bleibt er dann ein andermal eine Stunde länger, um eine Sache zu beenden.

Das Signal für den Feierabend gibt meistens die Husch, ein entzückendes Kind von achtzehn Jahren. Die ist dann vorher schon von ihrem Büro nach Haus gerannt und hat unterwegs eingekauft, hat das Bett gemacht, die Stube gefegt, aufgeräumt, das Waschwasser vom Morgen ausgegossen und frisches geholt – aber immer ist sie so spritzlebendig, als käme sie nur eben aus dem Bad.

Die Husch. Daß es so etwas gibt. Jeder, der sie kennt, muß sie lieben. Sie ist so frisch und natürlich, immer lustig, immer in Bewegung, ein wahres Quecksilberchen, aber mit einer Leichtigkeit und Grazie, daß sie dem Empfindlichsten nicht auf die Nerven fällt. Die vorige Generation hätte sie wahrscheinlich als sonnig, taufrisch oder Schmetterling bezeichnet; nicht mit Unrecht, aber das Einfache, Grundechte in ihrem Wesen wäre darin nicht zum Ausdruck gekommen. Ein zierliches Geschöpf, ein Gesichtchen, das noch die entwaffnende Weichheit der Kinderjahre nicht ganz abgestreift hat, und ein Glorientanz kastanienbrauner Locken, denen man ansieht, daß sie nicht künstlich hergestellt wurden.

¹⁴⁸Im Original "fraulicher Wunsch" alternativ zu "Frauenwunsch".

¹⁴⁹Im Original "inzwischen" statt "zwischendrin".

Wie ist es möglich, daß sie erfrischend fröhlich und voll unbeschwerter Schelmerei sein kann, ganz als kenne sie nichts Böses und nichts Trübes? In ihrer Kindheit hat sie nur Not und Entbehrung gekannt und alles, was an Häßlichem, Bitterem dazugehört. Sie meint, sie verdanke alles der Sozialistischen Jugend, in die sie mit dreizehn Jahren zufällig hineinkam. Da sind sie gewandert und haben gesungen, sie hat Klampfe spielen gelernt – sie war da das Küken, und alle waren immer so nett zu ihr. “Das waren die schönsten Jahre meines Lebens,” sagt dies achtzehnjährige Ding. Bloß, seit sie mit Franz lebt, haben einige angefangen ihr Moral zu predigen, und seitdem geht sie nicht mehr hin. Das paßte ihr nicht.

“Ist es wahr, daß die Anarchisten die freie Liebe predigen?” fragt sie Lott eines Tages. Jedem andern hätte Lott auf eine so alberne Frage eine schneidend sarkastische Antwort gegeben; aber wenn die Husch einen so erwartungsvoll ansieht mit ihren blanken, nußbraunen Augen, in denen das Weiße einen bläulichen Perlmutterglanz hat wie bei Kindern... Und geduldig setzt Lott ihr die Stellung der Anarchisten zu den Fragen von Liebe und Ehe auseinander, die nach ihrer Meinung die Stellung jedes vorurteilsfreien, aufrechten Menschen ist.

Wenn die Husch abends kommt, streicht Lott noch einmal eine Last Brötchen, das Spiritusköcherchen hat alle Mühe, laufend die Teetassen gefüllt zu halten, und es dauert nicht lange, da nimmt die Husch Lotts Gitarre und singt ihre hübschen Schelmenliedchen.

Solange es was zu kitten gibt, bleibt Sascha noch stundenlang unermüdlich auf seiner Leiter. Aber man merkt, er ist so seelenvergnügt da oben, daß sein friedliches Arbeiten wunderbar harmonisch sich der allgemeinen Feierabendstimmung einpaßt.

Und es gibt was zu kitten! Die Glaswand hatte es auch sehr nötig. Und dann hat sich herausgestellt, daß zwischen Dach und Wand, von einem Ende der Längswand bis zum andern, ein Spalt klappt, so breit, daß man die Hand quer hindurchschieben kann. Eine gute Ventilation, aber die Heizung im Winter! Nun klemmt er Ziegelsteine und Bretter in den Spalt und verschmiert sie mit Kitt. Das ist eine verdammt langwierige Arbeit, die Dinger wollen nicht halten, und man kommt schlecht dran. Sascha, der immer Rasche, geht dabei mit zäher, nie erlahmender Geduld zu Werke. Franz, der weniger von Taktgefühl geplagt ist als von dem Vorarbeiter-Ehrgeiz, die Arbeit gut fortschreiten zu sehen, hat anfangs mal beweisen wollen, daß man für manches eben doch zwei Arme braucht. Aber nach manchem Fluchen und Gegrummel ist er bald wieder runtergeklettert von der Leiter, kopfschüttelnd: “Versteh ich nicht. Da brauchst du ja mindestens vier Hände für den verdamnten Mist. Wie macht der das bloß?”

Vierzig Pfund Kitt hat Sascha im ganzen verarbeitet. Zum Glück hat er ja Fachleute bei der Hand, und so haben sie ihren Kitt selbst angemacht, aus Leinöl und ^[150], das kommt viel billiger.

Sonntags fahren sie mit ihrer Fotokanone zu einem Rotfrontfest, und wenn während der Woche das Geld ausgeht, stellen sie sich für einen Tag an eine Straßenecke. Und der Gedanke “jeder Groschen bringt das Atelier der Vollendung näher” gibt ihnen so viel Schwung, daß sie einmal an einem Mittwochnachmittag fünfzig Mark Kasse machen. Dabei ist der Mittwoch der schlechteste Tag in der Arbeitergegend, die Erfahrung haben sie längst gemacht. Am Freitag gibt es Lohn, da halten die Frauen am Mittwoch die letzten Sechser zusammen; am Donnerstag dagegen, wenn sie ihr Gemüse billig einkaufen konnten, bleibt gelegentlich noch ein Groschen übrig, den man springenlassen kann.

¹⁵⁰Lücke im Original, Wort fehlt.

Und wenn sie im Marktkalender sehen, daß eine günstige Tour zu machen ist, machen sie ihre Baustelle für eine Weile dicht und fahren auf den Schock.

In diesem Sommer haben sie Gelegenheit, die Glaubwürdigkeit von Saschas Spenser-Papieren auf die Probe zu stellen. Es kommt eine Vorladung aufs Kommissariat für Herrn Spenser und eine für Frau Spenser, zwecks Zeugenvernehmung. Wieso ist diese Vorladung ans Atelier adressiert, da doch Herr Spenser laut Meldeschein in der Fürstenwalderstraße wohnt?

Als erste geht Lott hin. Der Kommissar entschuldigt sich, sie wegen einer solchen Bagatelle belästigen zu müssen: "Sie können mir glauben, wir tun das nicht zu unserm Vergnügen, es ist ja unglaublich, für was manche Leute einen ganzen Polizeiapparat in Bewegung setzen. Also, Sie haben doch mal vom ^[151] bis ^[152] in ^[153] im Zentralhotel gewohnt, da sollen in derselben Zeit zwei Paar seidene Strümpfe und ein Büstenhalter gestohlen worden sein, und jetzt müssen sämtliche Leute, die in der fraglichen Zeit im Hotel anwesend waren, vernommen werden. Ich bitte Sie, kommt ja gar nicht in Frage, auch nur den mindesten Verdacht – aber ich bitte Sie! Man hat ja auch sein bißchen Menschenkenntnis."

Halbwegs beruhigt kommt Lott zurück. Sie hat alle ihre Register spielen lassen – das heißt, ist völlig echt sie selbst gewesen –, und der Mann ist aufs günstigste beeindruckt. Er fand es riesig interessant, daß sie als Journalisten so gründliche Milieustudien unternehmen. Er wird ihr Sascha als ihren Mann und als Herrn Spenser abnehmen, und wenn er ein Kongoneger wäre, der Eskimo spricht. – In diesem Hotel, da hatte sie der Einfachheit halber für sie beide dieselbe Adresse angegeben. Ein Mordsglück. Ihnen schwindelt es ein bißchen, wenn sie sich vorstellen: Redy hätte die Einladung bekommen, wäre ahnungslos hingestieft und hätte da mit dem besten Gewissen behauptet, nie im Leben in jenem Hotel gewohnt zu haben. Er ist ja äußerst geschickt und nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber bis er den Zusammenhang gemerkt hätte – da hätte selbst Redy die Sache nur schwer wieder zurechtreden können. Natürlich hat Sascha ihm damals gesagt, wenn es irgendwelche Maleschen gebe, solle er sich einfach unwissend stellen und ihm die ganze Verantwortung überlassen, und diesmal wäre ihm wohl nichts andres übriggeblieben. Aber dabei hätte er selbst mit hineinschlittern können.

Es geht ausgezeichnet mit Sascha. Der Kommissar entschuldigt sich bei ihm nochmals, und ganz natürlich, im Lauf des Gesprächs kann Sascha ihm seine Kindheit und Jugend an der polnischen Grenze auftischen. Und dann unterschreibt er das Zeugenvernehmungsprotokoll: Alfred Spenser. – Urkundenfälschung.

Dies Hotel und dieser Ort steht bei ihnen beiden in schlimmer Erinnerung. Hierher waren sie gefahren am Ende einer ermüdenden Schocktour. Lott hatte Saschas überlegendem Zögern gegenüber ein unbedingtes Für in die Wagschale gelegt. Der Ort liegt im Elbsandsteingebirge, da fahren Leute hin, um teuer bezahlte Ferien zu genießen; sie würden über eine Woche dableiben – nun, und während der Wochentage würden sie doch sicher Gelegenheit haben, einmal was anderes zu sehen als Zelte und Buden und Straßen!

Der Platz für den Jahrmarkt lag am Rande der Stadt, nahe dem Ufer. Aber von ihrem Stand aus konnten sie vom Fluß nichts sehen, und von den Felsen, die sich am andern

¹⁵¹Lücke im Original.

¹⁵²Lücke im Original.

¹⁵³Lücke im Original.

Ufer erhoben, sah man nur hier und da einen Ausschnitt, und der war auch verhäßlicht von der aufdringlichen Trivialität menschlicher Bedürfnis- und Vergnügungsanstalten, die im Vordergrund die Augen kratzten.

Es wäre wohl doch besser gewesen, sie wären gleich nach Haus gefahren, statt dies noch mitzunehmen. Sascha war recht herunter, er litt wieder an starken Magenschmerzen – aber er sagt ja nie etwas davon! – und gegen Abend hatte er Fieber.

An einem Freitag waren sie angekommen. Wie meistens, wenn der Jahrmarkt längere Zeit dauert, begann der Betrieb erst abends. Gerade wenn sie einpacken müssen. Richtig lohnen würde es sich für sie nur sonntags, meinten die Kollegen, die schon seit einer Woche hier standen.

Trotzdem – nach seinem Prinzip “hundert Bauern, hundert Zwiebeln” baut Sascha wieder früh am nächsten Morgen auf ^[154], ungeduldig über Lott, die sich nicht ohne zwingenden Grund zu beeilen liebt. Und dann stehen sie sich müde in der lähmenden ^[155] Ödheit eines vormittäglichen Rummelplatzes. Nicht ein Mensch kommt vorbei. “Mit-tags?” antwortet auf Saschas Frage ein langer Lulatsch, der sich auf dem Treppchen eines Wohnwagens installiert hat und seine Hühneraugen in einer Zinkschüssel weicht. “Nee, mittags siehste hier auch keinen Schwanz. Zu weit abgelegt. Die hauen bloß nach Feierabend hier raus. Das ist nicht, als wenn du mitten auf der Straße aufbauen kannst, wo immer Freier vorbeikommen.”

Lott, vor lauter Langeweile, verspürt schon bald Eßlust. “Nein, geh du allein, ich esse später. Vielleicht kann man doch ein Bild machen inzwischen. Nein, ich habe keinen Hunger. Ich will nicht! Ich mag überhaupt an Essen nicht denken jetzt!” antwortet Sascha mit nervös gezerrten Zügen auf ihren beharrlichen Wunsch, mit ihm zugleich essen zu gehen.

Das Restaurant, das er ihr gewiesen hat, ein wenig abseits am Flußufer, ist von der Art, wie Schockfahrer sie nicht zu frequentieren pflegen. Nicht gerade feudal, aber gleich vom Eingang an atmet Lott auf in der Gedämpftheit und Gepflegtheit (und notiert befriedigt, daß ihr schlichtes türkisfarbenes Indanthrenkleid dieser Umgebung einigermaßen entspricht). Auf der luftigen Terrasse nur vereinzelte Sommergäste zu dieser Vortischzeit. Und als sie an einem Tisch neben der Brüstung Platz nimmt, wird es in ihr mit einemmal ganz licht und weit. Diese Landschaft! Diese Schönheit voller Sonnenfrieden – . Mit jedem Atemzug trinkt man Stille und Harmonie in sich ein, wie unendlich reinen ^[156] Wein, wie Kristallklang, wie – . Oh mein Gott, sie hat ja fast vergessen, daß es so etwas gibt!

Sie ist froh, daß nicht sofort aufgetragen wird. Und dann läßt sie sich Zeit beim Essen. Die geschickte Bedienung, die gute Aufmachung ist so wohltuend inmitten der Ruppigkeit des Schocklebens. (Hier braucht sie ihr silbernes Besteck nicht herausholen, das sie unterwegs immer mit sich führt.) Sie hat sich Sprudelwasser geben lassen, am liebsten hätte sie Wein bestellt, so festlich ist ihr zumut. Saschenka, Geliebter – morgen werden wir beide hier sitzen, und wir werden Wein trinken und für eine Stunde nichts als diese Landschaft um uns haben. Und vergessen, daß fünfhundert Meter entfernt die Fotokanone lauert. Eine Stunde lang die ganze Häßlichkeit vergessen, die Köter, die an den Budenecken das Bein heben, das scharfe Gezänk aus dem Zelt des Orientalischen Orakels und die Kunstreiterin in schlampigem Unterrock und lappigem Pullover ohne Büstenhalter, mit ungemachten Haaren und schlaffen, ungeschminkten Vormittagsfalten,

¹⁵⁴Im Original gestrichen: “einem Sonnabend”.

¹⁵⁵Im Original “écoeurant” alternativ zu “lähmenden”.

¹⁵⁶Im Original “puren” statt “reinen”.

die in zerrissenen Pantoffeln zur Pumpe latscht. Und daß wir nachher wieder alle Kräfte anspannen müssen, um Bauern und Spießern einen Groschen aus der Tasche zu ziehen.

Ein Verbrechen ist es, daß sie seit Jahren nicht mehr ins Freie gekommen sind. Sie, Lott, für die der Anblick einer blühenden Wiese, der Weg durch einen Wald beglückte Andacht bedeutet – seit Jahren hat sie einmal in diesem Sommer ein reifendes Kornfeld gesehen – im Vorüberhasten, schwerbepackt. Auch Sascha schien plötzlich angerührt vom Anblick der wiegenden Halme in der Sonnenfrühe. Und sie haben sich vorgenommen, einmal eine Pause in der Hetzjagd zu machen, einmal die Gelegenheit wahrzunehmen, irgendwo ein paar Tage zu bleiben, wenn sie gutgemacht haben –

Aber wenn sie gutgemacht haben, rennen sie nach Berlin zurück, um die Arbeit am Atelier vorwärtszustößen. Das muß auch sein, aber “man kann nicht von einem Ochsen sechs Häute schinden”, wie Sascha sagt. Er weiß es auch, aber sie vergessen es alle beide immer wieder. Und hetzen von einer Arbeit zur andern, von Schock zu Schock, gönnen sich häufig nur den zerhackten Schlaf in überfüllten Vierte-Klasse-Wagen zwischendrin ^[157], um nichts zu versäumen, und kehren zurück ins Chaos ihrer Baustelle, wo eine Arbeit die andere nach sich zieht – . Und wundern sich, daß ihre Nerven das nicht aushalten, daß die lächerlichsten Kleinigkeiten Zusammenstöße hervorrufen, die die Nerven noch kaputter machen...

Und bei all diesen Gedanken hält sie ihre Augen ganz weit geöffnet, um all die Schönheit, die vor ihr liegt, in sich aufzunehmen, und die Freude ist ein feines, schwebendes Geläut in ihrer Brust.

Am Ende der Mahlzeit läßt sie sich einen Kaffee geben und eine Schachtel guter Zigaretten, um diese Feierstunde richtig zu beschließen. Oh, daß Sascha nicht dabei ist! Wegen eines hypothetischen Groschens –

Die Rechnung macht sie triumphieren: nicht viel teurer, als wenn sie an schmierigen Tischen in verqualmten Speisewirtschaften essen. Oh ja, das ist schon richtig: die Armen leben am teuersten. Hier eine Stunde sitzen, völlig ausruhen, die Schlacken abspülen – mit welcher anderen Spannkraft kannst du dann das Joch wieder aufnehmen!

Ein langer letzter Blick: Felsen, rascher, funkelnder Fluß, Windhauch über besonnener Wiese – . Das bleibt mir.

Auf halbem Wege kommt Sascha ihr entgegen. Sein völlig verfinstertes Gesicht, in scharfen Falten, macht all ihre leuchtende Freude mit einem Schlag fallen.

“Warum bist du so lange geblieben?”

“Aber Sascha – ”

“Du rechnest nicht mit mir? Fast eine Stunde bist du fortgeblieben!”

“Aber du hast doch gesagt – ”

“Du läßt mich da warten eine Stunde! Du denkst nicht, daß ich auch essen muß! Du rechnest nicht mit mir!” Und läßt sie stehen.

Manches Mal schon hat sie ihn ungerecht gefunden, und daß er unwichtige Dinge unbegreiflich vergrößert und übertreibt. Aber nie hat sie diese weißglühende Kälte des Zorns ihm gegenüber gekannt. Sie bedenkt nicht, daß sie ihm die Freude, die er, ohne es zu wissen, in ihr zerstörte, nicht zur Last legen kann.

Sie wechseln kein Wort den ganzen Tag. Arbeit gibt es nicht viel. Abends beginnt Sascha wieder zu fiebern. Er will nicht, daß sie irgendetwas für ihn tut. Am nächsten Tag ist Sonntag, er steht krank auf und arbeitet, die Augen und die Hand glühend vor Fieber, den

¹⁵⁷Im Original “inzwischen” statt “zwischendrin”.

ganzen Tag. Und er arbeitet gut; das Fieber, das durch seinen Körper tobt, peitscht seine Energien. Sie sprechen nur das strikt Unumgängliche miteinander, mit hartem Gesicht.

Drei Tage lang hat er noch in dem Hotelzimmer gelegen und mit feindlichen Augen zugelassen, daß Lott das Notwendige für ihn tat, sie barsch kommandiert und zurechtgewiesen, wenn sie ihm Umschläge machte, um das Fieber herabzudrücken. Und auch sie konnte ihre Härte nicht zerbrechen. Und sie wollte es nicht.

Dann ordnet Sascha an: wir fahren nach Haus. Sie nehmen den Dampfer bis ^[158]. Es ist eine stundenlange Fahrt. Wie haben sie sich darauf gefreut, als sie herkamen! Alle Passagiere sehen befremdet und beklommen auf den kranken Mann, der auf einer Lattenbank ausgestreckt liegt und seine junge Frau mit kurzen, wütenden Worten wegschilt, wenn sie ihm eine zusammengerollte Jacke unter den Nacken schieben will oder versucht, den Foto-Hintergrund so aufzuspannen, daß wenigstens sein Kopf vor der brütenden Sonne geschützt ist.

Eine ganze Woche haben sie sich so angefeindet. Und schließlich ist die Sache ganz von selbst in sich zusammengefallen. Weil sie ihre Fähigkeiten an Groll aufgebraucht hatten, oder vielleicht, weil sie in dieser Isolierung doch voneinander ausgeruht haben?

Allmählich wird es beängstigend, wie unvermutet eine Arbeit und eine Ausgabe sich in die andere einhakt, im Atelier. Lott packt jedesmal ein Grausen, wenn sie abgerackert und ruhebedürftig in die ewige Wüstenei zurückkommen, und am nächsten Morgen beginnt das Hämmern, Sägen, Meißeln und Pinseln von neuem, und das mühsam erworbene Geld zerrinnt. "Sascha, du siehst zu groß!" lächelt sie manchmal ein wenig beklommen. Aber nun haben sie es angefangen, nun müssen sie schon hindurch, bis die Bude endlich bewohnbar sein wird. Und es läßt sich nicht leugnen, es gestaltet sich immer mehr. Auch für Lott ist es jedesmal ein unbeschreiblicher Genuß, wenn eine vollendete Teilarbeit das geplante Ganze immer besser sichtbar werden läßt. Die glattverputzten Wände sind cremig getönt, die Fläche der stehengelassenen kurzen Schmalwand, die nur bis zur halben Höhe geht, kantet in ruhigem Indigoblau hervor und gibt dem weiten, hellen Raum ein kräftiges Rückgrat. ^[159] Eine Gardinenstange läuft an der Glaswand entlang, an beiden Enden solide eingemeißelt und in der Mitte von einem kräftigen Krampen gehalten; für die Vorhänge, die man bei Gelegenheit in der Brockensammlung kaufen kann. Im Entrée steht ein hoher Spiegel und eine tolle kniehohe Vase mit blauen Reitern und Lilien darauf, in der noch ganz vernachlässigten Küche ein schmaler Diwan, für den Fall, daß ein Genosse mal eine Bleibe braucht. (Wenn die Brockensammlung nicht wär – !) Nur noch die Küche streichen, nur noch die Eckbank zimmern, nur noch einen Ofen kaufen, einen schönen Tisch, nur noch das lächerhafte Schreibtischchen schwarz streichen und vielleicht gleich ein bißchen vergrößern, nur noch das kniehohe Sims unter der Glaswand, rostig abblättern des Eisen, gründlich abklopfen und abschmirlgeln und mit guter Ölfarbe streichen, nur noch – nur noch...

Leider können sie nicht systematisch vorgehen. Denn wie oft geschieht es, daß sie eine Woche, zwei Wochen unterwegs bleiben, und die tausend unvorhersehbaren Zufälle, die Erfolg oder Pleite der Schockfahrer regieren, zwingen sie, mit leeren Händen zurückzukehren. Dann verfluchen sie das Schockfieber, das sie den kleinen sicheren Verdienst an Berliner Straßenecken mißachten läßt – und müssen oft genug feststellen, daß die Stra-

¹⁵⁸Lücke im Original.

¹⁵⁹Im Original gestrichen: Einen guten Teil des Glasdachs haben Sascha und Franz mit Dachpappe belegt – Lott hat nicht gewagt hinaufzusehen –; was das an Heizung sparen wird im Winter!

ßenarbeit denselben geheimnisvollen Gesetzen unterliegt wie der Schock und daß es in Berlin auch regnet. Und sitzen in ihrer unwirtlichen Bude zwischen Farbeimern, Leitern, Werkbank und Sägen und basteln an dem weiter, was sich ohne Ausgaben machen läßt. Und befragen ungeduldig den Marktkalender, wie eine Köchin den Kaffeesatz befragt, der sie doch schon sooft betrogen hat.

Bald hat Sascha noch mehr Grund als bisher, argwöhnisch zu sein gegen die Stimmungen seiner Geliebten. Lott ist schwanger. Und schwangere Frauen sind den unberechenbarsten Launen unterworfen, das ist ja bekannt. Aber eben: es ist so bekannt und so als unvermeidlich anerkannt, daß die Frauen diese Maxime ganz einfach mißbrauchen und sich gehenlassen. Soll sie sich hüten – !

Nun ist Lott zum Glück so gesund konstituiert, daß ihre Schwangerschaften ihr nicht die mindesten Beschwerden verursachen. In puncto Sensibilität kann sie allerdings zu allen Zeiten Sascha beinahe das Wasser reichen, aber sie hat nie bemerkt, daß eine Schwangerschaft sie noch empfindlicher gemacht hätte. Sonst hätte sie doch wohl das Wagnis nicht auf sich genommen, ihr Leben mit Sascha zu gefährden um ihres Wunsches willen, ein Kind von ihm zu haben.

Denn diesmal will sie ein Kind. Und sie bleibt standhaft gegen Saschas eindringliches und überzeugendes Abraten. Menschen wie er, Revolutionäre, die außerhalb der Gesellschaft stehen und ein geregeltes bürgerliches Leben nicht wollen, dürfen keine Kinder haben. Aber er verlangt nicht von ihr, abzutreiben. Das zu entscheiden, ist Sache der Frau. Denn das Kind gehört der Frau. Und er weiß, daß ihr nie der Gedanke kommen wird, das Kind könne ihn halten, wenn er von ihr gehen will.

Später einmal hat sie ihm lächelnd gestanden, daß sie gewissermaßen eine Kriegslist angewandt hat, um gegen seinen Einfluß sicher zu sein, dessen Ausmaß ihr gut bewußt ist. Sie hat ihm nicht sofort gesagt, daß sie schwanger ist und das Kind austragen will. Sie hat erst einige Monate gewartet, damit der biologische Lebenswille der keimenden Frucht ihren Entschluß unbesiegbarer macht. Bei ihren verschiedenen Aborten, die nicht immer im ersten Monat stattfinden, macht sie immer wieder die Erfahrung, daß die anfängliche unbedingte Ablehnung des Kindes ^[160] allmählich weich wird und sich sacht in ein sehnsüchtig verträumtes “Eigentlich wäre es doch ganz schön, ein Kind zu haben” auflöst. Oh, die Natur spielt uns manche Schnippchen !

Und der Sommer geht dahin, und der Herbst meldet sich an. ^[161] Noch sind die Tage schön und mild. Auf den fetten, lärmenden Herbstmärkten können sie einen guten Batzen Geld in ihre Taschen dränieren. Sie nehmen noch ein Abschiedsfest in einem Badeort an der Ostsee mit, lauter “besseres Publikum”, aber auch diese verwöhnten Leute macht Sascha so verrückt mit seinen runden Bildchen, daß das Gedränge um ihren Stand dichter und aufgeregter ist als je. Als guter Psychologe hat Sascha hier wieder den Preis von 35 Pfennigen angesetzt. (Unterwegs nehmen sie mal so, mal so, je nachdem.)

Diesmal ist Lott krank. Zahnschmerzen zersplittern ihr den Kopf. Sie schluckt Tabletten in verbotenen Quantitäten, das Blut rauscht in den Ohren, stürzt vor den Augen ab und auf – ungestört reißen die dünnen, vibrierenden Nadeln der Schmerzen ihre feinen Widerhaken durch alle Partien des Gehirns. Halb bewußtlos folgt sie Saschas immer

¹⁶⁰Im Original alternativ “der anfängliche unbedingte Wille dazu” statt “die anfängliche unbedingte Ablehnung des Kindes”.

¹⁶¹Nun müßte es 1927 sein.

rascherem Tempo. Dies ist vielleicht der letzte Großtag. Er kurbelt an, kurbelt an, sie arbeiten mit immer kürzeren Gesten, Präzisionsmaschinen auf höchsten Touren.

Mittags haben sie angefangen. Abends sind sie ausgepumpt bis zum letzten, aber sie haben 280 Mark Kasse gemacht.

Zwei Tage liegt sie und versucht, die Entzündung im Kiefer mit Kompressen von Heilerde zu beseitigen. Sascha versorgt sie mit dem rührenden Ungeschick des Mannes. Dann ist ihre Widerstandskraft zu Ende, und sie hört endlich auf Sascha und geht zum Zahnarzt. Es ist eine Zahnfistel, "und hätten Sie noch lange so fortgefahren mit Ihrer Heilerde, dann wäre es nach außen herausgebrochen, und Sie wären für Ihr Leben entstellt gewesen!" Sie darf Äther einatmen – einer der feinsten Genüsse, die sie kennt – und wird operiert.

Jetzt beschließen sie: wir ruhen ein paar Tage aus. Dieser schon herbstlich verlassene Ort an der See ist wie geschaffen dafür. Am nächsten Tag ist das Wetter umgeschlagen: Kälte, Sturm, Regen. Aber das kann sie nicht anfechten, auch das ist schön!

Arm in Arm am menschenleeren Strand entlang, der fest ist von den Regengüssen der Nacht, stemmen sie sich dem harten Sturm entgegen, der ihnen vereinzelte Tropfen ins Gesicht peitscht und einen Salzgeschmack auf ihren Lippen läßt. Das wilde Rauschen der sich bäumenden und übereinanderstürzenden Wogen, das Toben der Lüfte macht sie wie besoffen. Und mit eins singen sie wieder! Sie singen die schönen alten russischen Soldatenlieder mit ihrem kecken Kampfgeist und ihrer Schwermut in das Tosen hinein, und ihr geliebtes Lied vom Baikalsee. Ihre ausgeruhten Stimmen sind gesundet und kräftig, und der Sturm nimmt die breithintragenden Akkorde auf seine Schwingen.

Und Sascha macht den ersten und einzigen Witz seines Lebens; und der hat auch noch einen Bodensatz von bitterem Ernst. Das Schauspiel der gewaltig heranrollenden Wassermassen, die sich am Strand zerschlagen, und wieder eine neue schaumgekrönte Wellenmauer, und noch und ohne Aufhören – das spült in ihm eine Reminiszenz hoch, die sich ihm eingekrustet hat bis zum Erbrechen: "Solange der kleine Vorrat reicht!"

Allmählich merkt Lott, daß ihre Kleidung nicht recht geeignet ist für dies Wetter: ein dünnes Jäckchen über dem Waschkleid, die wenigstmögliche Unterwäsche und keine Strümpfe. Sie klappert immer hörbarer. Zu dumm aber auch, nichts weiter mitgenommen zu haben! Weder der Witterungsumschwung noch die Ferien waren vorausgesehen. Ach ja, "wenn wir Armen heiraten, ist die Nacht kurz".

Als sie hintereinander in ihr Hotelzimmer eintreten, meint Sascha aufgeräumt: "Willst du? Wir gehen heut abend ins Kasino essen!"

Lott schlägt innerlich Kobolz bei der Vorstellung: Sascha in seiner übermäßig mitgenommenen Schockfahrer-Aufmachung, einem Strauchräuber ähnlicher als einem zivilisierten Zeitgenossen! Ja, wenn nur sein Kopf dahin spazieren brauchte – wie da die Lakaien buckeln würden! Aber das Gelichter sieht ja mehr auf Bügelfalte und weiße Halsbinde. Und sie mit ihrem Kleidchen, das auch nicht von erster Frische ist, und das Gesicht violett vor Kälte! Und in ihrem Übermut wirft sie über die Schulter zurück, mit gespielter Arroganz: "Mein Gott, du hast absolut kein Stilgefühl! Das ist kein Platz für einen Outlaw wie dich!"

Die Arroganz war offenbar zu gut gespielt, Sascha hat ihre Dummheit für bare Münze genommen; er hat eigentlich nur den Ton erfaßt, und der hat genügt, um ihn außer sich zu bringen.

Er knallt die Tür hinter sich zu, und als er im Abenddunkel zurückkehrt, gelingt es ihren Beteuerungen nicht, die Sache richtigzustellen. Wenn sein inneres Gefüge einmal

durcheinandergebracht ist, nützen keine Argumente mehr.

Am nächsten Tag packt er alles zusammen, was zum Apparat gehört. Und ohne von seiner Arbeit aufzusehen: "Ich fahre nach Berlin. Wenn du willst noch hier bleiben – wir können das Geld teilen."

Und wieder eine feindlich schweigende Heimfahrt. Denn Lott, die, wie gesagt, auch kein Weihnachtsengel ist, fühlt sich von seiner Sturheit auch so gereizt, daß sie die Sache laufenläßt, wie er es will.

Ein bescheidener Trost: sie haben kein unnützes Geld ausgegeben. Sascha sagt es sich mit bitterer Genugtuung, Lott mit Galgenhumor. Sie können jetzt vielleicht die noch nötigen Anschaffungen machen und die letzten Arbeiten am Atelier zu Ende führen, so daß man drin leben kann. Es wird Zeit: der Winter steht vor der Tür.

Und endlich kann Lott den Boden zum letzten Mal scheuern, alles Handwerkszeug und alle Farbtöpfe sind verschwunden, und sie sehen ihr Werk an und sehen, daß es gut ist. Und eines Abends gibt es ein großes Einweihungsfest mit Wodka und russischen Zigaretten und vielen kalten Platten; sogar ein Grammophon haben sie aufgetrieben.

Merkwürdig ist es: bei allen ist es üblich, daß für solche Gelegenheiten jeder Gast das Seine beiträgt ^[162], nur bei Sascha kommt niemand auf die Idee, er selbst am allerwenigsten, und die relativ vernünftige Lott auch nicht. Nur die Husch bringt eine selbstgebackene Torte und kriegt dafür von Sascha, der Süßigkeiten nicht mag, einen schallenden Kuß auf jede Backe. Und dann wird die Husch von begeisterten Kuchenfreunden auf die Schultern genommen und im Triumph durchs Atelier getragen, und es wird gesungen und getrunken und getanzt und gesungen, daß der ganze Hof widerhallt.

Und dann ist der Winter da, und sie stehen wieder da mit leeren Händen.

¹⁶²Im Original hier noch: "zu dem substantiellen Teil".

Epilog

Der Sohn der Autorin, Alexander Grothendieck [¹⁶³], schreibt folgendes in “La Clef des Songes”, S. 129–131.

Ma mère laissait à sa mort le manuscrit complet d’un roman autobiographique (s’arrêtant en 1924 [¹⁶⁴], année de la rencontre avec mon père), et d’autres écrits également autobiographiques, qu’elle avait commencé à écrire en 1945 et laissés en chantier depuis 1952 (¹⁶⁵). Ces textes devaient s’assembler en une vaste fresque à la fois historique et

¹⁶³Dieses Foto zeigt wahrscheinlich die Autorin und ihren Sohn im Frühjahr 1928:



¹⁶⁴Wohl eher zu Beginn des Winters 1927/28.

¹⁶⁵Il a été question déjà de ce travail dans une note de bas de page [...].

[Wir zitieren nun die genannte Stelle:] À partir de 1945 et dans les trois ou quatre années surtout qui ont suivi, ma mère s’est dédiée à un travail autobiographique de vaste envergure, sous forme romancée. Cela aurait pu être pour elle une autre occasion providentielle, pour un approfondissement de sa vision d’elle-même et de sa vie. Faute d’une véritable soif de connaître, d’une soif de vérité, elle ne l’a pas saisie. L’idée qu’elle pourrait encore avoir quelque chose à apprendre sur elle-même ne lui est jamais venue. Pour elle, le travail ne pouvait consister qu’à dire, avec toute la finesse dont elle était capable et de façon aussi frappante que possible, *ce qu’elle savait déjà*. Elle s’est contentée de revivre et de ressentir à nouveau les choses au niveau même où elle les avait vécues et ressenties en son temps, avec les mêmes œillères, en reproduisant telles quelles les mêmes escroqueries inconscientes qui lui avaient déjà à ce moment (comme chez tout le monde) bouché une prise de connaissance “en vérité” de ce qui se passait vraiment en elle. Ainsi son travail, à l’exception de quelques rares pages, n’était-il guère autre chose qu’un “exercice de style” littéraire, servi par un sens du style et une maîtrise de la langue consommés. Ce n’était pas un

personnelle, en trois grands volets (¹⁶⁶), qu'elle n'acheva jamais. Elle estimait qu'aucun de ces écrits n'était en état pour publication, et elle avait décidé que rien ne devait en être publié, même après sa mort. Avec le recul, je me rends compte que c'était là une sage décision, dictée sûrement par un sain instinct. Elle a dû sentir obscurément et sans se le reconnaître jamais, au delà des imperfections de la forme, une carence plus essentielle qui en était la véritable cause, la carence d'une *profondeur* qu'elle n'aurait pu atteindre qu'en laissant se réaliser une maturité en gestation en elle depuis son adolescence, et que sa vie durant elle avait repoussée... Toujours est-il que cette décision de ma mère me peinait, ne serait ce que par piété filiale. Pourtant, je sentais bien qu'elle n'était pas sans fondement, que quelque chose, que je n'aurais su moi-même alors nommer, "clochait" dans ce témoignage d'une vie qui me touchait de si près. Témoignage déconcertant, pour moi plus que pour quiconque, par une sorte de sincérité impitoyable et qui laisse sur sa faim, faute d'atteindre à la qualité de vérité (sauf en quelques rares instants). C'était comme un pain d'une pâte très riche mais qui, faute de levain, n'aurait pas levé...

Mon idée était qu'avec le très riche matériau biographique laissé par ma mère, je pourrais peut-être prendre sur moi d'essayer de mener à bonne fin l'œuvre qu'elle avait commencé, ou ne serait-ce d'abord que le premier de ses quatre volets [¹⁶⁷] prévus. De publier le roman, déjà écrit, sous une forme peut-être très différente qui restait à trouver, sous son nom ou le mien ou les deux, je n'aurais su le dire... Bien sûr, j'avais beau manquer de maturité, je ne pouvais m'empêcher de sentir ce que cette idée avait de boiteux, à dire le moins – que je ne pouvais, avec les meilleures intentions et toute la piété filiale du monde, écrire l'œuvre *d'un autre*. Et pourtant, cette idée a dû se présenter et revenir avec une insistance patiente et obstinée, pour que je m'en rappelle encore maintenant, alors que j'ai presque tout oublié! Prise aux pied de la lettre, elle me frappe même comme franchement absurde, comme folle. À tel point que je m'étonne maintenant que je ne l'aie pas renvoyée comme telle (¹⁶⁸) – qu'elle ait gardé sur moi une si tenace attirance. Mais en même temps commence à poindre en moi que cette idée, folle certes et impossible à souhaits, était une idée *fertile*. Mieux même, c'était *l'idée entre toutes*, qui à ce moment avait la qualité particulière qui aurait pu me faire secouer la torpeur spirituelle qui m'avait reprise et reprendre contact, par une *tâche précise*, avec la mission

travail créateur et ne pouvait l'être, avec le propos délibéré informulé ancré en elle. Car il n'y a de travail créateur que là où constamment s'approfondit et se renouvelle, en symbiose inséparable avec le travail, la connaissance de la chose qu'on s'efforce d'exprimer. C'est par cela justement qu'un tel travail, à côté de l'œuvre extérieure qu'elle produit et comme un fruit plus caché et plus essentiel, s'accompagne d'une *œuvre intérieure*, par une transformation voire un renouvellement qui s'opère dans celui-là même qui crée.

Bien sûr, les notes autobiographiques de ma mère ont été pour moi un matériau précieux et irremplaçable dans mon propre travail (nullement "littéraire" pour le coup) pour "faire connaissance de mes parents". C'est finalement moi qui, plus de trente ans après ce travail, en ai recueilli le vrai fruit, que ma mère s'était refusée de cueillir.

¹⁶⁶Le roman en principe achevé, "Une Femme", était vu comme la première partie du triptyque "Le Chemin". La deuxième partie avait pour thème principal la vie des émigrés à Berlin et à Paris. La troisième partie devait être consacrée à l'expérience de la révolution espagnole, et à celle des camps de concentration en France.

¹⁶⁷Vier – oder drei, wie oben berichtet ?

¹⁶⁸À vrai dire, j'ai failli écarter d'abord l'idée de m'attarder ici sur la mort de ma mère et sur cette "idée folle", justement parce qu'elle paraît si aberrante! Comme si souvent, j'ai eu à surmonter une réticence tenace pour inclure cet épisode et, de plus, pour ne pas l'expédier au pas de course (ce qui n'aurait rimé à rien), l'examiner avec une véritable attention.

informe, informulée, qui reposait en mes profondeurs et attendait que je lui donne latitude de prendre corps et de s'exprimer. Ce qui rendait l'idée si folle, c'était cela même qui lui donnait aussi sa force – toute la force de mon attachement à ma mère, de l'admiration que je lui voulais, du désir en moi de pouvoir la servir par delà sa mort, par un travail qui perpétuerait sa mémoire. Et ces motivations puissantes ainsi sollicitées n'étaient nullement un leurre. Il n'y a aucun doute que si j'avais eu la fidélité de suivre cet appel et que j'empoigne à bras le corps et de tout mon être cette impossible tâche, cette tâche folle – celle-ci se serait transformée au jour le jour par ce travail même. Elle se serait révélée comme le chemin que Dieu me proposait alors pour susciter et faire se déployer mon propre devenir embryonnaire, ignoré, non né encore et qui demandait à naître. Et ce travail qui m'appelait et me montrait le chemin de mon propre être, de mon propre devenir, il m'était destiné comme une bénédiction pour moi-même certes, mais aussi pour ma mère qui venait de mourir. Non certes, comme dans mon ignorance je l'imaginais, pour perpétuer son nom et le glorifier devant les hommes (comme elle-même sans se l'avouer avait voulu le faire), mais pour l'aider de quelque mystérieuse façon, au delà de la mort qui avait transformé son existence terrestre en une vie *autre*, à assumer dans l'au-delà ce qu'elle s'était refusée à assumer ici-même, et par-là, à faire s'accomplir en elle son propre devenir, bloqué par elle sa vie durant.

Anmerkung des Lektors

Mit aufgenommen wurden Fragmente, Anmerkungen der Autorin und dergleichen. Ab und an wurden gestrichene Stellen in Fußnoten erwähnt, wenn sie zusätzliche, möglicherweise hilfreiche Anmerkungen enthalten. Die im Original mit eckigen Klammern oder einer Randbemerkung “Überfl.?” versehenen Passagen, die so als potentielle Streichstellen gekennzeichnet wurden, wurden meist kommentarlos im Text belassen. Korrigierende Eingriffe beschränkten sich im wesentlichen auf Flüchtigkeitsfehler. Stilistische Eigenheiten wurden in der Regel belassen, an der einen oder andern Stelle wurden sie etwas vereinheitlicht.

Die Entsprechung der Hauptpersonen des Buchs zu realen Personen ist die folgende. “Lotte Babendeerde” ist Hanka Grothendieck; “Robert Babendeerde” ist Albert Grothendieck; “Anna Babendeerde” ist Anna Grothendieck; “Redy Spenser” ist Alfred Raddatz; “Frigga” ist Maidi Raddatz; “Beate”, “Hans”, “Peter” und “Helmut” sind Hanka Grothendiecks Geschwister Eleonore, Fritz, Claus und Siegfried. Sascha Schapiro hat seinen Namen im Buch behalten.

Geschrieben wurde das Typoskript in den Jahren ca. 1945–1952, mit Ergänzungen bis ca. 1955.

Ich habe gewartet bis du mir schreibst,
aber, aber. Na, schreib ich schon zu erst.

Sascha Schapiro